Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Deutsche Roman-Zeitung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung

Herausgegeben von Otto Janke
Vierundfünfzigster Jahrgang 1917

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt

Erster Band

Verlag von Otto Janke * Berlin SW 11

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
JUN 5 1981

AP30
D378
v.51
pt.1

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes

*

Romane

Herd und Schwert. Roman von Fritz Skowronnek. Seite: 1—9, 27—35, 51—59, 75—83, 99—107, 123—131, 147—156, 171—180, 195—204, 219—228, 243—252.

Der Walzerkönig. Roman von Freiherr von Schlicht. Seite: 10—18, 36—44, 60—68, 84—92, 108—116, 132—140, 157—164, 181—188, 205—212, 229—236, 253—260, 277—284, 301—308.

Der Herr Direktor. Roman von Else Croner. Seite: 267—276, 291—300.

*

Beiblatt

	Seite
Frieden! Gedicht von Waldemar Staegemann	19
Seine Muse. Skizze von Ludwig Kapeller	19
Herdglück. Gedicht von Reinhold Braun	21
Der heimliche König. Skizze von Heinrich Ohlendorf	21
Herbst. Gedicht von J. Taufkirch	23
Erziehung zur Lebensmittelkarte. Von Paul Baumann	23
Der Irrweg des Lebens. Gedicht von Georg Ruseler	45
Die Heimkehr. Skizze von Hans Binder	45
Nächtlicher Posten. Gedicht von Kurt Siemers	46
Mütter. Skizze von Marie Pego	47
Der Schlaf. Gedicht von Helene Brauer	48
In Masuren. Gedicht von Hellmuth Unger	66
Der Sturm am Fronleichnam. Von Johannes Freumbichler	69
Wie hab' ich's lieb. Gedicht von Eugen Stangen	71
Nachtmarsch in Stellung. Gedicht von Hans Bauer	73
Warum? Gedicht von Ludwig Kapeller	93
Andreas Gryphius. Von Paul Pasig	93
Im Herbstwald. Gedicht von Isa Madeleine Schulze	96
Stiller Herbst. Gedicht von Maria John	98
Abend am See. Gedicht von Florentine Gebhardt	117
Die erste Schulzeit. Von Paul Baumann	117
Bitte um Schlaf. Gedicht von Hedwig Forstreuter	119
Reifer Acker. Von Rudolf Michael	119
Im Park. Gedicht von Gg. Ph. Pfeiffer	121
Herbststurm. Gedicht von Isa Madeleine Schulze	141
Erziehung zur Lebensmittelkarte. Von Paul Baumann	141
Pastell. Gedicht von Hellmuth Unger	143
Rosen. Von Hedwig Forstreuter	144
Und unsre Liebe lebet ... Gedicht von Reinhold Braun	145
Am Tage der Toten. Gedicht von Isa Madeleine Schulze	165
Durch fremden Mund. Skizze von Marie Pego	165
Erfahrung. Gedicht von Leo Heller	167
Der Mutter stilles Heldentum. Von Franz Mahlke	167
Suchen. Gedicht von Maria John	169
Novemberzeit! Gedicht von F. Wagenknecht	189
Der Hellseher. Erzählung von Wilhelm Lennemann	189
Friede im Krieg. Gedicht von K. E. Knodt	191
Zum Totenfest. Von C. Ernst	192
Erziehung zur Lebensmittelkarte. Von Paul Baumann	193
Ahnung. Gedicht von Maria John	213
Aus der Sommeschlacht. Feldpostbrief von Leutnant Kreitling	213
Ein wenig Licht. Gedicht von Hans Strasser	216
Ostpreußische Zigeuner. Von Fritz Skowronnek	216
Novemberschnee. Gedicht von Kurt Siemers	237
Aus der Sommeschlacht. Feldpostbrief von Leutnant Kreitling (Schluß)	237
Birke am Moor. Gedicht von Franz Lüdtke	239
Deutsches Gespinst. Von Käthe Damm	239
Konzert im Lazarett. Gedicht von Alfred Hein	241
Unsere Laube. Gedicht von Reinhold Braun	261
Mutter Weber. Skizze von Marcello Rogge.	261
Nicht zagen. Gedicht von Gertrud Rothe	263
Gespräch und Geschwätz. Von Ludwig Kapeller	263
... gäb' es ein Weihnachtswunder ... Gedicht von Eugen Stangen	285

Digitized by Google

Seite

Geschichtliches vom Weihnachtsbaume. Von Magda Trott 285
Mein Tannenbaum. Gedicht von Wilhelm Müller-Rüdersdorf 287
Mutter Weber. Skizze von Marcello Rogge (Schluß) 287
Die Legende vom Weihnachtsbaum. Von Wilhelm Lennemann 289
Neujahr 1917. Gedicht von Florentine Gebhardt . 309
Die Nähmaschine. Skizze von Paul Alexander Schettler 309
Winter. Gedicht von Leo Heller 311
Das Geheimnis der Zenzi Renod. Skizze von Hans Friedrich 311
Frage. Gedicht von Maria John 313
Immortellen. Von A. M. Witte 314

Bücherbesprechungen.

Mary Hahn. Kriegskochbuch 25
R. Mertens. Dörrbüchlein für den Haushalt . . 25
E. Junge. Gemüseverwertung im Haushalt . . . 25
Adeline Gräfin zu Rantzau. Hein Spinners Feldzug 25
Henr. Schrott-Pelzel. Doktor Urthaler 25
Magdalene Volkmann. Zu Besuch bei den Tieren . 48
Karl Ernst Knodt. Lichtlein sind wir 48
Hans Roelli. Verse 48
Vom köstlichen Humor 72
Hans Floerke und Georg Gärtner. Kriegsanekdoten und -erlebnisse 72
Dr. Bielschowsky. Goethe, Sein Leben und seine Werke 72
Hans Mayr. Bayerische Wanderschaft 72
Arthur Achleitner. Die Eisenbahner 96
Georg Katz. Lotte Lands Traum vom Glück . . 96
Paul Baehr. Neues Buch der Lieder 96
Victor und Clara Blüthgen. Hinter der Front . 96
Kurt Engelbrecht. Deutschlands religiöse Zukunft . 96
Bruno Eelbo. Bacons entdeckte Urkunden . . . 122
Frank Eggo Gundemar. Der Marsch ins Himmelreich 122
Karl Vögel. Sachsens Söhne im Weltkriege . . 122
Herm. Zittlau. Rationelle Kaninchen-Nutzzucht . . 145
Carl Becker. Religion in Vergangenheit und Zukunft 145
Waldemar Bonsels. Die Heimat des Todes . . 169
R. Mertens. Obsteinkochbüchlein 169
W. Hermann. Schwester Margret 169
Adolf Moepert. Rübezahl 169
Joachim Freiherr v. d. Goltz. Deutsche Sonette . 241
Walter Flex. Der Wanderer zwischen beiden Welten 241
Professor Dr. L. Langstein. Gesunde Kinder in den Spiel-, Schul- und Entwicklungsjahren 241
Ade Nora. Erfüllung 241
R. H. Bartsch. Unerfüllte Geschichten 241
Peter Rosegger. Das lichte Land und allerhand . 241
Fritz Skowronnek. Zertrümmerte Götzen, Der Mann von Eisen, Du mein Masuren, Das Masurenbuch 265
Freiherr von Schlicht. Weit vom Schuß . . . 265
Hans Werder. Die Meistergeige 265
Else Croner. Prinzeß Irmgard 265
Ludovica Hesekiel. Unterm Sparrenschild, Lottchen Lindholz 265
Richard Voß. Das Modell 265
L. v. Blanckenburg. Wenn die Mutter fehlt . . 266
Paul Keller. Grünlein 266
Anton Kerner von Marilaun. Pflanzenleben . . 266

Vermischtes.

Das Gartenstübchen 26
Ein Lehrbuch für die feindliche Presse 48
Die Inselgruppe Aland 49
Vom Wachholderbaum 49
Lediglich 50
Die Humboldt-Akademie Freie Hochschule 73
Denen, die's nach dem Goldenen Horn zieht . . 73
Einen Lehrling anlernen oder anlehren 97
Von den Engländern einiges, selbst erlebtes buchstäblich wahres 97
Heimatlose Wörter 146
Seemannssprache 146
Ausgeschlossen 146
Im Park der Toten 170
Brauchen und gebrauchen 218
O diese Fremdwörter 218
Rumänische Donaustädte 242
Unsere Elektrische 290
Kunst 290
Briefkasten 26

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 1

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Herd und Schwert / Roman von Fritz Skowronnek

Herr von Rosen auf Berschkallen hatte das Zeitliche gesegnet. Von seinem Wahlspruch: „Lustig gelebt und selig gestorben, hat dem Teufel die Rechnung verdorben", hatte er nur den ersten Teil befolgt. An der Erfüllung des zweiten Teils hatte ihn sein plötzlicher Tod verhindert. Zur gewohnten Stunde, pünktlich wie immer, war er nachts um zwei Uhr von seinem Jugend- und Busenfreund Braczko heimgekehrt, hatte sich vergnügt zu Bett gelegt und war sanft eingeschlafen . . . .

Nicht einmal die gewohnte Stellung, auf der rechten Seite, das linke Bein über das Deckbett geschlagen, hatte er geändert. Mehrmals war sein alter Diener Jons durch das verdunkelte Zimmer gegangen und hatte nicht gewagt, den Schlummer seines Herrn zu stören. Erst als es zu Mittag ging, hatte er sich entschlossen, an das Bett zu treten und halblaut zu sagen: „Gnädiger Herr, es ist Zeit, aufzustehen."

Wie der Blitz war die Erkenntnis in ihm eingeschlagen, daß sein Herr nicht mehr unter den Lebenden weilte. Da hatte er sich auf den Bettrand gesetzt und hatte lange das stille Gesicht betrachtet, das im Tode noch ebenso jovial gutmütig aussah wie im Leben. Dann hatte er sich die Tränen abgewischt und war mit ruhiger, unbeweglicher Miene, wie sie ihm in seinem Beruf zur Gewohnheit geworden war, zur Gnädigen ins Zimmer getreten und hatte gewartet, bis sie nach seinem Begehr fragte.

„Melde gehorsamst, daß der gnädige Herr sanft eingeschlafen ist."

Die alte Dame lehnte sich in ihrem Fahrstuhl zurück und schloß die Augen.

Leise fuhr Jons fort: „Der gnädige Herr sind ganz sanft eingeschlafen. Wie er sich zu Bett gelegt hat, liegt er noch jetzt."

Ein müdes Kopfnicken. „Schicken Sie mir Grundmoser her." Eine kleine Handbewegung; er war entlassen.

Schweigend machte Jons kehrt und ging hinaus, um seinem Herrn den letzten Dienst zu erweisen, ihn zu waschen und anzukleiden.

Bald nach Mittag wurde der schwere schmucklose Eichensarg aus dem Kirchturm, wo er schon jahrelang in fester Umhüllung bereit stand, geholt, und als der trübe Herbstabend herabsank, war der Gutsherr von Berschkallen auf der Diele aufgebahrt. Ein Dutzend armdicker Wachslichter spendeten ihm das letzte Licht auf dieser Erde.

Bald nach dem Abendbrot kam sein Freund Braczko. Seit rund dreißig Jahren hatte es kaum einen Abend gegeben, an dem die beiden nicht ihren Rotspohn miteinander getrunken hätten. Den einen Abend in Berschkallen, den anderen in Keimkallen. Viel gesprochen wurde dabei nicht, selbst das Zuprosten hatten sie sich im Laufe der Zeit abgewöhnt, es genügte ja, wenn einer das Glas zum anderen erhob. Nur gegen ein Uhr pflegte der Gastgeber zu fragen: „Nehmen wir noch eine?"

Das war auch überflüssig, denn es pflegte nie vorzukommen, daß der andere die Frage verneinte.

Digitized by Google

Braczko hatte kein Wort gesagt, keine Frage getan, als er vom Wagen stieg. Der helle Lichterschein, der ihm von der Diele entgegenstrahlte, sagte ihm alles. Still trat er an den Sarg und strich dem toten Freund über das stille Gesicht.

„August, warum hast du mich verlassen? Was soll ich armes Wurm jetzt allein anfangen? Das Beste war', wenn Er mich jetzt auch holte."

Dann hatte er sich in den Ledersessel am Kamin niedergelassen, in dem er immer zu sitzen pflegte. Jons hatte ihm wie immer die gewohnte Marke Rotwein gebracht und das erste Glas eingegossen, das Braczko zu seinem Freund hob. . . .

Von den Wänden der Diele sahen die Jagdtrophäen, die das alte Geschlecht im Laufe von vier Generationen zusammengebracht hatte, auf den Letzten des Stammes herab, der die letzten Stunden unter seinem Dache weilte. Da hingen ausgestopfte Köpfe vom Elch, Hirsch und Wildschwein, dazwischen mächtige Geweihe und altes Gewaffen, wie man es früher im Nah- und Fernkampf gegen starkes Wild gebrauchte.

Drei Nächte hielt Braczko bei seinem toten Freund und Rotspohn die Leichenwacht. Das letzte Glas, das er ausgetrunken hatte, warf er in den leeren Kamin, daß es in tausend Scherben zersplitterte. . . .

Das war weiter nichts als das Symbol für das Ende einer unwandelbaren treuen Freundschaft, nicht etwa die Bekräftigung eines Gelübdes zur Enthaltsamkeit, denn Herrn Braczko auf Keimkallen hat der Rotspohn noch manches Jahr gemundet . . .

Am meisten Arbeit von dem Todesfall hatte Fräulein Marie Brinkmann, die „Mamsellchen", wie sie als Beherrscherin der Küche genannt wurde, denn es wurde gesotten, gebraten und gebacken, wie es zu einem großen Schmaus erforderlich ist. Die Margellen, die den Kuchenteig kneteten und walkten, mußten, wie es die alte Sitte verlangte, tüchtig dabei juchzen, damit der Kuchen gut geriet, denn Mamsellchen wollte auch beim Begräbnis ihres Herrn mit ihrer Kunst Ehre einlegen.

Mehr als anderswo haben sich dort hinten, fern im Osten, wo der deutsche Grundbesitz treue Wacht hält gegen das andräuende Moskowitertum, die alten Gebräuche erhalten. Das Begräbnis ist nicht bloß ein Akt stiller Teilnahme für die Leidtragenden, sondern ein Opferfest, für den Entschlafenen, dem man bei kräftigem Schmaus und Trunk die rühmenden Nachreden nachschickt . . . ein Überrest aus den Zeiten des Heidentums, als man dem Tod noch nicht so wehleidig gegenüberstand als jetzt. . . Vielleicht muß man hier die Gegenwart ausnehmen, die uns wieder gelehrt hat, den Tod als die Krönung der Tapferkeit und Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes zu bewerten. . .

Der kleine Kirchhof hatte nicht hingereicht, die Menge zu fassen, die dem Herrn von Berschkallen das letzte Geleit gegeben hatte. Rings um den niedrigen Zaun standen die Menschen in dichten Reihen.

Auf der Diele am offenen Sarge hatte der Pastor Schimkus dem entschlafenen Jugendfreunde, der ihn von der Hochschule nach bestandenem Examen zum Seelsorger seiner Gutsleute berufen hatte, die Leichenrede gehalten. Er konnte ihm nachrühmen, daß er ein tüchtiger Wirt und seinen Leuten allzeit ein gütiger Herr gewesen, dem droben im Himmel ein gerechter Richter den gebührenden Platz in Abrahams Schoß anweisen würde.

Über den reichlichen Abendtrunk seines Gutsherrn dachte er wohl ebenso milde wie jener Kandidat, der die heikle Aufgabe zu erfüllen hatte, in der Probepredigt gegen Völlerei und Schlemmerei zu sprechen und auf den anwesenden Schloßherrn, der die Freuden der Tafel sehr liebte, die Nutzanwendung zu machen. Seine beiden Mitbewerber hatten sich mit Ach und Krach um die Aufgabe herumzudrücken versucht.

Er jedoch donnerte wie ein Heid gegen die faulen Bäuche, daß alle Hofschranzen, vom Hofmarschall bis zum Diener, vor Schrecken erbleichten. Und dann kam die Nutzanwendung auf den gestrengen Patron: „Was aber unseren allergnädigsten Landesherrn betrifft, der hats, dem schmeckts, wohl bekomm3 ihm, Amen!"

Digitized by Google

Der weißköpfige Schimkuß machte sich die Sache noch leichter. Er stellte dem fröhlichen Genießen des Lebens und all der guten Gottesgaben, die auf dieser Erde zu finden sind, die ernste Arbeit gegenüber, die der Entschlafene als Verwalter einer großen Begüterung mit sichtlichem Erfolg und reichlichem Segen geleistet hatte. Mit der von christlicher Anschauung gebotenen Einschränkung, daß wir allzumal Sünder sind und vor Gott des Ruhmes ermangeln, war auch dem Gerechtigkeitsgefühl aller Anwesenden reichlich Genüge geschehen.

Mit stillem, unbewegtem Gesicht saß die nun verwitwete Frau Christine von Rosen in ihrem Rollstuhl. Eine Erkältung bei einem schweren Gichtanfall, der ihr die Knie verkrümmt hatte, hatte ihr auch das Augenlicht geraubt... Nur ein schwacherSchimmer drang noch in ihre Augen . . .

Hatte das schwere Leid, das sie in sich selbst trug, sie gegen Schicksalsschläge abgestumpft? Oder war der Tod des Gatten kein Verlust mehr für sie? Von den Anwesenden wußte mancher, daß es keine Liebesheirat gewesen, wenigstens nicht von ihrer Seite, die das Paar zusammengeführt hatte.

Aber sie war dem Manne mehr als ein Menschenalter hindurch eine treue Gefährtin gewesen. Und die Nahestehenden wußten, daß sie von Anbeginn an die Zügel der Wirtschaft in festen, ratlos schaffenden Händen gehalten, und daß der größte Teil des Lobes, den der Pastor dem Entschlafenen gespendet, ihr gebührte.

Der alte Inspektor Grundmoser, der mit seinem Herrn alt und grau geworden war, hätte noch hinzufügen können, daß alle Verbesserungen von ihr ausgegangen wären. Erblindet, gelähmt, hatte sie vom Fahrstuhl aus jeden Abend, während ihr Mann hinter der Flasche saß, die Anordnungen getroffen, die bei solch einem großen Gut erforderlich sind. .

Wer all das wußte, wunderte sich nicht darüber, daß ihre lichtlosen Augen keine Tränen mehr für den toten Gatten aufzubringen vermochten . . . Was ihr durch den Sinn ging, als der Sarg, dem sie des schlechten Weges und Wetters wegen nicht das Geleit zum Kirchhof geben konnte, von starken Männern aufgehoben und hinausgetragen wurde, konnte niemand wissen. . .

Ihre Stelle am offenen Grab wurde vollkommen von Braczko ausgefüllt, der dem Toten die ersten drei Hände voll Erde nachwarf. Und dann kamen alle und drückten ihm in ehrlicher Teilnahme die Hand, denn alle wußten, wieviel er verloren hatte. . .

Beim Kaffee und Kuchen herrschte im Trauerhaus noch die wehmütige Stimmung vor. Man sprach mit gedämpfter Stimme. Aber bald, nachdem Frau von Rosen sich in ihr Zimmer hatte hinausfahren lassen, wurden die Reden lauter. Gute Freunde, alte Bekannte, die das traurige Ergebnis von weither zusammengeführt hatte, setzten sich zueinander, um sich zu berichten, wie es ihnen solange ergangen wäre.

In einem Kreise der näheren Bekannten, der sich um Braczko geschart hatte, wurde die Vergangenheit durchgesprochen, wobei sich recht oft die Veranlassung ergab, dem Entschlafenen ein stilles Glas zu weihen. Der Pastor erzählte mit einem Schuß dankbarer Rührung, wie ihn das Schicksal mit dem jungen Gutsherrn, der zu seinem Vergnügen einige Semester in Königsberg studierte, zusammengeführt hatte. Auf der Mensur hatten sie sich kennen gelernt.

„Die Normannen," so erzählte der alte Herr, und das Feuer fröhlicher Erinnerung sprang dabei aus seinen Augen, „hatten bei uns Balten für Rosen wegen einer gleich starken Partie anfragen lassen. Wir waren damals nicht viel Aktive, ich glaube sechs Mann. Ich hatte erst dreimal, allerdings mit Glück, gefochten. Aber Rosen hatte schon mindestens sein Dutzend Mensuren hinter sich und fast stets abgestochen.

Mir war die Sache gar nicht recht, aber als unser Fechtwart fragte: „Schimkus, willst du antreten?" da gab es keine Weigerung. . .

Ich kann jetzt als alter Mann wohl eingestehen, daß mir ganz kodderig zumute war, als ich bandagiert wurde. Unser Erster, der mir sekundierte, ruckte mich zusammen. „Wenn du deine Tiefquart mit der Terz hinterher einmal anbringst, hast du gewonnen. . ."

Gleich beim zweiten Gang kratzte ich Rosen mit einer Terz. Das erste Blut auf

Digitized by Google

Gegenseite gab mir die Ruhe und kühle Entschlossenheit wieder. Aber erst kurz vor dem Stellungswechsel gelang es mir, meinen Doppelhieb anzubringen. . . Die tiefe Quart parierte Rosen, aber die Terz kam ganz ungedeckt hinein. . ."

Der alte Herr machte eine kleine Pause und nahm einen Schluck. Dann fuhr er fort: „Es war eine starke Abfuhr. . . Kaum war Rosen genäht, als er mich auffordern ließ, den Abend bei ihm zu verleben. Da haben wir Schmollis getrunken. . . .

Die Mensur, die uns zusammengeführt hatte, entschied auch über mein ferneres Leben. Wir hatten im Blutgericht mein zweites Examen sehr energisch begossen. Am anderen Morgen weckte mich Rosen: ‚Mensch, sorg bloß schnell für eine Quarr, du hast schon eine Pfarr.' Ganz verständnislos sehe ich ihn an."

„Du mußt dich schon etwas deutlicher ausdrücken."

„Sehr einfach", erwidert er, „mein alter Pastor in Berschkallen ist gestern gestorben, du sollst sein Nachfolger werden."

„Na, die Quarr hattest du doch schon in Bereitschaft", fiel Braczko lachend ein.

„Das kann ich nicht leugnen. . . ich war schon im stillen verlobt", erwiderte der Pastor behaglich schmunzelnd. „Und ihr wißt ja alle, daß ich auch mit meiner Gattin, die mir der Tod viel zu früh entrissen hat, in den Glückstopf gegriffen habe."

„Ob man das auch von dem Verstorbenen sagen kann?" warf ein junger Gutsbesitzer ein.

Braczko sah ihn strafend, fast wütend an. „Wenn Sie älter wären, würden Sie so was nicht fragen . . . nicht wahr, Gruber?" wandte er sich an seinen Nebenmann, „die Christine von Berg war das schönste Mädel, das man sich denken kann. Gewachsen wie ein Licht, und das Gesicht, na wie sagt man gleich . . . wie Milch und Blut und dazu die dunklen Augen. . . Wir alle, die wir damals jung waren, flogen um sie herum wie die Bienen um den blühenden Lindenbaum. . ."

„Es wird doch erzählt, daß sie vorher schon mit dem damaligen Forstassessor Mertinat so gut wie verlobt gewesen ist", warf wieder derselbe ein.

„Das ist ein dummes Gerede," erwiderte Braczko heftig, „dem ich bei dieser Gelegenheit den Kopf zertreten möchte. Der Forstassessor Mertinat war einer von den vielen, ich war auch darunter, die sich um Christine von Berg bewarben. Ich kann Ihnen auch sagen, daß er um einen Tag zu spät gekommen ist. Am Tage zuvor hatte sie meinem Freund Rosen das Jawort gegeben. Aus Ärger verlobte sich Mertinat wenige Tage später mit seiner nachmaligen Frau . . ."

„Ach, das war wohl der Grund zu der Feindschaft zwischen den beiden Frauen?"

„Eine andere Ursache ist uns hier nicht bekannt geworden", erwiderte Braczko, „aber sie genügt nach meiner Ansicht vollkommen, wenn die richtige Frau merkt, daß sie sozusagen nur der Notnagel gewesen ist, daß der Herr Gemahl noch immer um die andere herumschleicht, wie der Marder um den Taubenschlag. Aber Rosen war auf dem Posten, und vor allem: Frau Christine war unnahbar. Wenn wir sie heute anstatt ihren Mann begraben hätten, dann könnte ich auch nichts anderes von ihr sagen."

„Ich möchte noch was hinzufügen", fiel Gruber ein. „Ich weiß von meiner Frau, wie schwer Christine von Rosen daran getragen hat, daß sie kinderlos blieb."

„Na, meinst du, Rosen hat das nicht auch empfunden? Weshalb hat er denn so tief in die Flasche gesehen bis ihn die Wurschtigkeit und der Stumpfsinn überkamen?"

„Und weshalb hast du es getan?"

Braczko setzte eine entrüstete Miene auf. „Sollte ich ihn dabei allein lassen? Das tut nicht gut, wenn einer allein hinter der Flasche sitzt. Na und dann ist es uns beiden zur Gewohnheit geworden. Ich weiß bloß nicht, was ich morgen Abend anfangen soll."

„Na für morgen lade ich dich ein", erwiderte Gruber.

„Und ich lade dich für übermorgen ein", fügte der Pastor hinzu. Gerührt steckte Braczko seine Hände nach beiden Seiten aus. „Ich danke euch . . . und nun noch was Wichtiges. Ich kann heute Abend bei der Tafel nicht sprechen. Mir würde dabei das Tränentöppchen umkippen. Das mußt du Pastor besorgen."

Digitized by Google

Es war lange nach Mitternacht, als Braczko als Letzter das Trauerhaus verließ. Was er nie in seinem Leben getan, tat er heute. Er reichte Jons die Hand, schüttelte sie kräftig, als wolle er ihm sein Beileid ausdrücken, und sagte halb gerührt, halb grimmig: „Einmal müssen wir doch alle daran glauben. Gute Nacht Jons. . .“

Zweites Kapitel.

Es war nicht vielen bekannt, wie wenig Herr von Rosen und wie viel seine Frau mit der Leitung der Wirtschaft und des Gutes zu tun gehabt hatte. Deshalb wurde sehr eifrig die Frage erörtert, was die arme erblindete und verkrüppelte Witwe nun anfangen würde.

Auch die Frage war aufgetaucht, wer schließlich mal das schöne große Gut erben sollte. Der Verstorbene war der letzte seines Stammes gewesen und besaß gar keine Verwandte, aber auch gar keine, nicht einmal von seiner Mutter Seite her.

Frau von Rosen sollte allerdings weitläuftige Verwandte im Reich haben, eine Kusine, die an einen kleinen Beamten verheiratet war. Es schienen aber gar keine Beziehungen zwischen ihr und der Verwandtschaft zu bestehen, denn es war nie einer von ihnen nach Berschkallen zum Besuch gekommen, und auch von einem Briefwechsel wußte man nichts.

Wenn Frau von Rosen mit Hilfe des Notars ein Testament errichtet hätte, so würde man wenigstens diese Tatsache wissen. So etwas pflegt auf dem Lande durchzusickern und der Notar hätte wohl auch kein Hehl daraus gemacht, daß und zu welchem Zweck er in Berschkallen gewesen wäre.

Solch ein Rätsel bietet bei einem Begräbnis einen sehr ergiebigen Gesprächsstoff, weil er den weitesten und gewagtesten Vermutungen Spielraum läßt. Aber obwohl sich ein Dutzend flinker Zungen mit der Lösung des Rätsels beschäftigen, blieb es doch völlig dunkel, was dereinst aus Berschkallen werden sollte.

Wie interessant wäre es da den Teilnehmern des Begräbnisses gewesen, zu erfahren, daß zu derselben Zeit, als sie sich den Kopf zerbrachen, Frau Christine in ihrem Zimmer einen langen Brief schrieb. Das war ein mühseliges Geschäft für eine alte Frau, die von dem Briefbogen nur gerade noch einen schwachen Schimmer vor sich erblickte.

Trotzdem flog ihre Hand mit dem Bleistift rastlos über den Bogen, während die Linke zuerst den oberen und dann auch den unteren Rand abtastete und auch beim Beginn der Zeile den Bleistift hinderte, zu früh zu beginnen. So füllte sie Seite auf Seite mit großen, steifen Buchstaben, wie sie nur selten von einer Frauenhand gestaltet werden. Aber die Hand, die da schrieb, war schon seit langen Jahren gewohnt, schwere Zügel zu führen, und die steifen Buchstaben waren der sichtbare Ausdruck eines starken festen Willens.

Schließlich hob Frau von Rosen zu Lottchen, ihrer Vorleserin, die über ein Buch gebeugt ihr gegenüber saß, den Kopf: „Geben Sie mir einen Umschlag. So, danke, und nun setzen Sie sich an meinen Tisch und schreiben Sie die Adresse: ‚Herrn Assessor Kurt v. Berg, Rheinsberg i. d. Mark.‘ Haben Sie, ja? Der Brief wird eingeschrieben geschickt. Und nun rufen Sie mir Dore, daß sie mich zu Bett bringt. Ich brauche Sie heute nicht mehr. Gute Nacht.“

„Ach, gnädige Frau, ich bleibe noch gern bei Ihnen und lese Ihnen noch etwas vor. Sie werden noch nicht einschlafen können.“

Auf das Gesicht der alten Dame trat ein milder, freundlicher Ausdruck: „Sie gute Seele! Nein, gehen Sie nur ruhig schlafen, ich habe heute noch manche Stunde mit meinen Gedanken zu tun.“

. . . . . Assessor von Berg hatte sich gerade von seinem Nachmittagsschläfchen erhoben und rüstete sich zu dem Dämmerschoppen, den er im Ratskeller einzunehmen pflegte. Selbst wenn man der größte Naturschwärmer ist, oder sich aus Sparsamkeitsrücksichten die regelmäßige Teilnahme an den Kneipereien der Honoratioren versagen will oder muß, kann man sich in solch einem kleinen Nest nicht ganz von der Geselligkeit abschließen, um nicht als hochmütig, oder menschenscheuer Sonderling zu

Digitized by Google

gelten. Selbst den Anschein erzwungener Sparsamkeit muß man zu vermeiden suchen.

Da ist der Dämmerschoppen eine segensreiche Einrichtung. Man kann sparsam trinken und hat immer Veranlassung zum Abendbrot die Sitzung abzubrechen. Und das ist sehr angenehm für einen Assessor, der von den Diäten eines mageren Kommissoriums leben, Wohnung, Essen und Kleidung bestreiten soll. Das ist wirklich eine schwere Aufgabe für einen jungen lebenslustigen Mann, wie es Kurt von Berg war, der von Hause aus mit so wenigen Glücksgütern gesegnet war, daß er schon als Student und später als Referendar Musik- und Unterrichtsstunden erteilen mußte, um sich durchzuschlagen.

Ab und zu erfreute ihn das Schicksal durch ein paar hundert Mark, die ihm im Auftrage eines unbekannten Wohltäters von einer Bank zugeschickt wurden. Die Bank vermittelte auch seine Dankesbriefe, in denen er seinem unbekannten Wohltäter von seinem Leben und Streben einen wahrheitstreuen Bericht abzustatten pflegte. Aber den Namen konnte er nicht in Erfahrung bringen.

Der Assessor hatte seinen stattlichen Schnurrbart in die Binde gelegt und beschäftigte sich eben mit den Nägeln seiner wohlgepflegten Hände, nicht aus Eitelkeit, sondern, weil sie ihm zur Handhabung seiner mit Meisterschaft gespielten Geige wertvoll waren, als der Briefträger ihm einen eingeschriebenen Brief und einen Geldbetrag, der die bisherigen Sendungen um das Doppelte übertraf, brachte.

Mit begreiflicher Neugier griff er nach dem Brief, dessen Poststempel beim besten Willen nicht zu entziffern war. Die dünne kleine Handschrift der Adresse, die ohne Zweifel von Frauenhand herrührte, war ihm ganz fremd. Was konnte ein unbekanntes weibliches Wesen ihm so wichtiges mitzuteilen haben, daß ihm der Brief „eingeschrieben" zugestellt werden mußte.

In Gedanken nahm er den Abschnitt der Postanweisung zur Hand, den der Briefträger neben das Geld auf den Tisch gelegt hatte und warf einen Blick darauf. Da stand diesmal nicht der Stempel der Bank, sondern in kräftiger Handschrift: „Absender Frau von Rosen geb. von Berg, Berschkallen."

Er hatte als seine Wohltäter bis jetzt zwei junge baltische Edelleute, von Roth, im Verdacht gehabt, mit denen ihn die Musik zusammengeführt hatte. Er hatte sich einmal auf ein Inserat, in dem ein guter Violinspieler für ein Liebhaberquartett gesucht wurde, gemeldet und hate dadurch die beiden Brüder, die ebenso eifrig und künstlerisch die Musik pflegten, wie er, kennen gelernt.

Vor Jahren schon waren die Brüder in ihre Heimat, in die baltischen Provinzen Rußlands zurückgekehrt, wo sie die durch den Tod ihres Vaters geerbten Güter übernehmen mußten. Und in dieser Annahme hatte er in seinen Briefen einen frischen Ton mit einer Vertraulichkeit angeschlagen, wie man sie einem Gleichgesinnten und befreundeten jungen Mann gegenüber anwenden kann.

Jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Der Wohltäter war die alte, sozusagen verschollene Tante gewesen, die weit hinten in Ostpreußen an einen Gutsbesitzer verheiratet war. Was mochte das für ein Anlaß sein, der ihm die erklekliche Geldsumme ins Haus trug?

Jetzt riß er den dicken Brief auf, aus dem ihm eine Anzahl mit einer großen unregelmäßigen Handschrift beschriebener Bogen in die Hand fiel. Zuerst sah er nach der Unterschrift. Richtig! „Deine alte Tante Christine." Und dann las er und las.

Er vergaß, die Schnurrbartbinde abzunehmen, er vergaß Dämmerschoppen und Ratskeller und die fröhlichen Genossen, die gewiß schon mehrmals nach der Uhr gesehen und vorwurfsvoll gefragt hatten: „Wo bloß heute der Assessor steckt?"

Dann setzte er sich in das alte ehrwürdige Sofa, dessen steife Lehnen so wenig für die Bequemlichkeit des Zimmerbewohners gemacht waren. Aber man konnte wenigstens den Ellbogen aufstützen und den Kopf in die Hand legen. Das pflegt mancher zu tun, dem sich wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Gewißheit aufdrängt, daß er an einem Wendepunkt seines Lebens und seines Schicksals angelangt ist, wenn er nur den Mut hat zuzugreifen und von dem Lebensweg abzubiegen, den man sich unter Not und Sorgen erkämpft

Digitized by Google

hat und den man bis zu Ende zu gehen entschlossen war.

Allerdings nicht aus besonderer Vorliebe für den erwählten Beruf, sondern Kurt von Berg war Jurist geworden, weil er für die anderen drei Fakultäten noch weniger Vorliebe hatte und weil ihm die juristische Laufbahn die Möglichkeit bot, irgendwo und irgendwann eine erträgliche Stellung zu erwischen. Dabei hatte er natürlich nie an die Möglichkeit denken können, die sich jetzt ihm darbot, Gutsbesitzer in Ostpreußen zu werden.

Wie groß mochte das Gut sein? Weshalb schrieb die alte Dame, die plötzlich den Einfall hatte, ihn zu ihrem Erben einzusetzen, nichts darüber? Vielleicht war der Tausch, wenn sie die Verhältnisse ihm von vorn herein klarlegte, gar nicht der Mühe wert? Was wußte sie denn von ihm, wie war sie auf den Gedanken gekommen?

Was er von ihr bis dahin gewußt hatte, war herzlich wenig. Seine Eltern hatten nie von dieser Tante gesprochen. Nur einmal hatte er in einem alten Album das Bild einer jungen Dame gefunden, in der verschrobenen Tracht der siebziger Jahre. Trotzdem sagte ihm der erste Blick, daß das Bild ein sehr schönes junges Mädchen mit einer prachtvollen Figur darstellte.

Seine Mutter hatte ihm auf seine Frage nach der Person dieses Bildes mit deutlicher Ablehnung im Ton die Antwort gegeben, daß es eine entfernte Verwandte wäre, die in ihrer Jugend gegen den Willen der Eltern aus dem Elternhause gegangen und sich in Ostpreußen als Wirtin auf einem Gut mit ihrem Gutsherrn verheiratet hätte.

Kurt hatte damals trotz seiner Jugend die starke Mißbilligung und Abweisung, die in den Worten seiner Mutter lag, herausgefühlt. Den Anlaß dieser Mißbilligung konnte sowohl ihr Verlassen des Elternhauses, wie ihre Heirat gegeben haben.

Nun schrieb ihm diese Tante, daß sie blind und gelähmt im Rollstuhl sitze und daß er kommen möge, um ihr die Last abzunehmen. Er nahm den Brief wieder zur Hand und las ihn zum zweitenmal langsam durch. Manches hatte er in der Hast beim ersten Lesen überflogen, ohne daß es ihm recht zum Bewußtsein gekommen war.

Da schrieb sie ja auch über die Ursache ihres Zerwürfnisses mit seinen Eltern. Seine Mutter habe ihr den schwersten Vorwurf daraus gemacht, daß sie gegen den ausdrücklichen Willen ihrer Eltern als junges Mädchen in die weite Welt gegangen wäre, um sich auf eigene Füße zu stellen und sich selbst ihr Brot zu verdienen. Sie wies diese Vorwürfe kurz und bündig damit zurück, daß sie die Enge und die Armseligkeit und die Gebundenheit im elterlichen Hause nicht habe ertragen können. Sie habe mit der Aussicht rechnen müssen, als alte Jungfer mit ihrer Mutter von einer kärglichen Pension zu leben, und nach dem Tode der Mutter hätte sie vor dem Nichts gestanden.

„Wie man es mir zum Vorwurf anrechnen kann, daß ich meinen Mann, der mich ehrlich und aufrichtig liebte, geheiratet habe, begreife ich nicht. Daß ich als seine Bedienstete ihn auf unlautere Weise dazu gebracht hätte, mich zu heiraten, ist eine Annahme, die nur aus der in der Familie gegen mich herrschenden feindseligen Stimmung zu erklären ist.

Mein Mann warb ehrlich und anständig um mich und ich verließ sofort, nachdem ich ihm mein Jawort gegeben hatte, sein Haus, das ich erst wieder nach unserer Hochzeit betrat. Ein Annäherungsversuch wurde von deinen Eltern schroff zurückgewiesen.

Das wird dir wohl zur Genüge erklären, weshalb ich mich nicht mehr um sie gekümmert habe. Aber um dich habe ich mich gekümmert. Ich weiß ganz genau, wie du dich als Student und Referendar hast durchschlagen müssen, und entnehme daraus die Gewißheit, daß du genügend Energie und Gewandtheit besitzt, um dich auch in die Pflichten eines Landwirts einzuleben."

Tante Christine hatte sich anscheinend die Tragweite ihres Vorschlages, ja sogar einen möglichen Fehlschlag ihrer Zukunftspläne reiflich überlegt, denn sie gab ihm den Rat, sich zunächst mal für ein halbes Jahr oder ein ganzes von seiner Behörde beurlauben zu lassen, um sich die Rückkehr in seinen Beruf offen zu halten.

Das war ein guter Rat, der ihm den Entschluß wesentlich erleichterte. Im schlimmsten

Digitized by Google

Fall konnte er ein halbes Jahr verlieren. Wieder und immer wieder überlas er den Brief, um daraus ein Bild von dem Wesen und der Persönlichkeit seiner Tante zu gewinnen, mit der er und unter der er die nächste Zeit verleben sollte. Sie war ohne Zweifel eine willensstarke Frau, denn sie berichtete, daß sie schon seit vielen Jahren die Hauptlast bei der Leitung des Gutes habe tragen müssen.

Er konnte sich gar nicht vorstellen, wie sich sein Leben dort hinten an der russischen Grenze abspielen würde. Das würden stille einsame Abende mit einer kranken alten Frau werden, einer alten Frau, deren Wohlwollen er sich erwerben mußte, um an das Ziel, das sie ihm in Aussicht stellte, zu gelangen.

Ob der Einsatz doch nicht etwas zu groß und zu schwer war, wenn die alte Dame auch späterhin ihre leitende Stellung beibehalten wollte? Er stand auf und ging einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab. Dabei kam er an dem Spiegel vorbei, der ihn daran erinnerte, daß er noch immer seine Schnurrbartbinde trug.

Da lachte er laut auf, tat die Binde ab, zog seinen Rock an und schloß das Geld ein. Dann nahm er Hut und Stock und ging in den Ratskeller zum Dämmerschoppen. Er wollte heute Abend einen tiefen Trunk tun und morgen früh noch einmal die ganze Sache in Ruhe überlegen. Ob er aber heute Abend einen guten Gesellschafter abgeben würde? Das war in der Tat nicht der Fall. Mehrmals ertappte er sich selbst und die anderen ihn, daß er nicht gehört hatte, was von der Tafelrunde gesprochen wurde.

Natürlich erfolgten darauf die am Stammtisch üblichen derben Scherze über Verliebtheit und dergleichen. Er fühlte dabei eine innerliche Belustigung. Wenn die Tafelrunde wüßte, daß er sich in diesem Augenblick beinahe schon als ostpreußischer Großgrundbesitzer fühlte.

Dann ertappte er sich selbst dabei, wie sehr ihn der Gedanke beschäftigte, wie groß wohl das Verschkallen sein könnte, und aus diesen Gedanken heraus fragte er den Kollegen, der das Grundbuch des Kreises führte, ob es keine Möglichkeit gebe, Näheres über ein Gut in Ostpreußen zu erfahren. Natürlich erfolgte zunächst die Frage, was ihn dazu veranlasse.

„Ach, da hat ein Verwandter ein Gut gekauft und ich möchte gern wissen, ob er sich nicht bekauft hat."

„Wie heißt denn das Gut," fragte der Kollege. „Ich bin doch Jahre lang in Ostpreußen gewesen und kann es Ihnen vielleicht sagen. Verschkallen? hm, soviel ich mich erinnere, ja warten Sie mal, das gehört ja einem Herrn von Rosen."

„Das stimmt, er ist gestorben."

„Na, ganz jung ist er wohl nicht mehr gewesen, ob er aber von dem Gut viel übrig gelassen hat, ist eine andere Frage. Das war schon damals ein doller Heiland, aber das Gut ist, soviel ich mich erinnere, sehr stattlich. Ich möchte fast sagen, es ist selbst für ostpreußische Begriffe recht groß. Warten Sie mal, tausend ja, nun seien Sie mal offen, die Frau von Rosen war ja eine geborene von Berg. Sollte das nicht eine Verwandte von Ihnen sein?"

„Stimmt auffallend, lieber Herr Kollege. Ich erzähle Ihnen morgen Näheres darüber, was mich zu der Frage veranlaßt hat."

Drittes Kapitel.

Es waren doch sehr gemischte Gefühle, mit denen Kurt von Berg in Berlin den Zug bestieg, um nach Ostpreußen zu fahren. Seine Vorstellungen über Land und Leute an der russischen Grenze waren ungefähr dieselben, wie die aller Gebildeten. Litauer und Masuren stellte er sich als halbwilde Völkerschaften vor, etwa auf demselben Kulturzustand, wie den russischen Bauer, dessen Lebensinhalt darin besteht, daß er alles, was er einnimmt, möglichst schnell in Schnaps umsetzt.

Er hatte vor kurzem Gustav Freytags „Soll und Haben" gelesen und der Eindruck, den Anton Wohlgemuth seinerzeit von dem Landvolk in Posen erhalten hatte, drängte sich ihm ins Gedächtnis.

Er fuhr die Nacht hindurch und schlief bis Königsberg. Als er nach einer halben Stunde Aufenthalt weiterfuhr, am Pregel entlang nach Ostpreußen hinein und von dem Fenster des Speisewagens beim Frühstücken die weite,

Digitized by Google

flache Landschaft sah, auf der sich langgestreckte Flächen grüner Wintersaaten bis an den von Wald umrankten Horizont erstreckten, gewann er bald einen anderen Eindruck. Stattliche Gutsgehöfte, große freundliche Dörfer, Häuser, Scheunen und Ställe von Ziegeln erbaut und rot eingedeckt, lachten ihn aus dem Grün der Obstgärten an. Hin und wieder sah er ein Fuhrwerk mit stolzen, schönen Pferden, die vom Zug erschreckt kaum zu bändigen waren.

In Insterburg hatte er zwei Stunden Aufenthalt, die er dazu benutzte, einen Gang durch die Stadt zu tun. Er fand einen ansehnlichen Ort mit sauberen breiten Straßen, auf denen eine elektrische Bahn verkehrte, mit einem lebhaften Verkehr und zahlreichen Läden, deren Auslagen in den Schaufenstern auf eine sehr wohlhabende Umgegend schließen ließen.

Von dort führte ihn die Bimmelbahn durch große Wälder, deren Bestand ihm Bewunderung abnötigte. Bald waren es dicke Kiefern und Eichen, bald stattliche Eichen und Buchen, die an seinem Blick vorüberflogen. Dazwischen wieder Gutshöfe und langgestreckte Dörfer. Und der Zug hielt so oft auf kleinen Stationen, daß er sich auch einen Begriff von der Landbevölkerung machen konnte. Männer und Frauen unterschieden sich durch nichts von den Menschen, denen er in der Mark begegnet war.

Er hatte, als er seinen Entschluß gefaßt und Urlaub erhalten hatte, an Tante Christine einen nicht gerade sehr langen Brief geschrieben, in dem er sich für die Unterstützungen, die er von ihr erhalten, bedankte und seine Ankunft meldete. Tag und Stunde seines Eintreffens hatte er der Gutsverwaltung telegraphisch angezeigt.

Der Zug hielt. Auf dem Bahnsteig stand ein alter Diener in Livree, der ohne zu fragen auf ihn zu kam, seinen Namen Jons nannte und ihm Handtasche und Geigenkasten abnahm. Gleichzeitig brachte auch schon der Bahnhofsvorsteher, an seiner roten Mütze kenntlich, dienstbeflissen den Koffer angetragen, den er aufgegeben hatte.

Von Jons geführt, schritt er um das Bahnhofsgebäude herum. Da stand ein leichter Jagdwagen mit zwei Braunen bespannt, deren Wert und Schönheit auch seinem ungeübten Auge auffiel. Ein Kutscher, den ein eisgrauer Vollbart zierte, griff grüßend an den betreßten Zylinder, dessen Silberborte mit schwarzem Flor bedeckt war. Der Diener nahm vom Wagen einen geräumigen Reisepelz und hielt ihn ihm zum Einschlüpfen bereit.

„Hat der gnädige Herr noch Gepäck?"

Kurt schämte sich, als er diese Frage verneinen mußte. Die Pferde zogen langsam an, dann ging es in schlankem Trab durch ein großes Dorf, dessen Einwohner alle vor den Türen standen und ihn respektvoll begrüßten. Sie waren augenscheinlich alle von seiner Ankunft unterrichtet.

Im Vorbeifahren hatte er auf einer Tafel gelesen: „Adlig Rittergut Berschkallen." Das waren also schon „seine Leute", wie er lächelnd denken mußte.

Dann bog der Wagen in einen von mannshoher Mauer umzogenen Park und wenige Minuten später rasselten die Räder auf der gepflasterten Rampe eines zweistöckigen, schmucklosen, aber sehr ansehnlichen Gebäudes.

Ein Mädchen trat aus der Tür und knickste freundlich lächelnd, als er an ihr vorüber ins Haus trat. Eigenartige Gefühle waren es, die ihn beschlichen, als er, von dem Mädchen geführt, durch die Zimmer schritt. Zuerst ein großes Arbeitszimmer mit Schreibtisch, Geldspind und mindestens einem halben Dutzend schwerer Ledersessel. Dahinter ein kleines Eckzimmer, in dessen Kamin ein helles Feuer loderte. Daneben sein Schlafzimmer mit solider Behaglichkeit eingerichtet. Alles, was er sah, machte den Eindruck alten gefestigten Reichtums. Eine kleine Klitsche war es sicherlich nicht, die ihm das Schicksal in den Schoß werfen wollte, sondern ein großer reicher Herrensitz.

Sein ganzes Innere geriet in Aufruhr, als der Gedanke auf ihn einstürmte, daß er von Stund an über ein Stück Erde schreiten sollte, das ihm gehörte, oder aller Wahrscheinlichkeit nach gehören würde, und aus diesem Gedanken erwuchs der feste Vorsatz, den Besitz zu gewinnen und festzuhalten.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Walzerkönig / Roman von Freiherr von Schlicht

Damals, als es in dem Infanterieregiment, das als einzige Truppe in der großen norddeutschen Handelsstadt garnisonierte, bekannt wurde, das an Stelle des letzthin verabschiedeten Hauptmanns Rehmer der Hauptmann von Rodenhausen als Kompagniechef in das Regiment versetzt worden sei, dachte noch kein Mensch an Krieg und Kriegsgeschrei. Das lag noch in jahrelanger Ferne, aber seinen Ärger, seinen Kummer und seine Sorge hatte trotzdem jeder, und wer keine hatte, der machte sich freiwillig und unnützerweise welche.

Der Oberleutnant Horst von Iring aber hatte es nach seiner gewissenhaften Überzeugung gar nicht erst nötig, sich freiwillig Sorgen zu machen, der hatte auch ohnedem mehr als genug davon. Sechs schöne lange Wochen war er sein eigener Hauptmann gewesen, sechs Wochen hatte er sich selbst den Dienst, meistens sogar gar keinen Dienst angesetzt und ebenso lange hatte er sich selbst daraufhin täglich kontrolliert, ob er seinen Dienst auch zu seiner eigenen Zufriedenheit verrichte. Und er mußte sich das Zeugnis ausstellen, daß er stets mit sich außerordentlich zufrieden gewesen war.

Nun war es mit seiner Selbstherrlichkeit vorbei, nun kam ein neuer Hauptmann. Wie hieß er doch noch? —

Horst von Iring, der in seinem hübschen Wohnzimmer auf der Chaiselongue lag, strich sich über die hohe weiße Stirn, ach so, ja richtig, nun fiel es ihm wieder ein, von Rodenhausen. Aber ein Name war Schall und Rauch, Öl und Essig, Pfeffer und Salz und noch alles andere mehr. Nicht auf den Namen kam es an, sondern darauf, wes Geistes Kind der neue Hauptmann war. Der durfte im Interesse eines glücklichen beiderseitigen Zusammenlebens weder zu klug noch zu dumm sein, vor allen Dingen aber durfte er nicht verheiratet sein und am allerwenigsten durfte er eine Tochter besitzen.

Horst von Iring seufzte unwillkürlich schwer auf, dann faltete er die Hände und sandte ein Gebet zum Himmel: „Nein, bitte, keine Tochter. Wenn es dir möglich ist, lieber Herrgott, erfülle meinen Wunsch" — und noch einmal bat er: „nein, keine Tochter."

Und es war ihm mit diesem Gebet bitterer Ernst, denn in den zwölf Jahren, die er nun Leutnant spielte, wie er seine Tätigkeit zuweilen nannte, hatte er schon manchen Hauptmann gehabt. Ach ja, manchen, nette und unnette und sogar ekelhafte. Aber unter diesen vielen war keiner gewesen, der nicht eine Tochter besaß, und jedesmal hatte sich diese Tochter in ihn verliebt, so daß er immer froh war, wenn sein Hauptmann den Abschied bekam, oder wenn er befördert wurde und aus diesem Grunde mit samt der Tochter in eine andere Garnison zog. Es war nun einmal sein Unglück, daß sich eigentlich alle jungen Mädchen in ihn verliebten, ohne daß er selbst wußte warum. Gewiß, er war ein hübscher Mensch, mittelgroß und schlank gewachsen, mit einem klugen intelligenten Gesicht, mit dunklen Augen, mit dichtem dunklen Haar, er besaß vor allem einen sehr hübschen Mund, den ein dichter dunkler Schnurrbart zierte, auch daß er sehr wohlhabend war, bildete sicher für ihn eine große Empfehlung, namentlich bei den verschiedenen Hauptmannstöchtern, denn die jungen Damen der Stadt waren reich genug. Die konnten ihrem Vater auch den ärmsten Verlobten in das Haus bringen, ohne daß die spätere Heirat an dem Geldpunkt gescheitert wäre. Aber er war nicht nur vermögend, er besaß auch noch andere Tugenden. Er war ein ausgezeichneter Gesellschafter und er hatte den Ruf, der beste Tänzer in der Stadt zu sein. Aber auf alle diese Vorzüge bildete er sich nicht das geringste ein, im Gegenteil, die teilte er nach seiner gewissenhaften Überzeugung mit den meisten anderen Kameraden seines Regiments, besonders mit seinem Intimus Kasimir von Mellendorf.

Horst von Iring zündete sich eine Zigarette an und räkelte sich weiter auf der Chaiselongue herum. Er hatte glücklicherweise Zeit, er brauchte heute nachmittag nicht in die Kaserne zu gehen, er war so verständig gewesen, sich keinen Dienst anzusetzen, denn er vertrat den Standpunkt: der Vormittagsdienst ist schon unangenehm, aber er macht wenigstens Appetit zum Frühstück, der Nachmittagsdienst aber stört die Verdauung.

So hing er denn weiter seinen Gedanken

Digitized by Google

nach und versuchte, sich ein Bild von seinem neuen Hauptmann zu machen, bis sein Bursche, der auf den schönen Namen Turteltaube hörte, aus der Kaserne vom Mittagessen zurückkam, um sich bei seinem Herrn zur Stelle zu melden.

„Na, was hat es denn heute schönes gegeben?" erkundigte sich sein Leutnant.

„Kartoffeln und Speck", lautete die Antwort. Das war sonst die Lieblingsspeise des braven Musketiers, und wenn der für gewöhnlich das Wort Speck nur aussprach, glänzte dessen Gesicht wie eine fette Speckschwarte, aber heute sah er ganz bekümmert in die Welt, so daß sein Herr ihn fragte: „Na, holde Turteltaube, was haben Sie denn? Heute haben Sie wohl in ihrem Speck ein Haar oder gar eine Maus gefunden?"

„Sogar schon beinahe eine tote Ratte, Herr Oberleutnant", stimmte sein Bursche ihm bei, und als sein Herr ihm unwillkürlich ein „pfui Teufel, wie kommt denn die da hinein" zurief, fuhr der Musketier fort: „Ich meinte das mit der toten Ratte natürlich auch nur bildlich, wie der Herr Oberleutnant das mit dem Haar oder der Maus." Und seinen Herrn und Gebieter plötzlich voller Mitleid ansehend, fragte er nun: „Wissen der Herr Oberleutnant es auch schon? Aber wenn nicht, dann dürfen der Herr Oberleutnant keinen Schrecken bekommen, unser neuer Herr Hauptmann ist ‚heraus', wie man das ja wohl so nennt, es steht schon im Militärwochenblatt, Herr von Rodenhausen heißt er und hier ist er auch schon."

„Hier ist er auch schon?" wiederholte Horst von Iring ganz entsetzt. Er glaubte zuerst nicht recht gehört zu haben, aber als sein Bursche es ihm nochmals wiederholte, da duldete es ihn nicht länger auf der Chaiselongue. Mit einem Satz sprang er in die Höhe und ging erregt im Zimmer auf und ab. Donnerwetter, dieser Herr von Rodenhausen schien es ja verdammt eilig zu haben, die Kompagnie zu übernehmen. Was wollte der Mann schon hier? Es war doch sonst Sitte und Brauch, daß die neu in das Regiment Versetzten wenigstens acht bis vierzehn Tage auf sich warten ließen, und woher hatte es denn schon dieser neue Häuptling gestern oder gar vorgestern gewußt, daß das Militärwochenblatt heute seine Versetzung hierher bringen würde? Das war verdächtig, der Mann mußte also Beziehungen, wenn nicht gar Protektionen haben.

Horst von Iring konnte sich nicht helfen, dieser Hauptmann fing an, ihm fürchterlich zu werden. Eine stille Ahnung sagte ihm, daß er an dem nicht allzu viel Freude erleben würde, und er begriff es vollständig, daß seinem treuen Knappen heute mittag das Essen nicht sonderlich geschmeckt habe. Und auch jetzt stand er noch mit einem so unglücklichen Gesicht da, daß sein Leutnant trotz seiner eigenen Sorgen nun plötzlich wider Willen lachen mußte, um gleich darauf zu fragen: „Na, Fräulein Turteltaube, allzu froh scheint die Ankunft des Herrn Hauptmann Sie gerade nicht gestimmt zu haben?"

Der Musketier schien nicht recht zu wissen, ob er mit der Sprache herausrücken dürfe, dann meinte er ausweichend: „Ich habe es in der letzten Zeit so gut gehabt, Herr Oberleutnant. So lange der Herr Oberleutnant die Kompagnie führten, war ich doch ganz dienstfrei, na, nun muß ich wieder mit eintreten und sogar noch öfter als früher. Der Herr Oberleutnant wissen es ja, der Herr Feldwebel kann ohnehin keinen Burschen leiden und mich will er in der nächsten Zeit ganz besonders hoch nehmen, einmal, weil ich in der letzten Zeit sicher viel verlernt hätte, dann aber auch, weil er mich noch weniger leiden kann, als die anderen Burschen."

Horst von Iring hatte seinen Burschen, der mit großer Liebe an ihm hing und der auf das beste für ihn sorgte, ruhig aussprechen lassen, um ihn nicht zu betrüben, aber er hörte nicht allzu genau hin auf das, was der andere ihm erzählte. Er war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und so meinte er, als der Musketier endlich schwieg: „Ja, ja, Turteltaube, es hat ein jeder seine Sorgen, nun aber betrachten Sie bitte Ihren Besuch bei mir als beendet, ich muß noch etwas nachdenken, auch darüber, ob es nicht meine Pflicht ist, dem neuen Herrn Hauptmann meine Aufwartung zu machen, sobald ich heute nachmittag im Kasino erfahren habe, wo er wohnt."

Das war in erster Linie nur ein Vorwand, um seinen Burschen aus dem Zimmer zu schicken, denn ernstlich dachte er selbstverständlich gar nicht daran, dem neuen Hauptmann nachzulaufen. Das hätte ja so ausgesehen, als

Digitized by Google

könne er den Augenblick nicht abwarten, in dem er die Führung der Kompagnie abgäbe, während er diesen Tag am liebsten bis in die Unendlichkeit hinausgeschoben hätte. Nein, er lief dem Hauptmann nicht nach, wenn der irgend etwas von ihm wissen wollte, dann konnte der zu ihm kommen.

Und als es dann wenig später an der Etagentür klingelte und als er da draußen jemanden fragen hörte, ob der Herr Oberleutnant zu Hause sei, glaubte er zuerst, es wäre wirklich Herr von Rodenhausen, aber als sich wenig später auf sein „herein" die Zimmertür öffnete, erschien nicht der neue Hauptmann, sondern der Oberleutnant Kasimir von Mellendorf auf der Schwelle.

„Ach, du bist es," rief Horst erfreut, dem Intimus die Hand entgegenstreckend, „ich hatte im stillen anderen, weniger angenehmen Besuch erwartet, da freut es mich doppelt, daß du es bist. Mach' es dir bequem, schnall' dir den Säbel ab und stecke dir eine Zigarre an. Hier hast du Feuer, und wenn du es wünschst, kannst du natürlich auch einen Kognak bekommen. Bei dem kalten Oktoberwetter ist solche innerliche Erwärmung immer angebracht, was meinst du dazu?"

Aber Kasimir von Mellendorf, ein großer, schlanker, eleganter Offizier, dem man es auf den ersten Blick gar nicht zugetraut hätte, daß er nächst seinem Freunde Horst der größte Windhund des Regiments war, winkte ab: „Nee, laß man, lieber nicht. Ich habe mir zwar vorgenommen, mir heute abend im Kasino ganz gehörig die Nase zu betimpeln, aber gerade deshalb muß ich jetzt solide sein. Wenn ich jetzt schon mit einem halben Dutzend Kognaks anfange, erreiche ich den Anschluß zu früh" und sich plötzlich unterbrechend, fragte er den Freund: „Warum warst du denn heute nicht zum Frühstück im Kasino? Ich habe länger als eine Stunde auf dich gewartet."

„Das tut mir aufrichtig leid, und wenn ich das geahnt hätte, wäre ich natürlich gekommen," gab Horst zur Antwort, „aber den Grund, weshalb ich mich nicht sehen ließ, konntest du dir eigentlich denken. Mein neuer Hauptmann ist heraus, die Tage meiner Tätigkeit als Kompagnieführer sind gezählt, da wollte ich mich nicht schon am hellen lichten Tage deswegen uzen und necken lassen. Bei Licht machen sich solche Witze wenigstens etwas besser, besonders wenn man Zeit und Muße hat, sich dabei zu beschwipsen, und das werde ich, ebenso wie du, heute abend totensicher besorgen."

Leutnant von Mellendorf, auf den Vornamen Carl getauft, aber von den Kameraden nie anders als Kasimir genannt, reichte dem Freunde die Hand: „Ich wußte es ja, daß ich mich auf dich verlassen konnte und daß ich morgen nicht allein einen Kater spazieren führen würde. Allerdings ist nach meiner Ansicht der neue Hauptmann eigentlich kein Grund für dich, dich zu beschwipsen, denn wenn man weiter keine Sorgen auf der Welt hat —"

Kasimir von Mellendorf hielt mitten im Satz inne und seufzte plötzlich so schwer auf, daß Horst den Freund zuerst ganz verwundert ansah, bis er plötzlich hell auflachte und dem Kameraden zurief: „Kasimir, vieledler Genosse so mancher Bummelfahrt, nimm es mir nicht übel, aber wenn ausgerechnet du so tust, als wenn du wüßtest, was Sorgen wären, da muß man lachen, ob man will oder nicht. Was gibt es denn heute? Ist dir die Liebste untreu geworden? Dann tröste dich damit, daß du ihr sicher auch nicht treu warst."

Der andere strich langsam die Asche seiner Zigarre ab, dann meinte er: „Wenn es weiter nichts wäre, würde auch ich lachen. Nein, mich bedrückt heute etwas ganz anderes und auch dir wird das Lachen schon vergehen, wenn du weißt, um was es sich handelt." Und nach einer kleinen Pause, jedes Wort stark betonend, als handle es sich um ein welterschütterndes Ereignis, sagte er: „Ich habe heute morgen einen Brief bekommen und was das Gemeinste ist, in dem Brief stand sogar was drin."

„Achherrjeses," warf Horst ein, der sich Mühe geben mußte, ernsthaft zu bleiben, bis er tröstend hinzusetzte: „Na, die Briefe, in denen etwas *steht*, sind ja im allgemeinen lange nicht so schlimm, als die, in denen etwas *liegt*, eine Rechnung oder etwas Ähnliches."

„Durch solche Dinge lassen sich doch nur neugeborene Kinder oder junge Fähnriche ihre Laune verderben", widersprach Kasimir. „Außerdem ist dir ja meine schlechte An-

Digitized by Google

gewohnheit bekannt, alles, was ich kaufe, bar zu bezahlen. Das ist auch der Grund, weshalb ich nie mit meinem Gelde reiche. Ließe ich anschreiben, könnte ich bei meiner sehr hohen Zulage wie ein Fürst leben. Aber ich kann nun einmal keine Schulden machen, ich kann es nicht."

„Das ist ein sehr edler Zug in deinem mir ohnehin sehr sympathischen Charakter," stimmte Horst ihm bei, „und ich habe dir deshalb schon so oft gesagt, du mußt dir das Kaufen abgewöhnen."

„Das schreibt mir meine Mutter heute auch wieder", meinte Kasimir kleinlaut. „Ich habe meine alte Dame neulich mal wieder um einen größeren Betrag gebeten. Warum auch nicht? Es ist doch schließlich mein Geld, das ich verjuxe, denn wenn meine Mutter später mal die Augen zumacht, erbe ich ja doch den ganzen Kitt, die große Klitsche und alles, was an barem Gelde da ist. Na und da ist vorläufig noch 'ne ganze Menge. Und die achtzigtausend Taler, die ich bei Übernahme des Gutes später meiner Schwester auszahlen muß, spielen auch weiter keine große Rolle. Das habe ich dir ja schon oft erzählt, aber nun kommt das Neueste. Meine alte Dame schreibt, ich brauche zu viel Geld, sie fürchtet, wenn sie noch lange lebt, würde bis dahin alles ausgegeben sein und es wäre für meine Schwester gar nichts mehr übrig. Das ist natürlich Unsinn, und das einfachste wäre ja, diese achtzigtausend Taler sicher zu stellen, daß ich an die nicht heran könnte. Aber das ist auf Grund des Testamentes meines verstorbenen Vaters nicht möglich und weißt du, was meine Mutter da in ihrer ängstlichen Fürsorge beschlossen hat? Einmal meiner Schwester wegen, dann aber auch für mich, damit es mir persönlich später bei der Übernahme des Gutes nicht an dem nötigen Betriebskapital fehlt — weißt du, was sie da beschlossen hat — nein, du weißt es nicht, sonst würdest du es sagen."

„Ich will es dir sogar sagen," warf Horst ein, „denn viel Klugheit gehört nicht dazu, es zu erraten, deine Frau Mutter will dich verheiraten."

„Das allerdings," stimmte Kasimir ihm bei, um dann vorwurfsvoll hinzuzusetzen: „aber das sagst du so leichthin, als handle es sich um eine ganz harmlose Geschichte? Weißt du überhaupt, was das Heiraten bedeutet? Die Ehe ist noch viel mehr als ein Lotteriespiel, es ist ein Hasard, bei dem man alles auf eine Karte setzt. Aber trotzdem, eines Tages werde auch ich natürlich das Bräutigamshemd anziehen und mir den Myrthenzweig in das Knopfloch stecken. Aber nur heute noch nicht daran denken, heute, im blühenden Alter von neunundzwanzig Jahren. Ja, wenn ich zweiundneunzig wäre, ließe sich vielleicht über die Sache reden, aber so, ganz unmöglich. Ich habe erst letzthin neue zarte Beziehungen angeknüpft und bei der Gelegenheit ihr und mir erneut geschworen, in den nächsten siebzig Jahren an keine Heirat zu denken, denn damals ahnte ich noch nichts von den ruchlosen Plänen, die meine Mutter mit mir vor hat, und schon deshalb muß deren Absicht zuschanden gemacht werden."

„Wenn das nur so einfach sein wird," meinte Horst nachdenklich, „du weißt, Ehen stiften ist für jede Frau das schönste, was es auf der Welt gibt und nun gar, wenn es sich für eine Mutter darum handelt, den eigenen Sohn glücklich zu machen."

„Ich verstehe immer ‚glücklich'", unterbrach Kasimir den Kameraden.

„Das habe ich auch tatsächlich gesagt," stimmte Horst ihm bei, „denn sicher wirst du später auch glücklich werden, deine Frau Mutter wird schon die richtige Braut für dich ausgesucht haben."

„Nein, Gott sei Dank, so weit sind wir denn doch noch nicht," widersprach der andere, „und es wird hoffentlich auch nie so weit kommen. Ich habe selbstverständlich meiner Mutter sofort lang und ausführlich geschrieben und sie gebeten, von ihrem Vorhaben abzusehen. Vielleicht, daß der Brief seine Schuldigkeit tut, wenn nicht, gibt es im schlimmsten Falle auch noch eine Rettung, vorausgesetzt, daß ich mich da auf dich verlassen kann, wenn du mir beweist, daß du mir in Wahrheit der gute Freund bist, der zu sein du stets behauptetest."

Überrascht blickte Horst auf, dann meinte er: „Diese Einleitung läßt großes erwarten, mache es aber trotzdem kurz, was verlangst du von mir? Soll ich etwa für dich später die junge Dame heiraten, die deine Frau Mutter für dich geeignet hält?"

Digitized by Google

„Das nun gerade nicht," widersprach der Freund, „aber heiraten mußt du trotzdem."

Horst von Iring lachte für einen Augenblick fröhlich auf, dann aber meinte er, dabei absichtlich die Worte wiederholend, die Kasimir vorhin gebrauchte: „Ich soll heiraten? Und das sagst du so ruhig, als handle es sich dabei um eine ganz harmlose Geschichte? Ich denke über die Ehe als solche zwar nicht so pessimistisch, wie du es in früheren Gesprächen mit mir oft getan hast, ich weiß, daß es auch sehr viel glückliche Ehen gibt." —

„Na also, was sträubst du dich da denn noch?" unterbrach ihn der Freund.

„Aus dem einfachen Grunde, weil ich noch zu jung bin, um mich meinerseits schon mit Heiratsgedanken zu tragen. Ich bin sogar noch jünger als du, erst achtundzwanzig Jahre. Ja, wenn ich zweiundachtzig wäre, ließe sich über den Punkt vielleicht reden, aber so? Es müßte denn sein, daß irgendein Wunder geschieht, sonst halte ich das Heiraten meinerseits auf absehbare Zeit für ausgeschlossen."

„Und doch wirst du hoffentlich anders urteilen, wenn du erst weißt, daß ich bereits eine Braut für dich ausgesucht habe. Ich will dir auch gleich verraten, wer es ist, niemand anders als meine Schwester."

Horst von Iring glaubte nicht recht gehört zu haben, und seinen Besucher groß und verwundert ansehend, fragte er mit allen Anzeichen des höchsten Erstaunens: „Wen soll ich heiraten? Deine Schwester? Wie bist du denn nur plötzlich auf diese verrückte Idee gekommen?"

„Erlaube mal, die Idee ist absolut nicht verrückt," verteidigte Kasimir sich, „die Idee ist sogar glänzend. Höre mich noch einen Augenblick ruhig an. Die Absichten meiner Mutter kennst du jetzt, du weißt aber nicht, wie sie die ausführen will. Meine Mutter hat in ihrem großen Bekanntenkreis bisher vergebens nach einem jungen Mädchen ausgesehen, das sie mit mir unglücklich machen möchte. Deshalb will sie diesen Winter mit meiner Schwester hierher kommen, anstatt sich, wie sonst, nach dem Süden zu begeben. Meine Mutter wird sich hier mit meiner Schwester in dem ersten Hotel einmieten, sie wird nicht nur im Regiment, sondern auch in den Kreisen, in denen wir Offiziere verkehren, ihre Besuche machen, sie wird alle Einladungen annehmen, diese selbstverständlich erwidern und will auf diesen Festen für mich eine Braut aussuchen, die unter anderem auch den Vorzug haben muß, reich zu sein, damit später die achtzigtausend Taler Kleingeld für meine Schwester auch tatsächlich da sind. Und nun wirst du es ohne weiteres verstehen, daß du meine Schwester heiraten mußt, damit ich nicht zu heiraten brauche. Das ist dir doch hoffentlich klar?"

„Im Gegenteil," widersprach Horst, „die Sache ist mir so unklar wie nur möglich."

Kasimir schlug sich mit der Hand vor die Stirn: „Mensch, du bist doch sonst nicht so begriffsstutzig, wie kannst du dich da nur heute so dumm anstellen, wo es sich um dein und um mein Lebensglück handelt. Nimm mal deinen sogenannten Verstand zusammen, da wird dir doch einleuchten, daß meine Mutter mich in erster Linie meiner Schwester wegen verheiraten will, damit deren Zukunft finanziell gesichert ist. Und da meine ich, es ist das einfachste, wenn meine Schwester einen reichen Mann heiratet. Dann ist meine Mutter beruhigt, und sobald sie das ist, wird sie jeden Gedanken, auch mich unter die Haube zu bringen, in demselben Augenblick aufgeben, in dem meine Schwester den reichen Bräutigam gefunden hat."

Es herrschte kurze Zeit tiefes Schweigen, währenddessen Kasimir den Freund erwartungsvoll ansah, bis er endlich meinte: „Aha, nun verstehe ich, dieser reiche Bräutigam soll ich sein."

Kasimir atmete diesesmal sichtlich erleichtert auf: „Na, Gott sei Dank, endlich hast du die Sache begriffen und nun sage mir offen und ehrlich eins, findest du meine Idee, obgleich sie so einfach ist, nicht trotzdem geradezu glänzend?"

Wider Willen mußte Horst lachen, dann meinte er: „Von deinem Standpunkt aus sicher, aber ob auch von meinem —"

„Von deinem erst recht," warf Kasimir ein, „ich bitte dich, zweierlei zu bedenken. Erstens, daß ich es mehr als unfreundschaftlich von dir finden würde, wenn du dich weigern solltest, auf meinen Vorschlag einzugehen. Zweitens, daß ich darin eine Beleidigung meiner Schwester erblicken würde, wenn du sie nicht

Digitized by Google

heiratest. Daraus würde ich ersehen, daß sie dir nicht gefällt und das ist doch eine Kränkung, die ich nicht ruhig auf ihr und auf mir sitzen lassen dürfte."

„Na, sei so freundlich und schieß' nicht gleich mit Pistolen," verteidigte der Freund sich halb ernsthaft, halb belustigt, „zum Heiraten gehören immerhin zwei, und selbst, wenn ich auf deinen verrückten Vorschlag eingehen wollte, es wäre noch sehr die Frage, ob deine Schwester mich wiederlieben würde, vorausgesetzt, daß ich mich in sie verliebe, denn ohne gegenseitige Liebe ist jede Ehe ein Unding."

„Na ja, das schon," warf Kasimir etwas kleinlaut ein, bis er lebhaft ausrief: „Aber du wirst dich schon in meine Schwester verlieben. Sie ist wirklich ein auffallend hübsches, junges Mädchen. Ich sage das nicht nur, weil ich ihr Bruder bin und weil ich sie dir gern aufschnacken möchte, hier bitte, überzeuge dich selbst. Du hast das Bild ja zwar schon oft auf meinem Schreibtisch stehen sehen, aber damals betrachtetest du es mit anderen, gewissermaßen unparteiischen Augen. Hier nimm," fuhr er fort, aus der inneren Brusttasche des Überrockes ein Kabinettbild hervorholend, „ich habe es dir mitgebracht und schenke es dir." Und dem Freunde, der sich dagegen sträubte, das Bild fast gewaltsam in die Hand drückend, fuhr er lebhaft fort: „Sieh dir die Thekla nur mal gründlich an, sie wird dir schon gefallen und du ihr auch. Na, und ich hätte an dir als Schwager auch nicht das geringste auszusetzen. Warum auch wohl? Wir sind immer gute Freunde gewesen. Deine finanzielle Lage ist glänzend und mir ist ein Schwager natürlich lieber, von dem ich weiß, er heiratet meine Schwester nur um ihrer selbst willen, als daß er dabei an den Geldbeutel denkt. Und das werden von den Kameraden die meisten tun, wenn ich denen erzähle, daß meine Mutter und meine Schwester hierher kommen, ohne daß ich denen natürlich den wahren Grund verrate. Paß mal auf, wie die anderen quietschen werden. Für die ist meine Schwester mit ihren achtzigtausend Talern doch 'ne sogenannte Millionenbraut. Ich bin schon heute neugierig, was der Kammler für Augen machen wird. Wenn der arme Kerl nicht so arm wäre, möchte ich ihm wirklich von Herzen wünschen, daß er in meiner Schwester endlich die reiche Braut findet, die er seit der Stunde seiner Geburt sucht. Aber meine Schwester wird sich hüten, die ist auch verwöhnt, dafür ist sie Gott sei Dank meine Schwester. Na, und was hat sie denn später auch viel zum Leben? Du großer Gott, mit den Zinsen ihres Vermögens allein reicht sie auch nicht weit. Was sind heutzutage knapp zehntausend Mark? Die braucht man nur mal auf die falsche Karte setzen und futsch sind sie. Geld muß mein zukünftiger Schwager schon haben, damit er nicht auf die Idee kommt, in mir die melkende Kuh zu sehen, die ihn mit Dukaten versorgt. Und deshalb und aus vielen anderen Gründen bitte ich dich noch einmal: Sei mein Freund, beweise, daß du ein Ehrenmann bist, opfere dich für mich, verliebe dich in meine Schwester, oder wenn auch das nicht, heirate sie trotzdem."

Der Freund hatte auf all das, was Kasimir sich da zusammenredete, gar nicht hingehört, sondern lediglich das ihm überreichte Bild betrachtet. Er sah es heute nicht zum erstenmal, aber er sah es doch mit anderen Augen an, er bemühte sich wenigstens, es zu tun, aber das Bild sagte ihm trotzdem nicht allzu viel. Gewiß, die Thekla war alles andere als ein häßliches Mädchen, sie hatte ein hübsches frisches Gesicht, eine etwas mehr als mittelgroße, volle, aber keineswegs starke Figur, aber es war keine Erscheinung, in die man sich auf den ersten Blick verliebte, wenigstens wenn man sie nur im Bilde sah. Trotzdem sah er die Photographie unverwandt an, schon um den Freund nicht dadurch zu verletzen, daß er die so schnell wieder aus der Hand legte, und so meinte er denn nun, als Kasimir endlich schwieg, halb lachend, halb ernsthaft: „Ich hoffe, daß du mich auch dann weiter für deinen Freund und für einen Ehrenmann hältst, wenn ich mich nicht in deine Schwester verlieben sollte. Das kann erst die Zukunft entscheiden, aber vielleicht bist du so freundlich, mir zu dem Bilde noch einige Erläuterungen zu geben."

„Du verlangst also das, was man auf gut Deutsch einen Steckbrief nennt. Den sollst du haben", stimmte Kasimir ihm bei. „Paß also auf: Alter, wenn ich mich nicht irre, einundzwanzig und ein halbes Jahr, Augen blau, viel-

Digitized by Google

leicht etwas zu hellblau, aber trotzdem hübsch, Haare sehr dicht und ganz hellblond, Figur wie auf dem Bilde, Handschuhnummer sechseinhalb, Schuhnummer siebenunddreißig, ich weiß das beides zufällig von den letzten Weihnachtsgeschenken her. Taillenweite sechsunddreißig, Körpergröße einen Meter achtundsechzig Zentimeter, Brustumfang — nein, das weiß ich doch nicht, aber meine Angaben dürften dir wohl auch so genügen, besonders, wenn ich noch hinzufüge, daß meine Schwester schnurgerade gewachsen ist und daß sich an ihrem Körper und an ihren Gliedmaßen auch nicht der kleinste Schönheitsfehler befindet. Nicht wahr, das genügt dir?"

„Sogar mehr als das", gab Horst zur Antwort. Der war bei der ausführlichen Schilderung, die der Kamerad ihm gab, wider Willen ein klein wenig verlegen geworden. Was Fräulein Thekla wohl sagen würde, wenn die wüßte, daß er ihr Bild hier in Händen hielt und daß ihr Bruder ihm ihre körperlichen Reize in aller Gründlichkeit schilderte. Mit einer Gründlichkeit, wie ein Pferdehändler bei einem Pferdeverkauf und es hätte nur noch gefehlt, daß Kasimir der Schwester auch noch den Mund geöffnet und ihm deren Zähne gezeigt hätte. Im Interesse der jungen Dame schämte er sich beinahe, er dachte nicht daran, die lediglich dem Freunde zuliebe zu heiraten und daß er sich in sie verlieben würde, glaubte er erst recht nicht. Junge Mädchen mit hellblauen Augen waren nicht sein Fall, besonders dann nicht, wenn diese Augen sogar ein klein wenig zu hellblau waren.

So wollte er denn nun das Bild zurückgeben, aber Kasimir lehnte ab: „Nein, ernsthaft, Horst, behalte es nur und sieh es dir zuweilen an. Auf den Schreibtisch brauchst du es ja gerade nicht zu stellen, damit die Kameraden, die dich besuchen, keine Redensarten darüber machen. Verschließe es irgendwo, aber du mußt mir versprechen, es dir täglich mindestens dreimal anzusehen."

Endlich aber gelang es Horst doch, den Freund zu überreden, die Photographie wieder einzustecken: „Es geht nicht, mit Rücksicht auf deine Schwester, Kasimir. Ohne deren Einwilligung kannst du mir das Bild weder schenken noch leihen und auch aus anderen Gründen — es wird mir jetzt ohnehin nicht leicht werden, deiner Schwester später völlig unbefangen gegenüber zu treten. Also steck' das Bild schon wieder ein, ich hätte sonst deiner Schwester gegenüber von Anfang an ein schlechtes Gewissen."

Das sah Kasimir zwar absolut nicht ein, aber trotzdem nahm er das Bild wieder an sich, und wenn auch etwas gewaltsam, brachte Horst das Gespräch auf andere, gleichgültige Dinge. Noch eine Weile saßen die beiden Freunde rauchend und plaudernd zusammen, bis Horst plötzlich sagte: „Was meinst du, Kasimir? Es ist jetzt vier Uhr, wir haben noch eine Stunde bis zum Mittagessen im Kasino Zeit, wollen wir uns noch etwas die Beine vertreten und einen kleinen Bummel machen? Das Wetter ist gerade nicht besonders verführerisch, aber wir werden schon ein paar Bekannte sehen."

Kasimir stimmte ihm zu, und bald darauf schritten die Kameraden, die in der Nähe der etwas abseits gelegenen Kaserne wohnten, dem Mittelpunkt der Stadt zu. Es war wirklich ein kalter, unfreundlicher Oktobertag, aber das schlechte Wetter hatte die Damen der Gesellschaft auch heute nicht davon abgehalten, wie stets, des Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr ihre Besorgungen zu machen. So ging denn Horsts Vermutung in Erfüllung, man sah manche Bekannte, blieb auch hier und da stehen, um ein paar Worte zu wechseln und die beiden bummelten in der Hauptstraße, in der sich die elegantesten Läden und die vornehmsten Hotels befanden, auf und ab, bis es für sie Zeit wurde, an den Rückweg zu denken.

Aber gerade als sie linksum kehrt machen wollten, kamen ihnen drei Damen entgegen. Eine ältere, die vielleicht Ende der Vierzig sein mochte und vor allen Dingen zwei jüngere. Keine jungen Backfische mehr, aber doch noch jung, vielleicht Anfang, höchstens Mitte der Zwanzig. Beide waren von großer, schlanker Figur, die Linksgehende, eine dunkle Blondine, die Rechtsgehende eine tiefe Brünette. Trotz des scharfen Windes hatten die jungen Damen die Schleier nicht heruntergelassen, so sahen die beiden Freunde in zwei außerordentlich hübsche Gesichter und in zwei sehr hübsche Augenpaare. Das tiefblaue gehörte der Blondine und das hellbraune der Brünetten. Es waren wirklich

Digitized by Google

zwei sehr hübsche Erscheinungen und der Eindruck, den sie machten, wurde noch gehoben durch die Art, in der sie sich trugen und in der sie gekleidet waren. Jede trug ein enganliegendes Jackenkleid mit einem einfachen, dunklen, runden Hut und schwarze Lackstiefel mit Tucheinsatz.

„Donnerwetter, hast du die beiden gesehen?" erkundigte Kasimir sich, als sie ganz langsam an den Damen vorübergegangen waren.

„Natürlich habe ich sie gesehen, ich bin doch nicht blind", gab Horst anscheinend ganz gleichgültig zur Antwort.

„Nun, und was sagst du zu den beiden?"

„Eigentlich waren es doch wohl drei", warf Horst ein.

„Die Alte, die Mutter oder wer es sonst war, zählt doch nicht mit," schalt Kasimir, „komm, wir wollen noch mal umkehren, vielleicht begegnen wir ihnen abermals."

„Glaubst du, daß das viel Zweck hat?" fragte Horst, der dem Beispiel des Kameraden nur zu gern folgte, der aber nicht verraten wollte, welchen Eindruck die dunkle Blondine auf ihn machte. Er hatte es nicht unterlassen können, ihr mit seinen Blicken zu huldigen und da war es ihm so vorgekommen, als habe ein ganz kleines Lächeln ihren Mund umspielt. Kein Lächeln der Ermutigung, viel eher eins, das da zu sagen schien: ach nein, mein Herr, geben Sie sich nur in keiner Weise irgendwelchen Hoffnungen hin." Aber sie hatte wenigstens gelächelt.

Mit langsamen Schritten gingen die Kameraden in einiger Entfernung hinter den Damen her, bis Kasimir fragte: „Wer die beiden wohl sein mögen? Ich kann mich nicht erinnern, die hier schon jemals gesehen zu haben."

„Sicher sind es Fremde, an denen hier in der Stadt ja niemals Mangel ist", und ein klein wenig spöttisch setzte Horst hinzu: „Ich verstehe nicht recht, Kasimir, warum dich die beiden Damen so interessieren?"

„Mich interessiert natürlich nur eine, die dunkle Blondine", unterbrach Kasimir den Freund.

Der mußte an sich halten, um sich nicht zu verraten, am liebsten hätte er dem Kameraden zugerufen: die Blondine gehört mir, in die habe ich mich von uns beiden sicherlich zuerst vergafft, — aber es hatte ja keinen Zweck, sich über das, was er da eben zu hören bekam, irgendwie aufzuregen. Er würde die junge Dame ebensowenig kennen lernen wie der Freund. Morgen oder an einem der nächsten Tage reisten die Fremden wieder fort. Es war ja nicht das erstemal, daß man hier auf dem Nachmittagsbummel einer hübschen Erscheinung begegnete, die man dann nie wieder traf. Das würde ihm jetzt auch so gehen und so meinte er denn abermals neckend: „Nimm selbst mal den Fall an, die Damen blieben längere Zeit hier, was hättest du davon? Daß es Damen der Gesellschaft waren, sah man doch auf den ersten Blick. Da lohnt es sich für dich doch gar nicht erst, die Bekanntschaft zu machen, denn bei den Ansichten, die du über die Ehe hast —"

„Mein Gott, wer denkt denn immer gleich an das Heiraten, wenn man ein junges, hübsches Mädchen sieht, das ist doch beinahe krankhaft", warf Kasimir ein. „Die jungen Mädchen sind doch in erster Linie zum Küssen da."

„Vorausgesetzt, daß sie sich küssen lassen", widersprach Horst.

Kasimir hielt es nicht für nötig, hierauf etwas zu erwidern. Er knurrte nur allerlei Unverständliches vor sich hin, um dann auszurufen: „Was hat es eigentlich für Zweck, den beiden Damen so nachzusteigen, wie wir es tun? Wir müßten versuchen, sie zu überholen, um ihnen, oder wenigstens ihr noch einmal in das Gesicht sehen zu können. Die Rückenansicht ist zwar auch nicht übel, im Gegenteil, aber das Gesicht bleibt nun einmal das Gesicht. Also los, Horst, laß uns die Schritte beschleunigen, ehe es aus irgend einem Grunde zu spät ist."

Aber wie sowohl Kasimir als auch Horst gleich darauf voller Schrecken und Entsetzen feststellen mußten, w a r es bereits jetzt zu spät. Die Damen waren plötzlich in dem Hotel Fürstenhof verschwunden, allerdings nicht, ohne daß sie vorher noch einmal einen wenn auch nur kurzen Blick nach rückwärts über die Straße geworfen hätten. Und so kurz war dieser Blick gewesen, daß weder Horst noch

Digitized by Google

Kasimir zu glauben wagten, dieser Blick habe ihnen gegolten. Das um so weniger, als alle drei Damen sich umsahen.

„Das ist 'ne dumme Geschichte, was machen wir nun?" fragte Kasimir.

Das wußte Horst in diesem Falle auch nicht und so meinte er denn: „Vielleicht führt uns der Zufall die Damen doch noch einmal wieder in den Weg. Für den Augenblick müssen wir uns bescheiden, es wird ohnehin Zeit für uns, ins Kasino zu gehen."

Wenn auch zögernd und widerwillig gab Kasimir nach: „Na schön, meinetwegen, um so mehr, da wir ja beide die edle Absicht haben, uns heute etwas gehörig zu besäuseln. Damit wollen wir denn gleich bei Tisch anfangen."

Aber als sie endlich das Kasino erreichten, mußten sie zuerst doch die Tugendhaften spielen, denn es harrte ihrer eine große Überraschung. Unter den Herren, die bereits bei Tische saßen, befand sich als Gast ein Zivilist, der sich nach erfolgter Vorstellung als der neue Hauptmann von Rodenhausen entpuppte, und der hell und fröhlich auflachte, als er das entsetzte Gesicht seines Oberleutnants bemerkte, bis er diesem zurief: „Sie brauchen keine Angst zu haben, mein lieber Herr von Iring, daß ich gleich hier bleibe. Ich habe noch vierzehn Tage Urlaub, lediglich der Zufall führte mich auf der Reise hier durch. Da habe ich die Fahrt auf höchstens achtundvierzig Stunden unterbrochen, um mir hier eine Wohnung zu suchen und ich bin in die Kaserne gekommen, um mir die Stätte meiner neuen Wirksamkeit einmal anzusehen. Und wenn ich nun im Kasino sitze, geschieht es eigentlich nur Ihretwegen. Ich hatte den Wunsch, Sie gleich heute persönlich kennen zu lernen. Der Feldwebel hat mir erzählt, wie vortrefflich Sie meine Kompagnie in der herrenlosen Zeit geführt haben. Dafür möchte ich Ihnen danken und Sie gleichzeitig bitten, in meinem Sinne weiter zu wirken, bis ich offiziell selbst das Kommando übernehme."

Wenn das nur alles wahr ist, was du mir da erzählst und ob du in Sonderheit so zufrieden mit dem warst, was dir der Feldwebel über mich erzählte? dachte Horst im stillen, es wird sich im Laufe der Unterhaltung ja zeigen.

Hauptmann von Rodenhausen hatte, als man sich vorhin zu Tisch setzte, gebeten, den Stuhl neben ihm für Horst von Iring frei zu halten. Nun nahm Horst an der Seite seines neuen Hauptmanns Platz und er hatte Zeit und Muße genug, sich den gründlich anzusehen. Eins mußte er gleich anerkennen, Herr von Rodenhausen war ein auffallend hübscher Mensch, von großer, stattlicher, breiter, aber keineswegs starker Figur. Und auffallend wie die Gestalt war das Gesicht mit der scharfgeschnittenen Nase, dem hübschen Mund und dem tiefschwarzen Schnurrbart. Aber das schönste an ihm waren die großen, hellbraunen Augen, die unter dichten Wimpern ruhten und die so voll Liebe und Güte und Milde in die Welt blickten, daß man dem Manne schon um seiner Augen willen gut sein mußte. Es waren ein Paar Augen, die im besten Sinne des Wortes etwas Hypnotisierendes an sich hatten, so daß Horst es plötzlich mit der Angst bekam, weil er sich sagte: wenn der Mann später irgend etwas von dir verlangt, sei es dienstlich oder außerdienstlich, und wenn er dich dabei mit d e n Augen ansieht, bist du erbarmungslos verloren, dann tust du alles, was du sollst. Horst fühlte ganz deutlich, wie ihm das Gruseln den Rücken entlang lief, denn was kann ein Hauptmann nicht alles von seinem Leutnant verlangen, oder von dem wenigstens erbitten? Und zu diesen gefährlichen Augen gesellte sich ein außerordentlich weiches, sympathisches Organ. Gewiß, man hörte es der Stimme an, daß sie auch militärisch kurz und energisch sein könne, aber für gewöhnlich hatte sie etwas Weiches und Einschmeichelndes.

Mein Gott, was muß der für ein Glück bei den Frauen gehabt haben, dachte Horst unwillkürlich. Da sah er an der linken Hand des Vorgesetzten zwei Eheringe, der Mann war also Witwer. Das tat ihm auf der einen Seite aufrichtig leid, aber auf der anderen erfüllte es ihn mit großer Freude. Selbst wenn Herr von Rodenhausen wirklich eine Tochter besitzen sollte, was er für ausgeschlossen hielt, dann hatte die wenigstens keine Mutter, die der Tochter behilflich sein konnte, ihn einzufangen.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Frieden!

Als ich von der Heimat schied,
Blumensträuße in den Riemen,
Klang wie Trotz das Abschiedslied,
Wehmut wollte uns nicht ziemen.

Als wir an den Feind gekommen
Mit verstaubten, müden Lungen,
Wollte uns kein Mitleid frommen,
Hart hat jedes Wort geklungen.

Als die ersten Schüsse fielen,
Und die ersten Kameraden — —
Augen trocken! Ruhig zielen!
Blick gradaus und neu geladen!

Hunger, Durst, Schrapnells, Granaten
Würzen Tage uns und Nächte:
Dafür sind wir ja Soldaten,
Und — ein Schuft, wer anders dächte!

Aber, Eltern, Schwestern, Brüder:
Wenn wir endlich Frieden schließen,
Darf mein Herze einmal wieder
Von Empfindung überfließen.

Darf voll Abscheu sich entwöhnen
Von dem Morden und dem Hassen,
Darf vom Guten und vom Schönen
Freundlich sich umgeben lassen.

Darf, befreit vom Druck der Waffen,
In die Heimat sich verwühlen,
Darf im Lieben und im Schaffen
Leidgereift und menschlich fühlen!

Waldemar Staegemann.

Seine Muse / Skizze von Ludwig Kapeller

Hans Sarden stand vor der Staffelei. Zögernd führte er von Zeit zu Zeit den Pinsel an die Leinwand. Aber die Farben blieben nebeneinander liegen, kalt, hart. Wie eigensinnige Kinder, die nicht miteinander spielen wollen. Mit einem Stöhnen legte Hans Pinsel und Palette beiseite.

Er warf sich auf die Ottomane. Fest preßte er die Fäuste auf die Augen. Und nun flimmerten tausend Farben vor ihm in wunderbarer Harmonie. Er sah Tinten, wie nur ein Meister sie erschaffen konnte. Aber wenn er aufspringen wollte, sie auf die Leinwand zu bannen, dann verschwammen sie in taubes Grau. Immer wieder. Bis er des Spieles müde wurde. Und leise wurden aus den wechselnden Farben buntgekleidete Gedanken. Sie schritten auf ihn zu. In langen Reihen. Er kannte sie alle. Und dann tanzten sie um ihn den Hottentottentanz wilder Phantastereien. Und grinsten ihn an in scheußlichen Grimassen. Der eine verleumdete seine Lona: sie betrüge ihn. Und der andere wies ihm seine Talentlosigkeit nach. Und ein Dritter zählte ihm sämtliche Schulden auf. So kamen sie alle. Bis ihm schwindelte. Und dann kam einer, der hob die Schleier der Zukunft und zeigte ihm ein weites, reiches Land. Der wanderte mit ihm, wies ihm Ströme roten Goldes. Überall jubelten ihm Tausende zu, dem großen Künstler.. Und er wanderte selig durch jubelnde Farben, und Lona empfing ihn in einem prächtigen Schloß. Sie wanderten zu zweit, Hand in Hand. Bis sie vor einem mächtigen Denkmal standen: das war er selbst . . .

Und er schlief hinüber in das glücklichere Land der Träume. Jäh erwachte er. Eine ganze Stunde hatte er geschlafen. Er rieb sich die Augen und taumelte vor sein Bild. Fünf Stunden schenkte ihm der Himmel noch sein Licht. Es mußte sein, und es würde sein. Es war für Lona. Er hatte ihr versprochen, die Summe aus eigenem zu schaffen. Und sie mußte nach dem Süden. Es galt ihre Gesundheit, ihr Leben. Und damit sein eigenes.

Farbe reihte sich an Farbe. Fieberhaft arbeitete er. Seine Augen brannten. Das Licht wurde dünner und bleicher. Aus den fernen Winkeln des Zimmers blähten sich die ersten Schatten. Vor den müden Augen verschwammen leise die Farben. Da tat er den letzten Pinselstrich. In hohem Bogen flogen Pinsel und Palette in die Ecke. Pfeifend und singend spazierte er durchs Zimmer. Wie ein Schulbub, der endlich seine Aufgabe gelöst.

Digitized by Google

Die Nacht kam. Aber kein Schlaf. Der Mond wob seine Silberfäden durch den Raum. Sein helles Licht verjagte alle Träume. Und Hans quälten tausend Zweifel den Schlaf aus den Augen. So erhob er sich. Er trat vor sein Bild. Und langsam, mit einem Stöhnen schüttelte er schwer den Kopf: Es war nichts. Hie und da ein Pinselstrich zeigte seine Art. Aber das Ganze... Es fehlte die Seele, die Kraft. Seine Augen glitten wie hilfesuchend durch den Raum. Da hingen Skizzen und Studien die Menge. Alles wertloses Zeug. Schülerarbeit. Nur eins: ein lebensgroßes Porträt. Das war Lona.

Darin stammelte seine Sehnsucht in verschwimmenden Farben. Das war Lona, wie er sie erlebt. Die tiefen, dunklen Augen glänzten im Mondsilber, die feinen Lippen bebten, als wollten sie sprechen. Da kniete der große starke Mensch nieder wie ein Kind vor seiner Mutter. Und flüsterte heiße, stöhnende Worte: Lona . .! Und auf einmal hörte er ihre weiche, tönende Stimme. Jedes Wort fiel in ihn wie auf klingenden Stein: „Ich glaube an dich. Aber du mußt mir versprechen, nie etwas fortzugeben, was nicht ganz du bist, was nicht ganz deinem Wesen entsprang!" Und er hatte ihr's versprochen. Überglücklich, daß e i n Mensch an ihn glaubte.

Und nun? Das dort, das er eben vollendet, war nicht sein Werk. Gewiß, man würde es ihm abnehmen, ihn bezahlen. Aber er durfte sich nicht verkaufen, nicht seine Zukunft verkaufen. Durfte nicht! Plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke: Wenn er dies Bild hier fortgab, das sein innerstes Leben atmete . . .

Er erschrak. Dann küßte er die kühle Leinwand. Sein Heiligstes, das ihm diese Stätte zum Tempel machte. Das er anbetete wie seinen Gott Niemals! Lieber verhungern und verkommen! Und es war auch nicht sein Werk. Sie hatte ihre Seele ihm hingegeben. Er hatte sie auf die Leinwand gebannt. Mit fliegenden Pulsen und zitternder Hand. Ihre Seele sollte er verkaufen . . . An fremde Menschen ihre reine Seele? Nimmermehr!

Und er ging zur Staffelei. Ohne Zaudern kratzte er die Farben herunter. Die Versuchung war überwunden. Und halb im Einschlafen dankte er mit tausend kosenden Worten Lona, die ihn bewahrt.

Am andern Morgen ging er von neuem an die Arbeit. Es mußte gehen. Er verzweifelte. Seine Hand gehorchte ihm nicht mehr. Oder sein Auge war blind. Da riß er in die Leinwand, bis die Fetzen vom Rahmen hingen.

Drei Tage rang er mit seinem Genius. Und am vierten stand er auf und war ein anderer Mensch. Tagelang schaffte er ohne Pause. Sah nichts und hörte nichts. Nur die Zigarette und die Kaffeetasse sahen sein Werk. Und abends kniete er vor Lonas Bild. Wie in stillem Gebet. Und ihre Augen leuchteten im Glanz des Mondes. Als wenn sie ihn segnen wollte. Bald würde er sie anders malen: nur sie, nur sein, nur Schönheit... Der Gedanke lieh ihm neue Kraft zu neuem Schaffen. Das Werk wuchs aus ihm heraus, als hätte es nur geschlummert. Und Lona hatte es geweckt.

Eines Abends war er fertig. Und jetzt wußte er: es war etwas. Es war ein Stück seiner Seele, das er in Farbe und Form gewandelt. Ein Werk. Er tanzte im Zimmer umher. Dann ging er hinaus in den Winterabend und rannte durch den Schnee. Seine Augen glänzten und allen Menschen wollte er die Sorgen aus dem Gesicht lachen. Zu Lona ging er nicht. Morgen sollte sie kommen und schauen. Und dann . . . dann lagen goldene Wochen vor ihm. Dann würden sie zusammen nach dem Süden fahren, und dann, dann . . .

Er schrieb ihr. Sie möchte kommen. Morgen. Und die Nacht schlief er nicht. Die war voller seliger Träume. Die halbe Nacht kniete er vor Lonas Bild. Küßte ihre Haare, ihre Lippen, ihre Augen . . . Bald, bald würde er sie küssen . . . Morgen!

Der Morgen kam und der Tag ging und der Abend nahte. Lona kam nicht. Sie wird später kommen. Jede Stunde fiel schwer und zögernd wie ein Tropfen in die Ewigkeit. Hans rannte vor die Tür. Er kletterte aufs Dach. Hans deckte den Kaffee auf und trank zehn Tassen allein. Hans stand vor Lonas Bild und bat und bettelte: „Lona, Liebe, komm'! Lona . . .!" — Lona kam nicht. Dann betrachtete er sein Bild auf der Staffelei. Und lachte wieder. Wenn Lona nicht kam, dann hatte er das dort. Das war sein Werk. Das konnten ihm alle Lonas der Welt nicht nehmen. Das war sein und würde seinen Namen in die Welt zwingen. Er brauchte keine Lona.

Aber heimlich sah er nach der Uhr.

Da klingelte es. Da war sie! — Nein. Ein Brief. — Von Lona . . .? Zitternde Hände zerrissen den Umschlag. Er las. Er kam nicht bis zu Ende. Ein Wort überschrie alle die andern. Ein Wort. Und das hieß: Zu Ende . . .

Der Brief flatterte zur Erde.

Hans schlug nicht lang auf den Boden hin. Hans wurde nicht wahnsinnig. Hans holte nicht den Revolver aus der Lade. Nein. Er behielt ganz klaren Kopf. Er zitterte nicht einmal.

Er nahm sein Bild von der Staffelei, die Axt von der Wand und zertrümmerte es. Dann warf er die Fetzen in den Ofen. Und nahm Lonas Bild, zerschlug es und warf die Fetzen in den Ofen, dann sah er zu, wie die Flamme die Farben aufleckte und zischend in die Höhe stach. Sah zu bis der letzte Holzscheit schwelend verglostе.

Dann riß er das Fenster auf und starrte in den frostblauen Himmel, an dem die Sterne wie Eiskristalle glitzerten. . .

Digitized by Google

Herdglück

Abend rührt mit dunkler Hand,
An des Bergwalds Tannen;
Über Fluß und Felsen sich,
Blaue Schleier spannen.

Lichter blinken auf im Tal,
Herdglücks traute Sterne,
Und es schläft stillselig ein,
Jeder Wunsch zur Ferne.

Reinhold Braun.

*

Der heimliche König / Skizze von Heinrich Ohlendorf

Mein Herz ist still und schwer. Manchmal ist mir, als wäre ich ein König geworden; — ein müder König mit einem Reich aus Träumen. . .

Und doch hat auch mein Herz einst gejubelt und gebebt, als wir westwärts gegen Frankreich ritten und alle unsere Sehnsucht auf den spitzen Lanzen trugen. Das ist vorbei. Ich werde nimmer wieder reiten. Mein Glück zersprang an einem Wintertage, als wild der Tod in Flandern seine Sense schwang und pfeifend die Franzosenkugeln sangen.

Nun bin ich einsam geworden. Ich wohne in einem stillen Hause abseits der Straßen in der Ebene, — dort, wo nur noch Feldwege verwachsen und grasüberwuchert ins Land hineinlaufen. Gerade vor dem Dorfe liegt mein Haus. Kaum dreihundert Schritt davon liegt es still und einsam da mit seinem Schieferdache und den hellen Mauern, darum das Weinlaub rankt. Schläfrig bellen die Hunde um die Mittagsstunde in den Höfen. Dann flattert der graue Rauch in lustigen Fahnen über den grünverwachsenen Dächern, und die Sommerwinde greifen mit weichen Händen in die gelben Ähren, die brünstig und schwer der Ernte harren. Vom Kirchplatze her, mitten aus dem Dorfe, klingen Kinderlieder bis zu mir heraus. Die Stare pfeifen in den Bäumen. Irgendwo in den Feldern surrt eine Sichel, lockt fern und sehnsüchtig ein Mädchenlachen.

In solchen Stunden ist mein Herz so lustig und so leicht. Dann blicke ich über mein Reich hinweg bis zu den Bergen hinaus in der Ferne und sehe der Sonne zu, wie sie langsam zwischen die Felder sinkt und dann vor dem Ende noch einmal lodernd aufzuckt und dann still wie meine Sehnsucht stirbt. . . .

Und ich sitze und lauere auf das Wunderbare, das kommen muß; — ein Wunderbares, wie es damals in mir war, als wir gen Westen durch die Schanzen ritten. Und in mir singen tausend feine Stimmen: das auch ich ein Reiter war . . . ein Reiter war. . . .

Und meine Seele lacht, und mir ist, ich sei ein König geworden mit einem Reich aus Träumen.

*

Am Dorfausgange liegt der Park. So lange ist es her, daß ich zum letztenmal darinnen war. Und doch bin ich auch einst als Kind dort gewesen, ehe ich mit hartem Lachen in die Ferne ging. Alt und stolz lag das Herrenhaus im Parke. In den Fenstern brannte lodernd das Abendrot, als ich damals daran vorüber in die Weite ritt. Über die Terrasse und an den Wänden hingen rote Kletterblumen. Die hab ich abgerissen und dir ins dunkle Haar gewunden. Es war einmal. Weißt du das noch, Elisabeth?

Als Traum begann's und ist ein Traum geblieben . . .

*

Nun gehe ich wieder durch den Park. Kinder spielen draußen an der hohen Mauer aus schwarzen Schlackensteinen und singen das Kinderlied vom goldenen Wagen. Irgendwo singt ein Vogel noch voll und sehnsüchtig in der Dämmerung. Die alte Tür knarrt und kreischt noch genau so, wie damals, als wir zu zweit auf den gewundenen Wegen unsere Kinderringelreihen tanzten. Du und ich, Elisabeth! — —

Langsam steige ich die Treppe zur Terrasse empor, — etwas hinkend zwar und vornübergebeugt; — just recht und schlecht, wie es einem abgedankten Reiter gebührt. —

Bunte Lampen brennen. Kerzen flackern unruhig. Blauer Rauch von Zigarren schwebt in der Luft und verschwimmt in der Nacht, die nun schwül und schwarz über den Park und das alte Herrenhaus sinkt. Leute gehen an mir vorüber und reden mit mir. Was ich rede, wer mag es wissen? — — Ich sehe nur dich, Elisabeth! Wie sprachst du gleich, als wir uns vorhin zum ersten Male wiedersahen, nachdem auch du zurückgekehrt bist aus der Ferne? Mein armer Freund? — — Darum singt nun meine Seele und mein Herz lacht.

*

Der Baron spricht mit mir. Gütig ist sein Blick, und seine Stimme klingt schmeichelnd, als wenn sie mich behutsam streicheln wollte. Alle Leute nicken gerührt und Madame Pimpernell wischt sich verstohlen eine Träne aus den Augen. Ich aber lache heimlich wie sie . . . War einst ein Reiter, der nach Welschland zog. . . .

Wie du lächelst, wenn sie weinen, Elisabeth. Dein Lachen fällt auf mein Herz wie der Tau, der in der Morgenkühle die Blumen netzt. Kennst du den stillen Fleck im Parke noch, wo einst der

Digitized by Google

Räuber seine Prinzessin barg, als wir von unseren Verfolgern flohen? — Damals war es, als du das kleine goldene Herz verloren hattest, das ich dir geschenkt hatte. Das kleine Herz mit dem blutroten Stein darin, darum du heiße Kindertränen weintest. — So lang, lang ist's her. So schwarz und glänzend war dein Haar; so weich war deine Stimme und so süß dein Lachen. . . .

Heute will ich es dir sagen, Elisabeth, was ich damals vergessen habe, als ich von dannen ging. Ich war ein blöder Tor, der seinen geraden Weg in Nacht verlor und bin ein lahmer Reitersmann geworden. — Ich liebe dich, Elisabeth! Ich liebe dich. . . .

*

Lachen. Lieder zu einer Laute. Ein Tanzliedel hängt in den Rosen. Worte zittern über den Bäumen des alten Parks, der schwarz und düster auf uns herüber schaut. Im Dorfe schlägt hallend die Kirchuhr späte Stunde. — —

Elisabeth steht an der Brüstung, gerade unter den Kletterblumen. Sie spricht mit dem langen Dragoneroffizier mit dem sonnigen Lachen, der von irgendwo her auf Urlaub gekommen ist aus Flandern oder Polen, wo sie keine ausgedienten Soldaten brauchen können. — Dein Gesicht ist so seltsam bleich, und deine Augen glühen so sonderbar. Liegt deine Hand auf dem Geländer und zittert, Elisabeth? — —

Ich träume und denke an ein stilles Haus zwischen den Feldwegen, — ein Haus, um das das Weinlaub und die wilden Rosen. . . .

Ich habe dich lieb, Elisabeth.

*

Schweigen in der Nacht. Jemand schlägt an ein Weinglas. Fein singt der Ton in der schweren, brünstigen Luft. Der alte Baron spricht.

Ich zittere mit einem Male. Der feingeschliffene Kelch in meiner Hand zerbricht. Kling — kling fallen die Scherben zu Boden. Ich will schreien und kann es doch nicht. Ich fühle, wie sich meine Kinnladen bewegen. Ich spreche einen Glückwunsch, — so ruhig und gefaßt, wie nur ein Reiter sprechen kann, dem einst der Sensenmann die Zähne wies. —

. . . . . sehr überrascht . . . . die unerwartete Verlobung ihrer Tochter Elisabeth. . . . . Die Stimme des alten Barons klingt feierlich und zittert. Madame Pimpernell weint. . .

Sei stark nun mein Herz und lache. Heute weiß ich es, daß ich ein Tor war, der sich zu spät zurück zur alten Heimat fand.

Nacht. Einsamkeit. Ich bin wieder allein mit meinem müden Herzen. Die Winde fahren raschend um mein Haus und um mein heimliches Königreich aus Träumen.

Und ich liebe dich doch, Elisabeth! . . .

*

Die Tage gehen. Rotgolden hängt der Herbst ob meiner Heimat Erde. Die reifen Früchte fallen von den Bäumen. Gelbe Blätter treiben im Winde. Über dem Lande hängt der Höhenrausch wie Dunst von tausend Opferbränden. . .

Fahnen flattern im Dorfe und auf dem alten Herrenhause. Hochzeitstag, seliger Tag. —

Nun wird bald Sonntag Allerseelen sein. . .

*

Wie ist die Andacht deutscher Kirchen stumm und fromm. So feierlich schluchzt die Orgel in unserer geringen Dorfkapelle, wenn der alte Kantor Kümmerling mit seinen zitternden Händen spielt. Feierlich spricht der alte Pastor. Seine Stimme zittert. Wenn ich mit Menschen und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht. . . .

Elisabeth kniet. Glänzend leuchtet ihr Haar bis zu meinem Stuhl herüber. Dasselbe dunkle Haar ist das, darein ich ihr einst rote Kletterrosen wand. — Es war einmal. —

Wie ein grauer Recke aus Stein und Erz kniet nun ein Dragoner an ihrer Seite. So wie die gemeißelten Rittergesellen neben den Gräbern derer von Kastell in dem Erbbegräbnisse unter unserer Kirche. Und doch wollte ich einst dein Hüter sein und an des Grauen Stelle knien, Elisabeth. Ich war ein Narr. . .

Laß mich Geigensaiten aus deinen dunklen Flechten drehen, und ich will dir heute zur Nacht ein frommes Lied aus meinen Träumen spielen. Das soll mein Hochzeitsgeschenk sein, Elisabeth.

Ich habe dich lieb. . .

*

Nun schlafen die Winternächte über meinem kleinen Hause. Der Schnee stäubt. Jetzt kann ich wieder träumen. Das Leid ist fort, und ich will im Traum noch einmal Reiter sein. —

Durch Deutschland reitet ein Kürassier. Steil steht er im Sattel und an dem blanken Stahle seines Schwertes leckt die Sonne zum letztenmal; denn nun ist Frieden geworden! Grüne Reiser flattern am Helme, und in allen Kirchen läuten die Glocken. Friede . . . Friede.

Im Schritt trabt er heimwärts. Die Erde steht gelb in Ähren. Auf dem alten Parkschlosse brennt rot die Fahne mit dem silbernen Pfeil. — Ein Jubelruf. Siegesreiser . . . Erkennen . . . . Elisabeth! O, du; o, du . . .

Und balde ist Hochzeitstag. Hochauf jubelt die Orgel: Jerusalem, du hochgebaute Stadt. — Der Traumkönig schreitet mit der Königin zum Altare.

Erwachen. Morgenlicht fällt durch mein Fenster. Wird nimmer Frühling werden? Als Traum begannst und ist ein Traum geblieben. —

*

Nun sinne ich und grüble. Heimlich flüstert meine Seele: Vaterland, mein Vaterland. — Ich habe dir mein Blut gegeben und meine Liebe dazu, Deutschland, als für dich einst in die Schanzen ritt.

Darum lache ich nun manchmal glücklich und träume, ich wäre ein König geworden, — ein müder König mit einem Reich aus Träumen.

Digitized by Google

Herbst

Um die vielen Glockentürme
Meiner lieben, stillen Stadt,
Weinen Winde, brausen Stürme,
Flattern Tauben, scheu und matt.
Eingeengt in schmale Gassen,
Liegen Gärten, schön und still,
Die vom Sommerduft verlassen,
Nun der Herbst umfangen will.

Und der Himmel blickt so trübe!
Grau und schwer der Regenwind —
Meine ganze Heimatliebe,
Wandelt schüchtern wie ein Kind,
Über regennasse Pfade,
Überm Berge tief zum Tal — —
Und der Wind singt ohne Gnade,
Immerzu —: Es war — einmal. —

J. Taufkirch.

Erziehung zur Lebensmittelkarte / Von Paul Baumann

Niemand hat unter der Knappheit an Lebensmitteln, unter der Teuerung, unter den Scherereien und Schwierigkeiten der Lebensmittelkarten mehr zu leiden, als unsere Hausfrauen. Es wäre ungerecht, dies zu verkennen. Jeder neue Tag stellt ihnen von neuem die Frage: „Was sollen wir kochen —?" — eine Frage, gewiß, die auch im Frieden gestellt wurde, — damals aber mehr nach dem Sprichworte: „Wer die Wahl hat, hat auch die Qual." Heute indes, wo von einer Auswahl nicht mehr groß die Rede sein kann, schließen die Worte eine leise Verzweiflung ein, die sonst nur der Armut bekannt war: „Was haben wir denn noch an Nahrungsmitteln, und wieviel davon können wir verbrauchen, ohne Verschwendung mit ihnen getrieben zu haben —?"

Bei dieser schwierigen Lage, in der sich die meisten unserer Hausfrauen heute befinden, und in der der Geldbeutel eine mehr als sonst untergeordnete Rolle spielt, ist es recht und billig, der Hausfrau in all den Dingen zu helfen, in denen ihr geholfen werden kann. Es muß in erster Linie von Staat und Gemeinden auf vernünftige Organisation der Lebensmittelverteilung gesehen werden, damit es nun nicht mehr vorkommt, daß die Hausfrauen den größten Teil ihrer Kraft damit verschwenden müssen, herumzustehen und herumzulaufen, um in den Besitz der ihnen zustehenden Lebensmittel zu kommen. Die Großstädte sind über diese Kinderkrankheit zum Teil schon ganz gut hinweggekommen. Die kleineren Städte sind es heute vielmehr, denen Weitblick und Organisation mangelt. Hier herrschen vielerorts noch wildere Zustände, als man es für möglich halten sollte. Kaum glaublich klingt's, wenn man hört, daß eine Stadt von über 25 000 Einwohnern noch in diesem Jahre zur erstmaligen Ausgabe von Milchkarten für Säuglinge, stillende Frauen und Schwangere ganze zwei (!) Stunden angesetzt hat. Man stelle sich die Aufregung, das Gedränge und Geschrei bei dieser Gelegenheit vor, wo die meisten Frauen aus Mangel an anderweitiger Hilfe oder aus Angst, zu kurz zu kommen, ihren Säugling mitgebracht hatten, andere ihres körperlichen Zustandes wegen ohnmächtig wurden, und man begreift, woher die Engländer die Bilder und Beschreibungen zur Illustrierung der deutschen Lebensmittelnot in ihren Zeitschriften erhalten! Aber man wird sich auch sagen, daß derartig kurzsichtiges Benehmen einer deutschen Stadtverwaltung unwürdig ist!

Andererseits kann natürlich auch die Hausfrau nicht alles ihr Unbehagliche auf mangelhafte Organisation schieben. Wo eben Lebensmittel fehlen, kann auch die beste Verwaltung keine verteilen. Und — wie wir schon früher gesehen haben — Deutschland ist ganz und gar nicht imstande, all das selbst zu produzieren, was es bei dem behäbigen Leben, wie es im Frieden war, zu verbrauchen sich angewöhnt hat. Es wurde schon erwähnt, daß insonderheit ein Fettmangel selbstverständlich ist. Auch, wenn wir dies Jahr mehr Ölpflanzen angebaut haben und die Ölfrüchte vorzüglich gediehen sind, so ist das doch nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Die Mengen Pflanzenöl, die wir einführten, erzeugen wir auch noch nicht zum geringsten Teil, und, wollten wir sie erzeugen (vorausgesetzt, daß keine klimatischen Hindernisse dagegen wären), so würde das so viel unseres Bodens in Anspruch nehmen, daß uns an anderen Lebensmittel eben wieder abgehen müßte, was wir an Öl gewinnen.

Ebendies gilt auch für Kraftfutter zur Viehzucht. Wollten wir dies in der notwendigen Weise selbst erzeugen, so käme über der Ernährung des Viehs der Mensch zu kurz. Das hat sich ja bereits im Frühjahr 1915 gezeigt, als die großen Schweineschlachtungen stattfinden mußten, um genügend Kartoffeln als menschliche Nahrung zur Verfügung zu haben. Man hat später gerade diese Maßregel der Regierung heftig angegriffen — ob mit Recht? Hat nicht gerade das Frühjahr 1916 gezeigt, daß die Kartoffeln sehr knapp wurden, und dies trotz der Rekordernte von 1915 und trotz des verminderten Schweinebestandes?

Digitized by Google

Es ist eben so: wenn die Hausfrau sich mit Fett und Fleisch genügend einschränkt, so kann sie dafür ein vollkommen ausreichendes Quantum Kartoffeln verlangen. Für menschliche Ernährung stehen Deutschland weit mehr als nur genügend Kartoffeln zur Verfügung. Es fragt sich nur, wieviel wir als Viehfutter davon abzweigen müssen.

Neben Kartoffeln haben wir, unseren Ernten zufolge, auch einen großen Überfluß an Zucker. Daß er in diesem Jahr knapp wurde, ist durch nichts bedingt. Nicht einmal durch den geringeren Anbau im vergangenen Jahre. Man hat den Zucker eben gleichfalls an das Vieh verfüttert, und das hat sich so unangenehm bemerkbar gemacht. Man kann und muß erwarten, daß ein Zuckermangel im kommenden Jahre nicht eintritt.

Außer dem Vieh sind es vor allem die Brauereien, die der menschlichen Ernährung Lebensmittel entziehen. Es ständen uns Graupen und Malz in unbeschränktem Maße zur Verfügung, und es bliebe noch Gerste zur Schweinezucht übrig, — weit über das hierzu freigegebene Quantum hinaus —, wenn wir (wenigstens für die Kriegszeit) dem Biergenuß gänzlich entsagen wollten. Es ist ganz ungeheuer, was trotz der vom Staate schon befohlenen Einschränkung noch an Gerste verbraut werden darf, und das fällt um so schwerer ins Gewicht, als nur die beste Gerste hierzu verwendbar ist. Wenn man bedenkt, daß es sich hierbei um reine Zerstörung eines wertvollen Nahrungsmittels handelt, so muß an der Einschränkung des Bierverbrauchs auch die Hausfrau ein unmittelbares Interesse haben.

Schon aus diesen Andeutungen ist zu ersehen, daß es nicht ganz schlecht mit unserer Ernährung steht. Es gilt für die Hausfrau nur, ihren gewohnten Speisezettel der augenblicklichen Lage Deutschlands anzupassen. Das bedeutet in manchem etwas Ungewohntes, es bedeutet hin und wieder Entbehrung, aber es bedeutet doch nicht — wie England meint — Verhungern!

Wie lautet nun dieser Speisezettel, den die Hausfrau sich zurzeit oder für den kommenden Winter aufstellen kann und der ungefähr den Lebensmittelverhältnissen in Deutschland entspricht?

Nun, wir wissen bereits: Fleisch und Fett müssen aufs äußerste beschränkt werden. Mit der Sitte, Fleisch, das so schnell und einfach gekocht oder gebraten wird, als Hauptnahrung täglich mittags und abends — abends meist in Gestalt von Wurst und Aufschnitt — zu geben, mit dieser Sitte, die schon früher oft genug Unsitte genannt wurde, muß nun endgültig gebrochen werden. Mehr als zweimal wöchentlich zum Mittagessen wird kaum eine Hausfrau Fleischspeisen bereiten können. Und sie wird auch dabei gut tun, das wenige Fleisch in jeder Hinsicht gut auszunutzen — selbst auf Kosten seiner Schmackhaftigkeit — und zusehen, daß sie in möglichst reichem Maße Soße daraus gewinnt, die am folgenden Tage mit Kartoffelbrei und vielleicht Gemüse zusammen ein zweites Mittagessen geben muß. Damit wären schon vier Mittagessen in der Woche versorgt. An den drei übrigen Tagen könnte man sich mit Mehlspeisen (ein- bis zweimal), Eierspeisen oder Pilzen (je nach dem Vorhandenen) oder Fischen (frisch oder geräuchert) behelfen. Dazu kämen jedesmal Kartoffeln (gekocht, Brei oder Salat), viel dicke Suppen (breiartig, wie: Graupen, Hafer, Grütze, Hülsenfrüchte, Maisgrieß, Reis, Gemüse, Kartoffeln, Milchsuppe (Magermilch), Nudeln, — was gerade im Augenblick vorrätig oder zu haben ist.

Man tut dabei gut, das Mittagessen so reichlich zu kochen, daß es auch für den Abend noch einmal reicht. Dann spart man sich auf diese Weise — wie in Süddeutschland schon längst vor dem Kriege — Butter und Belag für die „Stullen". Man spart auch die Stullen selbst und behält von seiner Brotkarte Mehl übrig oder Brot, das man wieder einmal in Form eines nahrhaften Brotpuddings zum Mittagessen verwerten kann.

Ergänzt würde diese Ernährung durch dicke Suppe oder Malzkaffee mit Brot (trocken oder mit Musaufstrich) des morgens und nachmittags. Butterbrot wäre ganz zu vermeiden. Was dem einzelnen an Butter und Fett zugeteilt wird, soll nützlicher zum Kochen und zu Soßen verwandt werden. Darüber hinaus wird nicht viel übrig bleiben.

Dies — in großen Zügen — wäre eine Ernährung, wie sie ungefähr auch für das kommende Kriegsjahr wird gewährleistet werden können. Sie wird — solange die Lebensmittelverteilung noch nicht einheitlich über ganz Deutschland erfolgt — am einen Ort etwas vom andern abweichen, so daß daneben hin und wieder dem einen ein etwas fetterer Bissen abfällt. Und auch der Reiche wird sich ab und zu etwas besseres gönnen können. Aber im ganzen wird das doch die Grundlage sein müssen, auf die wir alle uns einzustellen haben.

Allzu schlecht sind die Aussichten demnach nicht. Wir müssen nur immer daran denken, daß wir im Kriege leben. Und zwar — worauf der Reichskanzler gerade kürzlich wieder aufmerksam gemacht hat — in einem Kriege, der in anderer Weise geführt wird als alle früheren. Bisher kämpfte man gegen die bewaffnete Macht des Feindes. In diesem Kriege aber haben die Engländer das Wort „Aushungerungskrieg" geprägt. Sie hoffen nicht so sehr, den Erfolg ihrer Waffen zu sehen, als den Erfolg ihrer völkerrechtswidrigen Blockade Deutschlands. Sie verbieten in skrupelloser Weise auch den Neutralen, mit uns Handel zu treiben. Sie versperren uns deshalb — gegen alles Völkerrecht — norwegische oder holländische Einfuhr für die Zivilbevölkerung. Sie — die Engländer — führen also Krieg gegen unser gesamtes Volk, gegen Frauen und Kinder. Das erfordert natürlich auch Abwehr von seiten der Frauen und Kinder.

Digitized by Google

Und diese Abwehr kann nur erfolgen durch die Einschränkung des Lebensmittelverbrauchs.

Es ist nicht viel, was der Heimkrieger zu opfern braucht: nicht viel im Vergleich zu den Qualen der Verstümmelten draußen.

Das „Durchhalten", das wir jetzt wieder für den kommenden Winter predigen müssen, kann nicht heißen: möglichst gut, ohne Entbehrung, ohne Rücksicht auf Nebenmenschen, durch den Winter zu kommen; es kann auch nicht heißen, den ganzen Tag nach den zuständigen Lebensmitteln herumlaufen zu müssen — das wäre Kraft- und Arbeitsvergeudung in dieser Zeit, wo jeder mehr zu tun hat als dies — es kann nur heißen: sich durchfristen mit dem, was einem der Staat zuweist.

Wir können nicht leben, wie im Frieden. Wir brauchen aber auch nicht zu verhungern, wenn jeder gewissenhaft die ausgegebenen Gebote befolgt. Denn, leben wir auch nicht im Lande, wo Milch und Honig fließt, so sind wir doch imstande, dem Boden abzuringen, was wir zur Ernährung brauchen!

Bücherbesprechungen

Mary Hahn: **Kriegskochbuch.** Mit 22 praktischen Abbildungen. Preis 1 M. Verlagsbuchhandlung M. Hahn, Wernigerode a. H.

In dieser Zeit der Teuerung und des Mangels auf allen Gebieten der edlen Kochkunst ist das vorliegende Werkchen als eine erlösende Tat zu begrüßen und unbedingt an die Spitze des „Büchertischs" zu stellen. Es bringt eine überreiche Fülle abwechslungsreicher Gerichte, die mit dem, was die Hausfrau in der Kriegszeit erhält, auch wirklich herzustellen sind, da auf alles Fehlende oder nur schwer zu Beschaffende Rücksicht genommen ist. Es ist geradezu überraschend, wie vielseitig unser Küchenzettel noch aussehen kann, wenn man die Sache am richtigen Ende anfaßt und nichts Unmögliches begehrt, denn die mangelnde Einfuhr bestimmter Nahrungsmittel kann auch das beste Kochbuch nicht ersetzen. Daß man ohne Mehl und ohne Butter sogar Kuchen backen kann, habe ich bis jetzt nicht für möglich gehalten, wer's nicht glaubt, lege getrost die eine Reichsmark an, sie wird ihm reichlich Früchte tragen.

R. Mertens: **Dörrbüchlein für den Haushalt.** Neu bearbeitet vom Königl. Garteninspektor E. Junge zu Geisenheim. 9. Auflage. 18. und 19. Tausend. Preis 1,20 M. Mit vielen Abbildungen. Verlag von Rud. Bechtold u. Co. in Wiesbaden. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

In neuer neunter, durchgearbeiteter, verbesserter Auflage, 18. bis 19. Tausend, liegt dieses Büchlein vor, welches unseren Hausfrauen seit vielen Jahren wertvolle Dienste geleistet hat. Der Verfasser zeigt in leichtverständlicher Weise, wie die Hausfrauen mit einfachen und billigen Einrichtungen auf dem Küchenherde Obst und Gemüse jeder Art selbst dörren und haltbar machen können.

Gerade das Dörren von Obst und Gemüse ist in der Kriegszeit besonders wichtig wegen der jetzigen Zuckerknappheit sowie der leichten Herstellung und der bequemen Aufbewahrung.

Bei der neuen Auflage ist auch über das Kochen von Dörrgemüsen Anleitung gegeben. Zum Schluß zeigt der Verfasser, wie man Pilze und Teekräuter trocknet.

E. Junge, Kgl. Garteninspektor, Geisenheim a. Rh.: **Gemüseverwertung im Haushalt.** Anleitung für das Einmachen, Trocknen und Einsäuern der Gemüse, sowie für ihre Überwinterung in frischem Zustande. Anhang: Praktische Zubereitung der Gemüse in der Küche. Von Lydia Herz, Haushaltungslehrerin. 168 Seiten mit 40 Abbildungen. Preis 1,70 M. Verlag von Rud. Bechtold u. Co., Wiesbaden. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

In der jetzigen Kriegszeit ist es unumgänglich notwendig geworden, das geerntete Gemüse lange Zeit frisch zu halten, einzumachen, einzusäuern und zu trocknen. Das ist jetzt Pflicht einer jeden Hausfrau, die ihren Lieben die Mahlzeiten abwechselungsreich, bekömmlich und nahrhaft gestalten will. Es liegt im Interesse unserer Volksernährung, wenn wir, so viel es nur irgend möglich ist, Gemüse haltbar machen. Unsere Kartoffel ist ja in reichem Maße vorhanden, und wenn dieselbe in abwechselungsreicher Weise mit verschiedenen Gemüsen auf den Tisch kommt, kann Fleisch sehr oft ganz entbehrt werden. Da wir im Winter nur wenig frische Gemüse haben, so können dieselben im Sommer mit ganz geringen Kosten und wenig Arbeit in einfacher Weise haltbar gemacht werden.

Das vorliegende Werkchen, welches mitten aus der Praxis herauskommt, und soeben in 3. Auflage erschienen ist, hat sich seit vielen Jahren wirklich bewährt, und ist unseren Hausfrauen ein treuer Ratgeber geworden.

Adeline Gräfin zu Rantzau: **Hein Spinners Feldzug.** Roman. 3 M. brosch., 4 M. geb. (Berlin, Martin Warneck.)

Ein feines, stimmungsvolles Buch, in das der Krieg nur ganz nebensächlich hineinspielt. Eins der Bücher, die uns etwas mitgeben, das man nach dem Lesen leise zuschlägt, um dann noch lange still über das Gelesene nachzudenken. Eine in jeder Beziehung feine Arbeit. Spannend in der Erzählung, meisterhaft gezeichnete Charaktere, prächtige Naturschilderungen. Das Buch verdient weiteste Beachtung.

Henr. Schrott-Pelzel: **Doktor Urthaler.** Ein Tiroler Roman. (Warneck-Berlin.) 3,50 M., geb. 4,50 M.

Geheimnislos wie die Tageshelle, aber auch erwärmend und fröhlich wirkt das Buch von Henriette Schrott-Pelzel: „Doktor Urthaler". Hier weht unverfälschte Heimatluft. Das ist Meran, ist das Burggrafenamt, man sieht alle Bergspitzen und die Burgen darauf, man hört die Leute von jenseits des Brenners reden — kurz, man ist endlich wieder einmal in Tirol. Der Gang der Handlung ist einfach: mehr ein Lebensbild, das Lebensbild eines braven, treuen Menschen, stellt sich uns dar als ein Roman. Hier sind alle Einzelheiten scharf gesehen, unmittelbar und überzeugend. So ein Prachtkerl zum Beispiel wie das „Wunderle" und sein Hund, das „Gfrettl"! Oder die Herren Gemeindeväter von Weidmoos, der verseuchten Ortschaft; oder die Schilderung des „Bauernbudl"! So schreibt man nur, was man erlebt hat. Es ist ein recht österreichisches Buch, von einer heißen Heimatliebe erfüllt, von dem Geiste, der in Tirol viel lebendiger und allgewaltiger ist als der bloße Vergnügungsreisende weiß. Am Schlusse gewinnt es noch ein sogenanntes „aktuelles" Interesse, indem es ausklingt in den jetzigen Heldenkampf Tirols gegen die „Welschen". Ein Buch, dem wir von Herzen weite Verbreitung wünschen.

Digitized by Google

Vermischtes

Das Gartenstübchen. Wer eine Villa hat, muß auch ein Gartenstübchen haben, es ist das eigentlich Köstliche am Landhaus und Landleben, und je mehr die Villa selbst einem Gartenstübchen ähnelt, desto besser ist sie. Wie muß ein solches Gartenstübchen beschaffen sein? Früher nannte man es auch Pavillon, aber das ist nicht genau das, was wir meinen. Es kann rund sein oder viereckig, z. B. sechseckig, und wenn es viereckig ist, muß es ein längliches Rechteck darstellen, aber es darf nicht quadratisch sein, wie das neue Parkkasino in München. Es darf nur ein Stockwerk haben, und der Fußboden muß in einer Höhe mit dem Außenniveau liegen. Es darf keine Decke, sondern es muß einen offenen Giebel haben. Es muß viele hohe und breite Fenster haben. Lustig muß es aussehen und doch ein wenig behäbig, vor allem gemütlich und innig. In den Farben muß es Rot und Gelb bevorzugen, weil diese zum Grün der Natur am besten stehen. Bezeichnenderweise hat man es in der Empire- und Biedermeierzeit am besten verstanden, trauliche Gartenstübchen zu bauen. Man findet sie auf thüringischem und fränkischem Boden. Auch das Schlößchen Monbijou ist eigentlich ein Gartenhaus. Die römischen und Florentiner Villen der Spätrenaissance und Barockzeit haben wohl Pavillons, aber keine Gartenstübchen, und die Villen selbst sind kalt, prunkvoll, überladen. Eine Ausnahme macht die Villa di Garofano in Florenz auf dem Wege nach Fiesole. Auch die Villa Medici in Camerata, die nur ein oberes Stockwerk und niederes Dach hat, macht einen einigermaßen ländlichen Eindruck. Heute versteht z. B. Schultze-Naumburg Gartenhäuschen zu bauen, weil er vom Biedermeier herkommt. Auch das neue Haus Hallgarten von Architekt Otto Baur, München, hat ein hübsches Gartenhäuschen. Der Pavillon der neuen Tennisanlage von Professor Behrens in Neubabelsberg ist dagegen zu ernst und feierlich. Das schon erwähnte neue Münchener Parkkasino wirkt steif und schwer und hat ein viel zu hohes und massiges Dach. Eigentlich besagt dieses Wort Kasino ebenfalls das, was wir meinen, denn Kasino bedeutet im Italienischen ein kleines Landhaus (casini heißen auch die kleinen Zimmer über den Kaffeehäusern des Markusplatz in Venedig). Aber ein richtiges Gartenstübchen muß auch so gebaut sein, daß man darin tanzen kann, denn es gibt nichts Schöneres, als in einer lauen Sommernacht, wenn man nur die springenden Brunnen plätschern hört, mitten im Park in einem solchen Gartenhäuschen bei geöffneten Türen und Fenstern zu tanzen — verwandte und befreundete Familien untereinander. Das gehört zum „bukolischen" Lebenswandel, und etwas von diesem müssen wir heute in unserer von Industrie- und Großasphalt überfütterten Zeit in uns aufnehmen. Am besten ist es, die Landhäuser selbst als Gartenhäuschen, die mitten im Garten stehen, statt als Straßenfassaden-Renommiervillen zu bauen. Auch die Gartenstädte haben bisher in dieser Richtung versagt. Sie setzen das Haus immer noch zu sehr auf den Präsentierteller, bringen es zu nahe an die Nachbarschaft und zu nahe an die Straße und behandeln es im allgemeinen zu städtisch. Eher schon kann man das, was wir hier im Auge haben, „drunten im Volke" in den Laubenkolonien und Schrebergärten finden. Wem es nach Modernen gelüstet, der möge doch einmal nach diesen Schätzen deutschen Gemütes auf „modernstem" Boden (um offiziös zu sprechen), graben, einen tüchtigen Photographen nehmen und ein Sonderheft herausgeben. Hier findet man, wenn auch verschwiegen, versteckt und bescheiden, wie Veilchen, die im Graben blühen, Gartenstübchen, wie wir sie allen denen, die das Glück suchen, wünschen. Wer bauen will, muß unten anfangen: so geniere man sich auch nicht, die Anregungen, die von da unten aus dem Volke kommen, aufzunehmen. Vor allem, wir wiederholen es, baue man das Gartenhäuschen oder Landhaus mitten in den Garten (wie es einer schon getan hat), und lieber in einen Winkel des Gartens als an die Straße; dorthin gehört höchstens das Pförtnerhäuschen. . . .

Dr. Heinrich Pudor.

Briefkasten

E. W. in Zürich. Die Arbeit bietet nicht genug Interesse für Reichsdeutsche, sie ist auch etwas zu umfangreich für das Beiblatt. **R. W. in Spandau.** Der Stoff ist völlig verbraucht. **H. R. in Braunschweig.** Ich habe Ihnen die Arbeit „Das Duell" schon vor längerer Zeit einmal zurückgeschickt, wozu wiederholen Sie die Sendung? Die Gründe für meine Ablehnung sind die gleichen geblieben. **F. K.** Das Herüberziehen der Verszeilen von einer Strophe zur anderen wirkt sehr häßlich, auch finden sich einige schiefe Bilder. Vielleicht ein andermal. **Musketier H. V.** Das Motiv solcher Todesahnungen ist schon allzuoft auch in Friedenszeiten behandelt worden. Ihre Arbeit bringt nichts neues. **E. L. in Leipzig.** Dieser Gedenktag interessiert nur Fachleute. **W. B. in Wesel.** Gutgemeint, aber nicht druckreif. **A. P. in Braunschweig.** Sie müssen noch sehr jung sein, während die meisten Worte und Bilder Ihrer „Abendstimmung" sehr alt sind. **F. L. in O.** Angenommen. **F. M. in München.** Der Humor ist gekünstelt, der Stoff nicht komisch genug. **F. Kr. in Linz.** Sie gebrauchen in der Erzählung beständig die Gegenwartsform das ist ein großer Fehler, denn es handelt sich um längst historisch gewordene Vorgänge. **R. L. in Hildesheim.** Ich kann leider nur „den Unwert" der eingesandten Sache feststellen. **U 5.** Das „alte Bild" ist anspruchslos aber zeigt unverkennbar die Fähigkeit, eine Stimmung aufzufassen und zu gestalten. Hochsommer ist herkömmlich. Senden Sie mir gelegentlich neue Proben, vielleicht kann ich etwas verwenden.

Dr. Erich Janke.

Zur freundlichen Beachtung! **Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an Otto Jankes Verlag. Beide Adressen: Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.**

Inhalt des Heftes 1: Herd und Schwert. Roman von Fritz Skowronnek. — Der Walzerkönig. Roman von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** Frieden! Gedicht von Waldemar Staegemann. — Seine Muse. Skizze von Ludwig Kapeller. — Herdglück. Gedicht von Reinhold Braun. — Der heimliche König. Skizze von Heinrich Ohlendorf. — Herbst. Gedicht von J. Taufkirch. — Erziehung zur Lebensmittelkarte. Von Paul Baumann. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes. — Briefkasten

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke.
Ausgegeben am 7. Oktober 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 2

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Herd und Schwert / Roman von Fritz Skowronnek

1. Fortsetzung.

Kurt mußte sich förmlich zusammenrucken, als der alte Diener mit seinem Koffer eintrat und ihn fragte, ob er dem gnädigen Herrn ein Bad bereiten sollte .... wie es der gnädige Herr haben wollte, heiß oder lauwarm. Es fiel Kurt auf, daß der alte Mann ihn nicht Herr Assessor, sondern „gnädiger Herr" ansprach. Hatte die Tante ihn bereits dem Dienstpersonal gegenüber in diese Würde eingesetzt?

Ganz mechanisch reichte er Jons den Kofferschlüssel und trat vor den Spiegelschrank, um einen Blick hineinzutun. Es kam ihm vor, als müßte er in diesem Moment ganz anders aussehen, als sonst, wenn er um diese Zeit, manchmal noch mit einem Aktenstück unter dem Arm, durch die stillen Gassen des märkischen Städtchens zum Amtsgericht wanderte. Fast schien es ihm wunderbar, daß er keinen Unterschied entdecken konnte.

Vorerst mußte er sich daran gewöhnen, daß der alte Mann ihn wie einen kleinen Jungen bediente. Er half ihm beim Auskleiden, dann verschwand er durch eine Tapetentür im Badezimmer und stellte das Wasser ab, das die Wanne bereits gefüllt hatte.

Zu gern hätte Kurt mit dem alten Diener, der sicherlich doch mit dem Hause verwachsen war, ein Gespräch angeknüpft, um ihn nach allem Möglichen zu fragen. Er unterließ es jedoch, um sich nicht eine Blöße zu geben und zu zeigen, wie wenig er von dem Hause wußte, in das ihn sein Schicksal geführt hatte. Beim Ankleiden trank er eine Tasse Kaffee und ein Gläschen Benediktiner, wobei er die Entdeckung machte, daß ein Wandschrank des Zimmers eine ganze Anzahl verschieden geformter Flaschen barg.

„Kann ich jetzt meine Tante sprechen?"

„Die gnädige Frau läßt bitten."

Über die mit Jagdtrophäen geschmückte Diele, durch ein saalartiges Eßzimmer, führte ihn Jons nach dem anderen Flügel des Schlosses, wie das Herrschaftshaus von den Leuten genannt wurde. Eine seine Nerven erregende Spannung überkam ihn auf dem kurzen Gange.

Nun öffnete Jons vor ihm leise die Tür, um ihn hindurchzulassen und sie hinter ihm zu schließen. Überrascht blieb er auf der Schwelle stehen. Das Bild, das sich seinen Augen bot, machte einen tiefen Eindruck auf ihn.

In einem Fahrstuhl saß eine stattliche alte Dame. Das frische Gesicht von einer Fülle weißer Haare umrahmt, die noch kein Häubchen duldeten. Von dem Gesicht, das noch jetzt schön genannt werden mußte, strahlte ihm eine herzgewinnende Freundlichkeit und eine Freudigkeit entgegen, daß er mit schnellen Schritten auf sie zueilte und sich über die beiden Hände beugte, die sich ihm entgegenstreckten.

„Tante Christine!" Seine Stimme hatte den aus tiefer Brust kommenden Herzenslaut gefunden.

„Mein lieber Junge," sagte die alte Dame leise und ihre Hand fuhr sanft über sein volles Haar. Ihre Augen, aus denen helle Freude

Digitized by Google

leuchtete, verrieten nicht im geringsten, daß sie nichts mehr wahrnahmen, als einen dunklen Schatten. Schnell holte er einen Stuhl und setzte sich neben sie. Tante Christine faßte seine Hand und hielt sie fest.

„Ich danke dir, daß du gekommen bist. . . Ist dir der Entschluß schwer gefallen?"

Mit einem aufrichtigen Lachen antwortete er: „Ja, Tante es ist mir nicht ganz leicht geworden."

„Du hast wohl erwartet, eine alte verbitterte, griesgrämige Frau zu finden, die dich unter ihre Fuchtel nehmen würde."

„Griesgrämig und verbittert? Nein, Tante, ich hatte doch schon genug Beweise des Gegenteils. Offen gesagt, ich habe mich nur vor der ländlichen Einsamkeit gefürchtet. Sieh mal, ich bin in der Stadt aufgewachsen und nie aufs Land hinausgekommen."

„Mein lieber Kurt, wer hinreichend Arbeit hat, kennt Einsamkeit und Langeweile nicht." Ihre Stimme war bei diesen Worten ernst geworden, dann zog aber wieder ein mildes Lächeln über ihr Gesicht. „Du brauchst aber auch hier die Freuden der Geselligkeit nicht zu vermissen. Du findest junge lebensfrohe Nachbarn. Du hast auf Berschkallen selbst eine sehr gute Jagd. Du wirst überall zur Jagd eingeladen."

„Ach, Tante, ich habe noch kein Gewehr in der Hand gehabt und zuerst und vor allen Dingen muß ich doch die Landwirtschaft lernen."

„Willst du es wirklich?"

„Ja, Tante, das ist mein fester Entschluß und ich will mir Mühe geben. Ich will mich doch nicht hier als Drohne füttern lassen."

„Nein, mein Junge, die Absicht hatte ich allerdings nicht. Aber stell dir deine Aufgabe nicht zu schwer vor. Mein alter Oberinspektor Grundmoser ist ein treuer und sehr zuverlässiger Mensch, der dich ganz allmählich in deinen Beruf einführen wird."

Kurt nickte eifrig. „Du behälst natürlich die Leitung in der Hand und bestimmst, was ich zuerst lernen soll . . . . die Viehzucht oder."

Er sah, wie Tante Christine über seinen Eifer lächelte und hielt inne.

„Nein, mein Junge, du sollst nicht bei mir und Grundmoser als Eleve eintreten. Du bist hier jetzt schon der Herr. Das Schriftstück, das dich dazu einsetzt, findest du in deinem Zimmer im Geldschrank. Hier sind die Schlüssel dazu. Du sollst und brauchst dich nicht um Kleinigkeiten zu kümmern, das besorgt Grundmoser mit seinen Inspektoren. Und im Notfall, wenn eine wichtige Entscheidung an dich herantritt, wirst du mich bereit finden, dir jeden Rat zu erteilen, den du verlangst. Ich will nach 30 Jahren schwerer Arbeit Ruhe und Stille haben."

Kurt sah erstaunt, ja fassungslos die Dame an. Er glaubte nicht recht gehört zu haben. Er war schon in diesem Augenblick hier Herr und Besitzer des Gutes? Die alte Dame fühlte, was ihn bewegte. Ganz leise sprach sie weiter:

„Du mußt auch mit der Möglichkeit rechnen, daß ich mal ganz plötzlich die letzte Fahrt zum Gottesacker antrete. Ja, mein Junge, ich leide an einer sehr schweren heimtückischen Krankheit, an der Gicht. Sie hat mir bereits das Augenlicht und den Gebrauch meiner Füße geraubt. Jetzt ist sie nach dem Oberkörper emporgestiegen und dann pflegt es manchmal sehr rasch zu Ende zu gehen."

Kurt schwieg erschüttert und beugte sich über die Hand der tapferen Frau, die so ergeben von ihrem schweren Leiden und ihrem Ende sprechen konnte. Sie legte ihm wieder die Hand auf das Haupt.

„Ich glaube zu wissen Kurt, daß du verständig genug sein wirst, dich der Leitung Grundmosers anzuvertrauen. Er ist nicht mehr der jüngste, aber er wird noch einige Jahre vorhalten und bei dir bleiben, bis du selbst im Stande bist, Berschkallen zu bewirtschaften. Du vergibst dir nichts, wenn du ihn wie einen guten treuen Freund behandelst."

„Darauf kannst du dich verlassen, Tante. Das wird mir schon die Ehrfurcht gebieten, die ich vor dem, was du geschaffen hast, empfinde."

Über das Gesicht der alten Dame huschte ein Lächeln.

„Das hast du sehr schön gesagt, mein Junge. Aber Grundmoser wird dir schon sagen, wo die Ehrfurcht aufhören muß, weil der Fortschritt der Landwirtschaft eine Neuerung verlangt."

Digitized by Google

Nach einer kleinen Pause fing Tante Christine von ihrem Leben und von ihrem verstorbenen Gatten an zu erzählen. Aus ihren Worten sprach eine milde Abgeklärtheit, die über den Dingen steht und deshalb mit gütigem Verstehen urteilt. Es war, als wenn sie mit sich selbst spräche. Zuletzt schwieg sie eine Weile, in Erinnerung versunken. Dann sagte sie mit fester Stimme:

„So, mein lieber Junge, nun laß mich allein. Laß dir Grundmoser holen und besprich dich mit ihm. Ist es dir recht, daß ich alle Beamten heute zu Mittag eingeladen habe, damit du sie gleich kennen lernst und sie dich auch?"

„Selbstverständlich, liebste Tante. Sei mir nicht böse, daß ich dir noch nicht so gedankt habe, wie ich es müßte. Es ist zu viel, was auf mich einstürmt. Ich kann es ja noch nicht fassen."

Er beugte sich nieder, um ihre Hände zu küssen. Da nahm sie sein Gesicht in beide Hände und küßte ihn auf Stirn und Mund.

„Ich verstehe dich, man muß sich auch an das Glück gewöhnen, hoffentlich wird es dir nicht zu schwer fallen", fügte sie mit einem schalkhaften Lächeln hinzu.

. . . . . Kurt zitterten die Hände, als er den Geldschrank in seinem Arbeitszimmer aufschloß und das Dokument herausnahm, das ihn aus einem armen Assessor zu einem reichen Großgrundbesitzer machte. Als Jurist sah er auf den ersten Blick, daß es eine Schenkungsurkunde, nicht etwa ein Testament war, das erst nach dem Tode der Tante in Kraft getreten wäre.

Er schloß die Augen und lehnte sich in den Sessel zurück. Es kam ihm dabei das Gelüst an, von seiner Macht sofort Gebrauch zu machen und sich ein Frühstück zu bestellen. Noch ehe er den Entschluß ausführen konnte, trat Jons ein und meldete: „Das Frühstück ist aufgetragen."

Kurt lachte laut auf. Es kam ihm vor, als wäre er in einen Prinz verzaubert, dem eine höhere Gewalt jeden Wunsch erfüllte, kaum daß er ihn gedacht hatte. Wenn er nur nicht aus dieser Verzauberung unsanft in die Wirklichkeit zurückversetzt würde. Dann lachte er wieder, als er das Dokument zurücklegte und im Schrank verschloß.

Auch nach Grundmoser brauchte er nicht zu schicken. Der Graubart erwartete ihn schon und begrüßte seinen neuen Herrn zurückhaltend und ehrerbietig. Kurt schüttelte ihm sofort kräftig die Hand und bat ihn, Rücksicht darauf zu nehmen, daß er von der Landwirtschaft nichts, aber auch nicht das geringste verstehe.

„Das werden wir schon kriegen", erwiderte der Graubart gleichmütig. „Wir sind mit der Aussaat durch und die stille Zeit für uns Landwirte hat begonnen."

„Wie stehen die Saaten, Herr Inspektor", fragte Kurt, um doch etwas zu fragen.

Grundmoser schmunzelte. „Sie werden ja selbst sehen. Ich denke, wenn es Ihnen recht ist, lassen wir uns gleich nachmittag den Jagdwagen anspannen und fahren das Gut ab. Vormittags kann ich Ihnen noch die Ställe zeigen."

Dem neuen Besitzer von Berschkallen schwirrte der Kopf von all den Namen, die er in den Ställen hörte und las. Jedes Pferd, jeder Bulle, jede Kuh, hatte einen Namen, der auf einer Tafel über ihren Köpfen verzeichnet war. Dann kamen die Beamten zur Mittagstafel. Ein verwitterter knorriger Grünrock, der Förster, mit seinem Hilfsjäger, der Brennereiführer, der Molkereiverwalter, der Ziegeleimeister, der Hofverwalter und noch einige junge Inspektoren.

Kurt fühlte sich unter all den Männern, wie ein junger Hund, der ins Wasser geworfen wird und schwimmen soll. Aber er schwamm, und Grundmoser half ihm dabei. Er sprach nicht von der Landwirtschaft, sondern von dem seligen gnädigen Herrn und erzählte von dem großen Begräbnis. Wie der alte Herr Bratzko aus Keimkallen drei Nächte beim toten Freunde die Leichenwache gehalten, dabei Rotspohn getrunken und dem Verstorbenen im Sarge zugeprostet habe. Bald nach 1 Uhr sei er jede Nacht sanft eingeschlummert, dann habe ihn Jons unter den Arm genommen und auf einer Liege zur Ruhe gebracht.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Schneller, als er selbst gedacht hatte, fand sich Kurt in die Rolle des Gutsherrn. Eine Stunde, nachdem ihn Grundmoser durch die Hälfte der Begüterung gefahren hatte, denn in den paar Stunden war es nicht möglich, das ganze Gut zu besichtigen, trat er wieder bei seinem Herrn ein, blieb an der Tür stehen und sagte in einem von der bisherigen derben Vertraulichkeit völlig abstechenden Ton:

„Wir haben heute mit zehn Gespannen auf den Schlag 4 nach der Keimkaller Grenze Dung gefahren. Sechs Gespanne haben Getreide zur Bahn gebracht, ein Gespann . . .“

Kurt drehte sich lachend in seinem Stuhl um: „Aber lieber Herr Grundmoser, weshalb erzählen Sie mir das? Kommen Sie lieber her und setzen Sie sich zu mir. Ich habe, offen gestanden, immer um diese Zeit einen bescheidenen Dämmerschoppen eingenommen und wäre nicht unglücklich darüber, wenn die Beherrscherin der Küche ein paar Fläschchen Bier im Hause hätte.“

Grundmoser verbeugte sich schmunzelnd und trat näher, nachdem er durch einen Druck auf die elektrische Klingel Jons herbeigerufen hatte.

„Was befehlen der gnädige Herr. Pilsener Urquell oder Münchener Hofbräu? Es ist beides frisch angesteckt.“

Die Frage kam dem Gutsherrn so komisch vor, daß er den alten Diener erst einen Augenblick verdutzt ansah und dann laut auflachte.

„Frisch angesteckt?“

„Aber ja doch“, erwiderte Grundmoser. „Die Herrschaft braucht doch kein Flaschenbier zu trinken.“

Kurt kam die Sache so unbegreiflich vor, daß er aufstand und Jons folgte. Er fand im Korridor hinter der Diele eine Kammer und darin zwei in Eis gepackte Fässer, die an zwei Stahlflaschen mit Kohlensäure angeschlossen waren. Kopfschüttelnd kehrte er auf seinen Platz zurück. Das war eine angenehme Überraschung, aber sie bestätigte ihm nur die Tatsache, daß man sich auch hier an der russischen Grenze mit allen Annehmlichkeiten des Lebens umgeben kann, wenn man nur das nötige Kleingeld besitzt.

Bei dem Gedanken, wie sich sein Leben wohl in dem einsamen Gutshause gestalten werde, hatte er mit einem gelinden Schauer auch an die magere Beleuchtung mit Petroleum oder im besten Falle mit Spiritusglühlicht gedacht. Auch darin hatte er sich geirrt. Denn überall im Hause gab es elektrisches Licht.

Nach dem Abendbrot ließ er bei seiner Tante anfragen, ob er ihr gute Nacht wünschen dürfe. Sie empfing ihn für ein paar Minuten, bloß um ihn zu fragen, ob er sich schon etwas mit seinem Schicksal ausgesöhnt habe.

„Ach, Tante,“ rief er aus, „mir kommt alles, wie ein schöner Traum vor.“

„Aus dem du jeden Morgen neu gestärkt zur Wirklichkeit erwachen wirst. Schlaf wohl, mein Junge.“

„Das wünsche ich dir auch, liebe Tante.“

„Ach, mein Junge, die Nacht ist für mich nicht der schönere Teil des Tages . . . Dann regen sich bei mir die Schmerzen, erst gegen Morgen pflege ich ein paar Stunden Schlaf zu finden . . . Vergiß nicht, was du heute Nacht träumst“, rief sie ihm nach, als er sich zur Tür wandte.

An einem der nächsten Abende nahm er seine geliebte Geige aus dem Kasten und spielte in seinem Arbeitszimmer auf und ab gehend im Dunkeln . . . Und er war ein Meister auf seinem Instrument, der zur Not mit dieser Kunst sich hätte sein Brot verdienen können. Ohne daß er es merkte, wurde die Tür zur Diele leise geöffnet. Er wußte nicht, daß die alte Dame auch die anderen Zimmertüren hatte öffnen lassen und mit stiller Freude seinem Spiel lauschte. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sie viel musiziert, aber schon seit Jahren stand der prächtige Flügel im Musikzimmer unbenutzt.

Am nächsten Tage sagte ihm die Tante, welchen Genuß und welche Freude er ihr durch sein Spiel bereitet habe. Seitdem spielte er in dem großen Speisezimmer, das näher an ihrem Schlafzimmer lag, und kein Abend verging, wo er nicht sein Instrument zur Hand genommen hätte. Ihm selbst bereitete es die größte Freude, daß er durch sein Spiel seiner Wohltäterin einen Genuß verschaffen konnte.

Digitized by Google

Allmählich entwickelten sich auch seine gesellschaftlichen Beziehungen zu den Nachbarn. Er hatte auf den Rat der Tante auf den Nachbargütern Antrittsbesuche gemacht. Zuerst lernte er den Jugendfreund seines verstorbenen Onkels, den alten Herrn Braczko auf Keimkallen kennen, der ihm bereits am nächsten Tage einen Gegenbesuch machte, aber nicht zur Visitenzeit. Nein, der alte Herr kam nach dem Abendbrot, wie er es früher jeden zweiten Tag zu tun gewohnt war. Er hatte selbst den Platz vor dem Kamin auf der Diele dazu gewählt und erzählte ihm bei mehreren Flaschen Rotwein viel von seinem verstorbenen Freunde.

Als Kurt nach einigen Stunden seine Müdigkeit nicht unterdrücken konnte, hatte der alte Herr ihm freundlich zugenickt und ihm den Rat gegeben, sich hinzulegen, er selbst würde gerne noch ein Stündchen sich in die Erinnerungen an vergangene Tage vertiefen. Kurt wollte aber nicht so unhöflich sein, seinen Gast allein zu lassen und war schließlich in seinem Sessel sanft eingeschlafen. Er war jetzt immer abends so schrecklich müde und schlief fest und traumlos, bis Jons am Morgen zur festgesetzten Stunde mit der Meldung in sein Zimmer trat, daß das Bad gerüstet sei.

Dann hatte Kurt Braczkos Neffen, Paul, kennen gelernt, der ein Nebengut seines Onkels bewirtschaftete. Der junge Hüne hatte ihn mit offenen Armen aufgenommen und festgehalten, so daß er erst gegen Abend von seinem Besuch zurückkehrte.

Auf den Rat der Tante hatte er auch die verwitwete Frau Strawischke auf Grumkowkeiten besucht, deren Hauptreichtum in sechs hübschen Töchtern bestand, von denen die jüngste erst 16 und die älteste erst 21 war. Wie die Orgelpfeifen standen sie nebeneinander. Und er hatte ein paar sehr angenehme Stunden verlebt, bei einem guten Frühstück, wie es auf dem Lande so üblich ist. Und die frischen Mädels hatten in ungezwungener Natürlichkeit mit ihm geplaudert, wie alte gute Bekannte.

Als im November das schlechte Wetter mit Wind und Regen einsetzte, bekam er die Tante tagelang nicht zu Gesicht. Sie lag, von Schmerzen geplagt, zu Bett und ließ ihm sagen, wenn er sich anmeldete, sie wollte sich ihm in dieser Verfassung nicht zeigen. Dann spielte er ihr jeden Abend etwas vor und länger, als er es sonst zu tun pflegte.

Und wieder eines Morgens stand Jons an seinem Bett und meldete mit bebender Stimme, während ihm die Tränen über die Backen liefen: „Die gnädige Frau sind heute Nacht sanft entschlafen."

Es war Kurt, als wenn ihm die Mutter zum zweitenmal gestorben wäre. Noch nie hatte er sich so verlassen und einsam gefühlt, selbst nicht, als seine liebliche Mutter kurz nach dem Vater gestorben war.

Wieder wurde es ein großes Begräbnis. Diesmal kamen viele Menschen nicht bloß aus Neugier, sondern aus ehrlicher Teilnahme, um der Frau, die weit und breit Liebe und Achtung sich erworben, die letzte Ehre zu erweisen. Und viele von denen, die ihrem Neffen und Erben auf dem Kirchhof die Hand drückten, fanden ein Wort der richtigen Anerkennung für die seltene Frau, ein Wort, das in seinem Herzen lauten Widerhall fand.

Der neue Gutsherr kannte die wenigsten seiner Gäste, hatte aber für jeden ein freundliches Wort, hoffte mit jedem in guter, freundlicher Nachbarschaft zu leben und gewann sich die Anerkennung aller durch sein liebenswürdiges Wesen. Namentlich waren es die Damen, die sich schon am Kaffeetisch sehr anerkennend über ihn aussprachen, und unter ihnen waren es insbesondere die Mütter heranwachsender und herangewachsener Töchter, die mit Befriedigung wahrgenommen hatten, daß an des jungen Gutsherrn Hand kein Verlobungsring, geschweige denn ein Ehering steckte. In jedem Falle aber hoffte und vermutete man, daß jetzt eine neue Zeit für Berschkallen beginnen würde, eine Zeit solider Festlichkeiten und regen Verkehrs, wobei man seine Tochter herausstellen konnte.

Namentlich Frau Strawischke malte sich in Anbetracht dessen, daß sie gleich sechs ganz wunderhübsche Töchter ins Treffen führen konnte, die Zukunft sehr rosig aus, und sie konnte es wahrhaftig brauchen, denn auf Strawischken war es an allem schon recht knapp geworden, vor allem aber am Gelde.

Natürlich hatte Kurt von Berg keine Ahnung von den Plänen, die für und gegen

Digitized by Google

ihn da geschmiedet wurden, und er mußte laut auflachen, als der alte Braczko ihm auf die Schulter klopfte und in seiner angeheitert vertraulichen Art sagte: „Nachbar, nehmen Sie sich in acht. Es wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, schon gegen Sie mobil gemacht und alle unsere Gluckhennen da" und er zeigte auf die Damen hinüber, „sind schon drauf und dran, ihre Küchlein auf Sie loszulassen."

„Glauben Sie?" hatte Herr von Berg gefragt, und lächelnd zu den Damen hinübergesehen. „Aber wenn auch, mich bringt's in keine Gefahr, denn ich bin ein eingefleischter Junggeselle."

Da aber hatte Braczko mit einem Auge gezwinkert und gesagt: „Nein, nein, glaube ich nicht: die eingefleischtesten Junggesellen sind immer wir verheirateten Leute", und damit war er gegangen und hatte zu den vielen anderen, die er schon hinter die Binde gegossen hatte, noch einen genommen.

Sein Neffe aber, der Paul, hatte ihm zugedroht und gesagt: „Onkel Braczko, gib acht, daß du deinen Lötkolben nicht zu tief in das Glas steckst, sonst zischt es, so glüht er schon wieder."

„Du verdammter, nichtsnutziger Bengel du!" drohte ihm der Alte, stieß aber gleich darauf mit ihm an und leerte wieder sein Glas.

Der neue Gutsherr unterhielt sich indessen in recht ernstem Gespräche mit dem Herrn Pastor, erkundigte sich eingehend nach den Beziehungen zwischen Gutsherrschaft und Kirche und zeigte namentlich ein reges Interesse für die Schulverhältnisse.

Dadurch gewann er sich natürlich auch die rückhaltlose Anerkennung dieses echten Seelsorgers der Gemeinde.

Am eingehendsten aber sprach er mit dem alten Gutsinspektor von Keimkallen, der nicht genug hervorheben konnte, was für Verdienste sich die eben Verstorbene um Hebung und Vergrößerung und Abrundung des Gutes erworben hatte. „So einen Mann, wie die Frau, bekommen wir im Leben nicht wieder", sagte er. „Freilich ist aber noch immer sehr viel zu tun und viel zu verbessern. Vor allem aber steckt ein verdammter, ekliger Dorn noch im Fleisch Ihres Gutes."

„Und der ist?" fragte der Gutsherr.

„Der Mertinatsche Besitz. Na, Sie werden das ja selbst schon gesehen haben, wie Sie auf dem Gute hier Umschau hielten. Viel hat Frau von Rosen ja schon an sich gebracht, denn die Mertinat hat vieles, nur das Wirtschaften, das hat sie gar nicht verstanden. Die drei Margellen aber, die jetzt darauf sitzen, die halten an dem Bißchen fest und lassen nicht locker, so wie mein Hund nicht locker läßt, wenn er einen Schinkenknochen im Maule hat."

„Und Sie halten das Einverleiben des Mertinatschen Besitzes in Berschkallen für wünschenswert?"

„Für eine Notwendigkeit, Herr von Berg. Für eine Lebensfrage für Sie. Aber Sie haben ja selbst Ihre Augen, Sie werden ja sehen."

Er sah es auch wirklich.

So überraschend gut ihm das, unter der Leitung seiner Tante zu einem Mustergute gewordene Berschkallen, in allen seinen Teilen gefiel, so wenig entzückt war er von dem ganz unmotivierten Hineinragen fremden Besitzes in den seinen.

Grundmoser war natürlich derselben Ansicht, die sich übrigens jedem von selbst aufdrängte.

„Über kurz oder lang müssen die ollen Margellen die Sache ja doch hergeben. Lange können sie ja nicht mehr machen. Das Gut trägt ja nichts, sondern es frißt. Daß sie raus müssen, ist also, so traurig es für sie ja auch sein mag, nur eine Frage der Zeit. Uns kann es aber nicht gleichgültig sein, in wessen Hände es fällt. Wir müssen's bekommen. Jeder Dritte würde horrende Preise verlangen, oder womöglich, uns zum Possen, eine Fabrik oder eine Schneidemühle mit rauchendem Schlot hinsetzen, mitten in unser eigenes Herz."

„Das darf natürlich in gar keinem Falle geschehn. Der ganze Besitz würde ja dadurch entwertet. Was ist aber dabei zu tun? Kann man ihnen denn nicht einen vernünftigen Preis dafür anbieten?"

„Sie nehmen keinen, nicht wenn man ihnen das Zehnfache bietet, und so bleibt nur ein Mittel: ausräuchern."

„Wie meinen Sie das?"

„Na, einfach unter der Hand weg die Hypotheken zusammenkaufen und warten, bis

Digitized by Google

sie fällig werden, oder die Zinsen nicht mehr gezahlt werden können."

„Steht es denn wirklich so schlecht um die drei Damen?"

„Schlecht ist gar kein Wort mehr dafür, und darum hat sich ja die selige, gnädige Frau auch so geärgert."

Natürlich befolgte Herr von Berg den Rat seines alten, erfahrenen Inspektors. Die Hypotheken waren bald alle in seiner Hand, die erste sowohl wie die zweite und dritte. Wenn er aber darauf gerechnet hatte, daß die Damen, wie er sie nannte, mit der Bezahlung der Zinsen im Rückstande blieben, so irrte er sich sehr.

Mit einer ganz regelmäßigen Pünktlichkeit ging das Geld ein, und er rechnete es sich schon aus, daß, wenn es so weiterging, die Mertinats weiter zahlen würden, so lange auch nur ein Atemzug in ihrem Leibe und die letzte Faser Fleisch an ihren Knochen war.

Ganz gegen seinen Willen rang ihm diese geradezu verzweifelte Hartnäckigkeit mit der sie sich durchkämpften, ein Gefühl der Bewunderung ab und eines Tages sagte er auch seinem Inspektor: „Die alten Damen flößen mir tatsächlich Respekt ein, Grundmoser. Ihnen nicht?"

„Welche alten Damen?" fragte der, wie aus den Wolken gefallen.

„Na, die ollen Margellen, wie Sie sie nennen, die Mertinats."

Da lachte aber der Inspektor hellauf, trotz seines Respekts vor dem Herrn.

„Alte Damen?" rief er. „Wenn Sie sie nur sehen würden! ganz junge Dinger sind's, aber sie schlagen sich durch wie alte Kriegsveteranen, und namentlich die eine, die ficht und kämpft wie eine Katze."

„Jung also sind sie, Grundmoser?" fragte Herr von Berg, der maßlos erstaunt war, denn das gab jeder Sache ein ganz anderes Gesicht.

„Ganz jung. Die älteste wird, na was wird sie sein? Wenns hoch kommt, ihre vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahr und die jüngste und gerade die ärgste ist noch nicht einmal flügge, mit ihren sechzehn oder siebzehn Jahren. Unser Förster aber, glaub ich, kennt die Jüngste am besten."

„Wie ist das zu verstehen? wie meinen Sie das?"

„Na, man redet nicht gern davon, aber schließlich muß es Ihnen ja doch endlich gesagt werden, wenn Sie auch noch kein Interesse an der Jagd haben. Die Jüngste, — ein Racker! Na, wenn Sie die einmal kennen lernen! — die treibts doch schon ein bißchen zu arg. Die hat nämlich die Forstmeisterei drüben unter sich, wie sie's nennt. Stolziert in ihrem Forstanzug herum und ist ohne Flinte, überhaupt im Wald nicht zu treffen. Schießt übrigens wie der Deuwel. Aber . . . hm, . . wie soll ich's sagen? Sie beschränkt sich nicht auf das Wild auf dem eigenen Grund und Boden, sondern hat auch schon manch einen unserer Hasen und unserer Fasanen abgeschossen."

„Seht mal an," sagte Kurt von Berg, um nur etwas zu sagen.

„Wir hatten's natürlich der Seligen seinerzeit vermeldet und die hatte mit den Achseln gezuckt und gesagt: „Laßt sie nur machen. Viel Schaden tut sie uns doch nicht, so lange sie's nur für die eigene Küche braucht und ich glaube fest, unser Wild richtet mehr Unheil auf ihren Ackern an, als sie uns schadet."

„Da könnten die jungen Damen ja den Schaden anmelden", sagte Herr von Berg.

„Ja, das könnten sie wohl, aber da kennen Sie die Mertinatschen Mädels schlecht. Eh' die einen Heller genommen hätten, eher wären sie verhungert. Nun handelt es sich nur darum, wie wir die Geschichte jetzt handhaben sollen."

„Wir lassen es natürlich beim Alten, also ganz so wie es zu Tante Christinens Zeiten gewesen ist."

„Das ist ja ganz schön und ganz gut," sagte der Gutsinspektor, „aber die Sache hat einen neuen Haken bekommen. In Goldap ist nämlich seit einer Weile Wild auf dem Markt, das ganz sicher kein anderer hingeliefert hat, als die kleine Mertinat. Einmal hat unser Förster sie ja dabei erwischt, wie sie sich gerade einen Rehbock bei uns herausgeholt hatte, na und da hatte er, um ein Exempel zu statuieren, nicht viel Federlesens gemacht, hatte ihr ihre Büchse abgenommen, mit der sie den Bock geschossen hatte, und hatte sie bei

Digitized by Google

der Gutsherrin zur Anzeige gebracht. Die aber hatte wieder nur gelächelt und gesagt: „Lassen Sie's gut sein Fröhlich, die Angst wird schon als Lektion gefruchtet haben. Geben Sie ihr die Büchse nur ruhig wieder. Sie soll sich's aber gesagt sein lassen, daß so was nicht länger geht."

„Na und?" fragte der Gutsherr, den die Sache sichtlich zu interessieren schien.

„Unser Förster wollte die Kleine nicht vor ihren Schwestern blamieren. Er wartete also ab, bis er sie allein fand. „Ich habe Ihnen hier etwas zu geben, Fräulein Georginchen", sagte er, „hier Ihr Gewehr, und Frau von Rosen läßt Ihnen sagen, sie sähe von einer Bestrafung noch ab und sie gäbe Ihnen sogar Ihr Gewehr zurück."

Da aber hätten Sie die Kleine sehen sollen. „So? tut sie das?" rief sie. „Na, dann erzählen Sie ihr auch, wie ich ihr Geschenk aufgenommen habe und was ich daraus mache."

Mit diesen Worten nahm sie das Gewehr und wollte es einfach über ihrem Knie zerbrechen. Als das aber nicht ging, da nahm sie's, wirbelte es ein paarmal herum und schlug es mit solcher Gewalt gegen einen Baum, daß es in tausend Splitter ging. Die warf sie dem Kittler vor die Füße. „So, und das können Sie ihr auch mit zurücktragen."

„Das muß ja ein ganz gefährliches Mädel sein", rief Kurt von Berg.

„Ist sie auch und wenn die so bleibt, dann Gnad' Gott dem, der die einmal heimführt! „Ich weiß aber immer noch nicht, was wir mit der kleinen Grünröckin tun sollen, wenn wir sie wieder einmal auf Wildfrevel erwischen."

„Ja, wenn Sie wirklich den Markt damit beschickt, dann ist das eine ganz verteufelte Sache", erwiderte Herr von Berg. „Aber wissen Sie was, das Beste ist, Sie schreiben der Altesten, wie die Sache steht und bitten sie, doch ein bißchen besser auf ihre jüngere Schwester zu achten und sie ein klein wenig mehr an der Kandare zu halten, damit sie ihre tollen Seitensprünge nicht mehr macht, die ihr teuer zu stehn kommen könnten. Halten Sie aber das Schreiben in einem recht versöhnlichen Tone, aus dem sich sofort herauslesen läßt, daß wir die Sache nicht tragisch nehmen, denn das tun wir doch nicht, was? so lange sich der kleine Wilddieb in mäßigen Grenzen hält."

„Das zu beurteilen ist ganz Ihre Sache, Herr von Berg", sagte der Inspektor und der Brief ging ab.

---

5. Kapitel.

Es war Abends.

Die Dämmerung, die alles Licht aus der sonst so hellen Arbeitsstube des jungen Gutsherrn allmählig vertrieben hatte, wich nun schon selber der Dunkelheit, in der sich Kurt am wohlsten fühlte, zumal wenn er die glimmende Glut seiner gut brennenden Zigarre, bei jedem Zuge, den er tat, in ihrem leuchtenden Rot aufzucken sah.

Da konnte er am besten, allen seinen Gedanken nachhängen, die ihn der wirklichen Welt entrückten und in das Reich jener Lebensträume führten, die mehr oder minder ja jeder, für sich oder für andere spinnt.

Plötzlich aber wurde er von Jons aus diesen Träumen durch die Meldung geweckt: „Es ist jemand draußen, der den Herrn gern sprechen möchte."

„Zu dieser Stunde? Wer denn, Jons? Etwa Herr Braczko?"

„Nein, eine Dame. Eine von den Mertinats unten."

„Oh!" rief Herr von Berg ganz erstaunt und erhob sich aus seiner so wundervoll bequemen Stellung, die er bis jetzt eingenommen hatte. „Ich lasse bitten."

„Es tut mir leid," sagte in demselben Augenblick eine sehr weiche, liebliche Stimme, „daß ich Sie zu dieser Stunde noch belästigen muß. Der Zweck meines Kommens duldet aber leider keinerlei Aufschub, wenigstens hätten wir, meine Schwester und ich, keine ruhige Stunde, ehe diese Sache geordnet ist."

Kurt von Berg war, während diese Worte wie Glockenton an sein Ohr schlugen, an die Tür getreten und hatte das elektrische Licht angedreht.

Digitized by Google

Bei dem hellen Lichtscheine, der plötzlich das ganze Gemach überflutete, sah er, nicht ein Weib, nein eine Vision, sah das Weib seiner Träume!

Madline von Mertinat war schlank, kraftvoll und sehnig gebaut, hatte aber einen Leidenszug auf ihrem Gesicht liegen, der ihre ganze Gestalt mit zu umfließen und ihrer ganzen Erscheinung den Wesenszug einer Dulderin aufzuprägen schien.

Sie war bleich und auch ihre Lippen schienen blutleer und weiß. In ihren Augen, die tief und blau wie ein See waren, schien eine fast angstvolle Schwermut zu liegen und das glatt gescheitelte Haar gab dem feingeschnittenen Antlitz etwas geradezu madonnenhaft Schönes.

„Darf ich bitten," sagte der junge Gutsherr und wies auf den hohen Lehnstuhl, der am Schreibtisch stand.

„Sie kommen wohl wegen der Hypotheken," fragte Herr von Berg, der die Episode mit seinem Gutsinspektor längst vergessen hatte, nur um etwas zu fragen.

„Nein," sagte Madline von Mertinat, „ich komme wegen . . . wegen Georginne, wegen des Geschehnisses mit meiner Schwester Georginne", wiederholte sie und sah ihn, ihre Lippen aufeinanderbeißend, fest dabei an.

„Oh, und was hat Ihr Fräulein Schwester getan?" fragte er.

„Das wissen Sie doch ganz genau. Sie hat in Ihrer Forst, auf Ihren Feldern gewildert. Jahre lang hat sie das getan, ohne daß wir es wußten. Von ihrem zwölften Lebensjahr an, und die ganze Zeit über haben wir Ihren Wildbraten gegessen, während wir geglaubt hatten und glauben mußten, daß es unser Wild sei! Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß wir keine Ahnung davon hatten. Wir waren der festen Überzeugung, daß wir alles mit dem Jagdglück und der Geschicklichkeit unserer Schwester verdankten und freuten uns des Wildreichtums, der unser einziger Reichtum geblieben zu sein schien. Sie werden mir vielleicht nicht glauben. Sie werden es für unmöglich halten, daß wir so blind und vertrauensselig gewesen sein sollten. Und doch ist es so! Ich kann Ihnen mein Ehrenwort darauf geben."

„Aber ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, daß ist doch gar nicht so schrecklich zu nehmen. Ich hatte die ganze Geschichte überhaupt schon vergessen, eine so geringe Wichtigkeit hab' ich ihr beigelegt. Ich hatte es nur für meine Pflicht gehalten, es Sie wissen zu lassen, nicht, weil ich die paar Hühner und Hasen, auf die es herauskommt, als eine Schädigung meines Wildstandes betrachtet hätte, sondern weil ich mir dachte, daß es nicht, sagen wir pädagogisch richtig sein würde, ein Kind, und das ist ja, wie ich höre, Ihr Schwesterlein noch, nicht davor zu behüten, daß eine Unüberlegtheit, vielleicht doch bei ihr zur Passion und dann allerdings gefährlicher werden könnte."

„Sie haben es eine Unüberlegtheit genannt, Herr von Berg. Das ist meiner Ansicht nach, nicht der richtige Ausdruck dafür. Ich habe einen weit schärferen. . ."

„Dann jedenfalls einen ganz ungerecht harten, wenn Sie alle mitbestimmenden Gründe ins Auge fassen", erwiderte er.

Da aber sprang sie auf.

„Wie meinen Sie das?!" rief sie aus, und ihre Augen schienen Blitze zu sprühen, während ihre feinen schmalen Hände sich in den, sich wunderwoll anschmiegenden Handschuhen zusammenkrampften. „Wollen Sie uns vielleicht unsere Armseligkeit vorwerfen? Glauben Sie vielleicht. . .?"

„Ich glaube gar nichts," unterbrach er sie und habe nie an das gedacht, was Sie mir jetzt in Ihrer Erregtheit unterschieben wollen. Ich habe lediglich an die übergroße Freiheit gedacht, in der Ihr kleines Schwesterchen aufgewachsen zu sein scheint, und ich möchte nur wissen, was Sie mit dem Kinde vorhaben, das nun ich plötzlich auf dem Gewissen haben soll, während eigentlich doch auch Sie, gnädigstes Fräulein einen Teil der Schuld mittragen."

„Ich?" rief sie und sprang wieder auf.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Walzerkönig / Roman von Freiherr von Schlicht

1. Fortsetzung.

Das stimmte Horst zwar für einen kurzen Augenblick froh und übermütig, aber dann wurde er doch wieder ängstlich und beklommen. Er wurde den Gedanken nicht los: „dieser Hauptmann, der die Güte selbst zu sein scheint und der es vielleicht auch wirklich ist, bringt dir nichts Gutes. An, mit und durch den wirst du Wunder erleben, und zwar keine angenehmen. Der Mann wird irgendwie in dein Leben eingreifen und du bist machtlos, dich dagegen zu wehren."

Natürlich hütete er sich, von alledem, was ihn in seinem Inneren beschäftigte, nach außen hin auch nur das geringste zu verraten, im Gegenteil, er bemühte sich, der liebenswürdigste Gesellschafter zu sein, um sich seinem Hauptmann wenigstens als Mensch gleich von der besten Seite zu zeigen. Das schien ihm auch zu gelingen. Herr von Rodenhausen lachte über seine Bemerkungen ein paar Mal hell auf und vielleicht hätte Horst mit der Zeit doch noch seine Angst vor dem neuen Häuptling verloren, wenn nicht ganz plötzlich und unerwartet der Regimentskommandeur, Oberst von Schmettborn, im Kasino erschienen wäre. Der kam sonst nie unangemeldet, und daß er heute kam, hatte sicher etwas Besonderes zu bedeuten. Aber was nur? Darüber zerbrachen sich alle ein paar Minuten vergebens den Kopf, dann aber wußten sie es. Sie errieten es aus der mehr als herzlichen Art, in der der Herr Oberst mit so lauter Stimme den neuen Herrn Hauptmann begrüßte, daß alle seine Worte hören mußten: „Ich habe es ganz zufällig erfahren, mein lieber Herr von Rodenhausen, daß Sie einen Tag auf der Durchreise hier sind und daß Sie sofort die Gelegenheit benutzt haben, sich das Feld und die Räume Ihrer Tätigkeit hier einmal anzusehen und daß Sie ebenfalls die Gelegenheit benutzten, um sich schon heute den unverheirateten Kameraden im Kasino vorzustellen. Da hielt ich es für meine Pflicht, Sie meinerseits auch schon heute hier zu begrüßen. Natürlich nicht offiziell, das kommt erst später, aber privatim. Und da habe ich den Wunsch, Ihnen schon jetzt zu sagen, daß wir alle Sie mit ganz besonders offenen Armen im Regiment willkommen heißen. Ein Mann wie Sie, der seinerzeit die Kriegsakademie mit dem besten Erfolg besuchte und der bis vor kurzem mit der höchsten Auszeichnung drei Jahre im Großen Generalstab arbeitete — —"

Der Herr Oberst sprach noch lange weiter, aber Horst hörte nicht mehr zu, das ging über seine Kraft. Als er die Worte „Kriegsakademie" und „Generalstab" hörte, hatte er mehr als genug. Also so einer war der neue Häuptling! Ein Mann der Wissenschaften und sicher auch noch ein Streber, denn wer nicht strebt, kommt doch nicht auf die Akademie, geschweige denn in die große Bude, den Generalstab. So einer war der also, aber das nicht allein. Natürlich hatte der Mann, der aus dem Bureau kam, vom praktischen Dienst keine blasse Ahnung. Und wer sollte und würde ihm die beibringen? Natürlich er, Horst von Iring. Bei jeder Gelegenheit würde sein Hauptmann ihn fragen: wie macht man dies, wie macht man jenes? Und da die Übung und die Wiederholung die besten Lehrmeister sind, würde der neue Häuptling, um seine eigenen Kenntnisse aufzufrischen und zu bereichern, fortwährend Dienst ansetzen, Dienst vom frühen Morgen bis zum späten Abend, ohne danach zu fragen, ob das den Mannschaften, den Unteroffizieren und vor allen Dingen ihm, Horst von Iring, auch Spaß mache.

Na, das konnte in Zukunft ja schön werden. Nun begriff er auch plötzlich, warum er von Anfang an den Gedanken nicht los geworden war, der neue Vorgesetzte würde ihm nichts Gutes bringen.

Der Schrecken war ihm derartig in die Glieder gefahren, daß er es beinahe vergessen hätte, mit in das inoffizielle Hurra einzustimmen, das der Herr Oberst nun doch auf den neuen Regimentskameraden ausbrachte. Nur ein Glück, daß der Kommandeur gleich darauf den Hauptmann völlig mit Beschlag belegte. Da konnte er selber wenigstens in aller Ruhe seinen eigenen Gedanken nachhängen. Das tat er auch, und er wurde erst wieder hellhörig, als der Hauptmann nach Verlauf einer weiteren halben Stunde um Erlaubnis bat, sich

Digitized by Google

verabschieden zu dürfen, da seine Damen ihn sicher bereits voller Ungeduld im Hotel erwarteten.

Seine Damen — allmächtiger Gott! So war dieser Witwer also doch verheiratet und sicher hatte er auch eine Tochter, denn er hatte doch von seinen Damen im Plural gesprochen.

Horst fühlte ganz deutlich, wie er bei diesen Worten zusammenzuckte. Die Sache wurde immer schlimmer, was würde er an dem Manne, der so gut und so harmlos aussah, nicht noch alles erleben? Ihn graute!

Aber wenn er auch der einzige war, der bei den letzten Worten des Hauptmanns erschrak, so wurden die anderen Herren durch diese ebenfalls überrascht, selbst der Herr Oberst schien mehr als erstaunt zu sein, denn er fragte jetzt: „Sie sind verheiratet, Herr von Rodenhausen? Ich glaubte, aus den beiden Eheringen, die Sie tragen, den traurigen Schluß ziehen zu müssen, daß Sie verwitwet sind."

„Das bin ich auch, Herr Oberst", klang es zurück. „Ich habe meine Frau, mit der ich leider nur vier Jahre in der denkbar glücklichsten Ehe lebte, vor anderthalb Jahren verloren, aber ich habe zwei erwachsene Mädels, ein dunkelblondes, die Orla, und eine Brünette, die Otti."

Einen Augenblick machte der Herr Oberst ein so dummes Gesicht, als wäre er der dümmste seiner Untertanen, dann meinte er erstaunt: „Offen gestanden, das verstehe ich nicht ganz. Sie sprechen von zwei erwachsenen Töchtern, aber die können nach dem, was Sie uns eben erzählten, doch höchstens vier und ein halbes Jahr alt sein."

„Wenn es meine Töchter wären, selbstverständlich, Herr Oberst, aber es sind gar nicht meine eigenen Töchter."

„Ach so," meinte der Kommandeur nach kurzem Besinnen, „nun verstehe ich, Ihre verstorbene Frau Gemahlin war schon einmal verheiratet und hat Ihnen diese beiden Töchter mit in die Ehe gebracht. Es sind also Ihre Stieftöchter?"

„Auch das nicht, Herr Oberst," widersprach Herr von Rodenhausen, „diese Töchter sind eigentlich überhaupt nicht meine Töchter, obgleich ich sie als meine Töchter betrachte und obgleich sie mich als ihren Vater ansehen, wenn sie mich auch nur ‚Onkel' nennen."

„Das ist mir wirklich zu hoch," meinte der Kommandeur nach einer kleinen Pause, „vielleicht sind Sie so liebenswürdig, mir diese anscheinend sehr komplizierte Familiengeschichte etwas näher zu erklären."

„Gewiß, Herr Oberst, sehr gern, und ich freue mich, daß sich mir dazu heute schon Gelegenheit bietet. Die Sache ist viel einfacher, als sie aussieht. Meine verstorbene Frau war schon einmal mit einem Oberst von Lahnstedt verheiratet, der als Witwer zwei Kinder besaß, der aber schon nach kurzer Zeit starb. Die beiden Töchter, die sonst keine näheren Verwandten besaßen, blieben im Hause ihrer Stiefmutter. Das um so mehr, als sich zwischen den dreien ein außerordentlich freundschaftliches und intimes Verhältnis gebildet hatte. Die jungen Mädchen blieben auch dann im Hause, als ich die Witwe kennen lernte und sie bald darauf heiratete. Aber das nicht allein, als meine Frau ihr Ende herankommen fühlte, nahm sie mir das Versprechen ab, für ihre Stiefkinder auch in Zukunft auf das beste zu sorgen und mich nicht eher von ihnen zu trennen, als bis die jungen Mädchen heirateten oder bis sie selbst den Wunsch hätten, sich, wenn auch unverheiratet, ihren eigenen Hausstand zu gründen."

„Und bis heute scheint weder das eine noch das andere eingetroffen zu sein", warf der Herr Oberst ein, der sichtlich amüsiert dieser Auseinandersetzung zugehört hatte.

„Manchmal sage ich ‚leider Gottes', ebensooft sage ich aber natürlich auch ‚Gott sei Dank'", pflichtete Herr von Rodenhausen ihm bei, um erklärend hinzuzusetzen: „Es ist selbstverständlich für mich als Witwer nicht immer leicht, zwei erwachsene Mädels im Hause zu haben, die gar nicht meine Töchter sind. Um jeglichem Gerede von vornherein die Spitze abzubrechen, halte ich meinen Mädels eine Gesellschafterin und sorge auch dafür, daß meine Töchter, wenn ich sie so nennen darf, einen großen Teil des Jahres auf Reisen sind. Die Mädels waren auch jetzt unterwegs, aber als ich ihnen telegraphisch meine Versetzung mitteilte, kamen sie mit dem nächsten Zuge nach

Digitized by Google

Berlin zurück, um mir hier behilflich zu sein, eine Wohnung zu suchen."

„Ja, ja, das Wohnungsuchen verstehen die Damen besser als wir Männer", meinte der Kommandeur, um sich dann zu erkundigen, ob er bereits etwas Passendes gefunden habe.

Und das war der Fall, zwar hätte er noch nicht fest abgeschlossen, erzählte Herr von Rodenhausen, denn seine Damen wollten es sich erst noch mal beschlafen, aber er würde aller Wahrscheinlichkeit nach eine ganze Villa mieten, die ihm zufällig von einem Vermietungsbureau angeboten worden sei. Und als er dann auf Befragen den Preis und die Gegend nannte, in der die Villa lag, bekamen selbst die beiden Freunde Horst und Kasimir, die bisher als die Nabobs im Regiment gegolten hatten, eine gewisse Hochachtung vor den finanziellen Mitteln des neuen Hauptmanns.

Einen Augenblick drehte sich das Gespräch zwischen dem Kommandeur und Herrn von Rodenhausen noch um die Villa, dann meinte der Oberst: „Wenn Ihre Damen Sie erwarten, mein lieber Herr Hauptmann, wie Sie vorhin erklärten, darf ich Sie heute nicht länger zurückhalten. Ich möchte Sie aber bitten, mich und mein Offizierkorps Ihren sehr verehrten Damen angelegentlichst empfehlen zu wollen. In welchem Hotel sind Sie übrigens abgestiegen?"

„Im Fürstenhof, Herr Oberst."

„Na, da werden Sie ja in jeder Hinsicht zufrieden sein."

Nun fing doch noch wieder eine kleine Schlußunterhaltung an, bis der Herr Oberst den Gast wirklich entließ und bis auch er selbst die häuslichen Penaten wieder aufsuchte. Die Jugend blieb allein zurück, und Horst und Kasimir suchten sich eine stille, verschwiegene Ecke, um nun endlich mit dem Beschwipsen anzufangen. Bisher waren sie noch nicht dazu gekommen, jetzt aber sollte es losgehen, und zwar feste. Aber darüber war sich wenigstens Horst klar, er mußte sich erst mal wieder zum Bewußtsein trinken, denn vorläufig war er ohnmächtig, wenn auch nicht leiblich, so doch wenigstens geistig, denn als sein Hauptmann von der dunkelblonden Orla und von der brünetten Otti sprach und zum Überfluß auch noch erzählte, er sei im Fürstenhof abgestiegen, da war er mit wachenden Augen geistig eingeschlafen. Was er da zu hören bekommen hatte, war mehr als zuviel. Er, ausgerechnet er, war einer Hauptmannstochter nachgestiegen, und wenn Kasimir nicht dabei gewesen wäre, hätte er sich sogar nach den Damen im Hotel erkundigt, als könne er es nicht abwarten, ihre Bekanntschaft zu machen. Und nun glaubte er auch zu wissen, warum die dunkle Blondine ihn angelächelt hatte. Die war sicher mit der Absicht hierher gekommen, um sich im Regiment einen Leutnant einzufangen, und da sein Äußeres ihr vielleicht gefiel, hatte sie ihn ermunternd angelächelt, wenngleich dieses Lächeln zuerst auf ihn einen anderen Eindruck machte. Gleichviel, warum sie lächelte. Aber wenn sie auf ihn irgendwelche Hoffnung setzte, dann irrte sie sich sehr, und wenn er ihr aus irgendeinem Grunde gefallen haben sollte, dann würde er in Zukunft alles tun, um ihr zu mißfallen. Einmal, weil er vorläufig überhaupt noch nicht an das Heiraten dachte, und zweitens, weil er Fräulein Thekla, Kasimirs Schwester, heiraten sollte, drittens, weil er am allerwenigsten eine Hauptmannstochter heiraten würde, die nicht mal eine war. Die Familienverhältnisse waren zu kompliziert. Und wer in die Familie hineinheiratete, bekam einen Schwiegervater, der sich bei näherer Bekanntschaft vielleicht lediglich als ein unangenehmer Vorgesetzter entpuppte.

Horst war geknickt und entsetzt. Schweigend leerte er ein Glas nach dem andern, und sein Freund Kasimir schwieg sich auch aus. Aber der fand nach einer langen Pause trotzdem zuerst die Sprache wieder und meinte schließlich: „Ich fühle dir deine Enttäuschung nach, Horst, denn auch ich bin enttäuscht. Auch mir wäre es viel lieber, die jungen Damen gehörten fortan nicht dem Regiment an. Der dunklen Blondine hätte ich verdammt gern ein paar Wochen lang den Hof gemacht und gern mit ihr geflirtet. Aber unsere Offiziersmädels verstehen das nicht. Die denken bei jedem Kuß, den sie sich in Gedanken und in ihren Träumen von uns geben lassen, immer gleich an den Standesbeamten, und nun erst, wenn sie sich wirklich mal heimlich und verstohlen küssen lassen. Na, aber was geht mich das alles an.

Digitized by Google

Ich will weder geheiratet werden, noch selbst heiraten, denn seitdem mir der glänzende Gedanke mit dir und meiner Schwester kam — und weißt du was," unterbrach er sich plötzlich, „ich habe eben eine glänzende Idee. Warte mal einen Augenblick, nein zwei, das muß ich mir erst noch mal im unreinen überlegen, halte mal den Atem an." Dann machte er ein triumphierendes Gesicht und rief dem Freunde zu: „Jetzt paß mal auf, Mensch, ich hab's. Es handelt sich bekanntlich darum, mir meine Freiheit und mein Lebensglück zu erhalten. Ich nehme es zwar als selbstverständlich an, daß du dich für mich opfern wirst, aber es kann doch aus irgendeinem Grunde etwas dazwischen kommen. Deshalb ist es besser, gleich zwei Eisen im Feuer zu haben und deshalb habe ich es eben beschlossen: ich verheirate meine Mutter."

Horst sah den Freund verständnislos an, dann faßte er alles, was er auf dem Herzen hatte, in die Worte zusammen: „Ich glaube, du bist schon jetzt beschwipst."

Anstatt gleich etwas darauf zu erwidern, prüfte Kasimir erst gelassen den Inhalt der bereits halb geleerten Sektflasche, dann meinte er: „Schon? Noch nicht — halb — aber bald. Im übrigen ist mein Gedanke sehr klug. Du wirst ja meine Mutter kennen lernen, und nach dem Bilde kennst du sie jetzt schon. Sie ist auch heute noch eine sehr schöne, vornehme Frau und dabei gar nicht alt. Laß mich mal rechnen. Ich bin zweiundneunzig, nein, neunundzwanzig, meine Mutter hat sehr früh, ich glaube, mit achtzehn Jahren, geheiratet, da ist sie heute — neun und acht sind siebzehn und acht und neun sind auch siebzehn und dazu noch 'ne neun sind sechsundzwanzig. Dazu zweimal siebzehn sind vierunddreißig und dazu die sechsundzwanzig, das macht gerade sechzig und dazu noch die achtzehn Jahre, die sie zählte, als sie heiratete — verflucht noch mal," unterbrach er sich abermals, „da wäre meine Mutter ja schon achtundsiebzig, nein, das stimmt nicht, so alt ist sie noch lange nicht."

„Im Kopfrechnen scheinst du mir heute nicht mehr der stärkste zu sein," warf Horst ein, „mich wundert es nur, daß deine Frau Mutter bei deiner Rechnerei nicht noch viel älter geworden ist, in Wirklichkeit sind neunundzwanzig und achtzehn doch erst siebenundvierzig."

Kasimir, der sich inzwischen noch ein Gläschen hinter die Binde gegossen hatte, strahlte über das ganze Gesicht: „Na, habe ich es dir nicht gesagt, daß meine Mutter noch eine ganz junge Frau ist? Die ist, wie man so sagt, eben erst konfirmiert. Warum sollte meine Mutter in dem Alter hier in der großen Stadt nicht noch einmal einen Mann, am liebsten einen kinderlosen Witwer, kennen lernen. Selbstverständlich müßte der meiner Mutter schwören, vor ihr zu sterben, oder wenigstens meiner Schwester später sein ganzes Geld zu vermachen. Na, und wenn meine Mutter sich zum Heiraten entschließt, dann wird s i e glücklich, dann ist meine Schwester wegen der Dukaten glücklich, ich bin erst recht glücklich und du wirst es auch, weil du dann natürlich die Thekla nicht zu heiraten brauchst, wenn du nicht willst. Da würden vier Menschen mit einem Schlage glücklich werden, und darauf, daß wir es alle werden, wollen wir mal anstoßen."

„Na, gern tue ich es nicht," widersprach Horst, „und ich hoffe und erwarte von dir, daß du deine Idee, die du eben geboren hast, morgen selbst als eine wahnsinnige Kateridee betrachten wirst." Dann aber stieß er, um den Freund nicht zu erzürnen, doch mit diesem an, und das mußte er im weiteren Verlaufe des Abends noch oft tun, bis die beiden endlich feststellten, daß sie für heute reichlich genug hätten, und bis sie sich gegen elf Uhr einen Wagen kommen ließen, um nach Hause zu fahren.

* * *

Zu derselben Stunde, da die beiden Freunde das Kasino verließen, verabschiedeten sich die beiden Fräulein von Lahnstedts und deren Gesellschafterin, ein Fräulein von Oberbeck, von ihrem Onkel, dem Hauptmann von Rodenhausen, um sich zur Ruhe zu begeben. Und wie vorhin, als die vier noch lachend und plaudernd zusammengesessen hatten, drehte sich das Gespräch der beiden Schwestern, während sie sich auskleideten, noch um die Begegnung mit den beiden Offizieren. Und Otti, auf den Namen Ottilie getauft, aber nur Otti genannt, benutzte diese Gelegenheit, um ihrer Schwester

Digitized by Google

unter vier Augen noch mehr als vorhin Vorwürfe zu machen: „Du bist einzig und allein selbst schuld daran, Orla, daß die beiden Offiziere es wagten, uns zu folgen, hättest du den einen nicht durch dein Lächeln ermutigt —"

„Erlaube mal," verteidigte Orla sich schnell, „ich habe nicht gelächelt, sondern ich mußte mir Mühe geben, um nicht hell aufzulachen. Das Warum habe ich dir auch schon erklärt. Die beiden Leutnants sahen uns an, als wenn wir zum mindesten zwei Dollarprinzessinnen wären. Na, und bei dem Gedanken an das Gesicht, das die beiden machen werden, wenn sie erfahren, daß wir weiter nichts sind, als zwei königlich preußische Regimentstöchter, mußte ich lachen, denn dann werden wir beide bei ihnen ganz bedeutend im Kurs sinken. Na, mir soll es recht sein, je weniger man mir den Hof macht, desto besser. Über den Punkt kennst du ja zur Genüge meine Ansicht."

„Die völlig verrückt ist, zum mindesten ebenso verrückt, wie du selbst", schalt Otti, ihr dichtes, langes, schönes Haar, das sie gerade ausgekämmt hatte, mit einer raschen Bewegung über die Schulter zurückwerfend, um gleich darauf weiter zu schelten: „Gott mag wissen, wie du auf die Schrulle verfallen bist, unter gar keinen Umständen heiraten und dir jeden Kurmacher möglichst vom Leibe halten zu wollen. Wenn ich nicht beständig mit dir zusammen wäre, und wenn ich dich nicht ebenso genau kennte, wie ich mich, dann würde ich sagen, du hast eine unglückliche Liebe, und weil du den anderen nicht heiraten kannst, willst du gar keinen."

„Es ist nur gut, daß du das nicht selbst glaubst," verteidigte Orla sich, „im übrigen ist alles, was mit dem Verlieben und dem Verheiraten zusammenhängt, doch nicht nur Herzens- und Gefühlssache, sondern es spricht da auch das Temperament mit. Na, und ich habe dir schon bis zur Bewußtlosigkeit erklärt, daß ich kein Temperament besitze. Ich bin kühl und leidenschaftslos wie ein in Eis eingefrorener Fisch."

„Den Unsinn wirst du dir noch so lange vorreden, bis du ihn eines Tages selber glaubst", schalt Otti erregt. „Dir braucht man doch nur in die Augen zu sehen, um zu wissen, daß du nicht nur aus Fleisch, sondern auch aus Blut bestehst, und ich weiß gar nicht, warum du das in der letzten Zeit immer leugnest. Es ist doch keine Schande, mehr oder weniger temperamentvoll zu sein, und ich werde mir deshalb auch hier die Anbeter nicht fernhalten. Im Gegenteil, ich hoffe sogar, daß ich endlich den Mann kennen lerne, der mir nicht nur vorübergehend, sondern der mir auch dauernd gut gefällt. Selbstverständlich müßte es ein Leutnant sein, aber ein recht flotter, übermütiger. Aussehen müßte er ungefähr so, wie einer von den beiden, die wir heute nachmittag trafen. Ich sage natürlich, er müßte ungefähr so aussehen", setzte sie ausweichend hinzu, als ihre Schwester sie zuerst verwundert ansah, bis die ihr jetzt lachend mit dem Finger drohte und ihr zurief: „Sieh mal an, Otti, so sieht es mit dir aus! Da ist es diesmal mit dem Verlieben ja noch schneller gegangen, als sonst."

„Von dem Verlieben kann gar keine Rede sein," verteidigte Otti sich völlig gelassen und unbefangen, „du kennst mein Herz, ich habe oft den Wunsch, einen Herrn näher kennen zu lernen, aber sehr bald folgt dann stets die große Enttäuschung, und ich nehme es als selbstverständlich an, daß das auch diesmal der Fall sein wird."

„Und wer war denn von den beiden Offizieren derjenige, welcher?" erkundigte Orla sich mehr neugierig, als ernstlich interessiert, da sie wußte, daß Ottis Interesse für einen Herrn meistens noch schneller erlosch, als es erwachte. „Wer war es von den beiden? War es der, den ich nach deiner Behauptung anlächelte oder der andere?"

„Es war der letztere, der größere von den beiden, unser Onkel nannte uns ja auch die Namen, der, den du anlächeltest, hieß Herr von Iring, der andere, den ich meine, Herr von Mellendorf. Unser Onkel sagte, die beiden wären als einzige zu spät in das Kasino gekommen, da könnten uns nur die beiden begegnet sein. Und wenn der Onkel uns auch hauptsächlich das Loblied seines Kompagnieleutnants, dieses Herrn von Iring, sang, ich weiß nicht, er ist ja auch ein sehr hübscher Mensch, aber er sieht mir danach aus, als wenn er mir zu klug wäre. Und wenn ich mir vorstelle, ich bekäme später einmal einen Mann, der so klug wäre, wie unser Onkel, und der auch auf die

Digitized by Google

Kriegsakademie und in den Generalstab käme, um da den ganzen Tag zu arbeiten — nein, dann lieber gar keinen."

„Auch da denke ich noch immer ganz anders, als du," meinte Orla, „denn so viel weiß ich, wenn ich doch noch jemals mein Temperament entdecken und heiraten sollte, mein späterer Mann müßte unserm Onkel in allen Dingen gleichen. Er müßte ebenso klug, ebenso fleißig sein, wie der und dieselbe glänzende Karriere vor sich haben. Nur dann, aber auch nur dann, wenn ich einmal einen solchen Mann kennen lernen sollte, wäre es vielleicht noch möglich, daß ich eines Tages heirate. Und nun gute Nacht, ich bin müde, denn nichts spannt mehr ab, als Wohnungen anzusehen. Also nochmals gute Nacht."

Trotzdem die Schwestern sich jetzt gute Nacht sagten, plauderten sie doch noch eine ganze Weile zusammen, ehe sie ernstlich an das Einschlafen dachten, und unterdessen saß Herr von Rodenhausen in dem kleinen Salon, in dem er vorhin mit seinen Damen geweilt hatte, um seine letzte Zigarre zu Ende zu rauchen und um seinen Gedanken nachhängen zu können. Es war sein Wunsch gewesen, gerade hierher versetzt zu werden, und ihm, dem verdienstvollen und außerordentlich gut angeschriebenen Offizier hatte man den Wunsch auch sehr gern erfüllt. Nun hing es von der Zukunft ab, ob seine Pläne und seine Hoffnungen auch in Erfüllung gehen würden, die in der Hauptsache darin bestanden, daß seine beiden Mädels sich endlich verlobten und daß auch er selbst —

Aber davon durften seine Mädels wenigstens vorläufig nichts erfahren, daß er selbst das Witwerleben mehr als satt hatte. In Berlin war es schließlich noch gegangen, da hatte er so viel zu arbeiten, daß er kaum Zeit gefunden haben würde, sich seiner Frau zu widmen, aber er sehnte sich schon längst wieder nach einer Frau. Er war doch noch jung, Mitte der vierzig, und war das Alleinseins müde. Denn wenn auch seine Mädels ihn hin und wieder ein paar Wochen besuchten, meistens waren sie doch auf Reisen, mußten es auch sein, damit nicht eines Tages über das sonderbare Verhältnis, in dem sie drei zueinander standen, geredet würde. Je eher dieses sonderbare Verhältnis gelöst würde, desto besser, und darum und deshalb hoffte er, daß Orla und Otti sich endlich hier verloben würden. Für die Otti war ihm in der Hinsicht nicht bange, aber anders stand es mit Orla. Deren Zukunft machte ihm am meisten Sorgen, denn die hatte er fast noch mehr als die Otti in sein Herz geschlossen. Gerade der wünschte er einen außerordentlich netten Mann, und früher hatte Orla ihm auch nie widersprochen, wenn er es erwähnte, daß es für sie langsam Zeit würde, an das Heiraten zu denken. Aber das war anders geworden, seitdem sie im vorigen Jahre von einer Reise zurückkehrte. Von der Zeit an wollte sie von allem, was Heiraten hieß, nichts mehr wissen. Das Wieso und Weshalb hatte er bisher vergebens zu erfahren versucht, selbst Otti vermochte ihm darüber keine Auskunft zu geben. Und doch hatte gerade Orla nach seiner Ansicht alles, was ein junges Mädchen brauchte, um einen Mann glücklich zu machen. Und küssen konnte das Mädel, daß es selbst ihm zuweilen schwer fiel, an ihre Temperamentlosigkeit zu glauben, die sie häufig erwähnte. Aber schließlich die Küsse, die sie ihm gab, zählten ebensowenig mit, wie die Küsse, die er ihr oder der Otti gab, die Küsse waren gewissermaßen neutral, ebenso wie er in den beiden jungen Mädchen nie etwas anderes sah, als seine Töchter, wenigstens seine angenommenen Töchter. Und auch für die war er eben nur der Onkel.

Aber trotzdem oder gerade deshalb, die beiden Mädels mußten heiraten, schon damit er sich wieder eine Frau nehmen könne. An eine spätere Heirat hatte er auch schon im stillen gedacht, als er sich die große Villa ansah, die für ihn und seine beiden Mädels viel zu groß war, die aber gerade reichte, wenn er wieder verheiratet war und dann Gesellschaften gab. —

Es war ziemlich spät geworden, als er sich endlich schlafen legte, aber auch da lag er noch lange wach. Er dachte an die Orla und im Zusammenhang mit der an seinen Kompagnieleutnant Horst von Iring. Der hatte ihm von der ersten Minute an sehr gut gefallen, warum sollte der später nicht auch vor Orlas Augen Gnade finden? Allerdings, das sagte er sich schon jetzt, wenn sein Leutnant sich wirklich in Orla verlieben sollte, da mußte der sich in mancher Weise noch sehr zu seinem Vorteil ver-

Digitized by Google

ändern, ehe er selbst zu dieser Verbindung seinen Segen gab, soweit er da überhaupt etwas zu segnen hatte. Dem ersten besten Leutnant gab er gerade die Orla ohne jeden Widerspruch seinerseits doch nicht, der mußte ihm erst durch die Tat beweisen, daß er es mit seinem Beruf ernst nahm.

Und es war nur ein Glück, daß Horst von Iring zur selben Zeit einen traumlosen Schlaf schlief und nichts von alledem ahnte, was sein Hauptmann über ihn beschloß, ganz einerlei, ob er und Orla sich später gegenseitig ineinander verlieben sollten oder nicht, sonst wäre er vielleicht vor Schreck aus dem Bett gefallen.

Seitdem Herr von Rodenhausens Vorgänger mit seiner Tochter fortgezogen war, gab es im Regiment nicht ein einziges erwachsenes junges Mädchen. In der Stadt war an jungen Damen kein Mangel, da gab es beinahe zuviel, aber im Regiment fehlte es an solchen, denn die beiden zehn- und zwölfjährigen Töchter des einen Majors, die noch zur Schule gingen, zählten natürlich nicht mit. Nun kamen gleich zwei hübsche Mädels in das Regiment geschneit, und selbstverständlich war es für die meisten Leutnants von Anfang an beschlossene Sache, daß die beiden Fräulein von Lahnstedt den bevorstehenden Winter nicht ledig überleben durften. Die mußten rein in das Ehejoch, ganz einerlei, ob sie wollten oder nicht, und es war die Ehrenpflicht eines jeden, dahin zu wirken, daß die beiden jungen Damen nach ihrer Verheiratung weiter im Regiment verblieben, mit anderen Worten, es hieß aufpassen, daß nicht etwa einer der reichen Kaufmannssöhne aus der Stadt, von denen verschiedene dem Regiment als Reserveoffiziere angehörten, den aktiven Kameraden die beiden jungen Mädchen vor der Nase fortschnappten.

Dieses für alle Beteiligten außerordentlich wichtige Thema wurde auch heute, als man im Kasino zu Mittag aß, auf das lebhafteste in allgemeiner Unterhaltung erörtert, an der sich nur zwei Kameraden nicht beteiligten, Horst von Iring und Kasimir von Mellendorf. Aber das fanden die anderen auch ganz selbstverständlich, nach der ganzen Art, in der die beiden sich bisher gegeben hatten. Was brauchten die beiden zu heiraten? Bis es den anderen plötzlich auffiel, daß sich heute an dem Gespräch noch ein Dritter nicht beteiligte, obgleich der sonst in den letzten Tagen besonders große Töne geredet hatte, und obgleich es allgemein bekannt war, daß der, wie er es selbst erzählte, schon von der ersten Stunde seiner Geburt an nur den einen Wunsch hegte, eine nette und gute Partie zu machen. Noch gestern war er bereit gewesen, jede Wette darauf einzugehen, daß ihm die eine der beiden jungen Damen in den Schoß fallen würde, heute aber schwieg er sich darüber so vollständig aus, daß die Kameraden ihm nun neckend zuriefen: „Na, Kammler, was hast du denn nur? Warum bist du so schweigsam? Betrachtest du dich im stillen schon verlobt, oder bist du über Nacht zu der Erkenntnis gekommen, daß die Trauben dir auch in diesem Falle, wie schon so oft, zu hoch hängen?"

Leutnant Kammler, ein mittelgroßer, schlanker Offizier, mit einem hübschen, frischen, bartlosen Gesicht, aus dem zwei lachende Augen fröhlich in die Welt blickten, trotzdem jeder wußte, daß er mit schweren Sorgen zu kämpfen habe, lachte hell und fröhlich auf, dann meinte er: „Die Trauben sollten mir auch diesmal zu hoch hängen, und ihr glaubt, weil ich früher im letzten Augenblick immer abschnappte, weil es mir an dem nötigen Mut fehlte, das entscheidende Wort zu sprechen, da würde es mir jetzt auch so gehen? Aber da irrt ihr euch sehr. Im Gegenteil, ich wäre meiner Sache mehr als gewiß, aber ich will nur nicht, ich habe mir die Sache anders überlegt."

„Aber warum denn nur?" erkundigten sich die Kameraden, teils belustigt, teils wirklich erstaunt.

„Das werde ich euch gleich erzählen," gab Kammler zur Antwort, „das heißt, gleich noch nicht, erst müßt ihr mir schwören, daß ihr mich nicht auslachen wollt."

Fast alle erhoben gleichzeitig die Hand und riefen ihm zu: „Wir schwören!"

„Na, schön, dann hört also zu. Aber wie gesagt, nicht lachen, denn die Sache ist verdammt ernsthaft. Ich bin gestern abend im Zivil und im tiefsten Inkognito bei einer Wahrsagerin gewesen."

Auf alles war man vorbereitet gewesen, auf diese Mitteilung nicht. Sprachlos und verdutzt sahen sich alle an, und in dieses Schweigen hinein ertönte plötzlich ein lautes, wenn auch

Digitized by Google

halbunterdrücktes „hi—hi—hi" und dann rief eine helle Stimme über den Tisch: „Ich bitte den Herrn Leutnant — hi—hi—hi — ganz gehorsamst um Verzeihung — hi—hi—hi — aber ich bin mit meiner Schwester auch mal bei einer Wahrsagerin gewesen, und das war so furchtbar komisch, daß ich immer lachen muß, wenn ich nur das Wort ‚Wahrsagerin' höre — hi—hi—hi —" Und der Sprecher, der kleine Fahnenjunker von Bolten, bekam plötzlich derartig das Lachen, daß er damit alle anderen ansteckte, so daß sich nun eine allgemeine schallende Heiterkeit erhob, weniger über das, was Kammler gesagt hatte, sondern weil man bei dem Lachen des kleinen Junkers einfach nicht ernsthaft bleiben konnte.

Aber Leutnant Kammler bezog dieses Lachen nun doch auf sich, und mit dunkelrotem Kopf rief er den Kameraden zu: „Das ist einfach 'ne Gemeinheit. Erst schwört ihr mir einen Meineid und dann haltet ihr ihn nicht. Aber das sage ich Ihnen gleich, Junker," wandte er sich jetzt an diesen, „wenn ich Sie nachher oder morgen mal unter vier Augen erwische, halte ich Ihnen eine Strafrede, an die Sie noch in Ihrer Sterbestunde denken sollen. Verstanden?"

„Hi—hi—hi", lachte nun der Fahnenjunker erst recht hell auf, der war in das Lachen gekommen, der hatte einen Lachanfall, von dem er sich erst erholte, als man ihm ein Glas frischen Wassers zu trinken gegeben und ihm dann auf den Rücken geklopft hatte. Da erst herrschte wieder Ruhe im Lande, und Kammler konnte auf Befragen weitererzählen, und er tat es, indem er dabei ganz unbeabsichtigt die Redewendungen gebrauchte, die solche Wahrsagerinnen an sich haben: „Also wie gesagt, ich war gestern bei einer Kartenlegerin. Wie ich dahin kam, was mich auf diesen Gedanken brachte das und manches andere ist eine Sache, die nicht hierher gehört. Kurz und gut, ich suchte die Frau auf, die legte mir die Karten, und ob ihr es nun glauben wollt oder nicht, die erzählte mir alles, daß ich Offizier sei, daß es mir finanziell schlecht ginge, daß ich seit Jahren danach strebe, eine nette, aber wenn's ginge, auch reiche Partie zu machen, daß dieser Plan aber im letzten Augenblick immer wieder gescheitert sei. Alles genau so, wie es ist", und sich an die Kameraden wendend, schloß er: „Sagt selber, ist das nicht einfach fabelhaft, daß sie das alles aus den Karten lesen konnte?"

„Sage lieber aus deinem Gesicht und aus deinem Anzug," neckten ihn die Kameraden, „und da ist die Sache mehr als einfach. Daß du ein Leutnant bist, sieht man dir selbst in Zivil an. Aber da deine Zivilkleidung nicht die allertadelloseste ist, kann jeder daraus den Schluß ziehen, daß es dir nicht zum besten geht. Daß jeder arme Leutnant den Wunsch hat, beim Heiraten auch ein bißchen aufs Geld zu sehen, ist selbstverständlich, das braucht man nicht erst aus den Karten zu lesen, na, und daß dir deine Pläne noch nicht gelangen, das hat die Kartenlegerin ganz einfach daraus ersehen, daß du sie aufsuchtest. Wenn die kluge Frau dir also nichts Besseres prophezeite, hättest du dir den Besuch und das Geld sparen können."

Für einen Augenblick war Kammler ganz verdutzt darüber, daß alles, was er bisher für übernatürlich hielt, auf eine so einfache Art zu erraten gewesen sein soll, dann aber meinte er: „Wartet es nur ab, Herrschaften, es kommt noch ganz anders. Die Kartenlegerin erzählte mir, ich sei augenblicklich wieder im Begriff, mich zu verlieben, ich wisse nur noch nicht, in wen. Es seien zwei da, die mir gefährlich werden könnten, die eine sei blond, entweder hellblond oder dunkelblond, das könne sie aus den Karten nicht ersehen, und die andere sei dunkel, entweder braun oder brünett, das könne sie aus den Karten auch nicht ersehen."

„Hi—hi—hi" fing der kleine Junker da wieder an zu kichern, aber diesmal wurde er gleich ernsthaft zur Ruhe ermahnt, daß es nicht zu einem neuen Lachkrampf kam, und Kammler setzte seinen Bericht fort: „Wie gesagt, die Frau warnte mich vor diesen beiden, keine von ihnen sei für mich die richtige. An denen würde ich eine Enttäuschung erleben, aber es sei noch eine dritte da."

„Die ist dann wohl rot, grün, gelb oder blau?" fielen ihm die Kameraden lachend und neckend in das Wort, „oder konnte die weise Frau das Äußere dieser Dritten ausnahmsweise aus den Karten erkennen?"

„Das nicht," gab Kammler unbeirrt zur Antwort, „aber das hat seinen besonderen

Digitized by Google

Grund, diese Dritte ist noch nicht da, die kommt erst, wahrscheinlich mit der Post."

Diesmal lachten alle fröhlich auf, und einer rief ihm zu: „Was kann denn mit der Post Gutes kommen? Wir leben doch im Zeitalter der D- und Luxuszüge. Na, mit der Post fährt doch heute kein halbwegs gebildeter Mensch mehr, oder sollte es sich um irgendeine Dorfschöne handeln, die aus der allernächsten Nachbarschaft mit dem Postwagen in die Stadt gefahren kommt?"

Aber Kammler widersprach: „Nein, so ist das nicht gemeint, die kommt entweder brieflich oder telegraphisch."

„Nanu, wie will sie denn das anfangen?" fragte man ihn verwundert und belustigt.

„Auf eine sehr einfache Art. Sie teilt entweder brieflich oder telegraphisch mit, daß sie kommt, und drei Tage später ist sie auch schon da, und die dann kommt, das ist die richtige für mich. Die soll ich festhalten, die darf ich keinem anderen gönnen, und diese Dritte wird mir meine Liebe dadurch danken, daß sie mich wiederliebt und mich wahrhaft glücklich macht."

„Mit oder ohne Geld?" neckte man ihn.

„Sogar mit Geld," lautete die Antwort, „allerdings darf ich mich über einen Punkt nicht täuschen, wie mir die Kartenlegerin erklärte. Es steht dem Gelde noch ein Hindernis entgegen, aber ich soll und darf den Mut nicht sinken lassen, dann wird alles gut werden."

„Hi—hi—hi!" kicherte der kleine Fahnenjunker abermals, so daß Kammler ihm zornig zurief: „Was gibt es denn da schon wieder zu kichern, Junker?"

Der bekam bei der strengen Stimme des Vorgesetzten einen dunkelroten Kopf, dann meinte er: „Ich bitte sehr um Verzeihung, Herr Leutnant, aber wie gesagt, ich war vor Jahren mit meiner Schwester ebenfalls bei einer Wahrsagerin. Meine Schwester wollte wissen — aber nein, das darf ich nicht verraten, das gehört ja auch nicht hierher. Kurz und gut, die Kartenlegerin prophezeite auch ihr einen Brief oder ein Telegramm, und auf beides wartet sie noch heute vergebens."

„Na ja," meinte Kammler etwas kleinlaut, „jede Wahrsagung kann natürlich auch nicht in Erfüllung gehen, aber bei mir liegt die Sache etwas anders. Ich brauche den Brief oder das Telegramm gar nicht selbst zu erhalten, es ist sogar wahrscheinlich, daß einer meiner Freunde oder einer von den Kameraden etwas Derartiges erhält."

Und als habe er nur auf dieses Stichwort gewartet, trat in diesem Augenblick eine Ordonnanz auf Kasimir von Mellendorf zu, um ihm auf einem silbernen Tablett eine Depesche zu überreichen: „Eben war der Bursche des Herrn Oberleutnants hier, das Telegramm ist vor einer Viertelstunde in der Wohnung angekommen. Da der Bursche glaubte, daß es sich vielleicht um etwas Wichtiges handeln könne, hat er es für alle Fälle gleich hierher gebracht."

Kasimir hatte dem Unsinn, den Kammler da zusammenredete, nicht allzuviel Aufmerksamkeit geschenkt. So war er so ziemlich der einzige, der über das sonderbare und zufällige Zusammentreffen keineswegs erstaunt war. Aber verwundert war er trotzdem. Ein Telegramm? Wer konnte ihm denn etwas zu depeschieren haben?

Er nahm das zusammengefaltete Blatt von dem Teller, um es zu öffnen, da aber erklang Kammlers Stimme: „Kasimir, wenn dir mein Leben lieb ist, öffne es langsam, denn die Kartenlegerin hat mir ausdrücklich erklärt, je langsamer der Brief oder die Depesche geöffnet und gelesen würde, desto mehr Glück brächte es mir."

„Verrückt bist du," rief Kasimir dazwischen, „ich würde mich an deiner Stelle mit deiner Kartenlegerin auf denselben Topf, ich meine natürlich auf denselben Dreifuß setzen und mit der zusammen weiterorakeln." Dann aber faltete er das Papier doch ganz langsam auseinander, nicht, um dadurch die Bitte des Kameraden zu erfüllen, sondern lediglich, weil er im stillen noch fortwährend überlegte, von wem diese Depesche sein möge und was sie enthielte.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Der Irrweg des Lebens

Wir wandeln ein ganzes Leben lang
In Nebel eingehüllt,
Mit einer Sehnsucht tief und bang
Nach reinem Licht erfüllt.

Das Herz gebannt, den Blick gespannt,
Der sucht nach Pfad und Steg;
Doch Schleier decken weit das Land
Und decken Ziel und Weg.

Wir gehn über Berge, wir schreiten durchs Tal,
Zaudern und Zagen im Geist,
Bis spät am Tag mit einemmal
Der Schleier jäh zerreißt.

Ein Rückblick: klar im Abendrot
Dein Irrweg auf und ab, —
Und vor dir steht gebückt der Tod
Und schaufelt still ein Grab.

Georg Ruseler.

Die Heimkehr / Skizze von Hans Binder

Erdstaub und Pulverqualm machten die Luft schwer und undurchsichtig. Messerscharfe Stahlsplitter sausten sirrend und klingend nieder. Die dröhnende Luft zitterte und die Erde zitterte mit.

Nerven waren gespannt bis zum drohenden Zerspringen, waren wie Saiten, die eine grausame Gewalt durch alle Gefühlsschwingungen rasen ließ. Ohne Rhythmus, ohne Melodie. Abgerissene Töne schrien und klangen auf; schrillgrelle der empörten Verzweiflung und leisweiche des geduldigen Duldens.

Endlose Gedankenbilder blitzten am innern Blick vorbei. Das Gewissen war erbarmungslos. Nebensächlichkeiten, kleine Fehler und Schlechtigkeiten zerrte es heraus aus längst überwucherter Vergangenheit. Und die Reue ängstete: Soviel war noch gut zu machen. Nur jetzt nicht sterben. Nur jetzt nicht.

Er lag dicht an der Lehmwand und seine Hände hatten sich in die Erde festgekrampft. Das Gekrach einer über ihm platzenden Granate jagte ihm ein schauerndes Erschüttern durch den Körper. Einen Augenblick durchzuckte es sein Hirn: ich bin getroffen. Aber er fühlte keinen Schmerz. Nur eine dumpfe Lähmung seiner linken Seite. Die rechte Hand tastete danach und griff in klebriges Blut.

Jetzt bohrte ein rasender Schmerz in sein Bewußtsein. Er riß gewaltsam die schwerwerdenden Lider auf und sah über sich den höher schwebenden, weißen Pulverqualm. Der wurde purpurrot und nun tanzten große Sonnen vor seinem Blick. Immer wilder, weitausholender tanzten sie. Die Purpurkreise sprühten gelbe Feuer, dann kam eine undurchsichtige Grauheit, die stumpfer und stumpfer wurde und den ganzen Raum erfüllte, bis ein schwarzes Dunkel sich herniedersenkte und den Getroffenen einhüllte in den wohltätigen Schlummer der Bewußtlosigkeit.

Als er wieder zu sich kam, lag er im Feldlazarett, verbunden und gerettet.

Er schaute sich um, so gut es ging, und sah alles wie durch einen Nebelschleier: milchweiße Helle, verhangene Fenster, weiße Betten. . . Aber ehe er sich wieder auf Einzelheiten besinnen konnte, sah er ein Gesicht, das sich über ihn beugte und wie aus weiter, weiter Ferne vernahm er eine Stimme: Sie werden gleich im Lazarettzug nach der Heimat befördert. Da fielen ihm die Augen wieder zu und im Gefühl wohligen Geborgenseins schlummerte er ein, fest und tief.

Er erwachte erst wieder, als er schon im Lazarettzug lag. Vorsichtig, ganz vorsichtig schlug er die Augen auf. Die Helle tat ihm weh, aber sein Blick ruhte lange auf der weißen Decke des Zuges. Er fühlte, daß er in einem weichen Bette lag. Das Gehirn spiegelte aber noch kein klares Bild von seiner augenblicklichen Lage und die Ge-

Digitized by Google

danken waren verworren. Eine ganz lächerliche Zweifelfrage machte ihm alpähnliche Angst: habe ich auch die Tür abgeschlossen?

Da klang ein Ton an sein Ohr: Das Klappern von Eßgeschirr. Es überkam ihn ein gelindes Erschrecken. Das klappernde Geräusch stieß ihn aus dem traumhaften Zustand des Halbschlummers. Nun unterschied er die einzelnen Brettchen der weiß gestrichenen Decke und fühlte von dem schmalen, offenen Lüftungsfenster einen kühlenden Windhauch auf der Stirn. Das wußte er denn plötzlich wieder: er war verwundet und auf dem Heimtransport. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl machte ihm die Brust eng.

Er wollte sich aufrichten, da fühlte er die starre Schwere seines linken Armes.

Und nun sprach eine Schwester mit ihm, Frohmachendes, Gütiges.

Kameraden sprachen mit ihm: Heimat, Heimat läuteten ihre Stimmen.

Die Schwester kam wieder und brachte ihm Suppe. Noch eine Stunde, dann sind wir auf deutschem Boden, sagte sie.

Er seufzte, aber seine Augen glänzten freudig. Die Schwester ging hin und ließ das Milchglasfenster mit dem roten Kreuz herunter.

Draußen war strahlende Sonne.

Er blickte hinaus mit durstigen Augen; fiel durch die Jahre zurück und wurde wieder sorglos und froh wie ein Kind. Er glaubte: Die Telegraphenstangen laufen mit, die Drähte, die Bäume, alles läuft mit nach Hause, nach der Heimat.

Der Zug rollte dahin und seine Räder klopften ihr hartes tack, tack.

Er begann das tack tack zu zählen, da fiel ihm auf, daß es auf einmal langsamer wurde.

Da kamen sie durch einen zerschossenen Bahnhof, und in jähem Schmerz schloß er die Augen.

Er blickte wieder zum Fenster hinaus und sah Felder, goldgelbe Felder. In der Ferne grünte ein Waldstreifen. Ein sauberes Dorf lag am Wege.

Da wurde es ihm gar eigen ums Herz: das ist Deutschland, nun bin ich wieder in Deutschland, wieder daheim.

Tränen rannen ihm über die Wangen. Freude und Glück ließen sein Herz erbeben.

Bald darauf hielt der Zug. Er buchstabierte mechanisch die Stationstafel. Da merkte er, daß er noch in Frankreich war. Enttäuschung wiegte ihn in eine melancholische Stimmung. Er schämte sich seiner Tränen, und es bereitete ihm eine wohlige Genugtuung, feststellen zu können, daß sie niemand gesehen hatte.

Eine Weile später war der Zug dann wirklich in Deutschland. In einer Stadt nicht weit von der Grenze sollten die Verwundeten ins Lazarett. Durch Straßenlärm wurde er mit der Bahre in den bereitstehenden Krankenwagen getragen. Es stand eine dichtgedrängte Menge herum. Mit zur Seite geneigtem Kopf musterte er die vielen Gesichter: Neugier, Mitleid, Neugier, dachte er im Vorübergleiten. War etwas in ihm gestorben? Er hatte sich doch so auf die Heimkehr gefreut.

Aber als die Tür des Krankenwagens sanft ins Schloß knackte und der Lärm draußen blieb, da flammte wieder ein stilles Hoffnungslicht in seinen Augen auf und seine Lippen beteten leise: Mutter, Mutter!

*

Nächtlicher Posten

Die milde Nacht ging übers Land.
Der Mond hing über blauem Tale,
Das düfteschwül in Rosen stand,
Gleich einem blinkenden Opale.

Der Wald, der neuem Tag entgegenschlief,
Wob mattes Mondgold zu sich nieder
Und schwieg so schwer und traumestief. —

Ein fremder Zaubervogel sang
Mir seine seltsam dunklen Märchenlieder,
Als wenn ein leiser Ton von Silbersaiten sprang
Und spann ein süß Vergessen um mich her.

Ein halbes Knistern. — Wars ein Elfentraum?
Ein Spähertritt? Fiel welk ein Blatt vom Baum?? . . .
Und fester krampft die Faust sich ums Gewehr. —

Kurt Siemers.

*

Digitized by Google

Mütter / Skizze von Marie Pego

Es ist kalt, bitterlich, schneidend kalt, einer von den Frosttagen, ohne Sonne, wo der Frost nur wehe tut und nicht wohl. Ein eisiger Wind fährt über die dürre, gesprungene Erde, die letzten krausen Blätter am Gesträuch der Gärten zittern und zucken und schlagen ohnmächtig hin und her. Wer nicht ausgehen muß, bleibt heute daheim. Schon dunkelt es leise zu ungeziemend früher Stunde. So häßlich ist der Tag, daß man ihn gern in Nacht versinken sieht. —

Aber ich gehöre doch zu den Wenigen, die von der Notwendigkeit auf die Straße getrieben werden. Mit Schrecken bemerke ich, daß mein Nähgarn bis auf zwei oder drei Fäden zu Ende gegangen ist, der Flicken aber muß unbedingt noch heute auf das alte Kleid, damit ich morgen nicht mehr das bessere daran zu rücken brauche an die unvermeidlichen, schmutzigen Hausgeschäfte.

Also, in Gottes Namen, so gehe ich denn, eng eingeknöpft in meinen dicksten Mantel. Bis zur Kurzwarenhandlung sind kaum zweihundert Schritte, und die schmale Nebenstraße liegt still und einsam. Nur ein Dienstmädchen mit ihrem Einholkorb kämpft sich mir entgegen; die Enden ihres Umschlagtuches flattern hoch hinter ihr auf, das dünne Waschkleid zerrt sich ihr um die Beine.

Jetzt tritt aus einem Etagenhaus zwischen ihr und mir ein kleines graues Etwas hervor, ebenfalls korbtragend, — ein kaum halbmeter hohes, ganz in graue Wolle verpacktes Bürschchen.

Das Mädchen und ich kommen, schnell ausschreitend, gerade aufeinander zu, — das graue Heinzelmännchen hat keine Eile. Auf festen Beinchen trottet es gemächlich daher, ein wenig nach links heruntergezogen durch die Last des Korbes, aus dem die Hälse von ein paar vermutlich leeren Flaschen gucken. Man sieht förmlich, wie der wohlverpackte kleine Mann jeden Schritt seiner goldenen Freiheit auskostet, — vielleicht der ersten Straßenfreiheit, die er heute genießt, — und sich zugleich wichtig erscheint, wie kein Zweiter. Möglich, daß niemand sonst im Hause Lust gehabt hat, den Kampf mit dem Wetter aufzunehmen, möglich auch, daß heute, als am Montag, die elterliche Wohnung vom Wäschedampfe tropft und keins droben Zeit fand bisher, das nötige Fleckwasser oder das erfrischende Bier aus dem nahen Lädchen zu holen.

Da aber sprach das Mäxchen sein energisches „Ich geh'," und nun hält er sein Wort und geht, in dem schönen Bewußtsein eigener Unentbehrlichkeit. Ein paar Flötentöne versucht er durch die Lippen zu ziehen, — es klingt nicht gerade melodisch, aber doch recht männlich, etwa so, als sei er der große Bruder Franz, der stets zu pfeifen pflegt, sobald er der Haft des Hauses entronnen.

Jetzt scheint er ein Hindernis auf seinem Weg gefunden zu haben, — oder ist es ein Fallstrick, eine Versuchung? Die nächsten drei Schritte bringen mich nahe genug heran, um zu erkennen, was ihn so zaudernd stille stehn läßt. Gerade vor ihm, dicht zu seinen Füßen, zieht sich in schöner Länge eine breite, glitzernde Schleife hin, ein Streifen Wasser, den der Frost dem lechzenden Winde nicht zur Beute gegönnt, sondern eingefangen hat unter seiner erstarrenmachenden Faust.

Und vor unserm Bübchen hat schon manch anderer an dieser Stelle Halt gemacht, einer, dem kein hindernder Korb am Arme die glückliche Freiheit des Handelns beengte, dem diese verführerisch lockende Eisbahn einwandlos zur Verfügung stand. . . . Glatt und blank gewalzt von gleitenden Füßen liegt sie da, denn die Straße, jetzt so verödet, ist eine Stunde früher ein Durchgang für heimwärts strebende Schulkinder gewesen. —

Unser Bürschchen atmet hoch und schwer. Ich höre ihn nicht, den Seufzer, aber ich sehe ihn so deutlich ausgedrückt in der kleinen, zögernden Gestalt. Doch mit diesem Seufzer hat er auch endgültig Abschied genommen von der Möglichkeit eines ganz unsagbar großen Vergnügens. Wenn er zurückkommt, so wird der Korb, den er trägt, noch schwerer, noch unbehilflicher sein mit den alsdann gefüllten Flaschen, — entschließt er sich also nicht in diesem Augenblick, so wagt er's heute überhaupt nicht mehr, das weiß er.

Trotzdem, — er hat gesiegt. Den Korb aus der Hand stellen, das tut ein gewissenhaftes Mäxchen nicht, und mit dem Korbe glitschen, das tut er noch viel weniger. Also vorwärts, — weiter.

Und er stapft voran, wiederum pfeifend, möglichst falsch und möglichst unbekümmert. Ich sehe das schon in den wenigen Minuten völlig rot geblasene pausbäckige, ehrenfeste kleine Apfelgesicht, er hebt es gerade zu mir auf, das pfeifende Mäulchen bleibt gespitzt, doch es verstummt bei meinem Anblick. Das Pelztier, das ich um den Hals trage, mag gar zu fesselnd sein.

Im nämlichen Moment streift auch das eilige Dienstmädchen an dem vermummten kleinen Dreikäsehoch heran. Sie hat ein freundliches, nicht mehr ganz junges Gesicht. Mit einem guten Blick beschaut sie sich das Bübchen. Wahrscheinlich, daß sie das gleiche Schauspiel beobachtet hat, das mich ergötzte und sich den kleinen Sieger im Zwiespalt nun auch von vorne angucken will.

Unsere Augen treffen sich über den Kopf des Kindes hinweg, — in ihrem, in meinem Blick der Ausdruck des gleichen Gedankens, des gleichen Gefühls. Wir lächeln, möglich auch, wir nicken einander zu. Wir beide sind Frauen, in diesem Momente spüren wir es, grüßen uns als Schwestern eines Geschlechtes, und unser Lächeln, unser Blick macht uns zu Müttern.

Digitized by Google

Der Schlaf

Nun rauschen deine Schritte,
Die Treppen schon herauf.
Daß ich nicht länger litte,
Hebst du die Hand zum Riegel
Und drückst die Kammertüre auf.
Mir ist, ich hätt' im Dunkeln
Des Tages letzten Laut gespürt:
Ging noch ein Wellenwort im Strom?
Sprach noch die Uhr vom Petridom?
Vielleicht war's auch dein Atem nur,
Der kühl an meine Wimpern rührt.

Helene Brauer.

Bücherbesprechungen

Magdalene Volkmann: **Zu Besuch bei den Tieren.** Ein lustiges Tierbilderbuch von Rudolf Schug mit Versen. Geb. 3 M. (Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig.)

Rudolf Schug, ein neu auftauchender Künstler, von dem soeben als ergötzliche Erstlingsgabe Wandfriese lustiger Tierbilder in farbigem Steindruck für Kinderstuben erschienen, tritt soeben mit einem Kinderbüchlein ganz besonderer Art hervor. Das lustige Bilderbuch „Zu Besuch bei den Tieren" folgt der Tierwelt bis in Swinegels Winterheim hinein mit einem Humor, der ihr Treiben liebevoll belauscht und mit Kinderssinn schildert. Der Schöpfer dieser malerischen Märchen ohne Worte erweist sich nicht nur als ein hervorragender Kenner und Freund der Tiere, sondern auch als Künder echt menschlicher Gedanken und Empfindungen, mit denen er im bunten Spiele des Kinderbilderbuches auch Erwachsenen zu Herzen redet.

Zu diesen selbständigen kleinen Kunstwerken sind muntere Begleitverse beigegeben von Frau Magdalene Volkmann, der Tochter Richard von Volkmann-Leanders, des verewigten Verfassers der im gleichen Verlage erschienenen Leanderschen „Träumereien an französischen Kaminen". Wie einst diese reizenden Märchen im Kriegsjahre 1870 entstanden sind, so mag das vorliegende Bilderbuch, inmitten des Weltkrieges entstanden, gleichsam als Gegenstück zu jenem in vielen Tausenden Exemplaren verbreiteten Märchenbuche in diesen Kriegszeiten der Kinderwelt als willkommene Gabe dienen.

Karl Ernst Knodt: **Lichtlein sind wir.** Eine Auslese aus allen Liederbänden. München, Müller und Fröhlich. Geb. 3 M.

Dem hessischen Waldpfarrer Karl Ernst Knodt, der als feinsinniger, stimmungbeherrschender und gedankenreicher Lyriker ein besseres Los verdient hätte, ist es vom Schicksal nicht leicht gemacht worden, eine „Gemeinde" um sich zu scharen. Und diese Lesergemeinde ist gewiß nicht allzu viel größer als die Hörergemeinde Knodts in der Kirche seines lauschigen Waldwinkels. Es war darum ein glücklicher Gedanke zu seinem 60. Geburtstag am 6. Juni 1916 eine Auslese der reifsten und ergreifendsten Stücke seiner sämtlichen Gedichtsammlungen zu diesem innerlich wie äußerlich gleich ansprechende Bande zusammenzustellen: es ist ein Werbeband, und daß er als solcher recht guten Erfolg haben möge, darf man nicht bloß dem Dichter wünschen, sondern auch — den vielen, die diesen noch nicht kennen und damit bis jetzt um einen erlesenen Genuß zu arm sind. Ihnen sei auch der neue, im gleichen Verlag zu gleicher Zeit erschienene Gedichtband „Lösungen und Erlösungen" von Knodt (geb. ebenfalls 3 M.) empfohlen, der sich oft zu einer tiefen und reichen Lebensphilosophie erhebt.

Hans Roelli: **Verse.** Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1 M.

Es ist schade um Hans Roelli! Kein Zweifel, er ist ein ernsthaft Ringender, ein Streben nach aparter, geläuterter, dem Alltag fern bleibender Kunst trägt und beseelt ihn — aber was seine Stärke ist, ist zugleich seine Schwäche: der Drang nach Eigenständigkeit verführt ihn zu Gesuchtheit, zu Verstiegenheit, und aus der Poesie mit vollen, klingenden Rhythmen wird oft genug schale Prosa, die nicht einmal immer sprachlich und grammatisch richtig ist. Man vergleiche die folgenden „Verse" mit dem schönen Genetiv und dem häßlich prosaischen „nicht unähnlich sind":

„. . . Striche, die des samtenen und weichen,
Schönbestickten Kleides
Eines Falters nicht unähnlich sind."

Auch der Satz „Die letzte karge Lampe scheinte" gibt zu denken — nun ja, es muß sich eben auf „weinte" reimen!

Hans Zimmer.

Vermischtes

Ein Lehrbuch für die feindliche Presse. „Die französische Journalistik ist die Kunst, das Volk glauben zu machen, was die Regierung für gut findet. Sie ist bloße Sache der Regierung, und alle Einmischung der Privatleute, bis selbst auf die Stellung vertraulicher Briefe, die die Tagesgeschichte betreffen, verboten. Ihr Zweck ist, die Regierung über allen Wechsel der Begebenheit hinaus, sicherzustellen, und die Gemüter, allen Lockungen des Augenblicks zum Trotz, in schweigender Unterwürfigkeit unter das Joch derselben niederzuhalten. Ihre zwei obersten Grundsätze sind:

Was das Volk nicht weiß, macht das Volk nicht heiß.
Was man dem Volke dreimal sagt, hält das Volk für wahr.

Die französische Journalistik zerfällt in die Lehre von der Verbreitung 1. wahrhaftiger, 2. falscher Nachrichten. Jede Art der Nachricht erfordert einen eigenen Modus der Verbreitung.

Wie ist dem Volke eine gute Nachricht vorzutragen? — Ist es z. B. eine gänzliche Niederlage des Feindes, wobei derselbe Kanonen, Bagage und Munition verloren hat und in die Moräste gesprengt worden ist: so sage

Digitized by Google

man dies und setze das Punktum dahinter. Ist es ein bloßes Gefecht, wobei nicht viel herausgekommen ist: so setze man — je nachdem — eine oder drei Nullen an jede Zahl, und schicke die Blätter mit Kurieren in alle Welt. (Hierbei braucht man nicht notwendig zu lügen. Man braucht nur z. B. die Blessierten, die man auf dem Schlachtfelde gefunden, auch unter den Gefangenen aufzuführen. Dadurch bekommt man zwei Rubriken; und das Gewissen ist gerettet.)

Bei schlechten Nachrichten ist oberster Grundsatz: Zeit gewonnen, alles gewonnen. Und wie ist dem Volke eine schlechte Nachricht vorzutragen? — Man schweige davon, bis sich die Umstände geändert haben. Inzwischen unterhalte man das Volk mit guten Nachrichten; entweder mit wahrhaftigen, aus der Vergangenheit, oder auch mit gegenwärtigen, wenn sie vorhanden sind, oder in Ermangelung aller mit solchen, die erstunken und erlogen sind: sobald sich die Umstände geändert haben, welches niemals ausbleibt, und irgendein Vorteil, er sei groß oder klein, errungen worden ist: gebe man eine pomphafte Ankündigung davon; und an ihren Schwanz hänge man die schlechte Nachricht an.

Ganz still zu schweigen, ist in vielen Fällen unmöglich; denn schon das Datum des Bulletins, wenn z. B. eine Schlacht verloren und das Hauptquartier zurückgegangen wäre, verrät dies Faktum. In diesem Falle antidatiere man entweder das Bulletin, oder aber fingiere einen Druckfehler im Datum, oder endlich lasse das Datum ganz weg. Die Schuld kommt auf den Setzer oder Korrektor. . .“

Gewissenhafter sind wohl selten Anweisungen befolgt worden. Und das alles gilt nicht nur für die französische, mehr noch vielleicht für die italienische und überhaupt für die gesamte feindliche und — einen großen Teil der neutralen Presse. Der Verfasser dieses zeitgemäßen Lehrbuches ist kein Franzose und kein Engländer, sondern ein Deutscher: — Heinrich von Kleist. Zwischen den Schlachten bei Aspern und Wagram, im Juni 1809 veröffentlichte er in der „Germania“ eine Artikelserie, in der auch das „Lehrbuch der französischen Journalistik“ erschien. Die köstliche Satire richtete sich gegen den Betrug der öffentlichen Meinung in Deutschland durch die offiziellen französischen Zeitungen „Moniteur“ und „Journal de l'Empire“.

L. K.

Die Inselgruppe Aland. Alle die Reisenden, die je den Seeweg von Finnland nach Stockholm genommen haben, erblickten, wenn sie das Schiff über den Stiftet hinweg trug, eine Reihe von Inseln, die sich nach allen Seiten hin weit ausdehnten. Das war die Gruppe der Alandsinseln, die mit einem Gesamtflächeninhalt von 22 Quadratmeilen zwischen Finnland und Schweden im Bottnischen Meerbusen liegen. Die Entfernung der Inseln von Finnland beträgt drei Meilen, bis nach Schweden fünf Meilen, die Inseln werden hier durch das Alands-Haf vom schwedischen Festlande getrennt. Zu der Gruppe der Alandsinseln gehören dreihundert größere und kleinere Inseln, von denen aber nur etwa achtzig bewohnt sind. Die 16 000 Einwohner stammen in der Hauptsache von Schweden ab, da die Inselgruppe erst im Jahre 1809 von Schweden an Rußland abgetreten wurde. Die Inseln schließen zum Teil den Bottnischen Meerbusen ab und haben verschiedene gute Häfen, die von jeher der russischen Schärenflotte zur Hauptstation dienten. Noch heute befinden sich die Alandsinseln in russischen Händen und gehören zum finnischen Gouvernement Abo-Björneborg. In früheren Jahrhunderten errichtete man auf einer Landzunge, im Südosten der Hauptinsel, der Alandsinsel, starke Festungswerke, die aber durch die Engländer im Jahre 1854 bombardiert und niedergelegt wurden. Die Belagerung unter General Napier und unter Baraguay-d'Hilliers, der den englischen Korps mit 11 000 Franzosen zu Hilfe kam, dauerte zwei Monate. Es war ein schweres Stück Arbeit, zwischen den gefährlichen Klippen hindurch die Schiffe zu landen, und so wurde im Pariser Frieden ausgemacht, daß diese Befestigungswerke niemals wieder errichtet werden dürften. Da Rußland aber immer mit einer neuen Befestigung der Inseln liebäugelte, wurde im Jahre 1908 dem Zarenreiche abermals von England und Frankreich zu Gunsten Schwedens das Versprechen abgenommen, auf den Alandsinseln keine militärischen Etablissements zu unterhalten oder zu gründen und die Befestigungswerke niemals zu erneuern. Rußland gab sein Wort aufs neue, aber es steht wohl heute ziemlich sicher fest, daß unser östlicher Nachbar wieder einmal sein Wort gebrochen hat, und seine Bundesgenossen, die einst das Wohl Schwedens im Auge gehabt haben, werden ihn daran nicht hindern.

Von den Alandsinseln ist eigentlich nur die größte, die Fasta-Aland von Bedeutung. Diese Hauptinsel mit einem Flächeninhalt von 640 Quadratkilometer, zählt 10 000 Einwohner. Als einzige Stadt ist Mariehamn zu nennen, mit ihren kleinen, niedrigen Häusern und den geraden, sauberen Straßen. Die ganze Stadt zählt kaum 600 Einwohner, wirkt aber durch ihre langgestreckte Anordnung erheblich größer. Sehenswürdigkeiten finden sich in Mariehamn direkt nicht; aber in dem 20 Kilometer nördlich davon liegenden Flecken Kastelholm kann man eine interessante Ruine aus dem 14. Jahrhundert sehen, die den Statthaltern von Aland zum Sitze diente. 1571 wurde von hier der in Abo gefangene König Erik XIV. nach Gripsholm bei Stockholm überführt. Diese Gegend ist wohl die schönste der Alandsinseln. Auf dem östlichen Teil der Hauptinsel liegt das Kirchspiel Sund mit altertümlicher Kirche, der größten der Alandsinseln. Auch lohnt ein Besuch des nahen Kirchspieles Saltvik, weil sich hier die beiden höchsten Berge der Inselgruppe, der Ordalsklint und der Asgarda Kasberg, erheben. Obwohl diese Hügel nur eine Höhe von 120 und 150 Meter haben, hat man von ihren Gipfeln aus einen weiten, prächtigen Blick über das nördliche Land und den Bottnischen Meerbusen.

Die Hauptinsel ist nicht sehr fruchtbar. Der Ostteil ist Lehmboden, sonst findet sich fast überall lockerer Heidesand vor. Im Föglöer Kirchspiel ist allerdings der Wiesenboden fett und liefert eine vorzügliche Weide, so daß sich die Bewohner von Ostaland in der Hauptsache mit Viehzucht befassen. Getreide wird wenig angebaut, da der Boden sich dazu nicht eignet. Dagegen lohnt die Fischerei. Die Einwohner fangen in den Buchten der Inseln eine Unmenge Strömlinge, die auch die Hauptnahrung bilden. Der Versand ist bedeutend, etwa 6000 Tonnen solcher Fische werden jährlich verschickt. Daneben sind die Bewohner gewandte Jäger auf Seevögel und Seehunde, und so fristen sie ihr auskömmliches, wenn auch bescheidenes Dasein. Wald findet man nur strichweise, in der Hauptsache kommen Tannen, Birken und Haselbüsche vor.

Außer der Alandsinsel hat kaum eine andere in dieser Gruppe Bedeutung. Die westlichste der Inseln, Eckerö, trägt das größte Dorf Alands, Eckerö Storby, das eben in der Hauptsache durch seinen Fischfang bekannt geworden ist. Sonst bietet sich auf allen Inseln das gleiche Bild. Die Bewohner leben für sich, friedlich und ruhig, und sind nur jetzt, durch die neuen russischen Maßnahmen in starke Beunruhigung versetzt, weil sie fürchten, daß auch sie in diesen furchtbaren Weltenbrand mit hineingezogen werden könnten. Aber ein Krieg ist gar nicht nach dem Geschmacke der Aländer, denen Stille und Ruhe über alles geht. Sie fürchten, und vielleicht mit Recht, daß dieser Krieg, wenn er auch die kleine Inselgruppe ergreift, ihnen zum Verderben werden dürfte.

Vom Wacholderbaum. Seit alten Zeiten hat sich der Volksmund mit dieser Pflanze beschäftigt. Allgemein bekannt ist das Rätsel:

Der Geliebte lag und schlief,
die Geliebte kam und rief,
und die Worte, die sie rief,
bezeichneten den Baum, unter dem er schlief.

Digitized by Google

mit der Auflösung: Wach, Holder — Wacholder, und ebenso das Volkslied:

Unter'm Machandelbaum,
Da ist mein Schatz . . . . .

das den Strauch, der bereits eine ziemlich bedeutende Rolle bei den alten Gemanen spielte, als „Baum der Liebenden" kennzeichnet. Als belebenden Baum kannten ihn die Altvordern vor allen anderen, und schrieben ihm zugleich die Macht zu, böse Geister wie Schlangen zu verbannen. Darum verwandten sie mit Vorliebe Wacholderzweige zum Opferfeuer mit für die Scheiterhaufen, auf denen sie ihre Toten verbrannten. Ein Anklang an diesen Glauben der Wiederbelebung findet sich in dem Märchen vom Machandelbaum, in dem das treue Schwesterlein des getöteten Bruders Knochen unter dem Wacholderbaum eingräbt, damit er wieder zum Leben erwache.

Meine Mutter, die mich schlacht',
Mein Vater, der mich aß, . . .
Meine Schwester, das Marlenechen,
Nahm alle meine Benechen,
Die band sie in ein Seidentuch,
Das unter'n Machandelbaum sie trug.

Da man „frisch" und „immergrün" auch mit dem Worte „qued" zu bezeichnen pflegte, kannte man den Machandel- oder Wacholderbaum auch als „Queckholder". Seine Beeren spielen in der Arzneikunde seit fernen Tagen eine bedeutende Rolle. Man verwandte das aus ihnen gepreßte Öl bei Magenleiden, und der aus ihnen bereitete Schnaps (Genèvre) hat sich durch der Zeiten Lauf gleichfalls bewährt. Im Volksmund heißt es:

Wacholderbeeren und Bibernell
Heilen alle Schäden schnell.

Darum pflegt das Landvolk bei herrschenden Epidemien täglich einige dieser Früchte als Vorbeugungsmittel zu verzehren.

Außerdem ist die Ansicht verbreitet, daß der Schlaf unter einem Wacholderbusch besonders stärkend sei. Deshalb legen sich in Tirol ermüdete Wanderer noch heute mit Vorliebe darunter.

Eigenartigerweise heißt es in der Bibel von Elias, daß er in die Wüste ging, und sich unter „eine Wacholder" setzte. Auch im Buch Hiob 30, 4, wird erwähnt: „Und Wacholderbeeren waren ihre Speise." Ein Zeichen, daß man den Baum schon lange kennt. Die katholischen Priester pflegten früher die Beeren zum Räuchern bei der Messe zu bevorzugen, wodurch sie den Beinamen „Weihbeeren" hier und dort erhielten.

Im alten Sagen wird vor dem Abhauen der Wacholderbüsche gewarnt, da sich der in ihnen wohnende Geist rächen würde: Wahrscheinlich leitet sich hiervon die Volkssitte ab, die man besonders in Gebirgsgegenden findet, bei der Erkrankung eines Familiengliedes Wolle und Brot unter solchen Busch zu legen, mit den Worten:

Wir bringen hier zu spinnen und zu essen,
Daß du mögst unsres Kranken nicht vergessen! —

in der Hoffnung, der Geist würde alsdann aufhören, dem Betreffenden zu schaden.

In den von der Kultur noch weniger berührten Gegenden unsres deutschen Vaterlandes findet man noch verschiedene andere Anklänge an die Wunderkraft, die man dem Wacholder einst zuschrieb. So schneidet man in einzelnen Orten den Wanderstab mit Vorliebe aus diesem Holz und steckt ein Zweiglein von ihm an den Hut, um während der Wanderung „frisch" zu bleiben. Ebenso schlägt man das Jungvieh, das zum erstenmal auf die Weide getrieben wird, mit Wacholderzweigen, um die Fruchtbarkeit des Baumes auf die Tiere zu übertragen; streut Wacholdernadeln auf den Fußboden, um Leid und Kummer von dem Hause fernzuhalten; und legt in einzelnen Gegenden auch beim Neubau eines Hauses einige Zweige neben den Grundstein. Außerdem traut man hier und dort der Pflanze die Kraft zu, gestohlenes Gut zurückzuschaffen. Der Volksmund rät, beim Vermissen eines Gegenstandes vor Sonnenaufgang die Zweige eines Wacholderbusches bis zur Erde hinabzudrücken, sie mit einem Stein zu beschweren und zu sprechen: „Wacholderstrauch, ich bücke und drücke dich, bis du das geraubte Eigentum mir zurückbrachtest." Ist man wieder in den Besitz gelangt, muß allerdings der Stein sofort entfernt werden, damit die Zweige wieder zurückschnellen können.

Auf weiten Heidestrecken trifft man Wacholdersträucher von besonders schönen Formen. Zwischen sogenannten Hünengräbern stehend, sind sie von doppelt malerischer Wirkung, und es ist eigentlich zu beklagen, daß in den letzten Jahren der herrliche Schmuck der Heide mehr und mehr entschwand. W.

Lediglich. Es waren einmal drei Buchstaben, die in Deutschland viel galten. Sie waren ehrwürdig durch ihr Alter, weil sie schon im Mittelalter in Ansehen standen sie waren sogar an den Höfen von großem Einfluß, denn Könige bedienten sich ihrer in Reden und Gesetzen; sie waren von schaffender Kraft nach jeder Richtung, denn sie wirkten auf den einzelnen wie auf das ganze Volk; sie waren von auserwählter Schönheit, denn Künstler und Gelehrte brauchten sie für ihre Meisterwerke. Ganz ungewöhnlich war ihre Ehrenstellung, und unentbehrlich waren sie jedem Menschen. Diese drei Buchstaben sind nur. Aber das Schicksal will nun einmal, daß wie so manches Juwel unserer Sprache auch dieses gute Wort dem Untergang verfällt. Ein Eindringling will es aus seiner wohlverdienten Würde verdrängen und an seiner Stelle die Herrenrolle spielen. Er ist noch jung, aber desto aufdringlicher, noch unbewährt, aber um so dreister. Er nennt sich lediglich. Recht bezeichnend ist es, daß die besten Dichter und Schriftsteller bis auf Goethe und Freiligrath dieses Wort in derselben Bedeutung wie nur d. h. einzig oder allein nicht gekannt haben, sondern daß es erst in der Zeit der Reichs- und Landtagsreden in weiteren Gebrauch gekommen ist. Das läßt einen Blick auf den Weg tun, den es genommen hat: von den hohen Häusern in die Beratungszimmer, die Geschäftsräume, die Zeitungs- und Bierstuben. Das läßt aber auch einen Blick zu auf Geist, Gemüt und Art der Menschen. Lediglich ist ein ganz unvollkommenes Abbild des fest umrissenen Urbildes nur. Lediglich ist unbestimmt, nur ist bestimmt, lediglich zeugt von Schwäche, nur von Kraft. Bei lediglich denke ich an Druck, Schulden, Gefangenschaft, von denen der Bedrängte „ledig" sein möchte, bei nur an Freiheit, Besitz, Selbstgefühl, das allein sich gegen eine ganze Welt behaupten will und kann. Lediglich läßt mich an den verknöcherten Junggesellen und an die alte Jungfer denken, die „ledig" geblieben sind und sich nirgends heimisch fühlen. Aber nur erinnert mich an den Mann und die Frau in blühender Familie, die mit ihren Kindern fröhlich singen: Nur in Deutschland, ja nur in Deutschland, da will ich ewig leben. Bei lediglich steht mir der Leisetreter vor Augen, der ohne festen Willen ist und „lediglich" aus Bedachtsamkeit handelt, bei nur aber denke ich an unseren Kaiser, der mit starker Kraft, sieghaftem Willen und unüberwindlichem Mut das hinreißende Wort gesprochen hat: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche. Tesch (Köln).

Inhalt des Heftes 2: Herd und Schwert. Roman von Fritz Skowronnek. — Der Walzerkönig. Roman von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** Der Irrweg des Lebens Gedicht von Georg Ruseler. — Die Heimkehr. Skizze von Hans Binder. — Nächtlicher Posten. Gedicht von Kurt Siemers. — Mütter. Skizze von Marie Pego. — Der Schlaf. Gedicht von Helene Bauer. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 14. Oktober 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 3

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Herd und Schwert / Roman von Fritz Skowronnek

2. Fortsetzung.

„Ja. Denn an allem ist meiner Ansicht nach nur Ihr — verzeihen Sie mir, daß ich so aufrichtig spreche, aber Ihr übergroßer Stolz schuld. Man schlägt die Hand nicht aus, die sich einem in Freundschaft anbietet, um einem zu helfen. Ich bewundere zwar Ihren Stolz und die Zähigkeit Ihres Ausharrens und Ihres geradezu heldenhaften Ankämpfens gegen die Verhältnisse, die das Schicksal nun einmal mit sich gebracht hat, aber die Bewunderung, gnädigstes Fräulein, schließt nicht immer das Zugeständnis ein, daß man mit dem, was man bewundert, auch einverstanden sein muß. Sie haben aber eine Art Märtyrertum darin gesehen, das Kreuz des Lebens auf sich zu nehmen, und das selbst dort, wo es nicht unumgänglich notwendig war. Nein, bitte, lassen Sie mich ausreden. Ihre Schwester — Georgine nannten Sie, glaube ich ihren Namen, — war jedenfalls noch viel zu sehr Kind, um das Verständnis für Ihre Lebensauffassung zu haben, und da sie sich das, was sie haben wollte und was sie, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, als eine Lebensnotwendigkeit empfand, nicht anders beschaffen konnte . . ."

„So stahl sie es" setzte Madeline von Mertinat den Satz des jungen Gutsherrn fort, gleichsam als wollte sie ihm auf diese Art das Wort abschneiden.

Er jedoch ließ sich nicht beirren.

„Nein," sagte er, „ich nenne das anders. Sie nahm es sich eben dort, wo sie es im Überfluß fand und legte sich gar nicht Rechenschaft über das Unrecht ab, das sie damit beging. Sie war sich ja auch gar nicht eines solchen bewußt. Rechnen Sie dazu noch die, ihr offenbar angeborene Lust am edlen Weidwerk, und Sie werden ohne weiteres sehen, daß das sich selbst überlassene Kind der Lockung und Versuchung unterliegen mußte. Überdies wurden ihr ihre kleinen Ausflüge in das Gebiet der Wilddieberei, zur Zeit, da meine Tante noch lebte, immer recht gnädig nachgesehen und sie nahm wohl, vielleicht nicht einmal so ganz mit Unrecht an, daß auch ich nicht zu den Unmenschen gehören werde, die ihr kleines Unrecht gleich zum Verbrechen stempeln werden. Schließlich und endlich aber dürfte die Romantik des Wilderns das sicherlich reizende Köpfchen der jungen Wildfrevlerin entflammt haben, und dieses bißchen Romantik dürfen Sie ihr am allerwenigsten übel nehmen, weil Sie, gnädigstes Fräulein, sich auch eine Romantik zurecht gelegt haben, die krankhafter und gefährlicher ist, als die Ihrer Schwester. Ich meine die Romantik des Elends."

„Wie Sie über mich denken, das kann mich ja kalt lassen, nicht wahr, Herr von Berg", sagte Madeline. „Bei der Beurteilung des Fehltrittes meiner Schwester Georginne vergessen Sie aber eines: sie hat nicht nur für uns gewildert, sondern sie hat auch das Ihnen gestohlene Wild an den Goldaper Wildbrethändler Söhnke verkauft."

Das Gesicht des Gutsherrn wurde sichtlich viel ernster.

„Ja," sagte er, „Sie haben recht, das gibt der Sache einen unangenehmen Beigeschmack.

Digitized by Google

Aber auch da können wir mildernde Umstände annehmen. Trotzdem aber muß ich Ihnen gestehn, daß es gerade dieser Umstand war, der mich veranlaßte, Sie von der ganzen Sache überhaupt in Kenntnis zu setzen. Wenn ich mir aber auch hier sage, daß wir es nur mit der Unüberlegtheit eines Kindes zu tun haben ... ."

„Dann sprechen Sie", unterbrach sie ihn, „das furchtbarste Urteil für seine Zukunft aus, das man überhaupt zu fällen vermag, denn wenn sie nicht einmal die Armut von jetzt zu ertragen vermag, was wird dann erst in ein paar Wochen aus ihr werden?"

„Wieso? Wie meinen Sie das?" fragte Berg, von der Tragik in des Mädchens Worten, noch mehr aber von der Verzweiflung in ihrer Stimme und ihrer Haltung erschüttert.

„Wenn wir heimatlos, obdachlos hinausgestoßen sein werden in die Fremde! Hilflos, geldlos, freundlich in ein Leben gestürzt, das wir nicht kennen. Was wird aus Georginne dann, wenn jetzt schon ein Dieb aus ihr wurde?! Glauben Sie denn, die Welt draußen hat weniger Versuchungen für ein Kind, als unser stilles, einsames Heim hier? Ja, für ein Kind! Aber für ein Kind von siebzehn Jahren. Für ein Mädchen, das draußen sicher für schön gelten wird! Nein, nein, Sie wissen das anders, und ich weiß es auch!"

Sie war wieder in ihren Stuhl zurückgesunken und barg ihr Gesicht krampfhaft in beide Hände. Es war, als wolle sie durch den physischen Druck, die Tränen zurückhalten, die der seelische Schmerz ihr schluchzend erpressen wollte.

Berg wußte in seiner Herzensangst nicht, was tun. Er konnte, wollte und durfte dieses wundervolle Geschöpf, das geschaffen schien um glücklich zu sein und glücklich zu machen, nicht weinen sehen. Am liebsten . . . so, was er am liebsten getan hätte, das wußte er wohl. Er hätte diese Hände genommen und mit sanfter Liebesgewalt von den in Tränen schwimmenden Augen gelöst. Er hätte dieses wundervolle, blasse, zitternde Köpfchen an sein Herz, an seine Brust gelegt und gesagt: „hier, hier ist ein Platz, hier schlägt ein Herz für dich!" Aber durfte er das?

Bei jeder anderen vielleicht ja, bei ihr aber nicht. Und so sagte er nur im ruhigsten, geschäftsmäßigsten Tone, der ihm möglich war:

„Sie müssen sie eben irgendwohin in die Schule geben. In ein ganz ausgezeichnetes Pensionat, in dem sie durch ihre Lehrerinnen sowohl, als ihre Freundinnen, andere Anschauungen vom Leben gewinnen kann, als die, die sie sich bisher in ihrer frühreifen Selbständigkeit anzueignen vermocht hat."

„Pensionate, Herr von Berg, kosten Geld."

„Gewiß kosten sie das, es muß aber eben darauf angewandt werden."

„Auch wenn man keins hat?" fragte sie mit verzweifeltem Lächeln.

„Sie bilden sich ja nur ein, daß Sie keines mehr haben", sagte er. „Wenn Sie Ihr Gut verkaufen, so bleibt Ihnen, wenn Sie einen rechtschaffenen Käufer haben, dem daran liegen muß, das Land in seine Hand zu bekommen, weil er dadurch, so wie ich, sein eigenes Gut arrondieren kann, dann sicher nach Abzug aller darauf lastenden Schulden, gewiß noch eine Summe übrig, die jedenfalls hinreichen dürfte, Ihren Lebensbedürfnissen zu genügen und jene Ausgaben zu ermöglichen, die Sie ja selbst für notwendig halten. Und wenn das nicht der Fall wäre, dann müßten Sie eben mir erlauben, in meinem Interesse, im Interesse meines gefährdeten Wildstandes, das meinige dazu beitragen."

Er lächelte, als er das sagte, sie aber rief: „Herr von Berg!" und die alte Empörung schien wieder in ihr zu erwachen.

„Mit Ihrer Entrüstung, mein verehrtestes Fräulein, kommen Sie nicht weit. Wenn Sie mir das Recht nicht geben wollen, zu helfen; wenn Ihr krankhafter Stolz sich wirklich immer noch dagegen aufbäumt, dann läßt sich eben nichts dagegen machen. Dann sind Sie ebenso unheilbar, wie die Zustände auf Ihrem Gute. Mein Recht, gnädiges Fräulein, mein ganz unumstößliches Recht, Ihr Fräulein Schwester ihrer Bestrafung zuzuführen, lasse ich mir nicht nehmen und Sie gestatten wohl, daß ich diesmal Kläger und Richter in einer Person bin und demgemäß Ihr Fräulein Schwester zu zwei Jahren Festung, zwei Jahren Königsberg verurteile, die sie in einem guten Pensionate abzubüßen hat. Was aber Sie anbelangt, so rate ich Ihnen als Freund — ich weiß, ich weiß, —

Digitized by Google

als sehr unerwünschter und ungebetener Freund, meinen Vorschlag anzunehmen."

Er sah, wie sie zusammenzuckte und förmlich nach Atem ringend, mit sich kämpfte.

„Ich verstehe," sagte er, „wie schwer Ihnen der Entschluß werden muß. Denken Sie aber doch, was für ein Unterschied zwischen einem freihändigen und einem Zwangsverkaufe Ihrer Liegenschaften ist. Bei ersterem können Sie Ihre Bedingungen stellen, bei letzterem müssen Sie tatenlos zusehen. Stellen Sie doch diese Bedingungen. Das schwerste für Sie ist jedenfalls der Gedanke, das Haus, das Ihren Vätern gehört hat, das Haus Ihrer Jugend, verlassen zu müssen. Ist denn das aber nötig? Kann in den Kaufvertrag nicht eine Bedingung hineinkommen, die Ihnen das Recht gibt auf dem Gut zu verweilen? Etwa als Eigentümerin einer Sitzstelle mit Garten. Ist das nicht ein annehmbarer Vorschlag? Nehmen Sie ihn an, Fräulein Mertinat, es ist nur zu Ihrem Besten."

Er streckte ihr seine Hand entgegen, als solle sie in diese einschlagen, sie aber übersah wohl geflissentlich seine Bewegung.

„Ich werde mich mit meiner Schwester besprechen", sagte sie. „Nicht mit meiner Schwester Georginne, sondern Malvine. Leben Sie wohl, Herr von Berg."

Damit war sie gegangen. Er hatte sie bis zur Tür begleitet.

Ein stummer, ganz förmlicher Gruß und dann . . . war alles vorbei.

Das heißt nicht alles, denn Herr von Berg nahm seine Zigarre, zündete sie sich an und warf sie nach wenigen Augenblicken mit einem Ausruf des Zornes weit von sich weg.

„Kurtchen, mein alter Junge, ich glaube, du warst eben ein recht großer Esel oder bist auf dem besten Wege es zu werden."

Dann ging er hin, drehte das elektrische Licht wieder ab, steckte sich einen anderen Glimmstengel an, und gab sich seinen Gedanken wieder hin, die jetzt ganz, aber ganz anderer Art waren, als früher.

---

6. Kapitel.

Am nächsten Tage schon wurden von Madeline von Mertinat die Verkaufsverhandlungen mit dem Herrn Oberinspektor der von Berg'schen Güter begonnen.

Nicht mit Herrn von Berg selber, und so stand er persönlich, einem Ausgeschalteten gleich, bei dem ganzen Verkaufe, hinter den Kulissen und gab nur vor dem Notar seine Unterschrift. Damit war die Sache erledigt, denn daß er sich nicht vordrängte, wenn man ihm so deutlich zeigte, wie man ihn mied, das war doch selbstverständlich. . . .

Das Mertinatsche Gut hatte aufgehört zu bestehen, den drei Mertinatschen Töchtern aber war, ganz so wie Kurt von Berg das in Vorschlag gebracht hatte, das Recht geblieben, das Gutshaus bis an ihr Lebensende zu bewohnen und ein schönes Stück Hausgarten und Obstgarten war bei dem Hause geblieben, und ein Stück Feld und eine Wiese zum Nießbrauch auch.

Haus und Garten hatten sich die beiden Mertinats — denn Georginne war selbstverständlich fort — umfrieden lassen, wohl um damit anzudeuten, daß sie sich ganz für sich allein, von der Welt, zum mindesten aber von ihrer nächsten Umgebung abschließen wollten.

Selbstverständlich wurde dieser Wunsch respektiert, was aber nicht verhindern konnte, daß die Gedanken des jungen Gutsherrn, doch öfter als sie sollten, hinüberschweiften nach dem Mertinatschen Hause und seiner schönen Insassin.

Diese selbst hatte sich mit dem Schicksal abgefunden, ja, wenn sie offen gegen sich selber sein wollte, mußte sie sich sogar gestehn, daß sie sich glücklich fühlte.

Die schwere Last der Sorgen, die auf ihr gewuchtet hatte, war von ihr genommen, ihr und ihrer Schwestern Leben war gesichert, ja sogar eine gewisse Behaglichkeit herrschte wieder in dem Hause, und das war mehr, weit mehr, als sie noch je vom Leben erhoffen zu dürfen geglaubt hatte.

Georginne schrieb aus Königsberg auch sehr übermütig, lustig und zufrieden „die anderen Mädels seien noch viel doller als sie", und Madeline, die unter den Verhältnissen mehr als sie es gezeigt hatte, gelitten zu haben schien, bekam auch allen Lebensmut wieder, der schon arg im Versagen gewesen war.

Ja, sie bekam wieder einen Anflug von

Digitized by Google

Farbe und in ihren Augen strahlte ein ruhiges, zufriedenes Glück.

Nur eines nagte an ihr, und das war, daß sie das alles dem Manne verdankte, den sie nicht nur darum, weil er der Erbe der Christine von Rosen war, haßte, sondern noch viel mehr, weil er sie seine Überlegenheit damals, als sie zum ersten und letzten Mal mit ihm sprach, so sehr hatte fühlen lassen.

Sie betrachtete darum auch stets ihr wiedergekehrtes Glück, als eine Art Demütigung ihm gegenüber, aber als eine Demütigung, die zu ertragen ist, wie Malvine ihr in ihrem praktischeren Sinne sagte.

Das Haus des Herrn von Berg war übrigens durchaus nicht das geworden, was die Nachbarschaft, oder ein Teil der Nachbarschaft sich von ihm versprochen hatte.

Es war nicht das laute, fröhliche Heim eines sein Leben genießenden Junggesellen geworden, sondern das ruhige, behagliche Heim eines Mannes, der nach des Tages reichlicher und ernster Arbeit, in einer stillen Behaglichkeit sich selbst leben wollte und seine ruhige Zufriedenheit fand.

„Zufriedenheit ist aber nicht Glück, Herr von Berg", hatte ihm Frau Strawischke gesagt. „Bei Ihnen müßte das Glück hier im Hause herrschen und das kann Ihnen nur eine Frau geben."

„Das kann schon sein", hatte Herr von Berg ihr zur Antwort gegeben und der unwillkürliche Seufzer, der diese Antwort begleitet hatte, war von Frau Strawischke nicht etwa als ein Zeichen der Sehnsucht nach einer ganz bestimmten Person, sondern als allgemeines Sehnsuchtszeichen gedeutet worden.

Und so hatte sie sich denn beinahe den Mund fusselig darüber geredet, was für ein anderer Mensch man durch die Ehe gleich würde, und was für einen Segen die Ehe ins Haus bringe, obwohl der einzige Segen, den ihr die Ehe gebracht hatte, nur der sehr problematische ihrer sechs Töchter gewesen war.

In allem übrigen aber war die Strawischkesche Ehe in geradezu kläglicher Weise gescheitert, was allerdings nicht an der netten, rundlichen Frau gelegen hatte, sondern ganz natürlich an ihm.

So oft auf dem Bergschen Gutshofe etwas los war, und das war wie gesagt nicht so oft, fuhr sie natürlich mit allen Sechsen an, was die beiden Ältesten als eine verfehlte Taktik empfanden, da merkwürdigerweise die Männer für die Reife weit weniger Verständnis zu haben pflegen, als für das Grüne der vorlauten Jugend.

Mutter Strawischke hatte aber eine andere Ansicht darüber, die sie noch aus der Artillerie übernommen hatte, bei der ihr Vater einstmals gestanden hatte. „Je mehr Geschütze man aufprotzt, um desto eher kriegt man den Feind klein."

Leider aber wollte ihr System nicht verfangen, so niedlich ihre Töchter auch waren, und so schmachtende Blicke sie auch in unbewachten Momenten auf den jungen Gutsherrn warfen.

Der war freilich, so wie sich's für jeden Gastgeber gehört, die Liebenswürdigkeit selbst, aber — gegen alle, und das war ja gerade, was so zum Verzweifeln war.

Zum Glück blieb die Strawischke nicht mit ihrer Enttäuschung allein, sondern sie wurde von allen Müttern heiratsfähiger Töchter geteilt, so daß sich allmählich die Zahl der Einladungen, denen der Herr von Berg ausgesetzt war, immer mehr und mehr verringerte.

Und das zur Freude des jungen Gutsherrn, der kein großer Freund von großen Bekanntschaften war, sondern sich am glücklichsten fühlte, wenn er mit sich oder ein paar gleichgestimmten Seelen allein war.

Ja, das ließ sich gut sagen: „gleichgestimmte Seelen". Woher aber die nehmen? Und da traf es sich gut, daß eines Tages ein Brief kam.

„Ja, lieber Freund, ist es denn wahr, daß du seit so geraumer Zeit so ganz in unserer Nähe bist, und nichts hast von dir hören lassen? Ist es dem großen Gutsherrn vielleicht nicht bekannt, daß drüben, über der Grenze, ein anderer Gutsherr sitzt, der sich unter sechstausend Banausen mopst und sich nach einer Menschenseele sehnt, die ihn versteht? Ist deine Ehe mit Frau Musika schon getrennt, oder schmachtest du schon in anderen weniger geistigen, aber dafür um so süßeren Ehefesseln? Das muß ich alles sehen; dem allem muß ich auf den Grund kommen. Mache dich daher

Digitized by Google

gefaßt, daß ich dich nächstens einmal überrumple. Heute aber schicke ich gleichzeitig mit diesem meinem Geschreibsel, noch meine Visitenkarte an dich ab. Kola."

Ja, wahrhaftig, an Nikolai von Roth hatte Kurt von Berg eine ganze Ewigkeit nicht gedacht, am allerwenigsten in der letzten Zeit.

Wieso und warum, das war ihm selber nicht klar, jetzt aber freute er sich auf den kommenden Besuch, und das um so mehr, als die Visitenkarte, die Nikolai von Roth abgeschickt hatte, sich als ein schönes dickbauchiges Cello entpuppte, auf dem Kola ein Meister war, während er nach dem Tod der Tante seine Geige arg vernachlässigt hatte.

Jetzt aber suchte er sie hervor und er streichelte sie mit seiner Hand und mit seinen Blicken, gleich als wollte er ihr das Unrecht abbitten, das er an ihr getan hatte.

Ja, ja, Frau Musika, jetzt kehrt der Sünder reuig wieder zu dir zurück!

Er nahm die köstliche Geige behutsam aus ihrem Kasten, legte sie an seine Schulter an und ließ durch einen Griff seiner Finger ihre Saiten erklingen. Dann strich er mit seinem Bogen darüber hinweg und entlockte ihnen die süßen, herrlichen, langentbehrten, zitternden, schwingenden Töne.

Wie ein Rausch kam es über ihn, wie eine Erfüllung.

Ton an Ton reihte sich ihm wie in extatischer Schönheit; alles, was in seiner eigenen Seele verborgen lag, legte er in die Seele des Holzes; tongewordene Träume entströmten dem herrlichen Instrumente. Alle Sehnsuchten des Herzens klangen wie ein Strom lockenden Werbens heraus.

Lockenden Werbens und sieghaften Wollens, denn was er spielte, war zum Liebesliede geworden.

Auf dem Korridor draußen lauschte der alte Jons und spitzte die Ohren. So etwas hatte er noch nicht gehört, so lange das Haus stand. Unten in der Küche, bis zu der die nie gehörten Klänge unbestimmt und verschwommen herunterklangen, legte die Köchin, die alte Marie, ihren Kartoffelnapf weg, und die Dore, die gerade Zwiebeln schnitt begann mit tränenden Augen und schluchzender Stimme zu singen: „A Gott, ach Gott, wie ist mir arg, mein Schatz, der ist in Königsbarg."

Oben aber, in des Herrn Zimmer, legte dieser seine Geige weg; der verklärte Ausdruck blieb aber noch eine ganze Weile auf seinen Zügen liegen.

Zwei Tage später kam Nikolai von Roth.

Frisch, rot, pausbäckig und mit lachenden Augen wie immer.

„Na du," rief er dem ihn erwartenden Freunde zu, „du kannst mir gestohlen werden. Seit einem halben Jahr ist er hier und läßt nichts von sich hören, und nur dem Zufall muß man es danken, wenn man's erfährt. Ist das die Freundschaft? Dann dank ich allergehorsamst dafür. So, und damit wir wenigstens unser Trio beisammen haben, habe ich den da, meinen Bruder, gleich mitgenommen. Und das —", und er wies auf einen jungen, blassen, sehr elegant und geschniegelt aussehenden jungen Mann, mit kleinem, sorgsam gepflegten Schnurrbärtchen, „das ist mein Sekretär Herr von Iwolski, na, ihr werdet euch ja kennen lernen, denn so schnell bringst du uns nicht wieder weg."

Er sprach in der offenen, lebhaften Art, die seinem Wesen entsprach, aber mit dem eigentümlichen, getragenen, breiten Tone der Balten.

Kurt von Berg schüttelte ihm freudig die Hände, ebenso Bogdan von Roth, der ihm auch ein lieber Bekannter war, wenn er ihm auch nicht so nahe stand wie Nikolai. Den Sekretär aber begrüßte er mit jener entgegenkommenden Zurückhaltung, die jedem Fremden gegenüber angebracht ist. Die Bratsche und die Violine standen schon bereit.

„Ne, lieber Junge", sagte aber Nikolai von Roth. „Erst essen. Wir haben nämlich einen mordsmäßigen Appetit nach dieser Fahrt. Es sind doch zweihundert Werst, die wir zurückgelegt haben, und der Frühling liegt uns überdies noch in allen Gliedern. Außerdem weißt du ja, die Seele des Menschen liegt in unserem Magen. War es nicht Kuno Fischer, der uns das gelehrt hat? Nein? Na, dann war es ein anderer", und er schob seinen Arm in den seines Freundes und ließ sich von ihm in das Eßzimmer führen.

Digitized by Google

Speisesaal konnte man es füglich wohl nennen.

Die Frühstückstafel war schon gedeckt. Mit Kennermiene wurde sie von Nikolai von Roth überflogen.

„Ja," sagte er, „das tut's. Da wollen wir einmal auf russische Art frühstücken, nicht wahr, Timofei Simonowitsch?"

„Wie ist das?" fragte der Sekretär, an den diese Worte gerichtet waren. Herr von Roth lachte. „Da ist er ein Russe und ich, ein Deutscher, muß ihm das erst erklären: ein russisches Frühstück fängt früh an und ist abends noch nicht zu Ende. So wollen wir's halten. Stimmts?"

„Wenn die Vorräte reichen, warum nicht?" sagte Herr von Berg lachend.

Das Frühstück zog sich zwar nicht ganz so in die Länge wie Nikolai von Roth das vorausgesagt hatte, reichte aber doch ziemlich weit in den Tag hinein und war zweifellos das anregendste und gemütlichste, das Kurt von Berg bisher in seinem neuen Heime zu sich genommen hatte, denn es ging plötzlich in das Mittagessen über.

Man hatte über tausenderlei Dinge gesprochen, Berliner Erinnerungen ausgetauscht und über Musik und Weiber gesprochen. Hauptsächlich natürlich über Musik.

„Ja," sagte Kola, „daß dir die hier fehlt, das begreif ich. Ich finde es nur spaßhaft, daß du ausgerechnet auf mich warten mußtest, um dich ihrer wieder zu erinnern. Aber freilich, wenn einem das Pusten und Prusten des Dampfpflugs, wenn einem der Takt der klappernden, schlagenden Dreschflegel, wenn einem der Milchstrom der Kühe zur Musik geworden ist, dann ist es ja möglich, die Kunst zu vergessen. Ich aber bin nur Bauer von sechs bis acht — von sechs Uhr früh bis abends um acht mein ich natürlich, und bin es, frag nur die da, mit Stolz und mit Leidenschaft; dann aber zieh ich den Bauernkittel oder den Gutsherrnrock aus und werde wieder Salonmensch und Künstler. Ach, Künstler! weißt du noch, Kurt, wie wir davon geträumt haben, als Künstler die Welt zu durchziehn? Du, Bogdan und ich? Und wie wir eine vierte gesucht haben, die mit uns zieht? Aber wer weiß, wozu das gut ist, daß es nicht so geworden ist. Im übrigen siehst du in uns hier", und er zeigte auf sich, Bogdan und Herrn von Iwolski, „das Fleisch und Bein gewordene Trio: Ich immer noch allegro vivace, ma non troppo, Bogdan das Andante und unser lieber Herr Sekretär hier das Adagio molto moderato."

„Sind Sie denn auch musikalisch?" wandte sich Herr von Berg an Herrn von Iwolski.

„Es gibt keinen Russen," gab dieser zur Antwort, „der es nicht wäre. Aber ich spiele nicht."

„Gar nichts?"

„Nein."

„Dann sind Sie eine glänzende Ausnahme von den vielen Tausenden, die nicht musikalisch sind und doch spielen."

„Ja, das bin ich, Gott sei Dank", sagte der Russe mit dem Tone solcher Überzeugung, daß alle anderen lachten.

„Und nun sind wir vier da," sagte Bogdan von Roth, „und das Quartett ist doch nicht beisammen."

„Nein," erwiderte Kurt von Berg, „die vierte fehlt", und er warf seinen Zigarettenstummel abermals von sich.

„Teufel, dann mußt du eben für die vierte sorgen! Ihr werdet doch wohl hier in der Nachbarschaft eine haben, die zur Not mit uns klimpern kann."

„Klimpern gewiß, aber spielen?"

„Ja, da hast du recht, das findet sich schwer. Heirat doch eine. Ein unverheirateter Gutsherr ist überhaupt eine Absurdität. ‚Bauer ohne Frau,' sagt ein gutes kurländisches Sprichwort bei uns, ‚ist wie Hahn ohne Henne, wie Hof ohne Tenne, wie Stall ohne Sau!'"

Alles lachte. Am hellsten und fröhlichsten Kola; ja selbst Herr von Iwolski verzog seinen Mund zu einem Lächeln.

„Auch wir Russen haben ähnliche Sprichwörter", sagte er. „Eines der bekanntesten lautet: ‚Geh, Bauer, und such dir 'ne Frau, hol' du dir den Teufel, sonst holt er dich.'"

„Ein Sprichwort, daß nicht gerade viel Lust zum Heiraten macht", meinte Herr von Berg.

„Warum nicht", meinte Bogdan von Roth. „Wir zum Beispiel, Kola und ich, dachten gerade hier etwas für uns Passendes zu finden. Hast du nichts hier auf Lager, in das man sich

Digitized by Google

verlieben könnte? Gar nichts? Wirklich nichts?"

Einen Augenblick lang war es, als flöge eine Wolke über Kurts Gesicht. „Nein, gar nichts", sagte er dann. „Aber wollt ihr euch nicht meinen Besitz ansehen?"

Die Tage verflogen. Nikolai von Roth sah sich mit Interesse der Berschkaller Meisterbetrieb an, denn Kurt konnte das Verdienst, das Gut auf solche Höhe gebracht zu haben, selbstverständlich nicht für sich in Anspruch nehmen, so viel auch schon unter seiner Herrschaft geschehen war.

„Alles verdanken wir ihr und unserem trefflichen Gutsinspektor, nicht wahr, Grundmoser?" sagte der Gutsherr, und klopfte dem wackeren Mann auf die Schulter.

Der strahlte natürlich vor Glück, denn er hatte den neuen Gutsherrn — für ihn blieb er nämlich immer der neue — weiß Gott, schon geradezu lieb gewonnen. Er war halt auch aus gutem Holz geschnitten, das merkte man gleich.

„Sie sollten mit mir nach Rußland kommen", sagte Herr von Roth lachend. „Dort brauchen wir Menschen wie Sie. Wollen Sie?"

Da hätte man den alten Inspektor aber sehen sollen! Mit beiden Händen sträubte er sich gegen die Zumutung.

„Nichts um die Welt bringt man mich von hier fort," rief er, „und am wenigsten nach Rußland hinein."

„Fürchten Sie sich denn vor den Russen so sehr?"

„Herr," sagte da aber der alte Inspektor und straffte seine ganze Gestalt, „hassen vielleicht, aber von wegen fürchten, da kennen Sie uns Ostpreußen schlecht," und er ballte seine Faust, wie in tiefem zurückgehaltenen Grimme.

Kurt von Berg winkte seinem Freude zu, von dem Gespräch lieber abzulassen, denn er kannte den alten, eingefleischten Haß des alten Mannes und wußte, daß eine Geschichte dahintersteckte, die weit zurücklag, aber Schuld daran war, daß der alte Grundmoser, trotz seiner sechsundfünfzig Jahre, und trotzdem er so ein stattlicher Mann war, noch immer keine Frau genommen hatte.

Während die beiden, Herr von Berg und Kola von Roth das Gut inspizierten, pirschte Bogdan im Walde herum. Das heißt, die Büchse hatte er zwar übergehängt, ans Schießen aber dachte er doch nicht.

Ihn nahm der Wald mit seinem Zauber gefangen.

Es war aber auch ein Wald mit der ganzen Märchenschönheit des herrlichen, ostpreußischen Waldreviers.

Prachtvoller, dunkler, hochstämmiger Nadelwald, — Kiefern und Fichten; aber ganz mit hellem, im frischen Grün des Frühlings, förmlich hervorleuchtenden Laubunterholz durchsetzt; dann eine saftige, von einem kleinen Wasser durchflossene Wiesenschlenke und hinter dieser und rings um sie köstlichster Laubwald. Alte, große, wuchtige Eichen, die wie in kraftvoller Herrennatur, ihre festen, knorrigen Äste ausbreiteten, und prachtvolle Buchen, die es an Kraft und an Eindruck den riesigen Eichen gleich zu tun suchten.

Auf den Lichtungen stand äsendes Wild, das mißtrauisch nach dem fremden Mann äugte; der aber stand im Genuß des Anblickes da und dachte nicht an das Schießen.

Er ging weiter und weiter und als er nach dem Gutshof zurückkam, war er um ein großes Erleben reicher geworden.

Nicht um ein Erleben im Walde, sondern um eines am Gartenzaun.

Er war nämlich plötzlich mitten im Walde, mitten im Gutskomplex seines Freundes auf einen solchen gestoßen und hatte im Weitergehen in diesem ein Pförtchen gesehen und hinter diesem leuchtete ihm ein Haus entgegen; ein ganz stattliches Haus.

Doch nicht dieses interessierte ihn, sondern der Klang, der aus ihm herausdrang.

Der Klang eines Klaviers.

Chopin.

Wie aber dieser Chopin gespielt wurde, das war das Erleben, denn Chopin, dieser Dichter der Töne, dem, wie Heine sagt, Polen seinen ritterlichen Sinn und seinen Schmerz, dem Frankreich seine wundervolle Leichtigkeit, Anmut und Lebendigkeit, dem Deutschland seinen romantischen Tiefsinn, die Natur aber sein Genie und seine Größe gegeben hat, Chopin kann nur erlebt, kann nur gefühlt, darf nicht bloß verstanden werden.

Digitized by Google

Und so stand er denn da und ließ die Fluten der Töne, die aus dem offenen Fenster zu ihm herüber drangen, über sich schlagen, und ihm war, als seufze ein Leid, als zucke ein Herz, als schluchze ein Geist und als blute eine Wunde zu ihm herüber.

Er stand ganz unter dem Bann dieses Eindrucks; selbst dann noch, als das Spiel aus war, und er sogar den Flügeldeckel klappen zu hören glaubte, dann aber kam des Erlebens zweiter Teil, denn die Tür des Hauses öffnete sich und eine junge Mädchengestalt trat heraus.

Sie kam ahnungslos den Weg herabgeschritten und schrak zusammen, als sie den jungen, ihr fremden Mann sah. Trotzdem setzte sie ihren Weg fort und nickte lächelnd, als er sie grüßte. . .

„Haben Sie so wundervoll gespielt?" fragte er.

„Nein," sagte sie, meine Schwester. „Spielt sie nicht schön?"

„So schön, wie ich nie geglaubt hätte, daß ein Weib Chopin spielen kann. So wunderbar schön, wie es zu dieser prachtvollen Waldeinsamkeit paßt, obwohl man hier so viel Kunst wahrhaftig nicht suchen würde. Das Seltsame ist aber, daß wir Sie suchen. . . Freiherr von Roth", stellte er sich vor.

Das junge Mädchen, das selbst wie ein Chopinscher Frühlingstraum aussah, nickte, ohne jedoch den eigenen Namen zu nennen.

„Wir suchen nämlich ein Quartett zusammen zu bringen und bringen es nicht fertig, denn „Quartett mit dem Strohmann," wie der alte Grundmoser — kennen Sie den? — sagt, läßt sich wirklich nicht spielen."

Sie lachte und er lachte mit. Nichts aber hilft der Befreundung so sehr auf die Beine, wie das gemeinsame Lachen.

„Von ihren vier," kenne ich jetzt nur Sie, nur den einen. Wer sind aber die andern?" fragte sie.

„Mein Bruder, Nikolei von Roth und Herr von Berg."

„Oh", sagte sie und ihr Ton und ihre Haltung nahmen plötzlich etwas Eisiges an.

Er ging jedoch mit seiner weltmännischen Gewandtheit über diesen Ausruf hinweg, pries die Schönheit des Waldes, die herrliche Abgeschlossenheit des Hauses und ging.

„Na, du," sagte er zu Hause, wo die beiden andern schon gemeinsam mit Herrn von Iwolski bei Tisch saßen und ihn erwarteten, „du bist mir der Wahre, wir reden uns den Mund lahm, ob wir keine Klavierpartnerin hätten, und der gute Herr da, verschweigt uns, daß wir in allernächster Nähe, ein wahres Wunder haben und nur nach ihm die Hände auszustrecken brauchen, um es zu haben."

„Wir?" fragte Kurt von Berg, und sah Bogdan von Roth mit einem solchen Staunen an, daß dieser sofort sah, daß der Gutsherr keine Ahnung davon hatte, welch einen kostbaren Schatz seine nächste Nachbarschaft berge.

„Na, das ist doch zu toll", sagte er, „daß du nicht wissen solltest, daß du die beste Chopinspielerin, die ich in meinem Leben gehört habe, zur Nachbarin hast."

„Wo?" fragte der Gutsherr.

„Da unten, mitten in deinem Gutsrevier hab ich ein geradezu idyllisches Haus entdeckt, rings, wie Aschenbrödels Märchenschloß, gegen jeden Eindringling umfriedet. Da haust die herrliche Künstlerin, die zweifellos nur ihrer Erlösung, das heißt, ihrer Entdeckung harrt."

„So?" sagte Herr von Berg. „Ich wußte gar nicht, daß Fräulein von Mertinat spielt."

„Göttlich, herrlich, sage ich dir, und die müssen wir haben!"

„Das wird allerdings ganz unmöglich sein", meinte der Gutsherr.

„Weshalb? steht Ihr nicht gut miteinander?"

„Wir stehen gar nicht", sagte er und brach das Gespräch ab.

Natürlich suchte auch keiner zu fragen, nur um Herrn von Iwolskis Lippen spielte ein spöttisches Lächeln und er warf einen merkwürdigen Blick zu dem Hausherrn hinüber.

Einen Blick, der etwas Stechendes hatte und mit dem ganzen sonstigen, geschmeidig liebenswürdigen Wesen des jungen Russen, in Widerspruch stand.

Am Abend waren die Freunde diesmal nicht zusammen, denn die Roths waren mit Herrn von Iwolski nach Didszullen gefahren, wo sie einen alten Bekannten aufsuchen wollten, und so blieb denn für diesmal der Kammermusikabend aus, den sie sich sonst immer arrangiert hatten und zu dem sie tatsächlich,

Digitized by Google

zur Ehre der Meister, immer im Gehrock kamen. Es machte sich so viel feierlicher.

Heute aber hatte der Hausherr wieder einmal seine Jagdjoppe an und konnte sich ganz seinen Stimmungen hingeben, die wieder, durch die Erzählung Bogdans, neu aufgerüttelt, über die Wiesen und Felder, über die Halden und Fluren hinweg und durch den rauschenden Wald, hinüber nach dem Mertinatschen Hause zogen, wo sie lebte, atmete und — spielte.

Er hätte sie für sein Leben gern spielen gehört. Er hätte aus ihrem Spiele ihre Seele erkennen mögen, die unmöglich so kalt und so stolz und so abweisend sein konnte, wie sie sich ihm gegenüber gab.

Er hätte sie für sein Leben gerne spielen gehört, und — warum sollte er nicht?

Konnte er nicht auch durch seine Forst gehen? konnte er nicht auch bis zu dem umfriedeten, einstigen Gutshof gehen? wer hinderte ihn denn? und wenn er Glück hatte, so hörte er sie; hörte sie irgend etwas spielen, was ihm eine Offenbarung ihrer Wesensart wurde.

Schnell entschlossen zog er seine Jagdstiefel an, nahm sein Gewehr von der Wand und hing es sich über; setzte sich seine Jagdmütze tief in die Stirn und ging.

Es war ein prachtvoller Abend.

Der fast volle Mond warf seine hellen Strahlen über die Landschaft und tauchte sie in jenen Schimmer von Unwahrscheinlichkeit, der etwas Märchenhaftes hatte.

Über dem Wiesental unten und über den weit sich dehnenden Feldern, stand der, einem ruhigen, milchweißen Meere gleichende Nebel mannshoch und bot einen traumhaften Anblick.

Es war, als ob man ins Ungewisse hinein, als ob man in die Unendlichkeit sehe.

Alles war verwischt, alles nur ein Meer. Alles gleichmäßig vom Nebel verdeckt, im Nebel versunken. Hier aber, wo er ging, war alles hell und klar und leuchtend und selbst durch die Schatten des Waldes, in den er jetzt eben getreten war, legte sich ein silbernes Netz, wie durch die ganze Forst durchgesponnen, über dem tiefdunklen Boden.

Die ganze Mystik des Waldes schien zu ihm zu sprechen.

Die ungeheuere Ruhe um ihn, die durch jedes Geräusch, jedes Knacken eines Astes, jedes Rascheln eines Zweiges, jeden Schrei des Uhus, nur noch erhöht wurde, weckte förmlich und erhöhte die eigene Unrast, die, das wußte er wohl, nur noch einem einzigen Zauber zu weichen vermochte, dem er selbst unterlegen war.

So kam er bis an die „Mertinatsche Reservation", wie der alte Schwerenöter, der Braczko, in Erinnerung seiner, in weiter Ferne liegenden Jugend und der in dieser mit Eifer verschlungenen Indianergeschichten, den Sitz der zwei Mädchen jetzt nannte.

Er stand da und sah zu dem Hause hinüber, in dem nur ein Zimmer erleuchtet schien. Ab und zu huschte ein Schatten an dem Lichte vorüber, und er sagte sich: das ist sie!

Aber gespielt wurde nicht. Und da er sich seines Lauschens fast schämte, wollte er gehen.

Gerade in diesem Augenblick aber wurde drüben ein Akkord angeschlagen und nun erklang eine Melodie und eine Stimme sang.

Eine schöne, reine, helle Stimme, der das Gefühl und das feste Empfinden das reichlich ersetzte, was an Schulung noch fehlte.

Es war ein ziemlich banales Lied, das auch er kannte und dessen Worten er darum zu folgen vermochte, denn der Schall selbst trug nicht so weit, um auch den Text verstehen zu können.

„Horch! die alten Eichen rauschen,
Immer noch dasselbe Lied,
Sonst ist alles anders worden,
Seit ich aus der Heimat schied.
Mit Geleit zog ich von hinnen,
Fremd und einsam zieh ich her,
Herz, wie bist du voll von Sehnen,
Heimat, ach, wie bist du leer!"

Wer mochte das sein, der da sang?

Sie nicht.

Sie ganz gewiß nicht, denn ihre Stimme hatte einen anderen, tieferen Glockenklang, das wußte er.

Die andere Schwester also.

Auch ein kleines, liebenswürdiges Talent, aber nicht das, was er erhofft und zu hören erwartet hatte.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

2. Fortsetzung.

Der Walzerkönig / Roman von Freiherr von Schlicht

Als Kasimir gelesen hatte, machte er ein so erschrockenes und verdutztes Gesicht, daß die anderen ihn nicht gleich zu fragen wagten, was er denn nur habe. Und er schien auch nicht gesonnen zu sein, den Inhalt des Telegramms gleich der Allgemeinheit bekanntzugeben, denn vorläufig überflog er die Nachricht, die er da soeben erhalten hatte, immer aufs neue, bis er sie seinem Freunde Horst, der neben ihm saß, mit den halblauten Worten reichte: „Da lies, das ist eine schöne Geschichte."

Derselben Ansicht war auch Horst, als er nun seinerseits las: „Dein langer, ausführlicher Brief, in dem Du mich in Deinem Interesse beschwörst, von meinem angekündigten Besuch für den Winter abzusehen, hat mich mit Rücksicht auf Thekla in meinem Entschlusse nur bestärkt, zumal ich mich in der letzten Zeit nicht ganz wohl fühlte und der Arzt mir dringend Luftveränderung und etwas Zerstreuung anriet. Treffe daher schon übermorgen mit Thekla dort ein und bitte Dich, im ersten Hotel in sich abgeschlossene kleine Wohnung von etwa vier Zimmern reservieren zu lassen. Stunde der Ankunft teile ich Dir noch telegraphisch mit. In Liebe Deine Mutter."

Das war wirklich eine schöne Geschichte, wenigstens für Kasimir. Dessen Mutter schien das, was sie sich vorgenommen, auch sobald wie möglich durchführen zu wollen. Aber auch für ihn, Horst selbst, war es nicht allzu angenehm, daß mit der Mutter nun auch schon Fräulein Thekla kam, denn wenn er natürlich auch nicht daran dachte, die dem Freunde zuliebe zu heiraten, so sah er es doch voraus, daß der ihm jetzt fortwährend mit der Geschichte in den Ohren liegen würde, und das verstimmte ihn schon jetzt. So kam es ihm wirklich von ganzem Herzen, als er nun, die Depesche zurückgebend, ebenfalls ganz leise sagte: „Was machen wir da nur?"

Wenn Horst, den er um Rat gefragt hatte, das nicht wußte, Kasimir wußte es erst recht nicht. Der blickte mit einem wahrhaft verzweifelten Gesicht vor sich hin, bis einer der Kameraden ihm zurief: „Kasimir, nimm es mir nicht übel, nichts liegt mir ferner, als indiskret sein zu wollen, aber trotzdem, irgend etwas scheint dich zu bedrücken. Wir sehen es dir ja an, daß du eine schlechte Nachricht erhalten hast. Wenn wir dir auch nicht zu helfen vermögen, so können wir dich doch vielleicht trösten, also schütte dein Herz aus, was gibt es denn Trauriges?"

Donnerwetter, die Frage war peinlich und doch mußte sie beantwortet werden. Warum auch nicht? Einmal erfuhren es die Kameraden ja doch, daß seine Mutter und seine Schwester kamen. Er hatte es ihnen schon vor einigen Tagen mitteilen wollen, aber er unterließ es da, weil er im stillen hoffte, daß seine Mutter nach Empfang seines langen Briefes ihre Absicht und ihre Pläne ändern würde. Das war nicht geschehen. Die Mutter kam. Das konnte er den anderen nicht verheimlichen, wollte es auch gar nicht, nur brauchten die selbstverständlich den wahren Zweck der mütterlichen Reise nicht zu wissen, auch nicht, daß der bevorstehende Besuch ihm wie ein heilloser Schrecken in die Glieder gefahren war. Im Gegenteil, mit Rücksicht auf die Seinen und um nicht als schlechter Sohn und Bruder dazustehen, mußte er tun, als freue er sich unbändig, und so meinte er jetzt, sich so erstaunt wie nur möglich anstellend: „Ich danke euch, lieben Leute, für eure freundliche Anteilnahme, aber Trauerkränze sind absolut nicht angebracht, im Gegenteil höchstens Freudengirlanden. Und deshalb ist es mir auch völlig unverständlich, inwiefern ich ein trauriges und entsetztes Gesicht gemacht haben sollte. Das müßt ihr euch einbilden, das lag vielleicht an der schlechten Beleuchtung", und sich an seinen Freund Horst wendend und diesem unter dem Tisch einen heimlichen Fußtritt versetzend, fragte er: „Sag mal, Horst, ist dir etwas davon aufgefallen, daß ich ein verstörtes Gesicht gemacht haben soll?"

Der hätte dem Freunde auch ohne den Fußtritt geholfen, nun aber, da er den weg hatte, fürchtete er dessen schmerzhafte Wiederholung, und so meinte er denn hell auflachend: „Du und verstört? Quietschvergnügt und puppenlustig hast du ausgesehen, und das ist ja auch weiter kein Wunder, denn wenn man eine so frohe Nachricht erhält —"

Da bekam er aber doch wieder einen Fuß-

Digitized by Google

tritt, der da auf deutsch hieß: den Nachsatz hättest du dir sparen können, denn daß du dich im stillen und laut über mich lustig machst, das verbitte ich mir.

Dann teilte Kasimir den Kameraden mit, um was es sich handelte, bis er schlauerweise hinzusetzte: „Wenn ich im ersten Augenblick vielleicht doch nicht allzu glücklich aussah, liegt es daran, daß meine Mutter sich nicht wohl fühlt. Der Arzt hat ihr Luftveränderung angeraten, ob aber gerade das hiesige rauhe Klima für sie das richtige ist, möchte ich bezweifeln, und im stillen mache ich mir schon heute Sorgen, ob meine Mutter sich hier auch wirklich erholen wird."

Kasimir schwindelte drauflos, daß er sich ganz schlecht vorkam, aber er erreichte damit seinen Zweck, es gelang ihm, die Kameraden zu täuschen, die nun voller Teilnahme zu wissen begehrten, was seiner Mutter denn gefehlt habe. Aber allzu groß war dieses Interesse naturgemäß nicht, es war mehr die Höflichkeit, die sie fragen ließ, als die Anteilnahme. Wenn Mutter und Tochter gleichzeitig auf der Bildfläche erscheinen, ziehen die Leutnants die Tochter der Mutter vor, noch dazu, wenn es sich um eine Tochter wie Kasimirs Schwester handelte. Es gab keinen Kameraden, der bei seinen freundschaftlichen Besuchen nicht das Bild seiner Schwester auf Kasimirs Schreibtisch bereits gesehen hätte. Von Ansehen kannten sie die schon lange, und wenn die Kameraden unter sich waren, hatten sie sich manches Mal über Thekla unterhalten. Gewiß, darüber, ob sie eine blendende Schönheit sei, gingen die Ansichten auseinander, aber die Hauptsache war ja, daß sie Kasimirs Schwester war. Selbstverständlich hatte keiner ernstlich daran geglaubt, daß sich ihm jemals Gelegenheit bieten würde, Kasimirs Schwester näher kennen zu lernen. Nun aber kam die hierher, nicht auf flüchtige Tage, sondern auf Wochen, wenn nicht gar auf Monate, und diese Botschaft löste, wie Kasimir es im ersten Gespräch mit Horst richtig prophezeite, ein donnerndes Hurra aus.

Und am lautesten, wie Kasimir ebenfalls richtig voraussah, donnerte Kammler, aber der donnerte nicht mit hurra, sondern wirklich mit einem Donnerwetter und blies die Kameraden an, daß sie immer mehr und mehr verstummten: „Schämen sollt ihr euch," rief er ihnen zu, „jawohl, schämen, daß ihr rote Streifen im Gesicht bekommt, rote Streifen, wie sie die Generalstäbler an den Hosen tragen. Es ist noch keine halbe Stunde her, da wart ihr alle mehr oder weniger in die beiden neuen sogenannten Hauptmannstöchter verliebt, da wolltet ihr um deren Gunst werben, und nun, kaum wird ein neuer Name genannt, da werdet ihr euren alten Göttinnen abtrünnig und tanzt wie in der Bibel um das neuerrichtete goldene Kalb herum."

„Meinst du mit dem Kalb meine Schwester?" fiel Kasimir ihm halb lachend, halb verstimmt in das Wort, um gleich darauf hinzuzusetzen: „So ihr etwa die Absicht haben solltet, meiner Schwester später den Hof zu machen, möchte ich euch schon heute bitten, euch keinen übertriebenen Hoffnungen hinzugeben. Meine Schwester ist natürlich sehr nett, auch bis zu einem gewissen Grade eine leidlich gute Partie, aber mehr auch nicht."

Die Worte hätte Kasimir sich ruhig schenken können, man glaubte ihm doch nicht, denn alle kannten ja das Bild seiner Schwester und Kasimirs Verhältnisse.

Aber sie fanden nicht allzuviel Zeit, darüber nachzudenken, denn Kammler schalt weiter drauflos, bis er endlich mit den Worten schloß: „Mein ist die Braut, und mir gehört sie zu. Und wenn ihr immer noch nicht an meine Wahrsagerin glaubt, kann ich euch nicht helfen. Es ist alles so gekommen, wie es in den Karten stand. Das ist nicht nur Schicksals-, das ist höhere Fügung! Und das sage ich euch gleich, Herrschaften, wenn ihr auch nur den Versuch macht, mir bei Kasimirs Schwester in die Quere zu kommen, kündige ich euch allen die Freundschaft und sogar brieflich, eingeschrieben. Stört mir meine Kreise nicht, ich habe euch die beiden Fräulein von Lahnstedts überlassen, nun gönnt mir Kasimirs Schwester", und sich an diesen wendend, setzte er hinzu: „Ich fühl' das Glück in meinen Adern brennen — ich wollt', ich dürfte dich schon heute Schwager nennen."

Kasimir war mehr als einmal daran gewesen, den anderen unwillig zu unterbrechen, nun aber lachte er doch über das Pathos, mit dem Kammler sprach, unwillkürlich hell auf, bis er halb ernsthaft, halb neckend meinte: „Das glaube ich gerade dir sehr gern, Kammler, es

Digitized by Google

ist nur die Frage, ob dein Herzenswunsch auch der meine ist."

Trotz des scherzhaften Untertons, in dem diese Worte gesprochen wurden, mußte Kammler aus ihnen so etwas wie eine deutliche Ablehnung herausgehört haben, denn er machte zuerst ein ganz verdutztes und entsetztes Gesicht, um sich aber sehr schnell wieder zu fassen und um auszurufen: „Aha, Kasimir, da wärest du also das mir von der Kartenlegerin prophezeite Hindernis, das sich meiner Verbindung mit der Dritten, also mit deiner Schwester, in den Weg stellt. Na, das soll mir weiter keine Sorgen bereiten, Hindernisse werden beseitigt und dich, geliebter Kasimir, bringe ich sogar, wenn es sein muß, um die Ecke und lasse dich dort so lange stehen, bis alles zur Zufriedenheit aller Beteiligten erledigt ist."

„Du hast ja recht freundliche Absichten", warf Kasimir ein, der sich immer noch nicht klar war, ob er sich über Kammler ärgern, oder ob er über ihn lachen solle.

„Ich habe in diesem Falle sogar die allerfreundlichsten Absichten," stimmte Kammler ihm bei, „und wenn du vorhin hoffentlich nur im Scherz sagtest, mein Wunsch, möglichst schon heute dein Schwager zu sein, entspräche nicht dem deinen — ich bitte dich, was hast du an mir auszusetzen? Aus meinem nicht vorhandenen Reichtum kann man mir doch unmöglich einen Vorwurf machen, und dies noch weniger, weil ich dadurch gezwungen worden bin, einen höchst soliden Lebenswandel zu führen, und wenn meine spätere Frau sich eines Abends mit mir in der guten Stube auf das rote Ripssofa setzt, um bei dem Scheine der elektrischen Petroleumlampe in dem Buche meiner Erinnerungen zu lesen, dann gibt es da gottlob nicht viel zu lesen. Alles in allem nur drei kleine Flirts. So wenig hat kein anderer von euch auf dem Gewissen. Sollte ich mich in der Hinsicht aber irren, dann melde sich der Betreffende mit einem lauten, vernehmlichen ‚hier'."

„Hier", erklang in demselben Augenblick eine frische, helle Knabenstimme. Alle blickten erstaunt auf. Richtig, der kleine Junker war ja auch noch da, den hatte man ganz vergessen, schon weil er nicht mitsprechen durfte, wenn er nicht gefragt war. Auch Kammlers indirekte Frage war eigentlich nicht an ihn gerichtet gewesen, trotzdem rief man ihm jetzt lachend und belustigt zu: „Ist die Möglichkeit, Junker, haben Sie denn überhaupt schon mal geküßt?"

„Und ob, Herr Leutnant, sogar teilweise mit Erfolg", lautete die siegesbewußte Antwort.

Alle lachten fröhlich auf, aber sehr stolz klang es zurück: „Aber ich hoffe, nächstens sogar den vierten Sieg an meine Lippen heften zu können. Vorläufig sträubt sich das Mädel noch."

„Nanu, warum will sie denn nicht?" erkundigte man sich weiter.

„Das Mädel ist anormal, unmilitärisch veranlagt," erklärte der kleine Junker, „ihr Herz schlägt nur fürs Zivil, und augenblicklich flirtet sie mit einem jungen Herrn, der auch krankhaft veranlagt ist, linksseitiger vollständiger Plattfuß, dauernd militärdienstuntauglich, für den Fall eines etwaigen Krieges höchstens hinter der Front als Erdarbeiter zu gebrauchen. So'n Mensch müßte doch eigentlich wie zur Zeit der alten Spartaner gleich bei seiner Geburt umgebracht werden. Na, selbstverständlich nehme ich die Konkurrenz nicht allzu ernsthaft. Eines Abends werde ich schon Sieger bleiben."

„Na, vielleicht glückt es Ihnen schon heute abend," rief man ihm zu, „jedenfalls wollen wir Sie nicht länger aufhalten, wenn Sie etwas anderes vorhaben."

Das war nun zwar keineswegs der Fall, aber der Junker merkte, daß man ihn los sein wollte, und er war darüber keineswegs traurig. Nur ein Junker weiß, wie langweilig es ist, als Junker im Kreise der Offiziere sitzen zu müssen, obgleich kein Mensch von seiner Gegenwart Notiz nimmt. So erhob er sich denn schnell von seinem Platz, um sich durch das Einnehmen einer strammen Haltung, an Stelle einer Verbeugung, von den Herren zu verabschieden, und wenig später brachen auch Kasimir und sein Freund Horst auf. Kasimir sah es voraus, daß Kammler das Thema „Kasimirs Schwester" vorläufig nicht ruhen lassen würde, da wollte er es wenigstens nicht mit anhören, was der sich noch zusammenredete, das war ihm seiner Schwester wegen peinlich, und sonderbarerweise berührte es auch Horst unangenehm, daß Kammler so offen und

Digitized by Google

energisch erklärte, es dürfe kein anderer wie er als Bewerber um Thekla auftreten.

Die beiden Freunde machten noch einen Bummel zur Stadt, zuerst ziel- und planlos, bis sie zusammen den Weg zum Hotel einschlugen. Kasimir wollte die Gelegenheit gleich heute abend benutzen, um dort Zimmer für seine Mutter zu bestellen, denn daß die nun übermorgen wirklich kam, konnte für ihn keinem Zweifel unterliegen. Hatte sein langer, ausführlicher Brief nichts genutzt, dann würde eine Depesche, die er höchstens noch absenden konnte, auch nichts ändern.

Zu ändern war jetzt nichts mehr, trotzdem oder gerade deshalb erörterten die beiden Freunde fortwährend die Frage: Was macht man da nur? Das taten sie auch noch, nachdem Kasimir in dem Fürstenhof, einem vornehmen und guten Hotel der Stadt, ein sehr hübsches und bequemes Unterkommen für die Seinen ausgesucht und für diese hatte reservieren lassen. Den ganzen Abend wurde die Frage: Was macht man da nur? noch bei einem Glase Wein besprochen, bis Kasimir sich endlich mit der Hoffnung schlafen legte, seine Mutter würde sich trotz allem die Sache doch noch anders überlegen.

* * *

Ebenso wie Kasimir hatte auch Horst im stillen noch gehofft, daß Frau von Mellendorf ihre Reise, wenn auch nicht ganz aufgeben, so wenigstens noch etwas verschieben würde. Aber auch seine Hoffnung erwies sich als trügerisch, denn als er zwei Tage später von dem Frühstück aus dem Kasino nach Hause kam, klingelte das Telephon, und gleich darauf meldete sich sein Freund Kasimir: „Bist du endlich da, Horst? Ich habe dich schon sechsmal angeklingelt. Also nun höre mal zu, mein Schicksal ist besiegelt. Ich habe vorhin eine Depesche erhalten, meine Mutter nebst Schwester, Jose und Kanarienvogel kommen um drei Uhr vierzig auf dem Hauptbahnhof an, sie bittet mich, nicht an der Bahn zu sein, dagegen erwartet sie mich im Hotel um fünf Uhr zum Tee. Da kann ich mich aber noch nicht freimachen. Ich habe bis sechs Uhr Dienst. Mein Hauptmann ist auf Jagd, und aus eigener Machtvollkommenheit kann ich mich nicht von der Instruktionsstunde befreien. Du mußt also schon für mich in die Bresche springen."

„Ich?" fragte Horst erstaunt, der natürlich sofort erriet, um was es sich handelte, den aber gerade deshalb ein etwas unbehagliches Gefühl beschlich.

„Ja, du, wer denn sonst? Meinst du etwa Kammler?" gab Kasimir zurück. „Ich habe schon telephonisch in der Blumenhandlung neben dem Hotel zwei schöne Sträuße bestellt. Die holst du dir ab und machst mit denen um fünf Uhr meinen Damen statt meiner deine Aufwartung und versäumst es nicht, in meinem Namen meine Mutter herzlich willkommen zu heißen."

„Ich verstehe immer ‚herzlich'," rief Horst in den Apparat hinein, „es muß an dem Telephon irgend etwas in Unordnung sein."

„Nein, nein, es stimmt schon," erklang da Kasimirs Stimme, „ich betone nochmals das Wort ‚herzlich', denn ich bin inzwischen zu der Erkenntnis gekommen, daß ich nicht gerade sehr schlau war. Ich will dir auch sagen, weshalb. Wenn ich meiner Mutter gleich von Anfang an zugestimmt und der geschrieben hätte: liebste Mutter, deine Idee, mich zu verheiraten, ist glänzend und ich danke dir herzlichst, daß du dir die Mühe geben willst, für mich eine Frau auszusuchen, — weißt du, was meine Mutter getan hätte? Die würde mir vierundzwanzig Stunden nach Empfang meines Briefes telegraphiert haben, sie sei leider im letzten Augenblick an der Reise verhindert worden, denn dann hätte ihr die ganze Geschichte keinen Spaß mehr gemacht. Deshalb habe ich beschlossen, daß ich noch nachträglich die Freude heucheln muß und heucheln werde, die ich natürlich auch jetzt noch nicht empfinde. Bevor ich es ihr also heute sagen kann, mußt du ihr erklären, wie außerordentlich glücklich ich darüber wäre, sie hier zu wissen. Das ist das einzige Mittel, um meine Mutter dahin zu bringen, daß sie schleunigst wieder abreist."

Horst lachte fröhlich auf: „Ich will dir von Herzen wünschen, daß deine Hoffnung in Erfüllung geht", bis er dann fragte: „Es ist also wirklich dein Ernst, daß ich statt deiner zuerst deine Damen begrüßen soll?"

„Ja, und du tätest mir damit einen großen Dienst. Da du vorläufig noch dein eigener

Digitized by Google

Hauptmann bist, kannst du dich ja jederzeit von deinem dir selbst angesetzten Dienst befreien, und ich nehme es zu deiner Ehre an, daß du dir gar nicht erst irgendwelchen Dienst ansetztest."

„Selbstverständlich nicht."

„Na also, dann tue bitte, wie ich dir sagte. Du mußt natürlich so lange bei meinen Damen bleiben, bis ich komme, vielleicht, daß wir gemeinsam etwas für den Abend unternehmen. Na, das wird sich ja noch historisch entwickeln", und wohl, um es zu verhindern, daß Horst noch irgendwelche Bedenken äußere, klingelte Kasimir plötzlich ab.

So blieb Horst denn nichts weiter übrig, als den Wunsch des Freundes zu erfüllen. Als es soweit war, machte er sich auf den Weg, um die Damen im Hotel zu begrüßen. Seiner Instruktion gemäß holte er zunächst aus dem Blumenladen die beiden dort bestellten Sträuße ab, und das mußte er dem Freunde lassen, der hatte sich kolossal in Unkosten gestürzt, denn so große und so schöne Buketts pflegt man für gewöhnlich nur zu verschenken, wenn man sehr verliebt oder sehr glücklich ist. Nur gut, daß das Hotel gleich nebenan lag, sonst hätte er mit diesen Riesensträußen in der Hand auf der Straße sicher Aufsehen erregt. So schlüpfte er schnell in das Hotel und ließ sich bei den Damen melden, nachdem er noch rasch auf seine Visitenkarte die Worte geschrieben hatte: „Als Stellvertreter seines intimsten Freundes Karl von Mellendorf, der augenblicklich noch dienstlich verhindert ist."

Er gab die Karte dem Pagen, der die Treppen hinaufflog, um schon nach kurzem mit der Meldung zurückzukommen, die Damen ließen sehr bitten.

Der Fahrstuhl beförderte ihn schnell in das zweite Stockwerk, in der sich die von Kasimir ausgesuchten Zimmer befanden, und wenig später stand er Kasimirs Mutter und Schwester gegenüber, den Säbel, damit er über den nicht stolpere, über den linken Arm gehängt, in der Linken die beiden Sträuße, in der Rechten den Helm. Und während er seine Begrüßungsrede vom Stapel ließ, dachte er fortwährend: „Donnerwetter, alle Hochachtung, Kasimir hat neulich wirklich nicht zuviel erzählt, seine Mutter ist eine außerordentlich ansprechende und vornehme Erscheinung, der man es tatsächlich nicht ansieht, daß sie einen bald dreißigjährigen Sohn hat." Immer wieder bewunderte er im stillen ihre große, schlanke Figur, das vornehme, feingeschnittene Gesicht und die dichten, fast tiefschwarzen Haare. Die Mutter gefiel ihm ausnehmend gut, auch als sie jetzt mit ihrer angenehmen, sympathischen Stimme für seinen Besuch dankte und ihn einlud, eine Tasse Tee mitzutrinken, der gleich darauf gebracht wurde und den Thekla, nachdem der Kellner wieder fortgeschickt war, selbst einschenkte.

Aber im Gegensatz zu ihrer Mutter gefiel Thekla ihm um so weniger, je länger er sie betrachtete. Das Mädel war ihm zu blond, und er fragte sich immer wieder, wie eine Mutter mit so schwarzen Haaren eine so semmelblonde Tochter haben konnte. Auch ihre Augen gefielen ihm absolut nicht. Das waren fast wasserblaue Vergißmeinnicht-Augen, die vielleicht noch hellblauer erschienen, als sie es waren, weil sie von ganz hellen Wimpern beschattet wurden. Er war mehr als enttäuscht und doch stimmte ihn das heiter. Gott sei Dank, die Gewißheit hatte er wenigstens, Kasimir konnte ihm in Zukunft gut zureden, soviel er wolle, daß er sich jemals in diese Schwester verlieben würde, war ausgeschlossen, obgleich sie eine hübsche Figur, hübsche Hände und Füße hatte und in der Unterhaltung lustig und lebhaft war.

Das Gespräch drehte sich zuerst natürlich um gleichgültige Dinge, um den Verlauf der Reise, um das Hotel, in dem man anscheinend sehr gut aufgehoben sei, um das Wetter, das hoffentlich noch längere Zeit gut bleiben würde, bis Frau von Mellendorf plötzlich meinte: „Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, Herr von Iring, daß Sie uns längst kein Fremder mehr sind. Mein Sohn hat uns, wenn er auf Urlaub war und auch in seinen Briefen viel von Ihnen erzählt. Sie sind ja der Intimus meines Jungen, der vor Ihnen keine Geheimnisse hat, da hat er Ihnen natürlich sofort erzählt, weshalb ich hier bin, und da möchte ich Sie schon heute bitten, unterstützen Sie mich in meinem Vorhaben, reden auch Sie meinem Sohne gut zu, endlich ernsthaft an das Heiraten zu denken."

Digitized by Google

Arme gnädige Frau, wenn du wüßtest, daß dein dich liebender Sohn dich verheiraten will, damit er selbst ledig bleiben kann, dachte Horst im stillen, laut aber sagte er: „Was in meinen Kräften steht, gnädige Frau, werde ich selbstverständlich mit dem größten Vergnügen tun, aber ich glaube, Sie brauchen meine Hilfe nicht mehr."

Mutter und Tochter tauschten einen raschen, verwunderten Blick, bis die Mutter jetzt fragte: „So war meine Reise also überflüssig? Mein Sohn hat sich bereits verlobt, oder er ist wenigstens im Begriff, das zu tun?"

„Das erstere nein, das letztere wenigstens teilweise", gab Horst zur Antwort. „Ihr Sohn hat es in den letzten vierundzwanzig Stunden eingesehen, daß Sie, gnädige Frau, es außerordentlich gut mit ihm meinen. Auch er hält es im allseitigen Interesse für das beste, daß er bald heiratet. Er wird sich ganz Ihren Wünschen fügen, er freut sich über Ihren Besuch außerordentlich, gnädige Frau, und er hofft auch, daß Sie nicht eher wieder abreisen werden, bevor der Zweck Ihres Kommens nicht erfüllt ich, und bevor Sie ihm nicht auch wirklich eine Braut aussuchten."

Jedes Wort, das der da sagte, war eine faustdicke Lüge, die ihm nicht ganz leicht wurde, aber die Hauptsache blieb, daß sie Erfolg hatte. Der aber blieb aus, oder er äußerte sich wenigstens in ganz unerwarteter Weise, denn Mutter und Tochter warfen sich abermals einen raschen Blick zu, diesmal aber einen des Schreckens und des Entsetzens, bis Frau von Mellendorf ausrief: „Wie soll ich das verstehen, Herr von Iring? Bitte, sagen Sie mir die Wahrheit. Sie hätten nur den Brief lesen sollen, in dem mein Sohn mich noch vor ein paar Tagen beschwor, ihn durch eine Heirat nicht unglücklich zu machen, und nun dieser plötzliche Umschwung in seiner Gesinnung? Was ist da vorgefallen?"

Nicht nur aus den Zügen der Mutter, sondern auch aus Theklas Mienen sprach eine so beredte Angst und Enttäuschung, daß Horst einen Augenblick drauf und dran war, die Wahrheit einzugestehen. Aber das durfte er nicht, er durfte es wenigstens nicht ohne Kasimirs Wissen, und so meinte er denn, halb von der Wahrheit abweichend, halb bei dieser bleibend: „Ich glaube, mich dafür verbürgen zu können, gnädige Frau, daß Sie sich völlig unnütz irgendwelche Sorgen machen. Was den guten Kasimir, wie wir ihn nun einmal im Regiment nennen, plötzlich veranlaßt, über das Heiraten anders zu denken, als bisher, das entzieht sich meiner Kenntnis, schon weil sich mir noch keine Gelegenheit bot, mit ihm darüber zu sprechen. Teils vermied ich das auch absichtlich, um ihn durch meine erstaunten Fragen in seinem Entschlusse nicht wieder irre werden zu lassen", log er plötzlich frisch darauflos, um ebenso impulsiv hinzuzusetzen: „Wenn ich mir erlauben dürfte, Ihnen, gnädige Frau, einen guten Rat zu geben und auch Ihnen, gnädiges Fräulein, dann fragen auch Sie Kasimir gar nicht erst, was ihn nun mit einemmal dazu verlockt, in den heiligen Stand der Ehe zu treten, sondern freuen Sie sich lediglich der Tatsache, daß dem so ist."

„Für diese Worte bin ich Ihnen sehr dankbar, Herr von Iring," meinte Kasimirs Mutter, „wir werden die befolgen, um auch unsererseits durch unsere etwa erstaunten Fragen meinen lieben Jungen nicht wieder schwankend zu machen." Bis sie nochmals auf das, was sie vorhin beunruhigte, zurückkommend fragte: „Und Sie glauben doch nicht, daß mein Sohn vielleicht doch irgendeine Dummheit beging, die ihn dem Heiraten geneigt macht?"

„Ich lege meine Hände dafür ins Feuer, daß dem nicht so ist", beeilte Horst sich abermals, die Damen zu beruhigen, und erst jetzt gelang es ihm, deren Bedenken zu zerstreuen, so daß man das Heiratsthema nun definitiv verließ, um über andere Dinge zu plaudern. Und da war es Thekla, die nun in lebhafter Weise ihrer Freude Ausdruck gab, längere Zeit hier verleben zu dürfen. Ihr Bruder habe ihr soviel von seinem Regiment erzählt und auch von den hübschen Bällen im Kasino, nun würde auch sie seine Kameraden kennen lernen. Dem Namen nach kenne sie natürlich bereits die meisten, von manchem habe ihr Bruder ihr auch schon manches Komische erzählt, besonders von einem Herrn Leutnant Kammler. „Nicht wahr, Herr von Iring, so heißt er doch? Ich meine den, der schon seit der Stunde seiner Geburt ein Prachtexemplar von Braut sucht und die er durch seine Schuld nie findet. Der muß nach

Digitized by Google

Karls Schilderung ein sehr komischer Mensch sein, zumal er ja auch noch eine besondere Art haben soll, die jungen Damen zu unterhalten. Auf den freue ich mich eigentlich am meisten."

Ach herrjeses, dachte Horst, das sollte der gute Kammler nur hören, dann würde er wohl gleich von Anfang an jede Hoffnung auf Fräulein Thekla zu Grabe tragen, aber er behielt seine Gedanken für sich und kam auch sonst nicht dazu, irgend etwas auf Theklas Worte zu erwidern, denn Frau von Mellendorf rief Thekla, wie kannst du nur so etwas sagen, und ihrer Tochter etwas vorwurfsvoll zu: „Aber wie darfst du dich gewissermaßen schon heute über einen Herrn lustig machen, den du noch gar nicht kennst? Davon ganz abgesehen, waren deine Worte aber auch unvorsichtig. Bei Herrn von Iring sind wir vor jeder falschen Auslegung sicher, aber ein anderer, zum Beispiel dieser Herr Leutnant Kammler selbst, könnte deine Worte, wenn er sie je erführe, so deuten, als freutest du dich aus anderen Gründen darauf, ihn kennen zu lernen, als dächtest du selbst daran, für ihn die richtige Braut zu werden, die er schon solange sucht."

Thekla war bei den Worten ihrer Mutter dunkelrot geworden, zumal die den Tadel in Gegenwart des ihr doch noch fremden Offiziers aussprach. Aber gleich darauf lachte sie fröhlich auf: „Mutter, ich bitte dich, wie kannst du nur so etwas von mir glauben? Moderne Mütter sind zwar oft ein bißchen mißtrauisch und finden manchmal bei den harmlosesten Worten etwas, aber trotzdem —" und sich an Horst wendend, setzte sie hinzu: „Geben Sie bitte der Wahrheit die Ehre, Herr von Iring, haben Sie meine Äußerung ebenso ausgelegt, wie meine Mutter es tat?"

„Absolut nicht, gnädiges Fräulein," beeilte sich Horst zu erwidern, „ich habe aus dem, was Sie vorhin sagten, gerade das Gegenteil herausgehört, wie Ihre Frau Mutter."

„Da hörst du es, Mutter," rief Thekla lustig aus, „daß du mir Unrecht getan hast. Na, warte nur, soviel weiß ich auf alle Fälle, wenn wir morgen ausgehen, um Einkäufe zu machen, dann mußt du mir etwas ganz besonderes Hübsches kaufen. Das soll meine Entschädigung sein."

„Wenn dein Wunsch nicht gar zu unbescheiden ist, werde ich diese Strafe gern auf mich nehmen", stimmte ihr die Mutter absichtlich lachend bei, um durch dieses Lachen dem etwas verlegenen Zwischenfall ein heiteres Ende zu bereiten und Horst meinte scherzend: „Sie haben es gut, gnädiges Fräulein, viel besser als unsereins. Wie oft bekommen wir von unseren Vorgesetzten nicht einen unverdienten Tadel, aber wir bekommen hinterher nichts dafür geschenkt. Aber es wäre ganz gut, wenn diese Neuerung in der Armee eingeführt würde."

„Und warum stellen Sie bei den hohen Behörden nicht einmal einen solchen Antrag?" fragte Thekla belustigt.

„Weil der aus einem sehr einfachen Grunde von Anfang an abgelehnt werden würde", lautete die Antwort. „Man würde ihn mit der Begründung verwerfen, es sei ganz ausgeschlossen, daß ein Vorgesetzter mit seinem Tadel jemals Unrecht hätte. Soviel werden auch Sie, gnädiges Fräulein, vom Militär verstehen, daß man als Untergebener niemals an der Gerechtigkeit und an der Weisheit der Höheren zweifeln darf."

Das klang ein klein wenig spöttisch und satirisch, so daß Thekla abermals belustigt auflachte, aber ihre Heiterkeit entsprang eigentlich mehr dem Bewußtsein, daß er vorhin ihre Worte über Leutnant Kammler richtig auslegte. Gerade er hätte die nicht so deuten dürfen, wie die Mutter es tat, denn wenn sie sich darauf freute, ein paar Wochen oder vielleicht noch länger hier zu bleiben, ja, wenn sie der Mutter zu Hause zugeredet hatte, die Reise zu unternehmen und dafür zu sorgen, daß ihr Bruder endlich heiratete, dann hatte sie dabei viel weniger an ihre eigene Zukunft, als an Horst von Iring gedacht. Ihr Bruder hatte ihr so viel von dem erzählt und ihr so oft, wenn auch sicher ohne jeden Hintergedanken zugerufen: „Du, Thekla, den müßtest du mal kennen lernen, das ist ein zu netter, lieber Mensch", daß sie wirklich neugierig geworden war, seine Bekanntschaft zu machen und daß sie nun hoffte, mit ihm und ihrem Bruder hier eine lustige Zeit zu verleben, das um so mehr, als Horst von Iring ihr, soweit sie das bis jetzt zu beurteilen vermochte, sehr gut gefiel.

So plauderte sie denn lustig mit ihrer

Digitized by Google

Mutter und Herrn von Iring bald über dieses, bald über jenes, bis sich endlich ihr Bruder anmelden ließ, um gleich darauf in das Zimmer zu treten.

Der hatte noch vor wenigen Minuten seine Mutter und seine Schwester ganz weit weg gewünscht, aber als er die beiden, an denen er im Grunde seines Herzens mit großer Zärtlichkeit hing, unmittelbar vor sich stehen sah, loderte die Sohnes- und die Bruderliebe heiß in ihm auf und er eilte auf seine Mutter und auf seine Schwester zu, um diese zu küssen und um sich wiederküssen zu lassen, während er ihnen nur mit ehrlichster Empfindung zurief: „Ihr glaubt ja gar nicht, wie riesig ich mich freue, daß ihr nun da seid und das sage ich euch gleich, in den nächsten Wochen lasse ich euch nicht wieder fort, das selbst dann nicht, wenn das Klima sich hier für die verordnete Luftveränderung nicht allzu sehr eignen sollte", und seine Mutter voller Liebe, aber auch voller Fürsorge anblickend, fuhr er fort: „Übrigens alle Hochachtung, Mutter, für eine Rekonvaleszentin siehst du merkwürdig gesund aus" und neckend setzte er hinzu: „Du siehst sogar beinahe so wohl aus, als wärest du gar nicht leidend gewesen, sondern als hättest du dir das nur erfunden, um jeden weiteren Widerstand meinerseits gegen dein Kommen zu beseitigen" und seiner Mutter schalkhaft in die Augen sehend, fragte er: „Nicht wahr, Mutter, so ist es doch auch?"

„Doch nicht ganz, mein Sohn", gab Frau von Mellendorf zur Antwort. „Ich hatte zu Hause tatsächlich wochenlang mit einer sehr starken Erkältung zu tun, die ich nicht wieder los werden konnte. Aber wie dem auch immer ist, ich bin ja jetzt so froh, mein lieber Junge. Herr von Iring hat uns erzählt, daß du dich anders besonnen hättest und meinen Plänen zustimmst, du ahnst gar nicht, wie froh mich das macht."

„Bitte, bitte, gar keine Ursache", wehrte Kasimir bescheiden und etwas verlegen den Dank ab, bis er gleich darauf lustig fortfuhr: „Nicht wahr, Mutter, daß ich ein solcher Mustersohn sein könnte, hättest du sicher nicht von mir erwartet? Paß mal auf, du wirst noch ganz andere Dinge an mir erleben, einen Beweis dafür kann ich dir schon heute erbringen. Als ich vorhin auf dem Wege zu euch bei einem Porzellangeschäft vorbei kam, sah ich in dem Schaufenster ein wahrhaft blendend schönes Meißner Tafelgeschirr für vierundzwanzig Personen stehen und kurz entschlossen bin ich in den Laden gegangen und habe es gekauft."

Unter anderen Umständen hätte Frau von Mellendorf über diese neue Verschwendung ihres Sohnes sicherlich gescholten und sie fand diese Ausgabe auch jetzt ziemlich überflüssig, da es doch im allgemeinen Sache der Braut ist, nicht nur das Tischzeug, sondern auch das Kristall und das Porzellan mit in die Ehe zu bringen. Aber daß ihr Sohn für seine hoffentlich bald bevorstehende Heirat schon Einkäufe machte, entzückte sie derartig, daß auch nicht der leiseste Tadel über ihre Lippen kam, im Gegenteil, sie rief jetzt sogar ihrer Tochter, die inzwischen mit Herrn von Iring ein klein wenig beiseite getreten war, hocherfreut zu: „Thekla, hast du es gehört? Verzeihung, Herr von Iring, daß ich einen Augenblick störe, aber ich muß es meiner Tochter gleich mitteilen, denke dir nur, mein Kind —" und dann erzählte sie ihr, was ihr Sohn ihr soeben anvertraute. Auch die war darüber ebenso überrascht wie erfreut, bis Kasimir endlich meinte: „Na, nun wollen wir das Porzellan schon mal ruhen lassen, sonst geht es kaputt, ehe die Dienstmädchen es in die Hände bekommen, und das wäre schade darum, es ist wirklich auffallend hübsch und ich glaube, du wirst bei deiner Vorliebe für Meißen davon entzückt sein, Mutter, wenn du es dir gelegentlich einmal ansiehst."

Das werde ich gleich morgen tun", stimmte die Mutter ihm bei.

„Ganz wie du willst, Mutter, aber bis dahin ist es noch lange Zeit. Für den Augenblick handelt es sich um die schwierige Frage: Was machen wir heute abend? Es ist hier in deinem Salon zwar sehr hübsch und gemütlich, aber den ganzen Abend können wir hier doch nicht sitzen bleiben, ganz abgesehen davon, daß Horst und ich noch nicht zu Mittag aßen und ihr wohl nicht zu Abend. Ich möchte euch deshalb vorschlagen, daß wir irgendwo in der Stadt essen. Selbstverständlich seid ihr meine Gäste, ich werde euch fürstlich bewirten, im

Digitized by Google

Anschluß daran fahren wir vielleicht auf einen Akt in die Oper und hinterher trinken wir noch einen kleinen Schlummerpunsch, nicht wahr, Horst?"

Der stimmte ihm bei, aber die Damen widersprachen trotzdem, wenigstens für heute, ein andermal gern, aber um einen solchen Leutnantsbummel mitzumachen, wären sie von der Reise zu abgespannt. So einigte man sich denn dahin, daß man unten im Speisesaal gemütlich zu Abend essen wolle, so gegen zehn Uhr würden die Damen sich zur Ruhe begeben, während es den Herren natürlich unbenommen blieb, hinterher noch in eine Bar oder sonst irgend wohin zu gehen. Auch davon, daß ihr Sohn der Gastgeber sein sollte, wollte die Mutter nichts wissen, und nachdem sie auch Horst von Iring gebeten hatte, ihr Gast zu sein, was der nach einigem Zögern annahm, da er fürchtete, durch ein zu langes Bleiben das erste Zusammensein der Mutter mit ihrem Sohne zu stören, rief Frau von Mellendorf ihnen zu: „Also schön, meine Herren, dann wären wir lauschigen Ecke auszusuchen. Du, mein Junge, uns einig. Vielleicht sind Sie so liebenswürdig, voran zu gehen, um einen guten Platz in einer läßt dir die Speisenfolge zeigen, und wenn die nicht nach deinem Geschmack ist, bestellst du etwas anderes. Auch die Weine suche bitte selber aus. Geht also voran, wir wollen uns noch etwas zurecht machen, in einer kleinen Viertelstunde kommen wir nach."

„Sagen wir also in einer guten halben", neckte Kasimir gutmütig seine Damen, dann verabschiedeten sich die beiden Herren mit einem „Auf Wiedersehen".

„Wenn er mich nun nicht als erstes fragt, wie mir seine Schwester gefällt, will ich mich auf der Stelle köpfen lassen," dachte Horst, während er an der Seite des Freundes über die weichen Läufer des langen Korridors dahinschritt, aber es kam anders, denn Kasimir meinte, als er endlich das Schweigen brach: „Sag' mal offen und ehrlich, Horst, ist meine Mutter nicht eine charmante Frau? Und wie die sich hält! Einfach famos! Wer es nicht weiß, würde nie auf den Gedanken kommen, daß sie einen so vollständig ausgewachsenen Sohn wie mich hat, man traut ihr kaum eine Tochter wie die Thekla zu. Ich bin wirklich über das gute Aussehen meiner Mutter erstaunt."

Er schwärmte noch eine ganze Weile vor sich hin, ohne Horst auch nur Gelegenheit zu geben, ihm beizustimmen. Auch der war von Kasimirs Mutter entzückt, aber er verstand es trotzdem nicht so recht, daß der mit seinem Lobgesang gar kein Ende fand. War es wirklich nur die Liebe zu seiner Mutter, die da aus ihm sprach, oder aber — ihm fielen die Worte wieder ein, die Kasimir ihm vor ein paar Tagen zur Antwort gab, daß er daran dachte, seine Mutter zu verheiraten. Da hatte der erklärt: „noch nicht — halb — aber bald". Jetzt hatte Kasimir nicht den geringsten Schwips, er hatte sogar eine Tasse Tee mit Rum abgelehnt, die seine Schwester ihm anbot. Na und die Instruktionsstunde, die er vorhin in der Kaserne abhielt, konnte, so eintönig die auch gewesen sein mochte, seinen Geist doch nicht derartig verwirrt haben, daß er sich auch nun noch mit dem mehr als verrückten Gedanken beschäftigte, den ihm ein Gläschen Sekt eingab. Und doch mußte das auch jetzt noch der Fall sein, denn Kasimir murmelte plötzlich halblaut die Namen einiger in der ganzen Stadt und in der Gesellschaft bekannten und angesehenen Junggesellen vor sich hin, gleichsam, als prüfe er schon jetzt, wer von diesen als Freier für seine Mutter in Frage kommen könne. Das amüsierte Horst plötzlich so, daß er hell auflachen wollte, schon um dadurch den Freund dahin zu bringen, daß dieser sich wieder auf sich selbst besann, das um so mehr, als sie nun bereits auf einer der untersten Treppenstufen angekommen waren und gewissermaßen schon mit einem Fuß in der großen Halle standen. Aber bevor Horst noch hätte lachen können, lachte statt seiner ein anderer hell und fröhlich auf.

Fortsetzung folgt

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

In Masuren

Die Aussaat war Blut
Und spiegelndes Eisen,
In purpurner Glut
Wirbelte Tod seiner Trommel Weisen.
Und über die Schläfer in erdenen Betten,
Heulten Granaten und rumpten Lafetten.

Der Schnitter zog weiter auf andere Fluren,
Und wieder erzittert der Glocken Klang
Über die Felder im stillen Masuren,
Ist wie ein Gebet in Bitte und Dank.
Ein Dank, daß die Feinde verjagt und vertrieben,
Ein Dank an das eigene, siegreiche Heer,
Eine Bitte, daß keine Wiederkehr
Dorthin, wo des Feindes Armeen geblieben.

Die Aussaat war Blut,
Ein Jahr ging vorbei,
Über Ährenflut
Verrauschte der Schrei,
Der Schrei von abertausend Soldaten,
Die in den Sümpfen im Stampfen und Waten
Herniedersanken. In blühendes Land
Streute Blumen des Sommers Hand.

Eine Bitte bebt in der Glocken Lied,
Daß bald in ganz Deutschlands blühenden Gauen,
Zu jubelnden Kindern und liebenden Frauen,
Das Heer mit Eichlaub nach Hause zieht ....

Hellmuth Unger.

Der Sturm am Fronleichnam / Von Johannes Freumbichler

Ach, was wußte er nicht für lustige Geschichten, der schalkhafte Alte mit dem Sammetkäppchen auf dem Kopfe und der langen Pfeife, wenn er des Abends vor seinem Häuschen saß und man ein wenig bei ihm verweilte! — Ich werde es nie vergessen, das lustige Augenzwinkern und die merkwürdige Betonung, mit der er in solcher Plauderstunde einmal zu mir sagte: „Ja, Herr, das war kein Spaß nimmer, der Sturm am Fronleichnam!“ — Und so ist es auch! Nie wird er vergessen werden in den Annalen von H ...., der dritte Junius, jener schreckliche Tag, der Tag des Zornes! Tief ist er eingegraben in der Erinnerung der Dörfler, jener Tag, der ahnen ließ den Tag des jüngsten Gerichtes. Er wird fortleben im Gedächtnis des Dorfes, von Kindern und Kindeskindern immer von neuem erzählt, bis in die fernsten Geschlechter ...

So höre denn, wie auch ich es getan, ohne Voreingenommenheit und in stiller Andacht, was sich begeben an jenem Tage und wisse, daß ich es nur weitererzähle, um zu zeigen, daß der Mensch denkt und Gott lenkt, daß seine Wege unerforschlich, und daß aus allem Großen und Erhabenen im nächsten Augenblicke ein wahrer Narrentanz werden kann ...

Der Vorabend des dritten Junius war heiter und schön. Über des Dorfes gesegnete Fluren wölbte sich der reine, blaue Sommerhimmel. Die Luft war milde und angenehm. Die Menschen tätig, fröhlich und in vorfestlicher Stimmung. Jene stille, feierliche Einkehr und fromme Innigkeit, die sich am Vorabend hoher Festtage immer über Dorf und Tal ausbreitet, muß man kennen und lieben. Die große Stadt am großen Strome kennt sie nicht. Sie verachtet das weite Land, das Dorf und seine Menschen. Der Mann mit dem Sammetkäppchen erzählte mir auch darüber. Und doch ist der Lokalpatriotismus des neuen Babels noch viel beschränkter und unbegreiflicher, als der des Dörflers. Dieser liebt die Felder, die Wälder, die Bäche, das wogende Getreide, das dicht wachsende Gras, den grünen Anger mit seiner Hütte, den weiten Blick ins Tal, endlich das ragende Kirchlein am Hügel — er liebt seine Heimat bis in den Tod. Die Menschen der Weltstadt aber haben als Heimat ein steinernes Meer

Digitized by Google

voll protzigen Luxus auf der einen, voll Ekel und Grauen auf der andern Seite, und als Religion einzig das goldene Kalb, dem sie göttliche Ehren darbringen . . .

Die Alten waren an diesem Abende feierlich gestimmt, die Jugend übermütig, die Kinder in hellem Jubel. Das Aufstellen der grünen Birkenzweige längs der Wege, das Schmücken der Altäre vor den Häusern und unter den Linden, dann kleine Mädchen, die geschäftig eilig mit weißgestärkten Kleidchen vorüber liefen, das alles mehrte die Vorfeststimmung. Den Gesprächsstoff bildete allgemein das Wetter. Dieses spielte ja am morgigen Tag die erste Rolle. — Wie wird das Wetter sein? — Das war die Frage, die man sich allgemein zurief.

So brach der Tag an, strahlend, blau, kein Wölkchen am Himmel. Um die achte Stunde schwankte der Zug aus dem Dorfe. Die Musik spielte, die Fahnen rauschten, die Böllerschüsse rollten übers Tal. Ab und zu hielt man bei einer der Feldkapellen, die am Wege lagen. Dieser Aufenthalt dauerte den meisten zu lange, und sie übten dann bittere Kritik an der Fixigkeit des Pfarrers. Es war ja grimmig heiß und daher kein Wunder, daß sich alt und jung auf das Ende freute, die Kinder auf die Lebkuchen, die Weiber auf den Met und die Männer auf den Trunk . . .

Es war herrlich. Die Geistlichkeit, die Schulkinder und weißen Mädchen, die Veteranen und Schützen die Musikkapelle, und der lange Zug der feierlich gekleideten Landleute. Inmitten des „Himmels", unterm gelbseidenen Baldachin, schritt der Pfarrer im goldgestickten Ornate, die blaue Stola um den Hals. Die Muttergottesstatue, von vier weißgekleideten Jungfrauen getragen und weithin sichtbar, schwankte hin und her. Die Medaillen der alten Krieger von Custozzo und Solferino glänzten in der Sonne wie eitel Gold. Die Waffenröcke waren zwar etwas abgetragen, folgte ja jedem Fest ein kleines Gelage beim Dorfwirt. Auch die Federbüsche hatten gelitten, und bei manchem nickten, traurig vereinsamt, nur noch ein Dutzend Hahnenfedern auf dem Hute. Aber was tat es! Es war herrlich! — Die Blumen der Wiesen verbreiteten angenehme Wohlgerüche, die Getreidefelder wogten goldig, die Vögel zwitscherten und die Lerchen stiegen tirilierend ins reine Himmelsblau..

Einer einzigen Persönlichkeit im Zuge muß ihrer Wichtigkeit halber besonders gedacht werden. Es ist Nonkei: — Ich weiß wahrhaftig nicht, warum er so hieß — Nonkei, der erste Fahnenträger. Er schritt mit einer mächtigen, roten Fahne, an deren Enden große Troddeln baumelten, dem buntfarbenen Zuge voran. Beim Himmel, diesen Standartenträger muß man gesehen haben! — Er bot einen unvergleichlichen Anblick stolzer Würde und Erhabenheit. Er war zwar etwas klein und gedunsen, aber von einer Ruhe und Standfestigkeit, der nichts gleich kam. Letztere war auch höchst notwendig, denn beim geringsten Windstoß schwankte die Fahne beträchtlich hin und her. Um sie besser dirigieren zu können, trug besagter Nonkei über die Brust querüber einen breiten Riemen mit einem Lederfutteral, in dem der Fahnenschaft stak.

Dieser Fahnenträger nun nahm schon eine Weile an nichts, was in der Prozession vorging, Anteil. Er blickte vielmehr düster und mißtrauisch gegen den Horizont, wo sich langsam und unmerklich eine dunkle, kompakte Masse in die blaue Himmelswölbung schob . . .

— Laune des Schicksals, menschenfeindliches, unüberwindliches! —

Urplötzlich brach aus jenem verdächtigen Winkel im Westen ein Sturm mit solcher Wucht, daß dies allein genügte, den prächtigen Zug in Verwirrung zu bringen. Überdies trat eine ägyptische Finsternis ein. Und in wenigen Minuten entlud sich über das Tal ein Hochgewitter mit katastrophaler Gewalt. . . .

In der kleinen Feldkapelle, vor der sich der Zug eben befand, hatten außer dem Geistlichen, dem Meßner und Ministranten und den ersten Dorfhonoratioren niemand Platz. Auch der rückwärts angebaute Holzschuppen war mit weißen Mädchen bald so vollgepfropft, daß keine Maus mehr hätte unterstehen können. Für den Rest des Zuges, der so herrlich ausmarschiert, gab Nonkei, der unerschütterliche Fähnrich, die Direktion: Er stapfte über Wiese und Feld, die Fahne fest in den klobigen Händen, unbeirrt auf das nahe Wäldchen zu. Ihm nach das bunt durcheinander gewirbelte Chaos des Zuges. Die Weiber schlugen die Kittel über den Kopf, die Männer die Röcke und die Veteranen hielten krampfhaft ihre Federhüte. Man lachte, man spottete, man fluchte . . .

Der Sturm nahm zu. Nonkei hielt mit Aufgebot aller Kräfte die teuere Standarte hoch. Damit das Fahnentuch nicht so hoch emporflattern konnte, nahm er ihre beiden Zipfel fest zusammen und umkrallte sie mit eiserner Hand. Aber das war sein Verderben. Der Sturm wurde gewaltiger. Die Fahne blähte sich wie ein Segel. Da — ein Schrei des Entsetzens! — Nonkei schwebte in der Luft . . . Ein grausenvolles Bild, das auf einen Augenblick die Woge der Flüchtenden erstarren ließ . . . Wieder ein Schrei . . . Nonkei plumpte in eine tiefe Schmutzlache.... Als sich der Arme aufrappelte war er nimmer zu erkennen. Er sah aus, als hätte man ihn in Teig gebacken. Es wäre aber eine Täuschung zu glauben, daß der brave Himmelssoldat nun den Kopf verlor. Beileibe nicht! — Er raffte die Fahne auf und rief mit Stentorstimme: „Vorwärts! Immer vorwärts!"

Laune des Schicksals, menschenfeindliches, unüberwindliches! — Mittlerweile hatte sich am nahen See folgendes begeben. Eine ziemliche Anzahl Sommergäste, fast durchweg Damen, hatten sich genau um die Zeit, als das Unwetter losbrach,

Digitized by Google

im Bade befunden. Und, ach! schon bei den ersten Stößen des Orkans war das schwachgefügte, alte Badehaus am Ufer mit weithin vernehmbarem Krach in sich zusammengestürzt, die Kleider der Badenden unter seinen Trümmern begrabend. Und so war für alle, da es mittlerweile auch zu hageln begonnen, kein Weg und keine Rettung geblieben, als den Weg ins Dorf fluchtartig zurückzulegen. Es galt kein Überlegen mehr, die paar Männer stürmten voran, ihnen nach, laut kreischend, die Frauen. Aus leicht begreiflichen Gründen schlug die flüchtende Schar den Weg abseits durch das Wäldchen ein. Das wurde zum Verhängnis. Im selben Augenblicke, als die ersten Frauen die schützenden Buchen erreichten, jagte von der andern Seite die aufgelöste Prozession mit wildem Geheule herein, so daß die beiden, so ungleich adjustierten Haufen ungefähr in der Mitte des Gehölzes aufeinanderprallten . . . Hier verstummt der Erzähler.

Es sind nachher, fraglos von boshaften Seelen erfunden, viele unkontrollierbare Gerüchte im Dorfe herumgegangen. Wahr mag sein, daß vor allem die Prozessionsteilnehmer im ersten Entsetzen auseinander stoben. Kein Wunder! — Wer hätte auch das alles ertragen können, ohne eiligst sein Heil in der Flucht zu suchen?! — Kleine Trupps, vom Gros abgedrängt, sollen in mächtigen Sätzen ins Dorf gestürmt sein andere wieder im dichten Gebüsch Deckung gesucht, Mütter im Straßengraben mit ihren eigenen Leibern den ihrer zarten Töchter vorm Hagel geschützt und ähnliche erschütternde Szenen mehr. Auch soll sich mancher Bauernbursche am Rettungswerke allzu intensiv beteiligt haben. Die Verwirrung war groß, die Katastrophe gigantisch. . . . Aber trotzdem kann ich nie und nimmer glauben, wie auch erzählt worden, daß Nonkei, der wackere Fähnrich, der in jenem höchst kritischen Moment mit der Fahne herangekeucht gekommen, — das Palladium soll fortgeworfen haben und mit einem wahren Indianergeheul in den Wald gestürzt sein.

Bei diesen letzten Worten begannen sich die Lippen des Alten auf der Hausbank immer schelmisch zu kräuseln, und er fing an leise zu lachen, und immer lauter und lauter. . . . „Ja, das war kein Spaß nimmer, der Sturm am Fronleichnam!" — Und er lachte, daß es hell durchs Dörfchen schallte.

Das Bäschen Anna, der Hufschmied Christoph, der Schulmeister Bock steckten die Köpfe aus den Fenstern, und der Schulherr sagte lachend: „Jetzt hat er wieder die Geschichte vom Sturm am Fronleichnam erzählt, der Sakra!"

*

Wie hab' ich's lieb

Wie hab' ich's lieb, das Beieinandersitzen,
Wenn von den Bäumen rot das Herbstlaub fällt,
Marienfäden, hell wie Silberlitzen,
Verspinnen weich und märchenhaft die Welt..

Spätäpfel, rot, in blätterwelken Zweigen
Würzduftend locken, süß, verführerisch, — —
Und wir in trautem Zueinanderneigen
Umschlungen sind am alten Vätertisch . . .

Die Dämm'rung zündet frühe Abendsterne...
Wer weiß, wie viel an Weh der Tag durchlitt . . .
Um uns ist Ruh — und doch, die weite Ferne,
Die ganze wilde Welt schwingt in uns mit . . .

Wir fühlen tief und heiß das Leid der andern,
Doch wenn ich heimwärts komme, lächelst du..
Wie süß das Rasten ist nach langem Wandern,
Wie tief das Glück: um uns, in uns ist Ruh...

Mag auch im Haar der frühe Reif schon blitzen, —
Was tut's — uns b l e i b t der Liebe goldne Welt . . .
Wie hab' ich's lieb, dies Beieinandersitzen,
Wenn von den Bäumen rot das Herbstlaub fällt . . .

Eugen Stangen.

*

Digitized by Google

★ Bücherbesprechungen ★

Vom köstlichen Humor. Eine Auslese aus der humoristischen Literatur alter und neuer Zeit. Band 9. Leipzig, Hesse & Becker Verlag. 266 S. 80 Pfg. Geb. 1,20 M.

Ein neuer Band der beliebten Sammlung „Vom köstlichen Humor" ist des Erfolges von vornherein sicher. Mit hübschen humoristischen Erzählungen sind diesmal folgende Verfasser vertreten: Friedrich Adler, der bekannte Prager Dichter, C. v. Dornau, eigentlich Freifrau Charlotte v. Schauroth, der Kolonialschriftsteller Alfred Funke, der Schwede Alfred af Hedenstjerna, der vielgewandte Theodor Herzl († 1904), die treffliche Humoristin Leonore Nießen-Deiters und die bekannte Novellistin Helene Raff. Humoristische Literatur wird jetzt lebhaft begehrt: wer etwas Gutes sucht, greife zu diesem Bande!

Hans Floerke und Georg Gärtner: **Kriegsanekdoten und -erlebnisse.** Verlag von Georg Müller, München.

Kriegsanekdoten! — man denkt an die köstlichen, derben Schnurren und Späße, die uns aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges erhalten sind. Auch aus diesen alten Anekdoten und Abenteuern, Husarenstückchen und Biwakmärchen spricht der körnige, preußische Geist, der Stil des fritzischen Zeitalters, und in diesem Stil beruht das Geheimnis der fast künstlerischen Wirkung dieser Anekdoten, auch natürlich in dem drastischen, echten Humor. Unsere nach Universalität strebende, von breiten Bewegungen beherrschte Zeit ist im Sinne des Zeitalters des Siebenjährigen Krieges stillos, und das Einzelne gewinnt nur durch den ihm eigenen Geist, kaum durch den Geist der Zeit. Es ist gewiß ein sehr lohnendes und verdienstvolles Unternehmen, die Späße und Schnurren wie auch die ernsteren Anekdoten, die der gewaltige Krieg wie leichten, flockigen Schaum emporgeworfen hat, zu sammeln; aber es wird naturgemäß das viele wirklich Humorvolle und Originelle auch von Trivialen durchsetzt sein. Man muß auch das letztere als eine eigentümliche Erscheinung des Volksempfindens mit in Kauf nehmen. Das Volk, die Soldaten freuen sich auch am Kindlichen, Possierlichen, Banalen. Also nicht alles, das in dem ziemlich ansehnlichen Bande von Floerke und Gärtner gesammelt wurde, ist vollwertig, von einer höheren Warte aus beurteilt. Aber alles ist doch kultur- und zeitgeschichtlich interessant und wichtig, und auch für die Geschichte des Humors von großer Bedeutung. Eine endlose Fülle von kleinen, oft wenige Zeilen langen Schnurren, Einfällen, Impressionen zieht vorüber, spiegelnd wie in kleinen Spiegeln das Volk in allen seinen Regungen, in allen Stunden, in allen Gegenden. In sieben großen Gruppen ist der gewaltige Stoff geordnet zusammengestellt: „Mobilmachung und Ausmarsch", „Der Krieg im Kindermund", „Wir zu Hause", „In Grenz- und Feindesland", „Unter Verwundeten und Gefangenen", „Unsere Feinde", „Erlebnisse". Eine besondere Freude haben uns die vielen vortrefflichen Photographien gemacht, z. B. „Artillerie während einer Gefechtspause beim Mittagessen", „Kreidezeichnung eines Landwehrmannes an den Fensterläden seines Quartiers", „Französische Kinder essen deutsches Kommißbrot", „Kompagniestube vor Reims" usw.

Dr. Albert Bielschowsky: **Goethe, Sein Leben und seine Werke.** 2 Bde. Mit einer Photogravüre (Goethe in Italien, von Tischbein). 25. (Jubiläums-) Ausgabe. München 1913. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

„Siebzehn Jahre sind verflossen, seitdem als Neuigkeit zu Weihnachten 1895 der erste Band von Bielschowskys Goethebiographie an die Öffentlichkeit trat.." Der Verlag kann so mit einem gewissen Stolz das Vorwort zu dieser Ausgabe — an Stelle des inzwischen verstorbenen Verfassers — beginnen. Wenn man bedenkt, daß traurig-öde Tagesromane in wenigen Jahren die 100. Auflage erreicht haben, und wenn man andererseits bekennen muß, daß diese einzigartige, individuell gehaltene und doch ganz selbstlos dem großen Leben, das sie schildert, hingegebene Biographie sich liest wie ein urlebendiger, stets angeregter und anregender Lebensroman, daß sie wirkt wie ein machtvoll aus Elementarem und höchster Vernunft, aus einer sich selbst getreuen Selbstzucht (die gleich ist einer allen Erscheinungen hingegebenen geläuterten Selbstzucht) sich aufbauendes Schicksal, also wie Kunst im höchsten Sinne — dann ist es freilich kein Triumph für unsere Zeit, daß jetzt erst die 25. Ausgabe erscheint. Das aber liegt nur an den Lesern der tausend jährlich erscheinenden Tagesromane. Unter dieser Voraussetzung bedeutet der stabile Verkauf dieses herrlichen Buches, das jetzt bis zur 25. Ausgabe gediehen ist, doch etwas. Ich erinnere mich noch, mit welcher aufrichtigen Begeisterung das Werk seinerzeit von der Kritik begrüßt worden ist. Mit ihm setzt gewissermaßen eine neue Epoche der aufbauenden synthetischen Lebensbeschreibung ein. Friedrich Spielhagen war es vornehmlich, der dem Werke durch seine eingehende und glänzende Besprechung in der Berliner Nationalzeitung vom 1. Dezember 1895 die Wege in weitere Volkskreise wies. — Ich habe auf den Charakter dieser Lebensbeschreibung bereits hingedeutet. Es ist gelehrt im vornehmsten Sinne und zugleich künstlerisch, und das heißt zugleich populär gehalten im feinsten Sinne. „Gerade das Bild von Goethes Leben muß aus tausend kleinen Steinchen zusammengesetzt werden, die allein der Forscher zu finden imstande ist." Aber noch ein innerer Grund bestimmte den Verfasser dazu, vom Detail, wie er sagt, auszugehen — das Wort Goethes selbst: „Alle pragmatische biographische Charakteristik muß sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen" (an Heinrich Meyer 8. 2. 1796). Das Wort hat bei Goethe noch einen weiterreichenden Sinn. Das Detail erschließt uns bei ihm nicht nur den Menschen, sondern auch den Dichter. Und man kann sich am ehesten vor Irrtümern in der Auffassung seiner Werke bewahren, wenn man von seinem Leben aus an sie herantritt. Wieland hat Goethe den größten unter den menschlichen Menschen genannt. Ein andermal sagt er: Goethe wurde darum verkannt, weil so wenige fähig seien, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen. Er meint hier nicht nur die Größe der seelischen Eigenschaften, sondern auch die Synthese alles Menschlichen in der Natur Goethes, die Vollständigkeit seiner Natur. „Goethe", sagt Bielschowsky, „hat von allem Menschlichen eine Dosis empfangen und war darum der ‚menschlichste aller Menschen'. Seine Gestalt hatte ein großartig typisches Gepräge." Hiermit sind etwa die Leitsätze angegeben, die für diese Lebensbeschreibung maßgebend waren: Goethe in der Wahrheit der Wirklichkeit wie allumfassenden Größe und Selbständigkeit seiner Menschlichkeit, aus der die Wunder für seinen gestaltenden Geist flossen. Und diese Menschlichkeit, dieser Mensch als Dichter entwickelt sich fast elementar vor uns, an der Hand dieser meisterhaften Lebensbeschreibung, gleich als wenn wir begnadet wären, dieses herrliche Leben selbst zu erleben.

Hans Mayr: **Bayerische Wanderschaft.** Albert Langen, München.

Sinn und Zweck dieses Büchleins ist wohl derselbe wie der unserer klassischen Wanderfahrten, der Wanderungen Fontanes durch die Mark Brandenburg und der „Wanderfahrten durch Italien" von Ferdinand Gre-

Digitized by Google

gorovius. Der Zweck ist hier in den Naturschilderungen und historischen Marginalien sicherlich auch im kleinen erreicht. Bayerns Natur und Bayerns Lokalgeschichte blicken uns im Einklang aus diesen anmutigen Erzählungen und Stimmungen treuherzig entgegen. Besonders interessieren die vielen Mitteilungen aus der glorreichen Stammesgeschichte des Hauses Wittelsbach. Wer Bayern kennt, wird diese wie lichtvolle Aquarelle wirkenden Naturbilder, diese kleinen, ritterlichen Erzählungen von Fehden, merkwürdigen Einzelschicksalen, von Klostergründungen und frommen Sagen und Legenden gern lesen und in sich nachwirken lassen. Im Vergleich zu den großzügigen uns eigentümlich beseelten Berichten Fontanes und Gregorovius' freilich wirken diese Plaudereien trotz ihrer intimen Poesie wie Verkleinerung. Oft aber wird man bei den freundlichen, hellfarbigen Naturstimmungen an die idyllischen Frühlingsbilder eines Hans Thoma erinnert. So folgen wir dem liebenswürdigen Führer von Aschau nach Ruhpolding, nach Wittelsbach, über Madron und Riesenkopf an der Leitzach nach Abensberg, nach Wall, Rottenbuch und Steingaden, über die Schrindau, über ein Stück Ilm nach Steinkirchen auf den Samerberg, nach Palmberg und blicken überall in die verfallenen Burgen und Schlösser, in die uralten Kirchlein hinein, verweilen an alten Bildwerken, Holzschnitzereien, Grabplatten und an Urväter Hausrat, versunken in den Geist und Sinn der alten Zeit. Dr. Hans Benzmann.

Nachtmarsch in Stellung

Der Boden knirscht. Es geht bergan.
Wir tasten vorwärts. Mann vor Mann.
Schrill schlägt's vom nahen Turme.
Durch Sand geht's, Schutt und Wurzelschlung.
— — Und in der ersten Dämmerung,
Da müssen wir zum Sturme.

Der Regen klatscht in Dreck und Kot.
Die Wolken sind ganz flammenrot.
Ob wir einst wiederkehren?
Vorn geht die Schlacht. Der Sturmwind singt.
Ein Fluch von einer Lippe springt.
Dumpf trommeln unsre Schweren.

Wir stapfen wortlos, todumzischt.
Dort schlug es ein. Auf spritzt's wie Gischt.
— — — Kamrad!, — es gilt kein Scheiden.
Bald kommt das erste Frühlicht an,
Da kannst du jedem zehnten Mann
Den Weg vor Gott bereiten.

Hans Bauer.

Vermischtes

Die Humboldt-Akademie Freie Hochschule veröffentlicht für das nächste Lehrvierteljahr Oktober—Dezember 1916 ein außerordentlich reichhaltiges Verzeichnis von etwa 250 Vortragsreihen aus allen Gebieten. Neben den Geistes- und Kunstwissenschaften ist diesmal ein besonderes Augenmerk auf die Pflege der angewandten Naturwissenschaften und auf die fremden Sprachen gelegt worden. Die Sprachen unserer Bundesgenossen sind im Vorlesungsplan reich vertreten, und auch dem Orient wurde erhebliche Beachtung geschenkt. Gleichzeitig werden besondere Vorlesungen und Führungen für die Arbeiter von Groß-Berlin angezeigt. — Die Humboldt-Akademie Freie Hochschule, die jetzt sämtlichen Dozenten der früheren beiden Hochschulen umfaßt, zeigt sich bei ihrem Programm von dem Streben geleitet, eine Volksuniversität für Männer und Frauen jeden Standes zu werden.

Vorlesungsverzeichnisse und Hörerkarten in Buchhandlungen, Geschäftsstellen zahlreicher Vereine; Hauptbureau: Berlin C 2, Neue Friedrichstraße 53-56 (bei der Burgstraße), Zentrum 4690.

Denen, die's nach dem Goldenen Horn zieht! Wenn man hört, wer und was alles in dieser und der nächsten Zeit nach Konstantinopel will, kann es einem teils um diese Menschen, teils um die türkische Hauptstadt leid tun. Hunderte und Aberhunderte glauben, daß ihnen die märchenhafte Stadt am Goldenen Horn zum Dorado werden müßte: solche, die wirklich streben und arbeiten wollen, und solche, die in der Heimat zu nichts gekommen sind, weil sie Drohnen waren und nun glauben, in der Hauptstadt unserer Verbündeten flögen ihnen die gebratenen Tauben schon allein aus dem Grunde in den Mund, weil sie Deutsche sind. Ein Glück ist es, daß mit der Erlangung der Pässe schon allerlei Schwierigkeiten verknüpft sind, und daß das Auswärtige Amt und die deutsche Botschaft in Konstantinopel dringende Verwarnungen vor dem Zug nach dem Goldenen Horn erlassen. Aber es gibt Menschen, denen ist nicht zu raten und darum nicht zu helfen. Solche Leute, die hinter Verwarnungen alles andere, nur nicht die gute Absicht des Angefragten, ihnen dienen zu wollen, erkennen, fallen dann meist schwer herein, womit ihnen im Grunde genommen ja nur recht geschieht.

Konstantinopel ist vielleicht trotz seines internationalen Charakters in erster Linie diejenige Stadt unter den großen Auslandszentralen, in der man, ohne gewisse Garantien für ein Unternehmen zu haben, durch es am schnellsten an den Bettelstab kommen kann. Auch einem gewiegten Geschäftsmann und routinierten Auslandkenner kann das passieren. Das Ausland kennen, heißt eben nicht: Konstantinopel kennen! Die türkische Hauptstadt lernt man überhaupt nicht leicht und schnell kennen und in ihrem tausendfältigen Pulsieren verstehen, wenn man nicht mit den richtigen Fühlfäden dafür ausgestattet ist. Das ist nicht anders bei den Reisenden, die Konstantinopel für vorübergehende Zeit aufsuchen, als auch bei denen, die sich für länger dort niederlassen. Meine Ausführungen und Ratschläge beziehen sich in erster Linie auf die türkische Hauptstadt, dürften aber auch auf alle größeren Hafen- und Küstenstädte des Landes anzuwenden sein. Das heißt: auf

Digitized by Google

solche Plätze, die von so viel internationalem, zumeist levantinischem Leben und Treiben beherrscht werden, daß das rein türkische davor zurücktritt.

Für das Innere des Landes kommen ganz andere Voraussetzungen und Anwendungen in Betracht, weil man dort mehr mit der rein türkischen Handelswelt und mit dem prächtigen osmanischen Bauerntum in Berührung kommt. Da aber vorläufig sich der Zug nach der Türkei vorwiegend mit Konstantinopel beschäftigt, will ich es auch tun.

So, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, ist es ja begreiflich, daß sich ein deutscher Zuzug nach der Türkei ergibt. Wenn man mich nun fragen würde, wem ich den Rat dazu gäbe, speziell nach Konstantinopel auszuwandern, dann würde ich sagen: allen und keinem! Das klingt paradox, ist es aber doch nicht. Unter den „allen" verstehe ich diejenigen, die, wenn sie nicht eine genaue Kenntnis der dortigen Verhältnisse haben, doch mindestens Beziehungen solcher Art dorthin besitzen, daß ihr Unternehmungsgeist gerechtfertigt und bis zu einem gewissen Grade gewährleistet erscheint; die genügend Geld, Zeit und Geduld besitzen, um den Erfolg ihrer Unternehmungen abwarten zu können und mit einem ganz besonderen Anpassungsvermögen begabt, ich möchte in diesem Falle sagen: begnadet, sind. Deren werden nicht allzuviele sein. Allen anderen sage ich: bleibt im Lande und nähret euch redlich, wenn es euch nicht ergehen soll, wie den Vielen, die in früheren Jahren über das große Wasser in der Hoffnung auswanderten, dort steinreich zu werden, und, wenn sie nicht in Amerika untergingen, weit ärmer zurückkamen, als sie ausgezogen waren.

Für große geschäftliche Aktionen, ausgenommen einige wenige, die zumeist schon in festen Händen sind, ist die Zeit noch nicht reif, und für kleinere Betriebe, die für unternehmungslustige Personen unserer mittleren und kleineren Geschäftswelt in Frage kommen können, ist auch nicht allzuviel zu erhoffen in Konstantinopel. Man vergesse nicht, daß die in großer Zahl die Hauptstadt bevölkernden Griechen und Armenier, beide aufs Geschäft und Geldverdienen sehr erpicht und mit den Landesverhältnissen vertraut, es auch verstehen werden, sich eines großen Teiles des mit den Anforderungen einer anderen Zeit verknüpften geschäftlichen Aufschwunges zu bemächtigen.

Dann hat sich die Türkei doch nach der Absetzung Abdul-Hamids aus ihrer Lethargie sehr aufgerafft, und ist dem neuzeitlichen Leben in jeder Beziehung so viel näher gerückt, daß man ruhig annehmen kann, sie fortan in manchen Sätteln sitzen zu sehen, die der Europäer früher einnahm, von denen er annahm, daß sie sein ausschließliches Eigentum in der Türkei bleiben würden.

Ich sagte eingangs meiner Ausführungen, daß auch ein gewiegter Geschäftsmann und routinierter Auslandskenner unter Umständen in Konstantinopel auf keinen grünen Zweig kommen könne. Das kann er als fremder, mit den geschäftlichen Gepflogenheiten der Levante unbekannter Kaufmann oft selbst dann nicht, wenn sein Unternehmen auf der Basis guter, pekuniärer Verhältnisse und gründlichen, kaufmännischen Wissens errichtet wurde. Er muß sehr viel ab und zugeben, sehr viel Konzessionen machen können, die in der europäischen Handelswelt nicht immer gang und gäbe sind. Mir sagte einmal der Inhaber einer großen Schweizer Import- und Exportfirma, daß er viele Jahre dazu gebraucht habe, um sich in den geheimnisvollen Irrgängen levantinischer Geschäftswege einigermaßen zurechtzufinden. Es habe ihm sehr viel Überwindung gekostet, so manche vornehme, kaufmännische Grundregel unerfüllt lassen zu müssen, weil man sie einfach nicht erfüllt haben wollte, es ihm gegenüber auch unterlassen habe.

Nun wird man mich fragen, wem ich denn überhaupt rate, nach Konstantinopel zu gehen, um sich dort eine Existenz zu gründen. Vor allem denen, die in eine dortige Stellung, einen Beruf, einzutreten aufgefordert sind oder werden, der ihnen ihr Auskommen garantiert. Deren gibt es und wird es fernerhin auch noch geben, aber keinesfalls in auch nur annähernd der Zahl, in der Bewerber und Bewerberinnen da sind. Es ist geradezu unheimlich, wieviel Lehrerinnen sich eingeredet haben, in Konstantinopel unbedingt eine Stelle finden zu müssen. Darunter viele, die ohne Beziehungen und Kenntnisse der Verhältnisse die Absicht hatten, deutsche Schulen und Pensionate zu gründen. An mich sind verschiedene derartige Unternehmungen behandelnde Anfragen ergangen, die mich geradezu ob ihres Leichtsinns staunen machten.

Ich will nicht sagen, daß nicht einer oder der anderen Mädchenschule der Erfolg blühen könnte, wenn die Gründung unter allen notwendigen Vorbedingungen geschähe. Es gibt eine ausgezeichnete deutsche Schule mit allen höheren Berechtigungen in Konstantinopel. Wer eine Stelle als Lehrerin dort sucht, kann eine solche vielleicht durch ein Inserat in der deutschen oder einer der türkischen Zeitungen in einem vornehmen türkischen Hause finden, wo solche Damen sehr gut behandelt und bezahlt werden. Aber die Aussichten sind doch auf diese Weise gering. Da helfen Beziehungen nach Konstantinopel am ehesten.

Weit mehr Aussichten auf ein sorgenfreies Auskommen in Konstantinopel möchten mit Rücksicht auf den unvermeidlichen deutschen Zuzug die Gründer oder Gründerinnen von guten, soliden Pensionen haben. Daran hat es in der türkischen Hauptstadt trotz der zahllosen Zimmervermieter mit und ohne Pension immer gefehlt. Ich kannte verschiedene junge, bei der Direktion der Anatolischen Bahnen beschäftigte Landsleute, die sich ganz unglücklich durch die Erfahrungen fühlten, die sie in den verschiedensten Pensionen machten. Gute deutsche, tüchtige Hausfrauen würden unbedingt Zuspruch bekommen, und nicht nur von Landsleuten. Ich wollte mich anheischig machen, es bei einem gut geführten Pensionsbetrieb zu Wohlstand zu bringen, denn in Konstantinopel kann man für verhältnismäßig wenig Geld einen sehr guten Tisch führen. In normalen Zeiten war ja fast alles sehr billig. Allein schon der große Fischreichtum des Meeres ermöglicht reiche Abwechslung, dann das herrliche Gemüse und die prächtigen Früchte. Ich habe die großen türkischen Städte, namentlich die am Meere liegenden, immer als das Eldorado deutscher Hausfrauen, die sich gern um ihre Küche kümmern, bezeichnet. Meiner Ansicht nach haben auch deutsche Hotels noch eine Zukunft in der Türkei, besonders auch in Konstantinopel, außerdem auch einige gute Restaurants, die sich von levantinischer Schmuddelei, Ungeziefer und zweideutigen Gästen freizuhalten verstünden, deren Besitzer sich von A bis Z um alles kümmerten.

J. Weiskirch.

Die Postbezieher werden gebeten, sich beim Ausbleiben oder verspäteter Lieferung einer Nummer **stets nur an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt** zu wenden. Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung in angemessener Frist nicht erfolgen, wende man sich unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an unseren Verlag.

Inhalt des Heftes 3: Herd und Schwert. Roman von Fritz Skowronnek. — Der Walzerkönig. Roman von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** In Masuren. Gedicht von Hellmuth Unger. — Der Sturm am Fronleichnam. Von Johannes Freumbichler. — Wie hab' ich's lieb. Gedicht von Eugen Stangen. — Bücherbesprechungen. — Nachtmarsch in Stellung. Gedicht von Hans Bauer. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 21. Oktober 1916. — Druck von A. Sehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 4

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft vom Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Herd und Schwert / Roman von Fritz Skowronnek

3. Fortsetzung.

Natürlich wurden auch die beiden andern Strophen des Liedes gesungen. Mit jeder schien, die Kraft, nicht der Stimme aber der Sängerin zu wachsen. Die Kraft der Sehnsucht; die Kraft des Gefühls und Empfindens und er konnte sich nicht verhehlen, daß auch das auf ihn Eindruck machte.

Wohl zweifellos deshalb, weil die Umgebung ringsum, so wundervoll zu dem Inhalt des Gesungenen paßte.

„Nur der Wald hat dir erhalten,
Hinterm beerenreichen Haag,
Wohlbekanntes Grünen, Blühen,
Und den alten Finkenschlag.
Leises Flüstern, Jugendträume,
Heimisch Wehen, Herzensfried;
Und die alten Eichen rauschen,
Immer noch dasselbe Lied."

Es war, als empfände der Wald die Stimmung mit, denn ein leiser Wind strich wirklich durch die Kronen der markigen Bäume und diese rauschten zu dem Liede mit. Vielleicht schien es ihm auch nur so. Jedenfalls aber schien sich die große Sehnsucht, die aus dem Liede sprach, auch auf die Außenwelt zu übertragen, denn der Sprosser, der herrliche Sänger der Nacht, begann sein werbendes Liebeslied zu singen, und vom Wipfel irgendeiner weit hinten stehenden Kiefer, ließ der Uhu seinen dumpfen Ruf erschallen, der ihm und seinem Weibchen ein Glücksruf ist.

Kam nach dem Liede noch etwas?

Nein, nichts mehr. Nur die Schatten bewegten sich noch vor dem Lichte, dann trat eine Gestalt an das Fenster, beugte sich vor, und schloß die Flügel.

Seufzend und doch seltsamer Eindrücke voll, machte er sich auf den Rückweg.

Wieder umfing ihn der ganze Zauber des Waldes. „Uhuhu, — uhuhu, erscholl es jetzt dicht über ihm und in demselben Augenblicke überfiel ihn ein seltsames, unbegreifliches Gefühl.

Nicht das abergläubische, das andere Menschen bei dem Ruf der Eule und des Uhus packt, sondern das unbestimmte Gefühl, daß jemand seinen Schritten folge. Daß irgendein Mensch ihm im Walde hier nachschleiche.

Unwillkürlich blieb er stehen und griff zum Gewehr, das er, in das Dickicht hinausspähend, in Anschlag hielt. Aber es war nichts zu sehen und nicht das Geringste zu hören.

Er lachte sich über seine Furcht aus, die ja im Grunde gar keine Furcht gewesen war, warf sein Gewehr wieder über und ging seines Wegs weiter.

Als er dann an die Lichtung kam, sah er sich aber doch noch einmal um. Natürlich mit demselben Mißerfolge wie früher. Wer sollte denn auch zu dieser Stunde im Wald sein?

Ein Wilddieb?

Der war froh, wenn er dem Gutsherrn nicht zu Gesicht kam und nicht vor sein Rohr lief, dachte aber ganz gewiß nicht daran, ihm nachzuschleichen. Ein anderer aber. . .?

Ein anderer, der da in Frage kam, war gar nicht da.

Digitized by Google

Als aber Herr v. Berg sich zum Schlafen-Gehen entkleidete, hörte er ganz deutlich die Haustür gehen. Leise machte er die eigene Zimmertür eine Spalte auf.

Irgend etwas schlich die Treppe hinauf.

Wer? . . .

Jetzt ging mit einemmal eine Tür und wurde leise zugeschlagen. Es war die Tür von Herrn von Iwolskis Schlafzimmer. Nanu, schon von Didszullen zurück? Wollten sie nicht dort über Nacht bleiben? . . . Einerlei, morgen würde sich das Rätsel ja klären, wenn es überhaupt ein Rätsel war. . . .

Das Lied, das Herr von Berg im Mertinatschen Hause hatte singen hören, hatte seine Geschichte. Das heißt, nicht das Lied selbst, sondern der Grund, warum es gesungen wurde, war eine Geschichte.

Wie ein Wirbelwind war nämlich plötzlich Georginne in den ruhigen, sonnigen Frieden des Hauses hineingestürzt.

Sie hatte ganz, ganz kurze Ferien in ihrem Pensionat in Königsberg bekommen und die Sehnsucht hatte sie nach Hause zurückgetrieben. Vor allem wohl die nach der Heimat, dem Walde, aber auch die, nach den Schwestern, von denen, wie sie wußte, ihr Madeline noch immer unnahbar böse war.

Vergebens hatte sie gebeten und gebettelt, sie solle doch die alten Dummheiten, die sie — Georginne — begangen hatte, vergessen. . . „Nein . . . erst wenn du deine Zeit abgebüßt hast." Und so wirkte denn der Empfang, den sie in dem stillen Gutshause gefunden hatte, wie ein Sturzbad auf sie.

Malvine freute sich zwar, die Schwester, die sich zu einem Staatsmädel herausgemustert hatte, wiederzusehen, sie durfte aber diese Freude um der Schwester willen nicht zeigen, die in geradezu eisiger Abwehr die stürmisch freudige Begrüßung ihrer Schwester zurückwies.

Wie geknickt fiel da die ganze übermütige Freude des Mädels in sich zusammen.

Zum ersten Male, fühlte sie den ganzen Jammer ihres „Verbrechens". Selbst das Frühstück, das man ihr natürlich hingesetzt hatte, vermochte sie kaum hinunterzuwürgen.

Am liebsten wäre sie in den lieben guten Wald hinausgelaufen und hätte sich dort ausgeweint und ausgeflennt.

Vergebens hatte Malvine, die tiefes Mitleid mit ihrem Schwesterchen hatte, versucht, den harten Sinn der Schwester zu bergen.

„Ich bitte dich, Malvine, laß das", sagte diese. „Du weißt, nicht ich hatte die Strafe des Kindes zu bestimmen, sondern ein anderer."

„Dann werde ich zu dem anderen gehen und fragen, ob das in seinem Sinne gehandelt heißt, oder nicht?" sagte Malvine, die schon oft den Versuch gemacht hatte, sich gegen die Oberhoheit der Schwester aufzulehnen, und sie machte tatsächlich Anstalt zu gehen.

„Malvine!" rief da Madeline von Mertinat, „du wirst doch nicht. . ."

„Ja, ich werde," gab aber diese sehr entschieden zur Antwort, „ich sehe nicht ein, warum wir immer unter deinen starren Ansichten leiden sollen."

Es war das erstemal, daß Malvine auf die Ereignisse anspielte, die sich früher abgespielt hatten, und die Wirkung auf Madeline war unglaublich tief.

Sie wurde totenbleich und sah die Schwester wie entsetzt an.

„Wenn es so ist, dann geh'", flüsterte sie.

Georginne trat aber der Schwester in den Weg. „Nein," sagte sie, „du gehst nicht. Wenn eine hier gehen muß, so bin ich es. Nur heute bitt' ich euch, laßt mich hier. Morgen, mit dem frühesten, kann ich ja fahren."

Sie hatte diese Worte nur stoßweise vorgebracht und jetzt gingen sie, während sie sich das Gesicht mit beiden Händen verhüllte, in lautes, ihren ganzen Leib durchschütterndes Schluchzen über.

Teilnahmsvoll trat Malvine zu ihr hin. „Wein doch nicht, Kind", sagte sie. „Wein doch nicht, es muß ja doch anders hier werden."

Das war ein neuer Stoß, den Madeline von Mertinat heute erhielt. Sie zuckte denn auch zusammen. Irgendein bitteres Wort wollte schon über ihre Lippen, aber sie hielt es zurück.

Nur einen Blick voll seltsamer Trauer warf sie auf die Beiden, dann ging sie, ohne ein Wort, auf ihr Zimmer.

Dort saß sie eine geraume Zeit in ihrem

Digitized by Google

breiten, geflochtenen Rohrstuhl und blickte, ohne zu sehen, hinaus in die Weite.

Recht bittere Gedanken erfüllten ihre Seele. So wurde sie also auch hier verkannt. So war sie die Einzige, die den Haß, als das heilige Vermächtnis ihrer Eltern, zum mindesten aber ihrer Mutter, in Ehren hielt. So rechnete man es ihr zum Vorwurf an, daß sie um dieses Hasses willen, gedarbt und gelitten hatte, und die Tränen rannen ihr leise und von ihr selbst nicht gemerkt, über die Wangen.

Draußen in der Natur sang und jubelte alles und blühte und sproßte und duftete. Wer weiß, vielleicht hatten die unten wirklich ein Recht, mehr von ihrem Leben zu haben . . .

Zum Mittagbrot kam Madeline nicht hinunter. Da ging Malvine hinauf.

„Sei doch nicht so", sagte sie der Schwester und legte ihre Arme um ihren Hals. „Sieh doch, sie hat sich so auf ihr Kommen gefreut, warum willst du ihr diese Freude zerstören? Hat denn das Leben der Freuden so viel?"

Da sah die Schwester die Fürbitterin an. „Laßt mich jetzt", sagte sie. „Ich werde abends hinunterkommen."

Und abends kam sie wirklich. Ganz ruhig und gefaßt. Mit keinem Worte das Vorgefallene berührend. Aber die Stimmung war tötlich und jeder war froh, als abgedeckt wurde.

Die dumpfe Last gegenseitigen Mißverstehens drückte aber immer noch weiter auf ihnen, bis Georginne plötzlich zum Klavier trat, mit fliegender Hand unter den Noten herumsuchte und ein Lied auf das Klavierpult legte.

„Komm, begleite mich", bat sie Malvine.

Und da war es, daß sie das Lied gesungen hatte. Dieses Lied der Sehnsucht und der Enttäuschung:

„Nur die alten Kirchenglocken
Singen ihren frommen Sang,
Sonst hat Willkomm' mir geboten
Keiner lieben Stimme Klang,
Und kein glänzend Auge wünschte
Freundlich mir zur Heimkehr Glück,
Herz, die Heimat ward zur Fremde,
Warum kehrtest du zurück?"

Das war kein Singen mehr, das war schon ein Schluchzen gewesen. Aber noch während Georginne sang, war Madeline leise von ihrem Sitz aufgestanden, war noch leiser zur Schwester hingetreten, die ihr ganzes Leid in ihren Sang gelegt hatte und hatte die Schluchzende, als der letzte Ton verklungen war, wortlos an ihr Herz gezogen.

Das war es gewesen, was Herr von Berg nicht wußte, als er das Lied, am Gattertore stehend, belauscht hatte . . .

Am nächsten Morgen waren Roths noch nicht da.

Sie konnten auch noch gar nicht da sein, denn sie hatten am späten Nachmittag erst zurückkehren wollen.

Aber auch Herr von Iwolski war nicht da, und so mußte sich Herr von Berg gestern Abend wohl geirrt haben, obwohl er darauf hätte schwören mögen, recht gehört zu haben.

Nachmittag kamen alle drei in ihrem Wagen an. Also . . . war es d o c h ein Irrtum gewesen!

Kola von Roth blieb nach eingenommenem Essen auf seinem Zimmer. Der Sekretär erledigte die aufgelaufenen Korrespondenzen und Bogdan von Roth machte seinen Verdauungsspaziergang.

Wohin, das sagte er niemand; als sie aber abends wieder beisammen saßen, brachte er das Gespräch merkwürdigerweise wieder auf die Klavierspielerin.

„Sag mal, Kurt," begann er mit einem Male, „was ist das mit dir und den Fräuleins da unten? Läßt sich da gar nichts tun?"

„Was meinst du damit?" fragte Herr von Berg.

„Na, ob man die Sache, die zwischen euch liegt, nicht aus der Welt schaffen kann?"

„Da mußt du die Damen selber fragen," sagte er, „denn ich weiß wirklich nicht, was zwischen uns liegt."

Natürlich hatte Herr von Berg nicht einen Augenblick an die Möglichkeit geglaubt, daß Bogdan von Roth wirklich fragen könnte; als dieser aber am nächsten Tage wieder zufällig an dem Mertinatschen Hause vorbeiging, und Malvine von Mertinat ebenso zufällig gerade dabei war, sich einen Strauß Reseden zu binden, da grüßte er hinüber, wie einer, der es nicht zum erstenmal tut, und sie erwiderte seinen Gruß wie eine, die über sein Erscheinen mehr erfreut, als erstaunt ist. Und so war es denn kein

Digitized by Google

Wunder, daß, als er ein Wort zu ihr hinüberwarf, sie näher herantrat; so nahe, daß sie nur durch das Gatter getrennt waren.

Er sprach über Blumen, den Wald, den Sonnenschein und dann rückte er mit seiner Bitte heraus.

„Bitte, bitte, machen Sie es doch möglich, daß wir durch Ihr Fräulein Schwester unser Trio zu einem Quartett erweitern können. Ich bat Sie neulich schon. Oder spielen Sie auch? Dann . . . .“

Er kam leider nicht dazu, seinen Satz zu vollenden, denn sie unterbrach ihn. Aber seinem Blick sah man es an, daß ihm das noch viel, viel lieber gewesen wäre.

„Nein,“ sagte sie, „ich spiele nicht, oder doch nur so, daß Sie keine rechte Freude an meinem Spiel hätten. Madeline dagegen ist Künstlerin, obwohl sie es selber nicht wahr haben will. Für sie wäre Ihr Vorschlag natürlich ein Genuß, ein Ansporn und eine Anregung, aber die Sache ist unmöglich.“

„Dieses Wort höre ich nun schon zum zweiten Male! Woran scheitert die Sache denn?“

„An der Persönlichkeit des Herrn von Berg“, sagte Malvine von Mertinat.

„Das ist nicht möglich, denn einen prächtigeren, geraderen Charakter als ihn, gibt es auf der ganzen Welt nicht mehr wieder.“

„Das kann sein. Es gilt auch in gar keiner Weise seiner Person, sondern seiner Eigenschaft.“

„Das verstehe ich nicht. Welche Eigenschaft meinen Sie denn?“

„Seine Eigenschaft als Herr von Berschkallen.“ Und dann erzählte sie ihm alles, und wie man doch auf die Gefühle der Schwester Rücksicht zu nehmen verpflichtet sei.

„Nein“, sagte er ihr jedoch. „Diese Verpflichtung sehe ich nicht ein. Im Gegenteil. Wenn die Sache sich nur so verhält, wie Sie sagen, dann müssen Sie sich zum Arzt dieser krankhaften Anschauungen aufwerfen, die Ihrem Fräulein Schwester gewaltsam suggeriert worden sind. Wollen Sie denn hier Ihr Leben lang um dieses Unrechts willen — denn ein solches ist es gewiß — versauern? Wollen Sie sich jedem Lebensgenuß, jeder Lebensfreude verschließen? Darf Ihr Fräulein Schwester sich und Ihrer Kunst, Ihnen und Ihrer Jugend, Ihrem Lebenswillen und Ihrer Schönheit ein Grab graben?“

„Oh, Herr von Roth“, sagte sie abweisend, als wäre er in seinen Reden zu weit gegangen.

„Ach was,“ sagte er, „ich weiß, daß es nicht konventionell sein mag, was ich eben gesagt habe, aber da kann einem ja die Galle überlaufen, wenn man so etwas sieht. Nein, nein, Sie müssen mir versprechen, mit Ihrer Schwester zu reden. Wir müssen den Bann brechen, der auf diesem Haus hier zu liegen scheint. Wir müssen, wie im Märchen, die verwunschenen Prinzessinnen entzaubern, selbst auf die Gefahr hin, daß sie es selber nicht wollen.“

Und nun begann ein kleiner Minierkrieg gegen Madeline von Mertinat.

Ein Krieg, der mit größter Behutsamkeit von Malvine geführt wurde.

Von ihr allein, denn Georginnens Ferienurlaub war, wie gesagt, nur ganz kurz gewesen und Malvine war völlig nur auf sich selbst angewiesen.

In sehr geschickter Weise wußte sie es Madeline plausibel zu machen, daß jetzt, wo sie sich doch wieder materiell gut stünden, die Zeit doch wirklich gekommen wäre, sich einen kleinen Kreis von Bekannten zu schaffen.

„Es würde doch jeder gern zu uns kommen. Mein Gott nein, nicht Leute, an denen einem nichts liegen kann, sondern einen Kreis, der uns eine geistige Anregung bieten kann. Findest du nicht auch?“

„Wo willst du den finden?“ fragte Madeline, die nichtsahnend in die Falle ging.

„O, das ist doch nicht so schwer. Da ist der junge Braczko, der soll ein prächtiger Vorleser sein und reizende Gedichte machen. Da ist Steputat, der den Weg zu uns wohl nicht scheuen würde, um auch uns, durch das lebendige Wort, mit den neuesten Kindern seiner Muse bekannt zu machen, denn er würde ja durch dich reichlichen Lohn finden.“

„Durch mich?“

„Gewiß, durch dein Spiel. Kennst du das Wort nicht: ‚die Kunst des Einzelnen gehört nicht ihm, sondern er ist sie der Allgemeinheit zu geben verpflichtet und du, Schwesterchen,

Digitized by Google

kannst so viel und so Vielen geben! Willst du denn nicht?"

Madeline schüttelte ihren Kopf. „Du malst unerfüllbare Träume an unsere Wand", sagte sie.

„Warum Träume? Warum unerfüllbar? Es liegt doch nur an dir, sie dir und mir zur Wirklichkeit zu machen. Ja, auch dir, denn glaubst du, ich weiß nicht, daß du seelisch darbst, Schwesterchen? Glaubst du, man sieht es nicht, daß du, daß dein Geist, nach Nahrung verlangen? Und weißt du, daß ich hinter ein großes Geheimnis gekommen bin?"

„Nun?" fragte Madeline von Mertinat, ganz seltsam von den Reden und Vorschlägen ihrer Schwester angeregt, die wie Lockungen eines neuen Lebens erschienen.

„Wir haben hier ganz in der Nähe ein paar Künstler, die beinahe täglich ihre Kammermusikabende halten. Sie sollen ganz außerordentlich spielen und nur unglücklich sein, daß sie auf die, freilich heilige Dreizahl angewiesen sind, da der Mangel einer guten Interpretin des Klavierpartes ihnen ihr künstlerisches Programm so wesentlich verkürzt. Willst du da nicht aushelfen?"

„Und wo sind deine Künstler?"

Bei dieser Frage machte Malvine ein, ein klein bißchen betroffenes Gesicht, dann sagte sie: „oben, auf dem Gut."

„Doch nicht Herr von Berg!" rief Madeline aus und war mit einem Male wieder die Alte.

„Ich weiß nicht, ob . . ob er dabei ist . .", log die andere. „Ich weiß nur, daß ein Baron von Roth die Bratsche spielt und sein Bruder das Cello."

„Und die erste Violine, natürlich er!"

Die Worte waren mit bitterem Hohn gesprochen und — das Gespräch war aus!

Wer aber glauben würde, daß Malvine deshalb gleich locker gelassen hätte, der irrte sich in dem Charakter des tapferen Mädels gar sehr. Sie wußte, der Haken saß. Das Fischlein zappelte schon an dem so kunstvoll hergerichteten Köder. Man mußte nur die Angelschnur ein bißchen nachlassen und wieder anziehen und wieder nachlassen, um den Widerstand zu ermüden, dann ging's schon.

So kam es, daß eines Tages Bogdan von Roth händereibend und sich in die Hände schlagend zu den beiden andern hineinkam und, einen offenen Brief schwenkend, sagte: „Kinder, wir haben sie!"

„Wen?" fragten Kola und Herr von Berg gleichzeitig.

„Unsere Partnerin. Unsere Klavierspielerin!"

„Doch nicht Fräulein von Mertinat?!" rief Herr von Berg aus.

„Wen denn sonst?! Lest doch, wenn ihr's nicht glaubt! Hier steht es doch: ‚Sehr geehrter Herr Baron! Es würde mich und die Fräuleins von Mertinat sehr freuen, wenn Sie uns zu einem musikalischen Abend in dem Hause meiner Nichten verhelfen würden. Vielleicht geben Sie uns Freitag abend die Freude Ihres Besuches und bringen Ihre musikalischen Freunde gleich mit.'"

Niemand sah diesem Schriftstücke an, wieviel Kopfzerbrechen es gekostet hatte und wieviel Stolz dadurch wieder in Trümmer gegangen war: die Einladung war erfolgt und — Herr von Berg war nicht ausgenommen. Die ganze Geschichte aber war ganz wunderbar geschickt gemacht, denn die Einladung ging nicht direkt von den jungen Damen aus, sondern von der Mikoleiten, die allerdings zu den Mertinaten eine Tante vierten oder fünften Grades war, wenn man die Verwandtschaft noch gelten ließ.

Natürlich warteten die Roths nicht den Freitag ab, sondern begaben sich schon am nächsten Tage zu der offiziellen Besuchsstunde in das Mertinatsche Haus, um sich den Damen vorzustellen und für die liebenswürdige Einladung zu danken, und da erst stellte es sich heraus, daß Malvine und der eine Herr von Roth schon gute Bekannte waren, und daß derselbe Herr von Roth Madeline schon spielen gehört hatte und von ihrem Spiele entzückt war.

Kurze Zeit später war Nikolai von Roth genau ebenso entzückt, denn wenn es auch gegen die Regeln verstieß, den ersten Besuch so auszudehnen, hatten die beiden doch gebeten, ihnen als künstlerische Wegzehrung, den Genuß eines kleinen, kleinen Stückchens mitzugeben.

Ja, das Spiel war wirklich eine Offenbarung, und auch Nikolai von Roth kam mit einer Begeisterung zurück, die dem Herrn von

Digitized by Google

Berg — er hätte lügen müssen — aber wirklich gar nicht gefiel.

Der Empfang, den Herr von Berg am Freitag Abend seitens der Frau Mikoleit, die hier die Rolle des fünften Rades am Wagen spielte, fand, war überaus herzlich, ja fast überschwenglich und sollte ihn wohl für die formell kühle Begrüßung entschädigen, die er seitens der beiden Mertinatschen Damen erfuhr.

Malvine, die Herrn von Berg persönlich noch nicht gekannt hatte, und die auf das erste Zusammentreffen mit ihm sehr gespannt gewesen war, schien von dem Eindruck, den das Auftreten des jungen Gutsherrn auf sie machte, sehr befriedigt.

Er entsprach in seinem Wesen gar nicht dem Bilde, das sie sich von ihm gemacht hatte, und das Unrecht, das ihre Schwester ihm angetan hatte, wurde ihr immer klarer.

Auch Madeline mußte sich gestehen, daß er mit feinstem Takte allem auswich, was nur im geringsten an die frühere und auch jetzt noch nicht behobene Spannung hätte erinnern können.

Sein wundervolles Spiel, der große, machtvolle Ton, den er seinem kostbaren Instrumente entlockte, trugen natürlich wesentlich dazu bei, sie mit dem Schritt zu versöhnen, den sie, selbst als sie ihn getan, für unrichtig gehalten hatte.

Das Zusammenspielen der vier war ein Genuß. Jeder wurde durch den anderen förmlich mitgerissen, sein Bestes aus sich selber zu geben.

Die Mikoleiten war sprachlos. So etwas hatte sie in ihren besten Tagen nicht erlebt und Malvine lauschte wie eine Verträumte, aber manchmal kam es doch vor, daß ihre Blicke sich mit denen eines anderen trafen.

Beim Weggehen brachte Kurt von Berg bei der Mikoleiten seine Einladung vor.

Er hoffe, daß sie und ihre Fräulein Nichten ihm die Ehre erweisen würden, den nächsten Abend bei ihm zu verbringen, und da die Mikoleit die Einladung sofort annahm, so blieb Madeline von Mertinat keine Möglichkeit, nein zu sagen.

Als aber die drei großen Männer das Haus verlassen hatten, blieb Nikolai von Roth plötzlich stehen und rief, Herrn von Berg plötzlich am Rockknopfe packend und ihn schüttelnd: „Mensch! Mensch! Was für ein Mädel! Was für ein Weib! Wenn d u sie nicht heiratest, weiß Gott, dann nehm i ch sie mir!" So groß und so stark war der Eindruck gewesen, den sie nicht nur als Künstlerin, nein, auch als Weib auf ihn gemacht hatte.

Daß dem ersten Abend der zweite gefolgt war, daß Madeline ihren Widerstand aufgab, war fast ein Wunder. Daß aber diesem Abend um Abend folgte, das war, bei dem Kunsteifer, der alle beseelte, selbstverständlich und klar. Im Wesen Madelinens von Mertinat aber änderte sich nichts. Sie blieb Herrn von Berg gegenüber die korrekte Gastgeberin, wenn die Herren bei ihr waren, und blieb der liebenswürdige Gast, wenn der Quartettabend oben auf dem Gutshofe stattfand.

Alle Hoffnung, dem Herzen Madelinens näher zu treten, erwiesen sich als trügerisch, dagegen schien sich zwischen Bogdan von Roth und Malvine allerlei angebahnt zu haben, worüber man noch nicht zu sprechen brauchte, was aber die Spatzen vom Dache schon pfeifen, oder noch besser die Sprosser mit ihrem schmetternden Liebesliede verkünden konnten.

Daß Herr von Berg außerordentlich unter der kühlen Zurückhaltung des jungen, von ihm geradezu vergötterten Mädchens litt, war selbstverständlich, und eines schönen Tages beschloß er, der Sache ein Ende zu machen. Unter irgend einem Vorwande ging er v o r der vereinbarten Stunde zu ihr.

Er traf sie im Garten.

Lesend.

Sie zuckte zusammen, als sie ihn sah, trat ihm aber gefaßt und ruhig entgegen.

„Sie kommen heute zeitiger als sonst, Herr von Berg", sagte sie.

„Allerdings", entgegnete er. „Und das hat seinen Grund, Fräulein Madeline, so geht es nicht weiter. Ich muß mit Ihnen sprechen. Ich kann nicht länger mit meinen Worten zurückhalten, wo jeder Blick meiner Augen, wo jeder Hauch meines Atems Ihnen gesagt haben muß, wie es um mich und mein Herz steht."

„Oh, nicht! Sagen Sie nichts, Herr von Berg, ich bitte Sie . . .", sagte sie und streckte wie abwehrend ihre Hand vor.

„Ich muß, denn dieses Bangen, dieses Zweifeln, Madeline, tötet mich noch. Ich muß

Digitized by Google

endlich mein Schicksal kennen, und dieses Schicksal, Madeline, liegt nur in Ihrer Hand. Ich muß . . .“

„Nicht, Herr von Berg. Ich bitte Sie, nicht“, wiederholte sie. „Ich kann und darf Sie nicht länger anhören.“

Sie stieß diese Worte beinahe gewaltsam hervor. Diese Worte, die ihr selbst so fremd und kalt erschienen, als kämen sie gar nicht aus ihrem Munde, geschweige denn aus ihrem eigenen Herzen, an das er sich mit seiner Frage ja gewendet hatte. Denn wenn ihr Herz geantwortet hätte, dann wäre diese Antwort ganz anders geworden, aber das Herz mußte schweigen, denn nur der Stolz führte hier seine Sprache. Ein armer, armseliger, sie elend machender Stolz, über den sie nicht hinwegkommen konnte und der ihre ganze Seele beherrschte, wenn auch das Herz sich dagegen aufbäumen mochte.

Herr von Berg verstand die Tragödie dieses Zwiespalts in den tiefen Augen des Mädchens leider nicht zu lesen, die ihn mit dem Ausdruck eines waidwunden Tieres ansahen, das sich hilflos dem todbringenden Schmerz hingibt.

„Sagen Sie nicht, Madeline,“ bettelte er, „daß ich keine Aussichten habe. Geben Sie mir nicht jetzt Ihre Antwort, lassen Sie mich warten, eine Woche, zwei, Monate lang, wenn Sie wollen, aber nehmen Sie mir nicht durch ein vorschnelles Wort alle Hoffnung, allen Wert meines Lebens, das ja nur Ihnen gehört. Lassen Sie sich sagen, Madeline, was Sie vielleicht nicht gesehen oder gewußt haben, daß von jenem Tage an, an dem ich Sie zum ersten Male oben bei mir im Gutshaus gesehen habe, mein Herz keinen anderen Wunsch, mein Sinn kein anderes Denken hatte, als Sie, Sie und immer nur Sie! Ich habe in meinem ganzen Leben bis dahin nicht gewußt, was Lieben heißt. Ich habe nicht gewußt, was für ein Leid es über uns bringt. Ein Leid, Madeline, das ich nicht mehr zu tragen vermag. Und dieses Leid, diese Liebe, wendet sich an Sie, bittend, bettelnd um ein bißchen Gegenliebe . . . Ich verlange ja nicht Ihr ganzes, großes, herrliches Herz. Ich will es mir schrittweise, stückweise erobern, wenn Sie mir nur das Recht geben, es zu tun, es zu versuchen. Sehen Sie doch, wie wenig ich will. Wie bescheiden die Wünsche meiner Seele durch Ihre Kälte geworden sind! Nicht wahr, Madeline, Sie schicken mich nicht als einen Bettler fort? Nicht wahr, Sie wollen mich nicht gehen lassen, ohne daß ich um eine Hoffnung reicher bin? Madeline! . . .“

Aber seine Stimme brach ab und seine Worte versagten ihm, als sie sich schroff von ihm abwandte.

Wie geistesabwesend sah er sie, von ihr zurückweichend, an.

„Ich kann nicht . . . ich kann wirklich nicht, Herr von Berg“, sagte sie. „Es tut mir ja von Herzen leid . . . aber es geht nicht . . . eine weite Kluft trennt uns. Ich weiß, ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet. Ich weiß, daß alles, was wir jetzt haben, im Grunde nur . . . Ihrer Güte verdankt wird, . . . ich weiß, daß wir selbst die fleckenlose Ehre unseres Namens Ihnen und nur Ihnen danken, seit Georginne sich zu ihrem Vergehen hatte hinreißen lassen. Ich weiß, daß Sie ein Recht haben, einen Preis zu fordern. . .“

Er war bis an die Lippen blaß geworden, gleichzeitig aber hatte ihn eine unglaubliche, harte, eisige Ruhe erfaßt.

„Ja, wenn Sie das so auffassen,“ sagte er, „dann bleibt mir allerdings nichts anderes übrig als zu gehen.“

Er machte eine ganz kurze Verbeugung vor ihr und ging wirklich.

Am liebsten hätte sie aufschreien und ihm zurufen mögen: „Komm! Komm doch zurück, es war ja Lüge, Lüge, was ich gesagt habe!“ aber es kam kein Laut von ihren Lippen. Sie stand nur totenbleich und nach Atem ringend da und suchte ihn nur mit ihrem Herzen, nur mit ihren heißen, sehnsüchtigen Blicken zu sich zurückzurufen.

Wenn . . . er . . . sich . . . nur nach ihr umdrehen wollte!

Aber er tat's nicht. Das Gattertor fiel hinter ihm zu und der Wald verschlang ihn.

An jenem Tage wurde keine Kammermusik getrieben. Damit war es nun aus. Eigentlich war es mit allem aus, denn Kurt von Berg war wie verstört. Er ging herum, mehr wie ein Nachtwandler, als wie ein ins Leben sehender Mensch. Es war daher kein Wunder, daß unaufschiebbare Geschäfte Nikolai von Roth

Digitized by Google

zwangen, nach Hause, auch mal auf seine Güter wieder zurückzukehren.

„Bogdan kann ja bleiben, wenn er will."

Der aber wollte nicht. Obwohl etwas da war, was ihn mit festesten Banden hier hätte halten können. Aber diese Bande zerrissen ja nicht, auch wenn er fort war, und so weit war man ja nicht voneinander, daß man nicht, wenn man wollte, ab und zu einmal, auf einen Rutsch wieder rüber konnte.

Kurt von Berg machte erst gar keinen Versuch, seine Gäste zurückzuhalten. Er wußte, daß man ihn und den Zusammenbruch seiner Stimmung verstand, und er war den Brüdern von Roth dankbar, daß sie ihn allein mit sich selbst lassen wollten.

Der Abschied war natürlich sehr herzlich. Von Herrn von Iwolski, der sich in der letzten Zeit vollständig zurückgezogen und nur seinen Studien und seiner Arbeit gelebt hatte, ein zeremoniell höflicher. Und dann . . . dann brach die Kraft des so schwer getroffenen Mannes zusammen; da aber trat mit einemmal der Inspektor, der Grundmoser ein.

Der hatte ein sehr gutes und probates Mittel für alles; das hieß: Arbeit.

Zu der hielt er, ohne daß dieser es merkte, den Gutsherrn an.

Aber wie!

Eine Menge neuer Projekte tauchten mit einemmal auf. Diese und diese neue Landwirtschaftsmaschine war irgendwo aufgetaucht und mußte angeschafft und erprobt werden.

Dort mußte dem Haideland wieder ein Stück Boden abgerungen und der Kultur gewonnen werden. Dort mußte ein Laich- und Brutanstalt angelegt werden, um den Fischreichtum zu heben. Da waren ganze Strecken aufzuforsten und namentlich das Gut unten, das frühere Mertinatsche, mußte jetzt endlich wieder ganz auf die Höhe des Hauptgutes gebracht werden.

Herr von Berg, der von allem nur einen unbestimmten Klang im Ohre behielt und den Ausführungen und Auseinandersetzungen seines Inspektors gar nicht zu folgen imstande war, sagte nur zu allem: „Ja, ja."

Damit aber war dem alten Grundmoser nicht gedient.

Er zwang seinen Herrn durch allerlei Fragen, die nicht so mir nichts, dir nichts, abgetan werden konnten, ihm Rede und Antwort zu stehen.

Das wäre ja noch schöner, den Kopf wegen so eines Mädels hängen zu lassen!

Denn daß es sich um ein Mädel, die Mertinat unten, handelte, und daß die dem Herrn einen Korb gegeben hatte, das wußten alle. Das war das Gespräch des ganzen Hauses, der ganzen Nachbarschaft und blieb es recht, recht lange, bei allen den vielen Klatschbasen beiderlei Geschlechts.

Ja, das fehlte gerade noch! Hatte denn er, der Grundmoser den Schmerz nicht auch schon durchgemacht? Einen weit ärgeren sogar! Hatte ihm nicht der Hund, der Russe, sein Mädel abspänstig gemacht und es ihm, zwölf Tage vor der Hochzeit, zwölf Tage vorher! entführt?!

Wie lange war das jetzt her? Vierunddreißig Jahre schon, und die Wunde blutete noch und der Schmerz war noch nicht verwunden. Aber . . . wie hatte er die Sache getragen?!

Die Zähne aufeinandergebissen und wenn es zu arg wurde, die Fäuste geballt, die Arme gestrafft und — zur Arbeit gegangen. Das hatte geholfen, half jedem und mußte auch den Gutsherrn wieder herausrappeln.

Das wäre ja noch besser, wenn man um eines Mädels willen zum Waschlappen würde!

Das gibt es ja gar nicht. Die Kur aber schlug doch nicht recht an, bis der Teufel, den Satan mit dem Teufel selbst, austrieb. Das heißt, bis eine neue, größere Sorge, die alte zurückdrängte. Und diese Sorge war wieder Madeline.

„Da unten ist wieder was faul", sagte der Grundmoser eines Tages zu Herrn von Berg.

„Wo?" fragte dieser.

„Na, unten bei Mertinats. Da ist eine der Damen, wie es heißt, krank geworden."

„Welche?!" fragte Herr von Berg durch die Nachricht erschreckt.

„Die ältere glaub' ich, das Fräulein Madeline."

„Um Gottes willen, was fehlt ihr denn?"

Ja, das wußte der Grundmoser selbst nicht. Was gingen denn ihn die Weiber da unten an?

Digitized by Google

Das sagte er natürlich nur so, er wußte aber ganz genau, daß es dem Fräulein Madeline tatsächlich sehr schlecht ging.

Fieber.

Und wußte auch, daß es schon von dem Tage an, an dem der Herr so verstört von unten gekommen war, mit dem Fräulein nicht mehr recht klappte.

Daß sie immer mehr und mehr, weiß der Teufel aus was für einem Grunde, von Kräften gekommen war, bis sie, die sich mit einer fabelhaften Energie aufrecht zu halten versucht hatte, völlig zusammenklappte.

Typhus, oder so etwas Ähnliches, hatte der Arzt gesagt und der Herr Sanitätsrat Berger von Goldap, war auch schon gerufen worden und jetzt erwartete man eine Kapazität von Königsberg.

„Und das sagen Sie mir jetzt erst, Grundmoser?" rief der junge Gutsherr erregt.

„Ich wußte ja nicht, daß es Sie interessiert" sagte der, mit der unschuldigsten Miene von der Welt.

„Ich bitte Sie, lassen Sie schnell die Hela satteln. Man muß doch, um Himmels willen, nachsehen gehen, wie es um seine Nebenmenschen steht!"

Der alte Grundmoser rieb sich die Hände.

Wenn die unten — Gott geb's — wieder gesund wurde, dann wurde auch sein Herr wieder heil und gesund, das war einmal sicher. Na, und wenn's — was Gott verhüte, — anders kam, dann war wenigstens aus dem unheilbar bitteren Schmerz ein tiefes Weh geworden, das allmählig sicher verheilte.

Herr von Berg ritt dahin wie vom Teufel gejagt. Alles was die prächtige Stute hergeben konnte, holte er aus ihr heraus und das war bei dem edlen Tiere nicht wenig.

Die Mikoleiten begrüßte ihn mit einem sehr bleichen, von mehr als einer durchwachten Nacht Zeugnis ablegenden, bekümmerten Gesicht.

„Steht es so schlecht?" fragte der Gutsherr.

„Wir befürchten das schlimmste."

Er biß sich mit seinen Zähnen die Fingerspitzen fast wund und fühlte, wie ihm die Tränen in die Augen traten.

„Kann ich sie sehen?" fragte er.

„Das wird wohl nicht gehen", sagte die gute Frau und zuckte bedauernd mit den Achseln. „Sie ist zwar nicht bei Bewußtsein, aber . . ." Mein Gott, sie konnte ihm doch nicht sagen, daß sie phantasierte und daß er gerade deshalb nicht hin konnte, denn sie phantasierte immer von ihm.

Sie lief ihm immer und immer und immer nach. Durch dick und dünn, durch Dorn und Gestrüpp und rief ihn und rief ihn, und war außer sich, daß sie ihn nicht erreichen konnte.

Nein, das konnte sie ihm nicht sagen, und hören durfte er das auch nicht. Wenn die Madeline dann doch noch gesund würde, würde sie's ihr ja in ihrem Leben nicht mehr verzeihen.

Sie konnte daher nichts anderes tun, als ihm die Hand drücken, um ihm ein klein bißchen Mut zu geben. Den Mut, von dem sie selbst nicht ein Quentchen mehr hatte.

Sie wollte aber die Malvine rufen. Das arme Wurm war ganz wie gebrochen. Sechs Tage lang schon war sie nicht aus ihren Kleidern gekommen; war keinen Augenblick lang von dem Krankenbette gewichen.

„O ja, natürlich", gab sie auf eine Frage des Gutsherrn zur Antwort.

Gewiß war eine Schwester zur Pflege da. Aber, wer läßt sich in so einem Falle das nehmen? Wer gibt nicht all seine Kräfte her, um zu helfen? Wer gäbe nicht gern sein Leben hin, um das arme, bedrohte zu retten?

Alle, alle waren da, auch die Georginne. Armes Mädel das! Und wie tapfer sie sich erwies! Wie sie ihre Tränen herunterschluckte, um nur den anderen, den Mut nicht zu nehmen.

Ja, jetzt wollte sie aber doch gehen und die Malvine holen. Die würde ihm sehr, aber sehr dankbar sein, daß er gekommen war. Es war ja doch möglich . . . aber nein . . . das konnte die Malvine ihm sagen

Und damit ging sie.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Walzerkönig / Roman von Freiherr von Schlicht

3. Fortsetzung.

Dieser andere stand in seiner ganzen Größe unmittelbar neben dem Treppenabsatz und streckte den beiden Freunden nun beide Hände zum Gruß entgegen. Das war von dem gewiß sehr herzlich gemeint, aber die beiden erschraken trotzdem, und wenn Horst nicht noch im letzten Augenblick seine Beine festgehalten hätte, wären ihm die erbarmungslos unter dem Leibe fortgerutscht und er hätte sich mit einem lauten Knall auf die Treppe gesetzt, denn vor ihnen stand niemand anders, als sein neuer Hauptmann, Herr von Rodenhausen und unwillkürlich schoß es Horst durch den Kopf: „Wie kommt denn der nun schon wieder hierher? Der hat doch noch fünf Tage Urlaub, kann der es denn gar nicht erwarten, das Kommando über seine Kompagnie zu übernehmen?" Dann aber dachte er, ebenso wie Kasimir es gleich getan hatte, an die beiden Hauptmannsmädel. Wenn Herr von Rodenhausen hier war, waren die beiden jungen Damen sicher auch nicht fern und das konnte 'ne schöne Geschichte werden, wenn die sie gleich heute damit neckten, daß sie damals auf der Straße auf der Hinterhand kurz kehrt machten und hinter ihnen her gestiegen waren.

„Aber was machen Sie denn nur für Gesichter, meine Herren?" lachte Herr von Rodenhausen von neuem belustigt auf, „Sie tun gerade, als wenn ein Geist vor Ihnen stände."

„Wir sind nur mehr als überrascht," nahm Horst das Wort, um wenigstens eine Erklärung für ihr Verhalten zu geben, „wir glaubten, der Herr Hauptmann wären noch beurlaubt."

„Das bin ich auch," lautete die Antwort, „und Sie, mein lieber Herr von Iring, brauchen nicht zu befürchten, daß ich gleich morgen früh auf dem Kasernenhofe erscheinen werde. Ich verlebe den Rest meines Urlaubes hier im Hotel. Wir waren in München, aber das Wetter ist dort zu miserabel, dazu kommt, daß noch manche Reparaturen in der Villa, die ich hier mietete, gemacht werden müssen und daß die Handwerker allein damit nicht fertig werden. Na, da haben wir uns auf die Bahn gesetzt, um den Arbeitern nochmals alles zu erklären."

„Der Herr Hauptmann sind also nicht allein hier?" mischte sich nun auch Kasimir in das Gespräch, „die beiden Fräulein von Lahnstedt sind ebenfalls hier abgestiegen?"

„Allerdings", stimmte Herr von Rodenhausen ihm bei, „und die Mädels werden keine schlechten Augen machen, wenn die Sie hier sehen. Namentlich die Otti wird sich freuen, aber die Orla selbstverständlich auch", und erklärend setzte er hinzu: „Die Otti äußerte vorhin, es sei doch etwas langweilig, daß wir nun auch heute wieder allein speisen sollten und halb ernsthaft, halb scherzhaft fragte sie mich, ob ich kraft meines Amtes aus dem Kasino nicht wenigstens einen Leutnant zur Gesellschaft abkommandieren lassen könne. Na, nun habe ich statt des einen Leutnants gleich zwei erwischt und nicht wahr, meine Herren, Sie geben mir und meinen Mädels keinen Korb, wenn ich Sie bitte, mit uns zu essen? Meine Damen müssen jeden Augenblick kommen, eigentlich müßten Sie schon seit einer Viertelstunde hier sein, aber die Verspätung liegt natürlich nur daran, daß die Uhren wieder einmal zu schnell gehen" und noch einmal bat er: „Nicht wahr, die Herren geben mir keinen Korb?"

„Ich für meine Person muß es leider tun, da ich für heute bereits eingeladen bin", gab Horst zur Antwort und auch Kasimir meinte: „Es ist uns beiden bei dem besten Willen ganz unmöglich, Herr Hauptmann, Ihre freundliche Einladung anzunehmen, auch ich bin heute nicht mehr frei." Und dann erzählte er von dem Besuch seiner Mutter und seiner Schwester.

Herr von Rodenhausen hörte zuerst mit deutlich sichtbarer Enttäuschung, dann aber voller Interesse zu, bis er plötzlich meinte: „Das war also Ihre Frau Mutter, Herr von Mellendorf? Natürlich, jetzt, wo Sie selber vor mir stehen, erkenne ich die große Ähnlichkeit. Das war also Ihre Frau Mutter", wiederholte er noch einmal, um hinzu zu setzen: „Ich war zufällig hier unten in der Halle, als Ihre Damen ankamen. Ich fiel denen selbstverständlich

Digitized by Google

nicht weiter auf, schon weil ich da Zivil trug und halb hinter meiner Zeitung verborgen war. Ihre Damen gingen dicht an mir vorüber. Sie haben eine sehr reizende Schwester, mein lieber Herr von Mellendorf, und eine außergewöhnlich liebenswürdige Frau Mutter, die schon durch ihre äußerliche Erscheinung einen außerordentlich sympathischen Eindruck macht. Ich würde mich sehr freuen, wenn sich mir und meinen Mädels bald Gelegenheit bieten sollte, Ihre Damen persönlich kennen zu lernen, um so mehr, da wir doch wohl noch einige Zeit hier im Hotel zusammen wohnen werden. Da erfordert es schon die Höflichkeit, daß man der Frau Mutter und der Schwester eines Regimentskameraden die Reverenz erweist."

Das klang alles so ruhig und gelassen, als sei es etwas ganz Selbstverständliches, was Herr von Rodenhausen da mit seiner angenehmen Stimme sagte und Kasimir war durch die Huldigung, die der seiner Mutter und seiner Schwester darbrachte, sehr angenehm berührt, und so meinte er denn: „Es wird sicher auch meinen Damen ein sehr großes Vergnügen sein, baldmöglichst den Herrn Hauptmann und die beiden Fräulein von Lahnstedts kennen zu lernen. Ich selbst kann mich des Tages über ja nur wenig um die Meinen kümmern, da wäre es mir sehr lieb, wenn meine Damen hier liebenswürdige Bekanntschaft schlössen, mit der sie hin und wieder eine Stunde verplauderten. Heute wird sich diese Bekanntschaft allerdings wohl kaum vermitteln lassen, das heißt" unterbrach er sich plötzlich, „ich habe eine Idee. Wie wäre es, Herr Hauptmann, wenn wir bei dem Diner unsere Tische zusammenrückten, oder noch besser, wenn wir an einem gemeinsamen Tische speisten?"

In den hübschen dunklen Augen des Herrn Hauptmanns blitzte es freudig auf: „Den Gedanken hatte ich natürlich auch schon, mein lieber Mellendorf, aber ich wagte das nicht auszusprechen, denn selbstverständlich dürfen meine Mädels und ich uns Ihren Damen nicht aufdrängen. Aber wenn Sie glauben, daß Ihre Frau Mutter gegen Ihren Vorschlag nichts einzuwenden hätte —"

„Das halte ich für völlig ausgeschlossen, Herr Hauptmann. Meine Mutter wird sich schon für meine Schwester freuen, wenn die gleich heute ein paar junge Damen kennen lernt. Wenn Sie, Herr Hauptmann, mich einen Augenblick entschuldigen wollten, dann fahre ich rasch mit dem Fahrstuhl in die Höhe, frage bei meiner Mutter an und komme sofort zurück", und ohne Herrn von Rodenhausens Antwort abzuwarten, rief Kasimir den Fahrstuhljungen, damit der ihn hinauffahre.

Horst blieb mit Herrn von Rodenhausen allein zurück, und zwar mit etwas gemischten Gefühlen. So sehr er sich auf der einen Seite auch darauf freute, nun nicht den ganzen Abend schon aus Höflichkeit Kasimirs Schwester etwas den Hof machen zu müssen und wenn er sich sogar darauf freute, nun endlich Fräulein Orla, die dunkle Blondine, kennen zu lernen, es wollte ihm doch nicht recht in den Sinn, daß Kasimir so schnell davoneilte, um das gemeinsame Abendessen zu besprechen, denn daraus schien ihm hervorzugehen, daß auch Kasimir sich darauf freue, Fräulein Orla vorgestellt zu werden, obgleich der ihm erst letzthin erklärte, daß er sich daraus nichts mache; das ärgerte und verstimmte ihn.

Aber er hatte nicht allzu viel Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen, während sein Hauptmann mit ihm über gleichgültige Dinge plauderte, denn plötzlich standen die beiden Fräulein von Lahnstedts mit ihrer Gesellschafterin unmittelbar neben ihnen, und so leise waren sie auf dem weichen Teppich näher gekommen, daß er sie erst bemerkte, als sie neben ihm standen und als Herr von Rodenhausen ihnen lustig zurief: „Du siehst, Otti, deine Wünsche sind mir Befehle. Du wolltest bei Tisch gern wenigstens einen Leutnant zur Gesellschaft haben, hier ist er, den ich Ihnen, Fräulein von Oberbeck, und euch, meine lieben Mädels, hiermit feierlichst als Herrn von Iring vorstelle, während ich zugleich der Hoffnung Ausdruck gebe, daß zur Gesellschaft für euch noch ein zweiter Leutnant kommen wird." Und er erzählte seinen Damen von Kasimirs Mutter und Schwester.

Horst hatte unterdessen Zeit, die jungen Damen, die beide in weißseidenen Dinertoiletten sehr hübsch und sehr apart aussahen, aus nächster Nähe zu mustern, und namentlich Orla gefiel ihm heute ohne Hut womöglich noch

Digitized by Google

besser, als bei der ersten Begegnung auf der Straße. Nur wäre es ihm lieber gewesen, wenn nicht Fräulein Otti, sondern Orla sich einen Leutnant als Tischherrn gewünscht hätte, denn bei dem ausgesprochenen Pech, das er nun einmal mit seinen Hauptmannstöchtern hatte, befürchtete er, daß Otti sich in ihn verlieben könne, während ihm selbst die Orla tausendmal besser gefiel. Aber die schien seine geheimsten Gedanken nicht zu erraten und die erst recht nicht zu teilen, denn wenn sie ihn letzthin, wenn auch vielleicht nur zufällig oder ganz unbeabsichtigt, angelächelt hatte, sah sie ihn heute, wenn auch nicht gerade unfreundlich, so doch völlig gleichgültig an, während Otti, als Herr von Rodenhausen ihnen Kasimirs Familiengeschichte erzählte, deutlich verriet, daß sie das Ende dieser Erklärung mit einer gewissen Ungeduld herbei wünsche, um sich mit ihm etwas unterhalten zu können. Er selber hatte auch die Empfindung, als müsse auch er jetzt einmal ein paar Worte sagen, um nicht weiter als schweigender Olgötze dazustehen, denn bisher hatte sich für ihn noch keine Gelegenheit geboten, nur die kleinste Silbe zu sprechen. Aber er kam auch jetzt nicht dazu, denn die Tür des Fahrstuhles öffnete sich in diesem Augenblick und Kasimir kam mit seiner Mutter und seiner Schwester zum Vorschein, um Herrn von Rodenhausen sofort zuzurufen: „Habe ich es nicht gesagt, Herr Hauptmann? Meine Mutter war von meinem Vorschlag ebenso entzückt, wie meine Schwester. Und damit wir nicht länger zu warten brauchten, habe ich meine Damen gleich mitgebracht."

„Das ist in der Tat reizend", beeilte Herr von Rodenhausen sich, zu erwidern, dann begann die große gegenseitige Vorstellung und gleich darauf ging man zu Tisch.

Herr von Rodenhausen ging mit Kasimirs Mutter voran, die anderen folgten, ohne daß sie sich schon zu Paaren zusammengefunden hätten, das geschah erst, als man sich an einem gerade freistehenden runden Tische niederlassen wollte. Alle wußten nicht recht, wie sie sich gruppieren sollten, bis Herr von Rodenhausen sich erlaubte, seine Vorschläge zu machen. Die waren zwar nicht nach jedermanns Wunsch, aber man mußte sich denen fügen, um nicht zu verraten, daß man lieber anders gesessen hätte. Als man endlich Platz nahm, hatte Herr von Rodenhausen Frau von Mellendorf zu seiner Rechten, die Gesellschafterin seiner Töchter, eine stille, ruhige Dame, die Ende der Vierzig zählte, zu seiner Linken. Neben Fräulein von Oberbeck saß Otti, die von Horst geführt wurde, der zu seiner Linken Fräulein Thekla hatte. Diese wiederum saß rechts neben Orla, der Kasimir den Arm geboten hatte, der seinerseits rechts neben seiner Mutter saß.

Namentlich Horst war mit dieser Tischordnung nicht zufrieden. Er hätte tausendmal lieber neben Orla gesessen. Aber sonst merkte er sehr bald, als das Gespräch nach und nach in Fluß kam, daß man sich mit Otti sehr gut unterhalten könne, sie war lustig und amüsant, und was ihm besonders an ihr gefiel, sie betrachtete es, als er nun doch absichtlich das Gespräch darauf brachte, um sich deswegen noch nachträglich bei ihr zu entschuldigen, als etwas ganz Selbstverständliches, daß er ihnen damals mit Kasimir zusammen auf der Straße nachgegangen war und übermütig setzte sie hinzu: „Sie brauchen deswegen wirklich nicht verlegen zu sein, denn das sage ich Ihnen, wenn ich ein königlich preußischer Leutnant wäre, hätte ich es ebenso gemacht und im übrigen nimmt es keine junge Dame übel, wenn sie merkt, daß sie einem Herrn gefällt, wobei ich es dahingestellt sein lasse, ob Ihr persönliches Interesse damals mir, meiner Schwester oder unserem lieben Fräulein von Oberbeck galt."

„Selbstverständlich der Letzteren", rief er schnell aus, schon um nicht die Wahrheit gestehen zu müssen.

Otti lachte hell und fröhlich, dann rief sie ihm zu: „Na, da würde Fräulein von Oberbeck aber kein schlechtes Gesicht machen, wenn ich ihr das wiedererzählte und wenn die auch noch erfahren sollte, daß vielleicht auch das Interesse Ihres Freundes lediglich ihr galt. Aber fürchten Sie nichts, Herr von Iring, ich werde das Geheimnis, das Sie mir anvertrauten, für mich behalten, schon um Fräulein von Oberbeck ihren Frieden und Gemütsruhe nicht zu rauben."

Er dankte ihr anscheinend tief gerührt, daß er auf ihre Verschwiegenheit zählen dürfe, schon weil er sich über seine eigenen Empfin-

Digitized by Google

dungen für die ältliche Jungfrau doch noch nicht ganz einig sei und er tat das in so ernsthaft komischer Weise, daß Otti abermals fröhlich auflachte, bis sie endlich meinte: „Nun wollen wir aber das arme Fräulein von Oberbeck in Ruhe lassen, das ist ein so lieber, prächtiger Mensch, daß wir uns auch im Scherz nicht über sie lustig machen dürfen", und um gewissermaßen das Unrecht, das sie an der begangen hatte, wieder gut zu machen, wandte Otti sich jetzt an ihre Gesellschafterin und bot Horst Gelegenheit, nun auch ein paar Worte mit Fräulein Thekla zu wechseln. Wenigstens hatte er seinerseits die Absicht, aber Thekla bemerkte zuerst gar nichts davon, die unterhielt sich so lebhaft mit Orla, daß sie erst aufmerksam wurde, als Horst sich durch ein leises diskretes Räuspern bemerkbar machte. Da wandte sie ihren Kopf nach ihm hin, aber es vergingen doch noch ein paar Minuten, bis sie endlich Zeit für ihn fand: „Sie dürfen mir nicht böse sein, Herr von Iring, aber Sie wissen ja, wie das so oft zwischen zwei jungen Mädchen geht. Sie sehen sich zum erstenmal, aber haben sich gleich so viel zu erzählen, als wären sie schon seit einer Ewigkeit gute Bekannte."

Noch mehr als Horst hatte aber Kasimir sich über das lange Gespräch zwischen Orla und Thekla gewundert, ja er hatte das sogar schließlich mit einem immer größer werdenden Unbehagen mit angesehen. Mehr als einmal wollte er das Gespräch der beiden unterbrechen, aber seine Eitelkeit lehnte sich dagegen auf, weil er sich sagte, wenn Fräulein Orla es so vollständig vergessen hat, daß du neben ihr sitzst, dann ist es unter deiner Würde, dich bei ihr in empfehlende Erinnerung zu bringen, als wärest du ein Stadtreisender in Strumpfwaren und in Trikotagen. So ließ er sie denn ruhig rechts sitzen, wie sie ihn links liegen ließ, aber er tat es mit schlechtverhaltenem Unwillen, denn er hatte sich das Vergnügen, bei Tisch gerade Orla führen zu dürfen, wesentlich anders gedacht. Und seine Stimmung wurde dadurch nicht lustiger, daß sich ihm auch keine Gelegenheit bot, sich mit seiner Mutter zu unterhalten. Die war ganz weit weg, die war augenblicklich mit ihren Gedanken und Erinnerungen in Stockholm, das sie auf ihren früheren Reisen oft besucht hatte und das auch Herr von Rodenhausen sehr genau zu kennen schien, wenigstens plauderten beide sehr lebhaft über diese Stadt und verglichen Stockholm mit der norddeutschen Handelsstadt, in der sie augenblicklich weilten. Die beiden schienen sich gut zu verstehen, er merkte es an der Art, wie das Gespräch zwischen ihnen auch nicht eine Sekunde stockte, aber das nicht allein, er glaubte auch die bewundernden Blicke zu sehen, mit denen Herr von Rodenhausen seiner Mutter schweigend huldigte, als überrasche ihn deren schöne Erscheinung immer aufs neue.

Und da durchfuhr ihn abermals der Gedanke, der ihn vorhin beschäftigte, als Herr von Rodenhausen ihm von seiner Mutter vorschwärmte und der ihn in erster Linie veranlaßt hatte, seinerseits den Vorschlag zu machen, das Diner gemeinsam einzunehmen.

Sollte dieser Herr von Rodenhausen wirklich derjenige sein, welcher? Hatte er da vielleicht für seine Mutter einen Freier gefunden, ohne daß er den erst zu suchen braucht? Und war der Gedanke, daß seine Mutter noch einmal heiraten könne, wirklich so wahnsinnig, wie Horst das nannte? Er hatte es nie recht begriffen, daß seine Mutter die ganzen langen Jahre hindurch Witwe geblieben war und wenn sie nun an Herrn von Rodenhausen Gefallen finden sollte, warum nicht? Gewiß, an Jahren mochte der vielleicht etwas jünger sein, aber in ihrer äußeren Erscheinung paßten sie sehr gut zusammen und waren unzweifelhaft das, was man ein stattliches und hübsches Paar zu nennen pflegt.

Bis plötzlich noch ein anderer Gedanke ihn durchfuhr. Er dachte natürlich nicht daran, sich ernstlich in die hübsche dunkle Blondine Orla zu verlieben, oder die gar zu heiraten. Für sich hatte er das schöne Meißner Geschirr doch ganz gewiß nicht gekauft, aber trotzdem, es kostete ja nichts, wenn er sich die Sache einmal im Scherz vorstellte, daß er sich mit Orla verlobte. Vielleicht war bis dahin seine Mutter auch mit Herrn von Rodenhausen verlobt und der mochte dann eines Tages den Entschluß fassen, seine beiden Mädels, wie er die nannte, zu adoptieren. Auf die Art wurde seine Mutter dann später vielleicht gleichzeitig seine Schwiegermutter. Die Sache konnte unter Umständen ganz lustig werden und er ertappte sich

Digitized by Google

dabei, daß er plötzlich stillvergnügt vor sich hin lachte, so daß er überrascht und erstaunt aufblickte, als Orla ihn mit den Worten anredete: „Ich wollte Sie eigentlich um Entschuldigung bitten, Herr von Mellendorf, daß ich mich bisher so wenig um Sie kümmerte, aber ich glaube, das tut nicht mehr nötig, denn Sie sehen so aus, als hätten Sie sich auf eigene Faust sehr gut unterhalten. Sie machen sogar ein Gesicht, als hätten Sie sich selbst eben einen guten Witz erzählt."

„Vielleicht war es auch wirklich einer", dachte Kasimir im stillen, dann aber meinte er ausweichend, um auch sie seinerseits darauf aufmerksam zu machen, wie sehr sie ihn bisher vernachlässigte: „Leider irren Sie sich, gnädiges Fräulein, ich erzähle niemals Witze, am allerwenigsten mir selbst, und wenn ich trotzdem ein vergnügtes Gesicht machte, lag das an etwas anderem. Ich hatte mir im stillen gerade das A-B-C hergesagt und zu meiner Freude festgestellt, daß ich das noch kann, obgleich ich in der letzten Viertelstunde keine Gelegenheit hatte, davon Gebrauch zu machen."

Orla hörte deutlich den Vorwurf, den er ihr machte, aus seinen Worten hervor. Das ärgerte sie, denn sie konnte sich doch bei Tisch unterhalten mit wem sie wollte, aber auf der anderen Seite war es natürlich auch nicht ihre Absicht gewesen, unliebenswürdig sein zu wollen und so meinte sie denn jetzt: „Wenn Sie sich bisher weniger gut unterhielten, als ich es annahm, dann tut es mir leid und ich hoffe, daß Sie sich nun desto besser mit mir unterhalten werden, oder richtiger gesagt, daß Sie jetzt wenigstens mich gut unterhalten, um so mehr, da Sie das A-B-C noch können, denn schließlich besteht die ganze Unterhaltung doch nur darin, daß man aus den einzelnen Buchstaben des A-B-Cs immer neue amüsante Worte formt. Nun bin ich aber wirklich begierig, in welcher Weise Sie das A-B-C beherrschen."

Und er bewies ihr sehr bald, daß er ein ausgezeichneter Plauderer war, und wenn Orla sich auch, bevor sie zu Tisch ging, fest vorgenommen hatte, den beiden Leutnants gleich heute zu zeigen, daß sie anders sei, als die anderen jungen Mädchen, so fand sie doch an seiner Unterhaltung Gefallen, das schon deshalb, weil er es wohl absichtlich vermied, ihr, wie sie es befürchtet hatte, Schmeicheleien zu sagen. Sie hörte ihm wirklich gern zu, aber anstatt sich darüber zu freuen, begann sie nach und nach, sich darüber zu ärgern, als würde sie schon dadurch sich selbst und ihren Grundsätzen untreu. Aber sie fand trotzdem keine Gelegenheit, das Gespräch abzubrechen, ja, das wurde sogar zwischen ihr und Kasimir immer lebhafter, sodaß Orla ganz ihre Nachbarin zur Rechten, Kasimirs Schwester, vergaß und daß Kasimir gar nicht mehr daran dachte, auch einmal das Wort an seine Mutter zu richten.

Unter anderen Umständen hätte die das sicher als eine Vernachlässigung empfunden, aber heute dachte sie darüber wesentlich anders. Sie sah es ja mit eigenen Augen, wie Kasimir sich für Fräulein Orla zu interessieren schien. Er hatte ihr und Thekla, als er sie vorhin bat, mit Herrn von Rodenhausen und seinen Damen zusammen zu essen, davon erzählt, daß er die beiden jungen Mädchen zwar noch nicht persönlich kenne, daß sie ihm aber schon vor ein paar Tagen auf der Straße durch ihr Äußeres aufgefallen wären. Sollte Fräulein Orla die Veranlassung sein, daß er plötzlich über das Heiraten anders urteilte, sollte er an die gedacht haben, als er am Nachmittag in das Geschäft ging, um das Meißner Geschirr zu kaufen? Sie hoffte es, denn Orla gefiel ihr sehr, schon weil sie Kasimir zu gefallen schien. Ihr war schließlich jede Schwiegertochter willkommen, vorausgesetzt, daß sie aus einer guten und vornehm denkenden Familie war und dies war bei Orla sicher der Fall, denn aus der kurzen Bekanntschaft mit Herrn von Rodenhausen hatte sie das schon herausgefühlt.

Kasimirs Mutter war von dem lebhaften Gespräch zwischen ihrem Sohn und Orla entzückt, um so weniger war das Herr von Rodenhausen. Auf der einen Seite freute es ihn, daß Orla heute etwas aus ihrer sonstigen Reserve gegen die Herren herausging, aber auf der anderen Seite wäre es ihm sehr viel lieber gewesen, wenn Orla sich mit Horst von Iring so angeregt unterhalten hätte, wie sie es nun mit Herrn von Mellendorf tat. Gewiß, dazu bot sich jetzt bei Tisch keine Gelegenheit, dazu saßen die beiden zu weit voneinander entfernt und das ließ ihn immer aufs neue be-

Digitized by Google

dauern, die Platzfrage nicht anders gelöst zu haben. Es hätte ihn vorhin nur ein Wort gekostet, aber er sprach es nicht aus, weil er fürchtete, Horst von Iring und Orla möchten seine geheimsten Gedanken erraten, wenn er die beiden nebeneinander setzte. Die brauchten heute noch nichts davon zu wissen, daß er im stillen wünschte, sie möchten sich später finden. Noch hatte es damit allerdings gut Zeit, erst mußte er seinen Kompagnieleutnant in die Lehre nehmen, erst mußte er sich den zu seinem späteren Schwiegersohn, wenn er diesen Ausdruck gebrauchen durfte, erziehen. Das konnte er bei Horst von Iring tun, nicht aber bei Kasimir von Mellendorf, über den er keine dienstliche Machtbefugnis besaß und so fürchtete er, es möge dem gelingen, bei Orla irgendwelchen Einfluß zu gewinnen, bevor er selbst seine Pläne ausführen könne.

So war er denn sehr froh, als man endlich vom Tisch aufstand, ihm zur Freude, den anderen aber, wie er sehr bald bemerkte, etwas zum Leide, denn auch Horst hatte sich schließlich mit Otti und Thekla ebenso gut unterhalten, wie die beiden jungen Damen sich mit ihm und die wären gern noch sitzen geblieben. Auch als man sich nun erhoben hatte, blieben die drei noch plaudernd zusammen stehen, bis Horst sich doch unter dem Vorwand, sich Frau von Mellendorf widmen zu wollen, für einen Augenblick verabschiedete, in Wahrheit aber, um sich endlich auch einmal mit Orla zu unterhalten, mit der er den ganzen Abend noch keine fünf Worte wechselte. Endlich mußte er sich ihr nähern, es wurde die höchste Zeit, denn auch ihm war es natürlich nicht entgangen, wie Kasimir bei Tisch versucht hatte, Orlas Gunst zu erringen. Wie sollte er sich Kasimirs Verhalten deuten? Glaubte der immer noch, er könne ein junges Mädchen wie Orla einfach dahin bringen, daß sie sich auf einen Flirt mit ihm einließ und er könne dann ruhig weiter seines Weges ziehen? Oder machte er Orla nur den Hof, um seine Mutter zu täuschen und um in der den Gedanken wach werden zu lassen: deine weitere Anwesenheit ist hier überflüssig, du siehst ja, wie ich mich um Orla bewerbe, reise nur ruhig wieder ab, deine Gegenwart könnte mehr schaden als nützen.

Von allem, was ihn beschäftigte, durfte er sich aber nichts merken lassen, so unbefangen wie nur möglich trat er auf Orla zu und er erwischte einen günstigen Augenblick, da Herr von Rodenhausen und Kasimir mit ihren großen Dinerzigarren etwas zur Seite getreten waren, um die Damen nicht durch den Rauch zu belästigen. Frau von Mellendorf plauderte mit der Gesellschafterin, während andererseits Otti und Thekla noch zusammen standen. Orla schien für einen Augenblick unschlüssig, zu welcher dieser beiden Gruppen sie sich wenden solle, als er ihr nun plötzlich gegenüber stand. Er merkte es ihrem Gesicht an, sie war überrascht, sicher hatte sie ihn nicht erwartet, aber als er sich jetzt bei ihr entschuldigte, daß er noch gar keine Gelegenheit gehabt habe, sich ihr zu widmen, da nahm sie seine Worte doch liebenswürdiger auf, als er es im ersten Augenblick erwartet hätte und lud ihn durch eine Handbewegung ein, ihr gegenüber auf einem Sessel Platz zu nehmen: „Holen wir also das Versäumte nach, Herr von Iring, plaudern wir miteinander"! und einem plötzlichen Impuls folgend, setzte sie hinzu: „Es ist mir sogar sehr lieb, daß ich Sie einen Augenblick sprechen kann. Ich möchte einen Irrtum aufklären, oder wie ich das sonst nennen soll. Sie erinnern sich unserer ersten Begegnung auf der Straße. Meine Schwester hat mich hinterher ausgescholten, weil ich gerade, als Sie beide an uns vorübergingen, lachte oder wenigstens lächelte. Meine Schwester behauptet, da ich Sie zufällig dabei ansah, hätte man dieses Lächeln falsch deuten können. Nicht wahr, Herr von Iring, Sie selber sind niemals auf diesen Gedanken gekommen, aber ich hörte das zu meiner Beruhigung trotzdem gern aus Ihrem Munde."

Er stimmte ihr schnell bei, obgleich ihre Worte eine kleine Enttäuschung in ihm erweckten: „Wenn Sie weiter keine Sorgen haben, gnädiges Fräulein, können Sie mit gutem Gewissen, als bestem Ruhekissen, fest einschlafen" und wenn damit auch nicht ganz bei der Wahrheit bleibend, setzte er hinzu: „Ich habe Ihr Lächeln selbstverständlich bemerkt, gnädiges Fräulein, aber weder war, noch bin ich so arrogant und so töricht, daß ich nur eine Sekunde daran glaubte, dieses Lächeln hätte irgendwie mir gegolten."

Digitized by Google

„Dann bin ich beruhigt", rief sie ihm zu. Er sah, wie es in ihren Augen freudig aufblitzte und so hübsch erschien sie ihm in diesem Augenblick, daß er unwillkürlich dachte: wenn alle deine bisherigen Hauptmannstöchter der Orla geglichen hätten, dann säßest du der jetzt ganz gewiß nicht als Junggeselle, sondern sicher schon als mehrfacher Familienvater gegenüber.

Na, nur ein Glück, daß er noch frei und ledig war. Aber als er nun mit dem Flirt beginnen wollte, merkte er sehr bald, daß Orla gar nicht darauf einging, ja, daß sie sogar immer zurückhaltender wurde, je mehr sie zu merken schien, daß er den Wunsch habe, sie möge an ihm, oder wenigstens an seiner Art, sie zu unterhalten, Gefallen finden.

Und das ärgerte ihn nicht nur, das verstimmte ihn auch ein klein wenig. Er war es gewohnt, zu siegen, ohne erst um diesen Sieg kämpfen zu müssen. Ihm hatte nie etwas an diesen billigen Erfolgen gelegen und er hatte die erst recht niemals zu seinen Gunsten ausgenutzt, aber er war trotzdem verwöhnt und nun, da er sich zum erstenmal seinerseits Mühe gab, eine Eroberung zu machen, stieß er auf passiven Widerstand. Na, was ihm am ersten Abend nicht glückte, würde ihm vielleicht mit der Zeit doch gelingen. Ging es auf die eine Art nicht, dann auf die andere. So änderte es denn ganz allmählich, fast unbemerkbar die Art, mit ihr zu plaudern, aber Orla blieb ihm gegenüber trotzdem zurückhaltend, als wollte sie ihm zurufen: Du hast dich mir gegenüber bereits verraten, nun hilft es auch nichts mehr, daß du auf anderen Saiten spielst. Aber wenn er das natürlich auch bemerkte, er tat das Klügste, was er tun konnte, er stellte sich dumm und tat ihr nicht den Gefallen, sich unter irgendeinem Vorwande von ihr zu verabschieden.

Und doch wurde plötzlich ihre Unterhaltung beendet. Aus dem nebenanliegenden Musikzimmer ertönten die Klänge des elektrischen Klaviers, das einen Walzer spielte, die Rosen aus dem Süden. Leise schmeichelten sich die weichen Töne in die Ohren und von da in die Füße, wenigstens sah Horst, wie Orla die Füße im Takt bewegte und er sah bei der Gelegenheit erneut, daß sie sehr hübsche, schmale, schlanke Füße besaß.

Zuerst war er über die Unterbrechung ein klein wenig verdrießlich gewesen, jetzt aber blitzte es in seinen Augen auf, als er bemerkte, daß Orla Lust zum Tanzen verspürte. Nun sollte sie ihn einmal von der Seite kennen lernen und er brannte darauf, ihr zu beweisen, daß er nicht nur im Regiment, sondern auch in der ganzen Stadt mit vollem Recht „der Walzerkönig" genannt wurde. So bat er denn: „Würden Sie mir die Ehre erweisen, gnädiges Fräulein, diesen Walzer mit mir zu tanzen?"

Einen Augenblick zögerte sie noch, dann erwiderte sie: „Wenn Sie mit dem zweiten fürlieb nehmen wollen, dann sehr gern, Herr von Iring, aber der erste Walzer — es ist nun einmal ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen dem Onkel und mir. Den ersten Walzer tanzen wir zwei stets zusammen, denn es gibt auf der ganzen Welt keinen zweiten so guten Walzertänzer wie ihn und etwas Ähnliches behauptet er auch von mir."

„Das Letztere glaube ich Ihnen gern, gnädiges Fräulein", stimmte er ihr bei und er wollte hinzusetzen: Ob aber auch das erstere? Doch er kam nicht dazu, das auszusprechen, denn schon erschien Herr von Rodenhausen, aus dem Rauchzimmer kommend, in dem Saal, um schnell auf Orla zuzugehen und um ihr zuzurufen: „Na, Mädel, wie ist es heute mit uns beiden? Hast du mir den Tanz freigehalten?"

Statt jeder Antwort näherte sie sich ihm und gleich darauf tanzten sie dahin.

Ein schönes Paar, dachte Horst, der ihnen nachsah und der keinen Blick von ihnen wandte, aber das nicht allein, sie können beide tanzen, auch mein Häuptling, alle Hochachtung! Das hätte ich ihm in dieser Vollendung nicht zugetraut, aber das schadet nichts, auf meine Tanzbeine habe ich mich noch stets verlassen können, die werden sich auch heute nicht blamieren.

Und um sich diese Gewißheit zu verschaffen, trat er jetzt auf Thekla zu, um diese aufzufordern.

Aber der letzte Ton des Walzers war kaum verklungen, als er sich wieder Orla näherte. Er sah, wie der Pikkolo eine neue Walze in das Klavier einlegte, da würde aus der Walze sehr bald ein neuer Walzer werden.

Digitized by Google

Aber als er nun auf Orla zutrat, kam in demselben Augenblick von der anderen Seite Kasimir. Der hatte, während Horst mit Thekla tanzte, mit Fräulein Otti gewalzt, mehr aus Höflichkeit, als dem Zuge seines Herzens folgend, nun aber war für ihn Orla an der Reihe. Als ihr Tischherr hätte er sogar den Tischwalzer mit ihr tanzen müssen, wenn ihm Herr von Rodenhausen nicht zuvorgekommen wäre und wenn er sich nicht ein paar Minuten zu spät von seiner schönen Dinerzigarre getrennt hätte.

Nun standen sich die beiden sonst so guten Freunde mit beinahe feindlichen Blicken gegenüber und am liebsten hätte ein jeder dem anderen laut zugerufen: „Scher' du dich gefälligst zum Teufel." Mit Worten durften sie sich das in Orlas Gegenwart aber natürlich nicht sagen, desto beredter sagten sie es sich mit den Augen, in der Hoffnung, daß Orla nichts davon bemerken würde. Aber die bemerkte es doch und wurde dadurch verstimmt. Gab der Umstand, daß sie sich bei Tisch gut mit Herrn von Mellendorf unterhielt, diesem nach seiner Ansicht nun gleich das Recht, sie weiter für sich allein beanspruchen zu wollen? Da galt es beizeiten, ihm jede Hoffnung zu nehmen, wie sie es nach Tisch bei Horst von Iring getan hatte und so war sie froh, ihm erklären zu können, daß sie diesen Walzer bereits an seinen Freund vergeben habe.

Da erklangen auch schon die Töne des Frühlingswalzers von Grünfeld und in Orlas Augen leuchtete es freudig auf, während sie zugleich Horst zurief: „Das ist mein Lieblingswalzer."

„Und auch der meinige," stimmte er ihr bei, „nach keinem tanze ich so gern, wie gerade nach diesem."

Und hoffentlich tanzen Sie nach keinem auch so gut, wie nach diesem, hätte Orla am liebsten hinzugesetzt, da hatte er auch schon seinen rechten Arm um sie gelegt, ihre linke Hand ergriffen und begann mit ihr zu tanzen.

Nun bin ich begierig, wie die Offiziere des Regiments hier zu walzern verstehen, dachte Orla während der ersten Takte. Sie selbst war eine glänzende Tänzerin und fand selten einen Partner, an dem sie nichts auszusetzen hatte. Nur ihr Onkel tanzte ganz zu ihrer Zufriedenheit, sie hatte noch keinen anderen Herrn gefunden, der es im Walzer mit dem aufnahm, sie hätte das auch noch vor wenigen Minuten für eine absolute Unmöglichkeit erklärt, daß irgend jemand den übertreffen könne und nun mußte sie sich eingestehen, daß Horst von Iring ihren Onkel ganz weit in den Schatten drängte. Sie hatte doch, weiß Gott, schon unzählige Walzer getanzt, aber noch nie einen so unbeschreiblich schönen wie diesen. Ja, war denn das überhaupt noch ein Tanzen? Selbst das viel mißbrauchte Wort von dem Dahinschweben paßte nicht. Es war noch viel mehr als das. Sie fühlte weder ihre Füße noch ihren Körper, sie fühlte nicht, daß ihr Partner ihre Hand hielt, daß sein Arm sie umschlang. Ihr war, als tanze sie ganz allein, und doch mußte sie sich seinem Willen fügen. Bald rechts, bald links herum, bald schnell, bald so langsam, daß sie sich beinahe auf der Stelle drehten. Er brauchte sie gar nicht zu führen, sie erriet, was er wollte und dabei sah sie ihn nicht einmal an. Sie hielt schon längst die Augen geschlossen, um sich ganz diesem wundervollen Tanz hingeben zu können und sie hatte nur den einen Wunsch, dieser Walzer möge Stunde um Stunde dauern.

Und als die Musik dann für sie viel zu früh verstummte, als sie die Augen wieder aufschlug, da sah sie sich ganz erstaunt um, weil sie sich erst wieder darauf besinnen mußte, wo sie war, so weit war sie mit ihren Gedanken der Wirklichkeit entrückt gewesen. Ein Traum, ein unbeschreiblich süßer Traum hatte sie umfangen gehalten, so mußte den Orientalinnen zu Mute sein, wenn sie dem Opium gehuldigt haben und wenn der Traumgott sich ihrer bemächtigt.

Voll stillen Stolzes und voll innerer Genugtuung stand Horst ihr gegenüber. Er hatte es längst bemerkt, daß er sich heute selbst übertraf, nicht nur, weil er das wollte, sondern weil auch er noch nie eine so glänzende Partnerin gehabt hatte. Er sah deutlich die Wirkung, die der Tanz auf Orla ausübte, aber er hütete sich, seiner Freude darüber irgendwelchen Ausdruck zu verleihen. Er wußte, jedes Wort, selbst der leiseste Klang seiner Stimme würde die Nachwirkung und die Stimmung des Augenblicks zerstören, so bot er

Digitized by Google

ihr nur schweigend den Arm und führte sie zu den anderen zurück.

„Na Orla, das freut mich für dich," begrüßte Herr von Rodenhausen die beiden, „ich habe euch eben zugesehen, das allein war ein Genuß, nun hast du für die späteren Bälle doch schon einen guten Tänzer gefunden."

„Sogar noch einen viel besseren, als du es bist, Onkel", gab Orla ihrem Empfinden Ausdruck.

Herr von Rodenhausen lachte fröhlich auf: „Donnerwetter, mein lieber Iring, das ist ein Kompliment, auf das Sie stolz sein können. Das hat Orla noch keinem anderen gezollt, wie gesagt, darauf können Sie sich was einbilden."

Das sollte nur lustig und fröhlich klingen, aber Orla hörte aus dem mehr heraus. Sie wußte genau, wieviel sich ihr Onkel stets darauf zugute getan hatte, nicht nur ein ausgezeichneter Offizier, sondern außerdem noch ein so glänzender Tänzer zu sein. Ja, auf das letztere war er häufig sogar noch stolzer gewesen, als auf seine Erfolge im Großen Generalstab. Aus dem Unterton seiner Stimme klang es für Orlas Ohr deutlich hervor, daß er nun enttäuscht darüber war, aus ihrem besten Tänzer nun plötzlich der zweitbeste geworden zu sein.

Orla empfand aufrichtiges Mitleid mit ihm, er tat ihr leid, sie hätte ihm diesen kleinen Schmerz, diese Enttäuschung gern erspart, wenigstens hätte sie es ihm nicht mit so klaren Worten sagen sollen. Und weil er ihr leid tat, empfand sie jetzt an dem Walzer, den sie eben getanzt hatte, plötzlich gar keine Freude mehr, ja, sie war Herrn von Iring sogar aufrichtig böse, daß es ihm, wenn sicher auch unbeabsichtigt, gelungen war, ihren Onkel bei ihr als den besten Tänzer zu entthronen.

Der war, wie Orla es richtig vermutete, über die Schlappe, die er erlitten, wirklich sehr verstimmt, bis er sich doch schnell damit tröstete, daß es gerade Horst war, der ihn verdrängt hatte. An dem sollte seine Orla nach seinen persönlichen Wünschen ohnehin Gefallen finden. Der Anfang schien gemacht zu sein, denn wie mancher Leutnant hatte sich nicht schon in das Herz eines jungen Mädchens hineingetanzt. Hätte Kasimir von Mellendorf ihm bei Orla verdrängt, wäre die Sache sehr viel schmerzlicher und peinlicher gewesen. Gott sei Dank, der war es nicht, aber was noch nicht war, schien werden zu sollen, denn als nun nach einer kleinen Pause abermals die Klänge eines Walzers ertönten, trat Kasimir schnell auf Orla zu, um sie um den Tanz zu bitten.

Aber die lehnte ab: „Seien Sie mir nicht böse, Herr von Mellendorf, aber ich möchte heute wirklich nicht mehr tanzen. Der letzte Walzer war zu schön, fast möchte ich sagen, der war zu schön, um wirklich getanzt worden zu sein, ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen."

„Sogar leider Gottes sehr deutlich, gnädiges Fräulein," stimmte Kasimir ihr bei, „Sie wollen sich die Erinnerung an den letzten Walzer nicht trüben lassen, weil Sie befürchten, ich könnte die Konkurrenz mit unserm Walzerkönig nicht aufnehmen und ich würde Ihnen eine mehr oder weniger große Enttäuschung bereiten. Ganz offen gestanden, gnädiges Fräulein, ein großes Kompliment für meine sonst ebenfalls beliebten Tanzbeine ist das gerade nicht und ehe Sie die in Grund und Boden verdammen, müßten Sie denen wenigstens Gelegenheit geben, ihnen zu beweisen, daß sie besser sind, als Sie annehmen."

Aber Orla blieb standhaft: „Ein anderesmal gern, Herr von Mellendorf, aber heute muß ich Ihre Bitte abschlagen."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Warum?

Warum verwirrst du mir das Bild,
Das bangen Nächten sehnend ich entrang,
Das heiße Träume liebend von dir woben,
Das mein Verlangen, ungestillt,
In wildem Wünschen jäh umschlang.
Sag mir: warum?

Warum zertrümmerst du den Tempelbau,
In dem mein Lieben flehend vor dir kniet,
Dir meine Seele, meine Sinne opfern,
Dem all mein Leiden stumm ich anvertrau,
Den jeder frevelnde Gedanke mied . . .
Sag mir: warum?

Warum vernichtest du das Märchenschloß,
Das licht mein Sehnen dir ersann,
In dem mein Jubeln, Lachen, Weinen
Dir folgten treu als Dienertroß,
In dem mein Selbst in dir zerrann . . .
Sag mir: warum?

Warum zerpflückst du rauh den Kranz,
Den meine Treue um das Haupt dir wand,
In den ich Blüten wunderreinen Glaubens
Und aller Himmel heil'gen Glanz
In frohem Hoffen liebend band . . .
Sag mir: warum?

Warum zerreißt du jäh den Wahn,
Der meinem Leben tiefsten Sinn erst gab,
Der heißer mir das Blut durch meine Pulse jagte,
Der wild mich riß aus kummerloser Bahn,
Dem ich mich blind ergeben hab' . . .
Warum? Warum?

Ludwig Kapeller.

Andreas Gryphius / Von Paul Pasig

Zu des Dichters und Sprachreinigers 300. Geburtstage. 1616. — 11. Oktober — 1916.

Die Bestrebungen der Gegenwart, unsere deutsche Muttersprache von allem überflüssigen fremden und teilweise recht unschönen Beiwerk zu reinigen und sie in ihrer ursprünglichen Kraft und Schönheit erstrahlen zu lassen, haben in den Bemühungen der Gelehrten sog. „Sprachgesellschaften" des 17. Jahrhunderts ein lehr- und erfolgreiches Vorbild. Zunächst sind sie gleich diesen aus der Not der Zeit heraus geboren. Damals wars der unselige Dreißigjährige Krieg, der mit seinen ungezählten Völkerhorden unser Vaterland überschwemmte und mit deutscher Zucht und Sitte ebenso aufzuräumen drohte wie mit der deutschen Sprache. Unter den Sprachgesellschaften, die ihre Aufgabe darin sahen, der Muttersprache ihre Pflege zu widmen, ist von allem die „Fruchtbringende Gesellschaft" zu erwähnen, nach ihrem Sinnbild auch „Palmenorden" genannt. Angeregt durch diese Gesellschaften, die sich zum guten Teile mit grauer Theorie und spielerischen Tändeleien begnügten, bildeten sich Kreise wirklicher, musenbegnadeter Poeten, die das wichtige Werk sprachlicher Reinigung ernst anfaßten und in Wort und Vorbild in diesem Sinne zu wirken suchten. Und merkwürdig! Gerade derjenige Teil unseres deutschen Vaterlandes, von dem 200 Jahre später (1813) die gewaltige Bewegung zur Erringung politischer Freiheit in die übrigen deutschen Gaue ausging, Schlesien, war auch die Heimat jener auf Sprachreinigung gerichteten Dichterbestrebungen, die wir in den beiden schlesischen Dichterschulen verkörpert finden. Während die erste, mit ihrem Haupte Martin Opitz an der Spitze, vor allem auf „Reinlichkeit" der Sprache, d. h. Verdrängung aller Fremdwörter, hinwirkte, legte die zweite das Hauptgewicht mehr auf deren „Lieblichkeit", verlor sich aber freilich leider dabei vielfach in Schwülstigkeit und

Digitized by Google

Bombast (C. v. Lohenstein, Hoffmann von Hofmannswaldau u. a.) und verfiel so der Lächerlichkeit. Der bedeutendste Vertreter dieser Schule, der sich von allem Gesuchten und Künstlichen fernhielt, war Andreas Gryphius, eigentlich Greif geheißen, geboren am 11. Oktober 1616 in Großglogau (Schlesien). Freilich will es uns heute recht sonderbar anmuten, wenn wir hören, daß selbst solche Männer, die die Reinheit der Muttersprache auf ihr Banner schrieben, ihren guten deutschen Namen ins Fremdländische übertrugen. So gräzisierte auch er seinen Namen in „Gryph" mit lateinischer Endung (Gryphius). Schon seine Jugend war sehr unglücklich. Im 5. Jahre verlor er seinen Vater, der Prediger war, und den, wie unser Dichter in seinem Gedichte „In einer tödlichen Krankheit" klagt, ein falscher Freund vergiftet hatte. Mit 12 Jahren starb ihm die Mutter, und nun stand er mitten im Kriegselend allein und verwaist da. Denn sein Stiefvater handelte nicht gerade „väterlich" an ihm und betrog ihn sogar um sein Erbteil. Nach dem Besuche verschiedener Schulen und des Danziger Gymnasiums wurde er Hauslehrer bei dem kaiserlichen Pfalzgrafen von Schönborn in Fraustadt (1636), der ihn zum Dichter krönte. Dieser Herr erwies sich ihm auch später als tatkräftiger Gönner und Förderer und bedachte ihn in seinem Testamente mit einem Legate, das dem Dichter ermöglichte, im Auslande seine Bildung zu vervollständigen. Wir finden ihn in Amsterdam und dann in Leiden, wo er fleißig studieren mußte und selbst Vorlesungen über Geschichte, Philosophie, Physik u. a. hielt. Freilich litt darunter sein körperliches Befinden, daß die Schwermut ihn oft übermannte. Vielleicht, um seine Gesundheit zu fördern, nahm er später eine Stelle als Reisebegleiter an, sah Frankreich und Italien und wurde vielfach als Dichter gefeiert. Aber die Sehnsucht trieb ihn, trotz des noch immer tobenden unseligen Krieges, in die Heimat zurück, wo er im Jahre 1647 wieder ankam, sich vermählte und im Jahre 1650 zum Syndikus des Fürstentums Glogau erwählt wurde. Ein Amt, das er bis zu seinem am 16. Juli 1664 erfolgten Tode bekleidete. Mitten in der Ständesitzung wurde er vom Schlage dahingerafft. Noch kurz vor seinem frühen Hinscheiden — der Dichter war erst 48 Jahre alt — war er unter dem Namen „der Unsterbliche" in die „Fruchtbringende Gesellschaft" aufgenommen worden. Die Hauptbedeutung Gryphius liegt zunächst auf dem dramatischen Gebiete, wenn ihm auch nicht der Ehrenname des „Vaters der dramatischen Dichtkunst" zukommt, den mancher seiner Vorgänger, vor allem Hans Sachs, mit weit mehr Recht beanspruchen könnte. Von seinen Dramen am bedeutendsten sind seine Lustspiele „Peter Squenz", worin er nach Art von Shakespeares „Sommernachtstraum" die ungeschickten Volkskomiker geißelt, und „Horribili sicribrifax" in welchem er die kriegerischen Prahlhänse, die Bramarbasse und Eisenfresser verspottet, die sich während des Dreißigjährigen Krieges überall breitmachten und die ja auch heute noch nicht bei unsern Feinden ausgestorben sind. Ein drittes Lustspiel „Die geliebte Dornrose" ist deshalb wichtig, weil es das erste in einer Volksmundart (schlesischer Bauerndialekt) geschriebene deutsche Stück ist.

Aber die Dramen Gryphius sind längst abgetan und haben heute nur mehr literar-historischen Wert. Anders seine lyrischen Dichtungen, die sich bis auf diesen Tag trotz der in ihnen vorherrschenden schwermütigen Stimmung, einer gewissen Beliebtheit erfreuen. In unsern Gesangbüchern z. B. befindet sich sein besonders am Grabe, zum Totenfeste usw. gern gesungenes Lied:

„Die Herrlichkeit der Erden,
Muß Rauch und Asche werden,
Kein Fels, kein Erz kann steh'n;
Das, was uns kann ergötzen,
Was wir für ewig schätzen,
Wird als ein leichter Traum vergehn."

Mit dem hoffnungsfrohem Schlusse:

„Wohl dem, der auf ihn (Gott) trauet!
Er hat recht fest gebauet,
Und ob er hier gleich fällt,
Wird er doch dort bestehen
Und nimmermehr vergehen,
Weil ihn die Stärke selber hält."

Das Lied, dessen Anfangs- und Schlußstrophe wir hier nach dem unveränderten Urtexte zitierten, umfaßt 15 Strophen. Der Dichter liebte solche Längen. Seine tiefpessimistischen „Kirchhofsgedanken" zählen deren sogar nicht weniger als 50!

Recht aus der Not des unheilvollen Krieges heraus erklang sein Bittgebet:

„Erhalt uns deine Lehre,
Herr, zu der letzten Zeit,
Erhalt' dein Reich und mehre
Stets deine Christenheit;
Der Hoffnung hellen Strahl,
Erhalte festen Glauben,
Laß' uns dein Wort nicht rauben,
In diesem Jammertal!"

Zum Schlusse befiehlt er die Christenheit dem Schutze des Allmächtigen inmitten der Kriegsstürme, indem er die Kirche Christi nach uraltem Vorbilde einem Schifflein vergleicht:

„Erhalt' in Sturm und Wellen,
Dein Häuflein; laß' doch nicht,
Uns Wind und Wetter fällen:
Steur' selbst dein Schiff und richt'
Den Lauf, daß wir erreichen,
Die Anfurt (Hafen) nach der Zeit,
Hilf uns die Segel streichen,
In sel'ger Ewigkeit."

Digitized by Google

Wem wären diese Bitten nicht angesichts der traurigen Lage unserer evangelischen Mission draußen in den Heidenländern, namentlich in Indien und Afrika, infolge des aller christlichen Bruderliebe hohnsprechenden brutalen Vorgehens Englands, gerade jetzt aus tiefster Seele gesprochen?

Ein großer Teil der Lieder Gryphius ist, im Gegensatze zu obigen, die sich bekannten Melodien anpassen, in Sonettenform gedichtet. Sie sind daher nicht sangbar, aber als dichterische Kunstwerke, ganz abgesehen von ihrem tiefen Inhalte, wertvoll, z. B. „Morgen-Sonett": ✓

„Die ewig helle Schar will nun ihr Licht verschließen,
Diana steht erblaßt, die Morgenröte lacht,
Den grauen Himmel an, der sanfte Wind erwacht
Und reizt das Federvolk, den neuen Tag zu grüßen.

Das Leben dieser Welt eilt schon, die Welt zu küssen
Und steckt sein Haupt empor, man sieht der Strahlen Pracht
Nun blinken auf der See. O dreimal höchste Macht,
Erleuchte den, der sich jetzt beugt vor deinen Füßen!

Vertreib die dicke Nacht, die meine Seel' umgibt,
Der Schmerzen Finsternis, die Herz und Geist betrübt,
Erquicke mein Gemüt und stärke mein Vertrauen!

Gib, daß ich diesen Tag in deinem Dienst allein
Zubring', und wenn mein End' und jener Tag bricht ein,
Daß ich dich, meine Sonn', mein Licht mög' ewig schauen!"

Tief ergreifend erklingt das Sonett, in dem er sich über seine traurige, von Herzeleid durchwobene Kindheit und Jugend Rechenschaft gibt: da hört man so recht das namenlose Elend des Dreißigjährigen Krieges anklagend seine Stimme erheben, zugleich aber auch unwandelbares Gottvertrauen selbst die härtesten Prüfungen, wie sie ein langer, blutiger Krieg den Menschenherzen auferlegt, in Geduld ertragen und überwinden:

„In meiner ersten Blüt', im Frühling zarter Tage,
Hat mich der grimme Tod verwaist und die Nacht
Der Traurigkeit umhüllt. Mich hat die herbe Macht
Der Seuchen ausgezehrt. Ich schmacht' in steter Plage.

Ich teilte meine Zeit in Seufzer, Not und Klage,
Die Mittel die ich oft für feste Pfeiler acht',
Die haben leider all erzittert und gekracht,
Ich trage nun allein den Jammer, den ich trage.

Doch nein, der treue Gott beut mir noch Aug' und Hand,
Sein Herz ist gegen mich mit Vatertreu' entbrannt,
Er ist's, der jederzeit für mich, sein Kind, wird sorgen.

Wenn man kein Mittel find't sieht man sein Wunderwerk;
Wenn unsre Kraft vergeht, beweist er seine Stärk';
Man schaut ihn, wenn man meint, er habe sich verborgen."

In düstern Farben malt er die entsetzlichen Verwüstungen des Krieges, der unser Vaterland buchstäblich in einen Trümmerhaufen verwandelte. („Tränen des Vaterlandes"):

„Wir sind doch nunmehr ganz, ja, mehr denn ganz verheeret!
Der frechen Völker Schar, die rasende Posaun',
Das vom Blut satte Schwert, die donnernde Karthaun,
Hat aller Schweiß und Fleiß und Vorrat aufgezehret.

Die Türme stehn in Glut, die Kirch' ist umgekehret,
Das Rathaus liegt im Graus, die Starken sind zerhaun,
Die Jungfrau'n sind geschänd't, und wo wir hin nur schau'n,
Ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfähret" usw.

Es begreift sich, wenn des Dichters Saiten nur ausnahmsweise frohe Weisen anstimmen. Wo soll angesichts solches Elends, solch namenlosen, zum Himmel schreienden Jammers der Jubel herkommen? Nur als er die Erwählte seines Herzens heimführte, die ihm in des Krieges Stürmen ein trautes Nest bereitete, sang er in bewegenden Tönen von der treuen Liebe Herrlichkeit, die stärker ist als Not und Not und alles Ungemach und Herzeleid überwindet:

„Laßt die stolzen Wellen toben,
Schäumt, ihr Meere, braust und schmeißt,
Wenn der strenge Nord von oben
In der Fluten Tief' einreißt,
Wird doch Wind- und Wasserkämpfen,
Nicht den Brand der Liebe dämpfen!

Lieb' ist's, der nichts gleich zu schätzen;
Wenn man alles Gold der Welt,
Gleich wollt' auf die Wage setzen,
Lieb' ist's, die den Ausschlag hält.
Lieb' ist, trotz der Silberhaufen,
Nur durch Liebe zu erkaufen."

Leid und Lied pflegen immer treue Genossen zu sein und leidreiche Zeiten sind am liedreichsten. So war's bei Gryphius, dessen Dichtungen darum in mehr als einer Hinsicht gerade auch für unsere schwer eingende Zeit passen. Und daß er für Reinlichkeit unserer Sprache eintrat und wirkte, gehört zu seinen schönsten und unvergeßlichsten Ruhmestiteln.

Digitized by Google

Im Herbstwald

Die Blätter sinken; — golden gibt das Leid
Sein Reichstes, Tiefstes aus der heil'gen Fülle
Urew'gen Bornes; — wundersam geweiht,
Scheint mir der Wald in seiner herben Stille.
Ein feuchter Duft steigt aus dem Laub empor,
Das welk zu meinen Füßen treibt, — und leise,
So wie im Traum, der fahlen Wipfel Chor,
Vom Sterben rauscht die uralt-dunkle Weise.
Und lauter, heißer wird die Melodie.
Ein brausend Klagen wilder Sturmesgeigen,
Bricht Blatt um Blatt, — und taumelnd stürzen sie
Hinaus, — hinab, — in ihren Todesreigen. —
Doch aus der Qual wie junges Jauchzen klingt's, —
Hochwirbelnd trägt der Sturm sie überm Grunde, — — —
Und Alle wissen's, — und ihr Rauschen singt's:
Der Weltgeist ruft, — es ist die rechte Stunde!

Isa Madeleine Schulze.

★ Bücherbesprechungen ★

Arthur Achleitner: **Die Eisenbahner.** Erzählungen aus dem Dienstleben. Verlag von Gebrüder Paetel. 3 M., geb. 4,50 M.

Das Leben der Eisenbahner ist belletristisch nur selten behandelt worden, und zwar mit Unrecht. Das Interesse für den Dienst der Leute vom Flügelrad besteht ohne Zweifel in weitgehendem Maße und die Poesie der Eisenbahn hat in der Lyrik schon zahlreiche und liebevolle Pflege gefunden. Doch handelt es sich ja hier meist um Stimmungsbilder. Wer dagegen Erzählungen aus dem Dienstleben der Eisenbahner verfassen will, muß dazu über gründliche Sachkenntnis verfügen, die sich nicht jeder ohne weiteres aneignen kann. Glücklicherweise finden wir diese bei Achleitner in hervorragendem Maße, daher vermittelt uns das Buch wertvolle Einblicke in das mühevolle, aufreibende und pflichtbewußte Leben der Eisenbahner. Man erfährt, daß das Leben dieser Leute Gefahren ausgesetzt ist, von denen der Reisende nicht das geringste ahnt, wenn er behaglich zum Fenster hinausschauend dahinfährt; man hört leider auch, welche traurige Rolle Sankt Bureaukratius bisweilen spielt.

Den meisten Erzählungen liegen offenbar wirkliche Erlebnisse zugrunde, wodurch das Buch an Interesse gewinnt. Die beliebte Erzählerkunst Achleitners bewährt sich auch diesmal und bedarf keiner besonderen Empfehlung.

Dr. Hans Janke.

Georg Katz: **Lotte Lands Traum vom Glück.** Roman. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, Verlag. 3 M.

Wenn ich der Meinung Ausdruck gebe, dieser Roman arbeite mit zu grellen Mitteln, sei ziemlich grob konstruiert, jage billigen Effekten nach, rieche mitunter stark nach der „Hintertreppe", so wird mir sicher mancher widersprechen, der ihn liest; er wird sagen, das Buch sei „spannend", „wirkungsvoll", „packend". Er wird auch loben, die Sprache sei „natürlich", während ich bekennen muß, sie erscheine mir an vielen Stellen als banal und gewöhnlich. Schließlich haben wir beide recht: er, wenn man den Roman als bloße Unterhaltungslektüre betrachtet, ich dagegen, wenn man den Maßstab eines Kunstwerkes an ihn anlegt.

Paul Baehr: **Neues Buch der Lieder.** 9. Auflage. Halle a. S., Otto Hendel.

Mehrmals schon ist diese Sammlung von Gedichten in der „Deutschen Romanzeitung" gewürdigt worden, zuletzt von Otto von Leirner. Daß sie vor dreißig Jahren zum erstenmal erschienen, in allen Wandlungen der deutschen Literatur ihren Platz behauptet hat, liegt in der Reinheit, Schlichtheit, Wahrhaftigkeit ihrer Stimmungen, Gefühle und Ausdrucksformen: Diese Eigenschaften haben etwas Ewiggültiges im Menschenleben, und das warme Wort, das den Versen Baehrs vor Jahrzehnten an dieser Stelle mit auf den Weg gegeben worden ist, kann auch heute noch unterschrieben werden. Nur in einem Punkte sind wir heute doch etwas anspruchsvoller geworden: die Einfachheit und Schmucklosigkeit von Baehrs dichterischer Sprache erscheint uns Modernen gelegentlich schon als etwas platt und trivial.

Victor und Clara Blüthgen: **Hinter der Front.** Kriegsdichtungen. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

In der Wüste von Kriegsgedichten Unberufener bildet diese Sammlung zweier Berufenen eine Oase. Inhalt und Form bestätigen aufs neue, was wir längst wissen: Victor und Clara Blüthgen sind wirkliche Dichter. Ein gemeinsamer Unterton klingt leise durch die Verse des Paares: verhalten klagend der Schmerz um den in Frankreich gefallenen Sohn, freudig erhoben die Erinnerung an den Toten. Männliche und weibliche dichterische Eigenart lehrt uns im übrigen dieses Buch miteinander vergleichen; Victor Blüthgens banges und stimmungsvolles „Vermißt" auf der anderen Seite sind von diesem Gesichtspunkt aus wohl die Höhepunkte der Sammlung.

Kurt Engelbrecht: **Deutschlands religiöse Zukunft.** Halle a. S., Richard Mühlmann. (Max Grosse). 1 M.

Man braucht dem Verfasser dieser gedankenreichen Studie keineswegs in allen Einzelheiten zu folgen, um seinem Hauptzweck zuzustimmen, in knappen, scharfen Strichen die breite und feste Grundlage aufzuzeigen, auf der ein neues, religiös vertieftes Deutschland aufgebaut werden kann. Auch was Engelbrecht über die Zwiespältigkeit des deutschen Charakters, über deutsche Sachlichkeit und deutsche Innerlichkeit sowie ihr Verhältnis zu einander sagt, ist geschichtlich wohl begründet und volkspsychologisch gut beobachtet, nur freilich muß man sich immer wieder vergegenwärtigen, daß etwas wissenschaftlich Einwandfreies über alle diese im letzten Grunde auf die Generalfrage „Was ist deutsch?" hinauslaufende Dinge nicht ausgemacht werden kann, solange unsere deutsche Volkstumswissenschaft noch in den Windeln liegt. Daß sie heute noch lange nicht aus diesen heraus ist, muß man sich unumwunden eingestehen.

Hans Zimmer.

Digitized by Google

Vermischtes

Einen Lehrling anlernen oder anlehren? Man entscheidet sich zuerst für anlehren, weil das Wort mit lehren zusammengesetzt ist und weil dieses den Sinn von unterrichten hat. Die frühere Sprachgewohnheit brauchte es auch, und zwar in Verbindung mit dem Wemfall der Person und dem Wemfall der Sache, wie beispielsweise Jean Paul schreibt: „den Weibern wird die Milde angelehrt". Doch hat schon die alte Sprache lehren und lernen vertauscht. Die Mundarten tun es noch jetzt. Daher hat die heutige Schriftsprache gelernt und anlernen in der Bedeutung gelehrt und anlehren wie z. B. der gelernte Schlosser, Drucker, Schmied, der angelernte Maurer, Zimmermann, Drechsler. So ist die Gewohnheit entstanden, mit anlernen den Wenfall der Person zu verbinden. Der Sprachgebrauch betrachtet die Verbindung einen Lehrling anlehren als veraltet oder mundartlich und bevorzugt die Fügung einen Lehrling anlernen. Tesch (Köln).

Von den Engländer einiges, selbst erlebtes, buchstäblich wahres. Folgender Aufruf (ich gebe gleich die Übersetzung) wurde vor etwa zwanzig Jahren in Millionen von Druckexemplaren auf großen Bogen starken, grauen Büttenpapiers über die ganze Erde von England aus verbreitet. Er zeigt mit herzerquickender Deutlichkeit, wie old Englands Völkerscharen schon damals gegen die Deutschen gesinnt waren.

„Für Männer!

Nachricht gegeben sei hiermit, daß alles Weiße Volk, namentlich Engländer, Iren, Schotten, Australier, Amerikaner, Kanadier, Franzosen, Österreicher, Italiener usw. hiermit aufgefordert werden,

die Deutschen zu boykottieren

für ihre unredliche und räuberisch unverschämte Einmischung in die Geschäfte anderer Völker, sowie für ihr feiges, unzivilisiertes Verhalten. Also werden alle obengenannten Völker ersucht, den Deutschen bei jeder Gelegenheit ihre Verachtung zu zeigen und sie in allen Geschäften und sonstigen Beziehungen strengstens allein zu lassen.

Auf Befehl des
(:anderen:) Friedensfürsten."

Und dieses selbe Volk der Engländer mischt sich jetzt mit räuberischer Unverschämtheit, ebenso feiger wie unzivilisierter Weise, in unsere Geschäfte mit unseren Nachbarn!

Nun, daß wir nicht feige sind, wird ihm hoffentlich noch am eigenen Leibe klar.

Ich befand mich damals in Edmonton in Kanada auf der Reise, als mir das riesengroße Plakat von grauem Büttenpapier, das obigen Blödsinn wörtlich enthielt, wie von ungefähr durch Engländer in die Hände gespielt wurde. Tränen habe ich gelacht, auch die deutschen Bauern, so an der von der Calgary Kreuzstation des Kanadian-Pacific-Railway nach Edmonton führenden Zweigbahn angesiedelt sind und sich Sonntags regelmäßig in Edmonton teils zum Kirchgange, teils zur Gesellschaftspflege zusammen finden. Wirkliche, große, dicke Tränen, auch die Frauen und Töchter dieser Deutschen. Und ein Herr Behrendes, Besitzer der Farm Packan„ Inhaber des Eisernen Kreuzes von 70/71 her, rief stoßweise unter Lachen und Tränen den Engländern — auf englisch natürlich zu: „Boys, Ihr vergaßet die russischen Kosaken und die serbischen Hammeldiebe in dem Wisch mit anzurufen; sind doch auch „White people" und euch besonders congenial schon wegen des Kurbatsch und des „Nine-rail-cat„.* — Welch eine Sehergabe bei diesem alten deutschen Krieger in der kanadischen Urwaldwildnis!

Daß die heutigen Engländer, allen inzwischen in Szene gesetzten Freundschaftsheucheleien zum Trotz, um kein Haar freundlicher, sondern eher feindlicher gegen uns gesinnt sind, darüber hat uns der famose Edward Grey nicht mehr in Zweifel gelassen. Damals wollte man uns boykottieren, heute will man uns erwürgen, vernichten.

Nun, warten wir ab, ob es gelingt. Mit dem Boykottieren hatte man vor 20 Jahren auf jeden Fall kein Glück, wie uns der gewaltige Aufschwung, den Deutschlands Handel und Industrie seit jener Zeit genommen haben, zur Genüge beweist.

Da griff man denn, wie jetzt wieder, zu Heimtücke, Bosheit und Hinterlist, um wenigstens an einzelnen Deutschen sein Mütchen zu kühlen, sie zu schädigen, wo irgend es anging.

So hatte z. B. ein deutscher Glasermeister in Pretoria in Afrika, der zu einigem Wohlstand gelangt war, gewagt, einen kleinen Posten großer Schaufensterscheiben, anstatt vom englischen Großhändler, gradeswegs und unmittelbar durch die Hamburger Wörmann-Linie von einer rheinischen Glashütte zu beziehen. Von welcher, ist mir entfallen. Er bekam das Glas bei diesem direkten Bezug ungefähr um 50 Prozent billiger, als wenn er es durch den englischen Großhändler bezog, und war nebenher der Überzeugung, daß er aus der deutschen Hütte direkt auch besseres Fabrikat bekäme, als aus englischen Hütten indirekt. Ob er in dieser Hinsicht Recht hatte, mag dahingestellt bleiben. Daß das Glas sich bei dem direkten Bezuge aus Deutschland durch die Wörmann-Linie um 50 Prozent billiger stellte, ist dagegen Tatsache, die der Glasermeister mir rechnungsmäßig id est durch seine Bücher nachwies.

Das Glas kam denn auch in bestem Zustande in Pretoria an. Ich habe den Mann, als es eingetroffen war und er nach der Bahn gehen mußte, die Sendung zu klären, wie der technische Ausdruck für Verzollung und Frachtzahlung lautet, persönlich dorthin begleitet und, da die Kisten zum Zwecke des Klärens auf dem Güterboden der Bahn unter den Augen der Zollbeamten geöffnet werden mußten, mich mit eigenen Augen überzeugen dürfen, daß auch nicht eine Scheibe der Sendung beschädigt war.

Als dem Mann am folgenden Tage die Kisten vonseiten der Bahn nach seiner Werkstatt geliefert wurden, — es geschah dies damals durch einen englischen Unternehmer, der die Abfuhr der gesamten Bahngüter kontraktlich übernommen hatte, — hatte er Scherben statt Scheiben in seinen Kisten. Es war nicht eine einzige Scheibe mehr heil.

War ein herber Verlust für den Glasermeister, da die Bahn Glasbruch und ähnliche Schäden nicht ersetzte.

Aber wer hatte wohl ein Interesse daran, dem Mann das Glas zu zertrümmern, ihn so empfindlich zu schädigen?

Niemand anders, als der englische Großhändler. Und dem, dem Engländer, ist jedes Mittel recht, dem verhaßten Deutschen eins auszuwischen, sofern er es ungestraft kann.

So geschah es einem deutschen Kaufmann, gleichfalls in Südafrika, der ein großes Spiel- und Phantasiewarengeschäft betreibt. Er hatte sich durch einen französischen Reisenden verleiten lassen, einen größeren Posten feinerer Phantasieartikel, namentlich feinster

* Der Kurbatsch oder Karbatsch ist ein aus Riemen geflochtener Kantschu mit kurzem Holzstiel, der bei den Kosaken, bzw. Russen und Serben als Strafmittel üblich ist. Die „Nine-rail-cat" oder „neunschwänzige Katze" ein ähnliches Ding aus neun Lederriemen, mit dem der englische Soldat gezüchtigt wird.

Digitized by Google

Porzellane, Vasen, Nippes, Musikdosen und dergleichen für den nächsten Weihnachtsmarkt aus Paris zu beordern.

Die Bestellung wurde dem Reisenden am 31. Juli übergeben. Es war darin ausdrücklich mit unzweifelhafter Klarheit festgesetzt und vom Reisenden als conditio sine qua non übernommen worden, daß die bestellten Waren spätestens bis Ende September bei der Schiffahrtsagentur der Wörmann-Linie in Rotterdam abgeliefert sein sollten zur sofortigen direkten Weiterbeförderung an den Besteller, so daß dieser die Sendung spätestens Ende Oktober, anfangs November in Händen hätte.

Die Sache war ganz gut zu machen. Sie wäre auch ganz programmäßig verlaufen, wenn man sie programmäßig eingeleitet und ausgeführt hätte.

Die französische Großhandlung in Paris hatte die Ordre rechtzeitig bekommen und die Waren auch rechtzeitig abgesteuert, aber — anstatt nach Rotterdam an die Wörmann-Agentur, an eine englische Schiffsagentur in — Antwerpen.

Das war der erste Fehler.

Die englische Agentur beförderte das Gut nicht nach der Delagoabei, wie dies vorgeschrieben war, — bis dahin fuhr das betreffende Schiff gar nicht, — sondern nach der Algoabei und lud dort in Port Elisabeth aus.

Das war Mitte November und der zweite Fehler.

Dennoch wäre die Sache nicht bös gewesen, wenn man die Fehler hätte ausbessern wollen. Der deutsche Kaufmann, der sein Konossament durch die Post bekommen hatte, stellte nach diesen bald fest, daß seine Sendung in Port Elisabeth lag und beauftragte ein dortiges Speditionshaus, — eine englische Firma Philips u. Co., da eine deutsche nicht vorhanden war, — ihm die Kisten sofort in Eilgut nach Pretoria zu schicken.

Das englische Haus in Port Elisabeth schickte die Kisten ganz willkürlich nach Johannesburg. Der deutsche Kaufmann wartete von einem Tage zum andern auf ihr Eintreffen; es war vergebens. Er fragte telegraphisch bei Philipps u. Co. an. „Die Kisten seien längst abgegangen", depeschierte man zurück.

Derweilen lagen sie bereits in Johannesburg.

War der dritte Fehler. Oder war es kein Fehler mehr?

Endlich ging dem deutschen Kaufmann die sprüchwörtlich gewordene Geduld aus. Er fing von neuem an zu forschen und ermittelte nun, daß die Kisten nach Johannesburg anstatt nach Pretoria gegangen waren.

Das war Ende November.

Doch auch jetzt war es noch möglich, die Sachen zum Weihnachtsmarkt in Pretoria zu haben, und der Deutsche setzte begreiflicherweise alle Hebel zu diesem Zwecke in Bewegung. Es gelang ihm auch tatsächlich, die Sendung am 15. Dezember an der Bahn in Pretoria klären zu können.

Das war spät für den Weihnachtsmarkt, aber doch nicht allzuspät. Waren immer noch zehn Verkaufstage oder Marktzeit bis zum Fest, wenn man ihm die Kisten sofort anfuhr. Aber damit haperte es. So oft er auch nach der Bahn lief und seine Schillinge springen ließ, man vertröstete ihn von einem Tage zum andern, bis endlich der „Heilige Abend" da war. Jetzt, just am Weihnachtsheiligabend um fünf Uhr, als das Ladengeschäft des Deutschen am lebhaftesten ging, fuhr man ihm die Kisten vor die Tür.

Das war entschieden kein Fehler mehr, sondern englische Heimtücke und Bosheit.

Begreiflicherweise hatte der Kaufmann mitsamt seinem Geschäftspersonal in jenem Augenblick mehr zu tun, als die allmächtigen Kisten abzunehmen. Da habe ich es denn, — ich befand mich gerade bei ihm im Geschäft, — auf seine Bitte getan. Daher weiß ich auch diese Affäre so genau.

Für den Weihnachtsmarkt waren die Sachen nicht mehr zu verwerten.

Das sind nur zwei Fälle englischer Bosheit und Heimtücke dem Deutschen gegenüber. Bekannt geworden sind mir auf meinen Reisen eine Unmenge. Aber es wäre wohl ermüdend, noch mehr davon aufzuzählen. Mag es daher bei diesen beiden bleiben. Die Luft wird ja nun auch endlich rein werden, und damit werden dem Engländer derartige Scherze mit den Deutschen vergehen. Eventuell werden wir in der Lage sein, sie ihm gründlich zu versalzen. Das Gute wird der gegenwärtige Krieg ohne Zweifel im Gefolge haben.

Karl Rode.

Stiller Herbst

Nun ist es wieder stiller Herbst geworden,
Und leuchtend unter weißen, schlanken Birken
Zu meinen Füßen liegt das goldne Laub,
Das reiche Erbe eines toten Sommers.
Weich deckt die Trauerstille alles Land
Mit matten grauen Schleiern, doch es leuchtet
Der goldne Glanz durch nebelblasse Tage
Wie ein Erinnern an die Sommerglut,
Wie Sonnensegen über reifen Ähren,
Wie Mittagslicht um Menschenglück und Liebe.

Vom Baume zittert leis' ein welkes Blatt
Und irrt wie schüchtern sehnsuchtsvolles Rufen
Dem bunten Teppich zu von Seinesgleichen. —
So sinkt der Abend. In dem glatten See
Spiegeln sich ferne, blasse Lichter wieder,
Und in dem Schatten früher Dämmerung
Verlor sich aller Glanz des müden Tages.
Traumstille rings, nur fernab leises Rascheln,
Als ob mit zagem Schritt die Sommerseele
Noch einmal wandert über welkes Laub.

Maria John.

Inhalt des Heftes 4: Herd und Schwert. Roman von Fritz Skowronnek. — Der Walzerkönig. Roman von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** Warum? Gedicht von Ludwig Kapeller. — Andreas Gryphius. Von Paul Pasig. — Im Herbstwald. Gedicht von Isa Madeleine Schulze. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes. — Stiller Herbst. Gedicht von Maria John.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 28. Oktober 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 5

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Herd und Schwert / Roman von Fritz Skowronnek

4. Fortsetzung.

Kurt von Berg aber trat an das Fenster hin, legte seinen brennenden Kopf an die Scheiben und weinte wie ein Kind.

„Ich danke Ihnen, daß Sie da sind, Herr von Berg", sagte da mit einemmal eine Stimme neben ihm.

Er drehte sich um und als die Blicke der beiden sich trafen, da geschah etwas Wunderbares. Da umschlang sie ihn plötzlich und legte ihr Haupt an seine Brust und schluchzte und schluchzte.

So weinten sie beide. Der gemeinsame Schmerz hatte die beiden zusammengeführt; die gemeinsame Liebe zu der, die oben in ihrem Zimmer den heißen, ringenden, tobenden Kampf mit dem Tode kämpfte.

Beim Aufblicken erst sah er, daß sie gar nicht allein waren. Noch eine Zweite stand da, mit großen, brennenden, wie weltverlorenen Augen.

Er brauchte gar nicht zu fragen, wer das war. Georginne. Aber es schien nichts von dem „Racker" an ihr geblieben zu sein, so blaß, so schmerzerfüllt, so schmerzverzehrt, war auch sie.

Stumm trafen sich ihre Hände. Stumm löste sich Malvine von seiner Brust.

„Kommen Sie," sagte sie, „Sie dürfen sie sehen."

Auf der Schwelle zum Zimmer, in dem sie lag, blieb er stehen.

Dort war sie.

Heiße, wilde Fieberhitze in dem angstverzerrten, wie von allen Furien gejagten Gesicht.

Die blassen, abgezehrten, schmalen, fast durchscheinend gewordenen Hände rangen sich ineinander. Der, unter den Decken nur in verwischten Umrissen sich abzeichnende Leib, schien sich wie in wildem, zuckendem Beben zu werfen.

Die flackernden, von den Flammen des Fiebers und der zehrenden Angst wild durchglühten Augen, schienen etwas zu suchen und der Mund stieß wirre unzusammenhängende Worte hervor.

„Komm! Komm! Ich... ich liebe dich ja . . .!" und dann ein wilder Schrei! „Kurt! Kurt!"

Heiliger Gott, hatte er denn das wirklich gehört?! Hatte nicht auch ihn der Wahnsinn, das Delirium gepackt?

Er sah sich wie ein, an seinen eigenen Sinnen Zweifelnder um; Malvine aber nickte ihm nur ganz leise und kummervoll zu, und die Mikoleit nickte ihm zu, und wischte sich eine Träne aus ihrem guten, lieben, dicken Gesicht und Georginne nickte auch nur, während ihr die dicken Tränen nur so hinunterliefen; die Kranke aber, die sich unter dem sanften Streicheln der Schwester beruhigt hatte, flüsterte leise: „mein Kurt, mein guter, armer Kurt!"

Da konnte er nicht mehr an sich halten. Er stürzte zu ihr hin und sank vor ihrem Bett in die Knie und hielt ihre Hand und küßte und küßte die immer wieder und wieder.

So kniete er, bis die Schwester ihm auf die Schultern tippte.

„Jetzt ist es genug, jetzt müssen Sie gehen."

Digitized by Google

Da stand er auf. Sein Blick, ein Blick voller Zärtlichkeit, nahm Abschied von ihr und dann ging er.

Der Königsberger Professor zuckte nur mit den Achseln. „Was ärztliche Kunst machen kann, war geschehen. Das verdammte Fieber mußte man natürlich herunterbringen. Die Arbeit hielt ja das Herz sonst nicht aus. Das raste ja nur so. Aber die Schwester wird das schon machen. Nicht wahr, Schwester? Im übrigen mußte man aber auf die Jugendkraft der Kranken vertrauen. „Die, meine lieben jungen Damen, ist das beste Mittel, mit dem die Natur uns beschenkt hat, das aber wir Ärzte leider zu verschreiben nicht fähig sind. Also, Kopf hoch, und in das Schicksal Vertrauen gesetzt!"

Auch als Kurt von Berg ihn ganz im Vertrauen fragte, ob und wie die Gefahr und ob doch noch Hoffnung sei, blieb er dabei: „Gefahr? Ganz außerordentlich, und was die Hoffnung betrifft, so lange Leben da ist, Herr von Berg, ist immer Hoffnung da."

Gerade die nächsten Tage aber waren furchtbare Angsttage. Da schien sich der Tod schon grinsend an das Kopfende des Bettes gestellt zu haben. Dann aber legte sich ganz unerwartet das Fieber. Die wilden Fieberphantasien machten ruhigeren Wachträumen Platz und endlich war es so weit, daß Herr von Berg nicht mehr kommen durfte, denn jede Erregung mußte vermieden werden und Madeline durfte in keinem Fall wissen, wer tagtäglich an ihrem Bette gestanden hatte und durfte ihn, um Gottes willen, nicht sehen.

Auch später nicht. Bis in die Zeit nicht, wo man ihrer Kräfte ganz sicher war und wo man sie ganz, ganz sacht auf das Kommende vorbereiten mußte.

Natürlich kam Kurt von Berg trotzdem jeden Tag, um sich nach dem Befinden der Geliebten zu erkundigen. Und immer brachte er Blumen mit; prachtvolle, duftende Blumen, die Malvine immer hinstellte ohne zu sagen, wer die gebracht hatte.

Oft und oft aber ruhten die Blicke der Kranken, die jetzt im Genesen war, wie verklärt auf den Blüten. Immer und immer, wenn die Stunde kam, wo Malvine einen neuen Strauß brachte, schien ihr fragender Blick schon danach zu suchen und einmal verlangte sie mit ihrer ganz schwachen Stimme nach dem, wunderbaren Duft ausströmenden Strauß. Mit, noch von der Schwäche der Krankheit zitternder Hand nahm sie eine der Blumen heraus, legte sie zu sich auf ihr Kissen und schlief, die Wange auf die Blume gelegt, ein.

Natürlich war Herr von Berg jetzt mit einem Schlag ein ganz anderer. Für alle Vorschläge seines Inspektors hatte er Sinn. Ging auf alles mit einer Freudigkeit und Leichtigkeit ein, die eine Lust war. Ja, er selbst gab immer wieder neue Anregungen.

Neue große Warmhäuser sollten angelegt werden. Der Blumenzucht sollte jetzt auch ein größerer Spielraum eingeräumt werden. Große gärtnerische Anlagen sollten geschaffen werden und das ganze Gut einen noch feudaleren Eindruck erhalten.

Unten im Mertinatschen Hause war die Stimmung natürlich auch auf den Ton stiller Freudigkeit gestimmt. Malvine bekam ihre freundliche Ruhe und Zärtlichkeit, und Georginne beinahe schon ihren Übermut wieder.

Bald konnte Madeline sogar wieder aufstehen und als man sie zum erstenmal behutsam und sorgfältig wie ein Kind in den Garten hinabführen konnte, wo sie in ihrem Liegestuhl die warme, herrliche Sonne genießen konnte, da war das ein großes, freudiges Fest. Der Sonnenschein lag aber nicht nur draußen auf der Natur, sondern er war in aller Herzen gedrungen.

Nur zwei Menschen teilten die große Freude nicht ganz.

Der alte Inspektor und der Förster Fröhlich, der in diesen Tagen seinem Namen gar keine Ehre mehr machte. Das aber hatte seinen sehr guten, oder vielmehr seinen sehr bösen Grund.

Im Walde stimmte was nicht. Einer oder der andere Forstgehilfe hatte ab und zu einmal einen verdächtigen Schuß gehört. Natürlich war er sofort hin. Aber jedesmal zu spät. Der Schütze war immer schon, Gott weiß wo, als hätte ihn der Teufel geholt oder der Erdboden verschlungen. Aber zwei-, dreimal hatten die Hunde laut gegeben, als verbellten sie ein Stück Wild tot. Beim näheren Suchen fand man denn auch einen eben geschossenen Bock unter dem

Digitized by Google

dürren, abgefallenen, modernden Geäst einer Fichte liegen.

Nette Bescherung das!

Der Förster spuckte nicht schlecht, als er die Geschichte vernahm. Und so ein Damlack, daß er den Täter nicht findet. Da mußte er sich schon selber aufmachen, um nach dem Rechten zu sehen. „Komm."

Er pfiff seinem Hund und schritt in die Forst hinaus, seinen Drilling über die Schulter gehängt.

„J, da sollte doch der Deuwel gleich drein fahren, wenn die verfluchte Wilddieberei jetzt wieder anfing. D i e Kerls, wenn er erwischte! Na, Gnade euch Gott! Und Gott verdamm' mich, wenn da der Kerl, der Kyon, der hundert Schritt wohl vorauf war, nicht wieder in ganz verdächtiger Weise laut wurde.

Wieder so, als ob er was aufgespürt hätte, was nicht ganz geheuer war und nicht hin gehörte. Wenn das wieder was war, denn sollte doch das Kreuzdonnerwetter in die Kerls, die Forstgehilfen 'reinfahren. Die brachten ihn ja um allen Kredit und alle Reputation. Das wäre so was!

Aber wahrhaftig, da wo der Hund kläffte und kläffte, und scharrte und die Nadeln und das Krummholz mit den Vorderläufen aufwarf, daß es nur so wie toll herumflog, lag, wie zum Hohne, ein Bündel: die Decke eines Rehbocks mit Kopf und Gehörn und das Gescheide darin gewickelt!

Da schlag doch das Wetter darein! Wer zum Teufel, konnte das sein, der den Wald unsicher machte? Und da . . . da fiel es ihm ein! Das Teufelsmädel ist wieder da! Die Mertinatsche da unten. Hat sie nicht gestern der Lohberger gesehen? Und trug die verdammte Margell nicht wieder ihr Jägergewand?

Geradezu für einen Burschen hatte der Lohberger sie gehalten, bis sie ihm nähergekommen war, und er die Mertinatsche Georginne in dem Gewande erkannte.

Ja, wenn's die war, was sollte er tun?

Die Sache einfach geschehen lassen? Oder das Mädel festnehmen und . . . Teufel, Teufel, was er auch tat, er konnte sich schön damit in die Nesseln setzen.

„Hm," sagte der Inspektor, dem er die tolle Sache erzählte, „da wird wohl nichts übrig bleiben, als dem Herrn die Geschichte zu melden. Wir können da gar nichts entscheiden, das lassen wir hübsch ihn tun, dann waschen wir uns unsere Hände in Unschuld. Aber gut wäre es doch, wenn man Gewißheit hätte. Es kann ja nicht schwer sein, den Mertinatschen Racker auf dem Kieker zu halten. Andererseits könnte ich mir ganz gut denken, daß auch einer oder der andere von den russischen Arbeitern mal einen kleinen Abstecher in unsere Waldungen macht. Wer will die Kerle denn beaufsichtigen? Und gerade in diesem Jahre sind ein paar darunter, die wollen mir gar nicht gefallen. Aber das ist ja Ihre Sache, Fröhlich, das herauszubekommen. Na, wollen S i e mit dem Herrn reden, oder soll ich es tun?"

„Selbst ist der Mann, Herr Inspektor, und so arg wird's ja nicht werden, namentlich, wenn es die Kleine ist."

Und arg wurde es auch wirklich nicht.

„Hm, unangenehm ist die Sache natürlich, Herr Förster", hatte Herr von Berg gesagt, nachdem er die Meldung sich angehört hatte. „Aber wenn es wirklich das Fräulein von unten ist, lassen Sie sie nur gewähren, wir wollen nicht wieder Unfrieden zwischen die zwei Häuser säen. Nur geben Sie mir Bericht, ob sich Ihr Verdacht bestätigt, denn dann wird es schon gescheuter sein, wenn ich dem Fräulein Jagdbewilligung gebe. Meinen Sie nicht auch?"

„Selbstverständlich. Zumal das mehr als einem unserer Böcke zugute käme."

„Wie meinen Sie das?" fragte Herr von Berg.

„Na, wie's eben die Erfahrung lehrt, daß jeder, der an den unerlaubten Wegen sein Gefallen findet, die erlaubten um so eher satt bekommt."

Am nächsten Tage gestaltete sich die Sache, die bis jetzt so gut und so glimpflich abgelaufen war, wieder verzwickter und ärger. Denn da hatte einer der Forstgehilfen, der Hans Bauschat, ein halbes Schock Schlingen gefunden, die vollkommen fängisch gestellt waren, in denen sich aber, Gott sei Dank, noch kein Reh gefangen hatte, auf die es da abgesehen war.

Das ging aber dem alten Grünrock, dem Fröhlich, über die Hutschnur.

Da hörte ja doch wirklich die Weltgeschichte nicht nur, sondern auch die Gemütlichkeit auf!

Digitized by Google

Nein, nein, das konnte die Mertinatsche in gar keinem Falle getan haben!

Das war ja nicht Wilddieberei mehr, das war ja schon der gemeinste, niederträchtigste Meuchelmord des Wildes. Das war wirklich eher dem russischen Gesindel zuzutrauen, das auf dem Gute die Feldarbeit tat, und das es so leicht hatte, das Fleisch über die Grenze zu bringen.

So einen Kerl sollte man selber die Schlinge um den Hals legen, die er dem armen Rehwild gestellt hatte! So ein elender Kujon das.

Der Herr Förster redete sich immer tiefer in seine Wut hinein, so daß die Forstgehilfen an dem Tage wirklich keinen sehr guten Tag hatten.

Einen um so ereignisreicheren hatte Herr von Berg.

Das Sich-erkundigen im Mertinatschen Hause hatte jetzt, wo Madeline auf war, natürlich seine größeren Schwierigkeiten. Sie sollte ihn noch nicht sehen. Man hielt sie noch nicht für stark genug, um sie einem etwaigen erneuten Seelenkampf auszusetzen, zumal sie, seit sie ihr Fieber verlassen hatte, seinen Namen nicht mehr genannt hatte.

Nur wenn die Blumen kamen, die rückwärts, durch das Hinterpförtchen gebracht wurden, glitt immer ein Strahl der Freude über ihr, noch immer von zarter Bläße überzogenes Antlitz, und sie nahm sie mit einem Dankesblick aus Malvinens Hand, die sie ihr stets selber brachte, und drückte ihr immer die Hand, so fest und innig, daß Malvine oft nahe daran war, ihr Geheimnis preiszugeben, das ja doch kein Geheimnis sein konnte, denn Madeline wußte ja, daß in ihrem Garten solche Blumen nicht blühten. An dem Tage hatte Madeline sich ganz besonders wohl und kräftig gefühlt.

Eine tiefe Sehnsucht nach dem Walde hatte sie erfaßt.

Sie wollte Georginne bitten, sie zu führen, die aber war nirgends zu finden. Die flog jetzt immer aus und streifte, Gott weiß wo, herum. Und so ging denn Madeline nur bis zum Gattertor; dort aber begann schon der Wald und lockte und lockte.

Die Sonne, die sich schon stark gegen Westen hinabsenkte, warf noch ihr ganzes Gold über ihn. Eine Krähe flog mit ihrem lauten Krah, Krah, über Madeline hinweg.

Vom Walde her hörte man das Rufen des Kuckucks, das Klopfen des Spechtes, den Ruf des Hähers, und das wunderbare, geheimnisvolle Raunen und Rauschen der Blätter.

Die Hand Madelinens wollte ganz gewiß nicht den Holzriegel des Gattertors heben, hob ihn aber unbewußt doch, denn das Tor ging auf und Madeline schritt auf den Weg hinaus und über ihn weg in den Wald hinein.

Zu derselben Zeit schritt Kurt von Berg, mit umgehängtem Drilling über die Wiesen.

Da, dicht am Waldesrande, äste ein Sprung Rehe, darunter ein kapitaler Bock, dessen Decke schon die leuchtende, rote Sommerfarbe trug.

Die Rehe ließen sich durch den kommenden Mann nicht stören und hatten auch keine Veranlassung dazu, denn der Gutsherr schlug den in den tiefen Waldschatten führenden Pfad ein, der nach dem Mertinatschen Hause abbog. Mitten in der dichten Forst tat sich eine kleine Lichtung auf, hinter der der Wald im glühenden Rot der sinkenden Sonne, wie in einem Meere von funkelndem Feuer stand.

Die Lichtung selbst sah aus wie ein in helles smaragdenes Grün getauchter See aus, in dem hunderte und tausende weißer Sterne emporblühten. All diese Sterne aber waren Margeriten. Waren kleine, blühende Orakel der Liebe.

Auf einem, dicht am Rande der Wiese, von Moos und Flechten überwucherten Stubben, saß eine weiße Gestalt. Ein roter Sonnenschirm lag, einem blutigem Schilde gleich, aufgespannt neben ihr. Sie selbst saß in ihre Gedanken versunken da, und zupfte einer Blüte die verheißenden Blätter aus. Bei dem letzten Blütenblatt, das ihre Finger hielten, lächelte sie und ein sonniger Schein flog über ihre Züge. Dabei sah sie auf und sah ihn. Mit schnellem Schritt trat er, der sie klopfenden Herzens erkannt hatte, auf sie zu.

Ein heißes, fliegendes Rot, stieg, einem Signal gleich in ihrem Gesicht auf, dann streckte sie ihm mit demselben Lächeln, grüßend die Hände entgegen.

„Oh, Sie, Herr von Berg?“ sagte sie. „Es ist eine Ewigkeit, daß wir uns nicht gesehen haben.“

Digitized by Google

„Doch wohl nur für mich, gnädiges Fräulein, nicht wahr?" sagte er. „Denn Sie werden mich wohl nicht vermißt haben?"

„Ich glaube, man vermißt seine Freunde immer."

„Seine Freunde, ja", wiederholte er. „Ich weiß aber nicht, Fräulein von Mertinat, ob Sie mir jemals den Vorzug gegönnt haben, mich zu Ihren Freunden zu rechnen."

Sie sah ihn an. Mit einem leisen Augenaufschlag nur, ihm aber schien es, als ob dieser Blick tief in seiner Seele lesen wollte.

„Ich weiß nicht," sagte sie, „warum Sie daran zweifeln. Ich habe Sie anfangs allerdings gehaßt, wie man nur einen Feind hassen kann. Aber, was können Sie dafür, was andere an uns vielleicht verfehlt haben? Was uns wenigstens gelehrt worden ist, als Verfehlung, nein, mehr, als Verfolgung anzusehen. Sie selbst aber, haben ja doch an uns nur Gutes getan."

„Oh, sagen Sie das nicht", rief er. „Ich habe wahrhaftig nicht mehr, als bloß meine Pflicht getan."

„Nein, nein, Pflichten, Herr von Berg, hatten Sie, uns gegenüber, keine. Das habe ich von allem Anfang an auch erkannt. Vielleicht allerdings nicht gezeigt. Aber ich habe doch manches, alles sogar, glauben Sie mir, Herr von Berg, als Freundlichkeiten empfunden, und habe Sie, widerwillig zwar, aber doch als Freund in mein Haus eintreten lassen."

„Und jetzt . . .?" fragte er, sich und sie mit dieser Frage an ihr letztes Zusammensein und an sein Fortgehen erinnernd.

Wieder flog das Rot über ihre Wangen.

„Und jetzt, ist der Widerwille verschwunden", sagte sie und reichte ihm lächelnd ihre Hand. „Genügt Ihnen das?" fragte sie.

„Nein, Madeline", rief er aus. „Sie wissen, daß mir das nicht genügen kann. Sie wissen, daß ich mehr von Ihnen verlange, weit mehr, Madeline. Sie wissen, daß ich Sie liebe und . . . und wenn Sie mir mit Ihren Worten haben Hoffnung machen wollen, wenn Sie mir damit das Recht haben geben wollen, Ihnen von meiner Liebe zu sprechen. . ."

„Nie, nie, Herr von Berg, hat . . . das . . . in meiner . . . Absicht gelegen. . ." stieß sie hervor. „Meine . . . Antwort . . . auf Ihre Frage bleibt immer dieselbe."

„Immer . . . dieselbe . . ." wiederholte sie, die sich langsam und mühsam erhoben hatte und nun bleich und mit abwehrenden Händen vor ihm stand, wie zu sich selber.

„Wollen Sie damit sagen, Madeline, daß Sie mich nicht lieben? Dann sage ich Ihnen, daß Sie sich selber belügen. Denn ich weiß es, Madeline, ich weiß, daß Ihr Herz mir genau so gehört, wie Ihnen das meine."

„Das . . . ist . . . nicht . . . wahr!" rief sie aus.

„Aber Madeline!" rief er und schlug die Hände ineinander, die er ihr entgegengestreckt hatte, als begreife er nicht, daß sie das immer noch sagen könne. „Ist es denn möglich, daß Ihr Stolz immer noch die Stimme Ihres Herzens übertönt? Nein Madeline, diesmal weiche ich nicht, bis ich nicht mein Jawort erhalten habe."

„Das werden Sie nie!" rief sie und die alte Empörung schien in ihr wieder zu erwachen.

Da lachte er auf wie einer, der das viel besser, wirklich besser weiß.

„Sie bleiben also dabei," rief er, „daß Sie mich nicht lieben? daß Sie mich nie werden lieben können?"

„Ja", wollte sie sagen, aber in diesem Augenblick kam ihr ein Zufall zu Hilfe, der ihr diese Lüge ersparte.

In nächster Nähe von ihnen fiel in diesem Augenblick ein Schuß.

Sie stieß einen Schrei plötzlichen Schreckens aus und er war, alles andere vergessend, mit einem Satze im Walde.

Durch Dick und Dünn brach er sich Bahn in der Richtung des Schusses. Dann sprang er, als suche er Deckung hinter dem Stamm einer mächtigen Eiche.

Der Wilddieb, der das geschossene Reh, nach allen Seiten hin ausspähend, hinter sich her schleifte, hatte das Brechen und Knacken der Äste und Zweige offenbar gehört. Er ließ die Hinterläufe des Tieres fallen und hob sein Gewehr schußbereit.

Er brauchte es nur anzubacken und dann wehe dem, der ihm vor dem Rohr stand. Aber es rührte sich nichts. Mit dem Finger am

Digitized by Google

Abzug spähte er, selbst hinter einem Baume geschützt, in das Dickicht hinaus.

So standen die beiden Männer, von denen nur einer von dem anderen wußte, lautlos und regungslos eine Ewigkeit lang, denn wenn Minuten Ewigkeiten sein können, dann kann es eine Viertelstunde gewiß. Namentlich, wenn einer weiß, daß es um Leben und Tod, oder bestenfalls um die Freiheit geht.

Endlich aber schien der Wilddieb doch seiner Sache sicher zu sein.

Das Reh ließ er zwar liegen, er selbst aber schlich vor.

Nichts, gar nichts rührte sich.

Da konnte er vielleicht doch seine Beute noch retten?

Aber nein. Was unter solchen Umständen liegt, lieber liegen lassen. Lieber sich selbst aus der Unheimlichkeit wegbringen. Und so schlich er denn vorsichtig weiter.

„Halt! Gewehr weg!" scholl es ihm da plötzlich entgegen.

Mit einem Sprung war er wieder in Deckung.

„Mach keine Flausen, komm hinter deinem Baume hervor, hast du verstanden?"

Statt aller Antwort krachte ein Schuß und in demselben Augenblicke, so daß Schuß und Schuß sich beinahe deckten, ein anderer. Und diesem Schusse, der nicht aus des Gutsherrn Büchse gekommen war, folgte ein wilder Schrei und ein dumpfer vom Knacken der Unterholzzweige begleiteter Fall.

Auf den Gutsherrn aber, dem ein Schuß den linken Arm getroffen hatte, stürzte ein schlanker, junger Jägerbursch zu.

Georginne.

„Um Gottes willen," rief sie, „ist Ihre Wunde schwer?"

„Nein", sagte er, seinen Schmerz gewaltsam verbeißend. „Ich . . ., ich kann mir schon selber helfen . . . Sehen Sie . . . nach dem andern."

Sie aber sah nur das Blut, das nur so aus seiner Wunde hervorquoll. Schnell streifte sie ihm den Rock- und Hemdärmel empor, und ihre Lippen fest zusammenbeißend, da sie den Anblick des Blutes nicht vertrug, machte sie ihm mit ihrem Taschentuch einen Verband. Da der aber nichts nützte, riß sie sich eine Schnur von ihrem Jagdrock, mit der sie den Arm, oben, über der Wunde, fest unterband.

Er lächelte ihr zu, obwohl ihm mit einem Male ganz schwarz vor den Augen wurde und der Wald um ihn herum einen tollen Tanz, einem Hexenreigen gleich, zu tanzen begann.

Die Schwäche, die ungeheuere Schwäche infolge des Blutverlustes, hatte ihn übermannt und er wäre gefallen, wenn sie ihn nicht gestützt und gehalten hätte.

„So . ., hier . ., hier setzen Sie sich her. Ganz, ganz ruhig, ich hole Hilfe von Hause."

Tatsächlich lief sie auch fort, da fiel ihr der andere ein und der Schreck durchzuckte ihre Glieder. Wenn der noch schwerer verwundet war! Wenn sie ihn am Ende getötet hatte! Nein, das durfte nicht sein! Denn getroffen hatte sie ihn, das wußte sie, das hatte sie ganz deutlich gesehen, hatte auch einen entsetzlichen Aufschrei gehört. Sie hielt daher an und lief mit einem Male zu ihm zurück.

Da lag er.

Einer der russischen Arbeiter.

Ein kleiner roter Blutfleck stand auf seinem Rock. Die Hände waren geballt und die Augen starrten sie wie verglast an; aus dem Munde aber quoll dem Manne zähes, gleich gerinnendes Blut.

Um Himmelswillen! sie! sie! hatte einen Menschen getötet!

Wie vom Entsetzen gejagt stürzte sie, jagte sie förmlich davon, immer wie von dem furchtbaren Anblick des Toten verfolgt.

Mitten auf dem Weg kam ihr ihre Schwester, bleich, angstvoll, in fassungslosem Schrecken entgegen.

„Mein Gott, was . . ist . . geschehn?" stieß sie hervor, sie hatte die Schüsse und wohl auch den Schrei des Todes gehört.

„Ich . . ., ich . . habe . . . einen Menschen getötet!!"

Wie der Entsetzensruf einer angstgepeitschten Seele kam das heraus.

„Um . . . Himmelswillen . . . ., Kurt?!" rief die andere in Todesangst.

„Nein . ., der . ., der ist nur verwundet. Es ist nichts, nichts, aber . . der andere ist tot." Und damit stürzte sie fort um Hilfe, Hilfe zu suchen!

Madeline aber wankte, sich an jedem Ast,

Digitized by Google

jedem Strauch, jedem Baum festhaltend, dem Tatorte zu.

Da, an den Stamm einer Eiche gelehnt, fand sie ihn.

Bleich und mit geschlossenen Augen.

Mit dem Aufgebot all ihrer Kräfte schleppte sie sich bis zu ihm hin, dann brach sie zusammen.

Weinend, schluchzend sank sie über ihn hin. „Kurt, Kurt, mein lieber, lieber Kurt!" rief sie ein über das andere Mal.

Und da . . ., da schlug er die Augen auf.

Erstaunt sah er sich um; als er sie aber erkannte, da flog ein Lächeln voll Seligkeit über seine Züge.

Mit dem einen, heilen Arm zog er sie an sich und flüsterte: „also liebst du mich doch."

Statt jeglicher Antwort drückte sie in plötzlicher, ununterdrückbarer Leidenschaftlichkeit ihre heißen, dürstenden Lippen auf seine kraftlosen, bleichen, und sie innig an sich haltend, flüsterte er zwischen Kuß und Kuß die Worte, die sie von ihm zum erstenmal hörte und die er doch schon an ihrem Krankenbette zu ihr gesprochen hatte: „Oh du mein süßes Lieb!"

Und dann schwanden ihm die Sinne.

Zweiter Teil.

Es gab keine glücklicheren Leute in ganz Ostpreußen, als die auf dem von Bergschen Gute.

Es waren aber auch liebe prächtige Menschen und von einer so herzgewinnenden Freundlichkeit und einer so reichen Gastlichkeit, daß selbst die, die durch die Heirat des Herrn von Berg in ihren eigenen Hoffnungen enttäuscht worden waren, in das laute Lob der wundervollen Häuslichkeit und ruhigen, glücklichen Zufriedenheit, einstimmten.

Namentlich die Strawischken. Denn nun, wo in der Mertinat eine prächtige Hausfrau auf dem Gutshofe waltete, war aus diesem auch endlich das geworden, was man sich von allem Anfange an davon versprochen hatte: der Brennpunkt des gesellschaftlichen Lebens der ganzen Nachbarschaft.

Wie weit ins Land hinein in Ostpreußen die Nachbarschaft aber geht, und was alles zu dieser gehört und gerechnet wird, oder sich, wenns darauf ankommt, selbst dazu rechnet, das weiß jeder, der das liebe Ostpreußen kennt.

Gerade durch diese Geselligkeit, die sich da entwickelt und einen, für dort neuen, künstlerisch durchgeistigten Charakter angenommen hatte, ergaben sich ja tausend Gelegenheiten das junge Volk zusammenzubringen und was sich daraus für Möglichkeiten entwickeln konnten, das war gar nicht vorauszusehen.

In jedem Falle war eines gewiß, daß ein Paar sich schon gefunden hatte und das war die Malvine, das prächtige Mädel und der russische Gutsherr von drüben, der Bogdan von Roth, der aber ein ebenso guter Deutscher war, wie die deutschen Balten fast alle.

Freilich schien die Sache schon vorher im Gange gewesen zu sein, wenigstens deuteten alle Anzeichen darauf hin, und es war nur ein Wunder, daß die Verlobung nicht längst gefeiert worden war.

Dann machte der junge Braczko, der, seit er die Erbschaft nach seiner Tante gemacht hatte, mehr Butter auf seinem Brot hatte, als der alte, wie man spaßhaft sagte, auf seinem Kopfe, denn der alte Braczko war, das wußte Jeder, ein zwar durchtriebener aber durchaus ehrlicher Kerl, der es nur faustdick hinter den Ohren hatte und den jungen Kerlen bei den Weibsleuten noch arg ins Gehege kam. . .

Der junge Braczko also machte der dritten Mertinat, der Georginne, auf Tod und Leben den Hof und richtig, eines schönen Tages knallten die Pfropfen des französischen Knallkümmels, — wie der Braczko den Champagner nie anders nannte, — daß es nur so eine Lust war, denn die Verlobung der Georginne mit dem jungen Braczko wurde gefeiert, wie man sie nur in Ostpreußen und besonders in Litauen zu feiern versteht.

Die Georginne war freilich ein Staatsmädel geworden. Keine Spur mehr von dem Racker. Damit war es, wie's schien, mit dem furchtbaren Abenteuer im Walde vorbei.

Aber gerade der Ernst stand ihr sehr gut und paßte zu dem ein klein wenig sentimental und romantisch angehauchten jungen Braczko sehr gut.

Digitized by Google

Dem sah man das von außen allerdings nicht an, ebensowenig, wie man ihm den Dichter ansah, der er doch war.

Ein Riese von einem Burschen. Groß, stämmig, breit. Mit Muskeln wie ein Athlet und einem Kopfe, aus dem zwei blaue Kinderaugen zu sehen schienen. Und gerade diese Augen, die waren es, die die ganze Sentimentalität und Dichterei auf dem Gewissen hatten.

„Von seinem Vater hat er die nicht," sagte der alte Braczko und ließ seine schwarzen Augen, in denen die Lebenslust immer noch sprühte, schalkhaft funkeln, „und wer daran Schuld ist, das kann ich nicht wissen". Aber er wußte es doch ganz genau, daß es ein Erbteil von Pauls Mutter war, die nun fast ebenso lange tot war, als der Paul Braczko alt.

In jedem Falle war der Bräutigam rasend verliebt in seine Braut, und auch Georginne hatte allen Grund es zu sein, obwohl sie's nicht zeigte, obwohl sie es tatsächlich war. Denn sie war merkwürdig zurückhaltend geworden, sie, die doch früher den Deuwel im Leibe gehabt hatte.

„Aber, das kommt schon wieder", lachte Paul. „Wenn wir erst verheiratet sind ....

Daß am Verlobungstage auch die Roths wieder herüber gekommen waren und die weite Fahrt nicht gescheut hatten, war selbstverständlich. Und diesmal, wo sie wieder länger zu bleiben die Absicht hatten, hatten sie auch wieder den Russen, den Herrn von Iwolski mitgebracht, der noch immer die Sekretärstelle bei ihnen inne hatte.

Unter den vielen Gästen, die sich in dem Hause eingefunden hatten, befand sich diesmal auch der Herr von Mazat aus Didszullen, mit seiner jungen Frau, derselbe, bei dem seinerzeit die Roths einmal vom Bergschen Gute aus zu Besuch gewesen waren.

Bei der allgemeinen Vorstellerei sagte Herr von Berg, als die Reihe an den Sekretär kam: „Herr von Iwolski kennen Sie ja, da brauche ich Sie ja nicht erst miteinander bekannt zu machen."

Zu Herrn von Bergs namenlosem Staunen erwiderte aber Herr von Mazat: „bisher hatte ich leider noch nicht das Vergnügen", und dabei schüttelte er dem Russen die Hand.

„Aber, wie ist denn das möglich?" rief Herr von Berg und wandte sich an die Roths. „War denn Herr von Iwolski damals nicht mit euch in Didszullen? er war doch, so viel ich weiß, mit euch fortgefahren und kam ja doch auch mit euch wieder zurück."

„Oh", sagten die Roths, „das war nur ein Zufall. Herr von Iwolski war ja doch hier. Er gab uns nur ein kurzes Stück Weg das Geleit und auf dem Rückwege nahmen wir ihn von der Landstraße auf."

Wer in dem Augenblicke die Georginne beobachtet hätte, die ganz in der Nähe stand, der hätte gesehen, daß ihr die jähe Röte ins Gesicht geschossen war, ja, er hätte sogar gesehen, wie Herr von Iwolski mit ihr einen seltsamen, man möchte sagen, betroffenen Blick tauschte. Herrn von Berg aber fiel plötzlich jener Abend ein, an dem er das Gefühl gehabt hatte, als ob Jemand ihm bei seinem Gang durch den Wald folge, und an dem er so deutlich das Gehen der Türen gehört hatte.

Merkwürdig.

Aber er hatte jetzt natürlich keine Zeit und vielleicht auch gar keinen Grund, der Sache noch nachzugehen.

Wer nun der Meinung wäre, daß es mit den beiden Paaren, die sich gefunden hatten oder nahe daran waren, sich zu finden, sein Bewenden hatte, der irrte sich sehr.

Auch die Stunde der Strawischker hatte geschlagen!

Die Lene nämlich, die dritte von den sechs, ein dralles, molliges Mädel, das das Herz ebenso wie das Mundwerk auf dem rechten Fleck hatte, war dem Nikolai von Roth als Etwas aufgefallen, was sich zweifellos gut, auch auf baltischen Boden verpflanzen ließ und dem gesunden Deutschtum da drüben sicherlich einen kräftigen Zuwachs verschaffen konnte. Und wenn ihr auch die „lustige Witwe" und „die Dollarprinzessin" und der „fidele Bauer" weit besser zusagten, als die schönste Sonate von Bruck oder Bruckner, so waren doch ihr froher Sinn, ihre Kerngesundheit und ihr munteres Wesen ein nicht zu verachtendes Äquivalent dafür.

Freilich fanden die älteren zwei, daß die Lene ein klein wenig zurückhaltender hätte sein und ihnen den Vortritt hätte überlassen müssen, dafür aber waren die beiden Jüngeren

Digitized by Google

todfroh, daß der Bann endlich gebrochen war und wenigstens eine dem Schicksal entrann, als alte Jungfer zu sterben.

Bei der lauten, lustigen Stimmung, die an dem Verlobungstage herrschte, hätte wohl niemand geglaubt, — am wenigsten aber Paul Braczko, — wie nahe schon die Tragödie war.

Nicht die Welttragödie, die kurze Zeit später begann und so viel unendliches Unheil, aber auch so viel Ruhm über Ostpreußen brachte, sondern die kleine Schicksalstragödie, die sich zwischen Paul Braczko, seiner Braut und dem Russen, dem Herrn von Iwolski abspielte, und die doch auch in die, sich unheimlich vorbereitenden Ereignisse mit hineingriff.

Paul Braczko war sonst immer gewohnt, zu einer bestimmten Stunde zum Besuche seiner Braut nach dem Bergschen Gutshof zu kommen. Diesmal aber ritt ihn der Teufel, eher zu kommen.

Ganze zwei Stunden eher und als er nach Georginne fragte, da hieß es, sie sei leider nicht da. Sie habe sich die „Stella" satteln lassen und sei ausgeritten, irgendwohin in den Wald.

Paul Braczkos Gesicht verfinsterte sich, als er diesen Bescheid von Madline erhielt.

„Ausgeritten?" fragte er, „allein?"

„Natürlich allein, du dummer Junge", hatte der Gutsherr lachend gesagt. „Mit wem soll sie denn reiten?"

„Mit mir", sagte er. „Ich hatte sie ausdrücklich gebeten, mit mir einmal auszureiten. Sie hätte keine Lust dazu, sagte sie mir darauf. Na, aber wenn sie einmal Lust bekäme, dann solle sie es mir sagen. Es sei ja so leicht durchs Telephon, und nun ist sie doch ausgeritten und hat mir nichts davon gesagt."

„Ja, was ist da zu machen", sagte Kurt von Berg und zuckte dabei mit den Achseln, „die Weiber, du weißt ja, sind alle ganz unberechenbar."

„Darf ich mir nicht ein Pferd von dir satteln lassen? Vielleicht finde ich sie."

„Aber selbstverständlich! Mit Vergnügen." Und er gab Auftrag, dem Braczko den „Ganymed" zu satteln, der sehr gut und sehr ruhig ging und das schwere Gewicht Braczkos, am besten vertragen konnte.

Eine halbe Stunde später war Georginne da.

Sie sah prachtvoll aus in dem langen, ihre schöne Gestalt wundervoll umschließenden Reitkleid.

„Weißt du, daß Paul dich sucht?"

„Nanu, was will er denn?" fragte sie.

„Hatte er dich nicht gebeten, wenn du einmal ausreitest, es ihn wissen zu lassen?"

„Allerdings. Man hat aber doch nicht immer Lust zu diesen Süßholzraspeleien. Es ist gerade genug, wenn man sich den ganzen Abend dazu hergeben muß."

„Das mußt du ja gar nicht. Wenn du ihn nicht magst, kannst du es ihm ja sagen."

„Ach Gott mögen! mögen! wer sagt denn, daß ich ihn nicht mag, aber diese ewige Knutscherei und Küsserei fällt einem doch auf die Nerven."

„Ich finde, ein Bräutigam kann nie zärtlich genug sein," sagte Malvine, die an der Art ihrer Schwester keinen Gefallen finden konnte.

„Man kann doch auch auf andere Art seine Zärtlichkeit zeigen, denk ich," erwiderte Georginne, die ihren nervösen Tag zu haben schien, sichtlich gereizt. „Zum Beispiel gerade dadurch," fuhr sie fort, „daß man auf die Empfindungen seiner Braut größere Rücksicht nimmt. Im übrigen bin ich heute gar nicht aufgelegt, mich zu streiten. Ich habe Kopfweh, rein zum Zerspringen und werde wohl am Besten tun, wenn ich mich hinlege."

„Du wirst doch wohl warten, bis Braczko zurückkommt", sagte die Schwester.

„Er hätte ja hier bleiben können, und auf mich warten." Und damit ging sie.

Sie kam aber doch wieder herab, nachdem sie sich umgekleidet hatte.

Ihre Stimmung war aber um keine Spur besser, im Gegenteil. Und als er kam, da war sein Empfang alles andere eher, als zärtlich.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

4. Fortsetzung.

Der Walzerkönig / Roman von Freiherr von Schlicht

Kasimir biß sich ärgerlich auf die Lippen. Er sah es ein, Orla war nicht umzustimmen und der Korb, den er sich holte, drückte ihn um so mehr, als sie ihm den in Gegenwart der anderen erteilte. Er stand ihr ganz verdutzt gegenüber und dachte darüber nach, wie er wenigstens mit Anstand den Rückzug antreten könne, als plötzlich Herrn von Rodenhausens helles, sympathisches Lachen erklang, der ihm nun zurief: „Trösten Sie sich mit mir, mein lieber Mellendorf, und wenn wir beide der Orla nicht mehr zeigen dürfen, was wir können, dann zeigen wir das den anderen Damen. Wir müssen uns bemühen, wenigstens bei denen unseren Ruf als gute Tänzer zu erhalten, also los, tanzen wir."

Das ließ Kasimir sich nicht zweimal sagen, schon um aus Orlas Nähe fortzukommen und er forderte seine Schwester auf, während Herr von Rodenhausen sich Otti nähern wollte. Aber im letzten Augenblick besann er sich eines anderen und sich an Frau von Mellendorf wendend, bat er: „Wie ist es, gnädige Frau, würden Sie mir die Ehre erweisen?"

„Ich?" Frau von Mellendorf sah ihn völlig überrascht an, dann aber lachte sie fröhlich auf: „Aber Herr von Rodenhausen, für mich sind die Jahre des Tanzens doch längst vorbei, ich bitte Sie, eine so alte Frau wie ich —"

„Verzeihung, gnädige Frau," fiel er ihr rasch ins Wort, „eine so schöne und elegante Frau wie Sie wird überhaupt nicht alt, sie wird im schlimmsten Falle etwas älter, im übrigen bleibt sie genau so jung, wie sie aussieht und Sie, gnädige Frau, sehen noch sehr jung aus."

Frau von Mellendorf fühlte es, was er da sagte, war seine ehrlichste Überzeugung. So wurde sie ein klein wenig verlegen. Nur ein Glück, daß keiner das Kompliment mit anhörte, ihre Thekla tanzte mit ihrem Sohn, Fräulein Otti mit Herrn von Iring, Orla plauderte abseits mit ihrer Gesellschafterin. Sie stand mit Herrn von Rodenhausen allein und erwiderte nun auf seine Worte halb ernsthaft, halb belustigt: „Bitte, Herr von Rodenhausen, keine Schmeicheleien, auch wenn die noch so gut gemeint sind. In meinem Alter darf man die nicht mehr mit anhören, denn wenn man, wie ich, zwei erwachsene Kinder hat —"

„Bitte sehr, gnädige Frau," unterbrach er sie abermals, „das ist doch kein Grund, sich alt zu machen. Ich habe doch auch zwei erwachsene Mädels und fühle mich trotzdem mit meinen sechsundvierzig Jahren noch sehr jung."

„Das ist aber auch etwas anderes," warf sie ein, „erstens sind Sie ein Mann und zweitens sind Ihre Mädels doch gar nicht Ihre eigenen Töchter."

„Das könnten sie aber sein, wenn ich früh genug geheiratet hätte," meinte er, „aber als junger Leutnant dachte ich noch nicht an so etwas. Fünf Jahre lang habe ich das Leutnantsleben genossen, dann setzte ich mich hin, um zu arbeiten. Und ich habe viel gearbeitet in meinem Leben, gnädige Frau, ich wollte Karriere machen, aber nicht etwa, daß ich ein Streber gewesen wäre, sondern weil es mich lockte und reizte, einen Einblick in die geistige Arbeit unseres Generalstabes zu gewinnen. Was der leistet, wird die staunende Welt erst erfahren und einsehen, wenn es jemals, was der Himmel verhüten möge, zu einem Kriege zwischen uns und den anderen Staaten kommen sollte."

„Glauben Sie wirklich, daß so etwas in drohender Ferne liegt?" fragte sie mehr erschrocken als neugierig, während sie sich zugleich auf einem Sessel niederließ und ihn durch eine Handbewegung einlud, an ihrer Seite Platz zu nehmen, schon um ihn dadurch endgültig von seiner Absicht, mit ihr tanzen zu wollen, abzulenken.

„Ob ich das glaube?" beantwortete er ihre Frage, während er sich nun auch seinerseits setzte. „Ich für meine Person tue das offengestanden nicht, aber im Generalstab denken viele darüber anders. Auf jeden Fall ist man dort auf jede Möglichkeit in allen Einzelheiten vorbereitet. Von dem, was ich unter dem Dienstgeheimnis erfahren habe und von den Mobilmachungsplänen, die ich zum Teil selbst mit bearbeitete, darf ich natürlich nichts verraten, aber trotzdem —"

Und wenn auch nur ganz im allgemeinen erzählte er ihr von den politischen und militä-

Digitized by Google

rischen Beziehungen der verschiedenen Staaten zueinander. Er tat es in so leichtverständlicher und dabei so unterhaltender Art, daß Frau von Mellendorf ihm voller Interesse zuhörte. Es tat sich hier eine neue Welt vor ihr auf und die Unterhaltung, die er mit ihr führte und an der sie sich mit manchem Einwurf und mit mancher Frage beteiligte, war doch wesentlich anders, als die Gespräche, die bei ihr im Hause geführt wurden, wenn sie einmal Gäste bei sich sah, oder wenn sie selbst mit ihrer Thekla auf eins der Nachbargüter geladen wurde. Und wie amüsant er von Berlin zu erzählen wußte. Nicht von den Stätten, an denen man sich amüsierte, sondern von dem arbeitenden Berlin, von der enormen geistigen Tätigkeit, die da täglich geleistet wurde, von der Entwicklung und Ausdehnung der Stadt und derem weiteren inneren Ausbau.

Frau von Mellendorf fühlte sich geistig immer mehr angeregt und sie freute sich nun wirklich, hierher gekommen zu sein. Leicht war ihr der Entschluß zu dieser Reise nicht geworden, sie haßte im allgemeinen die großen Städte mit ihren vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen, die dem Körper zu viel und dem Geiste so wenig Nahrung gaben. Jetzt aber glaubte sie zu wissen, daß es ihr hier auch nicht an anregender Unterhaltung fehlen würde, an der sie noch lange zehren wollte, wenn sie erst wieder daheim auf ihrer Scholle saß.

Aber es fesselte sie nicht nur, was er erzählte, sondern auch die Art, in der er es tat. Sie hörte mit Vergnügen seiner sonoren, äußerst angenehmen Stimme zu. Sie sah ihm dabei in seine auffallend schönen, klugen Augen, sie blickte auf seine hohe weiße Stirn und immer wieder lockte es sie, ihm, während er sprach, auf den Mund zu sehen, den ein dichter Schnurrbart beschattete und unter dem zwei Reihen blendend weißer Zähne hervorleuchteten. Bis sie sich plötzlich eingestand, selten einem so schönen Menschen, wie ihm, begegnet zu sein und bis sie nicht mehr begriff, daß er noch nicht wieder geheiratet habe. Er brauchte doch nur einen Finger auszustrecken, um eine Frau zu finden, und sie hätte keine Mutter sein müssen, wenn nicht mit einemmal der Gedanke in ihr wach geworden wäre, ob Thekla vielleicht die richtige Frau für ihn sei. Aber nein, Thekla war für den ja viel zu jung. Wenn er wirklich einmal wieder heiraten sollte, dann brauchte er eine Frau, die im Alter zu ihm paßte. Dreißig Jahre mußte die wenigstens sein, wenn nicht gar Anfang oder Mitte der Vierzig. Die mußte es auch verstehen, an seiner Seite zu repräsentieren, die müßte auch äußerlich in ihrer Figur zu ihm passen. Am besten würde es wohl für ihn sein, wenn er später um kein älteres junges Mädchen freite, sondern um eine nicht mehr zu junge Witwe, die selber schon Kinder besaß, die würde am besten mit seinen Mädels auszukommen wissen.

Bei allem, was sie sich da im stillen sagte, dachte sie nicht mit dem leisesten Gedanken an sich selbst und gerade deshalb erschrak sie nicht schlecht, als sie plötzlich bemerkte, daß alles auf sie paßte. Und sie erschrak erst recht, als ihr nun wieder die Schmeichelei einfiel, die Herr von Rodenhausen ihr vorhin sagte. Im ersten Augenblick hatte sie der keine Bedeutung beigelegt, hatte die lediglich zurückgewiesen, weil sie es schon längst nicht mehr gewohnt war, daß man ihr Komplimente sagte. Nun aber, aus ihrem eigenen Gedankengang heraus, erschienen ihr seine Worte in einem ganz anderen Licht, da nahmen sie einen Sinn an, aber nein, das war natürlich alles nur Unsinn, was sie sich da einredete. Er hatte sich sicher ebenfalls nichts dabei gedacht, und sie durfte es erst recht nicht tun. Sie wollte es auch nicht, denn die Vorstellung, daß sie alte Frau noch einmal wieder heiraten könne, nein, das war so absurd, daß sie sich nun alle Mühe geben mußte, um nicht zu lachen.

So verscheuchte sie denn blitzschnell alles, was sie eben noch beschäftigt hatte, aber sie empfand es trotzdem als eine willkommene Unterbrechung, als nun Orla auf sie beide zutrat. Die hatte sich inzwischen mit ihrer Gesellschafterin unterhalten, während Horst und Kasimir abwechselnd mit Otti und Thekla tanzten. Aber während sie mit Fräulein von Oberbeck plauderte, wandte sie kaum den Blick von ihrem Onkel und Frau von Mellendorf ab. Sie war es nicht gewöhnt, daß Herr von Rodenhausen sie bei einem Zusammensein mit Fremden derartig vernachlässigte, wie er es

Digitized by Google

heute tat und sie begriff das auch nicht. War er ihr noch böse, weil sie ihn nicht mehr für den besten Tänzer hielt, oder fand er an dieser Frau von Mellendorf wirklich Gefallen? Seit Jahren lebte sie in der stillen Angst, ihr Onkel möge einmal wieder heiraten. Sie hielt es zwar für ausgeschlossen, daß eine so alte Frau, wie diese Frau von Mellendorf mit ihren beiden mehr als ausgewachsenen Kindern ihm gefährlich werden könne, aber sie war gerecht genug, anzuerkennen, daß Frau von Mellendorf ausgezeichnet aussah und sich mit vielem Geschmack zu kleiden verstand. So wurde immer mehr und mehr ein gewisses Gefühl der Eifersucht in ihr wach und endlich hatte es sie nicht länger auf ihrem Platz geduldet, so daß sie nun auf die beiden zutrat, um sich ihnen mit einem: „Hoffentlich stören wir nicht" auf einen Stuhl gegenüber zu setzen.

„Aber Orla, wie kannst du nur so etwas fragen?" meinte Herr von Rodenhausen anscheinend ganz verwundert, obgleich er es lieber gesehen hätte, wenn er noch mit Frau von Mellendorf allein geblieben wäre. Und auch Kasimirs Mutter meinte: „Ich bin Ihnen sogar für die Unterbrechung sehr dankbar, gnädiges Fräulein."

„So habe ich Sie also doch gelangweilt, gnädige Frau?" fragte Herr von Rodenhausen mit einer Stimme, aus der Orla abermals eine große Enttäuschung heraushörte.

Aber Frau von Mellendorf beeilte sich, ihn zu beruhigen: „Wie können Sie nur so etwas denken, Herr von Rodenhausen. Alles, was Sie mir erzählten, interessierte mich auf das höchste. Ich hoffe sogar, daß wir uns nicht zum letztenmal in dieser Weise unterhalten haben. Ich meinte nur, für heute sei es mit einem so tiefen und schweren Gespräch genug. Mein Kopf ist in keinem Generalstab geschult und allzu viel Weisheit auf einmal kann der nicht in sich aufnehmen, sonst wird mir nach berühmten Beispiel von alledem so dumm —"

„Als ginge Ihnen ein Mühlrad im Kopfe herum", fiel er ihr lustig in das Wort. „Nein, gnädige Frau, daran will ich natürlich nicht schuld sein. Im übrigen freut es mich, zu hören, daß meine Befürchtung sich als grundlos erwies. Auch ich hoffe auf eine baldige Fortsetzung. Nun aber wollen wir von leichteren Dingen plaudern, denn am Abend geht es mit den ernsten Gesprächen wie mit den schweren Speisen, sie lassen des Nachts nicht schlafen."

„Und es wird sogar höchste Zeit, an das Schlafengehen zu denken", mahnte Frau von Mellendorf, als gerade in diesem Augenblick zufälligerweise die Uhr schlug. „Meine Tochter und ich haben uns fest vorgenommen, uns spätestens um zehn hinzulegen. Wir sind von der Eisenbahnfahrt doch etwas ermüdet."

Und als habe Thekla diese Worte gehört, trat sie jetzt auf ihre Mutter zu: „Mutter, ich kann ganz einfach nicht mehr, ich falle um. Soviel wie heute Abend habe ich wohl noch nie getanzt, ich bin totmüde."

„Ich sehe es dir an, mein Kind," meinte die Mutter, „da wollen wir uns nun verabschieden, hoffentlich nehmen die anderen Herrschaften uns das nicht übel."

„Davon kann doch gar nicht die Rede sein, gnädige Frau", rief man ihr zu.

So erhob Frau von Mellendorf sich denn von ihrem Platz, aber bei dem Abschiednehmen verplauderte man doch noch eine Viertelstunde, zumal auch Horst und Kasimir an den Aufbruch dachten.

Mit einem allseitigen „auf Wiedersehen" trennte man sich endlich. Die im Hotel Wohnenden zogen sich in ihre Zimmer zurück und Horst und Kasimir traten auf die Straße, um nach Hause zu gehen.

Ihre Zigarre rauchend, schritten die beiden nebeneinander her, ein jeder seinen Gedanken nachhängend. Beide dachten an Orla und gerade deshalb wollte keiner von ihr sprechen, bis Kasimir endlich meinte: „Ich will dir mal was sagen, Horst, ich bin immer dein guter Freund gewesen, aber trotzdem darfst du dich nicht wundern, wenn du nächstens irgendwo mal über eine heimlich gespannte Leine fällst und dir bei der Gelegenheit deine Tanzbeine brichst. Nach dem Täter brauchst du nicht erst lange zu suchen, ich will dir schon heute gestehen, daß ich dich dann zu Fall gebracht habe."

„Du bist ja sehr freundlich", lachte Horst auf.

„Bitte, bitte, gar keine Ursache," wehrte Kasimir ab, „was ich in der Hinsicht tun werde, tue ich nicht mehr als gern. Du brauchst dich

Digitized by Google

auch später nicht dafür zu bedanken, ebenso wie du wohl keinen Dank von mir verlangst, daß du mich mit deiner Walzerei derartig bei Fräulein Orla ausgestochen hast. Du solltest deine Tanzkünste lieber dazu verwenden, um meiner Schwester einen vernünftigen Walzer beizubringen. Die hat, weiß Gott, alles verlernt, was sie früher in der Hinsicht konnte."

„Das wird schon wiederkommen," beruhigte Horst den Freund, „wenn du weiter keine Sorgen hast", bis er, um das Gespräch von Thekla und Orla abzulenken, plötzlich meinte: „Was ich dir noch sagen wollte, Kasimir, ich habe deine Frau Mutter heute nachmittag ja in deinem Namen begrüßt, aber zum zweitenmal möchte ich dir einen solchen Ritterdienst nicht abnehmen. Ich habe lügen müssen wie noch nie in meinem Leben. Und das schlimmste ist, deine Mutter glaubte nicht allein mir, sondern sie glaubte auch dir, sie ist felsenfest davon überzeugt, daß du deine Ansichten über das Heiraten geändert hast. Du hättest nur ihre Freude sehen sollen. Na, etwas hast du ja auch sicher noch davon bemerkt, als du von dem Einkauf des Meißner Geschirrs erzähltest und da wir doch einmal von dem sprechen — ich bin gewiß nicht neugierig, Kasimir, aber trotzdem, daß du diese Porzellankiste für dich selbst kauftest, kannst du später vielleicht einmal deiner Frau Mutter einreden, aber nicht mir. Also an wen hast du dabei gedacht, wen willst du später damit beglücken?"

„Dich ganz gewiß nicht", gab Kasimir knurrend und ärgerlich zur Antwort, da er seine sonstige gute Laune noch nicht wiedergefunden hatte und da er auf den Freund beinahe so etwas wie eifersüchtig war.

Aber der tat, als merke er von alledem nichts, er war auch keineswegs darüber enttäuscht, daß das Geschirr nicht für ihn sei. Im Gegenteil, er hatte im stillen befürchtet, Kasimir könne das schon heute für ihn und Thekla als Hochzeitsgeschenk eingekauft haben, nun war er froh, daß Kasimir diesen seinen Heiratsplan gar nicht mehr erwähnte. Er war auch glücklich, daß Kasimir weiter gar nicht darnach fragte, wie seine Schwester ihm gefallen hatte, und so setzten beide schweigend ihren Weg fort, bis sie sich endlich mit einem „auf Wiedersehen" trennten.

Aber das klang aus Kasimirs Munde nicht so freundlich wie sonst, und als Horst schon seinen Weg allein fortsetzte, rief der andere ihm noch durch die Stille der Nacht zu: „Vergiß nicht, was ich dir sagte. So oder so werde ich dir schon die Strippe ziehen, über die du mit deinen Beinen stolperst, nimm dich vor mir in acht."

„Ich habe keine Sorge," rief Horst zurück, „im übrigen denke an das alte Wort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!"

Aber Kasimir hörte die Worte nicht mehr. Der war, ohne die Antwort des Freundes abzuwarten, schon um eine Straßenecke gebogen und stillvergnügt vor sich hin lächelnd, ging Horst nun allein seiner Wohnung entgegen, denn es belustigte ihn, darüber nachzudenken, was bei diesem Wettbewerb um Orlas Gunst wohl herauskommen werde.

* * *

Es war vierzehn Tage später, Leutnant Kammler war eben, mittags um zwölf Uhr, von dem Rekrutenexerzieren nach Hause gekommen und saß nun in seiner zwar einfachen, aber doch nicht allzu ärmlichen Leutnantswohnung bei dem Frühstück. Der Kalender zeigte den 16. November, und wie nach jedem Fünfzehnten des Monats, frühstückte Kammler heute aus der „Kommode". Bis zum Fünfzehnten pflegte er, wenn auch in bescheidenen Maßen, mit den Kameraden im Kasino zu frühstücken, aber nach dem Fünfzehnten konnte er sich diesen Luxus nicht mehr erlauben, sonst wurde die Kasinorechnung zu groß und die durfte unter gar keinen Umständen mit einem Minus enden. Er mußte am Ersten sogar bar Geld heraus bekommen, sonst war es ganz unmöglich, mit der knappen Zulage zu reichen, die seine Mutter sich für ihn ersparte.

Leutnant Kammler war hungrig nach Hause gekommen und hatte sich auf das Frühstück aus seiner Kommode gefreut. Aber als er die aufgezogen hatte, war sie leer. Trotz allen Suchens fand er nur Butter und Semmeln. Das war nicht gerade viel. Warum hatte sein Bursche nicht für ihn eingekauft? Der kannte doch seine monatlichen Gewohnheiten, der riß selbst den Kalender ab, da hätte der sehen müssen, daß heute der Sechzehnte war.

Digitized by Google

Aber das sollte ihm die gute Laune nicht verderben. So nahm er sich denn drei Semmeln, schnitt sie durch, bestrich jede der sechs Hälften ganz dick mit Butter, aber gleich darauf kratzte er die meiste Butter wieder ab und tat sie in die Dose zurück. Es ging auch mit weniger Butter, besonders, wenn man die Semmeln noch mit anderen Sachen belegte. Die fehlten ihm zwar heute, wie schon so oft in seinem Leben, aber was hinderte ihn daran, sich einzubilden, daß er sie besäße? So belegte er in Gedanken die eine Semmelhälfte mit Kalbsbraten, die zweite mit kaltem Roastbeef, auf die dritte strich er Trüffelleberwurst, auf die vierte legte er ein paar Schnitten Lachs, die fünfte bestrich er mit schöner roter Cervelatwurst und auf die letzte legte er ein ganz großes Stück Schweizer Käse. Dazu goß er sich aus seiner gefüllten Wasserkaraffe ein Glas Münchener Bier ein.

Dann biß er mit seinen weißen, gesunden Zähnen in das Brot hinein und er bildete sich ein, es schmecke ihm ebenso gut, als habe er die Semmeln wirklich belegt. Die Einbildung war im Leben alles, wenigstens das meiste, nur mit der Liebe war es etwas anderes. Die konnte man sich nicht einbilden, die mußte man wirklich empfinden, wenn sie glücklich machen sollte. Und er war glücklich, weil er verliebt war. Nicht zum erstenmal in seinem Leben, wohl aber zum letztenmal. Diesesmal hatte es geschnappt, und zwar gründlich. Die Kartenlegerin hatte recht behalten, er hatte die reizende Braut gefunden, die er suchte und die er auch heiraten würde. Auch das hatte er sich früher schon oft gesagt, aber wenn ihm im letzten Augenblick stets der Mut fehlte, das entscheidende Wort zu sprechen, war das nicht etwa Feigheit, wie die Kameraden es nannten, sondern er war nicht genügend in die betreffende junge Dame verliebt gewesen, denn des Geldes wegen heiratete man doch nicht, am allerwenigsten, wenn man ein armer Teufel war. Das könnte so aussehen, als ob! Und dafür bedankte er sich.

Aber mit Fräulein Thekla war das etwas ganz anderes, die hatte er gleich vom ersten Augenblick an mit seinem Herzen geliebt. Vierzehn Tage war es nun her, daß er sie kennen lernte. Als Kasimir damals im Kasino erzählte, seine Mutter habe nun mit seiner Schwester ihre Besuche bei den verheirateten Familien des Regiments gemacht und würde sich sehr freuen, wenn nun die unverheirateten Kameraden ihr im Hotel ihre Aufwartung machen würden, da stand es bei ihm sofort fest: du gehst als erster hin und als erster wirst du siegen.

Und er hatte nach seiner felsenfesten Überzeugung in wahrhaft grandioser Weise gesiegt. Nicht nur Kasimirs Mutter, sondern vor allen Dingen Kasimirs Schwester hatte ihn in der liebenswürdigsten Weise begrüßt und Thekla hatte mit ihm geplaudert, gelacht und gescherzt, als seien sie schon längst gute Bekannte und für alles, was ihn betraf, hatte sie das regste Interesse gezeigt, sogar für seine Rekruten. Von denen hatte er ihr erzählen müssen, nicht weil sie danach fragte, sondern weil es ihm Herzensbedürfnis war, denn an seinen Leuten hing er mit großer Liebe. In früheren Jahren war das allerdings anders gewesen. Da hatte er seine Rekruten jeden Morgen, jeden Mittag und jeden Abend dreimal zum Teufel gewünscht. Aber dann traf er eines Mittags in den Gängen der Kaserne eine alte Frau, die ihren Sohn zu sprechen wünschte. Er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, schon um zu erfahren, welcher seiner Rekruten ihr Sohn wäre, und als er sich endlich verabschiedete, hielt ihn die Frau noch einen Augenblick zurück, erfaßt seine Hände, sah mit flehenden Augen zu ihm auf und bat mit einer zu Herzen gehenden Stimme: „Herr Leutnant, versprechen Sie mir, daß Sie immer gut und freundlich zu meinem Jungen sein wollen. Er ist mein einziger und ich hätte zu Hause keine ruhige Minute mehr, wenn ich es nicht wüßte, daß er es bei den Soldaten wirklich gut hat."

Er hatte es verstanden, die alte Frau mit ein paar freundlichen Worten zu beruhigen, aber von dem Augenblick an war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Er brachte es nicht mehr über das Herz, seine Rekruten zum Teufel zu wünschen, es kostete ihn sogar die größte Überwindung und Anstrengung, den Leuten einmal grob und deutlich zu werden, wenn das Interesse des Dienstes es erforderte. Seine Rekruten auszuschelten und anzubrüllen, war ihm von diesem Tage an eine

Digitized by Google

Unmöglichkeit. Immer glaubte er die Stimme der alten Frau zu hören: „Herr Leutnant, seien Sie gut und freundlich zu meinem Jungen, er ist mein einziger." Und ihm war dann, als wären alle die strammen Bengels, die da vor ihm standen, die einzigen Söhne ihrer Mütter, die sich um sie bangten. So hatte er mit der Zeit die ihm anvertrauten Kindlein lieb gewonnen, die ihrerseits mit großer Liebe an ihm hingen. Seine Rekruten waren ihm im Winter sein ein und sein alles und die diesjährigen Rekruten waren ihm besonders ans Herz gewachsen. Es waren seine letzten, vom nächsten Jahre ab kam er bei seinem Dienstalter als Rekrutenoffizier nicht mehr in Frage.

Als er auch nun wieder daran dachte, während er bei dem Frühstück bei der halben Semmel mit der Trüffelleberwurst angelangt war, tat ihm das seinetwegen eigentlich leid, aber andererseits freute es ihn für Thekla, denn wenn er die erst geheiratet hatte, wollte die sicher keinen Mann haben, der fast den ganzen Tag auf dem Kasernenhof beschäftigt war. Aber gefreut hätte sie es später doch, wenn er ihr von seinen Rekruten erzählt haben würde, das hatte er neulich schon bemerkt, als er den Antrittsbesuch machte. Als er mit seinem Lieblingsthema erst angefangen hatte, wurde sie nicht müde, ihn immer weiter auszufragen, bis sie alles wußte: daß der Hansen immer noch unter seiner etwas zu hohen linken Schulter litt, daß der Petersen bei dem linken Fuß die Zehen nicht herunterdrücken konnte, daß der Müller drei, wenn er das „Gewehr über" nahm, immer noch mit dem Kopf zur Seite auswich und daß der Meier fünf, der arme Teufel, immer noch mit einer Sehnenentzündung im Knie im Lazarett läge und daß es ganz ungewiß sei, ob und wann der Mann jemals wieder als geheilt entlassen werden würde. So war das noch lange weiter gegangen und Thekla hatte voller Aufmerksamkeit zugehört, die rief ihm auch nicht wie manche andere junge Dame hier aus der Stadt zu: „Nun hören Sie schon mal mit Ihren Rekruten auf." Nein, Thekla war aus einem anderen Holz geschnitzt, die hatte ein Herz dafür, und wenn die bei seinen Worten lächelte und sich zuweilen sogar beherrschen mußte, um nicht laut aufzulachen, wie er das deutlich bemerkte, die lachte ihn und seine Rekruten nicht aus, sie lächelte und lachte lediglich, weil er selber oft glücklich vor sich hin lachte, während er ihr von seinen Leuten sprach.

Thekla hatte es ihm angetan, von allem anderen ganz abgesehen, schon weil sie so hübsch war. Er liebte nun einmal die Hellblonden. Je heller, desto besser, und auch die blauen Augen konnten ihm nie hell und blau genug sein. Vielleicht wäre er trotz seiner Armut nicht so rein und bescheiden durch sein bisheriges Leutnantsleben gewandelt, wenn das Schicksal ihn mit mehreren solchen jungen Mädchen wie Thekla zusammengeführt hätte. Thekla war für ihn der Inbegriff des Schönen, er fand sie viel viel hübscher, als die beiden Fräulein von Lahnstedts, die er auch schon kennen gelernt hatte.

Und außerdem war Thekla Kasimirs Schwester! Natürlich dachte er dabei nicht an das Geld. Wenn er selber als Millionär auf die Welt gekommen wäre, würde er Thekla selbst dann heiraten, wenn sie keinen Groschen besäße. Aber trotzdem, schön mußte es auch sein, wenn man Geld besaß. Nun war er bei der letzten halben Semmel, der mit Käse, angelangt, aber die schmeckte eigentlich auch nicht anders, als die mit Kalbsbraten, oder die mit der Cervelatwurst, trotzdem er seine ganze Einbildungskraft zuhilfe nahm. Aber die genügte heute nicht, es half auch nichts, daß er aus der Wasserkaraffe sich schon das dritte Glas Münchener Bier eingoß. Selbst das schmeckte ihm heute nur zu sehr nach der Wasserleitung.

Warum hatte sein Bursche, der Musketier Brandt, denn nun gar nichts für ihn zum Frühstück eingekauft? Er hatte ihm doch erst neulich Auslagegeld gegeben. Na, dem wollte er nachher mal in freundschaftlicher Weise gehörig den Kopf waschen, wenn er erst vom Mittagessen aus der Kaserne zurück war. Endlich meldete der sich auch bei ihm zur Stelle, aber mit dem Kopfwaschen wurde es nichts, denn als der Musketier seinen Herrn und Leutnant vor den übrig gebliebenen Brotkrumen sitzen sah, machte er ein so trauriges und wehleidiges Gesicht, daß sein Herr ihm zurief: „Na, Knabe, weine nur nicht, es hat mir ganz leidlich geschmeckt. Aber trotzdem möchte ich wissen, warum hast du nicht etwas besser für mich und mein leibliches Wohl gesorgt?"

„Daran gedacht, Herr Leutnant, habe ich

Digitized by Google

natürlich", meinte der Bursche verlegen, der selbst aus einem reichen Bauernhause stammte und dem sein armer Leutnant immer leid tat. „Daran gedacht habe ich schon," wiederholte er nochmals, „aber ich glaubte, weil der Herr Leutnant gestern nicht wie sonst zu mir sagten: Brandt, ich mache dich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit darauf aufmerksam, daß morgen der Sechzehnte ist, da glaubte ich —"

„Daß ich über Nacht ein Millionär geworden sei", fiel ihm sein Leutnant in das Wort. „Nein, mein Sohn, es steht zwar in der Bibel, der Glaube wirkt Wunder, aber solche Wunder bewirkt er doch nicht. Also, glaube in Zukunft weniger und kaufe dafür desto mehr. Auslagegeld wirst du ja noch haben, zeig' mal her, wieviel haben wir denn in deinem eisernen feuer- und diebessicheren Geldschrank?"

Der Bursche öffnete die obersten Knöpfe des Waffenrockes und holte den eisernen Geldschrank, den er in Gestalt eines vorschriftsmäßigen ledernen Brustbeutels um den Hals trug, hervor, um dessen Inhalt gleich darauf auf den Tisch zu schütten. Und der Inhalt war sehr erfreulich. Zuerst kamen zwei Goldstücke, dann ein Zwanzigmarkschein und schließlich noch eine ganze Menge Silber und Nickel.

Der brave Kammler blickte mit immer größer werdenden Augen auf diese Schätze, die sich da vor ihm auftürmten, bis er schließlich meinte: „Ja, geliebter Alexander, wenn ich das gewußt hätte, allerdings, da hattest du zu deinem Glauben eine gewisse Berechtigung. Aber trotzdem, ich verstehe die Sache nicht ganz. Wie kommst du nur zu all den Dukaten? Soviel Auslagegeld habe ich dir neulich doch gar nicht gegeben und selbst, wenn du das zinstragend anlegtest, so viel Zinsen können in den paar Tagen nicht zusammengekommen sein, oder solltest du im Interesse unseres gemeinsamen Feuerfesten irgendwo einen größeren Pump angelegt haben?"

Der Bursche wußte, wie sein Leutnant trotz seiner geringen Mittel alles verurteilte, was Schuldenmachen hieß und so beeilte er sich, den zu beruhigen: „Da brauchen der Herr Leutnant sich keine Sorgen zu machen. Es geht bei uns mit dem Kassenwesen alles reell und geregelt zu und auch die Sache mit dem vielen Geld erklärt sich ganz einfach. Ich hatte vor ein paar Tagen Geburtstag, da hat mein Vater mir sechzig Mark geschickt, davon soll ich mir eine neue Extrauniform machen lassen."

Kammlers eben noch so freudig überraschtes Gesicht zeigte jetzt plötzlich eine tiefe Niedergeschlagenheit. Dann meinte er: „Ach so, ich verstehe, dein ist das Geld und dir gehört es zu. Das heißt," fragte er nach einer kleinen Pause etwas verlegen und unsicher, „gehört dir wirklich alles? Ist von unserem sogenannten Wirtschaftsgelde gar nichts mehr übrig geblieben?"

„Doch, Herr Leutnant", beeilte der Bursche sich abermals, seinen Herrn zu trösten und gleichzeitig wies er auf ein ganz klein zusammengewickeltes Papier, das durch einen dünnen Bindfaden zusammengehalten wurde und das so winzig war, daß es unter den herumliegenden Münzen fast verschwand. „Hier, Herr Leutnant", erklang da wieder die Stimme des Burschen, „was hier in dem Papier ist, gehört dem Herrn Leutnant. Viel ist es ja nicht mehr, es sind im ganzen nur noch siebenundzwanzig Pfennige, aber wenn ich gar nichts davon auszugeben brauche, reichen die noch 'ne ganze Weile, wenigstens noch eine Woche, wenn es gut geht, sogar noch länger."

„Da hast du recht," stimmte sein Herr ihm halb belustigt, halb verlegen und verstimmt bei, „ja, wenn man nichts auszugeben brauchte, wäre das Leben sehr schön und vor allen Dingen sehr billig, aber leider muß man sich hin und wieder etwas kaufen und ich kann mir doch nicht ewig als Belag auf meine Butterbrote lediglich die frische Luft legen. An und für sich ist die zwar sehr gesund, aber schluckt man zuviel Luft, kann das unter Umständen den Luftröhren schaden, also geh schon für mich einkaufen."

Leutnant Kammler griff in die Tasche und holte sein Portemonnaie hervor, während sein Bursche sein Geld schnell wieder in den Brustbeutel steckte, weil er sich seines Reichtums vor seinem Leutnant schämte. Der suchte unterdessen in seiner Geldbörse herum. Viel war nicht darin, und wenn er auch nur etwas davon fortnahm, wurde es noch weniger. Trotzdem trennte er sich endlich, wenn auch schweren Herzens, von einem Fünfmarkstück. „Hier,

Digitized by Google

Brandt, hole mir davon etwas Aufschnitt, den Rest des Geldes hebe auf und geh' sparsam damit um, es muß unter allen Umständen bis zum Ersten reichen."

Achherrjeses, so lange? dachte der Bursche im stillen, laut aber sagte er: „Länger nicht, Herr Leutnant? So viel werde ich gar nicht gebrauchen, der Herr Leutnant wissen doch, ich gehe immer des Nachmittags zwischen zwei und drei einkaufen, da bekomme ich den Aufschnitt billiger, da ist der Laden leer und ich kann bei den Preisen etwas handeln."

„Das mach' wie du willst", stimmte sein Herr ihm bei und gleich darauf verließ der Musketier sein Zimmer, um sich an seine Arbeit zu machen. Sein Leutnant aber dachte weiter über seine finanzielle Lage nach. Der hielt noch immer sein geöffnetes Portemonnaie in Händen und blickte auf die darin gähnende Leere. Na, er war es ja nicht anders gewöhnt, aber schön wäre es doch, wenn es endlich mal anders würde.

Und ohne daß er es verhindern konnte, tauchte abermals Theklas Bild vor ihm auf. Er kam sich zwar selbst sehr erbärmlich vor, daß er an die im Zusammenhang mit seinen nicht vorhandenen Dukaten dachte, aber er war sich ja schon längst darüber klar, daß er sie auch dann heiraten würde, wenn er ein Millionär und sie ein armes Mädel wäre. Deswegen brauchte er sich wirklich nicht zu schämen.

Das tat er denn auch nicht mehr, stattdessen beschäftigte er sich damit, wie er es wohl anfangen könne, bei Thekla baldmöglichst sein Ziel zu erreichen. Soweit, um ihr schon heute oder morgen seine Liebe zu gestehen, war es noch nicht. Thekla würde es ihm ganz einfach nicht glauben, daß die bisherige kurze Bekanntschaft genügt hätte, um sein Herz in Flammen aufgehen zu lassen. Allzu stürmisch durfte er da nicht vorgehen, am besten würde es vielleicht auch sein, wenn er einen Vermittler hatte, der ihm irgendwie half. Das einfachste wäre es ja gewesen, wenn er sich Kasimir anvertraute und wenn er den ernstlich bat, sich bei seiner Schwester für ihn zu verwenden. Aber dem schien er auch heute noch als zukünftiger Schwager nicht allzu willkommen zu sein, wenigstens wich der ihm immer aus, wenn er das Gespräch auf Thekla bringen wollte.

Bis er plötzlich wußte, an wen er sich zu wenden habe. Einzig und allein an Horst von Iring. Der war Kasimirs Intimus, der war auch schon einige Male mit dem zusammen bei dessen Mutter im Hotel zu Gast gewesen, der konnte in Theklas Anwesenheit das Gespräch auf ihn bringen, der konnte ihm die Brücke bauen, von der aus er mit den militärisch vorgeschriebenen drei Schritt Anlauf in Theklas hoffentlich weit geöffnete Arme sprang, wenn die es nicht vorzog, ihm in seine Arme zu sinken.

So nahm er sich denn vor, gleich nach Beendigung des Nachmittagsdienstes Horst in seiner Wohnung aufzusuchen und er hatte Glück. Als er kurz vor einhalb fünf Uhr bei ihm klingelte, meldete der Bursche, daß sein Herr zu Hause sei.

Im Gegensatz zu Kammler bewohnte Horst von Iring eine sehr behaglich und sehr hübsch eingerichtete Etage, die schon oft den Neid der Kameraden erweckt hatte. Auch Kammler bewunderte stets aufs neue die schönen Räume, aber heute ging er über die hinweg sofort zur Tagesordnung über, nachdem er sich eine ihm angebotene Zigarre angezündet und in einem großen Klubsessel Platz genommen hatte.

Als Kammler sich bei ihm anmelden ließ, hatte Horst sich schon so ungefähr gedacht, was den anderen zu ihm führte. Nun hörte er das aus dessen eigenem Munde und er ließ ihn ruhig aussprechen, schon weil er nicht wußte, was er ihm antworten solle. Die Wahrheit durfte er ihm unmöglich gestehen, denn dann wäre der mit einem lauten Krach von seiner Hoffnungsleiter herunter gestürzt und hätte sich alle Knochen im Leibe gebrochen. Dazu kam, daß er mit dem armen Kameraden, der sich so ehrlich durch sein Leutnantsleben schlug und nie einen Menschen anborgte, aufrichtiges Mitleid empfand und daß er von ganzem Herzen wünschte, der möge endlich nicht nur die reizende Braut finden, die er schon so lange suchte, sondern zugleich auch eine wohlhabende. Ob allerdings gerade Thekla diejenige sein würde, welche, erschien Horst mehr als zweifelhaft. Er war ja dabei gewesen, als Thekla mehr amüsiert und belustigt, als voller Interesse erzählte, sie freue sich darauf, Kammler kennen zu lernen und er war auch kürzlich bei dem Nach-

Digitized by Google

mittagstee im Hotel zugegen, als Thekla den Besuch erwähnte, den Kammler der Mutter und ihr machte und als sie lachend erklärte, er habe ihr richtig bei seinem Besuch nur von seinen Rekruten gesprochen. Theklas Heiterkeit hatte bei dem Tee auch die anderen mit angesteckt, alle hatten gelacht, bis Thekla plötzlich sagte: „Ich sehe eben ein, es ist vielleicht sehr unrecht von mir, daß ich mich über Leutnant Kammler lustig mache. Seine Art, uns jungen Damen zu unterhalten, ist zwar ebenso originell wie langweilig, aber trotzdem finde ich es von ihm rührend, daß er für seine Rekruten ein so warmes Herz hat. Das ehrt und adelt den Offizier und den Menschen in gleicher Weise."

Überrascht hatten alle Thekla angeblickt, aber dann gab man ihr recht und das Lachen verstummte.

Unwillkürlich mußte Horst an diese kleine Episode, die zu Kammlers Gunsten sprach, zurückdenken. Sollte er ihm die erzählen, damit der andere diesen Vorfall als das Fundament benutzte, auf dem er seine Liebesleiter aufstellte? Aber nach kurzem Besinnen behielt er das doch für sich, er wollte dem Kameraden wenigstens vorläufig keine Hoffnungen machen, auf der anderen Seite wollte er den aber auch nicht betrüben und enttäuschen. Schon weil er selbst unmöglich wissen konnte, wie Thekla in Wahrheit über den dachte. Wer wird aus dem Herzen eines jungen Mädchens klug? Heute macht es sich aus ehrlichster Überzeugung über einen Herrn lustig und morgen fällt es demselben Herrn weinend und lachend zugleich an die Brust und flüstert ihm zu: „Ich habe immer nur dich geliebt und wenn ich gestern noch über dich anders dachte, nun sehe ich es ein, ich bin viel zu schlecht für dich, ich verdiene es gar nicht, daß du mich liebst, aber nicht wahr, du liebst mich doch?"

Ja ja, die jungen Mädchen!

Kammler und Horst mußten in demselben Augenblick dasselbe denken, denn wie auf Kommando seufzte ein jeder von ihnen schwer auf, so daß Kammler nun Horst ganz verwundert ansah, um diesen erstaunt zu fragen: „Was, Iring, du auch?"

Dessen Seufzer hatte Orla gegolten, bei der er seit der ersten Begegnung noch nicht den leisesten Fortschritt gemacht hatte. Trotzdem meinte er jetzt anscheinend völlig unbefangen: „Ich auch, Kammler? Wie meinst du das? Bildest du dir etwa ein, daß auch ich eine unglückliche Liebe in meinem Busen spazieren trage? Nein, Kammler, für so was bin ich nicht dumm genug."

„Erlaube mal," verteidigte Kammler sich schnell, „verliebt zu sein, ist doch keine Dummheit", bis er etwas kleinlaut hinzusetzte: „Wenn du den Zustand, in dem ich mich befinde, so spöttisch beurteilst, werde ich wohl kaum auf deine Hilfe rechnen können?"

„Das kannst du bestimmt", tröstete Horst den Kameraden. „Ich werde sobald wie möglich bei Kasimir in unauffälliger Weise das Gespräch auf dich und Fräulein Thekla bringen, aber das nicht allein, ich werde auch mit ihr über dich sprechen, natürlich ganz im allgemeinen, denn daß du sie liebst, darf ich ihr selbstverständlich nicht sagen, dieses zarte Geständnis muß sie später, wenn es erst soweit ist, aus deinem eigenen Munde hören."

„Ach, wäre es erst soweit", seufzte Kammler abermals auf, dann fragte er: „Und wann glaubst du, daß sich dir Gelegenheit bieten wird, für mich bei den beiden ein paar gute Worte in die Wagschale zu werfen?"

„Das kann ich natürlich jetzt noch nicht wissen," gab Horst zur Antwort, „vielleicht morgen, vielleicht übermorgen, vielleicht auch schon heute. Ich esse heute mit Kasimir bei seiner Mutter im Hotel. Auch mein Hauptmann mit seinen Damen wird an diesem Essen teilnehmen. Hinterher fahren wir alle zusammen in das Operettentheater, wir haben uns dort die große Prosceniumsloge reservieren lassen. Und damit ich nicht zu spät zu Tisch komme, bist du nun wohl nicht böse, wenn ich dich bitte, draußen mal nachzusehen, wie das Wetter ist. Wenn du mir morgen oder übermorgen darüber Bescheid sagst, ist es natürlich früh genug."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter Dr Erich Lanke

Abend am See

Der Sonne Abendgluten,
Umsäumen schon die Fluten,
Mit ihrem Purpurglast.
Ein Lüftchen bläht das Linnen
Und treibt das Boot von hinnen,
Die Fahne flattert hoch am Mast.

Vom Ufer sanftes Klingen,
Die Abendglocken singen,
Ihr selig Friedenslied.
Nur Glockensang und Schweigen
Und leises Wogensteigen
Und Windesharfen durch das Ried.

Ums Bord die Wellen schäumen,
Mit weltvergeßnem Träumen,
Ins Tiefe taucht der Blick.
Am Inselchen verschwiegen,
Mag still der Nachen liegen,
Das laute Leben blieb zurück. —

Und ferneher getragen,
Ein heischend-scheues Fragen,
Wie Traum von sel'ger Stund'.
Da alle Glocken gehen,
Und alle Fahnen wehen
Und: „Friede!" stammelt jeder Mund — — —

Florentine Gebhardt.

Die erste Schulzeit / Von Paul Baumann

Ich besitze eine recht reichhaltige Sammlung interessanter kleiner Aufsätze, in denen mir Kinder verschiedensten Alters (zwischen acht und sechzehn Jahren) beiderlei Geschlechts und mancherlei Nationalität Ereignisse beschreiben, die ihnen aus den wenigen Jahren ihres Lebens haften geblieben sind. Unscheinbare Tatsachen sind es oft für den, der sie liest, oft auch noch dazu in kindlicher Einfalt unbeholfen-naiv geschildert, so daß mancher die Sammlung, gelangweilt, beiseite schieben würde. Und doch! Ich lese oft stundenlang darin und freue mich über den wertvollen Schatz, den ich in ihr besitze.

Für mich sind sie nicht nur formvollendet, für mich sind sie auch inhaltlich geradezu unersetzlich, denn sie lassen auf die Seele des Kindes Schlüsse zu, die mir weniger anfechtbar scheinen, als manches, was einem in wissenschaftlichen Werken geboten wird.

Was so an Lebenserinnerungen aus den ersten zehn Lebensjahren hängen bleibt, ist bei den meisten Menschen nicht viel. Es sind eigentlich nur vereinzelte Tatsachen, die in besonders packender Weise den jungen Menschen gefangen genommen haben und die nun dafür ein fester Erinnerungsstamm für die ganze weitere Lebenszeit bleibt. Hiervon geht später kaum noch etwas verloren.

Ein solcher Markstein, der sich bei fast allen fest in die Erinnerung eingräbt, ist der Schuleintritt und die ersten Schultage. Und auch hierbei wieder ist es beinahe typisch, wie die Ereignisfolgen bei den einzelnen Kindern — auch den national verschiedensten — ablaufen. Es sind nämlich außer Deutschen auch Amerikaner, Russen, Spanier und Mexikaner unter den Verfassern der Erinnerungen.

Typisch — fast immer — in erster Linie ist die Tatsache, daß der junge Schulbürger, der Sechsjährige, den ersehnten Tag des Schuleintritts kaum erwarten kann. Es ist ihm fast weihnachtlich zumute, wenn er in sicherer Hut der Mutter (seltener des Vaters) den Schulweg antritt. Schule ist für die meisten unserer Kleinen eine erträumte Seligkeit. Daran ändert auch die von Eltern so oft gehörte Drohung nichts: „Wart, wenn du mal erst zur Schule kommst, dann . . ." Den meisten bleibt trotz dieser Drohung die Schule eine Seligkeit.

Bleibt Seligkeit — einige Tage, Wochen, seltener schon monate- und jahrelang. Das sind wohl ganze Ausnahmen. Den meisten wird Schule In-

Digitized by Google

begriff der ersten großen Lebensenttäuschung. Wie das so im einzelnen vor sich gehen kann, ist verschieden. Aber als eine Möglichkeit sei die kurze Geschichte eines Zwölfjährigen eingefügt, der in Erinnerung an die vergangenen ersten Schultage berichtet:

„Einige Tage, bevor die Schule anfing, wurden Mappe, Fibel, Rechenbuch und ein doppelliniiertes Heft gekauft. Ich habe mir sofort die Bilder angesehen, welche in der Fibel waren, auch hatte mich mein Vater alle Vokale gelehrt. Nach einigen Tagen ging ich denn mit meinem Vater stolz zur Schule.

Ich wurde dort sehr freundlich in der untersten Klasse aufgenommen. Es waren schon eine ganze Anzahl von Schülern da, welche dann, als es zu Anfang der Stunde läutete, verschwanden. Einige Schüler weinten, als ihre Mütter weggingen, sie wurden von der Lehrerin getröstet, worauf sie dann bald ruhig wurden. Es wurde uns gesagt, daß wir noch nicht gleich mit dem Unterricht anfangen wollten. Wir sollten am ersten Tage nur zwei Stunden haben. Es gefiel uns sehr gut.

Wir bekamen Märchen vorgelesen, in der Pause gingen wir hinaus. Einer aus unserer Klasse wollte mich necken, weil ich mitten in der Stunde mit meinem Nachbar laut gesprochen hatte. Einmal kam er mir ganz nahe, so daß ich ihn packen konnte. Ich habe ihn dann so verhauen, daß er heulend zur Lehrerin lief und es ihr sagte. Sie sagte mir, daß man sich in der Schule nicht haut. Das wollte ich ihr nicht glauben, hatte ich doch oft genug gesehen, wie die Jungens der Dorfschule sich hauten.

Als wir nach Hause gingen, wurde ich von hinten angefallen und zu Boden geworfen. Ich sah, daß es der war, den ich am Morgen verhauen hatte. Ich sprang auf, aber als er jetzt merkte, daß es gegen ihn ging, nahm er Reißaus. Seitdem haben wir uns nie mehr gehauen.

Meine ersten Eindrücke von der Schule waren sehr gut. Aber später, als wir gerade Linien zeichnen sollten, brachte ich manchen Meldezettel mit nach Haus, worauf stand: ‚W . . . muß nachsitzen, weil er sich in keiner Weise Mühe gab.‘

Seitdem war mir die Schule verhaßt."

— — — — — — — — — — — — —

Es kommt, bei Wertung dieser kleinen, alltäglichen Geschichte auf ihren psychologischen Gehalt hin keineswegs darauf an, ob sie in ihren Tatsächlichkeiten ganz frei ist von Gedächtnisfehlern. Das Wesentliche ist die große, kindliche Enttäuschung, die sich darin ausdrückt. Bei so manchem andern ist noch viel stärker die freudige Erregung in Aussicht auf den ersten Schulgang geschildert — „ich konnte den Tag nicht erwarten, da mein Vater mich zum erstenmal zur Schule mitnahm." — Es kommt dann als großes Ereignis, das die Freude rechtfertigt, eine Zuckerdüte, die der kleine Schulbürger vom Lehrer empfängt, die dann unterwegs schon leer gegessen wird. Dafür gibt's zu Hause Schelte. Er hätte sollen den Geschwistern auch etwas mitbringen. Das will er am folgenden Tage tun. Aber — da bleibt die Zuckerdüte des Lehrers wie in der ganzen Folgezeit aus, trotzdem sie immer noch wieder erwartet wird, und wenige Tage oder Wochen vergehen, so hat sich diese Zuckerdüte in einen — Rohrstock verwandelt, der reichlich geschwungen wird, ohne daß die Kleinen eine Ahnung davon haben, was sie verbrechen, wenn das Lesenlernen nicht ganz so leicht geht, wie der Lehrer es sich vorstellt. Die große erste Lebensenttäuschung hat sich auch hier vollzogen.

Wir leben in Deutschland und sind ja entschieden weiter fortgeschritten. Es ist also für uns nicht so sehr von Interesse, was ein kleiner Mexikaner aus seiner Heimat berichtet. Er schildert nämlich die einzelnen Arten, wie ihr Lehrer sie mit dem Stock zu mißhandeln pflegte, und wie sie sich dagegen zu wehren versuchten. Darin mag der kindliche Schreck in manchem phantasievoll etwas schwarz gesehen haben; aber doch — dieser Weg führt uns zu der tiefstehendsten Pädagogik!

Muß das sein — ?!

Ich meine: muß die erste Schulzeit notgedrungen die erste große Lebensenttäuschung sein?!

Doch wohl nicht, können wir heute schon als beruhigende Antwort zurückgeben.

Wir haben in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg in Deutschland wahrscheinlich die Anfänge zu einer Blütezeit der Erziehungswissenschaften erlebt. Und es ist ausgeschlossen, daß diese Blüte durch den Weltkrieg vorzeitig geknickt wird. Dazu ist schon von Schulreformern in allen Gegenden unseres Vaterlandes zu viel erreicht worden, dazu sind schon zuviele Eltern pädagogisch interessiert, das Volk zu sehr aufgeklärt. So sehr es auch noch an pädagogischen *Kenntnissen* mangelt, das Bestreben, sie zu erwerben und sich gerade mit den so überaus wichtigen und interessanten Ergebnissen der neuesten Pädagogik zu beschäftigen, ist ganz entschieden vorhanden.

Auch die Probleme der ersten Schulzeit sind schon jahrelang vor dem Weltkriege in so erfreulicherweise neu angepackt worden und haben zu so ganz neuen praktischen Ergebnissen geführt, daß es völlig ausgeschlossen ist, hier plötzlich auf halbem Wege halt zu machen. Großstädte (Leipzig z. B. geradezu mustergültig) haben durch energische Arbeit ihrer Lehrervereine es durchgesetzt, in einer Reihe von „Versuchsklassen" nicht mit Lesen und Schreiben, als dem Urbegriff aller Wissenschaften beginnen zu müssen, sondern mit dem — Sprechen. Mit Unterhaltung. Mit Erzählen. Nicht etwa nur Märchenerzählen, sondern richtiges Plaudern über Alltägliches, über das Leben zu Hause, über alles, was die Kinder seelisch oder geistig berührte, äußere Erlebnisse auf dem Schulweg, Gedanken, innere Erlebnisse vor Schaufenstern, Plaudern über Familienangelegenheiten. Es wurde durch diese Art eines Unterrichts nicht nur ein seelischer und gei-

Digitized by Google

füger Verkehr zwischen Lehrer und Schüler angebahnt, sondern der kindliche Geist lernte tatsächlich auch, was er lernen wollte, was er von der Schule erwartet hatte. Und bei diesem Lernen wuchs der kindliche Geist, entwickelte er sich in völlig natürlicher Weise — wie die Blume sich entfaltet, wenn sie nur Licht und Nahrung hat. — Diese Kinder, in Unterhaltung und Spiel fortgeschritten, lernen wahrhaftig spielend zählen und rechnen; und als es (über ein Jahr später) ans Lesen und Schreiben ging, hatten sie auch hier die nötige Vorbildung, diese Fertigkeiten ohne jede Schwierigkeiten aufzunehmen. Der Verstand war so weit ausgebildet, daß sie (auch ohne Stock) begriffen, worum es sich handelte. Ja, sie arbeiteten von selbst aufs eifrigste mit. Und als zwei Schuljahre vorbei waren, hatten sie, die Schüler dieser „Versuchsklassen", auch in den bloßen Fertigkeiten Lesen und Schreiben ihre gleichaltrigen Kameraden aus den „normalen" Klassen, die sofort mit Lesen und Schreiben begonnen hatten, bereits überholt.

Das waren Früchte moderner Erziehungswissenschaft. Was früher oft mit großen, schier unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft gewesen war, das war nun in Leichtigkeit und Spiel aufgelöst. Die erste Schulzeit war nicht mehr Enttäuschung, sondern die Schule blieb, was sie schon vorher in den Gedanken des Kindes gewesen war, als es aus tief innerstem Bedürfnis heraus — wie wir Menschenkinder alle — nach Entwicklung strebten: die Schule blieb die schöne Stätte der Kindheit, wo man hinging, Belehrung für alles zu empfangen, was man wissen wollte, wo man Freunde hatte, wo man nach Herzenslust lernen konnte.

Die Schule war das und blieb das; und sie brauchte dazu keinerlei Zuckerdüten als Anlockungsmittel!

✱

Bitte um Schlaf

Die Stunden schleichen wie auf leisen Zehen,
Ich sehne mich nach Deines Mantels Falten,
Nach Gottes Kleid, geheimnisvoll bewegt,
Vor dem die Sterne ihre Lichter halten.
Des Saumes Schimmern, das den Schlummer hegt,
Sucht meine Hand in kindlich heißem Flehen . .
Was sind die Nächte ohne Schlafesspende?
Heimatverstoßen irrt der Seele Flug:
Um Deutschland stürmen wilde Feuerbrände;
Wo weint ein Land, das gleiche Schmerzen trug?
Nur Eichen fällt der Sturm — die Linden stehen,
Die Mütter, die des Volkes Hoffnung halten
Und Kinder tragen um die Weltenwende.
O Herr, wann geht ihr Opfertum zu Ende?
— Ich sehne mich nach Deines Mantels Falten.

Hedwig Forstreuter.

✱

Reifer Acker / Von Rudolf Michael

Jeden Mittag, wenn ich mit meinen staubigen Stiefeln die Straße entlang polterte, sah ich ihr blasses, feines Gesicht. Jeden Mittag, wenn ich müde nach der Übung den bleiernen Tornister heimwärts schleppte, sah ich ihre schlanke, behende Gestalt. Und als ich sie immer und immer wieder traf, da fehlte mir schließlich etwas, wenn sie einmal ausblieb. Sie machte scheinbar um diese Stunde immer kleine Einkäufe für den täglichen Bedarf. Aber sie hastete stets, nie sah ich sie langsam, beschaulich schreiten. Und ihre großen, dunklen Augen, seltsam und groß und seltsam dunkel für das schmale, blasse Gesicht, diese Augen flackerten immer heimlich, wie Lichter, gegen die der Wind bläst. Der Wind? War das ihre Jugend? Ihr Temperament? War das Furcht?

An einem Abend erzählte ich einem Freunde, der aus diesem Städtchen stammte, beiläufig von meinem kleinen Erlebnis. Ich beschrieb ihm die Gestalt so lieb und eingehend, daß ich selbst fühlte, wie tief eigentlich ihr Abbild in mir stand.

„Ach so, die?" lächelte der Freund.

Ich empfand diese Worte wie einen groben Schlag, als hätte ich Angst, er könne mir mein selbstgefertigtes gläsernes Bild zerbrechen.

„Ja, die kenn' ich", nickte er und warf mir ein paar Brocken hin, die ich durstigen Herzens aufnahm.

Sie sei die Nichte oder nur die Verwandte einer kleinen, alten Frau, der sie ganz und gar dienen müsse. Viele Jahre schon. Die lasse sie kaum eine Minute aus den Fingern. Die müsse

Digitized by Google

sie spazieren führen, unterhalten und überhaupt ganz für sie sorgen.

Dann nahm der Freund das frische, goldgelbe Glas Grog hoch und hielt die Nase tief hinein in der bläulichen Wolken Dampf und Duft.

„Prost, Junge!" sagte er laut, und ich trank wider Willen mit.

Dann sprachen wir wieder vom Krieg. Wie immer.

Das schlanke, blasse Mädchen in dem schwarzen, schlichten Kleid aber stand den ganzen Abend vor mir. Wo ich meine Augen auch hinwandte, da sah ich sie.

Ich machte Folgerungen, band Zusammenhänge, und so ward sie schließlich Gegenstand meines Mitleids.

Tagaus, tagein, immer nur einer alten, müden Frau dienen? Hasten und rennen, um nur nicht die süße, berauschende Luft der Freiheit einzuatmen? So war es doch? Was mußte das für ein Mädchen sein? Was für eine wundersame Seele? Nichts fühlen vom lauten Leben, nichts wissen von der Größe und der Not der Zeit? Immer nur einer alten Frau dienen, die mit ihren Gedanken wer weiß woran hing?

Seltsames Mädchen, du!

Und sie war doch so jung, in den Jahren, wo Mädchen zur Frau werden. War das denn überhaupt möglich?

Ein Zufall machte es, daß ich sie sprechen konnte. Ich weiß selbst nicht wie es kam. Ob ich mich ihr aufdrängte, ob sie nach mir sah oder was uns sonst nebeneinander stellte.

Ich sagte ein paar gleichgültige Worte.

Ihr ganzes Wesen war seltsam flackerhaft. Das Bild der Kerze im Winde wurde ich nicht los.

Nun blieb es täglich bei einem Gruß.

Nur oft kam ich mir so derb, so wuchtig vor in meinen schweren Stiefeln und mit meinen breiten, verstaubten Händen. Dann glaubte ich wohl, ich müsse erst einen blanken, sauberen Anzug anziehen, bevor ich mit ihr spräche.

Und eines Mittags hielt ich sie fest, ließ sie nicht wieder los. Sie flackerte eine Weile. Dann wurde sie ruhiger und brannte wie ein reines, goldhelles Licht.

„Sie gehen wenig unter die Menschen?" fragte ich unsicher.

Sie sah vor sich auf die Straße und schwieg.

„Sie sind mir doch nicht böse, daß ich in meinem schmutzigen Anzug neben Ihnen auf der Straße gehe? Es ist doch Krieg." Dabei lächelte ich.

Sie hörte mir zu, aufmerksam, aber sie schien keine Neigung zu haben, zu antworten.

Ich wurde gesprächiger.

„Haben Sie auch einen Bruder im Felde?"

Sie schüttelte den Kopf. „Sie fragen soviel? Bin ich ein Kind?"

Ich sah sie etwas bestürzt an.

„Verzeihung, ich habe mich nicht hineindrängen wollen in Sachen, die mich nichts angehen."

Da wurden ihre Augen flehentlich groß. „Fragen Sie doch bitte weiter."

Ein Weilchen fühlte ich mich verwirrt. Aber das kam alles so weich und lieb heraus, daß ich keine Härte darin spürte.

„Sie gehen wenig aus, glaube ich", fuhr ich fort und rückte ihr näher.

„Sagen Sie, merkt man das?" antwortete sie mir rasch.

Und gleich darauf:

„Oh, ich bin jeden Morgen und jeden Abend mit meiner Tante draußen."

„Ja, draußen . . . ", wiederholte ich zweifelnd.

Ihre Schritte wurden hastiger.

„Ich habe Sie immer nur flüchtig, in beiderlei Bedeutung, gesehen. Sie haben viel zu tun?"

„Ach, nein, nur wenig", wandte sie ein. Und mir schien, als habe ihre Stimme eine leichte Färbung zur Traurigkeit.

„Sie müßten mal ein paar Tage unter Menschen sein, die nur lachen und laut schwatzen."

Da sah sie mich flink an.

„Sind Sie Arzt?"

Ich lächelte. Und hastig fragte sie.

„Waren Sie schon im Felde?"

„Ja, in Rußland."

„Sie haben es schwer gehabt?"

„Das ist gleich. Andere haben es viel, viel schwerer. Das darf man im Kriege nie vergessen."

„Glauben Sie?" Ihre Stimme war feierlich ernst.

Wir gingen noch ein paar Minuten weiter zwischen den Gärten und Bäumen. Sie sprach nicht vom Umkehren. Und ich wagte nicht, sie daran zu erinnern.

Mir war's, als sei ihr Atem wärmer geworden, als habe ihre schlanke Gestalt nicht mehr die Sicherheit wie sonst.

Plötzlich faßte sie stürmisch mit beiden Händen meine Schulter.

„Oh, Sie!"

Ihre flackernden Augen drangen in mich.

Ich blieb kurz stehen und lächelte. Ich wußte im Augenblick wirklich nichts anderes zu tun als zu lächeln.

„Ach, Sie lachen mich aus."

Ihr Kopf senkte sich, und ihre Blicke ließen nicht wieder von der Erde. Sie kehrte still um, und ich ging neben ihr und wagte nicht, etwas zu sagen.

Schneller, als wir hergegangen, kamen wir den Weg zurück.

Digitized by Google

„Ich danke Ihnen schön", sagte sie zum Schluß und verschwand flink wie immer hinter der Haustür.

Ich blieb zurück und wußte nicht, wie mir war. Gestraft oder bedankt?

Eine halbe Stunde später stand ich wieder auf dem Kasernenhof und hörte das gewohnte harte Wort.

„Das G'wehr üb . . .!"

„Halten Sie den Kopf dabei ruhig!"

„G'wehr ab!"

Als ich wieder allein war, wurde mir manches klarer. Ich glaubte zu sehen und zu spüren, wie dieses feine, blasse und doch so reife Mädchen sich hinauswagte an die Oberfläche des lauten Lebens. Ich sah ordentlich, wie sie mit der unsicheren Hand ein Stück davon haschen wollte.

Kinder wachsen hinein in das Leben, langsam sich erschließend wie Blumen. Es tut ihnen nicht weh. Aber sie wachsen auch im Frühjahr, wenn ein Brausen durch die Welt geht.

Ich wußte nicht, ob ich Mitleid haben sollte oder Neid. Aber schließlich brach doch in mir der männliche Stolz durch, und ich nannte sie arm.

Wenige Tage später starb die alte, einsame, weiße Frau. Der Lohn blieb dem Mädchen. Der Lohn? Die Alte hinterließ ein reichliches Stück Geld.

Ich sah den Trauerwagen um die Ecke biegen und sah ganz kurz die verweinten Augen des Mädchens. Und dachte: „Warum weinst du?"

Und wieder nach einigen Tagen sprach ich sie und ließ sie mein Mitgefühl merken.

„Was werden Sie nun beginnen?"

„Ich weiß noch nicht", antwortete sie atemlos. „Das Leben ist so groß und laut und bunt." —

Jetzt, nach vielen Monaten, komme ich wieder in die kleine Stadt. Da ist alles wie sonst. Soldaten singen früh im Nebel durch die Straßen und kommen mittags müde mit bleiernem Tornister und staubigen Stiefeln zurück.

Ich sehe mich auch zurückkommen und höre meinen polternden Schritt.

Da sehe ich sie wieder aus dem Hause kommen. Ja, wirklich. Ich glaube zuerst, es kann nicht wahr sein.

Sie trägt ein schwarzes Kleid und ein silbernes Zeichen auf der Brust und eine schwarze Haube mit einem Kranz roter Kreuze.

Als sie mich sieht, stocken wir beide und lachen wie auf einen Schlag.

„Nein, das kann wohl gar nicht wahr sein", lacht sie hell und laut.

„Sie auch wieder hier?" frage ich gleichzeitig.

Ein bräunlicher, frischer Hauch, wie Waldluft, liegt über ihrem Gesicht. Und das Lachen schien mir so gut, als hätte ich sie nie anders gesehen, denn lachend.

„Wo haben Sie den gesteckt die ganze Zeit?"

Sie bleibt lustig und frisch.

„Ich war draußen in Kurland", antwortete sie. „Hab' viel Arbeit und viel Freude gehabt."

„Und haben sich gleich damals gemeldet? Sie konnten sich doch erst einmal erholen", wende ich ein.

„Damals? Nein, jetzt will ich mich erholen. Glauben Sie mir, es war hart draußen, aber unendlich schön."

*

Im Park

Wie Fahnen hoch im Blau die weißen Wolken wehen,
Der Herbstwind jagt vom Baume Blatt auf Blatt;
Die taumeln langsam nieder, todesmatt,
Ernst stehn und grau die Bäume der Alleen.
„Nun kommt der Herbst!" Ich dacht's mit stillem Bangen,
Doch du, du sprangst so leicht an meiner Seite;
So sonnig froh . . ., was weißt du wohl vom Leide?
Die bunten Blätter suchst du einzufangen
Und zürnst, wenn sie im Windhauch dir entgleiten,
So bist du stets, ein lustig spielend Kind;
Dem Leid und Gram noch dunkle Rätsel sind.

So lieb ich dich . . .! Oh, daß der Winter säume,
Wo flehend du wirst deine Arme breiten
Und kannst doch immer halten Kinderträume . .

Gg. Ph. Pfeiffer.

Digitized by Google

★ Bücherbesprechungen ★

Bruno Eelbo: **Bacons entdeckte Urkunden.** Die Lösung der Bacon-Shakespeare-Frage in Briefen und Schriften von Bacon und seinen Zeitgenossen. Dritter Teil gr. 8°, 11¾ Bogen, Verlag Degener, Leipzig. Brosch. 3,50 M.

Vor kurzem ist der dritte Teil der merkwürdigen Urkunden erschienen, die uns Francis Bacon in seiner Geheimschrift des Zahlenalphabets hinterlassen hat. Wir möchten noch einmal Gelegenheit nehmen, auf das ganze Werk, dessen erste beide Teile an dieser Stelle bereits besprochen wurden, hinzuweisen, als wertvoll für jeden, der sich mit der Shakespeare-Frage beschäftigt hat. Der dritte Teil bringt die Urkunden, die Bacon angeblich für die Nachwelt versteckt hat in seinen Briefen an die Königin Elisabeth und an den König Jakob in den Maskenspielen und mehreren anderen Werken. Der Verfasser behauptet, daß durch seine Veröffentlichung der Nachweis über die wirkliche Person Shakespeare endgültig geführt ist. Dr. H. J.

Frank Eggo Gundemar: **Der Marsch ins Himmelreich.** Ein Heldenlied. Essen, Verlag der Tafelrunde.

Kein „Heldenlied", wie der Titel bramarbasiert, sondern eine kleine Prosaskizze, aber eine Skizze voll starker Kraft. Viele feine Züge schillern und scheinen draus hervor, und leider fehlt es auch nicht an Überdrehtem und Überspanntem. Dem Kameraden Wegmann wird von einer Granate der Kopf abgerissen, der blutige, zuckende Ball fliegt dem Kameraden an den Oberarm und beißt sich daran fest, Petersen schreit auf und wird verrückt. Der Leser nicht — aber er nennt so etwas „verrückt".

Karl Tögel: **Sachsens Söhne im Weltkriege.** Leipzig, Rengersche Buchhandlung. 1,40 M.

Geschichtliche Darstellungen aus der jüngsten Gegenwart müssen immer Stückwerk bleiben, weil die Gegenwart eben noch nicht Geschichte geworden ist. Für das ansprechende Buch Karl Tögels, der selbst als Leutnant mitgefochten hat, gilt dieser Satz vor allem für den dritten Teil, in dem wir die Taten derjenigen Sachsen kennen lernen, die durch ihre Einzelleistungen es verdient haben, in weiteren Kreisen gefeiert zu werden: unmöglich konnte hier Vollständigkeit erreicht oder auch nur erstrebt werden. Geschlossener und umfassender schildern die beiden ersten Teile auf Grund sämtlicher bis jetzt zugänglichen amtlichen Quellen alle Kriegsereignisse im Westen und im Osten vom Tage der Mobilmachung an bis zum 1. April 1916, an denen sächsische Regimenter beteiligt waren.

Hans Zimmer.

Das bewährte Sauerstoff-Heilverfahren.

Verarmung des Blutes an Sauerstoff ist von der Wissenschaft schon längst als eine Hauptursache der verschiedensten Krankheitszustände nachgewiesen worden; denn sie hat zur unausbleiblichen Folge, daß die aufgenommene Nahrung in unvollkommener Weise zersetzt (verbrannt, oxydiert) wird, und daß sich daher giftige Stoffwechselrückstände, insbesondere harnsaure Salze, bilden, welche die Gewebe in einen Reizzustand versetzen. Der modernen Chemie ist es nun gelungen, ein leicht einzunehmendes Pulver herzustellen, welches den Sauerstoff in chemischer Bindung enthält und ihn vom Magen aus an das Blut abgibt. Eine mehr als zehnjährige Erfahrung, die das Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin, mit diesem neuen Mittel gesammelt hat, hat den unwiderleglichen Beweis erbracht, daß die Erwartungen, die man in die Heilkraft des Sauerstoffes gesetzt hat, durchaus berechtigt waren.

Das völlig ungiftige Präparat hat sich bei individueller Dosierung nach ärztlicher Vorschrift in der Praxis ausgezeichnet bewährt. Bei allen Nervenleiden und Stoffwechsel-Krankheiten (Gicht, Rheumatismus, Zuckerleiden, Darmträgheit, Arterienverkalkung, Blutarmut usw.) sind selbst noch in vielen veralteten Fällen, gute Heilerfolge erzielt worden. Zahlreiche Aerzte haben die Kur an sich selbst versucht und sie ihren Patienten empfohlen. Schließlich (1907) wurde das Mittel auch in die Arzneiverordnung der Königlichen Universität Berlin aufgenommen. Täglich gehen uns anerkennende Zuschriften zu, von denen wir nachstehend einige wiedergeben.

Dr. med. Sch. in P.: „Ich glaube mit großem Recht behaupten zu können, daß die meisten Erfolge meiner Praxis seit der Zeit herrühren, wo ich Sauerstofftherapeut geworden bin." — Dr. med. L. in P. (der hochgradig nervenleidend war): Bitte um weitere Sendung, da ich von der ausgezeichneten Wirkung geradezu begeistert bin." — Dr. med. C. in H.: „Ich habe Ihr Hämozon an mir selber erprobt und die Wirkung vorzüglich gefunden." Dr. med. F. in G.: „. . . teile ich ergebenst mit, daß der Patient das Pulver zu Ende gebraucht hat und seit 14 Tagen zuckerfrei ist." — F. Sc.; „Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich erkläre, daß ich mich in meinem ganzen Leben kaum je so nervenfest und energisch gefühlt habe und ein Arbeitspensum heute spielend bewältige, dem ich zuvor fast erlegen wäre." — H. D., p. Lehrer: „Ich war seit 25 Jahren mit schwerem Gichtleiden behaftet. Von den vielen Gichtmitteln, als Pillen, Pulver, Bäder usw., brachte mir keins dauernden Erfolg, denn über kurz oder lang stellte sich das Leiden immer wieder ein. Auf Ihr Sauerstoff-Heilverfahren aufmerksam gemacht, unterzog ich mich auch noch dieser Kur, und siehe, der Erfolg war wirklich überraschend. Seit zehn Monaten fühle ich mich frei von jedem Schmerz und ohne jedweden Anfall. Mein Humor, meine Körperfrische und Beweglichkeit sind wiedergekehrt, und ich fühle mich wohler als vor 25 Jahren. Möge daher keiner meiner Leidensgefährten versäumen" usw. — C., Oberförster in D.: „Mit dem Erfolg der Kur bin ich sehr zufrieden. Die jetzigen kalten Winde, die sonst für den Rheumatismus stets das Gefährlichste waren, sind nun schon wochenlang ohne jede Wirkung, während es früher bei solchem Wetter kaum auszuhalten war. Ich bin Ihnen sehr dankbar und möchte Ihnen raten, Ihre Annonce einmal in eine Fachzeitung einrücken zu lassen. Meiner wärmsten Empfehlung können Sie stets versichert sein, und ermächtige ich Sie" usw.

Näheren Aufschluß über das Verfahren und weitere Berichte gibt eine Broschüre, welche das ärztlich geleitete Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin W 35 C 6, kostenlos versendet.

Inhalt des Heftes 5: Herd und Schwert. Roman von Fritz Skowronnek. — Der Walzerkönig. Roman von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** Abend am See. Gedicht von Florentine Gebhardt. — Die erste Schulzeit. Von Paul Baumann. — Bitte um Schlaf. Gedicht von Hedwig Forstreuter. — Reifer Acker. Von Rudolf Michael. — Im Park. Gedicht von Gg. Ph. Pfeiffer. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke, Ausgegeben am 4. November 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 6

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Herd und Schwert / Roman von Fritz Skowronnek

5. Fortsetzung.

Auch Braczko schien nicht in besonders rosiger Laune, trotzdem tat er sich Gewalt an und begrüßte sie in seiner gewohnt liebevollen Art, seinem Kusse aber wich sie aus.

„Ich habe dich gesucht", sagte er. „Du bist aber wohl gerade von der entgegengesetzten Seite gekommen."

„Wahrscheinlich," sagte sie, „sonst hätten wir uns wohl sicher getroffen. Ich glaube aber kaum, daß es dir Freude gemacht hätte, denn ich bin heute durchaus nicht in der Laune, die dir erwünscht ist."

„Nein", sagte er. „Du hast Recht. Es hätte mir keine Freude gemacht."

Sie sah ihn erstaunt an. „Wie meinst du das?" fragte sie.

„Ganz so, wie ichs gesagt habe, Georginne", antwortete er. „Ich bin nämlich einem andern begegnet."

„Ah! und — wem? — wenn man fragen darf?"

„Dem Rothschen Sekretär, dem Herrn von Iwolski."

„So?"

Er sah sie mit einem festen, forschenden, aber gleichzeitig eine tiefe Trauer verratenden Blick an.

„Ja," wiederholte er, „dem Russen, dem Herrn von Iwolski."

„Ich weiß nicht, wie du das sagst", sagte sie. „Tust du ihm vielleicht gar die Ehre an, eifersüchtig auf ihn zu sein?"

„Ja, Georginne," gab er ihr wieder zur Antwort, „aber diese Ehre, wie du es nennst, tu ich dir an, ich glaube nämlich nicht, daß es eine Liebe ohne Eifersucht gibt."

„Eifersucht, Trautester, ist Zweifel, und ich wüßte nicht, seit wann es ehrenvoll ist, bezweifelt zu werden."

Er gab keine Antwort. Er sah finster vor sich hin und man sah es ihm an, daß er mit sich kämpfte und litt.

Plötzlich trat er vor sie hin.

„Georginne," sagte er, „sag' mir die Wahrheit, ich bitte dich, warst du — mit ihm zusammen?"

Sie trommelte mit ihren Fingern nervös auf die Tischplatte und sah ihn von oben bis unten an. Dann stand sie auf.

„Es gibt Fragen," sagte sie, „die man nicht beantworten kann, ohne daß man sich vor sich selber etwas vergibt. Drum ist es besser, ich gehe. Gute Nacht, Paul. Nein, nein, du bist nicht Schuld, ich habe früher schon der Madeline gesagt, daß mir nicht wohl ist. Adiö."

Paul Braczko vertrat ihr den Weg.

„So laß' ich dich nicht gehen", sagte er. „Wir sind noch nie im Bösen voneinander geschieden, wir dürfens auch heute nicht. Wenn ich dir wehe getan habe, Georginne, wenn ich dich beleidigt habe, so tut es mir leid, aber sag' selbst. . ."

„Ich sage gar nichts, lieber Paul", unterbrach sie jedoch seine Verantwortung. „Ich möchte nur, daß du mich gehen läßt."

„Bitte," sagte er, und öffnete ihr hinausweisend die Tür; als sie aber die Schwelle überschritt, rief er:

„Georginne!"

Digitized by Google

Ein solcher Schmerz klang aus dem Ausruf, daß sie sich umwandte.

„Ja?" fragte sie und sah seine bittenden, flehenden, guten, traurigen Kinderaugen.

„Gibst du mir, wenn du schon gehst, nicht wenigstens einen Kuß!"

„Nein, danke", sagte sie.

„Nein?!"

„Nein. Ich habe das Geküsse nicht gern. Überall, drin, draußen, auf dem Korridor, auf den Treppen, gerade so . . gerade so, als ob ich . . . als ob ich ein . . . Küchenmädel wäre."

„Oh!" rief er aus, „das war deine Ansicht nicht immer."

„N . . . n . . . nein . . . Aber heut!"

Da ließ er sie gehen.

„Ich hoffe," sagte er beinahe tonlos und sichtlich nach Fassung ringend, „daß es dir morgen besser gehen wird."

Während sie nun vollends hinausschritt, drehte er sich um und trat in das Zimmer zurück.

Im Nebenzimmer aber saßen Herr und Frau von Berg und auch Malvine und lauschten, — ob sie sichs eingestanden, oder auch nicht, — auf die Vorgänge im anderen Zimmer. . . . .

Georginne ging einen halben Treppenabsatz hinauf. Sobald sie aber hörte, daß die Tür des Zimmers, in dem sie gewesen waren, sich schloß, flog sie die Treppen wieder hinunter, eilte über den Korridor hinweg, bis zu der Tür des Bibliothekzimmers, blieb hier einen Augenblick lang, wie zögernd atemlos stehen und trat dann schnell, und sich überall umsehend, ein.

In der Bibliothek saß, über einem Buche, in dem er gewiß nicht gelesen hatte, Herr von Iwolski.

Bei ihrem Kommen sprang er auf und eilte ihr entgegen.

„Beinahe hätte ich nicht kommen können, Timofei Simonowitsch", sagte sie atemlos.

„Ich weiß. Ich war darauf gefaßt. Wer konnte aber auch denken, daß Er mir zu dieser Stunde begegnen würde! Ich hasse solche Unpünktlichkeiten beim Manne."

Er lachte spöttisch auf, als er das sagte.

Der, von dem zwischen den beiden die Rede war, hatte sich in dem Zimmer, in dem Georginne ihn verlassen hatte, eine Zigarette angezündet.

Nichts besser, wenn man nervös ist, als so eine Zigarette.

Er ging einige Male im Zimmer auf und ab, trat auch ans Fenster und lehnte daran, ohne zu wissen, ob er hinaussah oder nicht.

Dann warf er die Zigarette fort und ging durch das Besuchzimmer durch zu der Tür, die von diesem in den Bibliotheksraum führte.

Er öffnete die Tür und es war ihm, als höre er Stimmen.

Leise, gedämpfte Stimmen, die miteinander sprachen.

Einen Augenblick lang stand er da, als könne er seinen Ohren nicht trauen.

Sein Ausdruck bekam etwas steinern Starres. Seine Blicke schienen durch die schwere Portiere durchdringen zu wollen. Dann schob seine Hand den schweren Plüschvorhang zurück und er sah, wie Georginne sich, leise abwehrend, den Armen des Herrn von Iwolski entwand.

„Nicht . . . nicht . . .", sagte sie.

In der Art ihrer Abwehr aber lag ein halbes Gewähren.

„Hat der dicke Athlet Ihnen etwas gesagt?" fragte Iwolski.

„Ich habe Sie schon einmal gebeten, Timofei Simonowitsch", erwiderte Georginne, „von meinem Bräutigam, nicht in solchen Worten zu reden. Denn wenn ich ihn schon hintergehe. . ."

Das hörte Paul Braczko noch seine Braut sagen, dann ließ er den Vorhang wieder fallen und schloß wieder die Tür. Er hatte genug gehört. Mehr brauchte er nicht. . .

Einen Augenblick lang stand Paul Braczko da, wie ein Stier, dem man mit dem Hammer einen Schlag auf die Stirn versetzt hat.

Dann fuhr er sich mit der Hand über die Schläfen, als wolle er in sein Denken Zusammenhang bringen, und den Druck überwinden, der auf seinem Kopf, seinem Hirn lastete.

Er war totenblaß, nur das Weiße in seinen Augen war blutunterlaufen und rot geworden und seine Brust, seine mächtige, übermenschliche Brust, arbeitete und keuchte.

Jetzt zuckte er mit einemmal auf, als steche ein schneidender Schmerz in ihn ein, gerade

Digitized by Google

dort, wo das Herz war. Sein . . . Atem . . . stockte, und jetzt . . . jetzt lächelte er plötzlich.

Aber es war ein böses, gefährliches Lächeln.

„Also, euer dicker Athlet bin ich? Gut, gut, gebt nur Acht, daß der Athlet Euch nicht seine Kraft zeigt." Und er straffte seine beiden Arme aus, ballte seine Fäuste zusammen und bog dann die Arme so nach innen, daß die Muskelballen, sogar durch den Rock durch, wie Hügel zu sehen waren.

„So, so, sie hintergeht mich also . . . Hintergehen! Ein wunderbares Wort für Vernichten, für Töten, für um alle Hoffnungen des Lebens betrügen!"

Durch den Korridor mußte sie ja wohl kommen? Es war das beste, er machte mit der Sache gleich heute ein Ende. Und so trat denn auch er auf dem Korridor hinaus.

„Oh," sagte Jons, der zufällig gerade vorbei kam, „wollen Sie schon fort?" und er beeilte sich, dem Bräutigam des jungen Fräuleins, die Mütze vom Nagel und die Reitpeitsche zu geben.

„Ja, ich will fort. Der Johannes soll mir mit dem Wagen nachfahren. Ich werde ein Stückchen zu Fuß gehen."

Eine Stunde später war Paul Braczko bei sich zu Hause.

„Wo werden Sie Abendbrot essen, Herr Paul," fragte die alte Marianne, die den Kochlöffel als Szepter im Hause führte und damit natürlich auch das Regiment.

„Wo Sie wollen. Ich weiß überhaupt nicht, ob ich essen werde. Am besten wohl oben bei mir."

Langsam stieg er die Treppen empor. Oben stieß er einen Seufzer aus und trat in sein Zimmer ein.

In seinem Schlafzimmer machte die Frieda, das bildhübsche Dienstmädel, gerade das Bett.

„Lassen Sie das sein, Frieda. Ich möchte allein sein."

„Nur noch die Kissen, junger Herr, dann bin ich so wie so fertig."

„Schön", sagte er und stand da und wartete.

Als sie gegangen war, trat er vor den großen, langen Spiegel.

„Also, der ‚dicke Athlet' gefällt dir nicht? Vielleicht hast du Recht. Aber diesen Laffen, diese geschniegelte, gemalte, gedrechselte Wachspuppe . . . die in den Auslagekasten eines Friseurgehilfen gehört, die . . . die mir vorzuziehen, das begreife ich nicht."

Zweiunddreißig Jahre hatte er gewartet, ehe er sich wirklich verliebt, ehe er dieses sein Herz wirklich einem Weibe geschenkt hatte!

Zweiunddreißig Jahr! Und jetzt hatte die . . . die . . . so mit ihm und seiner Liebe gespielt. Und wer war Schuld? Er natürlich, dieser Iwolski, der die von Bergsche Gastfreundschaft derartig mißbrauchte, um heimlich mit dem einen Mädel zu liebeln und ruhig zuzusehen, wie dieses sich mit einem anderen verlobte.

Aber warte du! die Abrechnung kommt.

S i e aber?

Ja, was mit i h r war, begriff er nicht; es war ihm einfach unfaßbar, daß sie, gerade sie, die er für die Offenheit und die Wahrhaftigkeit selber gehalten hatte, ein solches Spiel mit ihm trieb . . .

In dem anderen Zimmer hatte die Frieda, die wiedergekommen war, indessen den Tisch gedeckt.

„Es ist angerichtet, junger Herr", meldete sie.

„Gut, gut, ich komme schon."

Tatsächlich kam er und setzte sich an den Tisch.

Die Frieda reichte ihm den Braten und die dampfenden Kartoffeln hin.

„Ich will nicht, geh'", sagte er. „Hörst du denn nicht, daß du gehen sollst", schrie er sie an.

„Mein Gott, ich gehe ja schon", sagte sie und ging ganz erschrocken, um der alten Marianne unten ihr Leid zu klagen, denn so grob war der junge Herr noch nie zu ihr gewesen.

Paul Braczko saß da und schob die Teller weit fort. Er k o n n t e nicht essen, aber trinken konnte er, trinken, immerzu trinken und einen und denselben Gedanken denken: Sie, Sie und immer nur Sie!

Mein Gott, mein Gott, wie hatte er um sie geworben!

Wie hatte er ihre Hände geküßt und ihre Augen und ihren Mund!

Diese schönen, weichen, zarten, entzückenden Hände!

Digitized by Google

Diese tiefen, schönen, schalkhaften und doch so seelenvoll dreinblickenden treuen, alles versprechenden Augen.

Treu?! Hahaha! Und er goß sich ein neues Glas von dem schweren Rotwein ein, und stürzte seinen Inhalt hinunter.

Ja, ja, die Augen und der Mund! Dieser heiße, rote, glühende, lachende Mund!

Wie hatte sie schon gesagt?

„Ich will nicht wie ein Küchenmädel, überall geküßt werden!"

Aber in der Bibliothek, hinter dem Bücherschrank, von dem anderen, das ja!

Dieser Hund! Dieser gemeine, russische Hund!

In diesem Augenblick fiel sein Blick auf das Bild Georginnens, das rechts von ihm an der Wand hing und voll vom elektrischen Licht bestrahlt wurde

Das liebliche Gesicht des entzückenden Mädchens schien auf ihn herabzulächeln. Dieses Lächeln aber nahm ihm den Rest seiner Fassung.

„Nein . . ., nein . . .," stammelte er . . ., „du hast mich nicht . . . hintergangen . . . Du hast mir keine Lüge gesagt . . . Du hast nicht geleugnet, daß du mit ihm gewesen bist. Du warst ganz gewiß nur bei ihm, um mit ihm zu brechen . . . Ich sah es ja selbst, du hast dich nicht küssen lassen . . ., auch nicht von mir!"

Und plötzlich schluchzte er laut auf, barg seinen Kopf in beide Hände und weinte, und weinte.

Es ist aber nicht gut, einen Braczko weinen zu sehen.

Am nächsten Tage ganz, ganz zeitig ritt er zu Bergs hinüber.

„Du hast dich ja gestern auf polnisch empfohlen", sagte ihm Madeline, die er schon draußen auf dem Hof antraf.

„Richtig, ja", sagte er. „Seid mir nicht bös, man weiß manchmal wirklich nicht, was man tut. Könnte ich nicht Georginne sprechen?"

„Ich glaube ja, obwohl ich sie heut selber noch nicht gesehen habe."

„Vielleicht läßt du sie fragen."

„Gewiß, Paul, gern. Willst du nicht indes deinen Fuchs einstellen?"

„Ich weiß nicht, ob es so lange dauern wird, aber wenn du meinst."

Er überließ dem Stallknecht, dem Jochen, das Pferd und schlug sich einigemal ungeduldig mit seiner Reitgerte auf die hohen Schaftstiefel. Dann sagte er: „ich werde doch lieber drin auf sie warten" und ging in das Haus.

Lange zu warten brauchte er nicht.

Sie trat sehr erstaunt, ihn zu dieser Stunde hier zu finden, bei ihm ein und sagte: „Du hast mich zu sprechen gewünscht, was gibt es denn? Ist etwas los?"

„Ja", sagte er. „Viel. Etwas, was, du kannst es dir vielleicht denken, über Leben und Tod entscheidet."

„Über . . . Leben . . . und . . . Tod?" wiederholte sie wie mechanisch und wich unwillkürlich, sie wußte selbst nicht warum, vor ihm zurück.

Sie mochte wohl in seinem Blick etwas gesehen, aus seiner Haltung etwas entnommen und aus seiner Stimme etwas gehört haben, was ihr eine, für sie vorläufig noch unerklärliche Furcht einflößte.

„Du scheinst mich nicht zu verstehen, du wirst mich aber sehr bald verstehen lernen", sagte er. „Ich liebe es nicht, auf dem Busch bloß herumzuklopfen, ich liebe auch das Lügen und Heucheln nicht, sondern ich habe es immer für die Richtschnur meines Lebens gehalten, — wie ja wir Ostpreußen alle, — gerade und offen in allem zu sein. Das andere überlasse ich Leuten vom Schlage wie . . . Aber wozu Namen und Beispiele nennen, wo du ja doch zweifellos ahnst, oder weißt, worum es sich handelt, denn sonst . . ., begriffe ich ja wirklich nicht die Angst, die du zeigst!"

„Ich habe keine Angst . . .", stammelte sie, er jedoch unterbrach sie und machte eine Handbewegung dabei, die ihr andeutete, daß sie jetzt nicht zu reden habe.

„Laß das, laß das", sagte er. „Es genügt ja ein Wort von mir, ein einziges, um dir klar zu machen, daß dein ganzes Doppelspiel von mir durchschaut ist."

„Paul!" rief sie aus, und sah ihn, ihre Energie mit einem Male wiedergewinnend, mit flammenden Blicken an.

„Laß das, hab ich dich schon früher gebeten. Es nützt dir ja doch nichts, denn ich . . .",

Digitized by Google

und der Zorn erfaßte ihn nun: „ich war gestern dort!"

Er zeigte auf die Tür, die zum Bibliothekzimmer führte.

„Ja, dort, als du angeblich auf dein Zimmer gegangen, in Wahrheit aber mit dem andern beisammen warst. Mit dem andern!" schrie er in plötzlicher Berserkerwut aus. „Verstehst du, was das heißt?"

„Ja . . .", sagte sie und wich vor ihm zurück, wie um hinter dem Tische Deckung und Sicherheit zu suchen.

Er aber hatte gleich wieder seine scheinbare Ruhe wiedergefunden.

„Was ist da weiter zu tun? Was ist da weiter zu sagen?" rief er, „der dicke Athlet" . . .

„Hast du das auch gehört?!" rief sie erregt.

„Kann ja abgehn", setzte er aber, ohne auf sie zu hören, das Begonnene fort. „Wenn ich ihn hintergangen habe . . .! hahahaha . . ., hintergangen! Gib du nur acht, daß du nicht die Betrogene bist, denn glaube nicht, daß ich das so hinnehmen werde. Ich werde, das schwöre ich dir, die furchtbarste Rache nehmen, die es gibt. Weißt du vielleicht," und er zerrte und suchte in seiner Tasche nach etwas, „was das ist?"

Sie schrie auf und streckte ihre Hände wie abwehrend gegen ihn vor, als könne sie das vor dem entsetzlichen Dinge, dem kleinen Bulldoggrevolver, schützen, der mit einemmal in seiner Hand blitzte.

„Siehst du, mit diesem Dinge da kann ich alles tun, was ich will. Dich niederschießen, ihn oder beide. Aber, hab' keine Angst, ich tue keines von beiden, denn du liebst ihn doch, nicht wahr? Deinen Russen."

„Nein", sagte sie und sah ihn fest dabei an. Er aber lachte.

„Lüg' doch nicht. Du mußt ihn ja lieben, sonst hätte die ganze Sache ja gar keinen Zweck. Ich weiß ja, ich denke mir ja, wie es ist. Lieben und Leben, nicht wahr Georginne, sind zweierlei. Für die Liebe . . ., da wolltet ihr sorgen, das ist ja so leicht, wenn nur ich, die Sorge fürs Leben übernahm! Ich war ja reich und er hat doch nichts! Ja, ja gib es doch zu, daß das nur allein der Grund war. Warum aber auch nicht? Zwischen uns, das siehst du ja doch, muß jetzt alles vorbei sein. Drum kauf dir doch deinen Liebsten. Ich . . ., siehst du, will dir ja gerne dabei behilflich sein. Ich selbst gebe dir das Geld dazu. Denn das weißt du ja nicht, daß ich dir am Tage unserer Verlobung mein ganzes Vermögen sichergestellt habe."

Sie sah ihn fassungslos an und führte, wie erschreckt, ihre Hand nach dem Munde.

„Ich pflege nämlich meine Sachen nie halb zu machen", fuhr er in seiner zynisch sarkastischen Weise fort, „und wenn ich zufällig nicht mehr wäre, dann könntest du ihm ja mit Leichtigkeit das zahlen, was er, um dich zu besitzen, verlangt."

„Paul!" schrie sie auf „Was hast du vor, was willst du tun?!"

„Nichts", sagte er. „Bleib du ganz ruhig stehen, wo du stehst, und falls du das Schießen am Ende nicht mehr verträgst, dann schließe einen Augenblick lang deine Augen."

War es nun Suggestion, oder was war es? sie schloß aber ihre Augen tatsächlich. Nur einen Augenblick lang, nur eine Sekunde lang und dann sah sie, daß er die totbringende Waffe an die eigene Schläfe angelegt hatte.

Einen wilden, wahnsinnigen Schrei ausstoßend, war sie mit einem Satze bei ihm und schlug ihm gerade in dem Augenblick die Waffe zur Seite, in dem der Schuß krachte. Die Kugel flog irgendwo in die Wand, und der Kalk rieselte knisternd über die Tapete hinab.

Paul Braczko stand, die Waffe immer noch in seiner Hand, wie ein aus einem schweren Traume Erwachender da.

Vom Nebenzimmer stürzte Madeline, vom Korridor der alte, unvermeidliche Jons herbei. Georginne aber, die wie außer sich war, rief: „Kommt doch, kommt! Ich bitte euch, kommt alle! Ruft auch den Kurt und ruft auch Malvine: Malvine vor allem, damit dieser Narr, dieser Wahnsinnige sieht, was er beinahe getan hat!"

„Beruhige dich doch, Kind. Was ist denn geschehen? Was hattet ihr denn miteinander?"

„Nichts, gar nichts. Ich sage kein Wort, ehe nicht dein Mann und Malvine da sind. Ihr, ihr sollt meine Richter sein, zwischen mir und dem da."

„Gehen Sie, Jons. Suchen Sie den Herrn zu finden und sagen Sie ihm, er möge herkommen und Fräulein Malvine sagen Sie's auch.

Digitized by Google

Ich verlasse mich aber darauf, Jons, daß Sie von dem, was hier vorgegangen ist, keine Silbe gegen andere verlauten lassen."

„Da können sich gnädige Frau wohl verlassen", sagte der Diener und ging.

Madeline sah ratlos auf die beiden hin, von denen der eine in einen Stuhl gesunken war, und sein Gesicht in beide Hände vergrabend, seinen Schmerz gewaltsam zurückzudrängen und zu verbeißen suchte, während die andere bleich und mit keuchendem Atem dastand und keinen Blick von ihm verwandte.

Madeline, die früher schon den Versuch gemacht hatte, aus ihrer Schwester eine Erklärung herauszubekommen, trat jetzt zu dem fassungslosen Paul Braczko hin.

„Komm, Paul," sagte sie und strich ihm mit ihrer Hand über das Haar, „sage d u mir, was es war. Es wird ja so furchtbar nicht sein."

Da hob er sein Haupt und sah sie mit seinen schmerzdurchfluteten Augen an, in denen die Tränen kämpften.

Als aber sein Blick mit einem Male auch die andere traf, die, die er so wahnsinnig liebte, da war es mit dem Kämpfen vorbei.

Das Kind in ihm, das Kind in diesem riesigen Körper eines „dicken Athleten", siegte, und schluchzend hielt er die Tröstende fest, seinen Kopf wie ein Hilfloser an sie anschmiegend und lehnend.

Bei diesem Anblicke schmolz aber auch das Starre Georginnens hinweg.

Halb gegen ihren Willen und halb von diesem gedrängt machte auch sie einen Schritt auf Paul Braczko zu und: „du dummer, guter, guter Paul", sagte sie und fuhr ihm auch mit ihrer Hand durch sein Haar.

Da — weinte er noch leiser.

„Na, wo brennt's denn?" fragte in diesem Augenblicke Herr von Berg, der, von Malvinen gefolgt, eintrat. „Nanu, was ist denn hier los?" fragte er dann ganz erstaunt, als er die ihm unerklärliche Gruppe erblickte.

„Nichts," sagte Georginne, „ich möchte nur, daß ihr mit anhört, was ich d e m da, was ich Paul Braczko zu sagen habe. Bitte, setzt euch, denn die Sache kann vielleicht länger dauern."

„Siehst du, Paul," sagte sie, „ich habe dich wirklich, als ich mich mit dir verlobte, hintergangen. Ich hätte dir freimütig sagen sollen, daß ich mich, als dummes, unreifes Mädel, tatsächlich in einen andern, in Herrn von Iwolski, vergafft hatte. Was so eine dumme Backfischliebe ist, das wißt ihr ja. Damals schon, und das war zu d e r Zeit, wo die beiden Häuser Berg und Mertinat, noch in so grimmiger Feindschaft lebten, also lange, bevor du lieber Paul, daran dachtest, dich in mich zu verlieben, lange, ehe er mit Roths zu uns herkam, hatte sich mir Herr von Iwolski genähert, der unten im Dorfe gewohnt hatte. Mir machte die Sache natürlich viel Spaß, und welchem Mädel von knapp siebzehn Jahren hätte sie's nicht gemacht? So trafen wir uns denn fast jeden Tag und zu jeder erdenklichen Stunde im Walde. Mir schien die Sache ganz ungemein romantisch und schön. Der Wald, dieser Wald, der so wie so so viel Zauber und so viel Anziehungskraft für mich hatte, hatte einen neuen, geheimnisvollen Reiz für mich gewonnen: er war der Zeuge meiner ersten, so überaus romantischen und geheimnisvollen Liebe geworden! Hörst du wohl, Paul?"

Paul Braczko saß da, den Arm auf die Lehne des Stuhles und den Kopf in die Hand gestützt.

Man konnte wirklich nicht wissen, ob er hörte, oder ob das, was Georginne erzählte, nur wie ein unverstandenes Rauschen an ihm vorüberging.

Jetzt aber nickte er, ohne die Stütze seines Kopfes aufzugeben und seufzte tief auf.

„Natürlich", fuhr Georginne in ihrer Beichte fort, „weihte ich ihn in alle unsere Verhältnisse ein. Damals empfand ich diese — sei mir nicht böse, Madeline — noch wie ein Unrecht, das an uns begangen wurde. Und wie ich diesem Unrecht von jeher zu begegnen gesucht hatte, das wißt ihr ja.

Er erfuhr es auch. Ich selbst sagte es ihm ja, und er bestärkte mich in meinen Ansichten und gab mir sogar den Rat, mich doch nicht auf die paar Fasane und Hasen zu beschränken, sondern, was ja viel, viel mehr Freude mache, auch einmal Rehwild zu schießen, ja sogar, denn das ärgere und fuchse die Förster am meisten, hier und da mal auch eine Ricke."

„Donnerwetter!" fuhr der Gutsherr auf.

Georginne aber lächelte ihm zu: „Du kannst

Digitized by Google

ganz ruhig sein, Schwager Kurt, getan hab' ich das nie; auch als Wilderer blieb ich, trotz allem, wenigstens vom Jägerstandpunkte aus, ein ganz anständiger Kerl.

Auf unseren Streifzügen durch den Wald, zu denen sich unsere Stelldicheine gestalteten, fragte er mich immer viel über unsere Heimat aus. Über die ganze Gegend, über alle Bewohner, und als ich ihn eines Tages lachend fragte, wie es denn eigentlich komme, daß er für unser schönes, liebes Land, so viel Sinn und so viel Interesse habe, da gestand er mir, daß es nicht nur deshalb so erklärlich sei, weil es meine Heimat sei, sondern weil auch seine Mutter, eine Ostpreußin und gerade aus dieser Gegend gewesen sei."

Man merkte an der Bewegung das Staunen Madelinens und ihres Mannes.

Selbst Braczko sah von seiner Hand auf, verfiel aber dann gleich wieder in seine alte Apathie.

Malvine aber nickte, wie eine, die das alles schon wußte und ihrer Schwester bestätigen konnte.

„Er", fuhr diese fort, „nannte mir auch den Namen seiner Mutter und später entdeckten wir erst, nicht wahr Malvine?, daß diese Kathinka Makunisch die Braut gewesen war, die einst ein Russe einem Burschen entführt hatte, der . . . Grundmoser hieß."

„Wie sagtest du?!" rief Herr von Berg, durch die Erzählung auf das höchste erregt.

„Der Grundmoser hieß und, wie ihr wißt, den Schmerz bis auf den heutigen Tag nicht verwunden hat.

Ich fühlte mich durch das alles erst recht in die wunderbarste Romantik verstrickt; tatsächlich aber waren es ganz andere Stricke, die mich banden.

Er verlangte Nachrichten, Auskundschaftungen von mir, die mir um so seltsamer schienen, als sie für ihn persönlich gar keinen Wert haben konnten. Garnisonverhältnisse, Namen von Offizieren, alles Mögliche, was ich in unserer Weltabgeschiedenheit gar nicht wissen konnte, nicht wahr? was zu erfahren er mich aber zwingen wollte. Ja, zwingen", rief sie aus und das helle Rot der Empörung trat bei dem Gedanken noch jetzt in ihre Wangen.

„Weiter, weiter", drängte Herr von Berg.

Paul Braczko hatte seine Hand längst von der Stuhllehne sinken gelassen und sah jetzt, wie aus einer anderen Welt, zu dem Mädchen hinüber.

„Er hatte mich ja in seiner Hand, er drohte mir ja mit der Anzeige wegen Wilderns. Er malte mir es aus, wie reizend es wäre, wenn ich in die Koza käme . . ."

„Der Schuft! Der Schuft!" rief Herr von Berg aus und stand auf und ging empört und erregt in dem Raume auf und ab, um, als Georginne weiter fortfuhr, dicht vor ihr stehen zu bleiben.

„Natürlich genügte ihm dieser Zwang nicht. Die Macht, die er durch meine jagdlichen Verfehlungen über mich gewonnen hatte, war ihm zu wenig, er wollte mich ganz in seiner Gewalt haben und . . ., weiß Gott, was in meiner Todesangst noch aus mir geworden wäre, wenn du mich nicht gerettet hättest."

Sie sah und zeigte dabei auf Berg.

„Ich?" rief dieser erstaunt und machte eine Bewegung, als verstehe er wirklich nicht, wie er dazu komme.

„Ja, du, durch deine Verurteilung nach Königsberg."

„Dadurch und dadurch allein wurde ich gerettet. Verstehst du wohl, Paul: gerettet!"

„Alles andere", fuhr sie fort, „ist schnell erzählt. Ich gab mich dazu her, jetzt, wo er wieder hier war und wo ich nichts mehr zu fürchten hatte, wo mein Wildfrevel gesühnt war, — nicht wahr, Schwager, das war er doch? — ihn in meine Hand zu bekommen, und zwar dadurch, daß ich die Komödie der Liebe weiter mit ihm spielte. Und ich muß sie sehr gut gespielt haben," sagte sie, und in den Ton ihrer Stimme kam eine plötzliche Bitterkeit, „denn nicht nur er ließ sich täuschen und gab mir langsam, fast ohne es selber zu wissen, alle Fäden seines schändlichen Treibens in die Hand. Eines Treibens, das ich jetzt erst verstehe, denn was wußte ich denn damals, daß gute Freunde, wie wir und wie Rußland es sind, trotzdem gegeneinander spionieren. Nein, ich spielte so gut, daß auch ein anderer sich täuschen ließ. Du, Paul. Nein, nein, sage nichts, ich bitte dich, um Gottes Willen, sage kein

Digitized by Google

Wort, denn der Schein war ja gegen mich. Daß du aber, du Paul, nach dem Schein über mich urteilen konntest, das werde ich dir nie vergessen . . .“

„Oh!“ rief er aus, „verzeih mir doch, verzeih“, und er sank vor ihr in die Knie und barg seinen Kopf in ihren Schoß und umklammerte sie und hielt sie und preßte sie mit seinen starken, starken Armen an sich.

„Was ich dir nie vergessen werde,“ wiederholte sie, „ebensowenig, wie ich je vergessen werde, daß du für mich hast sterben wollen.“

Er sah, als hätte er falsch gehört, wie verstört zu ihr empor.

Als er aber den Ausdruck der Liebe in ihren Augen sah, da schrie er laut auf und sprang empor und faßte sie, wie noch nie eines Mannes Arm sie gehalten hatte.

Dann plötzlich aber ließ er sie los und lief hinaus.

„Paul! Paul!“ riefen die andern und eilten ihm nach. „Wo willst du hin?“

„Umbringen will ich den Schuft,“ rief er, „und ihm danken, daß er mir deine Liebe wiedergegeben hat.“

Sie hatten Mühe, ihn von seiner Absicht zurückzuhalten und ihn, teils mit Gewalt, teils durch Zureden, ins Zimmer zurückzulotsen.

Er sah aber absolut nicht ein, warum er mit dem Schuft nicht auch ein Wörtchen reden sollte, und zwar gerade jetzt, wo er so viel Wut und so viel Glück im Herzen hatte. Aber schließlich bekehrte er sich doch zu der Ansicht, daß es im Interesse des Vaterlandes, das da in erster Reihe ins Treffen kam, tatsächlich besser sei, den sauberen Herrn ganz in die Hand zu bekommen, während es vom persönlichen Standpunkte aus allerdings ein Vergnügen gewesen wäre, ihm einen kleinen Begriff davon beizubringen, was eine ostpreußische Faust für einen Eindruck auf eine russische Kehle machen könne.

Im Verlaufe des weiteren Familienrates wurde somit beschlossen, sich, so gut es ging, den Anschein zu geben, als wisse man von nichts; man wollte dafür aber dem Landrat einen Wink geben, wie es mit dem russischen Besucher stand.

Nur, wie man sich Roths gegenüber verhalten sollte, das wußte man nicht, darüber mußte man sich erst schlüssig werden, denn, daß die Roths von der Rolle nichts wußten, die ihr Sekretär da gespielt hatte, dafür konnte man seine Hände ins Feuer legen.

Aber der Paul!

Der Paul Braczko mit seinem Temperamente und seiner Wut war eine Gefahr, und darum mußte er sich, so schwer's ihm auch ankam, eine kleine Verbannung gefallen lassen, denn er verdarb sicherlich alles, der „dicke Athlet“.

Als so eine vollständige Einigung erzielt worden war, konnte man an das Tagewerk, oder die Erledigung dessen gehen, was einem am meisten auf dem Herzen lag. Was das aber speziell bei Paul Braczko war, das braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, zumal Georginne sich bereit erklärte, ihm auf seinem „Spazierritt nach Hause“ das Geleite zu geben.

Bevor sie aber ging, trat sie noch zu ihrer Schwester Malvine.

„Mein armes Schwesterchen du“, sagte sie und umschlang sie voll Zärtlichkeit. „Du bist das einzige, wirkliche Opfer von der ganzen Sache.“

„Wieso?“ fragte Kurt von Berg, der den Ausruf gehört hatte, erstaunt.

„Weil das für sie der Grund ist, daß sie sich mit Bogdan noch immer nicht verloben wollte. Sie will keine Russin werden. Selbst nicht als Frau des Mannes, den sie liebt, und selbst nicht als Frau eines Russen, der seinem Stamm und seinem Herzen nach ein so guter Deutscher ist, wie Bogdan.“

„Das kann ich ihr nachfühlen“, sagte Paul Braczko, der eigentlich seit heute erst die Russen haßte . . .

Hatte der Tag voller Erregung begonnen, so steigerte sie sich in den frühen Abendstunden ins Ungemessene.

Der Tag war zwar besser verlaufen, als man gehofft hatte, denn Herr von Iwolski hatte sich für heute entschuldigen lassen: er habe in Kowahlen zu tun, da er für sein Werk dort Wertvolles zu finden hoffe.

So konnten die Mahlzeiten ziemlich vergnügt eingenommen werden und die beiden Roths, die armen Kerle, die mit ihrem Herrn Sekretär so schön reingefallen waren, brauchten noch nichts zu merken.

Digitized by Google

Am späten Nachmittag aber, wer kam da im gestreckten Galopp auf den Hof gesprengt? wer anders als der dicke Athlet!

„Wißt ihr schon, wißt ihr schon?" rief er.

„Was denn, Paul Braczko?"

„In . . ., in Bosnien unten . . ., in Sarajewo . . . oder wie das Nest heißt, da haben sie den Franz Ferdinand . . ., den Thronfolger von Österreich, ermordet! Ihn und seine Frau! Ganz Goldap ist voll davon. Überall spricht man nur davon. Der Mörder . . . ist natürlich ein Serbe . . ."

„Das ist der Krieg", sagte Herr von Berg und wurde totenblaß.

„Doch nicht mit uns. Was haben wir damit zu tun?!"

„Nein, aber Österreich mit Serbien. Sie warten ja nur darauf."

„Wer?"

„Die Russen."

„I, daß dich! . . .. Da soll doch die Russen der Teufel holen! die werden's doch nicht mit dem Mordgesindel halten?!"

„Wir wollen's hoffen, denn wenn . . ." und seine Stirn verdüsterte sich . . ., „dann Gott Gnade uns allen."

„Unsinn. Auch in Goldap sehen sie düster. Die Offiziere dagegen, die, glaub ich, hätten tatsächlich gar nichts dagegen, wenn's einmal los ginge. Über vierzig Jahr Frieden, da wird ja dem besten Militär das Blut schon zu dick. Trotzdem, unser Kaiser will Frieden und schließlich wird das Karnickel, das Ding da, das Serbien, von Österreich an den Löffeln genommen und tüchtig daran geschüttelt."

Natürlich war von nichts anderm die Rede. Einzelheiten wußte Paul Braczko noch nicht, die aber erfuhr Kurt von Berg aus Goldap. Telephonisch. Direkt vom Landratsamt.

Krieg? Wir? Gar keine Rede! kam's aber beschwichtigend auch von dort.

Die beiden Roths waren sehr bestürzt. Sie glaubten freilich an die Möglichkeit eines Krieges auch nicht, bei drei Kaisern, die so friedliebend sind. Dem alten österreichischen, dessen Regierung gerade den Serben gegenüber eine solche Langmut gezeigt hatte . . .

„Ja, aber Langmut ist Schwäche," unterbrach ihn Kurt, „oder kann wenigstens als solche ausgelegt werden, und Österreich — nehmt mir's nicht übel — hält sich ja nur noch mühsam zusammen, wenigstens so weit man von hier aus die Sache überblicken kann."

„Ich kenne Österreich", sagte Bogdan von Roth, „und habe einen anderen Eindruck von ihm gewonnen."

„Jedenfalls mit Serbien wird es schon fertig", sagte Nikolai.

„Aber der Zar?"

Beide Roths zuckten die Achseln.

„Der Zar," sagte Nikolai, und sah sich erst überall um, als ob auch hier die Gefahr lauern könnte, gehört zu werden: „Der Zar ist der Friede selbst. Aber der Zar hat gar nichts zu sagen. Die Großfürsten sind's. . . und ihre Frauen. Überhaupt führen nur Panja und Pop, die Frauen und die Geistlichkeit das große Wort, wenigstens bei Hofe. Ihr glaubt gar nicht, was für Fäden im Palaste der Zarin-Mutter und in dem der Großfürstin Nikolai Nikolajewna zusammenlaufen, von den anderen gar nicht zu reden. Die Weiberrockpolitik beherrscht alles, und ‚ce que femme veut, le diable le veut' heißt es bei uns, im Gegensatz zu unseren Freunden, den Franzmännern."

„Denen Sie natürlich Recht geben, Bogdan," sagte Madeline lächelnd.

„So weit es unsere Großfürstinnen angeht, gebe auch ich der russischen Fassung recht, obwohl es auch in nächster Nähe — nicht wahr, Malwine? — Frauen gibt, die uns arme Männer Höllenqualen ausstehen lassen."

„Himmel!" rief Paul Braczko, „das erinnert mich ja an den Hund, den Iwolski, wo ist denn der?!"

Nun war's heraus.

Erstaunt sahen die beiden Roths auf, während die anderen in peinlichste Verlegenheit gebracht worden waren.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Walzerkönig / Roman von Freiherr von Schlicht

5. Fortsetzung.

Kammler verstand den zarten Wink und erhob sich von seinem Stuhl: „Da will ich gehen, aber daß du mich gleichsam hinauswirfst, war nicht nötig, ich wäre auch ohnedem gegangen, auch für mich wird es Zeit, da ich mich vor Tisch ebenfalls noch umziehen muß. Also auf Wiedersehen morgen und für heute abend viel Vergnügen. Ich gäbe viel darum, wenn ich an deiner Stelle den ganzen Abend mit Fräulein Thekla zusammen sein könnte", und aus ehrlichster Überzeugung setzte er hinzu: „Du glücklicher Mensch!"

Gleich darauf war er gegangen, aber seine letzten Worte schienen in dem Zimmer zurückgeblieben zu sein, wenigstens klang es Horst immer wieder an das Ohr: „Du glücklicher Mensch!" In dem Sinne, wie Kammler es meinte, war er es allerdings nicht, denn er machte sich auch heute aus Thekla noch absolut nichts. Die war für ihn ein liebenswürdiges junges Mädchen, aber auch nicht mehr. Aber glücklich war er trotzdem, weniger, weil er auf dem besten Wege war, sich ernstlich in die hübsche Orla zu verlieben, sondern weil er an seinem neuen Hauptmann diesesmal anscheinend das große Los gezogen hatte. Er sah es längst ein, daß er dem mit allem, was er zuerst über ihn dachte, bitter unrecht tat. Der war nicht nur ein äußerst liebenswürdiger Mensch, sondern auch ein geradezu idealer Vorgesetzter, der sein Handwerk verstand. Und wenn er am Anfang glaubte, dieser Hauptmann würde ihm nichts Gutes bringen, so mußte er jetzt darüber lachen. Nein, von dem brauchte er das in keiner Weise zu befürchten. Der würde niemals irgendwie störend in sein Leben eingreifen.

So machte er sich denn bald darauf frohen Mutes auf den Weg, und als er spät am Abend wieder nach Hause kam, tönten ihm als erstes wieder Kammlers Worte entgegen: „Du glücklicher Mensch."

Und jetzt war er auch glücklich. Er hatte bei Tisch zu Kasimirs deutlich sichtbarem Ärger neben Orla gesessen und er hatte sich mit ihr wirklich sehr nett unterhalten. Gewiß, zurückhaltend, wie es wohl ihrem Naturell entsprach, war sie auch heute gewesen, aber doch nicht ganz so zurückhaltend wie sonst. Vielleicht lag das daran, daß er auf Grund der bei ihr gemachten Erfahrungen absichtlich vermied, ihr Schmeicheleien zu sagen und weil er es auch unterließ, ihr mit seinen Augen und seinen Blicken zu verraten, wie schön er sie fände. Wohl aus Dank dafür war sie ihrerseits liebenswürdiger und zugänglicher gewesen, als sonst.

Als ein glücklicher Mensch legte er sich endlich schlafen, als ein glücklicher Mensch erwachte er. Das Wieso und Warum vermochte er sich selbst nicht recht zu erklären, aber er befand sich während des Ankleidens in einer glänzenden, beinahe übermütigen Stimmung. Ein lustiges Lied vor sich hin summend, machte Horst sich dann auf den Weg zur Kaserne, wo gleich darauf der Dienst begann. Der brachte ihm allerdings von dem Glück, das er für heute im stillen erwartete, nicht viel. Im Gegenteil, die Leute stellten sich in der Instruktionsstunde noch viel dümmer an, als sie es von Berufs wegen waren. Es war reineweg zum Auswachsen und er war heilfroh, als die geistige Verdauung zu Ende war und als er mit den wenigen alten Mannschaften, die während der Rekrutenausbildung für den Dienst zur Verfügung standen, in das Gelände abmarschierte, um dort mit ihnen eine Übung im Entfernungsschätzen und ähnlichen schönen Dingen abzuhalten. Aber auch da erlebte er wenig Freude. Vielleicht infolge des etwas nebligen, trüben Wetters schätzten die Leute derartig vorbei, daß plötzlich in weiter Ferne ein Hund vor Entsetzen zu heulen begann und auch sonst klappte nicht alles annähernd so wie sonst.

Nur ein Glück, daß der Hauptmann nicht da ist, dachte er im stillen, der Mann hätte heute morgen keine reine, ungetrübte Freude erlebt. In seinem Interesse will ich auch wünschen, daß er nicht mehr kommt. Und der Hauptmann hatte kolossalen Dusel, wie Horst das nannte, der kam wirklich nicht, aber um seiner selbst willen tat ihm das beinahe leid. Er hätte sich gern bei dem danach erkundigt, wie seinen Damen der gestrige Abend bekommen sei und hätte ihn dann gebeten, den jungen Damen

Digitized by Google

seine besten Grüße und Empfehlungen zu übermitteln. Na, vielleicht daß er Herrn von Rodenhausen nachher noch auf dem Kasernenhofe traf. Sicher war der bei dem Exerzieren seiner Rekruten zugegen und mit dieser Vermutung behielt er auch recht, als er gegen einhalb zwölf Uhr mit seiner Heldenschar wieder einrückte. Der Häuptling war da, er nahm Horsts dienstliche Meldung entgegen, dann bat er, die alten Mannschaften abtreten zu lassen, aber das nicht allein, er schickte auch die Rekruten fort, obgleich es dafür noch etwas zu früh war und ging gleich darauf mit ihm plaudernd auf dem Kasernenhofe auf und ab.

Aha, sagte sich Horst im stillen, nun kommt das Glück! Na, ich bin nur begierig, was für mich Schönes bei dieser Unterhaltung herauskommt, denn daß mein Häuptling sich nicht nur mit mir unterhält, um etwas zu plaudern, das ist doch klar. Vielleicht wird er mich zu einem Diner einladen, oder er wird mich bitten, ihm, wenn er erst in seiner Villa eingezogen ist, bei den Vorbereitungen für seine erste große Gesellschaft zu helfen. Sicher wird es etwas Derartiges sein.

Aber Herr von Rodenhausen sprach wenigstens zuerst, wie Horst es mit Erstaunen anhörte, von ganz anderen Dingen. Er erwähnte, wie er es für seine Pflicht gehalten habe, ihn, Horst von Iring, vom ersten Tage an bis zum Schluß des gestrigen Abends auf seine Eigenschaften als Soldat und als Mensch zu prüfen, bis er fortfuhr: „Ich muß Ihnen offen gestehen, mein lieber Herr von Iring, ich bin in dem guten Eindruck, den Sie gleich von Anfang an auf mich machten, immer aufs neue bestärkt worden. Deshalb habe ich mich im stillen viel mit Ihnen beschäftigt und ich weiß, daß Sie es mir danken werden, wenn ich mich Ihrer annehme. Sie gehören auf einen anderen Platz, nicht nur im Frieden, sondern ganz besonders, wenn es später im Laufe der Jahre doch noch einmal zu einem Kriege kommen sollte. Natürlich kann ich allein nichts für Sie tun, wenn Sie mir nicht dabei helfen, aber das werden Sie schon um Ihrer selbst willen tun." Und immer weiter und weiter sprach er auf Horst ein. Der hörte zwar sehr aufmerksam zu, aber allzu viel verstand er wenigstens am Anfang doch nicht von dem, was der andere ihm da auseinandersetzte. Aber mit einem Male sauste und brauste es ihm in den Ohren. Wie im Traum vernahm er die Worte: Kriegsakademie — Großer Generalstab — Generalstabsoffizier — Adjutant bei einem Armeekommando und ähnliches. Ein paarmal wollte auch er etwas sagen, er wollte widersprechen, aber er kam nicht dazu, nicht, weil sein Hauptmann ihn nicht auch hätte zu Worte kommen lassen, sondern weil die gütigen Blicke, mit denen der ihn ansah, jeden Widerspruch von vornherein erstickten.

Und dann kam der Schluß der langen Rede. Herr von Rodenhausen hielt Horst seine Rechte hin und der schlug ein.

Hand in Hand standen sich die beiden noch einen Augenblick gegenüber, dann ging Herr von Rodenhausen von dannen und ließ Horst allein zurück. So, nun bekommst du einen Herzschlag und fällst tot um, dachte Horst im stillen. Und er wartete auf diesen Tod wie auf etwas ganz Selbstverständliches, denn diese letzten Minuten konnte er unmöglich überleben. Aber der Tod kam und kam nicht. Da schickte auch Horst sich endlich an, weiter zu gehen, aber das Gehen ging nicht. Als er die linke Fußspitze aufhob, sank die kraftlos wieder nieder, während sich gleichzeitig der linke Absatz hob, so daß er beinahe auf die Nase gefallen wäre. Das wiederholte sich fortwährend, abwechselnd mit dem linken und mit dem rechten Fuß, so daß er dastand wie eine lebende Wippe. Aber er merkte kaum etwas davon, er sah es auch nicht, daß die an ihm vorübergehenden Soldaten ihn verwundert betrachteten, daß die sich gegenseitig anstießen und miteinander flüsterten, ob sie dem Herrn Leutnant, dem sicher etwas zugestoßen sein mußte, nicht ihre Hilfe anbieten sollten. Horst stand da und wippte und wippte weiter. Er fuhr erst aus seinem stumpfen Vor-sich-hin-brüten empor, als plötzlich dicht neben ihm sich ein Spielmann aufbaute, der für die Mannschaften das Signal zum Essenholen blies. Da fiel es ihm ein, daß er noch nicht tot war, er mußte auch etwas essen, schon um am Leben zu bleiben und um sein Versprechen halten zu können. So versuchte er denn abermals, sich in Bewegung zu setzen, aber es ging auch jetzt noch nicht, die Beine waren ihm wie gelähmt und er hatte

Digitized by Google

die Empfindung, als seien seine Füße, wie die eines Tauchers, mit dicken Bleigewichten beschwert. Und doch mußte er weitergehen, er konnte hier unmöglich die nächsten drei Jahre stehen bleiben. Wie aber sollte er seine Glieder zu neuem Leben erwecken? Da kam ihm ein rettender Gedanke. Er winkte den Spielmann zu sich heran, um den zu fragen: „Wollen Sie sich einen Taler verdienen? Ja? Schön, dann blasen Sie mal meinen Beinen und meinen Füßen das Signal vor: ‚Geht langsam vor, geht langsam, langsam vor.‘ Zuerst langsam, dann immer schneller."

Der Hornist machte ein glückstrahlendes Gesicht: „Wenn der Herr Oberleutnant für den Taler weiter nichts von mir verlangen, das will ich schon machen. Für einen Taler rutsche ich auf den Knien um den ganzen Erdball herum und das Blasen will ich dabei auch nicht vergessen."

Gleich darauf stieß der Hornist in sein Horn und die Füße erinnerten sich an ihre militärische Pflicht, sie fingen an, wieder lebendig zu werden, sie dehnten und streckten sich und dabei begannen sie, sich nach vorwärts zu bewegen. Zuerst allerdings nur langsam, dann immer schneller und schneller, ganz einerlei, ob sie wollten oder nicht, sie mußten. Der Spielmann blies das Signal unaufhörlich weiter und so tutete er hinter Horst über den ganzen Kasernenhof her. Schwieriger wurde es erst, als es die kleine Treppe zum Offizierskasino hinaufging. Aber auch da tutete der Spielmann weiter, zumal Horst schon unterwegs in die Tasche gegriffen und ihm anstatt des versprochenen Talers ein blankes Zehnmarkstück in die Hand gedrückt hatte.

Jetzt war Horst endlich die Treppe hinaufgetutet und winkte ab: „So, Spielmann, nun danken meine Beine und ich Ihnen sehr, jetzt ist es genug."

Aber der hatte gerade sein Instrument erneut an die Lippen genommen und nun blies er noch einmal hinein, gewissermaßen als Zugabe. Er blies mit der ganzen Kraft seiner jungen Lungen und so drang das Signal auch in den Speisesaal, in dem die Junggesellen bei dem Frühstück saßen. Die meisten hörten diese Töne mit Erstaunen, nur einer hörte sie mit Entsetzen, ein junger Leutnant, der so unmusikalisch war, daß er die Melodie des niederländischen Dankgebetes beständig mit dem Walzer aus der „Lustigen Witwe" verwechselte. Selbstverständlich konnte der auch die einzelnen Signale nicht auseinander halten. Was da draußen geblasen wurde, war nach seiner festen Überzeugung das Signal zum Schlafengehen, aber gerade weil er es hätte beschwören mögen, war es sicher falsch und so rief er denn auf gut Glück: „Herrschaften, sagt diesem schönen Leben vorläufig lebewohl, hört ihr es nicht, es wird Alarm geblasen?"

„Hat sich was mit Alarm", lachte man ihn aus und einer rief ihm neckend zu: „Das war überhaupt kein Getute, das war ein Geheul, sicher hat draußen irgend jemand einem unserer Foxel auf den Schwanz getreten."

„Foxel haben doch gar keine Schwänze", wollte der Gefoppte sich verteidigen, aber er kam nicht dazu, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Tür und Horst erschien auf der Schwelle, unsicheren Ganges, mit den Händen um sich tastend wie ein Blinder, der seinen Weg sucht. Und so blaß und entsetzt sah er aus, daß alle es mit der Angst bekamen, und ihm zuriefen: „Um Gotteswillen, Horst — Iring — Mensch — was ist dir denn?"

„Was mir ist?" lallte der mit schwerer Zunge, „fragt lieber, w i e mir ist und da kann ich euch nur das eine sagen, mir ist mies, mieser, am allermiesesten."

Das glaubte man ihm ohne weiteres, so sprangen denn ein paar Kameraden auf, um ihn zu einem Stuhl zu führen, die anderen aber riefen den Ordonnanzen zu: „Bringen Sie dem Herrn Oberleutnant einen Kognak — noch einen Kognak — ein Glas Portwein — eine Flasche Selter — eine halbe Flasche Sekt — noch 'ne halbe Flasche Sekt — eine Tasse Bouillon mit Ei — Whisky mit Soda —. So ging das in einem fort, die Ordonnanzen notierten sich gewissenhaft die Bestellungen und den Namen des Auftraggebers, dann eilten sie davon, um das Verlangte zu holen, ohne daß Horst sie daran hinderte. Der hatte gar nicht auf das geachtet, was die anderen da in- und durcheinander riefen, er saß, ohne daß ihn vorläufig jemand zu stören und zu fragen wagte, wie ein Haufen Unglück auf seinem Stuhl. Er

Digitized by Google

besann sich erst wieder auf sich selbst, als einige Kameraden gleichzeitig baten: „So, Horst, nun trinke erst mal einen Schluck, das wird dir gut tun." Da erst blickte er auf und sah auf die Ordonnanz, die mit einem Riesentablett vor ihm stand und auf diesem Tablett alles trug, was die anderen bestellten: einen Kognak und noch einen Kognak, eine halbe Flasche Sekt, eine Flasche Selter, ein Glas Portwein und noch ein Glas Portwein, eine Tasse Bouillon mit Ei und eine ohne Ei, einen Whisky mit Soda und was man sonst noch alles hatte kommen lassen.

Einen Augenblick sah Horst sich ganz verdutzt um, dann meinte er: „Herrschaften, was habe ich euch denn getan, daß auch ihr mich unter die Erde bringen wollt, denn wenn ich das alles ausgetrunken habe, bin ich eine dreifache Leiche und eine einfache bin ich jetzt schon." Aber das Zureden half, wie in so vielen Fällen, auch heute. Horst trank erst einen Kognak und dann noch einen, hinterher ein Glas Portwein, zur Abkühlung eine Tasse Bouillon mit und ohne Ei und als er schließlich auch noch ein Glas Sekt hinter die Binde gegossen hatte, kehrte allmählich die Farbe in seine blassen Wangen zurück.

Dann aber wollten alle wissen, was vorgefallen sei. Es mußte sich um keine Kleinigkeit handeln, deshalb wurden auch die Ordonnanzen hinausgeschickt, die brauchten nicht alles zu hören und vorsichtshalber wollte man auch den kleinen Fahnenjunker hinausschicken, aber Horst widersprach: „Der kann meinetwegen hier bleiben, denn nichts ist so grausam, wie einen Menschen im Schlaf und einen Fähnrich im Essen zu stören. Aber das sage ich Ihnen gleich," wandte er sich an den Junker, diesem mit dem ausgestreckten Zeigefinger drohend, „wenn Sie auch heute wieder das Lachen kriegen —"

Aber weiter kam er nicht, mitten in diese Drohung hinein erklang ein helles „hi-hi-hi" und dann noch eins und abermals eins, so daß Horst mit donnernder Stimme endlich dazwischen rief: „Junker, ich verbitte mir Ihr dummes Lachen, es ist nicht nur dumm, es ist unangebracht und sehr ungezogen. Es wird ernstlich Zeit, daß man Ihnen bessere Manieren beibringt, Sie sollten sich schämen."

Der kleine Junker wurde bei diesen Worten abwechselnd blaß und rot, als Horst aber endlich schwieg, sprang er von seinem Stuhl auf, nahm eine stramme Haltung an und sagte: „Ich bitte gehorsamst um Verzeihung, Herr Oberleutnant, ich wollte auch gar nicht lachen, aber ich kann nun einmal nichts dafür, ich bin in der Hinsicht erblich belastet. Ich bin so wahnsinnig kitzlig, ich kann keinen ausgestreckten Zeigefinger sehen und als der Herr Oberleutnant mir vorhin mit dem drohten, da war mir schon so, als kitzelten der Herr Oberleutnant mich mit dem in die Rippen und allein bei dem Gedanken mußte ich lachen, hi-hi-hi" und das Lachen kam wieder über ihn, so daß schließlich nichts weiter übrig blieb, als ihn mit samt seinem Frühstück nach nebenan in das Eckzimmer abzuschieben.

Da war Ruhe im Lande und Horst konnte erzählen. „Wie ihr mich hier seht, Herrschaften," begann er endlich, „bin ich ein Selbstmordkandidat. Nicht einer, der sich erst umbringen will, sondern einer, der sich bereits umgebracht hat. Mein Leben ist verpfuscht, ruiniert für immer. Um es kurz zu machen, aber bitte, haltet euch fest auf euren Stühlen, fallt nicht um, wie ich es vorhin beinahe tat, bis mir der Hornist neues Leben einblies, also, ich habe eben auf dem Kasernenhofe meinem Hauptmann, als der deswegen auf mich einredete, mein Ehrenwort darauf gegeben, mich schon heute auf meinen Hosenboden zu setzen und mich für die Kriegsakademie vorzubereiten, damit ich bereits im nächsten Frühjahr in das Examen steigen kann. Nun sagt mir, was Ihr dazu sagt, aber tut mir den einzigen Gefallen und sagt gar nichts."

Und die sagten auch nichts, starr und sprachlos sahen sich alle an. Horst wollte das Examen zur Kriegsakademie machen! Das war ihnen zu hoch. Ja, wenn es sich um einen anderen gehandelt hätte, warum nicht? Aber ausgerechnet Horst! Der hatte es bei seinem Vermögen doch nicht nötig, auch noch Karriere zu machen. Und der und arbeiten! Der sollte sich nun hinter die Leitfäden vergraben und sich in seinen Gedanken anstatt mit schönen Mädchen mit trockenen Wissenschaften beschäftigen? Das wollte ihnen allen nicht in den Sinn, das begriffen sie nicht und was sie

Digitized by Google

alle dachten, faßte nun einer in die Frage zusammen: „Aber Horst, wie konntest du nur so etwas versprechen? Wie konntest du sogar dein Wort darauf geben?"

Der stöhnte schwer auf: „Ja, wie konnte ich nur? Und doch konnte ich nicht anders. Ihr kennt meinen Hauptmann nicht so gut wie ich, ihr kennt nicht die Macht seiner Sprache und seiner Augen. Die ist beinahe unheimlich, das habe ich vom ersten Tage an gefühlt. Der Mann müßte sich als Hypnotiseur oder etwas Ähnliches niederlassen. Oder noch besser, man müßte ihn einsperren, der kann einen ja zum Verbrechen verleiten, auf jeden Fall müßte der als Vorgesetzter verboten werden."

„Ach ja, wenn das so ginge," meinte seufzend ein anderer Kamerad, „wenn das so ginge, dann würde ich mir meinen Major auch als Vorgesetzten verbieten lassen. Der mag sonst ein ganz netter Mensch sein, aber —"

Mitten im Satz hielt er inne, er merkte, es hatte keinen Zweck, weiter zu sprechen, es hörte ihm niemand zu. Alle waren noch viel zu sehr mit Horsts Geschick beschäftigt. Allen tat er aufrichtig leid, man suchte nach Worten des Trostes, wenn möglich, sogar nach einer Gelegenheit, ihm zu raten oder zu helfen.

Und diesen Ausweg glaubte Kammler jetzt gefunden zu haben. Wollte Horst ihm helfen, wie er es ihm gestern versprach, so hielt er es nun für seine Pflicht, dem anderen beizustehen und deshalb meinte er: „Herrschaften, ich hab's! Warum in die Ferne schweifen, sieh', das Gute liegt so nah. Und da ist mir eingefallen, das Examen muß Horst natürlich machen, er gab sein Wort und da gibt es kein Zurück. Aber verehrte Leidtragende, nun kommt's, es ist sogar schon da und lautet kurz und bündig: Horst steigt zwar in das Examen, aber er besteht es absichtlich nicht, er fällt glatt durch. Dann ist er uns, sich selbst und dem Leben wiedergegeben. Und nun, Iring, sage mir, was sagst du dazu? Ist das nicht einfach —"

„Quatsch!" fiel ihm Iring rasch in das Wort. „So schlau wie du war ich von Anfang an. Als mein Hauptmann mit mir sprach, hatte ich dieselbe Absicht, die du mir eben auseinander setztest, aber mein Hauptmann erriet wohl meine geheimsten Gedanken, denn ich mußte ihm auch darauf mein Wort geben, daß ich nicht nur pro forma in das Examen steige, sondern daß ich meinen Stolz und meinen Ehrgeiz darin erblicken würde, das Examen auch mit Auszeichnung zu bestehen."

Tiefe Stille folgte diesen Worten, Kammlers Ausweg hatte allen eingeleuchtet, denn darauf, daß der Hauptmann den guten Horst derartig an das Leidenskreuz festnageln würde, war niemand vorbereitet gewesen. Tiefe Stille herrschte und in diese hinein klangen Kammlers Worte: „Ja, wenn die Sachen so liegen, dann bin selbst ich mit meiner Weisheit fertig."

Kammler war ein lieber guter Kerl, der sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, aber für den Klügsten der Klugen hatte ihn noch nie einer gehalten und doch sprach er seine Worte mit einer Betonung, als wollte er sagen: wenn selbst ich keinen Ausweg weiß, dann gibt es auf der ganzen Welt keinen Menschen, der einen wissen könnte.

Weniger das, was er sagte, als die Art, in der er es tat, erregte die allgemeine Heiterkeit und man wollte gerade in ein schallendes Gelächter ausbrechen, als sich die Tür des Nebenzimmers öffnete und der kleine Junker auf der Schwelle erschien.

„Sie kommen gerade zur rechten Zeit," rief man ihm zu, „jetzt gibt es hier wirklich was zum Lachen, nun hihien Sie mal gehörig mit."

Aber der Junker lachte nicht, sondern meinte nur: „Ich bitte gehorsamst um Verzeihung, wenn ich störe, aber lachen kann ich nicht mehr, das will ich auch nie wieder, das habe ich mir fest vorgenommen, als der Herr Oberleutnant von Iring mich mit Recht so ausschalt und man kann in Zukunft mir ruhig mit dem Zeigefinger drohen, ja, man kann sogar mit Fingern auf mich weisen, ich werde meine Lachmuskeln schon in der Gewalt behalten."

Das klang ganz verzagt und beinahe weinerlich, so daß man ihm tröstend zurief: „Na, Junker, beruhigen Sie sich nur wieder, so schlimm hat der Herr Oberleutnant das vorhin nicht gemeint, das wird er Ihnen später schon einmal selbst sagen. Nun aber erklären Sie uns, warum Sie plötzlich aus Ihrem Versteck nebenan wieder auftauchen, denn Sie sind

Digitized by Google

sicher doch nicht nur gekommen, um uns zu sagen, daß es für Sie für immer mit dem Lachen vorbei sein soll."

„Nein, deshalb ganz gewiß nicht," beeilte sich der Junker zu antworten, „ich wäre sogar überhaupt nicht gekommen, aber das Eckzimmer nebenan hat doch keinen besonderen Ausgang nach dem Korridor und die elektrische Klingelleitung muß kaputt sein. Ich habe geklingelt und geklingelt, aber es half alles nichts, es kam und kam keine Ordonnanz."

„Was sollte denn die?" neckte man ihn. „Sind Sie bei Ihrem Frühstück nicht satt geworden?"

„Satt, Herr Leutnant?" fragte der kleine Junker so erstaunt, als wisse er überhaupt nicht, was das sei, dann meinte er treuherzig, aber doch ein klein wenig verlegen: „Ich hätte für mein Leben gern, noch ein Beefsteak."

„Da hört sich aber wirklich alles auf," erklang in demselben Augenblick Irings laut donnernde Stimme und zugleich schlug er derartig mit der Faust auf den Tisch, daß alle unwillkürlich diesen Zornesausbruch auf die letzten Worte des kleinen Junkers bezogen, daß dieser selbst ganz blaß wurde und unwillkürlich einen Schritt zurück taumelte, während er einem ihm nahesitzenden Herrn zuflüsterte: „Wenn der Herr Oberleutnant mir das Beefsteak nicht erlaubt, kann ich natürlich auch ohne dem satt werden", und er wollte hinzusetzen: „Es gibt ja viele arme Leute, die sicher nicht mal ein Beefsteak haben und ich hatte doch schon drei."

Aber er kam nicht dazu, weiter zu sprechen, denn nun erklang abermals Horsts Stimme: „Da hört sich aber wirklich alles auf. So 'ne Gemeinheit, solche bodenlose Gemeinheit! Nun weiß ich auch, wie mein Hauptmann dazu gekommen ist, mich derartig fest zu legen und nun weiß ich auch, er selber ist schuldlos daran. Der wäre sicher nie auf den verbrecherischen Gedanken gekommen, dahinter steckt ein anderer und ich will euch auch sagen, wer, mein lieber, guter, sogenannter Freund Kasimir. Ja, macht nur ruhig dumme Gesichter," fuhr er erregt fort, als er bemerkte, wie die anderen ihn verständnislos ansahen, „ich weiß, was ich weiß. Kasimir hat mir neulich damit gedroht, er wolle mir eine Strippe ziehen, über die ich mit meinen Tanzbeinen stolpern solle", und höhnisch auflachend setzte er hinzu: „So also war die Strippe gemeint! Na warte, Kasimir, das sollst du mir büßen. Mit diesen meinen beiden Händen drehe ich dir das Genick um, denn lieber will ich mein Leben auf dem Schafott beenden, als auf der Kriegsakademie."

„Aber Mensch — Horst — Iring —" rief man ihm von allen Seiten zu, „rede doch keinen Unsinn und vor allen Dingen überzeuge dich erst mal davon, ob du mit deiner Vermutung recht hast. Vielleicht ist Kasimir an deinem Unglück ebenso schuldlos wie wir."

Aber der ließ sich vorläufig nicht überzeugen und so wiederholte er nochmals: „Kasimir steckt dahinter, das lasse ich mir nicht nehmen. Einen Beweis seiner Schuld habe ich schon, er ist heute ganz gegen seine sonstige Gewohnheit nicht bei dem Frühstück. Er hat gewußt, daß mein Hauptmann heute mit mir sprechen würde, da hat er nun ein schlechtes Gewissen und wagt es nicht, mir gegenüber zu treten. Also feige ist er auch noch! Aber das nützt ihm nichts, er muß mir vor die Pistole. drei Schritte Distanz, Kugelwechsel bis einer von uns beiden tot umfällt. Kinder, das soll 'ne vergnügte Schießerei werden, auf die freue ich mich schon heute und zu der lade ich euch Alle hiermit feierlichst ein."

Die anderen sahen es ein, für den Augenblick war es nicht möglich, Horst zur Vernunft zu bringen, so ließ man ihn ruhig weiter reden und machte auch gar nicht erst den Versuch, ihn zurück zu halten, als er plötzlich aufsprang, um Kasimir aufzusuchen und um mit diesem gleich ein deutliches Wort unter vier Augen zu sprechen. Ja, man redete ihm sogar zu, das zu tun, denn je eher er sich mit Kasimir aussprach, von dessen Schuldlosigkeit alle fest überzeugt waren, desto besser war es.

* * *

Als Herr von Rodenhausen nach dem Gespräch mit Horst den Kasernenhof verließ, hatte er die Empfindung und das Bewußtsein, über seinen Kompagnieoffizier einen Sieg davongetragen zu haben, den er umso höher wertete, als er seinem Leutnant ja deutlich genug anmerkte, daß es ihm verdammt schwer fiel, das verlangte Versprechen zu geben. Stolz und

Digitized by Google

glücklich, in dem frohen Bewußtsein, eine wirklich gute Tat vollbracht zu haben, deren Segen der Empfänger, Horst von Iring, mit der Zeit schon selber einsehen würde, erreichte er das Hotel, in dem er bereits von seinen Damen und deren Gesellschafterin erwartet wurde. Und in seinen Augen spiegelte sich so deutlich der frohe Ausdruck dessen, was ihn beschäftigte und er war in seinem Wesen so fröhlich und heiter, daß seine beiden Mädels ihn ein paarmal ganz verwundert ansahen, um sich im stillen zu fragen, was er nur haben möge. Am liebsten hätten sie ihn natürlich danach gefragt, aber sie kannten ihn zur Genüge, um zu wissen, daß er das Gefragtwerden nicht liebe. Er würde ihnen auch ohnedem alles erzählen, sobald er den Augenblick dazu für gekommen hielt.

Und der war da, als er sich nach Beendigung des Frühstückes mit seinen beiden Mädels und mit der Gesellschafterin in das gemeinsame Wohnzimmer begeben hatte. Zunächst allerdings führte auch dort, ebenso wie bei dem Frühstück, Fräulein Oberbeck heute das Wort, die in beredten Worten darüber klagte, daß die Villa immer noch nicht ganz fertig eingerichtet sei. Bewohnbar sei sie allerdings nun glücklicherweise, aber es fehlten doch noch zahlreiche Kleinigkeiten, und besonders röche es in dem Herrenzimmer immer noch nach Kleister. Die Tapezierer müßten entweder aus Versehen oder aus Schabernack dem Kleister irgendwelche Zutaten beigemengt haben, auf jeden Fall röche es sehr. Und Fräulein von Oberbecks Nase, die über mehr als empfindliche Geruchsnerven verfügte, krümmte sich vor Entsetzen, so daß es aussah, als träfe die alle Vorbereitungen, um mindestens vierundzwanzigmal nach der Reihe zu niesen. Aber das „hatschi-hatschi", auf das die anderen warteten, kam nicht, und nachdem ihre Nase sich wieder beruhigt hatte, machte Fräulein von Oberbeck sich erneut auf den Weg zur Villa, um dort weiter bei dem Einrichten zu helfen, nachdem Orla und Otti ihr versprochen hatten, spätestens in einer Stunde ebenfalls dort zu sein.

„Sagen wir lieber in anderthalb Stunden," meinte Herr von Rodenhausen, „ich habe das Bedürfnis, mit euch beiden Mädels endlich mal in Ruhe etwas zu plaudern. Da unten im Speisesaal, wo man auf die anderen Gäste Rücksicht nehmen muß, und wo man noch dazu alle fünf Minuten vom Kellner gestört wird, kommt eine richtige gemütliche Familienunterhaltung doch nicht zustande."

Aber so ganz gemütlich wurde die Unterhaltung auch jetzt nicht, als Herr von Rodenhausen wenig später mit seinen beiden Mädels allein war, und denen nun voller Stolz erzählte, daß Horst von Iring auf sein Zureden hin das Examen zur Akademie machen und sofort mit der Arbeit beginnen würde. Er hätte ihnen das ja auch schon bei Tisch erzählen können, er sah jetzt ein, daß das vielleicht sogar richtiger gewesen wäre, denn hier oben unter sechs Augen hörte es sich beinahe so an, als bezwecke er mit seinen Worten etwas Besonderes, wenigstens, als sei er begierig, in aller Ruhe festzustellen, welchen Eindruck diese Mitteilung bei seinen Mädels hervorrief. Das wollte er ja auch, das errieten Orla und Otti sofort, aber schon, um sich nicht zu verraten, nahmen beide zunächst diese Erklärung vollständig unbefangen auf, als ginge sie die absolut nichts an. Ein „so so" und ein „na hoffentlich wird er das Examen auch bestehen", war zunächst alles, was Orla und Otti erwiderten. Bis Otti nach einer langen Pause meinte: „Weißt du, Onkel, ich bin nur froh, daß Herr von Iring und nicht Herr von Mellendorf bei deiner Kompagnie steht, denn wenn du dem zu dem Examen zugeredet und mir den für den Winter als Gesellschafter abspenstig gemacht hättest, wäre ich dir, glaube ich, sehr böse geworden."

„Wenn die Otti sich erst mal verheiratet hat, heiratet Orla schon aus Langeweile auch sehr bald, und dann kannst du selbst wieder heiraten", dachte Herr von Rodenhausen im stillen bei den letzten Worten, wie schon so oft, wenn Otti sich für einen Herrn zu interessieren schien, und so meinte er denn jetzt mit einem freudigen Unterton in der Stimme: „Also Herr von Mellendorf gefällt dir, Otti? Na, hoffentlich dauert es diesmal etwas länger als sonst, und wenn du sogar ernstlich daran denken solltest, ihn zu heiraten —"

Otti seufzte auf, halb ernsthaft, halb lachend, bis sie entgegnete: „Ich habe im stillen schon ein paarmal daran gedacht, und ich

Digitized by Google

könnte es mir sehr gut vorstellen, daß ich seine Frau würde. Je öfter wir mit ihm und seinen Angehörigen zusammen sind, desto besser gefällt er mir, die Sache hat nur wenigstens noch vorläufig einen großen Haken."

„Den reißen wir aus, Otti", meinte Herr von Rodenhausen übermütig. „Wenn es weiter nichts ist, dann lasse dir deswegen nur keine grauen Haare wachsen. Und sitzt der Nagel so fest in der Mauer, daß der trotz allen Ziehens nicht heraus geht, dann reißen wir einfach die ganze Mauer ein. Aber ich möchte diesen Haken doch gern näher kennen lernen, worin besteht denn der?"

„In der für mich nicht sehr schmeichelhaften Tatsache, daß Herr von Mellendorf sich aus mir nicht das geringste macht", lachte Otti auf, aber dieses Lachen klang nicht sehr fröhlich.

„Achherrjeses", entfuhr es Herrn von Rodenhausen unwillkürlich, bis er schnell hinzusetzte: „Das bildest du dir vielleicht nur ein, Otti, ihr kennt euch doch auch noch zu wenig, als daß er schon ernstlich hätte Feuer fangen können. Man braucht doch immerhin eine gewisse Zeit, um sich ineinander zu verlieben."

„Das natürlich," stimmte Otti ihm bei, „aber um sich in Orla zu verlieben, hat er sehr viel weniger Zeit gebraucht."

Orla hatte sich bisher, ihren Gedanken nachhängend, nicht an dem kurzen Gespräch beteiligt, jetzt aber horchte sie auf und rief ihrer Schwester rasch zu: „Otti, du schämst dich wohl gar nicht, so etwas zu sagen?"

Diesmal lachte Otti wirklich hell auf, dann meinte sie: „Du tust Orla, als hätte ich es dir noch nie erzählt, daß Herr von Mellendorf sehr ernstlich in dich verliebt zu sein scheint. Wenn sich ihm dazu nur irgendwie Gelegenheit bietet, unterhält er sich mit mir über dich, und kann er das nicht, dann schielt er fortwährend zu dir hinüber, während ich mir die größte Mühe gebe, seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Daß ich lange nicht so hübsch bin wie du, Orla, weiß ich selbst, aber trotzdem stimmt es nicht gerade froh, sich das von den Augen der Herren immer wieder sagen lassen zu müssen. Hätte ich dich nicht so lieb, und wärest du nicht meine über alles geliebte Schwester, ich glaube, ich könnte manchmal eifersüchtig auf dich sein."

„Dazu hast du wirklich noch nie Veranlassung gehabt," verteidigte Orla sich, „und die wirst du auch in Zukunft nicht haben. Herr von Mellendorf ist mir so gleichgültig, wie bisher jeder andere Mann. Das kannst du ihm gern von mir bestellen. Du weißt, welche Ansprüche ich an einen Mann stelle, wenn ich überhaupt jemals heiraten sollte, und diesem entspricht Herr von Mellendorf in keiner Weise."

„Aber vielleicht wird Herr von Iring das nun bald tun", neckte Otti plötzlich ihre Schwester.

Als Orla vorhin hörte, ihr Onkel habe Horst zugeredet, das Examen zu machen, hatte sie sich fortwährend gefragt, warum der das wohl getan habe. Ihr erster Gedanke war gewesen, er kann es dem anderen nicht verzeihen, daß der sich als der beste Tänzer erwies. Er ist eifersüchtig auf den, und befürchtet, er könne sich mit der Zeit in dein Herz hineintanzen. Es hatte sie für den Augenblick froh und heiter gestimmt, daß der Onkel sie immer um sich behalten wolle, daß er sie keinem anderen Manne gönne, aber daß er den anderen nur deshalb beiseite schob, weil der besser tanzte, nein, einer so kleinlichen Regung war der Onkel nicht fähig. Folglich mußte ihn ein anderer Grund geleitet haben, und mit einemmal glaubte sie den auch zu wissen. Wie sie es Otti erzählte, hatte sie es auch oft dem Onkel gesagt, daß sie nur einen Mann heiraten werde, der es mit dem Leben und seinem Beruf ernst nahm, der, ebenso wie der Onkel, die Akademie und den Generalstab besuchte. Daß Herr von Iring ihrem Onkel sehr gut gefiel, das wußte sie längst, das merkte sie ja schon an der Art, in der er ihn stets auszeichnete. Nun wollte er sicher, daß der auch ihr gefallen möge, und damit der das täte, deshalb allein hatte er dem das Versprechen abgenommen, sich hinter die Bücher zu setzen.

Das also war der Zweck der Übung, wie man es beim Militär nennt, aber Orla konnte sich damit im stillen absolut nicht einverstanden erklären, schon weil man sie vorher nicht um ihre Ansicht fragte. Hätte man das getan, würde sie zur Antwort gegeben haben: Gebt euch keine Mühe, meinetwegen braucht Herr von Iring sich nicht in solche wissenschaftlichen Unkosten zu stürzen, denn daß ich mich je in

Digitized by Google

den verliebe, halte ich für vollständig ausgeschlossen.

Nun mußte sie aus dem Zuruf der Schwester erfahren, daß diese daran dachte, sie, Orla, könne und würde sich vielleicht doch in Horst verlieben. Das ärgerte sie, vor allen Dingen aber wollte sie sich Gewißheit verschaffen, wie weit sie mit ihren eigenen Vermutungen recht habe, und so sagte sie jetzt: „Ich weiß wirklich nicht, Otti, wie du so etwas vermuten kannst. Ernsthaft glaubst du selbst nicht an das, was du da eben andeutetest. Du wolltest mich sicher nur etwas necken, mich auf die Probe stellen, oder aber —", sie tat, als käme ihr erst jetzt der Gedanke, und sich sehr gut verstellend, setzte sie hinzu: „Wie ist es, Otti, sage mir die Wahrheit, hast du etwa mit dem Onkel hinter meinem Rücken dieses Komplott geschmiedet, um mich endlich an den Mann zu bringen? Und auch du, Onkel, gestehe es ein, warum hast du Herrn von Iring zu dem Examen zugeredet? Wirklich nur um seiner selbst willen, oder hast auch du dabei in ähnlicher Weise, wie Otti es vorhin aussprach, an einen etwaigen Heiratsplan zwischen ihm und mir gedacht?"

„Und ob ich daran gedacht habe, sogar feste", gestand Herr von Rodenhausen sich im stillen, aber das durfte er natürlich nicht eingestehen, und so meinte er anscheinend ganz verwundert: „Aber Orla, wie kommst du nur auf solche törichten Gedanken? Ob und wen du jemals heiraten wirst, ist lediglich deine Sache. Ich werde dir da nie irgendwie zureden, am allerwenigsten zu einer Partie mit diesem Horst von — — das heißt," verbesserte er sich schnell, als er bemerkte, daß er sich bei seinem Versuch, sich von jeder Schuld frei zu sprechen, verplappert hatte, „ich wollte natürlich n i c h t sagen, am allerwenigsten zu einer Partie mit Horst von Iring, sondern auch nicht zu dieser Partie. Und wenn ich meinem Leutnant zu dem Examen zuredete, geschah es selbstverständlich nur um seiner selbst willen. Er ist wirklich ein ausgezeichneter Offizier."

Orla ließ es dahingestellt, ob sie das auch alles glaube. Sie schwieg sich darüber aus, aber Otti hatte den Onkel durchschaut, und meinte jetzt belustigt: „Sag mal, Onkel, bei welcher Gelegenheit hast du denn die große Begabung deines Oberleutnants kennen gelernt? Besitzt der ein besonderes Talent, ‚Gewehr über' und ‚Gewehr ab' zu kommandieren, oder versteht er es noch besser, als die anderen Offiziere, den Mannschaften die Geheimnisse des langsamen Schritts beizubringen, denn im Gelände, oder bei den Felddienstübungen hat er sich bis jetzt doch noch nicht bewähren können, die Saison fängt bekanntlich erst nach der Rekrutenausbildung an."

Anscheinend mit dem unschuldigsten und harmlosesten Gesicht von der Welt sah Otti ihn an, und doch wußte Herr von Rodenhausen, daß er diesem Ausdruck nicht trauen durfte, und zu seinem Unglück fragte jetzt auch noch Orla: „Ja sag' mal, Onkel, da hat Otti vollständig recht. Ich wiederhole, Herr von Iring ist mir total gleichgültig, aber trotzdem, woher weißt du eigentlich schon, daß er als Offizier so befähigt ist?"

Ja, wenn er das nur selber gewußt hätte! Sein Leutnant hatte wirklich noch keine dienstliche Gelegenheit gehabt, seine militärischen Kenntnisse und Fähigkeiten zu beweisen. Der hatte lediglich durch sein ganzes Auftreten, durch die Art, sich zu unterhalten, den Eindruck eines klugen, intelligenten Menschen gemacht. Warum sollte er da nicht auch ein befähigter Offizier sein? Beweise hatte er dafür nicht in Händen, es war lediglich eine Vermutung, aber gerade deshalb meinte er jetzt: „Woher ich das weiß? Aber Mädels, ich bitte euch, so etwas sieht man als Vorgesetzter doch auf den ersten Blick. Da braucht man nur eine Viertelstunde mit einem Leutnant zusammen sein, um genau zu wissen, wess' Geistes Kind er ist, und ich halte Herrn von Iring nicht nur für einen befähigten, sondern für einen sehr befähigten Offizier."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Herbststurm

Wild hat in schweren Nächten
Mich Leidenschaft zerquält, —
Hat mir von heil'gen Rechten
Auf Glück und Licht erzählt,
Und hat in heißem Ringen
Sich wider Leid gebäumt,
Und hat von tausend Dingen,
Die mein nicht sind, geträumt. —

Doch horch, — Herbstwinde pfeifen
Heut um die Klause mein; —
Mit scharfen Händen greifen
Sie mir ins Herz hinein; —
Sie brechen gnadlos nieder
Verwelkten Blütenflor
Und singen immer wieder
Ein Lied nur mir ins Ohr.

Im weiten Land verwehen
Viel Blüten welk und bleich, —
Und du mit deinem Flehen,
O, Mensch, bist ihnen gleich! —
Was ist dein herrisch Warten,
Dein Wollen wild und wert? —
Ein Blatt im Weltengarten,
Das sich zur Sonne kehrt! —

Und lauter hört' ich rauschen
Des Sturmlieds wehen Klang
Und mußt in Tränen lauschen
Die dunkle Herbstnacht lang. —
Doch, Herbstwind, sollst mir singen
Dies Lied nun immerzu. —
Ich weiß, die Klänge bringen
Mein trotzig Herz zur Ruh.

Isa Madeleine Schulze.

Erziehung zur Lebensmittelkarte / Von Paul Baumann

Haben wir erkannt, daß die ganze Einrichtung der Lebensmittelkarten einem allgemein-menschlichen Gerechtigkeitsgefühl entspricht, sozialen Empfindungen, die unser Gewissen ohne weiteres gut heißt, ganz unabhängig davon, ob wir in Krieg oder Frieden leben, so müssen wir durch weiteres, tieferes Nachdenken dahinter zu kommen versuchen, welche sozialen Pflichten dem einzelnen aus der ganzen Einrichtung entwachsen und welches die notwendigen volkswirtschaftlichen Folgen sind, die aus einer Pflichtvergessenheit des einzelnen auf diesem Gebiete für die Ernährung der Gesamtheit entstehen. Nur wenn wir uns darüber klar sind, bekommen wir Blick und Urteilsfähigkeit dafür, wessen Schuld es ist, wenn auf irgendeinem Gebiete oder an irgendeiner Stelle die Ernährung nicht richtig klappt.

Als erstes bei solcher Betrachtung erkennen wir zunächst zwei Menschengruppen, die handelnd und mitbestimmend in den Ernährungsfragen auftreten: die Produzenten und die Verbraucher.

Die Produzenten, die Erzeuger der Lebensmittel, gehören fast ausschließlich der Landwirtschaft an. Sie erzeugen in Krieg und Frieden mehr Lebensmittel, als sie für ihren persönlichen Bedarf benötigen und sind deshalb darauf angewiesen, dieses Mehr auf dem Markte in Geld umzusetzen, wofür sie sich alsdann bei Bedarf die Mehrerzeugnisse der Industrie erwerben müssen. Im Frieden hatte die deutsche Landwirtschaft eine scharfe Konkurrenz mit der ausländischen zu bestehen, die infolge größerer und fruchtbarerer Bodenfläche (Amerika, Rußland, Indien, Australien) in Ackerbau und Viehzucht billiger produzieren konnte. Die deutsche Landwirtschaft hätte also ohne weiteres unterliegen müssen, wäre ihr nicht der Staat zu Hilfe gekommen, der die Einfuhr der billigen ausländischen Produkte teils überhaupt verbot, teils mit Zöllen belegte, die den Preisunterschied ausglichen. Diese Unterstützung der Landwirtschaft im Frieden wurde schon damals vom Staate mit Hinsicht auf Kriegs-

Digitized by Google

möglichkeiten verteidigt, bei denen wir auf uns selbst angewiesen und von auswärtiger Zufuhr abgeschnitten seien. Man hat also schon da an maßgebenden Stellen an einen englischen Aushungerungskrieg gedacht und dieser Möglichkeit vorzubauen gesucht.

Nun ist es aber ganz klar, daß auch bei der größten Voraussicht wir unsere Friedenswirtschaft nicht so einrichten konnten, wie der Ernstfall es nun verlangt. Wir konnten ja auch mit unserer Armee im Frieden nur Manöver ausführen, keine blutigen Schlachten und der Krieg hat auch auf die Kampftechnik stark umgestaltend eingewirkt. So ist die Einwirkung des Ernstfalles auf unsere Landwirtschaft auch nicht verwunderlich.

Als wesentlichste Tatsache hat sich hierbei herausgestellt, daß unsere Viehzucht nicht imstande ist, den an sie gestellten Anforderungen zu genügen. Und dabei wurde im Frieden ausländisches Vieh so gut wie gar nicht eingeführt. Unsere Getreideversorgung hingegen hat sich als befriedigend erwiesen, trotzdem gerade sie im Frieden einen starken Zuschuß aus dem Auslande benötigte.

Woher dieser Widerspruch, den man immer wieder auf das Schuldkonto unserer Landwirtschaft gebucht findet? Nun, er ist leicht zu lösen, wenn wir uns überlegen, daß unsere Getreideproduktion auch im Frieden den menschlichen Bedürfnissen genügte; daß die Getreideeinfuhr des Friedens im wesentlichen Viehfutter war. Unsere inländische Viehzucht war genügend, während des Friedens, aber sie war auf ausländischem Kraftfutter aufgebaut. Mit dem Wegfall dieses blieb der Viehzucht nur übrig, entweder inländisches Getreide zu verfüttern oder den Viehbestand zurückgehen zu lassen.

Wir müssen es der deutschen Landwirtschaft danken, daß sie den letzten Ausweg gewählt hat, wenn auch zum Teil nur auf ein energisches Eingreifen des Staates hin, der das Verfüttern von Brotgetreide unter schwere Strafe stellte.

Die Mißernte von 1915 und die häufigen Kartoffelnöte haben ihr Übriges getan, der deutschen Viehzucht die Arbeit in jeder erdenklichen Weise zu erschweren. Daß es demgegenüber möglich war, trotz allem die Brotversorgung sicher zu stellen und in der menschlichen Ernährung wenigstens auch über die schlimmsten Monate des laufenden Jahres hinwegzukommen, ist ein entschiedenes Ruhmesblatt in der deutschen Geschichte. Wir dürfen auch der deutschen Landwirtschaft ihren Anteil daran nicht versagen.

Anderseits, bei aller Anerkennung des Geleisteten, dürfen wir, wenn wir für die Zukunft erziehen wollen, vor den Fehlern die Augen nicht verschließen. Sie haben sich auch auf dem Konto der Landwirtschaft angehäuft. Über die hohen Preise — abgesehen von Brotgetreide, das sich in durchaus zulässigen Grenzen hält — ist vielfach mit vollem Rechte geklagt worden. Und die Antwort die uns immer und immer wieder von seiten der Landwirtschaft gegeben wurde, war derart, daß sie, vom militärischen Standpunkte aus betrachtet, einem Verbrechen nahekam. Leider sind wir aber auch während des Krieges noch nicht so weit gekommen, die Privatwirtschaft vom militärischen Standpunkte aus zu betrachten.

Die Antwort war folgende: „Wenn ihr die Landwirtschaft nicht durch hohe Preise zur Gütererzeugung einen Anreiz bietet, wird sie eben einfach aufhören zu arbeiten und nur für sich sorgen."

Ich frage: „Wie würde man es nennen, wenn unsere Feldgrauen, in deren Familien oft größte Not herrscht, sagen wollten: „Wenn ihr uns zum Ausharren im Schützengraben nicht durch entsprechenden hohen Sold einen Anreiz bietet, werden wir aufhören unser Leben zu opfern und nur noch für uns selbst sorgen —?"

Wäre das nicht Meuterei! —?

Wir können im Ernst nicht glauben, daß sich die Landwirtschaft auf solch niederen Standpunkt stellt, die Erfüllung ihrer vaterländischen Pflicht von gutem Verdienste abhängig zu machen in einer Zeit, wo Millionen bereit sind, ihr Letztes zu opfern! Aber Tatsache bleibt es, daß, wo man nur auf dem Lande hinhört, einem diese Argumente geltend gemacht werden: „Wenn der Staat nicht für unsern Vorteil sorgt, hören wir einfach auf zu liefern."

Dieser Standpunkt offenbart einen derartigen Mangel an staatsbürgerlicher Erziehung, daß einen eine leise Scham anwandelt, wenn man jemanden so sprechen hört.

Will die deutsche Landwirtschaft tatsächlich Bundesgenosse Englands werden? Will sie es tatsächlich verantworten können, wenn sie (was England nicht gelingen kann) unser Volk aushungert, unterernährt und dadurch zwingt einen Frieden zur Unzeit zu schließen?

Daran kann im Ernste doch niemand denken und jeder sollte deshalb vermeiden, derartige verbrecherische Redensarten von „nicht mehr arbeiten wollen" in den Mund zu nehmen. Jeder sollte sich bewußt sein, daß dadurch der Krieg verlängert wird; denn Spione gibt es noch genug im Lande, die jedes leichtsinnige Wort als wahre Volksmeinung nach England weitermelden! Wollen wir also wirklich durchhalten, so darf die Landwirtschaft auch ihren Reden nach sich nicht in Widerspruch zu dem Staat noch zu den Verbrauchern setzen, sondern sie muß auf das Genaueste und opferwillig sich nach alledem richten, was der Staat und die Städte von ihnen verlangen müssen. Geldinteressen hat sie auf das Entschiedenste hinanzusetzen. Nur bei gemeinsamer Opferwilligkeit kann ein Durchhalten zum Wohle aller gelingen!

Eben diese Worte, die wir hier an die Land-

Digitized by Google

wirtschaft gerichtet haben, gelten aber auch für die Verbraucher. Hier nicht minder finden wir auf Schritt und Tritt einen geradezu unglaublichen Mangel an staatsbürgerlicher Erziehung. Bei allem Opfermut auf anderen Gebieten ist es schier unbegreiflich, wie es heute noch Menschen gibt, die im Gebrauche der Lebensmittelkarten so gut wie noch gar kein Verständnis besitzen! Jeder von uns kennt ja die Fälle aus seiner Verwandtschaft oder Bekanntschaft, in denen unsere Hausfrauen in völliger Verkennung der Wirtschaftslage des Deutschen Reiches sich auf irgend welche unerlaubte Weise Vorteile verschaffen und sich dabei noch ihrer Schlauheit rühmen. Der einen gelingt es, dauernd Fleisch und Fett, der anderen dauernd Milch oder Eier, wieder einer anderen Mehl und Brot mehr zu beziehen, als ihr von Rechts wegen zukommt. Und sie macht sich daraus keinerlei Gewissensbisse, sondern freut sich diebisch darüber, dem Staate zu ihrem persönlichen Vorteile oder dem ihrer Familie ein Schnippchen geschlagen zu haben. Hier — wie bei der Landwirtschaft, wenn sie sich auf den Standpunkt stellt: „Versiegelt uns die Centrifugen, damit wir nicht mehr buttern können — nur zu! Wozu haben wir denn unsere alten Butterfässer! Wir werden die Vorschriften schon zu umgehen wissen! — hier wie da haben wir den bereits gekennzeichneten Schuljungen-Standpunkt, der, anstatt das gemeinsame Wohl und die Vernunft zu erkennen, eine Feindschaft konstruiert, die gar nicht da ist, und den Grundsatz aufstellt: „Übertretungen der Gebote sind erlaubt: nur laß dich nicht erwischen!"

Wer so denkt, wer auf schlau ersonnenem Umweg Vollmilch bezieht, während ihm nur Magermilch zusteht, — um ein Beispiel zu nennen, — überlegt nicht, daß er dadurch mit unfehlbarer Sicherheit einem kleinen Kinde die gute Milch wegnimmt um sie zu Kartoffelbrei zu verarbeiten, wozu die Magermilch doch wahrhaftig ausgereicht hätte. Er überlegt nicht, daß er durch diese Umgehung vielleicht den Tod eines kleinen, unschuldigen Wesens verursacht — eine Tatsache, die doch gerade auf unsere Mütter wirken sollte —. Er überlegt nicht, daß es dem Staate unmöglich wird, eine gerechte Verteilung der vorhandenen Lebensmittel vorzunehmen, solange er Widerstand durch solch kindisches Verhalten in den Kreisen der Verbraucher findet! Es handelt sich wirklich nicht darum, heute die Vorschriften des Staates möglichst schlau zu umgehen; und die Hausfrau stellt sich durch solche Praktiken wirklich kein Befähigungszeugnis aus. Sondern das Wesentliche der Wirtschaftsführung beruht heute darin, den Staat in seinen Vorschriften aufs eifrigste zu unterstützen und die Fähigkeit zeigt sich da am meisten, wo die Hausfrau imstande ist, ihre Koch- und Wirtschaftskunst der jeweils vorhandenen Art der Lebensmittel anzupassen. Also, Kartoffelspeisen aller Art zu bevorzugen, wenn sich einmal ein gewisser Kartoffelüberfluß zeigt, und Mehlspeisen, wenn der Mehlanteil des einzelnen um etwas gesteigert wird. Gerade der Einzelhaushalt ist darin so beweglich. Die Massenverpflegungen oder Militärküchen können sich nicht so schnell auf eine grundlegende Änderung einstellen, weil hier alles schon weiter im voraus bestimmt ist und die Vorräte längere Zeit vorher beschafft werden müssen.

Daß der einzelne sich in seiner Ernährung heute bis zu einem gewissen Grade einschränken und von seinen Gewohnheiten abweichen muß, ist doch ganz selbstverständlich. Auch wer es nicht gewohnt war, muß heute trocken Brot essen um das wenige Fett, das jedem zusteht, vorteilhafter zum Kochen zu verwenden. Und es ist lächerlich, sich darüber beklagen zu wollen, oder hierbei schon von „Unterernährung" zu reden. Wo wir tatsächlich Unterernährung haben, wird sie durch die hohen Preise hervorgerufen bei denen es nicht jedem möglich ist, an Fleisch, Fett, Gemüse, Obst und dergleichen sich auch wirklich das Quantum zu kaufen, das ihm zusteht. Das sind die wirklich armen Schichten. Sie verdienen unsere nachdrücklichste Hilfe. Daneben aber gibt es eine Schicht scheinbar Armer, denen nichts gut genug ist, die immer nur „vom feinsten" kaufen und jede freiwillige Einschränkung ablehnen. Zu ihr gehörte jenes Dienstmädchen, das in merkwürdiger Verkennung der deutschen Wirtschaftslage ihren Herrschaften kündigte, weil sie zum zweiten Frühstück nicht mehr „Butter und Belag" bekam. Gott sei Dank ist diese Sorte in der Minderheit! Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß mit dem Bildungsgrade auch das Verständnis für die Einschränkungen steigt, denen wir uns heute unterwerfen müssen. Und das läßt uns die Hoffnung gerechtfertigt erscheinen, daß durch Aufklärung sich alles das beseitigen läßt, was dem Staate in seinem Bestreben zur gerechten Verteilung der Lebensmittel noch entgegenarbeitet!

✱

Pastell

Ein stiller Weg durch bunte Kiefernföhren,
Der Tag verläuft sich in den Dämmerschein
Des Waldesgrundes, wo die Hirsche röhren.
Die Büsche ducken sich bei ihrem Schrei'n.

Ein See blinkt auf, von Schilfrohr eingesäumt,
Von blassen Lilien zauberlicht durchwoben,
Wie eine Schale, himmelaufgehoben
Von Händen, die das große Licht erträumt.

Hellmuth Unger.

Digitized by Google

Rosen / Von Hedwig Forstreuter

Sie lehnte am offenen Fenster und sah zum Nachthimmel hinauf; das Siebengestirn stand in seiner ganzen Pracht über dem Dunkel der Kirche, die Milchstraße schien wie ein wunderreines Gespinst in das Blau gewirkt, von dem Flimmern und Flirren unzähliger größerer Sterne umfunkelt. Der Blick der Frau konnte sich nicht losreißen von der schweigenden Erhabenheit — dies war die Feierstunde ihres Tages, sie fühlte sich dem Manne in der Ferne vereint, wenn ihre Augen am Himmel weideten, denn sie wußte, auch er suchte allabendlich die vertrauten Gestirne, die mit gleichem Scheine über Schlachtfeld und Heimat standen. — Wie kam es nur, daß ihr Herz heute schwer und ungetröstet blieb vor der Unendlichkeit der schimmernden Welten. Keine Ruhe floß aus den Höhen. — Die Frau wandte sich ab und ging durch das Zimmer, nahm die Nadeln aus ihrem Haar, öffnete das Kleid und saß endlich auf dem Bettrande um die Zöpfe zu lösen. Ihr müder Blick glitt durch den Raum; er war ein wenig kahl, verriet die Hast der Kriegsehe. Kein Bild unterbrach das Muster der geblümten Tapete. Aber auf dem halbhohen kleinen Handschuhschrank stand eine edelgeformte Kristallvase mit Rosen von zartestem Rosa. Die junge Frau lächelte in Erinnerung verloren — solche Blumen hatte sie zum Hochzeitstage empfangen. Nur ein Mann wie der ihre konnte auf den Gedanken kommen, alle Zimmer zum Einzug mit Rosen zu schmücken.

Wie durch einen Blütenwald waren sie gegangen. Du hast mir einmal gesagt, die Blumen wären dir wie Schwestern und vor Menschen scheutest du dich oft. So sollst du deine holden Geschwister um dich haben, sie helfen dir vielleicht, wenn du dich auch einmal vor mir fürchtest. — Da hatte sie ihm stürmisch gedankt und die Wolke roſiger Blumen verhüllte ihnen für kurze glückliche Tage die furchtbar ernste Gegenwart. Und als das dunkle Tor des Abschieds sich hinter ihnen geschlossen hatte und die Frau wie zerschmettert in ihrer Einsamkeit stand, kamen als Trost wieder Rosen ins Haus. Mitten im Eisen und Feuer der Schlacht hatte die Liebe des Mannes solcher Zartheit gedacht. Und die Beschenkte blühte dankbar auf in Stolz und Glück, sie wußte, da lag keine laufende Bestellung beim Blumenhändler; aus der Ferne kam das Wunschwort, das ihr die Rosen ins Haus zauberte. Und dies war das Wunderbare: die Blumen kamen immer, wenn Einsamkeit und Angste ihre Krallen in das Herz der jungen Frau geschlagen hatten und sie meinte, die Trennung nicht einen Tag mehr ertragen zu können.

Sie fühlte es, wenn sein Bataillon im Kampfe stand, wenn ihm Gefahr drohte. Von einer Post zur anderen zitterte und bangte sie, und dann kamen die Rosen, die Boten seiner Liebe, und ihre Hände falteten sich über den Blüten in tiefer Dankbarkeit, daß er ihr gerettet war, einmal noch. —

Nie ließ sie die Blumen länger als einen Tag und eine Nacht im Zimmer stehen, nach dieser Zeit verwahrte sie den Strauß in einer Truhe. Denn keine Blüte in der Vase durfte abfallen, man hatte die junge Frau als Kind gelehrt, dies bedeute den Tod des Gebers.

Die letzten Rosen freilich waren schon über einen Tag lang ihre Gefährten; sie waren als Knospen angekommen und eine der Blumen hatte einen schimmernden Tropfen getragen, der bei der Berührung herabrollte, langsam und schwer wie eine Träne. Sie hatte mit stockendem Atem zugesehen und sich dann gescholten wegen der törichten Angst, die sie überfiel. War es nicht natürlich, daß die Blumen besprengt wurden, ehe man sie fortschickte? Was hatten sie — trotz aller inneren Beziehung — mit ihrem Glück zu tun?

Wieder klopfte der jungen Frau das Herz, als sie an diesen Augenblick dachte. Von dem dichten Mantel ihrer Haare umgeben fror sie dennoch und legte wie ein Kind die Hände zusammen in einer Gebärde, die ihre ganze Angst sagte. Endlich stand sie auf, band das Haar zusammen und holte die Rosen vom Schrank, um sie neben ihr Bett zu stellen. Vielleicht würde dann der Schlaf leichter kommen.

Unruhige Träume quälten sie; sie stand auf einem Hügel in Feindesland und sah die Landschaft vor sich, die ihr Feldpostbriefe so oft beschrieben hatten: das sanfte Flußtal, den Wald darüber, die Türme der Kathedrale aus der fremden Stadt. Nirgends ein Zeichen von Kampf und sie wußte doch, dies war das Schlachtfeld, da und dort warteten Maschinengewehre. Die Nacht kam und mit ihr der Lärm des Kampfes: Gewehrknattern, vereinzelt, dann stärker, ein Rollen von Schüssen. Und mit unendlich geschärften Sinnen hörte sie unter diesen fremden furchtbaren Geräuschen das Klagen von Menschenstimmen, Befehle, Schreien und Wimmern. Sie lauschte voller Angst, ob die eine Stimme dabei sei, die sie einst zum Leben der Liebe erweckt hatte, die ihr alles bedeutete. Sie beugte sich zur Erde und vernahm ein tausendfaches Gewirr von Lauten — wie im Schmerz zitternd, gab ihnen der Boden Echo um Echo. Das Leid der ganzen Welt schien zu ihr empor zu stöhnen und das Blut wollte ihr erstarren. Aber sie zwang sich, weiter zu lauschen und zu harren, und aus dem Chaos der Töne löste sich eine Stimme: fremd, leise und doch so unendlich vertraut, das Flüstern eines Sterbenden: „Rosen! — Kamerad, du weißt den Namen, laß ihr Rosen schicken. Noch einmal. Daß sie fühlt, wie mein letzter Gedanke bei ihr war. Vergiß es nicht — —“ Ein Seufzer verhallte, zitternd, schmerzenerlöst. Fremde Laute klagten noch einmal. Dann Stille und in das Schweigen ein

Digitized by Google

Rascheln, als sänken von allen Bäumen die Blätter, um einen Toten zu betrauern.

Sie erwachte, bewegte sich in den Kissen. Da war es noch, das Rascheln, dicht neben ihr, als sänken Blätter mit flüsterndem Fall. Sie tastete nach dem Feuerzeug, aber noch wie sie suchte, stieg ihr eine Ahnung ans Herz und beim Schein des aufflammenden Zündholzes sah sie: die Rosen lagen entblättert vor dem Kristall. Eine einzige Blüte hing noch schwebend am Kelche.

Sie blickte tränenlos auf die zerstörten Blüten und sammelte sie dann in einer Schale, die sie als Heiligtum hütete, bis noch einmal ein Rosenstrauß zu ihr kam. Den stellte sie nicht in die Vase, sondern trug ihn an der Brust, den ganzen Tag lang, in einer heiligen Freude, die aus unendlichem Schmerze stieg. — Abends aber, als die Rosen welk waren, las sie den Brief des Kameraden zu Ende. Die Bilder ihres Traumes stiegen aus ihm auf, Zug um Zug und sie beugte sich und küßte die Stelle mit den Worten des Toten: „Vergiß die Rosen nicht".

Und unsre Liebe lebet . . .

Wir wachsen ineinander
Wohl mehr von Tag zu Tag,
Und unsre Liebe lebet
In einem Herzensschlag.

Wir schreiten eine Straße
Und gehen Hand in Hand,
Und suchen eine Schönheit
In einem heil'gen Land.

Es wandert unsre Sehnsucht
Nach einem hohen Ziel,
Und unsre Seelen klingen,
In einem Saitenspiel.

Will dich der Tod mir rauben,
Die du mein alles bist,
Er kann mir das nur nehmen,
Was an dir irdisch ist.

Reinhold Braun.

Bücherbesprechungen

Herm. Zittlou: **Rationelle Kaninchen-Nutzzucht** und Kaninchenfleisch-Rezepte. Im Verlage von Erich Spandel, Nürnberg. Bei Voreinsendung des Betrages nur 35 Pf., portofrei.

Billiges schmackhaftes Fleisch und gute Gerichte liefert in dieser fleischarmen Zeit der Stallhase. Der Krieg hat es zu Wege gebracht, daß die Kaninchen-Nutzzucht im Gegensatze zur früher weitverbreiteten Sportzucht eifrig und in immer größerem Umfange gepflegt wird. Das ist um so leichter möglich, als Kaninchen leicht wetterhart werden und daher ohne Gefahr auch im strengsten Winter im Freien gehalten werden können. Es ist nur darauf zu achten, daß man sie vor großer Sonnenhitze, vor Zugluft, Regen und Schnee etwas schützt; in kalten Winternächten verhängt man die Stallung mit alten Decken, Strohmatten usw. Wer sich Kaninchen halten will, muß natürlich überhaupt nach mancher Seite sachgemäß unterrichtet sein, um keinen Schaden zu leiden. Bei etwa 30 Kaninchenrassen ist es praktisch, sich bei der Anschaffung guten Rates zu versichern, man muß wissen, wie man Stallungen billig und zweckmäßig anlegt, man sollte über Deckung, Aufzucht und Kreuzung, über zweckmäßige Fütterung, über Kaninchenkrankheiten und ihre Behandlung, über die beste Fellverwertung und vor allem natürlich über die Verwendung und Zubereitung des Fleisches gut unterrichtet sein. Ein erfahrener Züchter hat darin praktische Ratschläge über rationelle Kaninchenzucht, für Anfänger speziell geeignet, in knapper übersichtlicher Form zusammengestellt. Besonders willkommen wird mancher Hausfrau sein, in dem Büchlein 26 Rezepte für die Verwendung von Kaninchenfleisch zu finden, zumal in den Rezepten auf die durch den Krieg bedingte Fettnot Rücksicht genommen ist.

Carl Becker: **Religion in Vergangenheit und Zukunft.** Berlin, Hugo Steinitz, Verlag. 2 M.

Ein Mensch auf der Suche nach einer neuen, den Bedürfnissen des Menschen von heute entsprechenden Religion — das würde immer ein Anblick von hohem psychologischen Interesse sein, auch wenn der Suchende nicht so anregend, fesselnd und sprachgewandt schriebe und nicht mit einem so beachtenswerten Rüstzeug gründlichen Wissens ausgestattet wäre wie Carl Becker. Es ist nicht möglich, hier in Kürze die Wege nachzugehen, die uns das geschichtlich bedeutsame und gedankenreiche Buch führt, aber wenigstens das Hauptergebnis sei angedeutet. Glückseligkeitsstreben und Erlösungsbedürfnis waren stets und werden stets sein; diese Triebe zu befriedigen, bleibt auch uns das, woran sie in Wahrheit immer allein Hilfe und Halt gefunden haben, die menschliche Seele; denn nur aus ihr floß die Kraft zur Erhebung und Aufrichtung, die frühere Generationen von ihren verschiedenen Gottheiten zu empfangen glaubten. Das Göttliche ruht nur in der Menschheit selbst, in dem höheren Seelenleben der Menschheit. Zu allen Zeiten ist in Wahrheit nur dieses Göttliche im Menschen der Hort der Menschen gewesen, wenn man es auch in seinem wahren Wesen nicht erkannt hatte. Wohltuend wirkt an dem tiefgreifenden Werke die zarte Pietät gegenüber den „tiefsinnigen, schönen Phantasiegebilden des alten religiösen Lebens". Hans Zimmer.

Digitized by Google

Vermischtes

Heimatlose Wörter. Wir Deutschen haben an die romanischen Völker manche Wörter abgegeben und aus dem Bereiche unserer Sprache entlassen. Sie sind in unser Vaterland zurückgekehrt, werden aber nicht wiedererkannt und ganz als Fremde behandelt, weil ihre ausländische Tracht und Sitte sie gänzlich entstellt hat. Niemand ahnt wohl, daß equipieren mit dem deutschen Wort Schiff zusammenhängt. Schiff lautet ursprünglich und noch heute niederdeutsch skip. Die Franzosen haben daraus équipage gemacht und dazu das Zeitwort équiper gebildet. Wir haben es dann in der französischen Gestalt wieder übernommen und brauchen es in der ursprünglichen Bedeutung ein Schiff ausrüsten, aber auch allgemein von ausrüsten zur Reise und ausstatten. Ebensowenig bekannt ist es, daß in der berühmten Rosinante des Ritters von der traurigen Gestalt unser Roß steckt. Bankier, Bankett, Bankerott sind durchweg von Bank, dem Wort für die alten Kaufstände, abgeleitet wie Bandage von Band, Biwak von Beiwacht und Emaille von Schmelz. Wer Fauteuil sagt, tut sich wohl darauf etwas besonderes zugut, weil er das Wort für einen Ausländer hält, in Wirklichkeit aber haben es sich die Franzosen erst aus unserem Faltstuhl zurechtgemacht. Auch das Wort feudal ist von dem Fleisch und Blut unserer Sprache. Es ist das Eigenschaftswort zu dem lateinischen feudum, und dieses stammt von unserm Wort Vieh. Vieh war bei den alten Deutschen der Inbegriff des Besitzes und der reiche Viehstand das Kennzeichen des Herrenstandes. Loge, Logis und logieren kommen durch die Bank von unserm Wort Laube. Aus laubjâ, der Grundform unseres Wortes Laube, machten die Italiener loggia und die Franzosen loge mit der Bedeutung Hütte, Zelt, Umgang. Auch Lotterie ist deutscher Herkunft. Die Goten nannten das Los hlauts, und im althochdeutschen hieß lôz das Loswerfen oder die Verlosung. Aus dieser Wortwurzel machten die Italiener Lotto und die Franzosen Lotterie. Auch das Wort Robe ist deutscher Herkunft. Es ist aus dem althochdeutschen roub, rouba entstanden, das Kriegsbeute bedeutet. Der Sieger hatte das Recht, dem Besiegten die Rüstung abzunehmen; so kam der Raub zu der Bedeutung erbeutetes Gewand und ganz allgemein Gewand. Das Wort ging in der Form roba in das Italienische und als robe in das Französische über. Garderobe ist daher zwiefach deutsch, weil auch das Wort garder darin deutsch ist; denn es ist = warten. Überhaupt sind die welschen Wörter, die mit einem G anfangen, fast alle deutsch. Das deutsche W hatte früher einen anderen Klang als heute und wurde von den Romanen durch gu und g wiedergegeben. Das französische Wort guerre = Krieg ist unser altes Wort Werre, später Wirre für das jüngere Wort Krieg, Garde entspricht Warte, garnieren wie in Hôtel garni, Chambre garnie ist das deutsche Wort warnôn = warnen, d. h. sichern. Wohl sind solche Wörter Beispiele des Nehmens und Gebens unter den Sprachen. Aber sie sind heimatlos geworden, weil sie in jeder Sprache fremd erscheinen. Tesch (Köln).

Seemannssprache. Manche Wörter der Seemannssprache sind Erbstücke aus der Urzeit der Germanen, als diese noch an der Süd- und Ostküste des Baltischen Meeres wohnten. Sie haben daher ihre Entsprechungen bei den Engländern, Friesen, Holländern und selbst bei den alten Angelsachsen und den Wikingern des Nordens. Eine stattliche Reihe ist auch in der niederdeutschen Mundart zu finden, die wieder die Fundgrube für den hochdeutschen Wortvorrat geworden ist. Von der Küste haben die Wörter erst in ziemlich junger Zeit ihren Weg ins Binnenland genommen. Boot ist erst im 16. Jahrhundert aus der niederdeutschen in die hochdeutsche Sprache hinübergewandert. Es heißt altnordisch beit, angelsächsisch bat und wird mit dem altnordischen bite = Balken in Verbindung gebracht, das an den Einbaum, die ursprünglichste Form des Bootes, erinnert. Auch Bord ist aus dem Niederdeutschen entlehnt. Es bedeutet bei den Küstenbewohnern dasselbe, was der Oberdeutsche mit Rand oder Ranft benennt. Das Backbord, die linke Seite des Schiffes, bedeutet eigentlich Rückenbord, von dem altgermanischen Wort bak = Rücken abgeleitet. Der Ausdruck knüpft an die alten Wikingerschiffe an. Sie hatten das Steuer, den Riemen, nicht an dem Hintersteven, sondern an der rechten Seite, so daß der Steuermann der linken Seite den Rücken zukehrte. Steuerbord, die Bezeichnung der rechten Seite des Schiffes von hinten aus gesehen, ist gleichfalls aus der alten Zeit überliefert, in der das Schiff auf der rechten Seite gesteuert wurde. Das Wort Flagge ist wohl von der skandinavischen Halbinsel gekommen und durch Vermittlung des Niederdeutschen erst im Dreißigjährigen Kriege in die hochdeutsche Sprache übergewandert. Einen älteren Sitz in der hochdeutschen Sprache hat das Wort Heck = germanischem hakjo, das, wie es scheint, Latten- oder Gitterwerk bedeutet hat. Früher waren die Schiffe am Heck nicht eine feste Bordwand, sondern Stützen, die mit Tauen oder Ketten verbunden waren und zum Schutz gegen das Überbordfallen dienten. Ein sehr altes Wort ist Bug, das Gelenk bedeutet. Das aus dem Niederländischen im 17. Jahrhundert entlehnte Wort Bugspriet, die Stange die am Bug hinausragt, läßt den Zusammenhang mit sprießen erkennen. Steven ist ein niederländisches Lehnwort und heißt Stamm. Während diese Ausdrücke auf die Schiffersprache beschränkt blieben, hat das Wort Tau, das erst im 17. Jahrhundert aus dem Niederländischen einwanderte, einen raschen Siegeslauf durch das ganze deutsche Sprachgebiet genommen. Tesch (Köln).

Ausgeschlossen.

„Die Sprache ist ein Spiegel der Zeit!"
So hört man mit Recht oft sagen.
Doch heute sieht man der Mode Joch,
Auch leider die Sprache tragen.

So schlich sich jetzt wieder ein Wort herein,
Das nie so viel Gunst noch genossen,
Verdrängt ist beinahe das alte „Nein!"
Durch das modische „Ausgeschlossen!"

Wo immer man ist und mit wem man spricht,
Da kommts von den Lippen geflossen.
Und fleht man zur Königin Mode: „Laß ab!"
So lächelt sie: „Ausgeschlossen!" A. H. Müller.

Das Gedicht stammt aus der vortrefflichen Sammlung: Deutscher Sprache Ehrenkranz. Dichterische Zeugnisse zur Geschichte des Lebens und der Entwicklung, der Wertung und des Machtgebietes unserer Muttersprache, gesammelt und erläutert von Universitätsprofessor Dr. Paul Pietsch in Greifswald. Es ist im Verlage des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins erschienen.

Inhalt des Heftes 6: Herd und Schwert. Roman von Fritz Skowronnek. — Der Walzerkönig. Roman von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** Herbststurm. Gedicht von Isa Madeleine Schulze. — Erziehung zur Lebensmittelkarte. Von Paul Baumann. — Pastell. Gedicht von Helmuth Unger. — Rosen. Von Hedwig Forstreuter. — Und unsre Liebe lebet... Gedicht von Reinhold Braun. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 11. November 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 7

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Herd und Schwert / Roman von Fritz Skowronnek

6. Fortsetzung.

„Was . . . ist mit Iwolski? fragte Nikolai von Roth.

„Ja, lieber Nikolai, wenn unser Schreckenskind da schon mit der Sache heraus geplatzt ist, dann hat es keinen Zweck mehr, sie vor Euch zu verbergen. Wir haben — so leid uns die Entdeckung um Euretwillen tut, doch die sichersten Beweise, daß wir es in Herrn von Iwolski, mit einem ganz gefährlichen Spion zu tun haben."

„Das ist unmöglich!" riefen Nikolai und Bogdan, wie aus einem Munde.

„Leider aber ist das Unmögliche wahr."

„Nein, nein, nein, ehe ich nicht die Beweise davon habe, werde ich nie und nimmer an eine solche Niedertracht glauben."

„Ich glaube, wenn wir hinauf gingen, und bei ihm Haussuchung hielten, würden wir Beweise genug finden."

„Dann gehen wir hinauf, aber sofort."

„Nein, Nikolai. Das werden wir nicht. Wir haben kein Recht dazu und nur die Behörde darf einschreiten. So lange, bis sie das tut, muß mir das Gastrecht heilig sein. Allerdings bin ich der Behörde wohl für ihn haftbar und wo die Verhältnisse sich so zugespitzt haben, werden wir wohl dafür sorgen müssen, daß er uns nicht entwischt."

„Entwischen?! wenn er tatsächlich das ist, was Ihr sagt, dann schieße ich ihn ja selber nieder, wie einen tollen Hund!" rief Nikolai von Roth.

„Das wirst du nicht tun, Nikolai", sagte aber Paul Braczko, „denn mit dem habe ich noch persönlich ein Hühnchen zu rupfen." Und er machte mit seinen Händen eine nicht mißzuverstehende Bewegung. „Aber, wo ist er denn eigentlich?"

„Er ist heute fort, angeblich um für sein Werk neue Quellen zu finden."

„Ja, für sein Judaswerk," sagte Paul Braczko, und Madeline nickte.

„In jedem Falle wird es gut sein," sagte sie, „wenn du dir melden läßt, Kurt, wann er zurückkommt."

„Das wollen wir tun", sagte Herr von Berg und gab den entsprechenden Auftrag.

Natürlich dem alten Jons.

„Ach gnädiger Herr," fragte der, „ist es wahr, daß es Krieg gibt?"

„Unsinn", sagte der Gutsherr. „Wer hat denn die Dummheit wieder aufgebracht."

„Ich weiß es nicht. Die Weiberleute unten sind ganz wie verrückt, und die Dore weint, als würden die Zwiebeln heut zehnmal so stark beißen wie sonst, und singt ein Lied dazu, das sie sich selber gemacht hat: „Ach Gott, jetzt schießen sie ihn auch noch tot."

Alles lachte.

„Na da siehst du ja", sagte Nikolai von Roth, „daß du auch hier schon Weiberpolitik hast. Wenigstens unten in der Küche. Aber Scherz bei Seite, Kurt, ich möchte mit dir noch besprechen, wie wir uns Herrn von Iwolski gegenüber verhalten sollen."

„Das können wir ja tun", erwiderte Kurt, und reichte seinem Freunde eine Zigarre.

Das Abendbrot, das bald aufgetragen

Digitized by Google

wurde und wie immer ein Beweis für die reichen Vorräte Frau Madelinens waren, verlief verhältnismäßig sehr ruhig, obwohl diesmal die Politik das Hauptgesprächsthema lieferte und natürlich das grauenvolle Ereignis von Serajewo im Vordergrund stand.

Gegen halb zehn meldete Jons, Herr von Iwolski sei da.

„So werde ich also hinaufgehen", sagte Nikolai von Roth und stand in sehr ernster Stimmung auf. „Komm mit, Bogdan."

Sie klopften. „Herein", rief Herr von Iwolski und war nicht wenig erstaunt, die beiden Roths vor sich zu sehen.

„Wir kommen in einer sehr peinlichen Angelegenheit, Timofei Simonowitsch", sagte Nikolai. „Sind Sie ein Edelmann?"

„Ich glaube, tausend Beweise dafür gegeben zu haben", entgegnete der Russe.

„Auch sind Sie, glaube ich, wenigstens sagten Sie so, Offizier?"

Die Gestalt Timofei Simonowitsch Iwolskis straffte sich.

„Sfotnik im Preobraschenskischen Garderegiment", sagte er, „das wissen Sie ja."

„Dann werden Sie auch wissen, was Sie zu tun haben. Haben Sie einen Revolver bei sich, Timofei Simonowitsch?"

Erstaunt sah er die beiden an.

„Allerdings", sagte er dann.

„Dann wollen wir Sie zehn Minuten allein lassen mit Ihrem Revolver", sagte Nikolai von Roth.

„Was soll das bedeuten . . .?" fragte Iwolski und wurde bis in die Lippen hinein blaß.

„Das soll bedeuten, daß man ihr Spiel hier durchschaut hat. Daß man weiß, daß Sie für Rußland Spionage treiben."

„Oh! und seit wann, meine Herren, ist das in Ihren Augen ein Verbrechen, wo Sie doch a u c h Russen sind?"

„Das gehört in ein anderes Kapitel, Herr von Iwolski. Jedenfalls machen wir Sie darauf aufmerksam, daß das Kommando in Goldap schon von Ihrer Tätigkeit verständigt ist, und jeden Augenblick jemand da sein kann, um Sie zu verhaften."

„Oh, und dazu geben Sie sich her? meine Herren", rief er aus.

„Wir haben damit gar nichts zu tun", erwiderte Nikolai von Roth.

„Dann müssen Sie mir zu meiner Rettung behilflich sein. Nicht um meinetwillen, meine Herren, sondern um unseres Vaterlandes willen, das mich notwendig braucht."

„Leider können wir nichts in der Sache tun. Wir sind hier nicht die Herren, sondern genießen hier Gastfreundschaft, so wie Sie."

„Ja," lachte er auf. „Eine Gastfreundschaft, die mich ins Zuchthaus bringen soll. Nein, nein, Sie m ü s s e n mir einen Weg finden, der aus dieser Lage hinausführt."

„Wir haben Ihnen den Weg schon früher angegeben."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Es ist das einzig mögliche."

„Nun denn," rief er, „dann bin ich nur froh, daß ich Sie richtig eingeschätzt und bei der Regierung längst auf die schwarze Liste gestellt habe!"

„Schurke!" rief Bogdan von Roth und es schien, als wolle er sich auf ihn stürzen.

Nikolai aber hielt ihn zurück.

„Laß", sagte er, „sein Schicksal ist ja doch schon besiegelt."

Und sich an Timofei Simonowitsch wendend, setzte er, seine Uhr herausziehend hinzu: „es ist sechs Minuten vor dreiviertel auf zehn. Wir werden um neun Uhr neunundvierzig uns nach Ihnen erkundigen kommen . . . ."

Mit verschränkten Armen und einem langen, haßerfüllten Blicke sah Timofei Simonowitsch ihnen nach.

„Le jeu est fait", murmelte er und ein spöttisches Lächeln überflog seine Züge, „rien ne va plus".

Nein, für ihn hatte das Leben keinen Einsatz mehr. Aber . . .

Ein geradezu teuflischer Gedanke durchzuckte in diesem Augenblicke sein Hirn. Er ging an seinen Schreibtisch und holte seinen Revolver heraus.

Vorschriftsmäßig geladen. Alle sechs Schuß steckten darin.

Sechs Schuß!

Und wieder verzog sich sein Gesicht in höhnischer, drohender, unheilverkündender Weise.

Vielleicht war es aber doch besser, lieber vorher noch an die Flucht zu denken.

Digitized by Google

Die Tür war bewacht. Daran war nicht zu zweifeln. Da standen ja schon die beiden Roths, wenn nicht andere. Aber . . . durchs Fenster.

Er trat hin und sah hinaus.

Unten gingen der Oberförster Fröhlich und zwei Forstgehilfen auf und ab. Mit schußbereitem Gewehr.

Also nichts. Kein Ausweg mehr. Na gut. Wie spät wars? Dreiviertel. Er hatte also noch vier Minuten Zeit.

Sollte er nichts von seinen Papieren verbrennen?

Wozu?

Denen konnten sie ja doch nichts nützen, nur seinem Lande hätten sie unschätzbaren Nutzen gebracht.

Aber alle die, die er bestochen und für seine Sache gewonnen hatte? Und seine kleinen Agenten, die er unter den „Arbeitern" im Russenhaus hatte? Was mit denen?

Nichts. Was gingen die ihn an? Ob sie heut an den Galgen kamen, oder später einmal, das war doch egal und spielte für ihn keine Rolle.

Neun Uhr achtundvierzig.

Eine Minute noch. Merkwürdig wie ruhig sein Puls ging. Schade nur, daß er die Mertinatsche Georginne noch nicht so weit gehabt hatte. Ein prächtiges Mädel das und in ihn so verliebt .... Fünfzehn Sekunden noch . . . vierzehn . . . dreizehn . . . bringt Unglück . . . und jetzt war es Zeit. Krach, gab er einen Schuß in die Luft ab.

„Gottlob", sagte Nikolai von Roth und stürzte hinein. In demselben Augenblick krachte aber wieder ein Schuß und noch einer.

Blutüberströmt taumelte Nikolai zurück. „Ich . . . bin . . . getroffen . . ." und damit sank er auch schon zusammen. Und dann wieder ein Schuß und diesmal war es Ernst. Diesmal hatte sich Herr von Iwolski glatt durch den Kopf geschossen.

Natürlich wurde die Strawischke sofort telephonisch von dem Unglück verständigt und noch in der späten Nacht kam sie mit ihrer Tochter Lena an, die jammernd an dem Bette des geliebten Mannes in ihre Knie sank.

Der aber lächelte nur.

„Es wird nicht so arg sein", lispelte er mühsam. „Fürchte dich nicht, du wirst nicht Witwe werden, ehe du meine Frau bist."

Derselben Ansicht war übrigens auch der Doktor.

„Einen halben Zentimeter mehr nach rechts und es war vorbei, so aber wollen wir den Herrn Baron schon noch zusammenflicken, denn ein geflickter Mann, nicht wahr, Fräulein Lena, ist immer noch besser, als keiner."

Von dem Tage an, war es, wie man weiß, mit der Ruhe vorbei.

Alle Welt stand unter dem Banne des zu erwartenden Unglücks. Denn als ein solches empfand jeder den Krieg.

Trotzdem aber begriff man die Haltung Österreichs nicht.

„Es muß sich doch fürchten, sonst hätte es Serbien doch längst schon den Krieg erklärt." Das war die allgemeine Meinung. Wenn aber der alte Inspektor immer und immer wieder fragte: „wird Krieg, Herr von Berg?" dann fragte er nicht um seinetwillen, sondern des wundervollen Saatenstandes wegen, der eine Ernte versprach, die Scheunen und Scheuern und Speicher mit dem Golde des Feldes so füllen sollten, daß einem das Herz vor Freude im Leibe lachte.

Immer mehr aber zogen sich unten, wo sonst immer nur die Türken gekämpft hatten, die dunklen, finsteren Wolken zusammen, in denen jener furchtbare Blitz verborgen lag, der die ganze Welt in Brand stecken sollte.

Serbien, das erst klein beigeben zu wollen schien, wurde mit einemmal wieder so unverschämt frech, so übermütig und so empörend herausfordernd, daß selbst die österreichische Geduld erschöpft werden mußte. Wer Serbien das kranke Rückgrat gestärkt hatte, das war nicht schwer zu erkennen.

Rußland, das friedliebende und Frieden versichernde Rußland, warf Regiment um Regiment, Heer um Heer, nicht nur an die galizische, sondern in nicht zu verkennender Absicht, auch weit darüber hinaus, an die schlesische, posensche und ostpreußische Grenze.

Namentlich gegen letztere wurden Heeresmassen geworfen, die in das Unglaubliche gingen.

Es war drüben, jenseits der schwarzweißen Grenzpfähle grau von Militär, von Proviant-

Digitized by Google

und Munitionskolonnen und Geschützstransporten, und die Nachschübe stauten sich so, daß alle Wege verstopft waren und die Wagen und Trupps sich förmlich in unentwirrbarem, formlosen Gewimmel ineinander verkeilten, „so daß sich", wie ein russischer Oberst sich äußerte, „kein Schwein mehr darin auskannte!"

Österreich zog aus alledem natürlich die Konsequenzen und Deutschland auch, und während Österreich unten den Krieg erklärte und dadurch eine Begeisterung und eine Volkserhebung in seinen Landen erweckte, wie sie bis dahin beispiellos war und die Führenden selbst überraschte, bereitete sich auch das Deutsche Reich auf die Ereignisse vor, die Jeder kommen sah und die zu verhüten doch noch von Kaiser zu Kaiser versucht wurde.

Auf die Frage Grundmosers nun, „gibt es jetzt Krieg oder nicht?" lautete jetzt schon die Antwort ganz anders.

Die tollsten Gerüchte entstanden, kein Mensch wußte, wo und woher. Die erschrecktesten Mienen gab es und man ging beinah scheu an sich und der Frage vorbei. Aber sie tauchte doch immer und immer wieder auf: „ob es denn wahr sei, daß ganz Ostpreußen, den Russen preisgegeben werden solle und ob man wirklich den Russen gar keinen Widerstand leisten wolle? Das wäre dann aber doch schrecklich!"

„Das wäre nicht nur schrecklich, sondern ist auch ein Unsinn", lautete die Antwort.

Aber der Unsinn kroch immer weiter und weiter und nistete sich überall ein.

Selbstverständlich hatten die Russen alle das Land schon verlassen. Das heißt von den russischen Arbeitern die allerwenigsten.

„Boze, boze", hatten die meisten gejammert, „Krieg! Krieg! was soll ich mit dem Krieg? drüben kein Arbeit, drüben kein Vaterland, ich nicht Russ, ich Pol. Ich sehr lieb die Deutschen. Niemez viel besser als Russ."

Und das war überall zu hören, nicht nur auf dem von Bergschen Gute, und nicht nur in der Gegend von Goldap, sondern überall.

Nur recht weit von der russischen Grenze sollte man sie bringen. Und ja nicht nach Berlin, „denn Russ ist gleich in Berlin. Russ *hier*, Russ auch schon in Berlin!"

Einige von den Russen wurden aber auch in sehr unangenehmer Weise daran erinnert, daß sie nicht hinüber, in ihre Heimat gehen durften, und das waren die, die in die Iwolskische Spionage mit verwickelt waren und deren Namen man in seinen nachgelassenen Papieren alle gefunden hatte. Eine Spionage übrigens, die sich nicht nur auf den Goldaper Kreis beschränkt hatte, sondern in weitausgreifender Verzweigung fast das ganze ostpreußische Land umfaßt hatte.

Und es waren ganz merkwürdige Leute, die man unter den einfachen Landarbeitern entdeckte: Ingenieure, Brückenbauarchitekten und Offiziere.

Selbstverständlich hatten auch die beiden von Roths das Gut verlassen und waren nach Rußland zurückgekehrt. Auch Nikolai, mit dem es schon besser ging, der aber doch noch recht schwach und recht leidend war.

Der Abschied von seiner jungen Braut war natürlich herzzerreißend. Am liebsten wäre sie ihrem Liebsten nach Rußland gefolgt, aber das ging ja nicht, das wollte er nicht, „denn wir Balten wissen ja nicht, welchem Schicksale wir entgegen gehen. Du kennst Rußland nicht, mein Lieb, und weißt nicht, was entfesselter Haß dort vermag."

Ganz anders Malvine.

Die und Bogdan, nahmen nur durch einen festen, innigen Händedruck von einander Abschied.

„Nun?" hatte er vorher gefragt, „wollen wir uns nicht doch aneinander binden? Willst du nicht doch, wenigstens den Verlobungsring von mir nehmen?"

Darauf hatte sie aber nur leise mit dem Kopfe geschüttelt und erwidert: „Nein, erst *nach* dem Kriege, Bogdan. Nicht der Reif an meinem Finger verbindet uns ja, sondern die Herzen. Das äußere Zeichen unseres Verlöbnisses aber würde ich wie einen Verrat empfinden, den ich in dieser Zeit an meinem Vaterlande begehe. Nach dem Krieg also. Nach unserem Siege!"

Denn daß es zum Kriege kam, daß auch Deutschland darein verwickelt wurde, das nahm man schon allgemein an.

Und man brauchte auch nicht lange auf ihn zu warten.

Digitized by Google

In Kowno, munkelte man, sei von den Russen schon der Kriegszustand erklärt worden und ein Telegramm des deutschen Konsularvertreters an den Reichskanzler bestätigte das auch.

Tags darauf gab aber der russische Kriegsminister dem deutschen Militärattaché in Petersburg, sein Ehrenwort, daß noch keine Mobilisationsordre in Rußland ergangen sei.

Das wurde natürlich im Offizierskasino in Goldap ebenso wie überall lebhaft besprochen.

Alle Nachrichten, die man von anderer Seite erhielt, sprachen ja dieser Versicherung des russischen Kriegsministers Hohn.

„Na", sagte der Oberst und zuckte die Achseln, „wenn er es sagt, dann, meine Herren, wollen wirs man glauben, vorausgesetzt, daß es nicht sein ‚kleines Ehrenwort' war, das er gegeben hat."

Als aber zwei Tage später kein Geringerer, als der Zar selber sein „Kaiserliches Wort", also sein „großes Ehrenwort" gab, daß er weit davon entfernt sei, den Krieg zu wollen und zu wünschen, da glaubten einige Zaghafte in ihrer Vertrauensseligkeit, doch wieder aufatmen zu dürfen. Am nächsten Tage aber . . .

Am nächsten Tage kam wie ein Blitz die Kunde: es wird mobilisiert. Der Kaiser hat erklärt: Deutschland betrachte sich, als „im Zustande des drohenden Krieges!"

Wo war da das Bangen und Zagen mit einemmal hin?

Fort.

Weg.

Verflogen.

Ein brausender Jubel erfüllte das Reich, ein brausender Jubel das ostpreußische Land.

Ein Jubel, der eben so seelisch groß war, wie es das „ave Caesar" der römischen Gladiatoren gewesen war, die auch ihr Sterben voraussahen. Denn daß Vieles in Ostpreußen dem wilden Ansturm der Russen zum Opfer fallen würde, das wußte jeder und jeder sah die Opfer voraus, die der Krieg von ihm und dem Land fordern würde.

Der Grenzschutz war ja zu schwach, die Landwehr allein konnte doch gewiß die gewaltigen Massen des Feindes nicht aufhalten, wenn der einmal geschlossen heranrückte. Und das Heer, das übrige Heer, war ja an den anderen Fronten vonnöten.

Trotzdem war aber Begeisterung überall.

Singend und jauchzend tauschten die Männer jeglicher Arbeit ihren Rock mit dem grauen Rocke des Krieges.

Der Pflug wurde verlassen, die Sensen hingehängt, denn ein anderer Schnitter kam jetzt ins Land und um den vom Heimatsherd fern zu halten, griff die Hand, griff die Faust nach dem Schwerte.

Herd und Schwert, das war zum Losungsworte der Zeit geworden.

Wie zum Feste ging man zum Kriege.

Willig gaben die Mütter die Söhne, gaben die Frauen ihre Männer, die Bräute die Liebsten her und jene römische Mutter, die ihre Söhne mit oder auf dem Schilde aus dem Kriege zurückkehren seh'n wollte, das heißt also: tot oder als Sieger, fand Hunderte von Müttern, die, ohne das klassische Beispiel der Römerin zu kennen, dieselbe Ermahnung, an ihre Söhne richteten, zu siegen oder zu sterben.

Der Grundmoser, der alte Inspektor, war wie verwandelt.

Er, der ohnedies Kraftvolle, schien neue, doppelte Kraft zu bekommen.

Er war überall, wo es zu tun gab, und überall gab es zu tun.

Nein, nein, verwüsten ließ er seine Felder nicht und von den Russen zertrampeln!

Was auf dem Felde noch so wundervoll stand, mußte herein. Was in den Schobern eingedeckt war, mußte zum Drusch, mußte in die Speicher hinein.

„Aber wir haben ja gar keine Zeit mehr dazu."

„Zeit wird geschafft."

Und er schaffte sie wirklich. Doppelt, nein dreifach so viel Zeit, wie er sonst hatte, denn er nahm auch die Nacht noch zu Hilfe und Rast und Ruh gab es keine.

Gibt denn der Krieg Rast und Ruh?

Na also.

„Aber wir haben keine Arbeiter, keine Kräfte."

„Na, das möcht ich sehn! Laufen genug Weiberleute und Kinder herum. Braucht die Marie wirklich in der Küche sieben Menschen?

Digitized by Google

Ich werde sie fragen, ob es nicht ein Mensch tut, ob nicht die Dore, statt Zwiebeln zu schneiden, draußen auf dem Feld schaffen und singen kann? Und nicht die Dore allein! Und die Stallburschen werden auch frei, wenn wir morgen . . . wenn wir morgen . . .“ und er wiederholte das, weil sich seine Stimme vor Schmerz und Erregung verschleiert hatte, „die Pferde doch ans Militär abgeben müssen.“

„Aber was nützt denn das Getreide, auch wenn's in den Speichern ist und die Russen kommen?“

„Die Russen? Hierher auf den Hof? D e n Russen möchte ich sehn, der hier auf den Hof kommt und dem ich nicht den Schädel einschlagen würde!“ sagte der Grundmoser und meinte es wirklich und ließ sich's nicht ausreden, daß er das nicht dürfe, daß Deutsche den Krieg so nicht führen. Daß der Krieg, nur Sache der Soldaten sei.

„Gut, dann werde ich auch noch Soldat“, sagte er.

„Sie, mit Ihren sechsundfünfzig Jahren?“

„Ja, ich mit meinen sechsundfünfzig Jahren!“ sagte er und reckte seinen Arm und ballte seine Faust, als wolle er zeigen, was für eine Kraft in ihm steckte.

Diese Kraft zeigte er aber vor allem in seiner Arbeit, denn er führte alles so durch, wie er gesagt hatte.

Es war ein geradezu phantastischer Anblick, in dunkler Nacht, bei Fackelschein, die Lokomobilen hinausfahren, die Leute auf dem Felde arbeiten zu sehen.

Arbeiten und singen.

Und wenn die einen durch die anderen abgelöst wurden, den Grundmoser löste keiner ab, der war unermüdlich.

„Mein Gott, Grundmoser, wer gibt Ihnen denn diese Kraft?“

„Der Haß“, erwiderte er und reckte sich und drohte über die Grenze hinüber . . .

Bald kam neues, anderes Leben in den Gutshof.

Das Militär.

Grau, wie die Mäuse.

Nicht nur die Remontekommission kam, um die Pferde, die guten, prachtvollen Pferde abzunehmen, sondern der ganze Stab eines Regiments war in das Gutshaus verlegt worden.

Das war ein Kommen und Gehen von Soldaten und Offizieren, ein Melden und Arbeiten bis in die Nacht hinein. Und überall und bei allen die gute, frohe, zuversichtliche Stimmung, die durch die Nachrichten aus dem Westen nur noch gehoben wurde.

Da kam man ja aus dem Knallkümmel gar nicht heraus, wenn man alle die Siege mit Champagner begießen wollte!

„Sie werden's schon auch hier noch erleben, ganz, ganz genau so.“

Und man erlebte es wirklich.

Da kam die Nachricht von einem Zusammenstoß zwischen Deutschen und Russen bei Soldau.

Lag da auf einem der langgestreckten Hügel eine preußische Reiterabteilung, wenige Schwadronen nur.

Dicht hinter ihnen, durch den Hügel gerade noch gedeckt, einige Maschinengewehre, die man der Kavallerie zugeteilt hatte. Da waren von drüben her zwei russische Kavalleriebrigaden gekommen, sehen die Paar Reiterchen und denken sich: „die paar Mann da oben, die essen wir rein zum Frühstück,“ reiten gleich auf sie los, eine Brigade vorn und die andere als Rückhalt hinterher.

Unsere Reiter ihnen entgegen, in voller Karriere, wie die Teufel.

Schon prallen die und der Feind aufeinander, da teilen sich die preußischen Reiter, schwenken, in rasendstem Galopp, die einen nach rechts, die anderen nach links, und die Russen gerade hinein in das Schußfeld der Maschinengewehre!

„Was dann geschah? Na, Kinder, das könnt Ihr Euch denken! In zwei Minuten war die erste Brigade ein wilder, wüster Knäuel von Menschen- und Pferdeleibern; die zweite jagte, aufgelöst und erschüttert zurück und nun unsere Preußen aufgeholt, eingeschwenkt, und die Linie zu einem Haufen zusammengepreßt, daß von den Russen sich keiner mehr rühren konnte, geschweige denn Plempe und Lanze gebrauchen.

Und wir?

Wißt Ihr wie viel wir an Toten hatten?

Digitized by Google

Drei. Und achtzehn Verwundete. Ist's so, oder ist's nicht so, Herr Oberst?"

Es war Paul Braczko, der das mit leuchtenden Augen erzählt hatte und der Oberst bestätigte es. Ja, es waren wundervolle Taten, die unsere Grauen vollbrachten. Waren nicht die Russen, die auf Tilsit vorstoßen wollten bei Coadjuthen mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen worden?

Waren nicht bei Stallupönen Russen und darunter auch die verdammten Kosacken, so zurückgeworfen worden, daß sie auf eine Zeit lang das Wiederkommen vergaßen?

War nicht . . .

Aber was war nicht alles an prachtvollen Waffentaten, an tollen Husarenstückchen und wundervollen Einzelleistungen geschehen?

Überall, wo die Russen sich zeigten, wurden sie zurückgeschlagen, bei Goldap auch in zwei, drei blutigen Treffen, und die Stimmung in Folge dessen ganz ausgezeichnet.

Die Kerls, die Russen sahens jetzt wohl schon ein, mit wem sie's zu tun hatten.

Das war kein Schotter und Kies, über den die russische Dampfwalze zu laufen hatte, sondern harter, im festen Gefüge zusammenhaltender Fels, und da lief sie sich, weiß Gott, eher schartig, als daß sie diesen Fels klein kriegte und zerbröckelte.

Um so unfaßbarer war's, daß mit einemmal der Befehl kam: zurück!"

Alles was Militär war, zurück, und die Bevölkerung sofort den ganzen Kreis räumen. Oder, wo das nicht schnell genug ging, der gute Rat, den Russen, „falls sie kämen," keinen Widerstand entgegenzusetzen, sondern die Häuser zu öffnen und den Russen gegenüber Gastfreundschaft zu üben, denn „der Russe plündert nur geschlossene Häuser".

Was um Himmelswillen, war denn geschehen?

Sind wir geschlagen?

„Gar keine Spur. Wir siegen in einem fort aber . . ." Und der Oberst schmunzelte, „wir siegen uns zurück".

Das sollte der Teufel verstehen.

„Nee", sagte der Oberst. „Das wäre schlimm, wenn der es verstünde, mein lieber Herr von Berg. Die Hauptsache ist, daß Gott es versteht."

Aber der alte Inspektor, der Grundmoser, der doch so vieles verstand, verstand auch das, und wußte es in seiner drastischen Weise auch jedem zu erklären: „wenn ich, mein lieber Paul Braczko, einem eine Ohrfeige geben will, aber eine ganz gehörige, was tue ich dann? sagte er. „Ich hol mit der Hand aus, trete einen Schritt zurück und dann schlag ich zu. Und so, denk ich mir, wird's wohl hier im Krieg auch gemacht werden müssen."

Tatsächlich wurde ein Teil von Ostpreußen geräumt und es begann jene furchtbare Völkerwanderung der Angst und des Elends, die den ersten Teil jener, in ihren Einzelheiten so grauenvollen Flüchtlingstage bildete, die unvergessen in der Geschichte des ostpreußischen Volkes bleiben wird. Es war der erste Abschnitt jener Ereignisse, die aus einem Teile des so schwer heimgesuchten Landes eine Trümmerstätte des Elends machte, die noch rauchend von Feuer und Blut, nicht lange darauf zur Stätte unauslöschbaren, einzig dastehenden Ruhmes werden sollte.

In unabsehbarem Zuge bewegten sich auf allen Straßen und Wegen die Karawanen des Leids.

Fußgänger und Wagen mit kümmerlichem Hausrat und oft mit den unnützesten Dingen bepackt, denn in der Angst geht einem der Sinn für die Notwendigkeiten abhanden. Hinter der Angst her aber gingen die tollsten, wahnsinnigsten Gerüchte. Der Ort und jener und jener andere, standen in Flammen!

„Die Russen hausten wie die Wilden; mordeten, sengten, plünderten und jagten jetzt schon hinter den Flüchtenden her!"

„Die Preußen seien in irgendeiner Schlacht geschlagen worden", kein Mensch wußte allerdings wo und Einige zischelten sogar schreckensbleich das Wort vom Verrat . . . Der aber so was erzählte, kam schön an, denn alles konnte man glauben, nur das nicht. Eines aber war ganz gewiß: man verstand nicht was vorging, nur im Hauptquartier selber herrschte die beste Stimmung und man rieb sich die Hände und freute sich, daß der Feind in die Falle ging.

Auch von dem von Bergschen Gute flüchteten ein paar Leute, aber nicht viele, trotzdem der Gutsherr alle aufgefordert hatte zu gehen.

Digitized by Google

„Warum geht denn der Herr nicht? Wenn der Herr nicht geht, brauchen wir auch nicht zu gehen."

Das war die Logik.

Eine halsstarrige Logik, gegen die nicht aufzukommen war, denn die lag im Charakter der Leute.

Selbst, daß die Flüchtenden von der Gutsherrin Speck und Würste und Brot und Säcke voll Kartoffeln bekamen, verfing nicht. Wer ging, ging, die anderen aber blieben.

Kurt von Berg, der so bei seinen Leuten auf Weigerung stieß, fand bei den Seinen erst Recht einen Widerstand, der ihn einerseits allerdings freute, andererseits aber auch mit banger Sorge erfüllte.

„Gehst du?" hatte Madeline ihn gefragt.

„Nein, Madeline, mein Platz ist hier."

„Und meiner bei dir."

Und dabei blieb es, denn sie war immer noch die Alte geblieben; eine echte, unverbesserliche, auf ihrem Willen und ihrer Meinung fest bestehenbleibende Mertinat.

Aber auch die anderen zwei wollten bleiben und führten denselben Grund an: „wo Ihr bleiben könnt, können auch wir bleiben, und die Gefahr, wenn tatsächlich eine ist, können wir mit Euch teilen. Oder sind wir feiger als Ihr?"

Nein, das waren sie wirklich nicht, also half keine Widerrede, half nichts.

Nur der Braczko, der Paul Braczko, kratzte sich verlegen hinter dem Ohre.

„Weißt du was?" sagte er zu Kurt von Berg, „wenn die schon bleiben, dann, Schwager, nimm mich auch mit in den Kauf.

Unten bei uns, da braucht man mich nicht, da ist mein Onkel, der nimmts allein mit einem Regiment Russen auf, wenn es sein muß; falls aber hier etwas geschieht, na, du verstehst mich doch, dann möchte ich auch lieber dabei sein und mit den Herrn Russen ein Wörtchen reden."

Daß unter den Dagebliebenen selbstverständlich auch der alte Inspektor, der Grundmoser war, das bedarf keiner Worte.

Wenn selbst unter allen anderen die Erde gewankt hätte, diese gute, liebe, prächtige Heimatserde, ihm wankte sie nicht.

Für ihn stand sie vollkommen fest. Stand unerschüttert und unerschütterlich. Und selbst wenn . . . ., dann lieber sterben, als die Heimat verlassen.

Alle die zurück Gebliebenen scharten sich um ihn, um diesen kräftigen, unbeugsam starken Mann, dem nichts seine Ruhe und Zuversicht zu nehmen im Stande war.

Um ihn scharten sie sich, und setzten ihren Stolz darein, auszuharren, bis auf den letzten Mann, bis auf die letzte Minute.

Natürlich blieb auch die alte Marie. Wer sollte denn für die Herrschaft kochen, wenn nicht sie? Und dann, was hatte sie denn von den Russen zu fürchten? Einem so alten Weibe, wie sie war, wird doch niemand was tun!

Aber auch die Dore, das tapfere Mädel erklärte, mit blitzenden und lachenden, ja wirklich, jetzt lachenden Augen, daß sie selbstverständlich auch bleibe. Ihr hatte es ja noch nie so gut auf dem Gutshof gefallen, wie jetzt.

So viele Soldaten hatte sie noch nie zusammen gesehen, und wann die nur konnten, guckten sie durchs Fenster in die Dienstbotenkammer hinein und plauderten und schwatzten und machten ihre Späße, daß einem ganz anders dabei zu Mut werden konnte, und man den eigenen Schatz darüber beinahe vergaß.

Eines schönen, oder vielmehr nicht schönen Tages rückte das Militär aber ab.

Nicht dem Feinde entgegen, wie es der Wunsch und die Hoffnung aller gewesen war, sondern in andere Stellung zurück.

„Meinetwegen. Befehl ist Befehl", sagte der Oberst. „Ich werde mich hüten, mich dagegen zu vergehn und wie der G. einen Rüffel zu kriegen, weil er gesiegt und die Russen geworfen hat. Nein, nein, adieu, oder vielmehr, auf Wiedersehn, denn ich hoffe zuversichtlich, Sie, Herr von Berg und Ihre Damen wiederzusehen. Lieber freilich wäre es mir, Sie verließen den Hof."

Damit aber war nichts zu machen.

Der Inspektor, der Grundmoser sagte gar nichts, nicht ein Wort sagte er. Er preßte nur die Lippen zusammen und gab Befehl, das ganze Vieh in die Koppeln zu treiben.

Ein großes Feuer war da entzündet und die Glut warf in der nächtigen Stunde einen seltsamen Schein auf die, gleich Schatten dahin-

Digitized by Google

huschenden Menschen, die plötzlich von dem grellroten Licht wie mit Blut übergossen waren.

Laut brüllte das Vieh und die Bullen geberdeten sich förmlich wie rasend, denn in dem Feuer lagen zum Glühen gebrachte Eisen, mit denen wurden sie alle gebrannt, um später, wenn ein oder das andere Stück sich wiederfand, als das rechtmäßige Eigentum des Gutsherrn von Berg erkannt zu werden. Denn der Inspektor ließ nicht ein Stück Vieh, auch nicht eines in den Ställen, damit's vielleicht dort den Herren Russen in die Hände fiel!

Nein, nein, lieber sollte das Vieh frei sein. Lieber, wenn's sein mußte, irgendwo verrecken, als den Russen als Speise dienen.

Von drüben her hörte man das Schießen, dumpf und weit, aber immer näher.

Jetzt schlugen unten, in das einst Mertinatsche Gehöft, schon die Granaten ein.

Rauch und lodernde Flammen schlugen empor.

Über dem Gutshof, hoch oben, erscholl ein seltsames Sausen und Brausen. Ein feindliches Flugzeug ist's, das zweifellos die Räumung des Gutshofs entdeckt hat, denn es wendet in weiter, kreisender Schleife und das Geschützfeuer hört mit einem Mal auf. Dafür stürzt kurze Zeit später einer der Knechte atemlos zu dem Gutsherrn hin: „die Russen kommen, die Russen!"

„Fliehen! fliehen! fort, um Himmels willen, fort!" Einige der jetzt Verzagenden wollten allerdings das Heil, jetzt wo es zu spät war, in der eiligen Flucht versuchen. Die Gutsherrschaft aber blieb.

Herr von Berg ging den anrückenden Russen sogar entgegen.

Da sprengten sie schon über den Hof. Ein Jessaul, ein Rittmeister, voran. Ihm zur Seite ein Leutnant und ein Kornett. Hintennach die ganze Rotte. Wilde, verwegene Kerls.

Herr von Berg trat grüßend, wie sich's Gästen, selbst ungebetenen Gästen gegenüber geziemt, höflich grüßend entgegen.

„Es steht Ihnen und Ihren Leuten hier selbstverständlich alles, was wir bieten können und müssen, zur Verfügung, nur bitte ich Sie, daß Ihre Leute mein Gut als meines achten und schützen. Mein Name ist Freiherr von Berg."

„Bobriloff. Iwan Michailowitsch Bobriloff", nannte auch der Rittmeister, der ein Weltmann war, seinen Namen. „Und was Ihre Bitte betrifft, so ist sie eine Selbstverständlichkeit. Wir sind Soldaten, Herr Baron, und keine Räuber. Nur einige Signalfeuer muß ich sofort anzünden, das ist mein Befehl, und da werden wohl, so leid es mir tut, einige Mieten draufgehen müssen. Aber das ist der Krieg. Absitzen!" wandte er sich an seine Truppe, „und daß mir von euch Kerls keiner sich untersteht, etwas zu nehmen. Geplündert wird nicht. Sie, Kornet, stehen mir persönlich dafür ein."

Dann schritt er mit dem Leutnant und dem Gutsherrn dem Gutshause zu. Dort standen die drei Schwestern, blaß, aber gefaßt und hielten sich umschlungen.

Als Frau Madeline ihren Mann so friedlich mit den feindlichen Offizieren herankommen sah, atmete sie hoch auf und ging den dreien entgegen.

„Willkommen kann ich Sie nicht heißen, Herr Rittmeister," sagte sie, „aber ich kann Sie nur versichern, daß Sie und Ihre Leute alles erhalten werden, was Sie verlangen dürfen."

„Dieselbe Zusicherung hat mir schon Ihr Herr Gemahl gemacht," gab der Jessaul zur Antwort, „und ich denke, Sie werden sich weder über mich, noch über meine Leute zu beklagen haben, obwohl freilich die Mannszucht nicht ganz so groß wie bei Ihnen ist. Darf ich mir gestatten?" fragte er und reichte ihr seinen Arm.

Sie schüttelte mit dem Kopfe. „Ich bin eine Preußin", sagte sie und lehnte damit in nicht mißzuverstehender aber freundlich lächelnder Weise ab.

Er biß sich auf die Lippen.

Dann lächelte auch er.

„Ich wußte nicht, daß wir auch gegen Frauen kämpfen", sagte er und trat mit dem Leutnant in das Haus ein.

Wie so viele gebildete Russen, sprachen beide, er und der Leutnant, ein ziemlich fließendes Deutsch. Nur der Kornett, der sich später zu ihnen gesellte, verstand kein Wort. Um so beredter aber waren seine Augen, die erst in dem ganzen Raume herumgingen, dann aber mit einem Ausdrucke der Bewunderung, der Paul Braczko gar nicht paßte, an Georginne haften blieb.

Digitized by Google

Die Mahlzeit, die den feindlichen Gästen aufgetischt wurde, war reich, wie jede ostpreußische Mahlzeit ist, und auch an Wein und dem landesüblichen Schnaps wurde nicht gespart.

Diesem sprach der Kornett ganz besonders zu, so daß seine Augen bald mehr zu verraten begannen, als Paul Braczko und der Mertinatschen Georginne lieb sein mochte, die den heißen, roten Blicken des Kornett — denn so nennen die Russen diese unverschämt starrenden Blicke — mehr als einmal mit ihren eisigen, ruhigen, kalt und verächtlich strafenden begegnen mußte.

In Paul Braczko kochte die Wut, und das merkte der Jessaul und kippte das Glas des Kornetts um und sagte: „Es dürfte besser für Sie sein, Sie suchen die frische Luft auf, Kornett Dragumiroff; haben Sie verstanden, ja, oder nein?"

„Ich . . . ich . . ."

„Paschol!" schnitt aber der Rittmeister jede Bemerkung ab, und taumelnd stand der Kornett auf und torkelte hinaus.

Draußen aber verzog sich sein Mund zum bösen, haßvollen Grinsen und er ballte seine Faust gegen die Tür und drohte damit: „warte, du mein Seelchen, warte du nur!"

In demselben Augenblicke entstand unten in der Gesindestube ein Lärm. Schreie wurden gehört, mit den Kolben wurde an die Tür geschlagen, um sie zu erbrechen und russische Soldaten suchten durch sie und durchs Fenster in die Gesindestube zu dringen.

Einer der jungen Stallburschen stürzte schreckensbleich in den Speisesaal. Die alte Marie ebenso fassungslos hinterdrein.

„Herr, Herr, die Russen!" . . .

„Was ist mit den Russen?" fragten der Rittmeister und Herr von Berg wie aus einem Munde, und sprangen ebenso auf wie Paul Braczko schon längst aufgesprungen war.

„Sie, sie brechen ins Haus ein, sie . . ., sie . . ."

Aber sie kamen gar nicht zum Ausreden, denn schon waren der Rittmeister und der Leutnant unten. Beide hatten — war es instinktiv oder gewohnheitsmäßig? — nach ihren Reitpeitschen gelangt.

Sie kamen gerade in dem Augenblicke unten an, als die Tür, die schon in allen Fugen gekracht hatte, unter dem Zetergeschrei der in Todesangst befindlichen Mägde einbrach und die Russen sich wie die Tiere in den Gesinderaum drängten.

Durch Tür und Fenster kamen sie gleichzeitig, da aber sausten auch schon die Peitschen des Rittmeisters und die des Leutnants auf sie nieder.

Oh, ihr Hundesöhne, ihr verdammten! Ist das der Befehl, den ich euch gegeben habe? Benimmt sich so ein Russe? Benimmt sich so ein Kosak, den man gastfreundlich aufnimmt? Wassil Wassiliewitsch, wo ist die Nagaika? Willst du wohl in die Kerle hineinschlagen, oder willst auch du mit meiner Peitsche Bekanntschaft machen, du Sohn einer elenden Mutter?!"

Und weiter klatschten die Peitschenhiebe auf die Soldaten nieder, die sich bückten und scheu an den beiden Offizieren und dem Wachtmeister, fast in sich geduckt, vorüber zu kommen suchten, und wenn ein Peitschenhieb sie noch traf, mit einem „o boze!" „o Gott!" den Schlag quittierten und den Saum des Uniformrockes zu erfassen suchten und küßten.

Im Nu war die Gesindestube geräumt; nur die, jetzt erst recht zitternden Mägde blieben, angstvoll in eine Ecke des Raumes zusammengedrängt, stehen.

Der Rittmeister aber wandte sich lachend an Braczko und Herrn von Berg, die auch mit nach unten gerannt waren, und sagte, sich mit der Peitsche den Staub von den hohen Juchtenstiefeln klopfend:

„Sehen Sie, das ist unsere Disziplin, davon haben Ihre Truppen gar keine Ahnung."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Walzerkönig / Roman von Freiherr von Schlicht

6. Fortsetzung.

Diese Beweisführung war eigentlich gar keine, Otti hörte sie deshalb im stillen auch nur belustigt mit an, und auch Orla schien von der nicht ganz überzeugt zu sein, wenigstens meinte sie nur: „Ich will dir wünschen, Onkel, daß du recht behältst, damit du an deinem Schützling keine Enttäuschung erlebst. Nun aber wollen wir dieses Thema ruhen lassen, es wird ohnehin Zeit, daß Otti und ich in die Wohnung gehen, damit die Handwerker endlich fertig werden, denn ewig können wir hier im Hotel doch nicht wohnen bleiben."

„Ewig gewiß nicht", stimmte Herr von Rodenhausen ihr bei, aber vorläufig ist ja an eine Übersiedlung nicht zu denken, wenigstens solange nicht, wie es in meinem Herrenzimmer noch derartig nach Kleister riecht. Ich weiß, mein Geruch ist nicht allzu fein, in der Hinsicht bin ich von der Natur etwas stiefmütterlich bedacht, aber den Kleister rieche ich doch, und ausgerechnet den kann ich um den Tod nicht riechen."

In Wirklichkeit hatte Herr von Rodenhausen gar keine Ahnung davon, wie Kleister roch, er hätte deshalb auch ruhig schon heute in die neue Villa übersiedeln können, aber trotzdem, oder gerade deshalb hatte er im stillen frohlockt, als die Gesellschafterin von diesem Geruch erzählte. Er fühlte sich hier im Hotel außerordentlich wohl, schon deshalb, weil er mit seinen Mädels täglich wenigstens eine Mahlzeit mit Frau von Mellendorf und deren Tochter zusammen einnahm. Auch den Abend verbrachten sie, wenn sie nicht eingeladen waren, häufig zusammen im Theater, im Lichtspielhaus oder sonst irgendwo. Und dieses Zusammenleben gefiel ihm, schon weil ihm Frau von Mellendorf nicht nur immer mehr und mehr, sondern sogar so gut gefiel, daß er gar nicht an den Tag denken mochte, an dem er aus dem Hotel ausziehen sollte. Solange es irgend ging, wollte er hier bleiben, und aus diesem Gedankengang heraus sagte er jetzt noch einmal: „Das Meiste kann ich glücklicherweise überhaupt nicht riechen, ich sage glücklicherweise, denn es gibt mehr schlechte als gute Gerüche, aber trotzdem, Kleister, dagegen sträubt sich meine Nase meterhoch."

„Das möchte ich mal sehen, wie deine Nase das in Wirklichkeit macht, Onkel," meinte Otti belustigt, „aber ganz so schlimm, wie Fräulein von Oberbeck es schilderte, wird es wohl nicht sein. Wir wollen nachher gleich mal für dich Probe riechen, denn schließlich sehnt man sich doch danach, endlich wieder in Ordnung zu kommen und nicht fortwährend aus dem Koffer zu leben."

Orla stimmte ihr lebhaft bei, wenn auch aus anderen Gründen. Die sah es immer deutlicher, welchen Gefallen ihr Onkel an Frau von Mellendorf fand. Auch Otti hatte das natürlich längst bemerkt, aber die nahm das nur von der humoristischen Seite und pflegte stets zu sagen: „Aber Orla, du glaubst doch nicht, daß der Onkel sich noch einmal ernstlich verlieben und gar wieder an das Heiraten denken könne? Er ist ja zwar noch in dem besten Alter, aber ich halte das trotzdem für ganz ausgeschlossen"

Aber Orla dachte darüber wesentlich anders. Sie, die den Onkel noch viel besser kannte als Otti, weil sie für keine anderen Männer Interesse hatte, sah es deutlich voraus, daß Herr von Rodenhausen sich bald in Kasimirs Mutter verlieben würde. Vorläufig empfand er für die wohl noch nichts anderes, als eine herzliche Zuneigung, aber dabei würde es auf die Dauer nicht bleiben, und was dann? Sollte der Onkel wirklich wieder heiraten, dann hatten sie und Otti später in seinem Hause keinen Platz mehr, wenigstens würde sie selbst nie wieder zu ihm auf Besuch kommen, und das würde ihr sehr fehlen. Aber doch war das noch nicht das schlimmste, was kommen konnte. Was dann, wenn ihr Onkel sich ernstlich in Frau von Mellendorf verliebte, und wenn diese seine Liebe nicht erwiderte, wenn die ihm, wenn auch in zartester Weise, einen Korb gab? Diese Kränkung und diese Demütigung mußte ihm erspart bleiben, denn Orla wußte, er würde unter einer Abweisung körperlich und seelisch außerordentlich leiden, weil er, dieser auffallend schöne und sehr

Digitized by Google

befähigte Mensch sich, ohne eitel zu sein, seines Wertes wohl bewußt war.

Aus all diesen Gründen war es das beste, sobald wie möglich in die Villa zu übersiedeln. Aber wie den Onkel schon jetzt aus dem Hotel heraus bekommen? Noch dazu, wo sein zukünftiges Wohnzimmer derartig nach Kleister roch? Ihr persönlich war das bisher allerdings noch nie aufgefallen, und ob Fräulein von Oberbecks Nasennerven sich nicht da etwas allzu empfindlich erwiesen, mußte die Zukunft lehren. Davon wollte sie sich jetzt selbst überzeugen, aber selbst, wenn die Gesellschafterin recht hatte, mußte wenigstens der Versuch gemacht werden, Herrn von Rodenhausen zu veranlassen, die Villa zu beziehen. Und ging der nicht freiwillig aus dem Hotel heraus, dann brauchte man eben Gewalt oder eine kleine List.

Und mit einemmal wußte sie auch welche. Orla mußte an sich halten, um nicht fröhlich aufzulachen. Die Idee war so unglaublich einfach, gewiß, alles war verloren, wenn der Onkel nicht auf die Komödie hineinfiel, die sie ihm da vormachte, aber der würde schon hineinfallen.

So drängte Orla denn schnell zum Aufbruch, und die beiden jungen Damen verabschiedeten sich, nachdem Herr von Rodenhausen auf Orlas Frage, wie er sich die Zeit nun allein vertreiben würde, erklärt hatte, er würde hier im Zimmer bleiben, ein paar Briefe schreiben und etwas in die Zeitungen sehen. Ausgehen würde er auf keinen Fall.

Das hatte Orla nur wissen wollen. So brach sie mit der Schwester zusammen auf und setzte der unterwegs alles, was sie beschäftigte, auseinander. Aber auch jetzt gelang es ihr nicht, Otti zu überzeugen. „Du siehst wirklich zu schwarz, Orla, und du malst uns eine sogenannte Stiefmutter an die Wand, ohne daß vorläufig auch nur die Wand da wäre." Aber dem, was Orla sich sonst ausgedacht hatte, stimmte sie lebhaft bei, schon weil es sich um einen lustigen Streich handelte, und weil sie mehr als neugierig war, ob ihnen der gelingen würde. Allerdings brauchten sie dazu auch die Hilfe von Fräulein Oberbeck. Na, die würden sie nicht lange zu bitten brauchen, denn die sehnte sich schon längst aus dem Hotel fort.

Aber als die beiden jungen Mädchen dann die Villa erreicht und ihre Gesellschafterin in den Plan eingeweiht hatten, fiel diese vor Entsetzen beinahe um: „So soll ich lügen? Das kann ich ganz einfach nicht, und glauben Sie beide denn wirklich, daß Herr von Rodenhausen mir glauben würde? Selbst wenn er unseren Worten traute, er braucht doch nur meine Nase anzusehen, um gleich zu wissen, wie wir ihn täuschten. Ich habe vorhin mit dem Tapezierer gesprochen, der mit seinen Leuten noch hier im Hause ist. Er verbürgt sich dafür, daß der Geruch über kurz oder lang von selbst verschwinden wird. Aber er sagte, ob das noch drei Tage oder drei Wochen dauern würde, das wisse auch er nicht."

„Vielleicht noch drei Wochen!" rief Orla entsetzt. „Nein, mein liebes Fräulein von Oberbeck, das geht unmöglich. Es ist völlig ausgeschlossen, daß wir noch solange im Hotel bleiben, da müssen Sie schon heute helfen."

Fräulein von Oberbeck zog noch einmal mit ihrer Nase den beinahe unerträglichen Geruch ein, dann schüttelte sie den Kopf: „Es ist einfach unmöglich, zu einer solchen Täuschung gebe ich mich nicht her."

Und doch wußte sie selbst, daß ihr der Widerspruch nichts nützen würde. Sie war weiches Wachs in den Händen von Otti und Orla, an denen sie mit rührender Liebe hing, und denen sie jeden, aber auch jeden Gefallen tat. So ließ sie sich auch schließlich erweichen, und machte sich, nachdem sie genaue Instruktion erhalten und versprochen hatte, ihre Rolle so gut wie nur irgendmöglich zu spielen, auf den Weg. Aber schon an der Tür wandte sie sich noch einmal um: „Aber was dann, wenn die Tapezierer und die anderen Handwerker uns verraten und Herrn von Rodenhausen die Wahrheit gestehen?"

„Das brauchen Sie nicht zu befürchten, liebes Fräulein von Oberbeck", beruhigte Orla sie. „Ich werde inzwischen die Leute in das Gebet nehmen und einem jeden einen blanken Taler versprechen, wenn sie uns helfen. Warten Sie es nur ab, die werden uns den Spaß nicht verderben."

„Dann also mit Gott", meinte Fräulein von Oberbeck als gute Christin, obgleich sie sich

Digitized by Google

eigentlich schämte, für diesen Streich Gottes Hilfe anzurufen.

Gleich darauf verließ sie das Haus und rief das erste Automobil an, das leer angefahren kam, ließ sich aber nicht bis vor das Hotel selbst fahren, sondern stieg schon vorher aus und legte die letzte kurze Strecke so schnell sie nur konnte, zu Fuß zurück. Im Hotel benutzte sie auch nicht den Fahrstuhl, sondern stürmte die Treppen hinauf, als seien alle bösen Geister hinter ihr her, und so gelang ihr der erste Teil. Als sie bei dem Wohnzimmer anklopfte und auf das „herein" näher trat, war sie derartig außer Atem und sah so erschöpft aus, daß Herr von Rodenhausen, von seinem Platz aufspringend, sie erstaunt und erschrocken zugleich fragte: 'Aber mein liebes Fräulein von Oberbeck, was ist denn geschehen? Wie sehen sie nur aus?"

Anstatt gleich zu antworten, schnappte Fräulein von Oberbeck ein paarmal nach Luft, dann meinte sie: „Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen, Herr von Rodenhausen, mir fehlt nichts. Ich bin nur den ganzen Weg von der Villa bis hierher sehr schnell gegangen. Die Elektrische war überfüllt, ein Auto war wie immer, wenn man es braucht, nicht zu haben, dazu die Erregung über das Wunder, das ich nicht fassen kann. Ich stehe einem Unbegreiflichen gegenüber. Ich bin an mir selbst, vor allem aber an meiner Nase irre geworden. Auf die konnte ich mich sonst verlassen, wie ein Seemann sich auf seinen Kompaß, und nun weiß ich nicht mehr, ob die noch richtig funktioniert oder nicht. Deshalb bin ich hierher geeilt, um Fräulein Orla und Otti zu bitten, jetzt gleich mit mir in die Villa zu kommen und nicht etwa vorher noch Besorgungen zu machen."

Herr von Rodenhausen verstand von dem, was er da zu hören bekam, nicht allzu viel, so meinte er: „Den Weg hätten Sie sich sparen können, Fräulein von Oberbeck, die beiden Mädels sind schon vor einer Viertelstunde oder noch länger fortgegangen und müssen jeden Augenblick in der Villa eintreffen, wenn sie nicht schon da sind."

„Ach du meine Güte, wenn ich das gewußt hätte, wäre ich natürlich dort geblieben und hätte auf die beiden gewartet," jammerte Fräulein von Oberbeck anscheinend ganz entsetzt, „na, da will ich mich nur wieder auf den Weg machen und nur hoffen, daß Fräulein Orla und Otti auf mich warten und nicht gleich wieder weggehen, weil sie mich nicht antrafen, denn wenn ich die nicht finde, bin ich wieder genau so klug wie vorher."

„Aber in welcher Hinsicht denn nur?" erkundigte sich Herr von Rodenhausen. „Um was handelt es sich denn eigentlich?"

„Um ein Wunder", gab Fräulein von Oberbeck zur Antwort. „Ich hätte nicht geglaubt, daß auch heute noch Wunder geschehen. Und doch ist dem so. Sie werden sich vielleicht erinnern, daß ich noch bei dem Frühstück oder gleich hinterher von dem geradezu unerträglichen Kleistergeruch in dem Herrenzimmer der Villa erzählte, und als ich nun vorhin die Villa betrat, empfing mich der Tapezierer mit der Nachricht, es sei ihm gelungen, den Geruch zu vertreiben. Natürlich lachte ich den Mann aus, aber als ich das Zimmer betrat, hatte er doch recht. Der Geruch ist verflogen, einfach zum Fenster hinaus, und so viel ich auch herumroch, ich roch nichts mehr, nicht das geringste, und nun weiß ich nicht, hat der Tapezierer mir das einsuggeriert, daß es nicht mehr riecht, oder riecht es wirklich nicht mehr. Ich bin an meinem Kopfe und an meiner Nase schon ganz irre geworden."

Was Herr von Rodenhausen da zu hören bekam, war absolut nicht nach seinem Sinn. Hatte der Tapezierer mit seiner Behauptung recht, dann würden seine Mädels ihm keine Ruhe mehr lassen, dann hieß es für ihn vielleicht schon morgen, spätestens übermorgen in die Villa zu übersiedeln, in der die Gardinen schon längst angebracht und in der die Möbel in den letzten Tagen aufgestellt worden waren. Auch die Küche war schon in Ordnung, und in der hantierte bereits die Köchin, die er sich, ebenso wie die beiden Stubenmädchen, aus Berlin mitgebracht hatte. Der Auszug aus dem gelobten Lande, das in diesem Falle der „Fürstenhof" hieß, drohte. Aber er wollte noch nicht ausziehen, er wollte noch in der nächsten Nähe der Frau von Mellendorf bleiben, und so sagte er denn nun: „Was der Tapezierer Ihnen da erzählt hat, Fräulein Oberbeck, ist natürlich Unsinn, der Mann glaubt vielleicht, sich dadurch ein besonderes Trinkgeld zu verdienen, daß er

Digitized by Google

Ihnen ein solches Ammenmärchen erzählte. Und wenn Sie selber nichts mehr gerochen haben, wer weiß, woran das liegt. Vielleicht ist es tatsächlich eine Suggestion, oder Sie haben sich die Nase erkältet, haben eine vorübergehende Lähmung der Geruchsnerven oder etwas Ähnliches. Sicher werden Orla und Otti Sie sehr schnell davon überzeugen, daß Sie sich irrten und daß der Tapezierer Ihnen etwas vorschwindelte."

„Das hoffe und glaube ich ja auch," stimmte Fräulein von Oberbeck ihm bei, „aber was dann, wenn ich Fräulein Orla und Otti nicht mehr antreffe?"

„Ja, was dann?" wiederholte seinerseits Herr von Rodenhausen, bis er die Antwort gab, die er geben sollte und mußte, damit Orlas Plan auch gelang. Er erklärte jetzt: „Wissen Sie was, Fräulein von Oberbeck, das einfachste wird es sein, wenn ich Sie in die Villa zurückbegleite. Da kann ich mich mit meiner eigenen Nase davon überzeugen, wie die Sachen stehen. Auch sonst schadet es nichts, wenn ich mich mal selbst darum kümmere, was die Handwerker treiben, und wenn ich die Beaufsichtigung der Leute nicht allein Ihrer Liebenswürdigkeit überlasse. Wenn Sie mich also bitte fünf Minuten entschuldigen wollen, kann die Reise losgehen."

Kaum fünf Minuten später ging die auch wirklich los, natürlich im Auto, und während Herr von Rodenhausen sich wie immer bemühte, Fräulein von Oberbeck in liebenswürdigster Weise zu unterhalten, wurde diese immer stiller und stiller, je mehr man sich der Villa näherte. Sie hatte ein mehr als schuldbeladenes Gewissen und immer wieder sagte sie sich: die Sache kann nicht gut gehen. Und bei dem Gedanken, was dann kommen würde, fühlte sie sich einer Ohnmacht nahe.

Und das Unglück schien noch eher kommen zu sollen, als sie befürchtete, denn kaum hatte Herr von Rodenhausen mit ihr zusammen das Haus betreten, da steckte er schon witternd die Nase in die Luft und dem Gehege seiner Zähne entfuhr ein halb entsetztes, halb verwundertes „Nanu, das soll hier nicht mehr riechen? Es riecht ja sogar fürchterlich!" Ja, es roch, es roch um so stärker, als man sich dem Herrenzimmer näherte, in dem die Verschworenen den Oberberiecher erwarteten. Orla hatte, am Fenster stehend, die Ankunft des Autos abgewartet, und als das vorfuhr, als Anstifterin des Ganzen „Gruppe" kommandiert. Und die Gruppe stand mitten im Zimmer und lächelte stolz und siegesgewiß. Ein Gesicht war noch vergnügter als das andere, „Stück für Stück 'nen Taler, wie auf dem Jahrmarkt" dachte Fräulein von Oberbeck. Und nun riefen Orla und Otti fast gleichzeitig aus: „Na Onkel, was sagst du jetzt?" Und der Tapezierer rief ihm zu: „Nicht wahr, Herr Hauptmann, das hätten Sie nicht für möglich gehalten, daß ich den Geruch so schnell vertreiben könnte?" Und die Arbeiter riefen: „Das war aber auch keine kleine Arbeit, gnädiger Herr. Extra dafür was zu fordern, haben wir natürlich nicht das Recht, aber wenn uns der gnädige Herr trotzdem eine Extravergütung zugute kommen lassen wollten, würden wir natürlich nicht so unbescheiden sein, die auszuschlagen."

Die Gruppe stand mitten im Zimmer und lächelte stolz, glücklich und siegesgewiß. Vor der Gruppe aber stand Herr von Rodenhausen und roch. Er roch und es roch.

Es roch fürchterlich, und wieder entfuhr dem Herrn Hauptmann ein „Nanu!"

Der hatte ja in Wirklichkeit keine Ahnung davon, wie Kleister roch, dennoch aber war er fest entschlossen gewesen, diesen Geruch hier zu finden, schon um noch länger im Hotel bleiben zu können. Ihm war auch so, als ob es tatsächlich etwas röche. Dann aber blickte er wieder auf seine beiden Mädels und auf die Handwerker. Warum freuten die sich so, wenn die keinen Anlaß hatten, vergnügt zu sein? Darauf, daß man ihm hier einen Streich spielte, kam er gar nicht, so schnüffelte er denn weiter mit der Nase in der Luft herum. Aber das nicht allein, um seiner Sache auch sicher zu sein, ging er in die Nebenzimmer und verglich die dortige Luft mit der Luft in seinem Herrenzimmer, den einen Geruch mit dem anderen, und wenn er sich auch noch so sehr dagegen sträubte, wenn er es auch nicht eingestehen wollte, er mußte es tun, wenn er ein anständiger, ehrlicher Mensch bleiben und die anderen nicht belügen wollte, und so meinte er denn schließlich: „Hier scheint sich wahrhaftig ein Wunder zugetragen zu

Digitized by Google

haben, denn selbst ich rieche nicht mehr das geringste."

Es war nur gut, daß Orla den Handwerkern den Taler noch nicht gab, sondern ihnen den nur unter der Bedingung versprochen hatte, daß sie nicht laut auflachen würden, wenn ihr Onkel auf den frommen Betrug hineinfiel, denn sonst hätten die vor Vergnügen nun doch wohl hell aufgewiehert. Jetzt aber behielten sie nur ihren lächelnden Ausdruck bei, der sich in ein frohes Grinsen verwandelte, als Herr von Rodenhausen in die Tasche griff, um ihnen ein Trinkgeld auszuhändigen, bis er sich gleich darauf, nicht in der besten Laune, wieder verabschiedete, denn er wußte, nun war sein Schicksal besiegelt, nun mußte er hier einziehen.

Seine beiden Mädels hatten seinen Vorschlag, ihn zu begleiten, unter dem Vorwande abgelehnt, sie hätten hier noch viel zu tun, und das hatten sie wirklich, sie wollten und sie mußten sich auslachen, und sie konnten das mit um so besserem Gewissen tun, als der Tapezierer ihnen schwor, der Geruch würde sehr bald von selbst vergehen, wenn erst ordentlich in der Wohnung geheizt würde.

Die Handwerker wollten sich totlachen, auch Orla und Otti lachten fröhlich vor sich hin, aber als sie sich endlich an Fräulein von Oberbeck wenden wollten, war die verschwunden.

„Fräulein von Oberbeck, wo stecken Sie denn nur?" riefen Orla und Otti gleichzeitig, und als sie keine Antwort erhielten, gingen sie suchend durch die anderen Räume, irgendwo mußten sie ihre Gesellschafterin doch finden.

Aber sie fanden und fanden sie nicht, bis schließlich aus einem verschlossenen Zimmer klagende und jammernde Töne an ihr Ohr drangen.

Ganz erschrocken sahen sie einander an, bis sie sich gegenseitig zuriefen: „Die Ärmste, das haben wir nicht gewollt."

Nein, das hatten sie wirklich nicht gewollt, aber nun, da es soweit war, konnten sie es bei dem besten Willen nicht mehr ändern. Fräulein von Oberbeck hatte den scharfen, süßlichen Kleistergeruch mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft ertragen, solange Herr von Rodenhausen zugegen war. Kaum aber war der gegangen, da hatte sie die Übelkeit, die in ihr aufgestiegen war, nicht länger beherrschen können. Sie hatte sich zurückgezogen und brach dort in immer neue Klagen aus.

* * *

Es war ganz anders gekommen, als Horst es sich damals vornahm, und als er es sich dachte. Er hatte sich geschworen, seinem Freunde Kasimir das Genick umzudrehen, weil der ihm einen solchen Streich gespielt habe. Statt dessen hatte Kasimir den Spieß umgedreht und Horst gefragt, wie er dazu käme, ihm eine solche Niederträchtigkeit zuzutrauen. Zuerst meinte Kasimir es mit seinen Worten allerdings nicht allzu ernsthaft, am Anfang hatte ihn Horsts Verdächtigung eigentlich nur belustigt, er hatte sogar darüber gelacht, aber je länger er darüber nachdachte, desto mehr nahm er es Horst übel, daß der ihm, wenn auch nur vorübergehend, einer solchen Tat für fähig halten könne. Die einst so herzliche Freundschaft bekam einen bösen Knacks, das auch deshalb, weil Kasimir es Horst nicht verzeihen konnte, daß der sich von seinem Hauptmann hatte breitschlagen lassen, und daß der nun tatsächlich bei seinen Büchern saß und darauflos büffelte. Das hätte Horst ihm unter gar keinen Umständen antun dürfen. Wie manchen Abend und wie manche Nacht hatten sie nicht zusammen verbummelt, wie manchen lustigen, übermütigen Streich nicht zusammen ausgeheckt und durchgeführt. Und nun sollte er, Kasimir, das allein besorgen? Gewiß, es gab ja auch noch andere Kameraden, aber mit keinem war er so intim wie mit Horst, und vor allen Dingen befand auch der sich stets in der angenehmen Lage, Geld zu haben. An dem Kostenpunkt war bei ihnen beiden noch nie etwas gescheitert.

Kasimir befand sich in einer sehr verdrießlichen und gereizten Stimmung, das aber auch noch aus anderen Gründen. Die hübsche Schauspielerin, seine neueste Freundin, auf deren Eroberung er sich noch vor kurzem soviel einbildete, hatte ihm den Laufpaß gegeben, und er konnte das nicht einmal übelnehmen, denn er hatte sie in der letzten Zeit wirklich sehr vernachlässigt, wenn auch nicht durch seine Schuld. Er war ganz gewiß kein allzu tugendhafter Mensch, und er genoß die Freuden dieses Lebens wo und wie sie sich ihm boten, er hatte,

Digitized by Google

selbstverständlich immer innerhalb der Ehrenhaftigkeit, ein ziemlich weites Gewissen, aber trotzdem ohne das Küssen ging es doch nun einmal nicht.

Seine Mutter und Thekla waren ihm in vieler Hinsicht sehr im Wege, aber die dachten trotzdem anscheinend gar nicht daran, in den nächsten fünfundzwanzig Jahren wieder abzureisen. Die fühlten sich sehr wohl, seiner Mutter bekam sogar das rauhe Klima, wenigstens vorläufig, ausgezeichnet, Thekla amüsierte sich auf den Gesellschaften auf das allerbeste, und er würde sich gar nicht gewundert haben, wenn seine Mutter ihm eines Tages erklärte: „Du, Kasimir, ich habe es mir überlegt, ich verkaufe die Klitsche und ziehe zu dir hierher in die Stadt." Nein, seine Mutter dachte nicht an die Abreise, dafür schien sie aber auch glücklicherweise nicht mehr daran zu denken, daß er heiraten müsse, wenigstens sprach sie nie mehr davon. Entweder hatte sie diesen verbrecherischen Plan längst wieder aufgegeben, oder sie lebte in dem Glauben, die Sache zwischen ihm und Orla, der er nach wie vor mit der größten Aussichtslosigkeit den Hof machte, würde auch ohne ihre Mitwirkung zustande kommen, oder aber —

Und dieses letzte „oder aber" wollte ihm absolut nicht in den Sinn, trotzdem er gewissermaßen der geistige Vater dieses Gedankens gewesen war. Dieses letzte „oder aber" lautete nämlich: oder aber meine Mutter hat soviel an sich selbst und an Herrn von Rodenhausen zu denken, daß sie darüber glücklicherweise ganz vergißt, was sie hierher geführt hat.

Mehr als einmal lag es ihm auf der Zunge, mit seiner Mutter darüber zu sprechen, ob sie sich wirklich vorstellen könne, daß sie noch einmal wieder heirate, aber er schwieg dann doch, weil er das Thema etwas zu heikel fand, und weil er seiner Mutter, falls sie Herrn von Rodenhausen lieben sollte, dieses Glück nicht stören durfte. Das auch schon deshalb nicht weil er bereits vor Wochen für seine Mutter als Hochzeitsgeschenk das teure Meißner Geschirr kaufte. Was sollte er mit dem anfangen, wenn seine Mutter nicht heiratete? An sich selbst hatte er bei dem Kauf ganz gewiß nicht gedacht, nicht einmal an Thekla. Na und ob die hier überhaupt einen Mann finden würde, erschien ihm ziemlich zweifelhaft. Gewiß, man machte ihr den Hof, aber doch nicht mehr, als es die Höflichkeit erforderte. Man vernachlässigte sie in keiner Weise, aber man zeichnete sie auch nicht besonders aus. Man tanzte mit ihr, aber man riß sich nicht um die Gunst, mit ihr tanzen zu dürfen. Es war für ihn klar, Thekla fiel durch ihre Erscheinung etwas gegen die anderen jungen Damen der Gesellschaft ab, namentlich gegen Orla und Otti. Das tat ihm seiner Schwester wegen aufrichtig leid, obgleich die selbst es gar nicht zu empfinden schien, daß sie nicht allzu sehr gefeiert wurde. Aber trotzdem hätte er gewünscht, daß Horst sich seiner Schwester solange nach allen Regeln der Kunst angenommen hätte, bis er sich in sie verliebte. Aber darauf war nun nicht mehr zu zählen, der traf mit Thekla des Abends nur noch flüchtig auf den Gesellschaften zusammen, der kam gar nicht mehr wie früher zum Frühstück oder zum Nachmittagsthee zu seiner Mutter in das Hotel.

Nein, Horst hatte aufgehört, Theklas Kurmacher zu sein, bevor er es überhaupt geworden war. Na, und daß er den braven Kammler bei seinem Liebeswerben unterstützte, verlangte der doch wohl nicht im Ernst von ihm. Und doch fing Kammler an, ihm auf die Nerven zu gehen, denn der versuchte sich bei ihm beliebt zu machen und hatte, allerdings ohne sich irgendwie aufzudrängen, sichtbar den Wunsch, ihm der Freund zu werden, der Horst ihm früher gewesen war. An und für sich hatte er ja gegen Kammler auch nichts einzuwenden, aber trotzdem, der konnte ihm Horst nicht ersetzen und daß der jemals sein Schwager werden solle, wollte ihm schon aus finanziellen Gründen nicht recht in den Sinn.

Wenn Kasimir alles zusammen nahm, was ihn beschäftigte, so hatte er nach seiner gewissenhaften Überzeugung mehr als ein Dutzend Gründe, um seines Lebens nicht mehr froh zu werden. Er kam aus dem Ärger gar nicht mehr heraus und heute morgen hatte es bei dem Dienst auf dem Kasernenhofe noch einen großen Extraärger gegeben. Sein Hauptmann war unerwartet erschienen, um sich einmal wieder davon zu überzeugen, in welcher Weise er das Exerzieren mit den alten Mannschaften abhielt und der hatte sich davon überzeugen

Digitized by Google

müssen, daß er, Kasimir, sich gar nicht um die Kerls kümmerte, sondern daß er seinen eigenen Gedanken nachhängend, auf dem Kasernenhofe spazieren ging und daß sein Interesse, das er für den Dienst zeigte, nur darin bestand, daß er alle fünf Minuten nach der großen Uhr über dem Portal sah, um sich davon zu überzeugen, wann dieser Dienst denn nun eigentlich zu Ende sei. Da hatte sein Hauptmann ihn sich vorgenommen, sogar in einer stillen Ecke. Viel Freundlichkeit hatte er da nicht zu hören bekommen und alles, was er sich sagen lassen mußte, hatte ihn um den Rest seiner gar nicht vorhandenen guten Laune gebracht.

Nun ging er in das Kasino, um dort im Kreise der Kameraden bei einem guten Frühstück wieder neuen Lebensmut zu schöpfen, aber als er das Frühstückszimmer betrat, fand er es leer. Nur an der äußersten Ecke der langen Tafel saß der kleine Junker, der bei seinem Eintritt sofort aufsprang und eine stramme Haltung annahm.

„Tun Sie mir den einzigen Gefallen und bleiben Sie ruhig sitzen," rief Kasimir ihm zu, „lassen Sie sich durch mich nicht stören" und ganz erstaunt setzte er hinzu: „Sie sind allein hier?" Das war eine Frage, auf die Kasimir umso weniger eine Antwort erwartete, da nun auf sein Glockenzeichen eine Ordonnanz erschien, bei der er sich gleich erkundigte, ob sie zufällig wisse, warum die anderen Herren nicht hier wären. Und die erklärte, die Tischkommission habe dem Kasinopächter mitgeteilt, er brauche sich heute nicht auf das Frühstück einzurichten, denn heute um sechs Uhr sei das große Diner bei dem Herrn Senator Kuhlmann.

„Richtig, richtig," stimmte Kasimir ihm bei, „das hatte ich ja ganz vergessen". Nur ein Glück, daß die Ordonnanz ihn daran erinnerte, sonst hätte er in seiner schlechten Laune gar nicht mehr daran gedacht, hätte es auch sonst wohl vergessen, seine Mutter und seine Schwester, wie er es mit ihnen verabredete, um dreiviertel sechs Uhr mit dem Auto abzuholen. Richtig, heute war bei dem reichen Senator das große Schlemmerdiner, das der alljährlich gab und bei dem man so reichlich und so gut zu essen pflegte, daß es Brauch und Sitte geworden war, sich den Appetit nicht vorher durch ein Frühstück zu verderben. So bestellte sich auch Kasimir nur eine ganze Kleinigkeit, die wenig später aufgetragen wurde und gerade wollte Kasimir in das belegte Brötchen hineinbeißen, als von der anderen Seite der langen Tafel her ein lautes „zu Befehl" ertönte.

Kasimir blickte überrascht auf, dann meinte er: „Na Junker, was ist Ihnen denn in die Gurgel gekommen, daß Sie hier so plötzlich ohne jede Veranlassung „zu Befehl" brüllen?"

„Verzeihung, Herr Oberleutnant," gab der Junker zur Antwort, „ich mußte ‚zu Befehl' sagen. Der Herr Oberleutnant hatten vorhin die Freundlichkeit, eine Frage an mich zu richten, auf die ich im Augenblick keine Antwort geben konnte, weil ich den Mund gerade voll hatte. Nun habe ich den Bissen aber endlich hinunter."

„Donnerwetter, an dem haben Sie solange gekaut?" meinte Kasimir belustigt, „das scheint mir ein ordentlicher Happen-Pappen gewesen zu sein. Na, wenn es Ihnen nur schmeckt, das ist die Hauptsache. Aber kommen Sie, Junker, rücken Sie etwas näher zu mir heran, denn da wir die beiden einzigen sind und es auch wohl bleiben werden, unterhält man sich besser, wenn man dichter beisammen sitzt."

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant. Wenn der Herr Oberleutnant es gütigst gestatten, bin ich so frei," gab der Junker zur Antwort, dann schickte er sich an, der freundlichen Aufforderung Folge zu leisten, vorher aber klingelte er einer Ordonnanz, damit die ihm sein Frühstück nachtrage und ihm bei dem Umzug behilflich sei.

Gleich darauf ließ sich der kleine Junker auf einen Stuhl neben Kasimir nieder und der sah belustigt zu, wie die Ordonnanz nun einen Teller und eine Schüssel nach der anderen vor dem Junker aufbaute, immer eine nach der anderen, so daß er, als die Ordonnanz wieder draußen war, lachend ausrief: „Junker, das ist doch wohl nicht Ihr Ernst, das wollen Sie alles allein aufessen?"

„Doch, Herr Oberleutnant," gab der zur Antwort, „das ist auch gar nicht viel, der Herr Oberleutnant müssen doch bedenken, daß ich

Digitized by Google

zu dem Diner bei dem Herrn Senator nicht mit eingeladen bin. Auch hier im Kasino gibt es heute kein Mittagessen, der Pächter hat mir sagen lassen, für mich allein könne er heute abend nicht kochen, da muß dieses Frühstück bis morgen früh reichen, denn wenn ich heute Abend auch noch etwas in der Stadt esse, von den Portionen, die man in den Restaurants erhält, wird man doch nicht satt."

„Na, dann essen Sie jetzt nur ordentlich," ermunterte Kasimir den kleinen Fähnrich, und der ließ sich das nicht zweimal sagen. Der stopfte nicht schlecht in sich hinein, aber er aß und kaute so langsam, daß Kasimir das voller Bewunderung bemerkte und sich das zu erklären versuchte, bis er plötzlich bemerkte, daß die Unterlippe des Junkers stark geschwollen und sogar mit Heftpflaster beklebt war. Die Wunde mußte ihm irgendwelche Beschwerden machen und so fragte er nun: „Ich sehe eben, Junker, Sie haben sich ja die Lippe mit Heftpflaster beklebt, was hat denn das zu bedeuten?"

Wie ein Krieger seine ruhmvollen Narben und Wunden voller Stolz streichelt, so liebkoste der kleine Junker jetzt mit dem kleinen Finger der linken Hand das Pflaster, dann meinte er, während es in seinen Augen hell und freudig aufblitzte: „Was das bedeutet, Herr Oberleutnant? Einen vollständigen Sieg auf der ganzen Kußlippe!"

„Nanu!" rief Kasimir verwundert, der es zuerst wirklich nicht begriff, was diese Äußerung bedeuten solle, bis ihm plötzlich wieder einfiel, der kleine Fähnrich habe neulich davon gesprochen, er hoffe, bald einen neuen Sieg an seine Lippen heften zu können und so sagte er jetzt: „Ach so, ja richtig, die Jungfrau, die den Zivilistenjüngling mit den Plattfüßen liebte, ist denn die nun militärfromm geworden?"

„Mehr als das, Herr Oberleutnant," lautete die stolze Antwort, „seitdem das Mädel mich erst näher und nahe kennen gelernt hat, versteht sie es überhaupt nicht mehr, daß sie den anderen früher auch nur hat ansehen können."

„Na, da gratuliere ich zu Ihrem Erfolg, Junker," warf Kasimir ein, bis er nach einer kleinen Weile scherzend hinzufügte: „Und das Mädel hat sich von Ihnen also richtig küssen lassen?" Der kleine Junker richtete sich in die Höhe, als habe er Heldentaten vollbracht, dann sagte er mit triumphierender Stimme: „Mehr als das, Herr Oberleutnant, das Mädel hat sich nicht nur von mir küssen lassen, es hat mich sogar wiedergeküßt."

Das pflegt meistens so zu sein, daß das Küssen auf Gegenseitigkeit beruht, dachte Kasimir im stillen und daß du wiedergeküßt worden bist und zwar sehr, das sieht man deinen Lippen ohne weiteres an. Trotzdem aber wollte er dem kleinen Junker die Freude und den Stolz über seinen Kußerfolg nicht nehmen und so meinte er anscheinend völlig erstaunt und verwundert: „Es ist die Möglichkeit, Junker, das Mädel hat Sie also tatsächlich wiedergeküßt?"

„Sogar feste, Herr Oberleutnant," lautete die Antwort, „aber das nicht allein. Das Mädel hat mir erzählt, daß sie sich von ihrem Zivilistenverehrer zwar auch hätte küssen lassen, daß sie aber dessen Zärtlichkeiten niemals erwiderte und sie hat mir mit ihren heiligsten Eiden geschworen, ich sei der erste Mann, der sich rühmen könne, von ihr einen Kuß erhalten zu haben."

„Und diesem Eide haben Sie selbstverständlich geglaubt, Junker?" erkundigte Kasimir sich.

Der Junker sah Kasimir an, als begriffe er gar nicht, wie der zu dieser völlig überflüssigen Frage käme, gleich darauf rief er ganz beleidigt: „Selbstverständlich habe ich dem Mädel nicht geglaubt, Herr Oberleutnant, denn wenn man in meinen Jahren noch nicht wüßte, daß man den Frauen nicht trauen und nicht glauben darf, dann wäre das sehr schlimm."

Du mußt es ja wissen, dachte Kasimir belustigt, bis er jetzt fragte: „Wie alt sind Sie eigentlich, Junker?"

„Schon siebzehn, Herr Oberleutnant."

„Ja, dann allerdings," warf Kasimir anscheinend sehr ernsthaft ein, „wenn Sie schon so alt sind —"

„In vier Monaten werde ich sogar schon achtzehn," prahlte der kleine Junker weiter, bis er wehmütig hinzusetzte: „Wie lange wird es dauern, dann werde ich sogar schon neunzehn."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Am Tage der Toten

Seid du schiedest, ward mein Leben
Herbstlich Land und herbstlich Leid; —
Meiner Träume Blütenbäume
Sind von Frösten überschneit; —
Meines Glückes grüne Auen
Stehn verdorrt wie Fels und Stein; —
Schwere, feuchte Nebel brauen
Weit ins graue Land hinein.
Und im Staub und welkem Laube
Über einem dunklen Grab
Klagt der Wind und weint der Regen,
Weil ich dich verloren hab!

Isa Madeleine Schulze.

Durch fremden Mund / Skizze von Marie Pégo

Pastor Georg Henningsen zog das Adreßbuch heran, welches auf seinem Schreibtisch lag und schlug es auf, dort, wo sich das Straßenverzeichnis befand. „Herrenhuter Allee," murmelte er vor sich hin, „Herrenhuter Allee 23", und fuhr mit dem Finger suchend über die Spalten. Jetzt hatte er gefunden, was er begehrte und las sich halblaut die Namen sämtlicher Hauseinwohner aus Nr. 23 vor. Richtig, da stand es: Therese Grunert, Rentiere, Erdgeschoß. Das sagte nicht viel. Gab es denn niemand sonst im Haus, den er kannte und hätte befragen können? Er überprüfte das Verzeichnis noch einmal: Carl Bauer, Regierungsrat, Edmund Stahl, Hofbuchhändler, — das war der erste Stock. Im zweiten Stock eine Familie Müller und ein Ingenieur Beß; aber das Erdgeschoß wies ebenfalls zwei Namen auf. Therese Grunert, die er bereits gefunden, und Otto Pleßner, Architekt. Pleßner, — Pleßner, —der Geistliche suchte in seinem Gedächtnis nach; jetzt nickte er befriedigt. Heinz Pleßner, Herrenhuter Allee, ganz richtig, der war vor zwei Jahren sein Konfirmand gewesen. Nette Leute, die Eltern, besonders die Mutter, eine zugleich gutherzige und energische Frau. Ja, dorthin konnte er gehen, Auskunft erbitten. Frau Pleßner war sicher keine, die an ihren Mitbewohner selbstbeschäftigt vorüberging. Die würde ihm helfen. — Und zehn Minuten darauf befand er sich auf dem Wege zu ihr. —

Er traf sie daheim, trotz der frühen Morgenstunde sauber angekleidet und ohne Umschweife bereit, ihn zu empfangen, obgleich sie ein berechtigtes Erstaunen über seinen unerwarteten Besuch nicht verbarg. Bald saß er ihr im behaglichen, schon aufgeräumten Wohnzimmer gegenüber, und da er kein Mann der langen Vorbereitungen war, kam er sogleich auf das zu sprechen, was ihn hergeführt.

Mit kurzen Worten erzählte er ihr, daß man ihm, dem sein heißester Wunsch, noch mittun zu können draußen an der Front, sich nicht erfüllt, auf sein Gesuch hin innerhalb seines Sprengels das zugleich schwere und schöne Amt auferlegt, die an die Post wegen Tod oder Vermißtsein des Empfängers als unbestellbar zurückgehenden Geldbriefe den Absendern einzuliefern. „Täglich fast treffen solche Hiobsbotschaften bei mir ein," berichtete er, „bald in größerer, bald in kleinerer Zahl, je nachdem, ob Ruhe an den Fronten herrscht oder Sturm, und allemal ist es mir, wenn ich die Briefe oder Päckchen auf meinem Tisch ausbreite, als legten sich mir ebensoviele Steine auf die Brust. Lauter Schicksale, die ich hineintragen muß in ahnungslose Häuser, Lücken, die ich fühlbar werden lasse in einem festgefügten Kreis. Möglich, daß manche Familien, der ich so als Unheilverkünder genaht, mir persönlich gram geworden sind, Person und Sache gleichsetzend; oft hab' ich das spüren müssen und hab's hingenommen als ein Stück menschlicher und verständlicher Ungerechtigkeit. Vielen aber auch hab' ich das Harte sanft machen können durch die Art, wie ich das Schwere übermittelte oder es auffassen half. Und um solch stillen Lohnes willen liebe ich mein Amt und frage nicht viel danach, ob es mich selber fast zermürbt. Denn, glauben Sie mir, manch schlaflose Nacht hat mich's schon gekostet, wenn am Abend spät noch so ein Brief bei mir eintraf, und ich

Digitized by Google

meinen nächsten Weg am Morgen bedachte und all das Leid schon vorausfühlte, das ich bringen mußte. Nicht weniger schwer aber ist der Gang zu denen in meiner Gemeinde — und es sind deren viele, die ich nicht kenne, die niemals zuvor ein persönliches Verhältnis zu mir gesucht. Da heißt es als erstes, Fühlfäden ausstrecken, sondieren und kombinieren, damit man den rechten Ton nicht verfehlt; denn es kommt ganz ungeheuer viel darauf an, mit welcher Stimme das Unglück einen anspricht.

Zumeist verschaffe ich mir Auskunft durch irgendeine mir bekannte Familie, die jenen, zu welchen ich gehen muß, nahe wohnt, was immerhin manchmal auch — nahesteht — bedeutet. Und so führte mich heute auch zu Ihnen mein Weg, in der Hoffnung, von Ihnen zu erfahren, wer Therese Grunert ist, die hier als Absenderin auf einem vor einer Stunde bei mir eingetroffenen Briefe steht."

Pastor Henningsen zog aus seiner Brieftasche einen Feldpostbrief und reichte ihn Frau Pleßner hin. „Sehen Sie hier," forderte er auf: „An den Einj. Freiw. Walther Schlosser, ? ten Armeekorps, ? te Inf.-Div., gefallen am 6. Juni bei Vaux. — Auf der Rückseite aber findet sich als Absenderin Therese Grunert, Herrenhuter Allee 23 ptr., verzeichnet, und ich möchte, ehe ich zu ihr gehe, wissen, wer sie ist, oder vor allem, was ihr der war, dessen Tod ich ihr anzeigen muß, falls, was kaum anzunehmen, nicht eine Meldung der Militärbehörde ihr schon Kunde gebracht." —

Frau Pleßner schüttelte leise, wehmütig-nachdenksam das Haupt. „Nein, sie weiß noch nichts," sprach sie bewegt, „Walter tot, — mein Gott, wie muß es sie treffen! —

„So kennen Sie die Arme, können mir Näheres sagen?" rief der Pastor sichtlich erleichtert.

Die andere nickte. „Es ist eine traurige, kleine Geschichte, die es da zu erzählen gibt," sagte sie bedrückt, „von ihr selber habe ich sie. Dort, wo Sie jetzt sitzen, hat sie an jenem Nachmittag vor nun wohl so fünf, sechs Jahren gesessen, einige Monate, nachdem sie zu uns ins Haus gezogen war. Ach, wie schwer ist ihr das Reden gefallen, und hat's sich doch herausgequält, um des Jungen, des Walters willen. Ob sie ihn nicht zuweilen schicken dürfe, ihren Neffen, daß er mit unserm Heinz und unserer Else spiele? Gar so allein sei er bei ihr in dem stillen Zwei-Personenheim, in der Schule hab' er den rechten Anschluß nicht gefunden, und er brauche doch Kameraden und Gleichaltrigkeit. —

Natürlich sagte ich ja, — in meinem Hause kam's auf ein paar trappelnde Stiefel mehr nicht an, wenn ich mir auch im stillen vornahm, den Knaben, der in der Schule den Anschluß verpaßt, ein bißchen näher aufs Korn zu nehmen. Aber ich fühlte, daß meiner Besucherin das Herz noch nicht viel leichter geworden dadurch. —

Und nach und nach kam's denn auch heraus, zäh, tropfenweiß und schwer, das zitternde Vertrauen einer Kinderlosen, die einem Heranwachsenden Mutter sein sollte und sich dem nicht gewachsen fühlte, vor mir, der mit Kindern und Erfahrung gesegneten. Tief hat mir's ins Herz geschnitten, Herr Pastor, wie das alte Mädchen sich ihr Bekenntnis herausrang, und wenn Sie nicht eben Pastor wären und durch Ihr gegenwärtiges neues Amt doppelt das Recht zum Wissen hätten, ich sagt' es nicht weiter.

Der Walter also ist ihrer Schwester Kind; der aber sein Vater war, den hat das nun alte und welke Fräulein Therese in ihrer Jugend mit aller Glut und aller Innigkeit geliebt, wie nur ein zugleich leidenschaftliches und treues Herz lieben kann. Ich hab's noch gespürt aus ihren Worten, gerade, weil sie so zag und so keusch waren, und ihre Augen haben geleuchtet dazu, als sei sie auf einmal wieder oder noch immer neunzehn Jahre. Er aber hat nach langem Erwägen doch endlich die Schwester gewollt, eine schöne, sonnige und etwas leichtlebige Blondine, wohingegen die Therese dunkelhaarig war, unscheinbar und ernst.

Nach dreijährigem Brautstand haben die zwei sich geheiratet, aber das Glück hat nicht lange gewährt; nur etwa fünf Jahre im ganzen. Bei der Geburt des ersten Kindes starb die junge Frau und ließ den Witwer untröstlich und allein mit dem kleinen Walter zurück. Bis zum achten Jahre hat der vereinsamte Mann den Knaben ohne weibliche Hilfe aufgezogen; dann aber ließ das allmähliche Heranreifen des Kindes ihn sich dieser Aufgabe gegenüber unsicher fühlen und eines Tages suchte er seine Schwägerin Therese auf und bat sie, um des Kindes willen, das sie beide lieb hätten, seine Frau zu werden. Sie aber — noch sehe ich die Qual und Scham auf ihrem zu mir aufgehobenen Gesicht — gab ihm ein ‚Nein' zur Antwort. Sein Weib zu werden, nur um des Kindes willen — sie vermochte es nicht; zu stark und tief lebte, trotz aller dahingegangenen Jahre, noch die verlangende, sein Herz und seine Gegenneigung begehrende Liebe in ihr.

Ob er von dieser überhaupt je gewußt, oder ob er sie längst eingesargt und erloschen geglaubt, sie erfuhr es nie. Eine andere Frau an ihrer Stelle zu nehmen, entschloß er sich nicht, da er von keiner echte Muttergefühle für sein Kind vorauszusetzen wagte. So behielt er den Knaben noch drei Jahre bei sich im stillen Witwerhaus; dann starb er plötzlich auf der Reise an den Folgen einer schweren Erkältung, und Walter stand verwaist. Am gleichen Tage aber taten sich schon Therese Grunerts liebevolle Arme auf, und das Kind fand hinfort sein Heim im Hause der Tante, die es annahm als heiliges Vermächtnis. Alles tat sie, alles gab sie für ihn, an materiellen Gütern sowohl, wie an Gütern des Herzens. Ob er's ihr dankte?" Frau Pleßner seufzte schmerzlich. „Vor ihren Augen wohl, denn nie sah ich ihn anders als liebenswürdig zu seiner Pflegemutter; aber sobald sie den

Digitized by Google

Rücken wandte, schlug er ihr mit Gebärden und Handlungen ein Schnippchen. Vorübergehend hat sie das wohl selber gefühlt, so damals, als sie mich bat, den Jungen mit bei mir spielen zu lassen. Doch seine zärtlichen Augen straften alles Lügen, was sie etwa an ihm oder über ihn erfuhr, und das alte Fräulein hat sich wohl alle diese Jahre hindurch als eine beneidenswert Glückliche gepriesen.

Wir aber, wir andern, die wir wußten, — die oft genug mit ansahen, wie der Bub durchs Fenster entwischte, kaum, daß die Tante sich zur Ruhe gelegt, die von seinen Kameraden die unsauberen Streiche des Frühreifen erfuhren, schüttelten bedenklich den Kopf. Andeutungen, ja offene Warnungen, nützten nichts bei Fräulein Therese; ein Gegenwort des Neffen widerlegte uns. Deshalb hab' ich auch der Tante nie gesagt, warum ich dem Jüngling schließlich meine Wohnung verbot, nachdem er nämlich gewagt, meiner eigenen, unverdorbenen Tochter Flausen in den Kopf zu setzen.

Meine Schwelle betrat er, wie gesagt, fortan nicht mehr, aber als er nun vor einigen Monaten nach kaum erreichtem achtzehnten Jahr sich plötzlich als Freiwilliger einstellen ließ, da sickerten doch aus dem Kreis seiner Mitstudenten verbürgte Gerüchte zu uns durch, daß er nur die günstige Gelegenheit ergriffen, hier den Staub von den Füßen zu schütteln, nachdem ihm an der hiesigen technischen Hochschule durch Faulenzen und Schuldenmachen der Boden zu heiß geworden war. Das alte Fräulein Therese aber verehrte in ihm das ‚Vorbild', den ‚Helden' und wollte sich seiner Größe würdig erweisen. Klaglos, rührend in ihrer schlichten Gefaßtheit, ließ sie ihn nach seinem letzten Urlaub als Feldgrauer vor nun sechs Wochen hinausziehen; aber wie sie seinen so rasch und jäh erfolgten Tod nun überwinden mag, den Verlust ihres letzten, einzigen Lebenszwecks, ich weiß es nicht!"

Die weichherzige Frau verhüllte ihr Gesicht. Pastor Henningsen aber erhob sich entschlossen: „Ich danke Ihnen," sprach er bewegt, „nun weiß ich, was ich zu tun habe. Ich werde so behutsam zu Werke gehen, wie mir nur möglich ist, und mein ganzes Streben wird sein, ihr den Glauben zu stärken, daß ihr Walter ein Held gewesen; mögen die andern es hundertmal anders wissen, — nie darf sie erfahren, daß sie, wie wir Menschen es nennen, ‚einen Unwürdigen beweint'. Möge keine Zunge sich finden, die da glaubt, den Kummer der Einsamen zu mindern, indem sie ihr die Wahrheit enthüllt. An der geglaubten Güte, an der erträumten Größe ihres Lieblings soll sie sich aufranken; wenn das sich erreichen läßt, so fürchte ich nichts mehr, denn wer stolz bleibt auf seine Toten über das Grab hinaus, der ward nicht ganz arm!"

*

Erfahrung

Erfahrung spann um meine Seele,
Ihr dichtes, lückenloses Netz
Und alles Schwere wurde nur Gesetz
Und war so viel, daß keine Lust mir fehle.

Dem jugendlichen Blut, dem noch nicht kühlen,
Lügt noch die Sonne manchen goldnen Tag.
Mich aber läßt ein jeder Herzensschlag,
Die Dunkelheit verbrachten Lebens fühlen.

Leo Heller.

*

Der Mutter stilles Heldentum / Von Franz Mahlke

Nicht von Heldentum der Tat will ich reden. Es gibt noch ein anderes: ein Heldentum frommer Ergebenheit und stillen Duldens. Nicht im Tun, im Leiden liegt seine Größe. Dies Heldentum wird auch nicht draußen geboren im Kampf mit der Kriegsfurie; in sehnsuchtbangen Tagen, in Nächten, unruhvoll und tränenheiß, keimt es verborgen und unsichtbar den meisten. Ich sah es oft in seiner schönsten Reife. Voll stummer Ehrfurcht grüßte ich es in seiner stillen Größe. Das ist der Mutter stilles Heldentum.

„Sie hat vom ersten Tage an für dich gelebt mit bangen Sorgen.
Sie brachte abends dich zur Ruh' und weckte küssend dich am Morgen."

Ein träumender Schulbube von neun Jahren war ich, als dies Wort in meine Seele fiel, und ich kehrte heim aus der alten Schulbaracke, wo ich dies Wort vernommen, mit gewandelter Seele. Eine fromme Scheu war in mir erwacht, ich sah die bangen Sorgen auf meiner Mutter Gesicht, als ich schweigend die Schulmappe ablegte. Und doch war mein sorgenweckendes Schweigen nichts anderes als Ehrfurcht, geboren aus dem innern Erlebnis, nichts als das vom dunklen Drange frei gewordene, bewußte Fühlen des innigen Bandes, das Mutter und Kind zur Wesenseinheit macht. So wird einmal in jedem Leben früher oder später das bloße Naturverhältnis von Mutter und Kind zum lebendigen Erlebnis, das gerade im Angesicht

Digitized by Google

der Gefahr und Not an Schönheit und Größe alles menschliche Glücksempfinden weit überragt. Viele deutsche Söhne hat die ernste Zeit auf den Weg geführt zu diesem Heiligtum, zum lieben, teuren Mutterherzen, um mit Albert Träger zu reden.

Mütter sah ich, die den, der verloren war, wiederfanden, als der Sturm losbrach. Mütter, die freudig und stolz zur selben Stunde dem Vaterlande den gaben, den sie erst eben neu gewonnen, der ihren Pulsschlag einst eingesogen, für den sie gewacht und gewirkt vom ersten Tage an, der ein Teil ihres eigenen Seins und Lebens geworden. Sie sahen ihn schwertgegürtet scheiden, um ihn, sollt's sein, als Blutopfer auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Heldisch wuchsen sie über sich hinaus im Vollmaß des Schmerzes und der Liebe.

„Noch einmal die Hand; nein, ich halte dich nicht,
Du lieber, sonniger Junge,
Ich seh' dich, ich fühl' dich, ich spreche ja nicht,
Ich meist're die bebende Zunge. —

So zieh' denn, mein Junge, von Sieg zu Sieg,
Wie du hoffest mit heißem Verlangen,
Und kehrst du heim aus dem heiligen Krieg,
Will mit Stolz ich dich zärtlich umfangen.

Und kehrst du nicht heim, dann klage ich nicht,
Dann wart' ich voll Demut im stillen,
Bis zum eigenen Tod, bis zum jüngsten Gericht
Und füge mich Gottes Willen."

Aber nicht alle Mütter bezwangen in der großen Stunde, als des Kaisers Weckruf durch die Lande ging, den Trennungsschmerz. Mütter sah ich, die der Sturm schüttelte, als der Einzige von ihnen ging und an seinen Platz sich Frau Sorge setzte. Die war emsig an der Arbeit, das letzte Restchen Sonnenschein wegzufangen. Ein grauer, öder Alltag blieb, und Frau Sorge mit ihren kalten Händen wob einen Mantel aus Sehnsuchtsleid und Not für sorgenbeschwerte Mütter. Aber unter dem Sorgenmantel glomm verborgene Glut, und sie erwachte und leuchtete aus den alten Augen. Die müden Hände wurden stark und regten sich in Liebeswerken. Eine sieghafte Heiterkeit überstrahlte das furchige Gesicht, wenn sie Liebesgaben, dem eigenen Leibe abgedarbt, „ihm" senden konnte.

Und Mütter sah ich mit banger Traurigkeit in den Augen, wenn sie in Wochen und Monaten nichts vernommen von ihrem tapferen Jungen. Von der Unruhe gepeitscht, irrten sie durch den Tag; bald saßen sie in stumpfen Grübeleien, dann erdichtete sich ihre überhitzte Phantasie Bilder vergangener Tage. Und die Nacht führte sie nicht in das Reich des Vergessens. Schreckbilder schwerer Träume tanzten Reigen bis in den grauenden Morgen. Tage und Nächte kamen und gingen, bis einmal die amtliche Liste meldete: vermißt! — Ein Wort, wie feindliches Blei fliegt es ins Herz der Mütter, auferstehend verjüngt sich verlassene Liebe, schwingt durch Zeit und Raum, sehnend und suchend, und findet sie nicht den geliebten Vermißten, dann erschaut sie einen Ruheplatz für ihn, und segnend die fremde Scholle, hält sie die Wacht. Aber der Werktag fordert das Seine, und es wird ihm. O ihr Mütter des stillen Heldentums! —

Mütter sah ich, glückberaubt. Viele stille Mütter, die in rührender Angst das Geschenk des Schöpfers einst unter dem Herzen trugen. Mütter, die gespielt, geweint, gelacht haben mit dem lebendigen Geschenk aus des Himmels Schoß, wie die bunte Vielgestaltigkeit des Lebens es gerade wollte — bis zu dem großen Sterben; das irdische Glück war gegangen. — Aber ein Lächeln spielte in den umflorten Zügen der Heldenmütter. Auf der Stirn trugen sie den Weihekuß des Höchsten. — Erhabener Mütter stilles Heldentum! —

O, daß wir sehend würden, wir alle, sehend für das leidgeborene Heldentum der Mütter, sehend, wie der heimkehrende junge Held:

„Er riß sie an sich in wehester Lust.
In Andacht nahm er das Kreuz von der Brust.
Nicht ich, sprach er leise, du trag' es allein.
Was ist mein Kampf gegen all' deine Pein! —

Daß wir sehend würden für das Dulderheldentum deutscher Mütter, um es mit erzenem Griff in alle Herzen einzuschreiben: „Sie hat vom ersten Tage an für dich gelebt." Dann werden nicht Nöte des Lebens das innige Band zerreißen; sie werden es fester schlingen. Daß wir sehend würden, um es in tiefinnerster Ergriffenheit hineinzubeten in wartende junge Seelen: „Sie hat — — für dich!" —

Mütter des stillen Heldentums, dahin sollen eure Söhne kommen, daß sie, seien sie auf dornigem Pfade des Schmerzes oder auch in blumigen Gefilden des Glücks, daß sie im Bewußtsein dieser gottgewollten, unlösbaren Zeiteinheit in dankbarer Rückschau sprechen:

„Am Ort, wo meine Wiege stand,
Hab' ich ein Heiligtum,
Das geb' ich nicht für Edelstein,
Für Geld und eitlen Ruhm.
Da bin ich aller Sorgen frei,
Da ruht es sich so süß,
O liebes, teures Mutterherz,
Du bist mein Paradies!" —

Digitized by Google

Suchen

November nebel hüllt die Flur
In herbstlich graue Schleier.
Wie suchend, rauscht in Träumen nur
Die Erle noch am Weiher.

Wie suchend geht durch welkes Ried
Nach frohem Sommersingen
Ein winterbanges Wellenlied
Auf leisen, matten Schwingen.

Wie suchend irrt ein zager Ton,
Wie lauschend durch mein Sinnen
Ob wohl in meiner Seele schon
Ein Lenzlied klingt tief innen?

Maria John.

★ Bücherbesprechungen ★

Waldemar Bonsels: **Die Heimat des Todes.** Empfindsame Kriesberichte. Verlag Walter Schmidkunz, München, 1916. In Umschlag von Paul Neu. 1 M.

Was dem Geist dieser Erzählungen und Berichte aus dem großen deutschen Krieg vor allem anderen auszeichnet, was bisher erschienen ist, ist das tiefe Verständnis für deutsche Art und deutsches Wesen, das aus jeder Zeile dieser einfach und groß gesehenen Darbietungen leuchtet. Aus allem Erschauten und Empfundenen dieses reichen und schönen Buchs spricht ein großes, weites Gemüt, ein erschütterndes Mitgefühl am Erleiden unseres Volks und eine heilige Glut für seinen Wert, seine Existenz und seinen Ruhm. Der Verfasser, dessen übrige Bücher, besonders sein Buch „Himmelsvolk" weiteren Schichten unseres Volks bekannt geworden sind, war als Kriegsberichterstatter der Süd-Armee im Felde, aber seine Berichte sind weit von militärischen, ja auch nur sachlichen Wiedergaben seiner Erlebnisse entfernt, vielmehr erscheint uns der Mensch selbst, sein Glück, sein Erleiden, seine Erhobenheiten und Bedrängnisse aus der glücklichen und eigenartigen Einkleidung emporgewachsen, in der der Dichter sein inneres Erlebnis des Kriegs in Form von kurzen Episoden darbietet. Neben dem Ernst und einem Geist nachdenklicher Verantwortlichkeit versöhnt oft ein feiner Humor mit den Schatten mancher Bilder.

Es ist ein Verdienst des Verlags, daß er das immerhin umfangreiche Büchlein für den niedrigen Preis von 1 M. herausgegeben hat, so daß es bald in breite Schichten des Lesepublikums dringen wird als ein in seiner bescheidenen und schlichten Art dauerndes Denkmal der Helden unseres Volks.

R. Mertens: **Obsteinkochbüchlein** für den bürgerlichen und feineren Haushalt. Neu bearbeitet von E. Junge. 16. Aufl. Wiesbaden, Rud. Bechthold und Komp. 1,80 M.

In klarer, leichtverständlicher Weise und mit Hilfe zahlreicher anschaulicher Abbildungen behandelt diese nützliche Schrift die für alle Haushaltungen gerade jetzt doppelt bedeutungsvolle Frage: wie kann das Obst mit seinen für die Volksernährung so wichtigen Eigenschaften zu Dauerprodukten umgearbeitet werden? Sie gibt eine genaue Anleitung wie man Pasten, Mus, Marmelade, Gelee, Saft, Dunst- und Einmacheobst verschiedenster Art herstellt, ferner wie man Beerenweine, Fruchtliköre und Obstessig bereitet. Daß eine große praktische Erfahrung allen hier gebotenen Ratschlägen zugrunde liegt, merkt man auf jeder Seite: Naturwissenschaft, Technik und ökonomischer Sinn haben zu gleichen Teilen dazu beigetragen, eine wirklich brauchbare Anleitung zur ausgiebigen und vorteilhaften Verwertung des Obstes zu schaffen. Gertrud Zimmer.

W. Hermann: **Schwester Margret.** Romandichtung aus dem Weltkriege. Berlin-Pankow, Ernst Elsner, Verlag. 2 M.

Ein Roman in Versen, also ein Zwitter! Die Erlebnisse eines deutschen Kämpfers an der Tiroler Front hätten sich wohl zu einer ansprechenden kurzen Novelle gestalten lassen — jetzt wirkt ihre Darstellung wie eine Anmaßlichkeit, nicht im geringsten gerechtfertigt oder gemildert durch die „dichterische" Form. Zur Charakterisierung dieser Form nur ein paar Strophen:

„Wir sind angelangt. Geschäftig eilen
Dienstesfrohe Helfende heran;
Schon darf ich des Hauses Wärme teilen
Und vermelden, was der Arzt — nicht kann."

oder: Mutter hört gefaßt die ernsten Worte,
Die der Vater treulich überbringt,
Windet sie und schmückt sie gar zur Pforte,
Der sich Hoffnungsschmeichelgruß entringt."

oder: Wer war's der dich pflegte? Wie der Name?
Sag', Margret heißt sie? Was sprichst du nicht?
Höre, Freund, beschreibe mir die Dame!
Wie sie aussah, gib geschwind Bericht!"

Nicht wahr, W. Hermann hätte doch lieber Prosa schreiben sollen? Ach Gott, er — oder sie? — hat ja die grausamste Prosa geschrieben! Hans Zimmer.

Adolf Moepert: **Rübezahl** im Lichte seines Namens. Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottländer.

Jeder Besucher des Riesengebirges kennt den alten Berggeist und die mannigfachen Sagen, die sich an ihn knüpfen. Unsere Kinderwelt liest gern die Märchen von Musäus, der ihr mit großer Kunst auch den berühmten Berggeist lebendig macht, und jeder Verehrer Freiligraths wird sich des rührenden Gedichtes „Aus dem schlesischen Gebirge" erinnern. Moepert bringt uns in seinem Bändchen die Erklärung des Namens, die bisher nicht gelungen war, und es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß sein mit gewaltigem gelehrten Rüstzeug aufgestellter Satz, wonach der Name soviel wie „Pelzmütze" bedeutet, und eine Anspielung auf die nebelverhüllte Koppe enthält, sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, ja, fast an Gewißheit grenzt. Letzten Endes geht aus seinen Ausführungen hervor, daß auch in der Gestalt des Rübezahl der große Allvater Wotan, die oberste Gottheit unserer heidnischen Vorfahren fortlebt, wie in vielen ähnlichen sagenhaften Geistern und Riesen der Vorzeit. Das Werkchen ist mit unendlichem Fleiß geschrieben, und Freunde der Sagenforschung und Volksetymologie werden es mit Vergnügen lesen, wenn auch das hübsche Märchen vom „Rübenzählen" bei der schönen Prinzessin Emma dabei in die Brüche geht.

Dr. Erich Janke.

Digitized by Google

Vermischtes

Im Park der Toten. Man hat der Bewegung, den im Kriege gefallenen Helden auch über das Grab hinaus Ehren zu erweisen, in den verschiedensten Städten würdig Rechnung getragen. Auf den großen Kirchhöfen einzelner Städte erstehen Ehrenalleen und eine der schönsten und stimmungsvollsten dürfte ohne Zweifel die Ehrenallee auf dem Ohlsdorfer Friedhofe werden.

Der Ohlsdorfer Friedhof! Etwa eine Stunde von Hamburg entfernt, führt uns die Bahn zu jenem Park der Toten, der einzig schön in seiner Art ist und mit vollem Recht Anspruch darauf erheben kann, als größter und schönster der ganzen Welt zu gelten. Man hat diese kühne Behauptung zu widerlegen versucht und hat die Friedhöfe von Buenos-Aires und Genua angeführt. Aber der Ohlsdorfer Friedhof hat, nach eingehender Besichtigung, einen glänzenden Sieg davongetragen.

Es ist ein Ort des Friedens, der köstlichsten, wohltuendsten Ruhe. Dem Friedhofe fehlt jenes düstere Gepräge, das sonst den Begräbnisstätten den Stempel des Vergänglichen aufdrückt; das Auge erblickt weder lange Grabreihen, noch jene Todeskälte ausströmenden Grüfte, die sich sonst beim Betreten der Kirchhöfe bedrückend auf unser Herz legen. Tritt man in Ohlsdorf durch das prächtige schmiedeeiserne Gittertor, so liegt vor uns die freundliche, breite Hauptallee, die rechts und links von Blumen umsäumt ist, zwischen denen sich die pyramidenartig verschnittenen Cypressenbäume erheben. Man glaubt sich in einem herrlichen Park zu befinden, über dem goldener Sonnenschein flutet und in den Zweigen der zahllosen Bäume zwitschert und jubiliert die kleine muntere Vogelschar. So schreitet man auf diesem Frieden ausatmenden Stück Erde einher, um plötzlich entzückt die Augen weiter schweifen zu lassen, hin zu dem See, der mit Wasserrosen überwuchert ist, den hohes Schilf umsteht und zwischen diesem üppigen Grün hindurch erblickt man hunderte von Rosenbäumchen, die ihren betäubenden Duft über den See hinweg uns entgegensenden. Überall Bänke, die zum Ausruhen einladen, es träumt sich wahrlich so süß auf diesen lauschigen Plätzchen und die unruhigste und freudloseste Seele muß hier allmählich empfinden, daß der ewige Frieden das wahrhafte Glück ist.

Und wieder in einem anderen Teile des Ohlsdorfer Friedhofes herrlicher Laub- und Nadelwald. Wohlgepflegt, stolz und mächtig, ragt Baum neben Baum zum Himmel empor. Wie treue Wächter heben sie schützend ihre Äste zum Himmel, gleichsam als wollten sie alles Leid, was da von außen noch kommen könnte, abwehren, damit niemand den Frieden ihrer Toten störe. So streift man durch diesen Wald, um plötzlich erstaunt inne zu halten, denn um einen mächtigen Lindenbaum blüht es, ein Beet von roten Nelken nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es gruppiert sich um diesen Baum herum, erhebt sich nur wenige Zentimeter über der Erde und beim näheren Hinsehen entdeckt man auch den efeuumrankten Grabstein, der nur den Namen, Geburts- und Todestag des Glücklichen trägt, der hier in ewigem Schlafe ruht.

So finden sich auf dem ganzen Ohlsdorfer Friedhofe die Grabstätten vereinzelt unter Bäumen, in Heckennischen oder inmitten prächtiger Blumenanlagen. Hin und wieder ragt aus dem Grün eine von Künstlerhand ausgeführte Statue hervor, aber jede einzelne dieser Grabfiguren hat das Gepräge der Eigenart, jede Einzelne ist von Künstlerhand gefertigt und wirkt in ihrer schlichten Schönheit ergreifend.

Den Friedhof durchkreuzen nach allen Richtungen breite bequeme Fahrstraßen, die mit Wegweisern versehen sind, und hin zu den einzelnen Kapellen führen. Eine der schönsten Kapellen ist unbestritten diejenige, die die 170 Opfer des seinerzeit gesunkenen Dampfers Priamus beherbergt. Ganz in der Nähe dieser Kapelle steht eine wunderbare Statue des segnenden Christus, die durch ihre Größe und ihre Schönheit überwältigend wirkt.

Es ist eine Eigentümlichkeit des Ohlsdorfer Friedhofes, daß man die Gräber nicht aufwirft. Darum wirkt jede einzelne Grabstätte nur als Blumenbeet, als stimmungsvolle Anlage, an deren Blütenschmuck sich das Auge erfreut. Dabei wird streng darauf gehalten, daß das Künstlerische, selbst in den Blumenanlagen, niemals vernachlässigt wird und aus diesem Grunde wirkt eben der Ohlsdorfer Friedhof nur als herrlich angelegter, stimmungsvoller Park.

Am äußersten Ende des Parkes, wenn man den Friedhof von Süden nach Norden fast völlig durchstreift hat, kommt man zu jener neu errichtenden Abteilung, die als „Ehrenfriedhof" für gefallene Helden jetzt errichtet worden ist. Die Allee, die dorthin führt, ist von hohen Rosenstämmen umsäumt, zwischen denen sich schmale, schlanke Cypressen erheben. Unter prächtigen Rotbuchen trägt man hier die deutschen Helden zu Grabe. Leider hat man das alte Prinzip, keine Grabreihen anzulegen, fallen lassen müssen, denn die Toten mehrten sich in erschreckender Anzahl. Dennoch suchte man nach Möglichkeit den Hauch der Verwesung zu verbannen und legte Blumenbeete an, eines am anderen, Beete, die nur durch eine schmale Furche von einander getrennt werden. Da blühen auf dem einen die weißen Astern, daneben leuchten rote Pelargonien und unweit davon weht der Wind durch die hohen Stengel der blühenden Chrysantemen. Alles eine stimmungsvolle, prächtige Anlage, an der sich das Auge erfreuen kann, ohne daß das Herz dabei vor Weh erzittern muß. Das eigentümlichste aber sind die Fahnen, die man an jedes dieser Beete gesteckt hat. Sie flattern lustig im Winde und tragen auf dem Fahnentuche den Namen des Ortes, bei dem der hier Ruhende sein Leben lassen mußte. Darunter befindet sich in etwas kleiner Schrift das Datum jener Schlacht. So hat man auch hier auf diesem Friedhofe der Gefallenen das Empfinden der heiligen Ruhe und jeder Einzelne nimmt ein Gefühl des Trostes mit, denn jene Stätte, in der die Gefallenen ruhen, ist so paradiesisch schön, daß man allen diesen Toten von Herzen die Ruhe gönnt, die ihnen hier, inmitten leuchtender Blumenpracht nach den stürmischen Kämpfen, den furchtbaren Leidenstagen da draußen, beschieden ist. Kein Donner der Kanonen, kein Kampfgeschrei schallt her zu dieser friedlichen Stätte, nur die Bäume rauschen ihren Sang von Auferstehung von ewigem Glück und die Vöglein zwitschern dazu, aber auch ihr Lied klingt zart und leise, sie wissen, daß sie die Schläfer da unten nicht stören dürfen.

Magda Trott.

Die Postbezieher werden gebeten, sich beim Ausbleiben oder verspäteter Lieferung einer Nummer **stets nur an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt** zu wenden. Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung in angemessener Frist nicht erfolgen, wende man sich unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an unseren Verlag.

Inhalt des Heftes 7: Herd und Schwert. Roman von Fritz Skowronnek. — Der Walzerkönig. Roman von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** Am Tage der Toten. Gedicht von Isa Madeleine Schulze. — Durch fremden Mund. Skizze von Marie Pego. — Erfahrung. Gedicht von Leo Heller. — Der Mutter stilles Heldentum. Von Franz Mahlke. — Suchen. Gedicht von Maria John. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 18. November 1916. — Druck von A. Sehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 8

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Herd und Schwert / Roman von Fritz Skowronnek

7. Fortsetzung.

Lachend winkte dann der Rittmeister die Mädels heran.

„Nu sagt mal, wie ist die Sache gekommen?"

Und da . . . ja da stellte sich allerdings heraus, daß im Grunde die Dore die Schuldige war.

Die Russen hatten sich an den Fensterscheiben die Nasen noch platter gedrückt, um hineinzusehen, hatten in ihrer Sprache und auf ihre Art ihre Witze gemacht und gefragt, ob sie hinein dürfen, und da hatte die Dore ihnen eine lange Nase gemacht und ihnen die Zunge entgegengeblökt und das . . . na, das hatte die Leute erbittert und . . . so war halt die Sache gekommen.

„So, so? Du also bist die kleine Übeltäterin", sagte der Rittmeister und nahm sie beim Ohrläppchen. „Na ja, zu begreifen ist ja die Sache, wenn ein Mädel so hübsch ist" und damit kniff er ihr in die Backen und lachend gingen sie wieder nach oben.

Am nächsten Tage schon rückten die Russen ab und so gern man sie scheiden sah, fragte man sich doch mit recht bangen Gefühlen, ob wohl alle so sein würden wie die, oder ob unter anderer Führung sich die wilden Szenen nicht nur erneuen, sondern eine ganz andere Wendung nehmen würden, als die war, die die Sache gestern genommen hatte.

Von überall her kamen ja Berichte von wahnsinnigen Greueltaten.

Greise und Kinder waren zusammengeschossen, Frauen und Mädchen verschleppt und auf das Furchtbarste mißhandelt worden. Der rote Hahn war auf jedes Dach gesetzt worden und das Vieh hatte man geradezu aus Übermut in die Flammen getrieben.

„Ist es nicht doch besser, ihr geht? Ihr sucht noch zu fliehen?" fragte der Gutsherr, und auch Paul Braczko drängte die Frauen zu gehen.

„Nicht ohne euch. Und dann sagt mir, wohin? Vor uns sind die Russen und hinter uns auch. Dann sind wir tausendmal sicherer hier."

Sie richteten sich aber für alle Fälle ein Versteck ein, und Paul Braczko verscharrte in diesem auch sein Gewehr und Kurt von Berg ebenso seinen prächtigen Drilling, denn alle andern Waffen hatten sie abliefern müssen, nur die zwei Gewehre hatten sie zurückbehalten, in so große Gefahr sie sich auch dadurch begaben.

Den Frauen wurde davon nichts gesagt. Frauen brauchen eben nicht alles zu wissen.

Und Tags darauf brach das Unglück mit all seinen Schrecken herein.

Die paar Männer, die da waren und die Weiber und Kinder arbeiteten auf dem Felde.

Die Sonne, die herrliche, warme, Leben spendende Sonne, schien wundervoll.

Die Wiesen und Fluren, die Äcker und Felder, lagen wie in Gold getaucht da.

Im See spiegelte sich das glitzernde Sonnenlicht in zitterndem, die ganze Fläche des Wassers, wie in flüssiges Gold tauchendem Lichte wider.

Digitized by Google

Jenseits lag die Stadt, wie in einem flirrenden, flimmerndem Nebel, aber man sah gleichzeitig drohende, sich ballende Wolken aus ihr emporsteigen, und in diesen Wolken zuckten irrende Flammen.

Sie brannte.

Und rechts und links die Dörfer brannten und vom unteren Gutshofe schwälte der Rauch noch immer herüber.

Auch hörte man, dumpfem, rollendem Donner gleich, das Grollen der schweren Geschütze.

Ein dumpfes Bangen schien trotz des Sonnenglastes, die Welt, d i e s e Welt, zu erfüllen.

Nur die Natur fühlte den Krieg nicht. Nur sie hauchte aus dem Boden, den Bäumen, den Blüten, den Atem des Friedens und dort am westlichen Horizonte, grüßte wie ein Fels des Vertrauens, das Massiv des Goldaper Berges herüber.

Finster und in sich verschlossen, ging der Inspektor von Acker zu Acker, von Gruppe zu Gruppe.

Er sagte kein Wort. Kaum daß er das Grüßen erwiderte.

Man sah es ihm an, wie es in seiner Seele wogte und tobte.

Nur als der Naujoksche Bengel an ihm vorbei kam, die Arme mit Ährenbündeln bepackt, legte er einen Augenblick lang seine Hand auf des Knaben Kopf und sah ihn tief aufseufzend an. Dann wandte er sich um und sagte: „Geh' nur, geh', arbeit nur weiter. Ich will weiter nichts von dir."

S o hatten die Leute den alten Grundmoser noch niemals gesehen.

Es hatte aber offenbar seinen Grund. Denn auch der Mensch hat sein Vorausssehen und seine Ahnungen, nicht nur, wie der Schulmeister von Weissuhnen sagte, das Tier.

Diese Ahnungen aber, wenn es wirklich solche waren, trafen nur allzuschnell ein.

Sprengten da nicht feindliche Reiter querfeldein auf sie zu?

Wahrhaftig, Kosaken. Riefen ihnen etwas zu, was kein Mensch verstand und da man es nicht verstand, kein Mensch befolgte. Und da man das Befohlene nicht tat, so krachten die Schüsse.

Nicht die Reiter schossen, sondern die Kerle, die an der Seite des Reiters im Steigbügel standen, sich mit der einen Hand am Sattelgurt hielten und mit der Rechten das Gewehr anbackten und schossen.

Donsche Kosaken, die wildesten, verwegensten aller Kosaken, auf ihren kleinen struppigen Pferden.

Im selben Augenblicke, in dem der erste Schuß fiel, erscholl auch ein Schrei, und das eine Mädel stürzte getroffen lang hin.

Blut! Blut! Das erste Blut war auf dem Gute geflossen!

Die Sicheln und Sensen, die Bündel und Garben entfielen den Händen all der Entsetzten.

Schreiend stoben sie auseinander und hinter ihnen drein krachten die aufs Geratewohl, mehr zum Zeitvertreib, als zu anderem, abgegebenen Schüsse. Einige trafen, einerlei, ob Weiber, Männer oder Kinder, wenn sie nur trafen und dann plötzlich loderte es auf. Eine der noch nicht abgedeckten Mieten, die beim ersten Russeneinbruch verschont worden waren, war in Brand gesteckt worden, andere folgten und bald loderte ein Flammenmeer über das Feld hin.

Hinter einer der Mägde her jagte ein Kosak, erreichte sie, beugte sich vom Pferde herab zu ihr hin und schleifte sie an den Haaren über das Feld.

Mit einem Male aber stellte sich der Grundmoser, der keuchenden Atems dagestanden hatte, ohne sich vom Flecke zu rühren, dem sich aufbäumenden Pferde entgegen.

Ein Schlag mit der Faust, mitten auf die Stirn des Tieres und dieses brach, wie vom Blitze getroffen, zusammen und begrub im Fallen seinen Reiter unter sich. „Lauf", sagte der Grundmoser dem Mädchen, das sich an ihm tastend emporzurichten versuchte, im selben Augenblicke aber zusammenbrach. Gleichzeitig waren zwei von den Reitern über ihn her, und ob er sich gleich wie ein Wütender verteidigte, wurde er doch überwältigt.

Keuchenden Atems, Schaum vor dem Munde, stand er da, während die abgesessenen beiden Kosaken ihm die Arme nach Kosakenart vorne zusammenbanden; dann schwangen sie sich auf ihre Pferde und heidi! ging es im gestreck-

Digitized by Google

ten Galopp, mitten über das brennende Feld hin, den Alten mit sich ziehend.

Die ersten Schritte, wollend oder nicht wollend, hinter den Pferden herlaufend, mit stieren, aus ihren Höhlen tretenden Augen und gesträubtem Haare, dann hinstürzend und über den schwälenden, brennenden, qualmenden Boden geschleift.

Nun den Abhang hinab, gegen den Fluß zu, mitten in diesen hinein mit den Pferden, die Leiche des Mannes hinten nach, dann ein Schnitt mit dem haarscharfen Säbel . . .ftt! durch den Strick und das Reiterkunststück der beiden Kosaken hatte sein Ende.

Einer von allen denen, die dem Überfalle entgingen, erreichte den Gutshof. Das war das Bürschchen, der Naujok.

Auch ihm pfiff eine Kugel nach, doch traf sie ihn nicht und er erreichte das Gutshaus, gerade als der Braczko — Paul Braczko natürlich— hinauseilen wollte, um zu sehen, was da unten geschehen sei, denn der Rauch und das Feuer und das Feuern verkündete Böses.

So Böses aber, wie das, was der Kleine atemlos und mit allen Zeichen des Schrecks und Entsetzens, mehr keuchend hervorstieß, als wirklich erzählte, so Böses hatte niemand erwartet.

Schnell hinein, schnell, schnell ins Versteck. Nicht fragen, um Gottes willen nicht fragen! „Ich bitte dich, Berg, ich bitte dich, Madeline kommt. Und du Malvine und meine Georginne." Und er schlug die Hände ineinander, daß sie sich krampften.

Der kleine Naujok natürlich, der mußte mit. Und die Marie und der Jons. Ja, war denn sonst keiner mehr da? Schnell, schnell in den Keller hinunter. Die eiserne Falltür geschlossen und das Versteck aufgesucht.

Ein glücklich gewähltes Versteck in einem alten Kellergelaß hinter mächtigen Fuderfässern, zwischen denen man durchkriechen mußte.

Nur schnell, um Gottes willen, nur schnell.

Und hier saßen, lauerten die acht Menschen und lauschten hinaus und ließen sich leise, ganz leise, von dem Bürschchen das Grauenvolle erzählen, ihn immer durch ein „Pst" unterbrechend, um nur ja zu hören, ob niemand sich nahe.

Sehr bald merkten sie, daß oben über ihnen irgend etwas geschah. Aber was?

Dumpfes Krachen, ein Poltern, ein Zusammenstürzen von Gott weiß was, dann unten, dicht neben ihnen, ein Fluchen, Johlen, Juchzen, dann ein Dröhnen und endlich ein seltsames Gurgeln. Und plötzlich, selbst in ihrem Verließ, ein nasses, klebriges Steigen: der Wein, den die Unholde aus den zerschlagenen Fässern auslaufen ließen.

Längst hatten die beiden Männer ihre Gewehre herausgeholt. Schußbereit knieten sie, wie der Soldat auf dem Anstand.

Bleich standen die drei Frauen dicht aneinandergeschmiegt, der kleine Kerl, der Naujok aber . . . der schlief!!

Der war vor Erschöpfung eingeschlafen, den Kopf auf einem Kartoffelsack, den die beiden Männer schon Tage vorher hingeschafft hatten. Die alte Marie und der alte Jons aber saßen da, wie in dumpfer Benommenheit, und der Kopf sank ihnen so schwer hinab, daß man nicht wußte, ob nicht auch sie eindrusselten, denn so alt sie waren, alt g e w o r d e n waren sie erst heute.

Oben und überall rings umher war es ruhig geworden. Die beiden Männer hatten ihre Gewehre stillschweigend beiseite gelegt, aber so, daß e i n Griff genügte, um sie sofort zur Hand zu haben.

Nun stand Paul Braczko auf und tastete sich leise zu den drei Frauen hin. In die redete er ein und da ließen auch die sich auf die Säcke nieder und warteten.

Worauf?

Auf das Ende?

Auch Berg war zu seiner Gattin getreten. Neben ihr kauerte er sich hin. Wortlos. Nur ihre Hand hatte er ergriffen und so saßen sie Hand in Hand da.

Wie lange?

Wer konnte das wissen? Stunden; Minuten; Ewigkeiten.

Als sich aber gar nichts mehr rührte, wollte der Braczko hinaus.

Sie ließen ihn nicht.

Warten hieß es.

Und so wartete man weiter, bis man das Warten nicht mehr aushalten konnte. Der Kleine, der Naujok, war längst wieder erwacht

Digitized by Google

und erzählte den beiden Alten, der Marie und dem Jons, all das Grauenvolle noch einmal, das er gesehen und geträumt hatte, denn Traum und Wirklichkeit vermischten sich in seinem Bewußtsein, weil ja die Wirklichkeit ärger gewesen war, als ein Traum jemals sein kann.

Jetzt hörte er, daß einer hinaus wollte, um zu sehen, was oben geschehen war und ob der Feind noch da, oder schon fort sei. Da erbot er sich.

Er konnte leichter ungesehen hinausschlüpfen. Er verstand sich auf alle Schliche und kam ganz leicht auch dort durch, wo andere nicht durchkamen. Der Braczko freilich und der Herr von Berg wollten es nicht; da aber war es Madeline, die sagte: „laßt ihn doch, er hat Recht; und ist er früher behütet worden, um uns zu retten, so wird er auch weiter behütet werden, um uns Kunde zu geben."

Die beiden Männer gaben daraufhin ihren Widerstand auf und der Kleine schlüpfte aus dem Versteck raus.

Und wieder wartete man. Lange, unsagbar lange, obwohl der Kleine gar nicht so lange ausblieb.

Was er, als er endlich kam, denen da unten erzählte, war furchtbar. Alles ein Haufen von rauchenden Trümmern und Mauern, alles zerschlagen, zertrümmert, zerstört und vernichtet. Überall brennender, rauchender Schutt, aber die Russen waren schon fort, weit und breit war keiner zu sehen.

„Komm", sagte Herr von Berg, als er lautlos den Bericht des Jungen gehört hatte. „Nein, nicht ihr. Nur der Paul. Ihr, ich bitte euch, wartet noch hier."

So gingen die zwei und ließen die Frauen allein, denn der alte Jons zählte ja nicht. Alte Männer sind ärger als die alten Frauen.

Was Paul Braczko und der Gutsherr dann oben sahen, das spottete jeder Beschreibung.

Das ließ alles hinter sich, was man selbst nach dem, was ihnen der kleine Naujok gesagt hatte, hatte glauben können. Das war mehr als Verwüstung, das war Vernichtung.

Hand in Hand, in stummem Händedruck standen die beiden Männer da und blickten auf das Bild der Zerstörung.

Nur mit Gewalt drängte Kurt von Berg die Tränen zurück, die ihm in die Augen treten wollten.

Vor wenigen Stunden noch ein reicher Mann und jetzt . . . ein Bettler!

Ärger noch als ein Bettler.

„Madeline, meine arme, arme Madeline."

Das waren die einzigen Worte, die sein unermeßlicher Schmerz zu finden vermochte.

Überall das sinnloseste Wüten und da . . ., mein Gott, was war das? Lag da nicht mitten unter den rauchenden Trümmern eine Leiche?

„Paul! Paul!"

Beide machten den Leichnam frei. Es war der eines Weibes. Eines jungen, einst lachenden, jugendstrotzenden Weibes: Dores.

Seitab legten die beiden Männer die Leiche hin und Paul Braczko nahm den eigenen Rock herunter, um das Gesicht der Toten damit zu bedecken. Dann gingen sie zu den andern, den Wartenden, wieder hinunter.

„Es ist furchtbar. Furchtbarer, als man sich's vorstellen kann, aber du wirst auch weiter noch mein tapferes Weib sein, und auch das noch ertragen. Nicht wahr, Madeline?"

Statt aller Antwort drückte sie ihm die Hand. „Habe ich d i c h, dann habe ich alles", sagte sie, und man sah es ihr an, daß sie es nicht nur sagte, sondern auch meinte.

Trotzdem aber zuckte sie zusammen, als sie die Verwüstungen sah. Ihr Arm legte sich schwer auf den seinen.

Ihr Gang nahm etwas Schleppendes an und sie mußte sich setzen.

Wohin? Jede Bank war zerschlagen, jeder Stuhl war verbrannt, nichts war mehr da von all dem ruhigen, behaglichen, vornehmen Reichtum, der sie bisher umgeben hatte; nichts, gar nichts.

Dort, umgestürzt, ein halbverbrannter Karren. Auf den setzte sie sich. Sie mußte sich setzen; ihr Zustand erforderte das.

Und so saß sie da, den Kopf in die Rechte gestützt und die Augen geschlossen, um das furchtbare Bild nicht zu sehen, dieses grauenerregende Bild der Verwüstung.

Kurt stand bei ihr und plötzlich legte sie ihren Kopf an seine Brust, und sie, die starke Mertinat von einst, weinte und weinte . . .

Digitized by Google

Aber das Elend war noch längst nicht vorbei.

Das kam erst.

Die wenigen Vorräte, die Paul Braczko und Kurt von Berg in dem Versteck aufgestapelt hatten, währten nicht ewig. Sie boten auch nicht die Nahrung, die man — die vor allem Madeline in ihrem Zustande brauchte.

Überdies fanden sich von dem Gesinde einige allmählich ein, die sich im Walde versteckt und durch ihn gerettet hatten, und die jetzt der Hunger zurücktrieb. Auch die mußten zu Essen bekommen.

Zu schießen wagte man nicht. Nicht einmal sein Gewehr zu zeigen, denn . . . wer konnte wissen . . . im Elend . . ., man weiß ja, wie das ist . . .

Außerdem konnten immer noch Russen, in der Nähe sein oder noch kommen. Und dann . . ., dann drohte der Strick, wenn man ein nicht abgeliefertes Gewehr beim Gutsherrn oder sonst jemand fand.

Der Strick, oder sonstwie der Tod.

Vom ganzen Vieh war natürlich nicht ein Stück mehr übrig. Keines hatte den Weg zum Stalle zurückgefunden.

Dem Stalle?

Sagt lieber dem rauchenden Trümmerhaufen, der einstmals ein Stall gewesen war!

Nichts war da, gar nichts. Aber Rat mußte geschafft werden. Und den schaffte Georginne.

Erstens hatte sie mit Malvine einen Raum in dem abgebrannten Gutshofe wieder halbwegs bewohnbar gemacht. Irgendwie war es ihr gelungen, einen Strohsack zu finden und frisch zu füllen; den bekam Madeline.

Dann gelang es ihr mit Hilfe Paul Braczkos und des alten Jons, aus alten Möbeltrümmern irgendetwas zusammenzuzimmern, was mit einem Möbelstück eine entfernte Ähnlichkeit hatte. Mit einer Bettstelle sogar.

Das alles bekam auch Madeline. Die brauchte es am Notwendigsten. Und schließlich richtete man sich auch selber noch ein, so gut es eben ging.

Das Wichtigste aber war Fleisch. Und eines Tages brachte Georginne, die früher einmal ein „Wilddieb" gewesen war, nie aber Schlingen gelegt hatte, zwei Kaninchen nach Haus, die sie in Schlingen gefangen hatte. Am nächsten Tage waren es deren sogar drei.

„Ich begreife nur nicht, warum ihr nicht schießen geht", sagte sie. „Es ist ja kein Mensch, kein Feind in der Nähe. Gebt doch mir euer Gewehr. Es sind Fasanen da. Rehe habe ich allerdings keines mehr gesehen."

Und eines Tages schlich sie sich wirklich zu ihrem Versteck und nahm eine der Büchsen, die noch dort lehnten. Paul Braczko aber, der Unheil ahnte, erwischte sie gerade noch zur rechten Zeit, um ihr — was sie ihm nie mehr verzieh, das Gewehr mit sanfter Gewalt aus den Händen zu nehmen.

„Willst du das Unglück auf uns alle hier bringen?" fragte er

„Nein, ich will Madelinen davor retten, Hungers zu sterben."

Merkwürdigerweise war der Naujok, der wackere Bursche, verschwunden und gerade an dem Tage kam er zurück und brachte ein Huhn und ein Ei und, o Wunder über Wunder, ein Kännchen Milch.

Woher er das hatte, das war aus dem Jungen nicht rauszubringen. Genug, das, was er gebracht hatte, war da, und er behauptete, wo es das gegeben habe, gebe es noch mehr.

Aber die Tage schwanden und er brachte nichts. In den Schlingen fing sich auch gar nichts mehr und man starrte wieder dem Elend ins Auge.

Da machte Paul Braczko sich auf. Ohne jemandem etwas zu sagen, war er gegangen. Nur der Georginne hatte er ein paar Zeilen hinterlassen. Er sei seinen Onkel suchen gegangen, „vielleicht, daß der uns hilft." Und den Naujok, den unschätzbaren Bengel, hatte er mitgenommen, oder vielmehr der führte ihn. Denn der kannte alle Schliche und Wege.

Zwei, drei Tage vergingen. Nichts. Die Verzweiflung saß an dem Bette der Frau, die ihrer schweren Stunde entgegensah, und in dieser Verzweiflung tat Kurt von Berg das, was niemand tun durfte. Er ging hinaus in den Wald, um irgend etwas, ein Kaninchen, einen Fasan, einen Hasen zu schießen!

Während er von der einen Seite in den Wald hinein schritt, kam von der anderen Paul Braczko zurück Er brachte alles. Brachte eine Menge. Ja, der Junge, der Naujok, trieb sogar

Digitized by Google

eine Kuh her. Eine von den sieben mageren Kühen, aber doch eine Kuh.

„Wo ist Kurt?" fragte der Braczko.

Keiner wußte es.

War er nicht in den Wald gegangen? Richtig, ja, in den Wald. „Um Himmels willen, er wird doch nicht . . .

Ja . . ., das Gewehr war fort, also hatte er es mitgenommen. Und unten marschieren die Russen. Er hatte sie selber gesehen.

„Hat irgendeiner von euch einen Schuß gehört? Ja?! Dann müssen wir hin, müssen ihn suchen. Komm, Junge, komm.

Aber es war zu spät.

Keuchend, mit zerrissenen Kleidern, barhaupt, Schreck und Entsetzen im Auge und in allen Gliedern, kam Kurt von Berg, aus einer Armwunde blutend, daher. „Nimm, nimm", sagte er und reichte dem Braczko einen geschossenen Fasan.

Der warf ihn von sich, um Kurt in seinen Armen aufzufangen, der durch den Blutverlust und das Überstandene kraftlos und völlig erschöpft war.

„Was ist denn geschehen?"

„Ich . . . habe . . . gejagt . . . Beim ersten Schuß . . . antwortete mir ein zweiter . . ein Mensch . . ., ein Russe . . ., brach sich zu mir Bahn . . ., ein Soldat . . ., dem noch andere folgten. Er wollte mich packen . . ., wollte mir meine Beute entreißen, wollte mich mitschleppen . . ., dem Tode entgegen und da . .

„Was . . ., was, Kurt? . . . rief Braczko.

„Da dreht ich mein Gewehr um, und . . . schlug ihn mit meinem Gewehrkolben nieder."

„Um Gottes willen, Fritz, darauf steht der Tod."

„Ich weiß. Aber m e i n Tod, nicht ihrer. Wenn ich aber d a s nicht gebracht hätte," und er zeigte auf den im Staube liegenden Fasan, „dann wäre es . . i h r Tod gewesen."

„Und hat man dich denn gesehn? Sag mir's doch, Mensch, hat dich einer gesehn?"

„Du siehst es ja, sie haben ja auf mich geschossen."

„Dann mach! . . . mach! da hinein!" und er schob ihn schnell in das Zimmer, wenn man den Raum, in dem Madeline lag, mit diesem Namen belegen wollte.

Gerade im letzten Augenblick war's, denn eben brachen die Russen aus dem Wald hervor.

Klare, helle Befehle erklangen. Die Leute schwärmten auseinander und umstellten den ganzen Hof. Ein Offizier mit Wachtmeister und Kornett trat auf Paul Braczko zu, der mit verschränkten Armen ruhig vor der Tür stand.

„Es ist im Walde geschossen worden", sagte der Offizier. „Einer von meinen Leuten ist niedergeschlagen worden, weißt du, wer es war?"

Wie entgeistert starrte Paul Braczko den Offizier an.

„Roth, Roth," schrie er auf, „Bogdan von Roth! ist es denn möglich?!" Und er streckte ihm die Hände entgegen, um ihn willkommen zu heißen.

Der schüttelte jedoch mit dem Kopfe und nahm die Hand nicht.

„Ich bin dienstlich hier, Paul Braczko," sagte er, „in einer schweren, traurigen Sache. Ich muß den Täter entdecken, der nicht nur ein Gewehr behalten, sondern sich auch gegen einen meiner Leute tätlich vergriffen hat. Kannst du mir sagen, wer's war?"

„Nein", sagte Paul Braczko und sah dem Freunde, der als sein Feind hergekommen war, fest ins Gesicht.

„Von hier war es keiner?" fragte Bogdan von Roth.

„Nein, von hier nicht."

„Dann können wir weiter."

„Der Niemez lügt" sagte der Wachtmeister. „Was ist denn das, du Hund?" fragte er, hob den frisch geschossenen Fasan von der Erde auf und hielt ihn dem Braczko vors Gesicht.

Der wurde bleich.

Noch bleicher wurde Herr von Roth.

„Ja, dann bitte mir zu erklären, wie dieser Fasan herkommt?" fragte Bogdan von Roth, und sein Ton hatte etwas Strenges.

„Das kann ich nicht", sagte Paul Braczko.

„Dann muß ich das Haus durchsuchen lassen."

„Das wirst du nicht", rief Braczko und versperrte zu dem Raume den Weg. „Bogdan! die Madeline ist drin! In Kindesnöten, Bogdan, liegt sie da drin. Horch!"

Digitized by Google

Denn in diesem Augenblick gellte ein Schrei aus dem Raume.

Bogdan trat zurück und sah sich mit einem fast hilfesuchenden Blick nach dem Kornett und dem Wachtmeister um.

Der Kornett stand da, als ob ihm die Sache nichts anginge. Er war da, weil er da sein mußte, und was zu tun war, das mußte der Leutnant tun. Der Wachtmeister aber trat vor und geradewegs auf die Tür zu: „werde ich gehn", sagte er.

Paul Braczko aber wehrte ihn mit beiden Händen ab.

„Wen verfolgt ihr?" fragte er, „den einen aus dem Walde, nicht wahr? und wenn ihr den habt, Bogdan von Roth, dann habt ihr hier nichts mehr zu suchen. Ist es so oder ist es nicht so? Dann brauchst du hier nicht erst hinein?"

„Nein", sagte Bogdan von Roth, „dann haben wir hier nichts mehr zu suchen."

„Nun denn, dann nehmt m i c h mit, denn .. i c h war es!"

„Du?!"

„Wer denn sonst?" sagte Paul Braczko und lächelte: „Hier ist doch kein anderer."

„Dann sei Gott deiner armen Seele gnädig," sagte Bogdan von Roth tief erschüttert, „i c h darf es nicht."

Der Wachtmeister hatte indessen zwei Mann herangewinkt.

„Binden!" sagte er; natürlich auf Russisch.

Die beiden Soldaten traten auf Braczko zu.

„Muß das sein?" fragte er.

„Wenn du gutwillig gehst und keinen Fluchtversuch machst, kann ich es dir ersparen."

„Dann erspare es mir. Ich gebe dir mein Wort darauf, daß ich nicht fliehe."

„Sind ja nur ein paar Schritt", sagte der Wachtmeister. „Instruktion lautet ja: „wird an die nächste Mauer gestellt und erschossen."

„Wollen S i e mich meine Pflicht lehren, Wachtmeister, oder weiß i c h, was ich zu tun habe?" fragte von Roth.

„Na, boze, habe halt geglaubt, ist einfacher gleich hier . . . Aber, Gewehr müssen wir haben."

„Ja," sagte Bogdan von Roth, „das müssen wir allerdings haben. Wo ist es?"

Einen Augenblick lang suchte Paul Braczko nach einer Antwort, dann lächelte er wieder. „Im Keller unten versteckt. Du, Hans," rief er, da sich gerade der kleine Nausok vorbeischleichen wollte. „Kriech einmal in unser Versteck und bringe die Büchse herauf, die dort steht."

Es dauerte zwei, drei Minuten, ehe der Junge die Büchse brachte.

„So, da ist sie", sagte Braczko, und maß den Wachtmeister von oben bis unten.

„Und jetzt . . ., Herr Leutenant . . ., bin ich bereit."

Zehn Mann wurden kommandiert. Zwei voran, dann der Braczko und hintennach die acht Mann mit dem Wachtmeister.

Der Kornett bummelte nebenher. Gelangweilt. Die Sache interessierte ihn nicht. Er hatte so viel ähnliches schon erlebt.

Dort unten an der niedergebrannten Scheune konnte die Justifizierung vor sich gehen.

„Kornett, übernehmen Sie den Zug und führen Sie ihn hinunter . . .

„Paul Braczko," sagte mit einem Male Bogdan von Roth, der neben jenem dahinschritt, „sag' mir, was soll ich tun?"

„Deine Pflicht selbstverständlich", sagte der.

„Das ist es ja eben. Diese Pflicht, diese entsetzliche Pflicht. Wenn ich dich retten könnte, ich tät es gewiß. Ich weiß ja, daß du unschuldig büßt. Ich weiß, daß ein anderer das mit dem Soldaten getan hat, und doch . . . und doch . . ."

„Woher willst du, woher kannst du das wissen?" fragte Paul Braczko.

„Wo ist das Blut an dem Kolben? und wie kommt's, daß noch alle Schuß im Gewehr stecken. Wer, sag' mir, wer war es? Wen willst du retten?"

„Niemand, ich war's"

Und dabei blieb's. Er war's, er nur allein.

Mit bebender Stimme gab Bogdan von Roth das Kommando.

Paul Braczko wurde an die vom Feuer zerfressene, vom schwarzen Rauch wie in unendliche Trauer gehüllte Mauer gestellt.

Das Peloton von acht Mann nahm Aufstellung; da mit einem Male krachte es hier und krachte es dort und „Hurra, Hurra" klang der Ruf der stürmenden Deutschen.

Eine wahnsinnige Panik brach unter den

Digitized by Google

Russen aus. Paul Braczko, die Situation im Augenblicke erfassend, sprang, sich deckend, hinter den Baum und suchte Bogdan von Roth mit sich zu ziehen, der aber, ein Deutscher, wenn auch ein Russe, tat seine Pflicht. „Drauf! drauf!" rief er und stürmte selber den Stürmenden entgegen.

Beim ersten Schritt aber fiel er, von einer Kugel getroffen, zusammen . . .

Wie die Hilfe gekommen war, das war wie ein Märchen.

Eine furchtbare Schlacht war geschlagen worden. Die ganze Narewarmee war vernichtet. Hunderttausend Gefangene waren gemacht und ganz Ostpreußen sollte von den Russen gesäubert werden. Arbeit würde es ja wohl noch kosten, aber es war einer da, der diese Arbeit, weiß Gott, zu verrichten imstande war und dieser eine war: Hindenburg!...

Dritter Teil.

1. Kapitel.

Der Überfall der Russen durch eine Streifschar ostpreußischer Jäger hatte sich in wenigen Minuten abgespielt. Was von den Russen nicht tot oder verwundet liegen geblieben war, hatte sich durch eilige Flucht zu retten gesucht. Auch die Jäger waren bei der Verfolgung des Feindes verschwunden. Nur ab und zu hörte man noch einen Schuß fallen . . . Angstvoll waren die beiden Schwestern um Madeline beschäftigt, die bei dem Knattern der Gewehre sich aufrichtete und nach ihrem Gatten rief.

Sie beruhigte sich erst, als Kurt sich aufrappelte und zu ihr auf den Bettrand setzte . . Mit irren Augen sah Madeline sich in dem kleinen Raum um. „Wo ist Paul? Weshalb ist Paul nicht hier?" . . . Dann warfen die Schmerzen sie wieder auf ihr Lager zurück.

Als Madeline nach Paul rief, hatte Georginne beide Hände mit festem Druck auf ihre Brust gepreßt, um ihr heftig schlagendes Herz zu bändigen, und Malvine hatte sie mit beiden Armen umschlungen, aber mehr, um selbst an ihr eine Stütze zu suchen. Beide hofften, denn beide ahnten, was sich draußen abgespielt haben könnte, aber noch wußte keine, daß der nächste Augenblick der einen eine unermeßliche Freude, und der anderen das tiefste Herzeleid bringen würde . . .

Denn jetzt räusperte sich hinter den Brettern, die den Raum als Tür abschlossen, jemand und eine heisere Stimme flüsterte: „Georginne, komm mal raus" . . . Es war Paul Braczko . . . Mit einem Aufschrei warf sich Georginne an seine Brust. „Du lebst? Du bist nicht mal verwundet?" . . .

„Nein, wie du siehst, aber Bogdan von Roth ist schwer verwundet . . . Wir können ihn doch nicht draußen liegen lassen. Es gibt Regen und es ist kalt" . . .

„Ja, aber in den kleinen Raum zu Madeline können wir ihn doch nicht hineinbringen."

„Weshalb denn nicht?"

„Um sie nicht noch mehr aufzuregen . . . Ich habe die größte Angst daß die Sache nicht gut abläuft. Wir haben kein Wasser, keine Seife, kein Handtuch, keine Schüssel, nichts . . keine Wäsche für das Kindchen" . . .

„Dann nimm du dich des Bogdan an . . Ich gehe ins Dorf, dort wird doch noch das aufzutreiben sein, was ihr braucht" . . .

Mit langen Schritten ging er davon . . . Hinter der dünnen Bretterwand hatte Malvine gestanden und jedes Wort gehört. Bogdan schwer verwundet . . . Vor ihren Augen schwangen leuchtende Kreise . . . ein fernes Klingen . . . ein Rauschen . . . Still ohne einen Laut auszustoßen, war sie an der Wand zusammengesunken.

Ein Bild trostlosen Jammers, das kein Ostpreuße Zeit seines Lebens vergessen darf. Auf dem dürftigen Lager das mit Schmerzen ringende Weib, über sie gebeugt ihr verwundeter Gatte . . . und keine drei Schritt von ihnen das in seelischem Schmerz niedergebrochene Mädchen, dem die Befreiung und Rettung durch die Landsleute den Geliebten und künftigen Gatten entrissen hat . . . Mitten dazwischen hoch aufgerichtet, Georginne. Die Freude über Pauls Rettung hatte ihr eine ruhige Entschlossenheit und eine Sicherheit wiedergegeben, die jetzt sehr vonnöten war.

Paul war bald wiedergekommen und hatte alles mitgebracht, was für einen solchen Fall nötig ist, und außerdem noch eine alte er-

Digitized by Google

fahrene Frau, die schon oft Wöchnerinnen in Kindesnöten geholfen hatte. Malvine war aufgewacht und zu Bogdan von Roth gegangen. Sie hatte sich zu ihm gesetzt und wischte ihm mit dem Taschentuch den kalten Schweiß von der Stirn. Er war bei vollem Bewußtsein, aber er konnte nicht sprechen.

Sein Mund versuchte wohl, noch Worte zu formen, aber die Kraft der von einer Kugel durchbohrten Brust reichte nicht aus, ihnen einen Ton zu geben. Nur seine Augen sprachen. Sie sprachen von seiner echten, tiefen Liebe, von den seligen Hoffnungen, die sich ihm an Malvinens Liebe geknüpft hatten und sie sprachen von dem grenzenlosen Trennungsschmerz, der ihnen beiden bevorstand, nein, der sie schon jetzt durchwühlte . . .

Es begann zu regnen. Klatschend fielen dicke Tropfen auf die welken Blätter, die den Boden ringsum bedeckten. Da kam Georginne heraus und deckte beide mit Pauls Mantel zu. Malvine hatte sich niedergebeugt und ihre heißen Backen auf Bogdans kalte Stirn gelegt. Ihre Hände hatten sich zusammengeschlossen. Sie lauschte in wortlosem Schmerz auf seine leisen Atemzüge, deren jeder den wunden Mann seinem Ende näher brachte . . .

Die Zeit schien Malvine still zu stehen . . Da kam von dem Gemäuer her ein heller Schrei, der erste Schrei eines neugeborenen Kindes . . . Hastig richtete sie sich auf . . . ein unsägliches Weh durchzuckte sie.

Derselbe Augenblick, der ihr den geliebten Mann entriß, schenkte der Schwester das größte Lebensglück, das mit Sehnsucht erwartete Kind . . .

Auch Bogdan hatte den Schrei vernommen. In seinen Augen leuchtete es wunderbar auf . . . eine helle Freude verdichtete sich auf seinem Gesicht zu einem Lächeln, und mit dem Lächeln tat er seinen letzten Atemzug . . . Da schlug Malvine die Hände vor ihr mit glühender Scham übergossenes Gesicht . . .

Ja, sie schämte sich vor dem Toten, der noch mit seinem letzten Lächeln den Schrei des Kindes begrüßt hatte . . . während sie einem neidischen, bitteren Gefühl Raum gegeben hatte . . . .

Mit fester Hand . . sie hatte noch keinen Toten gesehen, sie wußte auch nur, daß man ihm die Augen schließen mußte, strich sie ihrem teuren Toten die Augenlider herab. Dann beugte sie sich über ihn und küßte seine erkalteten Lippen . . .

Der freudige Ausdruck war auf seinen Zügen liegen geblieben. Er mahnte sie, an ihrer Schwester wieder gut zu machen, was sie mit dem flüchtigen Gedanken an ihr gesündigt hatte.

Sie stand auf und ging in den Wohnraum zurück, wo ihr Madeline bleich, aber mit freudigem Lächeln die weiße Hand entgegenstreckte . . . „Ein prächtiger Junge," flüsterte sie kaum hörbar und wies auf das Bündel, das neben ihr lag.

Der zukünftige Erbe der Berschkaller Begüterung hatte sich bei seinem Eintritt in die Welt mit sehr dürftigen Verhältnissen behelfen müssen. Er wurde in ein Stück Laken und ein altes Wolltuch gewickelt. Paul Braczko war schon wieder ins Dorf gegangen, um eine Wanne und warmes Wasser zu besorgen . .

Als er beides gebracht hatte, machte er sich zu Fuß auf den Weg nach Keimkallen. Er wollte, wenn es möglich war, einen Sarg aus dem Kirchturm holen, um Bogdan darin zu begraben . . .

Er fand die Bewohner von Keimkallen alle vor. Sie hatten sich vor diesem letzten Überfall der Russen in den nahen Wald gerettet. Von den Gebäuden war nur ein Stall den Russen zum Opfer gefallen . . . Das Vieh, das von Hunger getrieben, aus den offenen Ställen entwichen und sich auf dem Felde zerstreut hatte, fand sich zum Teil wieder ein oder wurde eingefangen und nach Hause getrieben. Auch ein paar alte Krümperpferde waren den Russen entgangen . . . Mit ihnen kehrte Paul abends nach Berschkallen zurück.

Da sah es nicht gut aus. Madeline hatte heftiges Fieber . . . Schon stand der Todesengel zu Häupten ihres Bettes. . Aber noch wehrte sich ihr jugendstarker Körper gegen die unheimliche Macht, die ihr Herz zu unheimlich schnellen Schlägen antrieb und das heiße Blut durch ihre Adern rasen ließ . . .

Kurt saß, von aller Energie verlassen, neben ihrem Bett. Wirr gingen ihm unklare Gedanken und Gefühle durch den schmerzenden Kopf. Die Freude über den Stammhalter

Digitized by Google

war einer lähmenden Angst um Madeline gewichen ... Er wußte nur zu genau, was solch ein Fieber bei einer Wöchnerin bedeutet ...

Auch seine Wunde schmerzte, aber er fühlte es kaum ... Es erschien ihm kleinlich, jetzt davon zu sprechen. Malvine war still und teilnahmslos. Nur Georginne behielt den Kopf oben. Sie hatte die alte Frau ins Dorf geschickt und einen Topf heißen Fliedertee kochen lassen, der Madeline eingeflößt wurde, um sie zum Schwitzen zu bringen. Sie legte ihr kalte, nasse Tücher auf Kopf und Brust ...

Als Paul eintrat, war ihr erstes Wort: „Paul, du mußt unter allen Umständen einen Arzt auftreiben."

„Verlange lieber, daß ich dir einen Stern vom Himmel herunterhole, das würde wohl leichter sein als einen Arzt aufzutreiben. Aber wenn es nötig ist, will ich es versuchen. Vielleicht treffe ich einen deutschen Truppenteil, bei dem sich ein Arzt befindet. Vielleicht treffe ich auch auf Russen ..."

Als er gegangen war, atmete Georginne tief auf. Sie wußte, wenn es eine Menschenmöglichkeit gab, dann brachte Paul einen Arzt.

Nun kam die schwerste Stunde für die Bewohner von Berschkallen. Kurt saß völlig gebrochen und in sich zusammengesunken zu Fußende auf Madelinens Bett. Das Bewußtsein, hilflos der entsetzlichen Macht dieser Krankheit gegenüber zu stehen, hatte sich wie ein lähmender, nein wie ein zermalmender Alp auf seinen Geist gelegt.

Nur Georginne ging aufrecht umher. Sie hatte das Gefühl, als hätte sie gegen ein gefährliches Ungeheuer zu kämpfen. Dann ballte sie die Fäuste und straffte ihren Körper ... Von Zeit zu Zeit trat sie vor die Tür und horchte in die Nacht hinaus.

Eine stille finstere Nacht. Ein feiner Regen sprühte ihr ins Gesicht, ohne daß sie darauf achtete ... Von den Chaluppen her hörte man unbestimmtes Geräusch ... Da rüsteten sich die Menschen, in die jetzt erst die Angst gefahren, zum Abzug ... und die Alte, die sie nach Tee geschickt hatte, war nicht wiedergekommen ...

Sie mußte selbst gehen ... Vorsichtig tastete sie sich ein paar Schritte vorwärts ... Da stieß sie auf einen länglichen, dunklen Gegenstand. Sie beugte sich nieder und betastete ihn mit der Hand. Es war der Sarg, den Paul von Keimkallen für Bogdan gebracht hatte. Mit jähem Erschrecken richtete sie sich auf, sie hatte in diesem Augenblick vergessen, daß er für Bogdan von Roth bestimmt sein konnte, sie dachte an Madeline ...

Es war gut, daß sie ins Dorf kam. Da hatten die Leute schon ihre Sachen auf Schubkarren gepackt. Ein paar alte Männer, die zum Dableiben rieten, wurden nicht gehört. Georginne fragte nicht. Sie kriegte ein Weib am Genick und stieß sie in das Haus zurück.

„Seid Ihr wahnsinnig geworden? Wollt Ihr den Russen in die Hände laufen? Sofort tragt Ihr alles in die Häuser zurück ... Na wird's bald? oder soll ich Herrn Paul Braczko holen?"

Der Name wirkte besser als jede Vorstellung ... Die Leute trugen ihre Sachen von den Karren wieder in die Stuben und zogen ihre Reisekleider aus. Eine Viertelstunde später ging Georginne mit einer Kanne Tee und einer Laterne wieder zur Ruine zurück. Zwei junge Frauen begleiteten sie freiwillig, als sie hörten, daß es mit der jungen Frau schlecht stände ...

Ja, es stand wirklich sehr schlecht um Madeline. Sie war bei vollem Bewußtsein. Ihre Augen blickten so klar und vernünftig, daß Georginne einen freudigen Schreck bekam. Sie wußte noch nicht, daß sehr oft das Leben noch einmal aufflackert, wenn es zu Ende geht.

Malvine hatte sich aufgerafft, zu der Kranken aufs Bett gesetzt und ihre Hände gefaßt ... Sie sah, daß die Schwester etwas sagen wollte. Da bog sie ihr Ohr herunter ... Wie ein Hauch kam es von Madelinens Lippen: „Schwester, verlaß meinen Jungen nicht." Dann schlossen sich ihre Augen ...

Wie ein Lichtlein ging ihre Lebensflamme aus ...

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Walzerkönig / Roman von Freiherr von Schlicht

7. Fortsetzung.

Das klang, als trauere der kleine Junker um seine im Schwinden begriffene Jugend und so tröstete Kasimir ihn denn: „Na, weinen Sie nur nicht, Junker, mit neunzehn Jahren sind Sie später auch noch kein Greis, der sich mühselig auf Krücken dahinschleppt und sich nicht zu helfen weiß. Aber wenn Sie trotzdem schon das Alter fürchten, so genießen Sie Ihre jetzige Jugend nur umso mehr und ganz besonders den heutigen Abend, an dem Sie sich nicht in unserer Gesellschaft zu langweilen brauchen. Sicher haben Sie sich für heute abend mit Ihrem Mädel verabredet?"

„Das allerdings, Herr Oberleutnant," stimmte der kleine Junker ihm bei, „und da der Herr Oberleutnant so freundlich sind, an mir und an der Trude, sie heißt nämlich Gertrud, Herr Oberleutnant, solches Interesse zu nehmen, da will ich es dem Herrn Oberleutnant nur gestehen, wir wollen heute abend zusammen tanzen gehen. Ich natürlich in Zivil. In der ‚Flora' ist großer Kavalierball mit allen Schikanen der Neuzeit, feenhafte Beleuchtung, zwei große Orchester, Prämienverteilung für die besten Tänzer usw. usw. Da gehen wir hin. Daß das Zivilkragen für mich verboten ist, weiß ich natürlich, aber der Herr Oberleutnant werden mich schon nicht verraten. Unsereins hat ja auch manchmal Lust zum Tanzen, man muß es auch als Fähnrich lernen, damit man sich später als Leutnant, Verzeihung, ich wollte natürlich sagen, als ‚Herr' Leutnant, mit dem Tanzen nicht blamiert. Zu den Bällen wird ein Fahnenjunker nicht eingeladen, höchstens zu dem Regimentsschoppen bei den großen Kasinofesten und da bekommt man auch nur die Tänzerinnen, die sonst kein anderer haben will."

„Da haben Sie schon recht," stimmte Kasimir ihm bei, „im übrigen darf ich das, was Sie mir von Ihren heutigen Plänen erzählten, gar nicht gehört haben. Aber ich werde tun, was ich kann, damit Sie nächstens auch mal in besserer und bester Gesellschaft tanzen können. Meine Mutter wird demnächst im Hotel ein größeres Fest geben, um sich für die bisher an sie ergangenen Einladungen zu revanchieren. Ich werde Ihnen Bescheid sagen, wenn es soweit ist. Dann machen Sie meiner Mutter Ihren Besuch oder geben wenigstens Ihre Karte ab und ich verspreche Ihnen schon heute, daß Sie eine Einladung erhalten sollen."

Der kleine Junker strahlte vor Glückseligkeit: „Das wäre zu liebenswürdig, Herr Oberleutnant, ich kann gar nicht sagen, wie ich mich schon heute darauf freue, ganz besonders, wenn —"

Mitten im Satz hielt er inne, als getraue er sich nicht recht, weiter zu sprechen, bis er über und über rotwerdend fragte: „Glauben der Herr Oberleutnant, daß auch das Fräulein Schwester des Herrn Oberleutnants mir die Ehre erweisen wird, einmal mit mir zu tanzen?"

„Aber warum denn nicht, Junker?" fragte Kasimir verwundert, um gleich darauf zu fragen: „Kennen Sie meine Schwester denn schon?"

„Wie werde ich wohl so unbescheiden sein, das gnädige Fräulein zu kennen, noch bevor ich vorgestellt wurde," verteidigte der kleine Junker sich verlegen. „Ich habe das gnädige Fräulein nur ein paarmal auf der Straße vor dem Hotel gesehen, auch da natürlich nur ganz flüchtig und aus ganz weiter Entfernung. Ich habe mir auch nicht erlaubt, das gnädige Fräulein genauer anzusehen, aber trotzdem, an der Familienähnlichkeit mit dem Herrn Oberleutnant habe ich sie sofort erkannt."

„Und meine Schwester scheint Ihnen gefallen zu haben?" neckte Kasimir den Junker.

„Das glauben der Herr Oberleutnant doch wohl selber nicht," widersprach der schnell.

Kasimir blickte überrascht auf: „Nanu, sehr höflich klingt das gerade nicht, Junker, und wenn meine Schwester das mit angehört hätte, dann weiß ich doch nicht, ob die mit Ihnen tanzen würde," und halb im Scherz, halb im Ernst drohte er ihm mit dem Zeigefinger.

Der kleine Junker bekam, als er den Zeigefinger sah, einen Todesschrecken und rückte unwillkürlich mit seinem Stuhl etwas beiseite: „Nein, bitte nicht kitzeln, Herr Ober-

Digitized by Google

leutnant, bitte nicht. Ich habe mir das Lachen zwar verboten, aber man kann trotzdem nicht wissen. Im übrigen haben der Herr Oberleutnant mich wohl absichtlich ganz falsch verstanden. Wenn ich sagte, das gnädige Fräulein hätten mir nicht gefallen, so meinte ich damit, daß das Wort ‚gefallen' gar nicht der richtige Ausdruck ist, ich meine entflammt, entzückt, begeistert, aber auch das ist noch lange nicht genug."

„Na, für den Anfang genügt es aber trotzdem," meinte Kasimir, bis er ausrief: „Das sollte Ihre Trude mit anhören, die würde schön eifersüchtig werden."

„Aber das ist doch etwas ganz anderes," verteidigte der Junker sich, „den Namen von dem gnädigen Fräulein und den des Mädels darf man doch gar nicht in demselben Atem nennen."

Da hatte der Junker recht und Kasimir ärgerte sich ein klein wenig, das getan zu haben, ebenso wie er es auch nicht für ganz richtig hielt, diesen Herzensgruß des Junkers über seine Schwester ruhig mit angehört zu haben, ohne dem gleich einen Riegel vorzuschieben. Na, einen Fähnrichschwarm brauchte man schließlich nicht ernsthaft zu nehmen, trotzdem hielt er es für besser, das Gespräch abzubrechen und auf seine Uhr sehend rief er anscheinend sehr erschrocken: „Herrjesses, schon so spät? Gleich halb zwei? Da wird es für mich Zeit, daß ich gehe. Lassen Sie sich dadurch aber bitte nicht stören, Sie frühstücken sicher noch weiter?"

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant," lautete die Antwort, „wenn es erst halb zwei ist, habe ich noch viel Zeit, ich habe erst um fünf Uhr wieder Dienst."

„Na, bis dahin können Sie ja noch allerlei zu sich nehmen," lachte Kasimir unwillkürlich auf, „ich gehe jetzt, aber bitte tun Sie mir den Gefallen und bleiben Sie ruhig sitzen, auf Wiedersehen, Junker."

„Auf Wiedersehen, Herr Oberleutnant," klang es zurück und gleich darauf machte Kasimir sich auf den Weg. Seine Schritte führten ihn an Horsts Wohnung vorbei. Gewiß, er war dem ernstlich böse, aber trotzdem geriet er in Versuchung, wie früher so oft, einmal zu dem hinauf zu gehen und eine Stunde bei einer guten Zigarre zu verplaudern. Aber er widerstand dem doch, es fiel ihm auch ein, daß er Horst nicht zu sprechen bekommen würde, denn der hatte, wie die Kameraden ihm erzählten, an seiner Flurtür ein Plakat mit der Aufschrift anbringen lassen: „Da ich diesen Winter angestrengt für die Akademie zu arbeiten habe, bedauere ich lebhaft, keinerlei Besuche annehmen zu können und bitte deshalb höflichst, auch jedes unnütze Klingeln an der Tür zu unterlassen."

Warum sollte er da unverrichteter Sache an der Tür wieder kehrt machen? Etwas Besonderes hatte er ja auch nicht mit ihm zu besprechen, er hätte es nur gern gewußt, ob Horst heute abend ebenfalls zu dem Diner ginge, oder ob er mit Rücksicht auf die frühe Stunde der Einladung diese ablehnte, weil er bis dahin noch nicht mit seinem Arbeitspensum fertig war.

Er hoffte im stillen, Horst möge abgelehnt haben, damit er, wenn auch nur einmal, dessen Konkurrenz bei Fräulein Orla los würde und damit er selbst bei der wenigstens den kleinsten Schritt weiter käme, denn vorläufig stand er noch mit seinen Bemühungen um Orlas Gunst auf demselben Fleck wie am ersten Abend. Nein, sogar noch weiter zurück, denn am ersten Abend hatte er sich wenigstens bei Tisch mit ihr gut unterhalten und wenn hinterher Horst nicht mit seinen verdammten Walzerkönigsbeinen dazwischen gekommen wäre, wer weiß, vielleicht hätte er mit der Zeit dann langsam Erfolg gehabt. Statt dessen verhielt Orla sich ihm gegenüber eigentlich immer mehr und mehr zurückhaltend. Es mußte da irgend etwas vorgefallen sein, von dem er selbst keine Ahnung hatte und deshalb wußte er, wenn er Horst wäre, hätte er es schon längst aufgegeben, Orlas Gunst erringen zu wollen, er hätte, wenn er Horst wäre, ihm, seinem alten ehemaligen Freunde Kasimir schon lange zugerufen: „Nimm du sie dir zum Flirten, wenn du sie bekommen kannst, ich verzichte."

Vielleicht, daß Horst heute abend auf Orla verzichten würde und so wurde er abermals neugierig, ob der bei dem Diner erscheinen würde. Er beschloß deshalb, telephonisch bei ihm anzufragen, aber da fiel ihm zur rechten Zeit wieder ein, daß Horst erzählte, er habe

Digitized by Google

sein Telephon, um durch das Anrufen nicht gestört zu werden, aus seinem Arbeitszimmer in die Burschenstube legen lassen. Na, und daß er, Kasimir, sich mit Horsts Burschen unterhielt, das ging nicht recht, das hätte so aussehen können, als ob es für ihn von besonderer Wichtigkeit wäre, zu erfahren, ob Horst heute abend käme oder nicht. Das wollte er vermeiden und er beauftragte daher mit diesem Telephongespräch, als er zu Hause angekommen war, seinen Burschen und er selber setzte sich an seinen Schreibtisch, auf dem der Apparat stand, um dieses Gespräch mit anzuhören, nachdem er seinem Knappen, dem Musketier Paulsen eingeschärft hatte, sich nicht allzu offiziell, sondern nur unter der Hand nach dem zu erkundigen, was er zu wissen begehrte."

„Das werden wir schon kriegen, Herr Oberleutnant," lautete die Antwort und gleich darauf ließ der Bursche sich verbinden. Es dauerte auch nur eine kurze Weile, da meldete sich der Teilnehmer: „Hier Bursche bei Herrn Oberleutnant von Iring, wer dort?"

„Hier sind wir, Herr Oberleutnant von Mellendorf und ich, sein Bursche Paulsen," gab der zurück, „und was mein Herr Oberleutnant ist, der wollte nicht selbst mit dir telephonieren, schon damit das nicht so aussähe, als wenn er da irgendwelches Interesse daran hätte und da soll ich dich mal fragen, ohne daß ihr was davon merkt, ob ihr heute abend um sechs Uhr ausgehen werdet und zwar zu dem Diner bei dem reichen Herrn Senator, wie heißt der doch noch gleich?"

„Dämelklaas!" rief Kasimir seinem Burschen halblaut zu, denn viel dümmer hätte der sich nach seiner Überzeugung am Telephon nicht anstellen können, aber der Bursche glaubte seine Sache über alles Lob erhaben gut gemacht zu haben, so kam er auch gar nicht auf den Gedanken, dieses Wort auf sich zu beziehen, sondern meinte nur halblaut: „Heißt der Herr Senator wirklich Dämelklaas, Herr Oberleutnant?" und erstaunt setzte er hinzu: „Das ist für einen klugen Herrn Senator eigentlich ein sonderbarer Name."

„Für den ja," stimmte Kasimir ihm bei, „für dich paßt er aber manchmal ausgezeichnet. Aber wie ist es denn nur, warum antwortet der Bursche nicht?"

„Ja, Minsch, warum antwortest du nicht?" rief Kasimirs Bursche in den Apparat hinein.

„Weil ich mir das erst überlegen tue," lautete die Antwort, „gesagt hat mein Oberleutnant mir was, aber was? Von Lackstiefel war dabei die Rede, aber ob er die nun für den Herrn Senator oder sonst für wen anziehen will, das weiß ich nicht mehr. Ich kann dir man sagen, bei diesem vielen Arbeiten für das olle dämliche Examen werd' ick och noch ganz schwachsinnig, denn ick möt min Herrn Oberleutnant ümmer öberhören, ob hei sin Pensum ok ordentlich drinnen hedd in sinen Döß."

Kasimir hatte, wenn auch mit einigen Schwierigkeiten diesen halb platt-deutschen halb hochdeutschen Dialekt verstanden, nun meinte er: „Warum spricht er nicht richtiges Deutsch? Das frage ihn mal und bestelle ihm, wenn er es nicht mehr genau wüßte, ob sein Herr heute zu dem Diner geht oder nicht, solle er sich gleich mal bei dem erkundigen."

„Schön, Herr Oberleutnant", meinte sein Bursche, dann sprach er in den Apparat hinein: „Bist du noch da? Ja, dann vertell mi mal, worüm du denn nich hochdütsch schnackst?" Hier bekam er einen kleinen Rippenstoß, der ihn darauf aufmerksam machte, daß auch er das Hochdeutsch vernachlässigte und so fuhr er schnell fort: „Hast du mich verstanden, ein gebildetes Hochdeutsch sollst du sprechen und dann gehe mal zu deinem Herrn Oberleutnant hinein und frage ihn, ob er zu dem Diner ginge. Von uns brauchst du aber nichts zu erwähnen, geh' mal rein' und frage, ich werde hier solange am Apparat warten."

„Da kannst du lange warten," klang es zurück, „denn so einfach, wie du dir das denkst mit dem bloßen Hineingehen und Fragen ist das nich. Da muß ich sehr vorsichtig zu Werke gehen, sonst kann ich schön was an den Kopf bekommen, so erst neulich den zweiten Band von Meyers Konversationslexikon. Beinahe tausend Seiten Papier, alle bedruckt und dann noch der steife Einband. Und dann war das auch noch der Band, in dem alles über Eisen drinstand. Da war der Band noch besonders schwer und gewichtig."

„Den Witz verstehe ich nicht, der ist mir zu hoch", gab Paulsen zur Antwort und wieder

Digitized by Google

in sein geliebtes Platt verfallend, fuhr er fort: „Ick wet man sovell, dat du ne olle Bangbüx biſt, denn wenn du all vor so'n dämlichen Band vom kleinen Meyer Angſt heſt, wie ward dat denn mit di, wenn dat mal Krieg giwt? Dann löppſt du wohl glicks davon, wenn di so'ne olle dämliche Granate um den Kopp fliegen deiht?"

„Im Krieg is dat was anners," proteſtierte Horſts Burſche, „da bliww ick ſtahn und ſölbſt wenn ſe mi totſchaten hewwen, ſülwſt dann röhr ick mi nich von minem Platz, aber im Frieden möt man ſine Knaken ſchonen. Aber recht haſt du, ick will mal fragen gahn, ſchon damit min Herr Oberleutnant dat Diner nich vergeeten deiht, aber dat ſegg ick di nochmals, ſo flink, ſo von hüt up morgen geiht dat nich, ſo gode acht Dag oder ſeggen wi mal, damit di nich tau lange duert, ne holwe Stünn mötſt du di gedulden, dann ward ick di mal wedder anklingeln."

„Na alſo ſchön, in ner halben Stunde", gab Kaſimirs Burſche zur Antwort, dann legte er den Hörer auf den Apparat und dasſelbe tat in der anderen Wohnung Horſts Burſche, der Musketier Turteltaube. Der ſpuckte ſich wie immer, wenn ihm eine ſchwere Arbeit bevorſtand, gehörig in beide Hände, dann ſchlich er leiſe aus ſeiner Kammer und öffnete eine Minute ſpäter die Tür zu dem Arbeitszimmer ſeines Herrn. Er tat es ſo leiſe und geräuſchlos, daß der geſchickteſte Einbrecher von ihm in der Hinſicht etwas hätte lernen können, aber trotzdem fürchtete er, zu laut geweſen zu ſein und machte erſchrocken die Tür blitzſchnell wieder zu. Aber das nicht allein, er ſtemmte die ganze Kraft ſeiner Fäuſte von unten gegen die Türklinke. Er hatte Angſt, ſein Leutnant könne doch etwas gehört haben und werde ihm nun auf den Kopf ſteigen. Da wollte er den wenigſtens vorläufig nicht heraus laſſen.

Das wiederholte ſich mindeſtens noch ein dutzendmal, Tür ganz leiſe auf, Tür noch leiſer wieder zu, bis die brave Turteltaube, der bereits der helle Angſtſchweiß auf der Stirn ſtand, ſich endlich ſagte: „So geht das nicht weiter, denn auf dieſe Art bleibſt du bis an dein Lebensende v o r der Tür ſtehen und du ſollſt doch hinein in die gute Stube."

Da aber drohte ihm Gefahr. Der Paulſen, der Dämelklaas, hatte gut reden, der hatte noch keinen kleinen Meyerband an den Schädel gekriegt. Nur ein Glück, daß es der kleine Meyer war, denn wenn der ſchon ſo dick und ſo ſchwer wog, wie mochte es da erſt ſein, wenn der große Meyer angeflogen kam! Und angeflogen kam ſicher was. In der Hinſicht hatte ſein Leutnant ſich in der letzten Zeit ſehr zu ſeinem Nachteil verändert. Früher hatte der nicht einmal geſcholten, aber jetzt war der immer gleich heftig und donnerte darauf los. Aber er nahm es ſeinem Herrn weiter nicht übel, wenn der ein Buch nach ihm warf, er brauchte nur nicht gerade den Kopf zu treffen, es gab doch noch andere ſchöne Körperteile.

Und aus dieſem Gedankengang heraus hatte er jetzt eine wahrhaft glänzende Idee. So machte er denn nun abermals die Tür auf, leiſe, ganz leiſe und dann trat er ein, aber nicht mit dem Geſicht nach vorn, ſondern mit dem Geſicht nach hinten und zugleich machte er eine ganz tiefe Verbeugung, als ſtände hinter der unhörbar geſchloſſenen Tür zum mindeſten, aber auch zum allermindeſten der Kaiſer, dem er durch ſeine ganz unmilitäriſche Verbeugung ſeine Reverenz erweiſen wolle. Er verbeugte ſich ſo tief, wie er nur konnte und dann verbeugte er ſich noch tiefer, bis er plötzlich ein leiſes, verdächtiges Knacken hörte und bis er ſich ſagen mußte: Halt, weiter geht es nun tatſächlich nicht mehr und mein Achterſtewen iſt ja augenblicklich auch ſo der am höchſten gelegene Teil meines Körpers. Wenn mir gegen dieſen Kopf was angeflogen kommt, tut das ſchließlich lange nicht ſo weh, wie gegen den wirklichen Kopf. Und für ſolche und ähnliche Dinge iſt dieſer Kopf ja auch da, das weiß ich noch von der Schule her, wenn der Lehrer mit dem Stock kam.

In dieſer gebeugten und gebückten Stellung konzentrierte ſich der Musketier Turteltaube immer weiter rückwärts, den Oberkörper dabei mit beiden Händen auf die Oberſchenkel geſtützt, wie ein Kranker, dem ein Hexenſchuß in das Kreuz gefahren iſt und der für alle Schätze der Welt nicht imſtande iſt, ſich ſtolz und gerade aufzurichten. Immer weiter ging es zurück, ſo leiſe, daß ſein Leutnant ihn gar nicht hörte, bis er ſchließlich verſehentlich dadurch ein Geräuſch verurſachte, daß er mit ſeinem hinteren Kopf gegen irgend etwas anſtieß.

Digitized by Google

Gegen was, konnte er mit seinen rückwärtigen nicht vorhandenen Augen nicht sehen, so schielte er denn mit seinen vorderen Augen heimlich und verstohlen um die Ecke, aber ehe ihm das recht gelungen war, bekam er von seinem Leutnant, der ihn in Wirklichkeit längst hatte kommen und gehen sehen, mit der flachen Hand derartig hinten einen aufgebrannt, daß er sich blitzschnell aufrichtete. Sein Hexenschuß war vorüber, er konnte das Kreuz wieder gebrauchen, und gleich darauf drehte er sich rasch um seine Längsachse, so daß er seinem Leutnant von Angesicht zu Angesicht gegenüber stand und zugleich nahm er eine stramme, militärische Haltung ein, obgleich es ihm unter dem Hosenboden mordsmäßig brannte, und obgleich er sich mit der Rechten da am liebsten etwas Kühlung zugewedelt hätte. Aber das durfte er nicht, er sah voraus, daß er nun etwas auf den Hut bekommen würde, da hieß es wenigstens stramm und stille stehen.

Aber er irrte sich, sein Leutnant war nicht böse, der ließ sich nur belustigt von ihm erklären, warum er diese sonderbare Gangart gewählt habe, und als er den Grund erfuhr, sagte er lachend: „Haben Sie keine Angst, Turteltaube, in Zukunft werde ich die Bücher festhalten, wenn Sie bei mir eintreten, damit sie nicht wieder von selbst durch das Zimmer fliegen. Nun aber erzählen Sie mir, was Sie wollen."

„Ich komme man nur von wegen die Lackstiefel," gab Turteltaube zur Antwort, „der Herr Oberleutnant haben mir zwar schon heute morgen Bescheid gesagt, aber ich habe ganz vergessen, wann der Herr Oberleutnant die anziehen wollen und auch für welche Gelegenheit, ob für das große Diner bei dem Herrn Senator, oder für eine Tanzgesellschaft. Das muß ich wissen. Für das Diner können der Herr Oberleutnant ja die neuen Lackstiefel einmal anziehen, sonst stelle ich die eingetanzten Lackstiefel heraus, denn in einem Paar neuen Stiefeln tanzt es sich noch schlechter, als es sich in denen marschiert."

„Da haben Sie recht," stimmte ihm sein Leutnant bei, „aber geben Sie mir nur die neuen Stiefel, einmal muß ich die doch eintanzen und legen Sie mir nur nachher alles zum Umkleiden zurecht. Es ist ganz gut, daß Sie mich daran erinnert haben, sonst hätte ich das über den verfluchten Büchern wohl vergessen."

Der Bursche verschwand, um im Schlafzimmer die Uniform zurechtzulegen, aber vorher verband er sich noch schnell mit dem Musketier Paulsen, um diesem zu melden, daß sein Oberleutnant bei dem Diner erscheinen würde.

Also doch, sagte sich Kasimir, als sein Bursche ihm diese Botschaft übermittelte. Erst hatte er es sich gewünscht, daß Horst kommen möge, nun war es ihm plötzlich doch wieder nicht so ganz recht. Na, aber trotzdem gelang es ihm heute vielleicht, bei Fräulein Orla endlich irgendwelche Fortschritte zu machen.

So warf denn auch er sich, als es soweit war, in die Gesellschaftsuniform, um pünktlich auf die verabredete Minute seine Mutter und seine Schwester mit dem Auto abzuholen.

* * *

Als Kasimir mit seinen Damen nach einer Fahrt von etwa einer Viertelstunde die große, hellerleuchtete Villa des reichen Herrn Senators erreichte, fanden sie dort bereits eine zahlreiche Gesellschaft vor. Es war bekannt, daß man bei dem pünktlich auf die Minute zu Tisch ging, der wartete auf keinen, sogar der regierende Oberbürgermeister, der doch ein kleiner Fürst in seinem Reiche war, hatte einmal im Hause des Senators nachessen müssen, weil er sich aus unaufschiebbaren dienstlichen Gründen nicht ganz pünktlich hatte einfinden können. Man kam daher lieber zehn Minuten zu früh, als auch nur eine halbe Minute zu spät.

An der Seite seiner Gattin hieß der Senator seine Gäste an der Schwelle der Empfangszimmer willkommen, dann begaben sich diese in die großen, schönen Gesellschaftsräume und dort begann eine gegenseitige Begrüßung, die bei der großen Zahl der Eingeladenen noch lange kein Ende gefunden hatte, als mit dem Glockenschlag sechs Uhr der Herr Senator auf Frau von Mellendorf zutrat, um diese zu Tisch zu führen. Es war das erstemal, daß Kasimirs Mutter in diesem Hause als Gast weilte. Da war es eigentlich selbstverständlich, daß der Hausherr gerade sie führte, aber Frau von

Digitized by Google

Mellendorf empfand es trotzdem beinahe wie eine Art von Auszeichnung, und nun bedauerte sie es doch nicht mehr, sich für den heutigen Abend die teure Robe gekauft zu haben. Lange hatte sie geschwankt, nicht nur des hohen Preises wegen, sondern weil ihr das Kleid beinahe zu gut stand. Sie sah in dem wahrhaft glänzend aus, und während des Anprobierens war sie den Gedanken nicht los geworden, Herr von Rodenhausen könne vielleicht später vermuten, sie habe sich seinetwegen so gekleidet, um ihm noch mehr als bisher zu gefallen, denn daß sie ihm gefiel, hatte sie längst bemerkt, sie hätte ja auch sonst keine Frau sein müssen. Aber trotzdem, das durfte nicht sein, wenigstens durfte er kein ernsthaftes Interesse an ihr nehmen und sie auch nicht an ihm. Das letztere war natürlich auch nicht der Fall, wenigstens redete sie sich das immer von neuem solange ein, bis sie es selbst glaubte, aber er gefiel ihr trotzdem, denn er war nicht nur ein auffallend hübscher, sondern auch ein sehr interessanter Mensch, der ihr sehr fehlte, seitdem er nun mit seinen Mädels in die Villa übergesiedelt war. Trotzdem sie fast den ganzen Tag Besuche machte, oder Besuche empfing, wenn auch ihre Korrespondenz und ihre Besorgungen, sowie die Gesellschaften ihre Zeit völlig in Anspruch nahmen, so fühlte sie sich jetzt in dem Hotel oft sehr vereinsamt und mehr als einmal kam ihr der Gedanke an eine Abreise. Aber das durfte sie Thekla nicht antun, die sich hier herrlich amüsierte und sie mußte auch erst dafür sorgen, daß ihr Sohn heiratete. Deshalb war sie nur hier, an sich selbst durfte sie gar nicht denken, sie war doch auch schon eine alte Frau, die ihr Leben hinter sich hatte.

Aber trotzdem fühlte sie sich noch gar nicht alt, als sie nun an der Seite des Herrn Senators in den großen Speisesaal schritt, an dessen mit beinahe königlichem Reichtum und auserlesenem Geschmack dekorierten Tafel die Gesellschaft Platz nahm. Der Senator war ein großer Feinschmecker vor dem Herrn und er gab seine berühmten Diners nicht etwa nur, um mit denen zu prahlen, sondern lediglich, weil es ihm ein Vergnügen bereitete, seinen Gästen das Beste vorzusetzen, was es in der Küche und im Keller gab. Er tat das gewissermaßen sogar in erzieherischer Absicht, um ihren Geschmack zu adeln und ferner vertrat der Hausherr den Standpunkt, daß eine angenehme Unterhaltung zwar das Mahl würze, daß man sich aber auch nicht zuviel unterhalten dürfe, weil man es sonst bei dem Sprechen unterlasse, auf die Feinheiten der Speisen zu achten. So wurde denn für die Tafel von dem Hausherrn stets eine möglichst bunte Tischordnung gemacht. Was miteinander zu bekannt war, wurde auseinander gerissen und bei Tisch nicht nebeneinander geduldet. Seine Gäste sollten essen und trinken, dabei aber untereinander keine alltäglichen Fragen über das Wohlergehen der Kinder, über die Faulheit der modernen Dienstboten austauschen, oder über die lieben Mitmenschen klatschen. Möglichst bunte Reihe, und nach diesem Grundsatz war auch heute das Militär vollständig unter die Zivilisten gemischt. So war alles kunterbunt durcheinander gewürfelt, nur zwei, die derselben Kaste angehörten, Fräulein Otti und Kasimir von Mellendorf saßen doch nebeneinander. Sei es, daß sich das wirklich nicht anders hatte einrichten lassen, oder daß hier ein Versehen vorlag. Aber Kasimir hatte Otti nicht als Tischdame, sondern er saß zu ihrer Rechten und führte eine junge Dame, eine entfernte Verwandte der Hausfrau, die ebenfalls einem großen Handelshause angehörend, von außerhalb kommend, hier ein paar Tage zum Besuch war, wie sie ihm sehr bald erzählte, ohne daß er sich dafür sonderlich interessierte, weil er fortwährend dachte: Wenn Orla statt dieser Jungfrau zu deiner Rechten oder wenigstens zu deiner Linken säße, könnte die Sache unter Umständen etwas weniger langweilig werden, als sie es nun trotz der guten Speisen toksicher wird.

Und um sich wenigstens von weitem an Orlas Anblick zu erfreuen, suchte er diese mit seinen Augen, während er mit seiner Dame weiter plauderte. Er suchte so geschickt und unauffällig wie nur möglich, schon um einer neugierigen Frage zu entgehen. Na, seine Tischnachbarin schien auch glücklicherweise nichts davon zu bemerken, statt dessen rief aber Otti ihm jetzt plötzlich halblaut zu: „Wenn Sie Orla suchen, die sitzt dort drüben an der anderen Seite der Tafel, fast ganz am rechten Ende, sie ist von hier aus nur schlecht zu sehen."

Digitized by Google

„Danke verbindlichst für gütige Auskunft, gnädiges Fräulein," gab er zur Antwort, aber er wußte nicht wie es kam, er fühlte sich nicht gerade auf einer gesellschaftlichen Unart ertappt, aber er fand es nicht sehr höflich, daß er die andere Schwester suchte, während er an der Seite der einen Schwester saß, mit der er bis jetzt ohnehin noch kein Wort gewechselt hatte. Er wollte nun das Versäumte nachholen, aber Otti war schon wieder von ihrem Tischherrn in das Gespräch gezogen und seine Tischdame meinte nun ihrerseits: „Wissen Sie wohl, Herr von Mellendorf, daß ich mir das Vergnügen, von einem königlich preußischen Leutnant zu Tische geführt zu werden, eigentlich ganz anders vorgestellt habe?" Und noch, bevor er etwas hätte erwidern können, setzte sie hinzu: „Sie müssen nämlich wissen, Herr von Mellendorf, das Sie der erste Offizier sind, der mich als Tischdame hat, oder anders herum gesagt, ich habe noch niemals neben einem Leutnant bei Tisch gesessen."

„Nanu," meinte Kasimir mit ehrlichem Erstaunen, „so dünn sind wir Leutnants doch weder in Preußen, noch in den anderen Staaten gesät. Wir wachsen, blühen und gedeihen überall, wo man uns hinsetzt. Und auch in Ihrer großen Heimatstadt wird es sicher nicht an Leutnants fehlen."

„Das natürlich nicht," stimmte sie ihm bei, „es gibt bei uns sogar zweiundsiebzig Leutnants, fünfundzwanzig Infanteristen, zwanzig Kavalleristen, fünfzehn bei den Pionierbataillonen und zwölf bei den Jägern."

„Alle Hochachtung, gnädiges Fräulein," warf er ein, „da haben Sie ja die ganze preußische Rangliste im Kopf, die scheint mir Ihre Lieblingslektüre zu sein."

„Doch nicht," widersprach sie, „ich selbst kenne das Buch, das Sie da erwähnen, nur dem Namen nach, aber ich habe eine Freundin, Nelly Abelsbach, die hat den Leutnantsvogel, wie wir das nennen. Die interessiert sich auf der ganzen Welt für nichts anderes, als für die Leutnants. Na, bis zu einer gewissen Grenze tut das ja schließlich jedes junge Mädchen, nur ich selbstverständlich nicht."

„Selbstverständlich nicht," stimmte er ihr anscheinend ganz ernsthaft bei, um sie gleich darauf zu fragen: „Wenn es aber bei Ihnen so viele Leutnants gibt, gnädiges Fräulein, wie kommt es denn, daß Sie noch auf keiner Gesellschaft neben einem solchen gesessen haben? Es wird doch auch bei Ihnen Gesellschaften geben?"

„Das schon," gab sie zur Antwort, „aber denken Sie sich nur, mein Papa erlaubt es nicht. Das wissen auch alle Familien, in denen wir verkehren. Ich bekomme da stets einen Zivilisten als Tischherrn" und halb ärgerlich, halb lachend setzte sie hinzu: „Mein Papa hat nämlich solche furchtbare Angst, daß ich mich einmal in einen Offizier verliebe und mich mit dem verloben könnte" und wie sie selber zu spät einsah, schloß sie etwas unbesonnen mit den Worten: „Wenn mein Papa wüßte, daß ich nun doch neben einem Leutnant sitze, der hätte zu Hause keine ruhige Minute, der würde von seinem Standpunkt aus gleich das Schlimmste befürchten."

Mein Gott, ist das eine alberne Gans, sagte sich Kasimir im stillen, mit der sollst du dich vielleicht noch eine Stunde und länger unterhalten? Für die Qual entschädigt selbst das beste Diner nicht, laut aber sagte er: „Wie ist es, gnädiges Fräulein, wollen wir Ihrem Herrn Vater da zur Vorsicht nicht lieber gleich ein Telegramm schicken, das da ungefähr lautet: Deine Befürchtungen ganz grundlos, Leutnant von Mellendorf durchaus ungefährlich, weder hübsch noch jung, noch begehrenswert. Außerdem gehört er einer christlichen Ordensabteilung an, der er das Gelöbnis ewiger Keuschheit ablegte. Er darf also schon deshalb niemals heiraten."

Kasimir hatte sich bei den letzten Worten, die nur scherzhaft sein sollten, absolut nichts gedacht, aber die junge Dame an seiner Seite wurde ganz verlegen, bis sie ihm nun zurief: „Sie machen sich nur über mich lustig, denn so waren meine Worte natürlich nicht gemeint," bis sie gleich darauf voller Neugierde, aber wie er deutlich heraushörte, mit einer gewissen Neugier fragte: „Was Sie mir da eben erzählt haben, Herr von Mellendorf — — gibt es eine solche christliche Ordensabteilung tatsächlich und haben Sie als Offizier der wirklich ewige Keuschheit geschworen?"

Er sah sie mit seinem ehrlichsten Augenaufschlag, den er nur machen konnte, an, wäh-

Digitized by Google

rend er zur Antwort gab: „Über so ernsthafte Dinge, gnädiges Fräulein, treibt man keinen Spaß und so etwas sagt man nicht, wenn es nicht der Wahrheit entspricht."

„Natürlich nicht," stimmte sie ihm bei, „Sie dürfen mir nicht böse sein, daß ich einen Augenblick zweifeln konnte. Was Sie mir da sagten, war mir ganz neu. Daß es so etwas unter den Mönchen gibt, wußte ich natürlich, aber daß auch preußische Leutnants ein solches Gelöbnis ablegen —"

Mitten im Satz hielt sie inne und er merkte ihr deutlich an, dieses Thema interessierte sie sehr, am liebsten hätte sie sicher noch viel mehr gefragt, aber ihre mädchenhafte Scheu hielt sie doch davon zurück, obgleich sie wenigstens in mancher Hinsicht nicht ganz so dumm zu sein schien, für die er sie noch vor kurzem hielt. Unter anderen Umständen, wenn er mit seinen Gedanken weniger bei Orla gewesen wäre, hätte es ihm sicher Spaß gemacht, sie noch weiter zu necken und ihr weiter vorzuflunkern, was sie zu wissen begehrte. Aber die Sache konnte unter Umständen verfänglich werden und je eher er daher dieses Gespräch abbrach, desto besser war es.

Da war ihm, als berühre Otti mit ihrem Fuß den seinen. Jetzt fühlte er ganz deutlich, sie stieß ihn an und nun nochmals und nun zum drittenmal. Jetzt sogar so energisch, daß er erriet, sie brauche ihn irgendwie, er solle ihr zur Hilfe kommen.

So wandte er sich ihr schnell mit der Frage zu: „Sie haben mich eben gerufen, gnädiges Fräulein?"

„Ich habe mich sogar beinahe heiser nach Ihnen geschrien," stimmte sie ihm belustigt bei, „ich rufe Sie wenigstens schon seit fünf Minuten, aber Sie hörten ja nicht. Na, Gott sei Dank, nun sind Sie endlich da" und mit dem Sprechen immer schneller werdend fuhr sie fort: „Mein Tischherr unterhält sich jetzt für ein paar Minuten mit seiner Nachbarin zur Linken. Mit mir aber darf er nachher nicht weitersprechen, das müssen Sie verhindern, denn sonst bringt er mich um. Der ist, wie er mir gleich erzählte, Reserveoffizier und der Sohn eines Großkaufmanns, es gibt für ihn nur ein Ideal auf der Welt, Reserveoffizier zu sein. Seine ganze bisherige Unterhaltung bestand darin, daß er mir aufzählte, was unser Kaiser bisher Großes geleistet hat. Nichts läßt er aus. Vom ersten Tage an, da unser Kaiser die Regierung übernahm, hat er mir alles aufgezählt, oder er ist wenigstens dabei, es zu tun. Bis jetzt ist er aber erst bei dem siebenten Regierungsjahre angelangt und wenn ich mich nicht sehr irre, feiert unser Kaiser bald sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum. Was werde ich da noch alles anhören müssen! Ich bin gewiß eine gute Patriotin, ich liebe und verehre unseren Kaiser über alles, aber trotzdem —"

„Das fühle ich Ihnen vollständig nach, gnädiges Fräulein," stimmte er ihr bei, als sie nun, von dem schnellen Sprechen außer Atem gekommen eine Sekunde innehielt, „Kaiser, Militär, Marine, Politik, diese vier Punkte gehören nun einmal eng zusammen, die sind keine Tischunterhaltung und wenn ich Sie davon befreien kann —"

„Das müssen Sie sogar," bat sie ihn, während sie ihn dabei mit ängstlich flehenden Augen ansah, als wolle sie ihm zurufen: „Verlaß mich nicht, du bist meine letzte Rettung." Und sie mußte wirklich in Angst und Sorge sein, denn nun bat sie noch einmal: „Nicht wahr, Sie werden sich jetzt, solange wir noch bei Tisch sitzen, ausschließlich mit mir unterhalten? Wir dürfen meinen Tischherrn nicht wieder zu Worte kommen lassen. Erzählen Sie mir, was Sie wollen, die gleichgültigsten Dinge von der Welt und wenn Sie damit zu Ende sind, erzählen Sie mir etwas anderes, ganz einerlei was, wenn es nur lang ist. Meinetwegen sagen Sie mir Schillers „Glocke", oder den „Gang zum Eisenhammer" auf.

„Achherrjeses," unterbrach er sie, „wie lange ist es her, daß ich die Sachen auswendig lernte. Ohne daß mir jemand vorsagte, habe ich die überhaupt nie ordentlich gekonnt und das Bißchen, was ich von den Gedichten wußte, habe ich längst wieder vergessen. Aber wir werden schon ein anderes Thema finden, das uns beide in gleicher Weise interessiert, zum Beispiel —"

„Meine Schwester Orla," half sie ihm, als er nicht gleich das Gesuchte fand.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Novemberzeit!

Träumend verharren Felder und Fluren,
Und den müden verblassenden Tag
Stört kein lärmender Flügelschlag —
Leiser gehen die Zeiten und Uhren.

Und die Seele wandelt in Sphären,
Wo ein heiliger Bronnen quillt,
Lodernde Gluten wurden gestillt,
Wenn nur die Nächte, die Nächte nicht wären.

Die langen Nächte nach kurzen Tagen,
Wo Vergess'nes aus Tiefen steigt,
Wo der Sturmwind uns Lieder geigt
Und die Toten sich melden und klagen!

F. Wagenknecht.

Der Hellseher / Erzählung von Wilhelm Lennemann

Inmitten eines breiten Ringes eigener Acker und Wiesen wohnte der Bauer Lüders. Ging er auch schon hoch in die Sechziger, sein Rücken war noch ungebeugt, seine Kraft noch ungebrochen. Wie ein Junger führte er als Vorschnitter die Sense, und die Knechte mußten sich dranhalten, wenn sie gleichen Schritt haben wollten. Seine in tiefen Höhlen liegenden Augen sahen noch voll und scharf in den Tag, und noch hatte keine Müdigkeit des Alters ihnen den Glanz genommen. Ja, es schien, als sähen sie oft über die Dinge hinaus in die Ferne, die ihr Blick erst traumhaft hob; und dann auch wieder schienen sie dunkel verschleiert, ganz nach innen gekehrt, die eigene Seele zu durchforschen und zu durchleuchten. In solchen Stunden lag ein seltsam rätselhaftes Flimmern in ihnen, das, überdeckt von dem Dunkel vorspringender Brauen, seinen Augen etwas Unheimliches gab.

Die Dörfler behaupteten, Lüders habe das zweite Gesicht; und sie erzählten allerlei Vorgeschichten, die er gehabt, und die nachher auch richtig eingetroffen waren. Und es mußte etwas Wahres daran sein, denn der Bauer ging allen Anfragen mürrisch und ärgerlich aus dem Wege; namentlich, seit ihm im vorigen Jahr die böse Geschichte mit dem Knecht passiert war.

Saß er da mit andern Bauern, so wie sie vom Felde gekommen waren, im Krug. Unter ihnen auch Kampmann. Der Wagen, mit einem Rappen und einem Fuchs bespannt, stand draußen vor dem Fenster. Da auf einmal streckte der Bauer seinen Kopf vor und schaute versonnen und stark ins Leere, als schiebe sich ein Bild vor; und seine Augen wurden schreckhaft weit.

Die andern Bauern stießen sich an und blickten auf Lüders, sagten aber kein Wort. Sie standen im Banne des Unheimlichen, daß sich dem Bauer offenbarte.

Da fand er sich wieder; nur seine Augen sahen angstvoll auf den Knecht.

„Kampmann, nehmt Euch vor dem Schwarzen in acht!" rief er ihm.

„Nix zu sagen, Bauer!"

„Ich hab's Euch gesagt!"

Nach einer halben Stunde war der Knecht von dem wild gewordenen Pferde erschlagen worden. Das kam wie Blitz und Donner.

Man hat es dem Bauer damals sehr verübelt, daß er dem Knecht nichts von seinem Gesicht gesagt hätte. Auch der Lehrer machte ihm einmal einen leisen Vorwurf daraus. Er dürfte das tun, ohne befürchten zu müssen, scharf angefahren zu werden.

„Das hätt' keinen Zweck gehabt, Herr Lehrer, was kommen muß, das kommt doch, da gibts kein Wehren, nur ein Stillehalten."

Und dem Lehrer fiel eine andere Geschichte ein. Da war er vor etlichen zwanzig Jahren und noch mehr mit dem Bauer in nächtlicher Stunde von einer Kindtaufe zusammen durchs Dorf geschritten. Plötzlich war der Bauer stehen geblieben und hatte mit Augen, in denen die helle Angst stand, in das Dunkel gestarrt und hatte gezittert und gebebt wie ein Kind.

„Was ist Euch, Bauer?" hatte er gefragt.

Lüders hatte anfangs nicht mit der Sprache herausgewollt, und nur brockenweis hatte er endlich berichtet: Seinen Hof hatte er brennen sehen und sich selbst, wie er sterbend in das rote Feuer geblickt.

Digitized by Google

Das hatte dem Bauer ans Herz gegriffen, daß der Lehrer ihn nach Hause geleiten mußte. Und auch den nächsten Tag war er wieder zu ihm gegangen. Der Bauer hatte den Schrecken der Nacht überwunden.

„Gut gehts, Herr Lehrer", sagte er auf dessen Frage, „und nun wißt Ihrs ja, so lange der Hof noch steht, sterb ich nicht!" Das sollte wie ein Scherz klingen, war ihm aber bitterernst. —

Dann hatte der Bauer nie wieder von jener Nacht gesprochen. Es waren auch andere Dinge genug geschehen, die das wohl vergessen machen konnten. Da war der einzige Sohn des Bauers am Typhus gestorben, dann war sein Weib dahingegangen. Nun stand er allein, und die alte Hendicksche führte das Regiment auf dem Hof.

Das war ein resolutes Frauenzimmer, dem gern jeder aus dem Wege ging. Nur einer fürchtete sich nicht vor ihr, das war der Direktor des Heimats- und Landesmuseums, der des öfteren mit diesem oder jenem hohen Gaste anrückte, um ihm die Schönheiten eines guterhaltenen Bauernhauses und seiner Einrichtungen vorzuführen. Da blieb immer ein Taler in der breiten Hand der Hausbälterin hängen. Aber dafür holte sie auch alles herbei, was Winkel und Boden noch an altem Hausgerät verborgen gehalten. Und der Professor fand nicht Worte des Lobes genug für alles, was er sah. Ihm ward das Bauernhaus zu einem großen Bilderbuch, das Blatt für Blatt neue Schönheiten wies.

„Das ist geradezu ein lebendiges Museum deutscher Bauernkunst", sagte er einmal in seiner Begeisterung; „das müßte unter Schutz gestellt werden, in allen seinen Einzelheiten und Einrichtungen."

Der Bauer freute sich über solches Lob. Also hatte er doch recht getan, wenn er die Trödler kurzerhand zur Tür hinausgewiesen, die ihm seiner Väter Erbe für wenige Taler abkaufen wollten.

Über 300 Jahre hausten die Lüders auf dem Hofe, so stand's an dem Querbalken über der Toreinfahrt. Viel Luft- und Leid war aus- und eingegangen. Wo der erste Lüders sein Haupt zur Ruhe hingelegt, da hatten alle seine Nachfahren auch geschlafen, wo er das Feuer auf der freien Herdstelle gezündet, da lohte es auch noch heute, und die große geschnitzte Truhe in des Bauers Kammer, die seinen Sonntagsstaat barg, sie hatte schon dem Urahn gedient.

Der Bauer hing mit einer natürlichen Liebe an dem Erbe seiner Väter. Sie lag ihm im Blut als etwas Selbstverständliches. Doch sie wurde trutzig bewußt, da ihm sein Sohn gestorben und kein Lüders mehr war, der nach ihm den Namen führte, da keiner mehr war, der Erbe und Bauer wurde nach ihm. Die Zukunft war ihm verschlossen, so klammerte er sich an die Vergangenheit seines Geschlechts, an das einzige, das ihm geblieben, sein Haus und sein Gerät. Er wachte darüber, wie ein Priester über das Heilige des Hochaltars. Er verwuchs mit seinem Hofe wie ein Klausner mit seiner Zelle. Und der Hof erzählte ihm aus alten Tagen, von Fluch und Gebet seiner Ahnen, von Kriegsnot und Erntefreuden. Die Geschichte wurde lebendig, die Familienlegende tat ihren Mund auf und es war bald kein Stück mehr im weiten Bauernhause, das ihm nicht etwas zugeraunt hätte aus seiner Väter Tagen, vom Geschlechte der Lüders.

Um die Zeit wollte der Verein für Heimatschutz den Hof kaufen. Doch der Bauer wies die Herren ab, stolz wie ein Fürst, der mißliebige Unterhändler von seiner Burg weist.

So kam der Bauer in die Jahre, und er begann doch nachzudenken, was werden sollte, wenn er gestorben. Er wandte sich an den Lehrer, der sein Vertrauen besaß.

Der dachte an die Nacht mit der Vorgeschichte, aber der Bauer nahm sie wohl selbst nicht mehr für ernst.

„Falls keine Erben vorhanden und kein Testament gemacht worden, zieht der Staat Vermögen und Haus und Hof ein!" Was er damit macht? „Nun, den Hof wird er wohl dem Heimatmuseum schenken, und das wäre auch in der Tat das beste, das mit ihm geschehen könnte. So wird er allen Volks- und Kunstfreunden zugänglich gemacht!

Lüders lachte grimmig: „Das Haus meines Geschlechts soll nicht besudelt werden vom Spott und Hohn witziger Städter. Ich geb Euch die Hand drauf, Herr Lehrer, wo meine Väter in schwerem Joch dahingegangen, da zündet kein Bursche seine Zigarette an, in den Kammern, in denen die Mütter meines Geschlechts die Lüders geboren, wird kein spitzes Jungfräulein Notizen in ihr Büchlein schreiben!"

Das sagte er mit einer Bestimmtheit und harten Entschlossenheit, die keinen Widerspruch ertrug. Der Lehrer versuchte ihn darum auch nicht. Nur das eine erkannte er klar, die Vorgeschichte hatte der Bauer längst vergessen . . . Aber danach hörte er doch, daß der Bauer in der Stadt bei einem Notar gewesen und über sein Erbe verfügt habe.

Dann waren Jahre dahingegangen. Da fing der Bauer an zu kränkeln. Er hatte sich beim Roggenschneiden überarbeitet. Sein Stolz hatte es nicht leiden mögen, daß ihm ein kräftiger Mäher zu nah auf die Fersen gekommen. Aber zu Hause hatte er sich hinlegen müssen. Und es war bald schlimm mit ihm geworden, daß man einen Arzt zu Rate gezogen. Der schüttelte bedenklich den Kopf und verschrieb etwas.

Acht Tage zog sich die Krankheit hin. Der Bauer stand zwischen Tod und Leben. Er fühlte sich verhältnismäßig wohl. Die Knechte und Mägde waren ins Heu gefahren. —

Der Bauer lag allein in seiner Kammer. Heiß flammte die Sonne in die niedrige Stube. Einige

Digitized by Google

Fliegen surrten an den Scheiben. Der Bauer lag mit offenen Augen und sah zur Decke. Da trat die Hendicksche ein. „Geht's gut, Bauer? dann könnt Ihr wohl den Kaffee aufs Feld tragen!"

Der Bauer nickte. Bald darauf umfing ihn wieder die tiefe Stille des sommerlichen Mittags. Seine Augen durchdrangen Balken und Stein, sie folgten wie Vögel über den Hof und die Acker und Felder, sie sogen den Duft und den Glanz des Sommers ein und freuten sich der Erntefülle. Und seine Seele lauschte in die Stille und vernahm ein Raunen aus Weiten und Weltfernen. Der Bauer lag ganz still, alle Tore seiner Seele waren aufgetan, und die Wunder der Stille flossen ein und füllten sie mit geheimem Wissen. Und da wußte er, daß seine Seele sich lösen wollte vom Körper, daß er sterben mußte.

Der Bauer erschrak nicht; er war sterbensbereit.

War er seinem Geschlecht zu nichts nutz gewesen, so wollte er wenigstens einen ehrenvollen Abschlußstrich unter ihm machen.

Aber dann dachte er auf einmal an den Hof .... der stand und blieb und die Stürme und Zeiten sausten über ihn hin, und die Städter kamen auf einen Sonntagnachmittag herüber und rekelten sich gelangweilt durch das Haus. Ihre Blicke allein entweihten schon die heilige Stätte seiner Väter, und dann zündete gar ...

Ein Bild flog hoch und schreckte den Bauer. Konnte der Hof nicht mit ihm sterben! Das Geschlecht der Lüders war dahin. Drei Jahrhunderte hatte es ihm gedient. Es war todesreif wie seine Herren.

Ein großer Entschluß stand gebieterisch in dem Alten auf. Er kroch aus dem Wandbett heraus und zwang sich in die notwendigen Kleider; leise und langsam schritt er durch das Flett auf die Diele. Eine große innere Kraft hielt ihn hoch und trieb ihn vorwärts. Er löste die Tiere von den Ketten, er stieß die Stalltüren auf; er machte den Hofhund frei, und dann schritt er seitlich an dem Hause entlang, wo das Strohdach bis auf Manneshöhe herabreichte. Die Glut des Erntemonats brütete in dem dürren Geflecht.

Scheu sah sich der Bauer um. Dann griff er in die Tasche. Ein Strich, ein Funke blitzte auf und verfing sich im Stroh.

Der Bauer stand und sah verloren auf das knisternde, hüpfende Fünklein. Dann trat er zurück und ging in den Garten. Und eine Flamme tanzte hurtig am Dache entlang, sie wühlte sich in das versilzte Strohgeflecht, sie fraß gierig rote Bahnen in das Dach; schon sprang sie behende an der Giebelverschalung bis zum Dachfirst empor. Allenthalben leckten die roten Zungen, sie spielten über dem wirbelnden Rauch, der die eine Dachfläche einhüllte, und dann plötzlich mit einem dumpfen Knall fiel das rote Feuer auf das breite massige Dach und hüllte es in ein wütendes, wogendes Meer von Flammen.

„Feuer! Feuer!"

Die Bauern rannten von den Ackern herbei, einige beherzte Männer sprangen in das Haus. Die Tiere liefen ihnen brüllend entgegen. Da war nichts mehr zu retten. Aber wo war der Bauer!

Endlich fand man ihn hinten im Garten auf einer Bank, wie er versonnen in die Glut schaute, lächelnd und wie im wehen irren Glück.

Da stand der Lehrer neben ihm. „Nun Lüders, wie ist's, wißt Ihr noch, wenn der Hof brennt?

Der Bauer suchte sich aus weiter Ferne zurück. Er sah den Lehrer unwissend und fragend an.

„Die Sommernacht Lüders, da ich Euch nach Hause brachte."

Der Bauer ging die Tage entlang. Da hatte er ihn. Er lächelte wirr: „Ja, ja, Herr Lehrer, nun sehen Sie ja, was sein muß, das kommt doch."

Dann legte er sich zurück und schloß die Augen und seine Seele machte sich wieder auf die Wanderung. Und der Bauer hielt sie nicht. Er sah Weiten im seligen Glanze, er hörte die Stimmen seiner Väter und Väter-Väter. Und Acker hoben sich, und Felder rauschten und ein Brausen und Sausen erfüllte ihn.

Noch einmal sah er hoch. Und das flammende Sterben des Hofes fiel in seine weiten Augen; noch einmal atmete er tief auf — — Da hatte sich aber auch seine Seele ganz gelöst und schritt befreit am blumigen Rain weit-ferner Roggenfelder.

So starb der Bauer, wie er es vorhergesehen in einer hohen Sommernacht. Seine Seele war im Leben der Wunder und Rätsel voll gewesen, nun hielt sie den Schlüssel zu den Geheimnissen des Lebens in ihren Händen.

✱

Friede im Krieg

Herbstabend (1916)

So rein und ruhig hab ich nie gesehen
Das Sonnenlicht, wie's dieser Abend zeigt,
Wo auf der deutschen Flur im Dämmerwehen,
Das Leben wie ein müder Kämpfer schweigt.

Es stimmt so ganz zu den rotgoldnen Bäumen,
Die mit des Todes Kuß der Herbst gemalt,
Dies stille Leuchten, das wie sanftes Träumen,
Der eignen Abendruhe fromm erstrahlt.

K. E. Knodt.

Digitized by Google

Zum Totenfest / Von C. Ernst

Umrauscht vom Schlachtenlärm naht nun schon zum dritten Male der letzte Tag des Kirchenjahres, den fromme Pietät den Verstorbenen geweiht: Totenfest!

Doppelt ernst erscheint er uns, im Rückblick auf diese letzten Jahre, in denen der Tod so reiche Ernte auf blutigem Schlachtgefild gehalten, und zahllose Gedanken eilen zu den Gräbern Jener, die man in fremde Erde betten mußte, die fern von der deutschen Heimat, für deren Ruhm und Ehre kämpfend, den Schlachtentod gefunden, fern von den Ihren nun den letzten Erdentraum träumen. Ob eine unbekannte Hand ihnen vielleicht einen schlichten Kranz von Immergrün windet, ihren Hügel zu schmücken; nun es den Hinterbliebenen nicht möglich ist, sich betend der Stätte zu nahen, die ihnen so heilig erscheint? — Gerade dem deutschen Volksgemüt steht die Erinnerung an seine Toten so hoch. Schon die alten Germanen kannten den Tod nicht als Schreckensgestalt. Wenn den lebensfrohen Griechen Charons dunkle Fahrt schreckte; der Skandinavier nur mit Zagen der Norne gedachte, die einst seinen Lebensfaden durchschneiden würde, so hoffte der Germane auf ein Weiterleben nach dem Tode, auf die Freuden in Walhall.

Die Germanen teilten nicht die Sitte anderer Völker, sich ihre Götter bildlich darzustellen und in Tempeln zu verehren. Sie wählten eine gelichtete Waldstelle zur Stätte des Gebetes — zugleich auch als Begräbnisstätte ihrer Toten. Dem Krieger wurden seine Waffen, dem Kinde sein Spielzeug in das Grab gelegt. Der „heilige Hain" war dem Volke lieb und vertraut. Nie ward ein Hügel entweiht, nie eine Grabstätte zerstört. Da der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode schon von Anfang an im germanischen Herzen Wurzel geschlagen, hoffte man auch, daß die Heimgegangenen zur Erde herniederblicken könnten, und sich freuten, wenn die Hinterbliebenen ihrer gedächten, ihre Hügel schmückten und diese aufsuchten. Sind doch einzelne der noch heut üblichen Bräuche bei Tod und Begräbnis jenen alten heidnischen Tagen entsprossen. Man behielt sie stillschweigend bei, auch, als das Christentum Einlaß in die deutschen Lande fand, als so Vieles, das man bis dahin als „göttlich" verehrt, verketzert wurde, und schaurige Sagen an den „heiligen Hain" geknüpft wurden. Das Errichten eines Hügels, die Schmückung des Grabes, ließ sich das Volk nicht rauben. Jeder tat dies an bestimmten Gedenktagen für sich und die Seinen. Dazu aber gesellte sich im Zeitenlaufe noch ein bestimmter Tag. Er gilt dem gemeinsamen Andenken aller Verstorbenen: Totenfest. Er fällt in die Jahreszeit, in der das fallende Laub lauter denn je von der Vergänglichkeit alles Irdischen predigt, — die verödende Natur so deutlich an den Tod mahnt — Ende November!

Feuchte Nebel walken dahin, als tauche Nifl-heim auf, das Land der Sage, die Heimat Hels, der Todesgöttin der alten Germanen. Schwer rauscht der Wind in den Kronen der Bäume, ein Schlummerlied für die müden Schläfer, die siegreich den oft so schweren, bittern Kampf des Lebens durchfochten und uns vorangingen in dem ernsten Zug des Todes, den stillen, dunklen unbekannten Weg. Lebensbäume und Cypressen mit ihrem schwermütigen, tiefdunklen Grün, — rührende Sinnbilder vom Triumph des Lebens über den Tod, neigen sich über efeubewachsene Hügel, und einzelne Regentropfen lösen sich von den Zweigen, als fielen Tränen auf die Gräber nieder. — Der Tod macht alles gleich. Die müden Schläfer, die vielleicht einst zu den Höchsten der Erde, zu den Heroen des Glaubens, zu den Helden des Schwertes gezählt, — Männer von unsterblichem Ruhme, deren Namen Klio mit ehernem Griffel in das Buch der Weltgeschichte geschrieben, Alles ist Staub, alles ist Asche geworden. Die heißen Herzen, die einst so feurig geschlagen, die vielleicht viel gekämpft und viel geduldet, — sie ruhen aus von allen Erdensorgen.

Wieviele junge Blüten riß der Sturm der Schlachten in den letzten Jahren vom Baume stolzer Elternhoffnung! — Wieviele zukunftsfrohe Herzen deckt in Osten und Westen Feindeserde!! — Vielleicht fühlte man niemals deutlicher, als in dieser Kriegszeit, daß dieses Erdendasein mit allen seinem Streben und Irren, seinem Hoffen und Harren, nur eine Seifenblase ist, die der Hauch des Todes in nichts zerrinnen läßt, daß einzig und allein das Edle, das in dem Menschen schlummert, bestehen bleibt, daß große Herzen und Geister das Gedächtnis ihrer Taten hinterlassen, daß vor allen Dingen Jene, die opferfreudig ihr Leben dem Vaterlande darbrachten, das Leben gewannen, indem sie es verloren. Alles, was sie für uns, für die deutsche Heimat getan, bleibt unvergessen, ob sie selbst auch nie mehr wiederkehren; alles Gute, das sie erstrebt, alle Liebe, die sie gesäet, sie bleibt zurück, bleibt bei denen, die ihnen einst auf Erden in Liebe verbunden waren.

Laut predigt es zu uns aus allen Gräbern, trotz Herbstessturm und Nebelgrau, von dem ewigen Frühling, in dem die Verklärten wandeln, — und das Geläut der Totensonntagsglocken, das Rauschen des Herbstwindes, das Raunen der entlaubten Bäume, es wird zum Schlummerlied für die stillen Schläfer. Mit ihm zieht unser heißes Gebet in die Träume derer, die nun in der ewigen Friedensheimat weilen, und derer wir in doppelter Treue gedenken — am Totenfest.

Digitized by Google

Erziehung zur Lebensmittelkarte / Von Paul Baumann

Ob dieser Krieg der letzte sein wird, wissen wir nicht. Ob in der Zeit nach diesem Kriege und vielleicht in weit fernliegenden Zeiten noch einmal Lebensmittelkarten erforderlich sein werden, wissen wir nicht. Wohl könnten wir uns darüber Gedanken machen, ob nicht das jahrelange Feiern der rüstigen Kräfte auf der halben Erdkugel, ob nicht das jahrelange Zerstörungswerk des Krieges so viel an Werten vernichtet, daß wir alle noch nach dem Kriege darunter darben müssen. Ob nicht in späteren Jahrtausenden durch Übervölkerung der Erde eine Lebensmittelknappheit eintritt. Aber das alles sollen Gedanken sein, durch die wir uns heute nicht beunruhigen wollen. Wir wollen uns — auch wenn wir in die Zukunft schauen — heute nur an das halten, was klar vor aller Augen liegt.

Dabei erinnern wir uns an die Augusttage des Jahres 1914. An die Kriegsbegeisterung, die inzwischen in der Parole „Durchhalten!" einen schon etwas gedämpfteren Ton erhalten hat. An jene Augusttage, in denen immer und immer wieder der Krieg als etwas Herrliches und Göttliches gefeiert, ja gepriesen wurde.

Die Zahl derer, die den Krieg feiern ist geringer geworden. Millionen haben bereits erkannt, daß der Krieg vielleicht das größte Unglück ist, das unsere Kulturmenschheit hat betreffen können. Daß die Vernichtung von Kulturwerten, von Sittlichkeit und Menschentum in ihm ganz ungeheuerlich ist. Daß die gesamte Menschheit sich durch ihn durchringen muß, wie durch eine schwere Krankheit, vielleicht auch wie durch eine schwere eigene Schuld.

Und doch bleiben jene Augusttage, die für alle Schrecknisse keinen Blick hatten und nur das Gute im Kriege sahen!

War das wirklich nur Irrtum, oder — wenn nicht — wo war dies Gute, Herrliche, Göttliche, und wo ist es geblieben?

In der Tat: es war da. Und es ist auch heute noch da. Es hat heute sogar greifbare, körperliche Gestalt angenommen. Und es hat heute einen Namen: Lebensmittelkarte.

In der Lebensmittelkarte konzentriert sich der wesentlichste Teil des Opfermutes aus den Augusttagen 1914. Damals waren wir alle uns einig darüber, daß nicht nur unsere Feldgrauen draußen Not und Entbehrungen des Krieges tragen sollten, sondern daß auch wir im Lande — jeder seinen Kräften entsprechend — dabei zusteuern wolle, was er nur irgend könne. Nichts, kein Opfer schien uns groß genug, um mit denen draußen zu wetteifern. Wer irgend konnte, meldete sich beim nächsten Truppenteil als Freiwilliger; wer das nicht konnte — Frauen und Kinder — brachten alles an Lebensmitteln heran, um es unter die ausrückenden Feldgrauen zu verteilen. Und dabei spielte keine Rolle, ob man selbst Mangel litt.

Was damals freiwillig geschah und als allgemeiner Opfermut alles Entsetzliche des Krieges zu übertönen schien, so daß uns der Krieg monatelang seiner Schrecken entkleidet schien, genau das gleiche tritt heute uns als soziale Pflicht entgegen und hat die Form der Lebensmittelkarte angenommen: Opfermut.

Opfermut. Einer für alle. Alle für einen. — Hoffte man damals nicht, dies als bleibende Frucht, als Segen des Krieges auch in den Frieden mit hinüberzunehmen?

Gewiß. Und wir hoffen es auch heute noch.

Es war damals etwas Neues, diese innere Einigkeit Deutschlands. Etwas, was wir in der Jugend nicht, und im Mannesalter erst recht nicht hatten kennen gelernt. Unsere Erziehung hatte sich darüber hinweggesetzt. Unsere Schule hatte nur Wissenschaft getrieben, nur unsern Intellekt gebildet, gepaukt und gedrillt. Nun auf einmal erwachten unsere sozialen Gefühle, denen die Schule nie Nährboden gewesen war. Im Gegenteil — wie wir gesehen haben — hatte sie statt innerer Einheit nur den Gegensatz zwischen Lehrer und Schüler und damit — wenn auch unbewußt — zwischen Bürger und Staat herausgebildet.

Nun war allerdings schon vor dem Kriege dieser Gegensatz nicht unbemerkt geblieben. Und Schulreformer hatten gerade aus diesem Grunde das Problem der „staatsbürgerlichen Erziehung" angeschnitten. Danach sollten die Kinder nicht nur intellektuell erzogen werden, sondern sie sollten auch in die Staatsgemeinschaft hineinwachsen, theoretisch und praktisch die Schwierigkeiten und die Formen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens kennen lernen. Man machte Versuche *Schulgemeinschaften* und kleine *Schulstaaten* zu gründen, in denen die Autorität des Erwachsenen zurücktrat, um den keimenden Kräften der Jugend größeren Spielraum zu lassen. Man hat in solchen Schulgemeinden der Jugend ihr eigenes Parlament gegeben, man hat ihr die gesamte Schuldisziplin in Selbstverwaltung gegeben, insofern die Lehrer und Erzieher nicht mehr straften, sondern die Übeltäter von den Altersgenossen vor dem selbstgewählten Schülergericht zur Rechenschaft gezogen wurden. Man hat in Schulen — sogar in Gemeindeschulen — den Lehrplan abgeschafft und den ganzen Fortgang des Unterrichtes auf die erwachenden geistigen und seelischen Triebe der Jugend aufgebaut. Man hat so das geistige Wachstum und die innersten, ursprünglichsten Kräfte der Jugend zum Maßstabe für Erziehung und Unterricht gemacht.

Die Erfahrungen, die man mit solchen Versuchen machte, waren über alle Erwartungen gut, wenn auch die Anhänger des Alten den Unterschied nicht sehen wollten, die Augen verschlossen und nur mit veralteten Maßstäben zu messen verstanden.

Digitized by Google

Es entstand eine Jugend, die sich im Wandervogel und in vielen anderen Gemeinschaften eine eigene Kultur zu schaffen verstand, eine Jugend, die sich von den Äußerlichkeiten und dem Materialismus ihrer Zeit lossagte und in unbesiegbarem Idealismus, in Opfermut und Liebe zur Heimat in den Augusttagen 1914 zu den Fahnen eilte!

Diese Jugend, das dürfen wir nicht vergessen, die von der alten Schule als verweichlicht, unfähig, oberflächlich gescholten war, — diese Jugend war es, die den Augusttagen 1914 ihr unvergeßliches Gepräge gegeben hat!

Und das zeigt, daß diese Jugend und alle, die schon in den Jahrzehnten vorher Freunde dieser Jugend gewesen sind, recht gehabt haben. Der Weg durch Wandervogeltum und Schulreform, wie unsere Jugendkultur ihn gebahnt hat, ist der richtige gewesen. Und er ist mit vollem Rechte weiter verfolgt worden, auch die Kriegszeit hindurch. Auch i m Lande hat die Jugend ein Recht an der Gegenwart erhalten. Was ihr früher nicht vergönnt wurde: an der Tagesgeschichte teilzunehmen — denn die galt als klein und verächtlich im Vergleich zum „erhabenen" Griechen- und Römertum — das ist ihr nun zugebilligt. Erntehilfe, Goldsammlung, Kriegsanleihe kennzeichnen den Weg, den die Schule eingeschlagen hat. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Lebensmittelkarte, wenn sie nur erst überall und überall g e r e c h t eingeführt ist, auch der Schule neue Aufgaben stellen wird. Wenn erst einmal überall die Schüler mit darauf achten, daß im Hause keine Nahrungsmittel verschwendet werden, wenn sie gemeinsam mit den Lehrern oder Lehrerinnen sich an der Organisationsarbeit beteiligen, dann entstehen dem Staate neue, unschätzbare Arbeitskräfte. Wie bei der Goldsammlung, sind jetzt schon die Kinder auf dem Wege Obstkerne, Ölsamen, Früchte des Waldes zur Verwertung einzusammeln. Es kann — besonders auf dem Lande — ihr Arbeitsgebiet noch gewaltig erweitert werden. Hier könnte die Schule zur Einkaufsgesellschaft werden. Die Dorfschüler könnten dem Lehrer so manches an Eiern, Fett, Honig, Obst, Gemüse und sonstigen Früchten und Lebensmitteln zum Verkauf bringen, was der einzelne Bauer aus Bequemlichkeit, weil ihm die Arbeit für die geringe Menge vielleicht zu groß ist, in seinem Haushalte mit verwerten läßt. Der Lehrer, als Staatsbeamter hierzu besonders befugt, kauft auf Staatskosten zu den vorgeschriebenen Preisen die einzelnen Mengen an und liefert sie gesammelt nach der nächsten Sammelstelle, von wo aus der Staat weiter darüber verfügt. Bei dem Sammeleifer unserer Jugend und der Hingabe unserer Dorfschullehrer, die in richtiger Weise für die Aufklärung des Landvolkes sorgen würden, kämen so sicherlich bald größere Mengen Lebensmittel in die Städte, als durch noch so strenge Verfügungen und Strafbestimmungen. Die Schule aber würde sich auch hierdurch wieder weiter zu einer wirklichen Erziehungsstätte und zu einem lebendigen Gliede im Staatskörper aufbauen.

Durch diese Art der Lebensmittelversorgung würde eine gewisse Einheit zwischen Stadt und Land wieder hergestellt. Und wieder — wie so oft — wäre die Jugend das Bindeglied. Natürlich kann es sich hierbei nicht um die großen Mengen von Lebensmitteln handeln — Getreide, Kartoffeln usw., die der Staat auch jetzt schon durch seine Gesellschaften ankaufen läßt — sondern es handelt sich um die anscheinend kleinen Mengen, die auf dem Lande den Überfluß, in der Stadt durch ihr Fehlen den Mangel bewirken. Erwirkt sich nur jedes Dorfkind die elterliche Erlaubnis, wöchentlich zwei oder drei Eier zur Schule bringen zu dürfen, so kann davon schon jedes Schulkind in der Stadt wöchentlich ein Ei extra erhalten. Und durch solche Liebesarbeit würde mancher Mangel beseitigt.

Das soll nur ein ganz kleines Beispiel sein. Das Wesentliche bleibt auch hier, zu zeigen, daß auf Freiwilligkeit nahezu alles beruht. Unsere Schule vor dem Kriege, ja unsere ganze Jugenderziehung, war auf dem falschen Wege, weil sie glaubte, durch Z w a n g alles erreichen zu können. Aber der Zwang fruchtet in der Erziehung nichts. Er erzeugt Gegenkräfte, die dem Willen des Erziehers entgegenarbeiten. Nur wenn wir der Natur entgegenkommen, können wir in der Erziehung Früchte ernten.

Daß diese Natur bestrebt ist, sich von Grund auf zum Guten zu entwickeln, das muß die erste Erkenntnis und die grundfeste Überzeugung des Erziehers sein. Nur dann kann er sich überhaupt mit gutem Gewissen an sein Werk wagen. Und das eben ist auch der Weisheit letzter Schluß in der Erziehung zur Lebensmittelkarte: der Zwang allein tut's nicht; er ist machtlos, wenn nicht der freie Wille aller Bürger mitwirkt. Gegen innere Widerstände erreicht auch die beste Organisation nichts.

Nur bei Mitarbeit des ganzen Volkes kann auch das Schwierigste erreicht werden. Das gilt für heute und in der Erziehung des Menschentums für alle Zeiten. Sollten wir also irgendwann wieder einmal einer Lebensmittelkarte bedürfen, so sind wir jederzeit darauf vorbereitet, wenn wir unser Volk zu freien Menschen erzogen haben. Als solchen werden sie nicht auf die Stimme ihrer augenblicklichen Laune, ihrer Lust und ihres Vorteils hören, sondern auf die Stimme ihrer freien, sozialgesinnten Menschennatur!

Inhalt des Heftes 8: Herd und Schwert. Roman von Fritz Skowronnek. — **Der Walzerkönig.** Roman von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt: Novemberzeit!** Gedicht von F. Wagenknecht — **Der Hellseher.** Erzählung von Wilhelm Lennemann. — **Friede im Krieg.** Gedicht von K. E. Knodt. — **Zum Totenfest.** Von E. Ernst. — **Erziehung zur Lebensmittelkarte.** Von Paul Baumann.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 25. November 1916. — Druck von A. Sehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 9

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Herd und Schwert / Roman von Fritz Skowronnek

8. Fortsetzung.

Im Morgenschimmer kam ein Wagen angebraust . . . Paul Braczko brachte einen Arzt . . . einen Stabsarzt von der nächsten deutschen Truppe, die er erreicht hatte . . Die beiden alten Gäule hatte er um Mitternacht stehen lassen müssen, weil sie nicht weiter konnten. Zu Fuß war er weiter gewandert. Es war ihm, wie er später erzählte, gewesen, als wenn er im Gehen geschlafen hätte. Aber der eiserne Wille trieb ihn vorwärts, bis ein Posten ihn anrief . . .

Der Arzt kam trotzdem nicht vergeblich, denn es war die höchste Zeit, daß Kurts Wunde in ärztliche Behandlung kam. Derselbe Wagen brachte Kurt und Malvine mit dem Kleinen nach Keimkallen. Georginne blieb, um bei Madeline die Totenwache zu halten.

Auch Paul blieb. Er hatte sich in einem Winkel auf die Diele geworfen und schlief wie ein Toter . . .

Gegen Abend waren die beiden Gräber auf dem Gutskirchhof ausgehoben . . . Dicht nebeneinander wurden sie begraben. Die deutsche Frau, der der Krieg das Leben gekostet hatte, und der russische Offizier mit dem deutschen Namen und dem deutschen Herzen . . .

Mit tränenlosen Augen sah Malvine, die mit dem alten Braczko gekommen war, die Schollen auf den Sarg fallen . . .

Unbewußt fühlte sie jetzt, daß der Tod des Geliebten sie aus einem schweren Widerstreit der Pflichten erlöst hatte. Wie sie schon früher sich geweigert hatte, mit Bogdan von Roth sich öffentlich zu verloben, solange er russischer Untertan wäre, so wäre es ihr jetzt unmöglich erschienen, einem Manne die Hand zum Lebensbunde zu reichen, der als Feind ihrem Vaterland Wunden geschlagen hatte . . .

Wie ein Riß war es durch ihre Seele gegangen, als sie Bogdan in russischer Uniform erblickte! Im stillen hatte sie gehofft, daß er alles, was ihn an Rußland band, von sich werfen und sich auf die deutsche Seite stellen würde. Aber nein, er hatte es vorgezogen, die Pflicht gegen sein Vaterland zu erfüllen . . .

Sie wußte nicht, welchen Seelenkampf die beiden Brüder durchgemacht hatten, als sie die russische Uniform, die sie schon im Frieden als Offizier getragen, anlegen mußten. Vielleicht war es auch nur die Unmöglichkeit, Rußland zu verlassen, die sie dazu gezwungen hatte . . .

Auf dem Rückweg hatte sie davon zu Paul gesprochen. Er hatte ruhig erwidert: „Liebe Malvine, darüber mußt du dir keine Gedanken machen. Jeder Mensch hat seine Pflicht auf der Stelle zu tun, auf die ihn das Schicksal gestellt hat. Die Roths sind seit Generationen russische Untertanen und haben als solche ihre Pflicht zu tun. Daß sie deutsch sprechen und deutsch fühlen, das ist ein schwerer Konflikt, in den sie dieser wahnsinnige Weltkrieg gestürzt hat . . ."

„Ja, ja, lieber Paul, aber es ist so entsetzlich, zu denken, daß Bogdan dich oder Kurt oder euch beide hätte erschießen lassen müssen."

Paul Braczko zuckte die Achseln. „Grüble nicht, Malvine. Ich weiß, was du antworten willst, daß du deinen Gedanken nicht gebieten

Digitized by Google

kannst ... Dagegen gibt es nur eins. Schaff dir Arbeit, schwere, große Arbeit, bei der man keine Zeit hat, zu grübeln. Nimm dich des kleinen Burschen an, der womöglich auch noch den Vater verlieren wird. Da hast du genug Arbeit ..."

Es war selbstverständlich, daß alle vorläufig bei Onkel Braczko blieben. Paul mußte sich jetzt, wo die Verbindung mit den deutschen Truppen hergestellt war, zum Militär melden. Schon am anderen Morgen fuhr er ab, kehrte aber nach zwei Tagen zurück ... Er hatte noch acht Tage Urlaub erhalten, um seine Verhältnisse zu ordnen, soweit es möglich war, und um zu heiraten ...

Es war eine sehr stille Hochzeit ... Die Schwestern richteten in aller Eile ein schwarzes Seidenkleid von Braczkos verstorbener Frau als Brautkleid her. Paul sah in seiner Jägeruniform sehr schmuck, aber auch sehr ernst aus ... Onkel Braczko vollzog als stellvertretender Standesbeamter die Trauung.

Die kirchliche Trauung konnte erst später nachgeholt werden, weil der Pastor, der im Vertrauen auf seine Würde nicht geflohen war, von den Russen verschleppt worden war ... Aber bei der Mittagstafel gab es doch noch einige Flaschen Rotwein und Onkel Braczko konnte sich auch einen Toast auf das junge Paar nicht verkneifen. Er lief aber in der Hauptsache auf die dringende Aufforderung an Paul hinaus, die Russen gründlich zu verhauen ...

Mit Kurt ging es täglich besser. Auch er mußte sich zur Fahne stellen und sehnte den Tag herbei, wo er seinen Arm wieder würde gebrauchen können. Ein Trost war ihm sein kleiner Bube, der ihm jetzt als heiliges Vermächtnis seiner geliebten Madeline erschien. Stundenlang saß er an dem Waschkorbe, in dem der Kleine schlief und freute sich an den rosigen Bäckchen und Patschhändchen, die sein Sprößling beim Schlafen gegen das Gesicht zu drücken pflegte. Ja, der kleine Paul Eberhardt gedieh unter Malvinens sorgsamer Pflege ... und Kurt wußte, daß sein Kind gut behütet war, wenn er in den Krieg zog ...

Eine geradezu wunderbare Veränderung war mit dem alten Braczko vorgegangen ... Auch er schlich öfter auf den Zehen an das Bettchen des Kleinen, um ihn liebe- und ehrfurchtsvoll zu betrachten. Aber abends pflegte er sich mit einigen Flaschen Rotwein in sein Zimmer zurückzuziehen. Da war Georginne ihm nachgegangen und hatte ihm die Flaschen vor der Nase weggenommen.

Er sah sie einen Augenblick sprachlos an. Dann grunzte er ärgerlich: „Was soll das heißen?"

Georginne ließ sich nicht einschüchtern. Sie legte dem Graubart den Arm um den Nacken, bog sich zu ihm herab und gab ihm einen richtiggehenden Kuß auf den Mund. „Das soll heißen, lieber Vater, daß wir den Rotwein wahrscheinlich noch sehr nötig brauchen werden für Verwundete und Kranke."

„Lieber Vater?" stammelte der alte Herr etwas verwundert.

„Na, ja, du bist doch nicht nur wie ein Onkel, sondern wie ein Vater zu Paul gewesen, und ich bin Pauls Frau, deshalb nenne ich dich lieber Vater als Onkel ..."

„Na, wenn's so ist, dann" ... „Prost", wollte er eigentlich gewohnheitsgemäß sagen, besann sich aber und sagte nicht nur: „Liebe Tochter", sondern umhalste sie und gab ihr den Kuß ehrlich zurück ...

---

2. Kapitel.

Georginne hatte noch sehr wenig Lebenserfahrung, sonst hätte sie nicht annehmen können, dem alten Herrn den Rotspohn einfach dadurch abzugewöhnen, daß sie ihm die Flasche vor der Nase wegnahm. Sie war auch darin im Irrtum, daß sie glaubte, der ganze Weinvorrat bestände aus den zwei Dutzend Flaschen, die im Keller lagen.

Nein, so dumm war der alte Fuchs denn doch nicht, daß er seinen sehr stattlichen Weinvorrat den Russen preisgegeben hätte. Oh nein! Und so gut hatte er ihn verwahrt, daß die Russen mit ihren Schnüffelnasen nichts finden konnten. Im Keller hatten sie jeden Stein beklopft, in den Scheunen, in den Ställen hatten sie überall den Boden mit einer langen spitzen Eisenstange untersucht, ja selbst im Garten und Park hatten sie die Bohrungen angestellt, aber nichts gefunden.

Digitized by Google

Sie waren aber überzeugt, vielleicht waren sie auch durch Spionage davon unterrichtet, daß der alte Herr auf Keimkallen einen sehr erheblichen Weinvorrat besaß. Und weil sie nichts fanden, behandelten sie den Gutsherrn sehr schlecht. Ja, ein Offizier hatte ihm sogar mit Erschießen gedroht, wenn er nicht das Versteck seiner Weinvorräte verriete . . . Zum Glück wurde dieser rabiate Kerl bald wieder in Marsch gesetzt . . . Kaum war er fort, als der alte Braczko alle leeren Weinflaschen, die sich auf der Lucht durch Jahre hindurch angesammelt hatten, in den Keller und in die Stuben bringen ließ.

Den nächsten Russen, die bei ihm einrückten, zeigte er mit betrübter Miene die Ansammlung leerer Flaschen und versicherte ihnen mit ernsthaftem Gesicht, ihre Vorgänger hätten sie leer getrunken . . . Der älteste Offizier, ein Major, hatte kein Wort dazu gesagt. Auf den ersten Blick hatte Braczko in ihm einen Leidensgefährten erkannt, denn nicht nur seine kolbenartige Nase, sondern auch die angrenzenden Flächen der Backen schillerten in rötlich-bläulichem Schein, den der alte Herr selbst mit gutem Humor den Heiligenschein des biederen Alkohols zu nennen pflegte.

Der alte Major hatte seine jüngeren Offiziere weggeschickt und dann hatte er Braczko so recht vertrauensvoll angesehen und gefragt: „Sollten Sie wirklich nicht für sich ein paar Fläschchen beiseite gebracht haben? Ich würde Ihnen sehr dankbar sein."

Der Ton hatte den Keimkaller ans Herz gefaßt. „Ja, Herr Major . . . aber wenn die jüngeren Offiziere merken . . ."

„Das lassen Sie meine Sorge sein . . ."

Während die jüngeren russischen Offiziere abends Oko spielten, ein dem Poker ähnliches Hasardspiel, und reinen Spiritus dazu tranken, saß Braczko mit dem Major in seinem Jagdzimmer vor dem Kamin, in dem ein lustiges Feuer flackerte und trank mit ihm Rotspohn, guten, alten, dicken Rotspohn, bei dem sich von selbst ein stummes, ehrfürchtiges Gefühl im Menschen einstellt. Und in solchen Augenblicken neigte selbst der alte Braczko zur Frömmigkeit und behauptete, man müsse Gott auf den Knien danken, daß er einen solchen Tropfen wachsen ließe.

Es war auch immer eine wehmütige Erinnerung dabei, denn genau so hatte Braczko mit seinem Freund Rosen beisammen gesessen. . . . Der russische Major war auch kein Freund vom Sprechen, wenn er Rotwein vor sich stehen hatte, und so paßten die beiden alten Herren sehr gut zusammen. . . . Er fragte auch nie, wo Braczko den Wein herholte. Er war zufrieden, daß nach dem Abendbrot sechs, sieben, acht Flaschen bereit standen. Dafür erwies er sich auch dankbar. Kein Russe durfte auf dem Gut etwas anrühren. . . .

Daß er ein sehr gutmütiger Mensch war, ergab sich daraus, daß er jeden Abend bei der vierten oder fünften Flasche — ganz genau konnte auch Braczko die Zahl nicht angeben — seinem Zechkumpan Brüderschaft anbot und das Freundschaftsbündnis mit einem Doppelkuß auf beide Wangen besiegelte. . . . Und nachts schlief der alte Herr so fest, daß er von der Schießerei, als die preußischen Truppen die Russen zurückgeworfen hatten, nichts merkte. . . . Ein bißchen verdutzt sah er allerdings aus, als er vormittags die Treppe herunterkam und auf der Diele einen preußischen Hauptmann fand. Aber ohne großen Kummer fand er sich in die Veränderung seines Schicksals und nahm mit großem Bedauern Abschied von seinem Duzfreund Braczko und seinem guten Rotspohn. . . .

Manchmal wunderte sich Georginne über die sonnige Stimmung des alten Herrn. Sie hatte seine gute Laune früher stets auf die Wirkung des Alkohols zurückgeführt. Aber darin mußte sie ihm Unrecht getan haben. Er war auch jetzt ebenso lustig wie früher . . . . Endlich schöpfte sie Verdacht, als der alte Herr eines Mittags von einem Gang in die Wirtschaft gar zu aufgeräumt nach Hause kam. Ohne jede Veranlassung faßte sie ihn um und gab ihm einen Kuß. Da spürte sie nur zu deutlich, daß er Rotwein getrunken haben mußte . . .

Sie war von ihrer Wahrnehmung so betroffen, daß sie im ersten Augenblick nicht wußte, was sie sagen sollte, und ehe sie noch den Mund aufmachen konnte, sagte der alte Herr scheinbar ganz friedlich: „Mein Kind, du wirst mich nicht mehr umkrempeln, also laß mich ungeschoren." Aber in seiner Stimme lag

Digitized by Google

etwas, was ihr den Mut zu einer Entgegnung nahm . . .

Bald darauf trat eine ganz gewaltige Veränderung in Keimkallen ein. Das ganze Gut wurde bis zum letzten Dachsparren mit deutschem Militär belegt. Die Front lag ziemlich nahe, so daß man Tag und Nacht den Kanonendonner vernahm, von dem die Scheiben klirrten und der Kalk hinter den Tapeten an den Wänden herabrieselte. Ein Teil des großen Gutshauses war als Feldlazarett eingerichtet . . . die anderen Zimmer hatte ein Brigadestab mit Beschlag belegt . . . Täglich waren dreißig, vierzig Offiziere zu bespeisen, so daß Georginne den größten Teil des Tages in der Küche zubrachte.

Malvine war mit dem kleinen Bübchen, das ganz prächtig gedieh, in das ehemalige Niedergut übergesiedelt, in dem sie aufgewachsen war, um es mit der Bewirtschaftung von Berschkallen bequemer zu haben . . . Die eigentliche Leitung hatte Ohm Braczko in der Hand, aber sie war sein Inspektor. In jedem Wind und Wetter fuhr sie in einem kleinen einspännigen Wägelchen aufs Feld hinaus. Und täglich erschien auch Braczko auf seinem steifbeinigen alten Gaul, den selbst die Russen mitzunehmen verschmäht hatten. Und stets war sein erster Gang zu dem kleinen Buben, der ihn schon sehr gut kannte und ihm mit seinen dicken Patschhändchen in den Graubart fuhr.

Eines Tages war Braczko zu Mutter Strawischke gefahren und hatte ihr freudestrahlend etwas ins Ohr geflüstert. Sie hatte ihm einen leichten Klaps auf den Mund gegeben und lachend gesagt: „Ach gehn Sie doch, Braczko, Sie bilden sich was ein."

„Nein, nein, liebe Freundin, es ist schon so, wie ich sage . . . Sie müssen mir die Erdmute zur Hilfe geben."

Dann wurde Erdmute, die Älteste, hereingerufen und ihre Mutter sagte zu ihr: „Liebes Kind, du wirst auf einige Zeit, wahrscheinlich auf einige Monate nach Keimkallen übersiedeln. . . . Georginne muß etwas geschont werden. . . ."

Das Mädel war verständig genug, um zu verstehen, weshalb Georginne geschont werden mußte. Sie errötete ein wenig, aber sie rief erfreut aus: „Ist das wirklich wahr, Ohm Braczko? Weiß es Paul schon?"

„Das eine ist wirklich wahr, und das andere weiß ich nicht", erwiderte Braczko freudestrahlend. „Aber hoffentlich wird's ein strammer Kriegsjunge."

„Braczko, Sie haben sich noch nicht ein Spürchen geändert", meinte Frau Strawischke mit leichtem Vorwurf.

„Mein Gott, haben Sie sich doch nicht so. . . . Erdmute ist doch kein Kind mehr. Und weshalb soll ich mich ändern? Haben Sie sich geändert? Solche alten Schlorren, wie wir beide sind, müssen schon so verbraucht werden, wie wir sind."

. . . Die große Winterschlacht, die Ostpreußen befreite, war geschlagen. Die Front lag jetzt dreißig, vierzig Kilometer von der Grenze entfernt, und nur bei Ostwind vernahm man noch ab und zu das dumpfe Rollen der ganz schweren Geschütze. Der Trubel der Einquartierung war geschwunden. Nur ab und zu kamen lange Kolonnen mit Bagage oder Munition vorbei . . . Die Flüchtlinge begannen, zurückzuströmen. Sie wurden von den Gutsherrschaften mit offenen Armen empfangen, obwohl sie zunächst nur die Not vermehrten, denn es war buchstäblich nichts vorhanden. Mit vieler Mühe ernährte man ein paar Kühe und Schweine, die aus den von den Feinden verschonten Gegenden stammten.

Jetzt bewährte der alte Braczko seinen Ruf als tüchtiger energischer Landwirt, den er noch von früheren Zeiten her besaß. Seine Tatkraft war nur in den Jahren des Wohllebens etwas eingerostet. Jetzt hatte ihn die schwere Zeit der Not aufgerüttelt. . . . An Geld fehlte es ja weder in Keimkallen, noch in Berschkallen. So setzte er sich eines Tages auf die Bahn und fuhr nach Westen, um einzukaufen. Zuerst Pferde und Wagen und Milchkühe. Dann Futter und Saatgetreide für beide Güter.

Nun begann ein reges Schaffen und Wirken. . . . Bis in die Karwoche hinein hatte der Winter mit Schnee und Eis und harter Kälte seine Herrschaft ausgeübt. Am Grünen Donnerstag schlug das Wetter um. Da begann ein stürmischer Südwest zu wehen. Er trieb dunkle, schwere Wolken vor sich her und

Digitized by Google

beutelte sie, bis sie sich ihres nassen Inhalts entledigten. . . . Die Kuppen der Berge wurden dunkel. Unter dem Schnee brachen kleine Gießbäche hervor und stürzten zu Tal. Alle Gräben, alle Täler füllten sich mit trübem Wasser. . . . Der Schnee verschwand wie Butter an der Sonne. Und als am Heiligen Abend die Glocke vom Keimkaller Kirchturm das Osterfest, das Fest der Auferstehung einläutete, da trippelte bereits die Lerche auf dem schwarzen Acker umher, als wartete sie sehnsüchtig auf den Festmorgen, um auch der Natur die frohe Botschaft vom Auferstehen und neuem Leben zu singen.

Malvine hatte sich in Berschkallen drei Stübchen in einem Insthaus als Wohnung eingerichtet. Die Möbel hatte sie aus den Trümmern herausholen lassen. Sie sahen nicht schön aus, sie waren zum Teil mühsam zusammengenagelt, aber sie erfüllten ihren Zweck. Eben hatte sie Bubi zur Nacht gewaschen und in sein blütenweißes Bettchen gelegt, als ein Militärauto laut tutend die Dorfstraße entlanggefahren kam. Sie trat vor die Tür, um nach dem Wetter zu sehen; das Auto interessierte sie weniger, denn es kamen viele von der Front und nach der Front gefahren.

Da rief eine kräftige Stimme: „Halt, hier sind wir richtig. . . .“

Ein Offizier sprang aus dem Wagen. „Malvine, ich bin es. . . .“

„Kurt.“

Stumm lag sie einen Augenblick an seiner Brust. . . . Dann wandte Kurt von Berg sich um. „Also auf Wiedersehen, Herr Kamerad, am dritten Feiertag holen Sie mich wieder ab.“

An der Hand führte ihn Malvine in das Stübchen, wo sein Bube im Bettchen lag. . . . Das Deckbett hatte er mit seinen drallen Beinchen abgestrampelt. Die Flasche hatte er ausgetrunken und war noch damit beschäftigt, den Saugpfropfen abzureißen. . . . Malvine hob den kleinen Burschen auf und legte ihm dem Vater an die Brust. Mit nassen Augen drückte Kurt seinen Sohn ans Herz . . . den anderen Arm schlang er um Malvine. „Wie soll ich dir dafür danken?“

„Ich habe genug Dank an der Freude, die mir der kleine Bursch bereitet. . . . Ach wir sind schon so verständig . . . wir haben auch schon zwei Zähnchen und wir krakehlen auch schon. . . . Aber nun wollen wir schlafen, damit wir morgen früh wieder vergnügt aufwachen.“

Aber erst mußten Bubis Händchen aus Vaters Bart losgemacht werden. „Das hat ihm Onkel Braczko angewöhnt“, sagte Malvine leise lächelnd. „Dem ist nicht wohl, wenn er nicht mindestens einmal am Tage Bubi auf dem Schoß hat. . . .“

Nach dem Abendessen saßen sie bei der Lampe am Tisch. . . . Zuerst hatte Kurt erzählt von all den schweren Kämpfen, von den harten Tagen und Nächten, die er im Schützengraben durchgemacht hatte. Während er sprach, ruhten seine Augen voll Verwunderung auf Malvine. Sie schien ihm größer und stattlicher geworden, ja auch auf ihrem Gesicht glaubte er einen neuen Zug zu finden, der ruhigen, festen Willen verriet und sie Madeline ähnlicher gemacht hatte. . . .

Dann holte Malvine ihre Wirtschaftsbücher hervor und erstattete Bericht. Und sie hatte genau Buch geführt und sein Eigentum sorglich verwaltet. Für alles, was sie während des Winters den deutschen Truppen geliefert hatte, waren die Belege da. Auch die alten Wirtschaftsbücher waren in dem unter dem Schutt ausgegrabenen Geldschrank aufgefunden worden. Wie gut, daß der alte Grundmoser noch bis zum letzten Tag so energisch geschafft hatte! Kurt staunte. Was hatte das junge, unerfahrene Mädchen alles geleistet. Sogar die Rüben und Kartoffeln hatte sie mit deutschen Soldaten eingeerntet und zum größten Teil an die deutsche Heeresverwaltung mit großem Nutzen verkauft.

Dann berichtete sie, daß Onkel Braczko von ihr das Geld zum Einkauf von Vieh und Ackergeräten erhalten hatte. . . . Einige schwer beladene Fuhren mit Heu, Getreide und Vorräten mancher Art waren schon angekommen. Auch einen erfahrenen Inspektor hatte er ihr für Berschkallen besorgt. . . .

„Aber Kind, Malvine, weshalb hast du mir das alles nicht geschrieben? Immer bloß von Bubi und von der Wirtschaft höchstens zwei, drei Zeilen?“

Malvine lächelte. „Ich nahm an, daß du deinen Kopf mit anderen Dingen voll hättest

Digitized by Google

. . . und dann hatte ich, offen gesagt, keine Zeit dazu. Ich hatte niemand, dem ich Bubi anvertrauen konnte, und wollte es auch nicht, weil ich dir für den Jungen verantwortlich bin. Und abends war ich oft so müde, daß ich über den Büchern eingenickt bin."

Kurt legte ihr die Hand auf den Arm und strich sanft herab zu ihrer Hand. Da zog sie ihre Hand schnell zurück und stand auf. „Du wirst müde sein, ich muß dir noch ein Bett rüsten."

„Ein Bett? Das ist nicht nötig. Ich lege mich auf irgendein Sofa und decke mich mit meinem Mantel zu. . . ."

„Ein Sofa haben wir leider nicht, aber ein Bett habe ich für dich. So schlecht sind wir denn doch nicht in Berschkallen daran, daß wir nicht für den Gutsherrn, wenn er aus dem Felde auf Urlaub kommt, ein gutes Bett hätten. Das habe ich mir aus Keimkallen geholt. . . . Wir sollen morgen dort zu Mittag sein, können aber schon früher fahren, wenn Bubi morgen Toilette gemacht hat. . . ."

„Mir scheint, bei dir dreht sich alles nur um Bubi. . . ."

„Findest du das nicht natürlich? Das Kind ist mir doch das heilige Vermächtnis meiner Schwester . . . deiner Gattin. . . ." Sie fuhr sich mit den Händen über die Schläfen und sprach leise weiter: „Manchmal ist es mir, als wenn Madeline neben mir steht und mir zusieht, wenn ich den Knaben herze. . . . Ja, manchmal ist mir so, als wenn Madeline in mir selbst lebt. . . ."

Mit leuchtenden Augen hörte Kurt ihr zu. „Ja, Malvine . . . du bist Madeline furchtbar ähnlich geworden. . . . Als ich ankam und du in der Dämmerung vor der Tür standest, da mußte ich mir ordentlich einen Ruck geben, weil du auch in der Gestalt Madelinen so ähnlich geworden bist. . . . Du bist größer, voller und schöner geworden."

Malvine errötete bis in die Schläfen hinauf. Dann wandte sie sich ab und ging schnell hinaus.

---

3. Kapitel.

Erst auf der Fahrt nach Keimkallen sagte Malvine zu Kurt: „Du wirst Georginne verändert finden."

„Ach geh doch . . . weshalb denn?" fragte Kurt mitleidig, der zuerst an einen unheilvollen Einfluß der Trennungszeit dachte. Malvine errötete leicht. „Es ist nichts Schlimmes, im Gegenteil. Sie erwartet Mutterglück."

„Ach, das ist aber herrlich. Weiß es Paul schon? Natürlich wird er es schon wissen", verbesserte er sich selbst. „Da wird aber Paul glücklich sein. Ich habe mal acht Tage mit ihm zusammengelegen. Du Malvine, das ist ein Soldat . . . der geborene Feldsoldat. Nicht tot zu kriegen! Tag und Nacht auf dem Posten und immer lustig. Es ging uns damals sehr dreckig. Wir hatten es verteufelt schwer. Tag und Nacht in strömendem Regen unter dem heftigsten Feuer der Feinde. Und jede Nacht Sturmangriffe. Da hielt er uns alle mit seinem Humor und seiner ruhigen Zuversicht aufrecht, nicht nur die Offiziere . . . bei denen war es auch weniger nötig . . ., sondern auch die Mannschaft, die an ihm mit abgöttischer Liebe hängt. Sein Eisernes Kreuz Erster hat er sich allein dadurch verdient, nicht nur durch sein rücksichtsloses Draufgängertum."

„Erzähl Georginne nur sehr viel von ihm," erwiderte Malvine lebhaft, „er schreibt zwar recht oft, aber immer nur ganz kurz, daß es ihm gut geht . . . weiter nichts. Und gebrauch nicht den Ausdruck: ‚rücksichtsloses Draufgängertum', das könnte sie erschrecken."

„Sie ist wohl sehr angegriffen von ihrem Zustand?"

Malvine schüttelte den Kopf. „Sie ist noch tapferer, als es Madeline war. Onkel Braczko hat ihr zwar die Erdmute Strawischke . . . ja die Älteste ist es . . . zu Hilfe geholt, aber sie läßt sich nicht beschonen, sie ist den ganzen Tag auf den Beinen. Onkel Braczko läßt sich von ihr um den Finger wickeln. Du Kurt, der ist auch ganz anders geworden."

„Ach schade, hat er seinen gottgesegneten, übermütigen Humor verloren?"

„Davon hat er noch mehr als zuvor. Aber energisch ist er wieder geworden . . . unermüdlich in der Wirtschaft, hinten und vorn. Und den Rotspohn hat er sich abgewöhnt."

„Malvine, alles will ich dir glauben, nur das nicht. . . ."

Sie lachte, ein kurzes, stilles Lachen, das

Digitized by Google

wie ein Sonnenstrahl über ihr ernstes Gesicht flog. „Ganz so schroff will ich es nicht hinstellen, aber die drei, vier Flaschen, die er sich sonst nach dem Abendbrot einverleibt hat, sind weggefallen."

„Er hat wohl keinen Rotwein mehr?"

„O doch. Unsere Truppen hatten ihn zwar ganz leer getrunken, und es mag ihm manchmal nicht ganz leicht geworden sein, seinen alten, gutgepflegten Wein herauszugeben, aber nun hat er schon wieder für Ersatz gesorgt. Nein, er strampelt sich tagsüber so paddenmüd, daß ihm abends nach dem Essen schon die Augen zufallen."

„Er ist wohl älter geworden und zusammengeruckt? . . ."

„Im Gegenteil, er ist frisch geworden, wie ein Jüngling, und wenn ich mich nicht sehr irre . . ." ein schalkhaftes Lächeln kräuselte sich um ihre Lippen . . . „geht er auf Freiersfüßen."

Kurt sah seine Schwägerin mißtrauisch von der Seite an. Mißtrauisch und doch froh darüber, daß sie bereits scherzen konnte. Dabei fiel sein Blick auf das umfangreiche Bündel, das Malvine unter ihrem Mantel auf dem Schoß zu liegen hatte. Eben hatte es drin deutlich gequarrt, und schon nestelte Malvine an dem Bündel, beugte sich herab und fragte in zärtlichem Ton: „Na schlafen wir nicht mehr, sind wir endlich aufgewacht? Nun kommen wir gleich zu Onkel Braczko, da bekommt Bubi sein Fläschchen und wird dem Onkel im Bart zausen. . . ."

Atemlos lauschte Kurt, und sein Blick hing mit Staunen und Rührung an Malvine, an der Pflegemutter seines Kindes. Ihr ganzes Gesicht war wie in Sonnenschein getaucht, und aus ihren Augen leuchtete eine Zärtlichkeit, als wenn sie ihr eigenes geliebtes Kind auf dem Schoß hätte. Dann beugte er sich auch vor, um seinem Söhnchen in die blitzenden Augen zu schauen. Ganz von selbst kam es, daß er dabei den Arm um Malvine legen mußte. Da richtete sie sich auf, und ihr Gesicht erstarrte zu traurigem Ernst. Kurt wurde rot wie ein ertaptper Sünder und stammelte: „Verzeih, Malvine, ich habe mir dabei wirklich nichts gedacht. . . . Ich fühle bloß die Freude über den Jungen und die Dankbarkeit für dich. . . ."

„Sprich nicht immer von Dankbarkeit, Kurt, das ist mir peinlich. Ich tue ja nichts mehr als meine Pflicht. . . ."

„Nein, Malvine, du tust mehr, viel mehr. Weißt du, jetzt wird es mir doch schwer werden, Abschied zu nehmen. Bisher stand das Kind noch ganz undeutlich in meinem Bewußtsein. Ich habe oft daran gedacht, aber ich konnte mir kein Bild von ihm machen. Jetzt weiß ich, daß Madeline mich reich beschenkt, daß sie mir ein großes Glück hinterlassen hat, einen Stammhalter, für den ich sorgen, und wenn irgendmöglich, mich erhalten muß. . . . Und dir habe ich es zu danken, daß du meinen größten Schatz mir behütest und bewahrst. . . ."

Um seine Rührung zu verbergen, beugte er sich zu dem munter quarrenden Jungen hinab und ließ sich den Bart zausen . . .

Als der Wagen rasselnd auf der Rampe von Keimkallen vorfuhr, trat der alte Jons aus der Tür. Er war wirklich alt geworden. Sein Haar war schlohweiß und der Körper hatte sich nach vorn geneigt. Jetzt wollten ihn auch die Knie nicht recht tragen, als er seinen Herrn auf dem Wagen erkannte. Aber das war nur die freudige Aufregung. . . . „Herr, Herr, gnädiger Herr", rief er ein über das anderemal, und die Tränen schossen ihm aus den Augen. Vom Wagen herab nahm Kurt seinen Kopf zwischen beide Hände und sah ihm in die treuen Augen. „Alter Jons, freust dich wirklich so? Na, Alter, laß nur, nicht doch", rief er und zog seine Hände weg, die der Alte küssen wollte. Dann nahm er Malwine den Jungen ab und trug ihn ins Haus. . . .

Da war's schon gemütlich. . . . Im Kamin auf der Diele brannte ein helles Feuer aus Tannenscheiten. Am Tisch saß Onkel Braczko mit der Zeitung und Georginne baute eben vor ihm ein gediegenes Frühstück auf. . . . Eben kam auch Erdmute herein.

Georginne war bleich geworden und mußte sich einen Augenblick an der Tischkante halten. Sie hatte im ersten Augenblick, als sie die Uniform durchs Fenster sah, geglaubt, Paul wäre gekommen. Doch den freudigen Schreck und die nachfolgende Enttäuschung hatte sie schnell überwunden.

Kaum hatte sie Kurt begrüßt, als sie auch schon Malvine das Bündel abnahm und Bubi

Digitized by Google

herausschälte. War das ein artiges Kind! Kurt hatte ihn noch nicht weinen hören. Selbst in dem kühlen Wasser, in dem er gebadet wurde, hatte er keine Miene verzogen, sondern mit Armen und Beinen geplantscht, daß Malvine ganz naß wurde.

Jetzt wanderte er von Arm zu Arm und landete schließlich auf Onkel Braczkos Knie, der mit glücklich lachendem Gesicht seinen Kopf herabbog, damit der kleine Bube ihm mit den Händchen in den Bart fahren konnte. . . .

Das schien dem alten Herrn wichtiger als alles, was Kurt erzählte. Er begann natürlich mit der Begegnung mit Paul, wobei Georginne heiße Backen bekam und näher zu ihm rückte, um ihm die Hand auf den Arm zu legen.

Als Malvine dem Bubi sein Fläschchen gegeben und ihn zur Ruhe gebracht hatte, setzte man sich um den runden Tisch zum Frühstück, und da sah Kurt, daß Malvine nicht gescherzt hatte. Onkel Braczko ging wirklich auf Freiersfüßen, und das Ziel seiner Wünsche war Erdmute Strawischke.

Sie war nicht das, was man hübsch nennt, aber ein frisches, stattliches Mädel, lustig und ohne alle Ziererei. Das mußte man der Mutter Strawischke lassen: erzogen hatte sie alle ihre Mädel, daß jeder seine Freude daran haben konnte . . . und tüchtig in der Wirtschaft. Zu Hause hatten sie alle ran müssen. Nicht etwa so, daß die gnädigen Fräuleins wochenweise in die Küche gingen. Nein, sie hatten alle alles tun müssen, sie hatten in der Molkerei wie eine Magd arbeiten müssen, ehe sie die Aufsicht führen durften. Sie hatten am Waschfaß gestanden und das Bügeleisen geschwungen, und wenn Mutter Strawischke eine ihrer Töchter unter fremde Leute gehen ließ, dann konnte sie sicher sein, daß sie ihr keine Schande machte.

Viel Mutterwitz und Bildung hatte sie ihren Töchtern nicht mitgeben können, aber einen gesunden Menschenverstand. Und Erdmute hatte schon lange gemerkt, daß es mit Onkel Braczko nicht ganz richtig war, wie man so zu sagen pflegt. Er machte sich nicht zum Narren, wie das manchmal bei alten Herren in unangenehmer Weise einzutreten pflegt, wenn in reifem Alter noch der Johannistrieb einsetzt, er war nur sehr aufmerksam gegen sie, und machte Jons, der bei Tisch bediente, durch einen energischen Blick aufmerksam, wenn er nach Braczkos Meinung Erdmute vernachlässigte.

Das war aber auch nur Einbildung von ihm, denn Jons war der aufmerksamste Diener, den man sich denken kann, und eher hätte er den alten Herrn selbst als Fräulein Erdmute vernachlässigt, die für den alten Mann wie eine Tochter sorgte. . . .

Die zwei Tage waren wie im Flug vergangen. Fauchend und ratternd hielt das Auto vor der Tür. Kurt war noch einmal an das Bettchen seines Jungen getreten, der fest schlief. Da trat Malvine herein, nahm den Jungen auf und gab ihn dem Vater auf den Arm. Lächelnd schlug der Knabe seine Augen auf und fuhr dem Vater in den Bart.

„In dem Jungen muß ein sehr freundliches Gemüt stecken."

„Das hat er von mir und . . . Madeline", fügte er schnell hinzu. Dann legte er den Jungen in sein Bettchen und schloß wortlos Malvine in seine Arme. Sie stand ganz still mit herabhängenden Armen. Da küßte er sie leise auf die Stirn, wandte sich ab und ging hinaus. . . .

Eines Abends saß Onkel Braczko allein am Kamin. Georginne war bereits zur Ruhe gegangen, und Erdmute schaffte noch in der Küche. Da kam die alte Sehnsucht nach einem guten Tropfen so heftig über ihn, daß er Jons nach einer Flasche Rotwein in den Keller schickte. Dabei war dem alten Herrn gar nicht gut zu Mut, denn er wußte, daß Jons den Kellerschlüssel von Erdmute holen mußte. Er sprach sich aber selbst Mut zu. „Das wäre ja noch schöner . . . wer ist denn hier Herr im Hause?"

Aber er staunte doch, als Jons zwei Flaschen anbrachte, und worüber er noch mehr staunte, auch zwei Gläser. Eine Minute später kam Erdmute und setzte sich ihm gegenüber.

„Du willst mir Gesellschaft leisten?"

„Ja, Onkelchen, es schmeckt dir doch nicht, wenn du nicht zu jemand Prost sagen kannst."

Gerührt hob Onkel Braczko sein Glas. „Na, denn Prost, mein liebes Kind."

„Wohl bekomm's dir, Onkel."

„Das ist ein guter Wunsch, Erdmute. Was

Digitized by Google

man auch darüber sagen mag, für einen alten Mann ist solch ein guter Tropfen das reine Lebenselixier."

„Die Milch der Greise", fügte Erdmute schalkhaft lächelnd hinzu.

„Na, erlaube mal", fuhr Onkel Braczko in komischer Entrüstung auf. „Ich bin noch lange kein Greis. Ich bin zwar kein junger Mensch mehr, aber zum alten Eisen lasse ich mich noch nicht werfen."

„So habe ich es nicht gemeint, ich wollte bloß die Redensart anbringen."

Der alte Herr hob prüfend das Glas und hielt es unter die Nase. . . . „Ein ganz süffiger Tropfen, aber doch nicht mit dem alten Wein zu vergleichen, den ich zwanzig Jahre im Keller liegen hatte. Weißt du Kind, Wein und Männer werden immer besser, je älter sie werden."

Erdmute nickte zustimmend. „Sie müssen bloß nicht zu alt werden. . . ."

„Ja, Kind, da hast du auch recht . . . ." Dann gab sich Onkel Braczko einen Ruck und richtete sich straff auf. „Sag mal, Erdmute, antworte mir mal ganz offen. Ich möcht dich etwas fragen. Hast du einen Schatz? Einen Mann, den du so recht von Herzen lieb hast?"

Ganz unbefangen sah Erdmute auf. „Weshalb fragst du, Onkelchen?"

„Ach, ich möchte es wissen."

Jetzt wurde Erdmute etwas rot und verlegen. „Wie ich ganz jung war, habe ich Paul furchtbar angeschwärmt . . . das ist aber schon lange her."

„Na, aber jetzt, es ist doch soviel Militär bei euch im Hause gewesen? Hat dir da nicht dieser oder jener gefallen?"

Erdmute zuckte resigniert die Schultern. „Gefallen hat mir schon mancher, aber ich habe keinem gefallen. Ich bin schon ins alte Register gekommen. Ja wirklich," rief sie lebhaft aus, „das passiert einem sehr früh, wenn man jüngere Geschwister hat, besonders hübsche Schwestern; besonders die Liese und Lotte... ich glaube, bei denen hat sich wohl was angesponnen."

„Sieh da . . . hoffentlich was für die Dauer. . . . Du wirst auch noch einen Mann bekommen. . . ." Erdmute winkte abwehrend mit der Hand. „Ich glaube nicht mehr daran, Onkel. Wer soll sich auf mich verleckern? Ich bin nicht hübsch . . ."

„Na erlaub mal . . ."

„Nein, nein, Onkel, das weiß ich selbst am besten, ich brauch ja bloß in den Spiegel zu sehen."

„Du bist ein frisches, gesundes, stattliches Mädel. . . ."

„Stimmt alles, Onkel, aber das hilft mir nichts, weil ich keine Dittchen habe."

„Aber die Lene hat doch den Nikolai von Roth bekommen. . . ."

„Ja, die hat aber auch Augen, wie ein paar Kohlen, und ist so mollig und so schmiegsam wie eine Katze. Und ich wie eine Bohnenstange..."

„Den Vergleich verbitte ich mir, verstehst du mich, du dumme Margell."

„Na, dann Prost Onkelchen, ich fühle mich furchtbar geschmeichelt, daß du so viel von mir hältst . . . Aber nun sag mal selbst, wer soll mich denn heiraten? Ein Fräulein vom Rittergut, da wagt sich schon keiner heran, der gesellschaftlich unter uns steht."

„Es könnte sich doch mal ein Witwer treffen, der dich wegen deiner häuslichen Eigenschaften hoch schätzt . . . oder ein anderer alter Herr. . . ."

Jetzt schien Erdmute ein Licht aufzugehen. Sie beugte sich herunter und warf einige Stücke Holz ins Feuer. Als sie sich aufrichtete, war sie rot geworden. . . . Gedankenvoll senkte sie ihren Blick aufs Glas.

Jetzt wurde der alte Herr kühn . . . „Sag mal, Erdmute, würdest du dich entschließen können, einen alten Herrn zu nehmen, der dich sehr gern hat?"

Lächelnd hob Erdmute ihre Augen. „Onkel Braczko, mach keine schlechten Scherze."

Der alte Herr lachte auf. „Siehst du, da bist du schon auf der richtigen Fährte. Aber nach Scherzen ist mir nicht zumut. Ich meine es in vollem Ernst. Du kennst mich, wie einen alten Groschen. Ich brauch mich dir nicht vorzustellen, was ich bin und wie ich bin. Ich möchte dich auch nicht in dem Irrtum lassen, als wenn ich bald abzukratzen gedenke, um dich als junge, reiche Witwe zu hinterlassen. Nein, ich bin zäh wie Kernleder und werde hoffentlich noch recht lange leben."

Jetzt war sein Redefluß versiegt, und es

Digitized by Google

überkam ihn eine Befangenheit, über die er sich selbst ärgerte. . . . Er mußte sich ordentlich innerlich einen Ruck geben, um weiter sprechen zu können. „Ich will dich nicht wie ein Jüngling bestürmen, dessen Leben und Tod von der Antwort abhängt. Aber das kann ich dir ehrlich sagen, daß ich in der Zeit, wo du hier im Hause bist, dich lieb gewonnen habe. Ich bin ein gutmütiger Kerl, und wenn du mich nicht zu schlecht behandelst, wirst du von mir kein hartes Wort hören. Ja und noch eins muß ich dir sagen. Keimkallen soll, wenn ich mal die Augen zumache, dem Paul zufallen, damit das Gut nicht auf einen Fremden kommt. Aber ich habe noch so viel auf der hohen Kante liegen, daß du als Witwe sehr behaglich leben kannst."

Er stand auf und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Nun überleg dir das in aller Ruhe. Ich werde mich nicht in den Tod grämen, wenn du nein sagen würdest, aber wenn du ja sagen würdest, wäre ich sehr glücklich. . . . Ja Kind, ich habe mir das schon so schön gedacht, wenn wieder eine Frau im Hause schaltet und waltet, eine gute, liebe Frau, die mit mir Geduld hat und nicht wie ein Deuwel im Hause herumfährt . . . eine Frau, wie du sein würdest. . . ."

Mit schelmischem Blick sah Erdmute zu ihm auf. „Weißt du so genau, Onkel Braczko, daß ich kein Zankdeuwel bin?"

„Ja, Erdmute, das weiß ich, das fühle ich."

Mit raschem Entschluß erhob sich Erdmute. „Na dann in Gottes Namen, Onkel, ich habe dich auch lieb. . . . Du bist bei all deinen Schwächen ein guter Mensch. . . ."

„Schwächen . . . ich verstehe immer: Schwächen."

Der alte Jons war unversehens eingetreten, wahrscheinlich, weil er die zweite Flasche entkorken wollte. Er war gewöhnt, nie ein Zeichen von Verwunderung von sich zu geben. Aber jetzt blieb er doch mit offenem Munde stehen, als er sah, wie der alte Herr das Fräulein Erdmute im Arm hielt und abküßte. . . .

„Na dann zieh noch die zweite Flasche auf, aber Gnad' dir Gott, alter Esel, wenn du nicht das Maul hältst. . . . Ich habe mich eben mit Fräulein Erdmute verlobt . . . richtig verlobt . . . Mensch, Jons, siehst mir das nicht an, daß ich ein Bräutigam bin?"

---

4. Kapitel.

Onkel Braczko war der Meinung, daß er nicht viel Zeit mehr zu verlieren hätte, wenn er noch mal heiraten wollte. Deshalb warf er sich schon am nächster Vormittag in seinen schwarzen Bratenrock, der nur bei ganz feierlichen Gelegenheiten seine Auferstehung erlebte und fuhr zu Mutter Strawischke. Lotte, die Jüngste, kam gerade aus dem Milchkeller, als der Keimkaller Wagen auf den Hof fuhr.

Die feierliche und doch fröhliche Miene des alten Herrn, seine festliche Kleidung, deren Bedeutung noch durch einen Zylinder von altehrwürdiger Form erhöht wurde, ließ in ihr einen Gedanken aufkeimen, der sofort zur festen Überzeugung wurde, als Onkel Braczko sie in ernstem Ton fragte: „Ist deine liebe Mutter zu sprechen, mein Kind?"

Sonst pflegte er wohl unter gleichen Umständen zu fragen: „Lotte, ist die Olsch im Bau?"

„Selbstverständlich", hatte sie geantwortet und war atemlos ins Zimmer gestürmt, wo Olga, die Zweite, und Trude, die Vierte, beisammensaßen. . . . „Kinder", schrie sie, und dann mußte sie erst einen Lachkrampf überwinden, ehe sie fortfahren konnte: „Kinder, wißt ihr was? Der Onkel Braczko will die Mutter heiraten."

„Ach, Quatsch", erwiderte Trude, die sich durch nichts aus der Fassung bringen ließ, mit aller Seelenruhe.

„Das ist gar kein Quatsch." Sie kicherte wieder. „Nein, wie komisch er aussieht im schwarzen Gehrock und 'nen Zylinder auf . . . bloß 'r n Blumenstrauß hat er nicht. . . . Das hat doch was zu bedeuten! Und ganz feierlich fragt er mich: ‚Ist deine liebe Mutter zu sprechen?' Kinder, das gibt 'nen Feez, wenn wir auf Onkel Braczko Papa sagen müssen."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Walzerkönig / Roman von Freiherr von Schlicht

8. Fortsetzung.

Etwas überrascht und verlegen zugleich sah Kasimir sie an: „Es ist das nun heute abend schon das zweitemal, daß Sie mich mit Ihrem Fräulein Schwester — na, wie soll ich mich ausdrücken, sagen wir mal necken."

„Da gebrauchen Sie sicher einen falschen Ausdruck," widersprach sie ihm, „wie sollte ich wohl dazu kommen, Sie mit Orla necken zu wollen. Wenn Sie mir das erklären könnten?"

„Nein, das konnte er nicht, wenigstens nicht gleich, das mußte er sich erst mal überlegen. Und während er darüber nachdachte, überlegte Otti sich, ob es nicht sehr unvorsichtig von ihr gewesen sei, ihm Orla als gemeinsames und unerschöpfliches Gesprächsthema vorzuschlagen. Als das Diner begann und als Kasimir an ihrer rechten Seite Platz nahm, hatte sie sich aufrichtig darüber gefreut und sie war den Gedanken, der sich ihr plötzlich aufdrängte, nicht los geworden, der Zufall könne und würde es fügen, daß sie und Kasimir heute abend einander näher treten würden. Sie glaubte es schon, weil sie es hoffte. Und so sehr sie das Entsetzen auch zuerst packte, als ihr Tischherr sie derartig langweilte, sie freute sich doch darüber, weil sie sich sagte, Gott sei Dank, da hast du wenigstens einen stichhaltigen Grund, dich hilfesuchend an Kasimir zu wenden. Und als sie ihn zu Hilfe gerufen hatte, da bemerkte sie, wie er ihr, wenn auch vielleicht unbeabsichtigt, in die Augen sah. So wie vorhin hatte er das noch nie getan. Von ihrem Standpunkt aus leider noch nie und das gab ihr den Mut, ihm zuzurufen: „Sprechen wir von Orla." Tat er das wirklich auch heute, konnte sie jede, aber auch jede Hoffnung begraben, tat er es aber nicht, dann —

„Sagen Sie bitte, gnädiges Fräulein," unterbrach da Kasimirs Stimme ihren Gedankengang, „so ganz verstehe ich Ihren Vorschlag zwar immer noch nicht, aber trotzdem, es hat sich mir die Vermutung aufgedrängt, als hätte ich früher, wenn wir zusammen waren, oder nebeneinander saßen, ich meine, als hätte ich Ihnen da nur von Ihrem Fräulein Schwester erzählt und als schlössen Sie daraus, ich könnte über nichts anderes sprechen, weil mich nichts anderes auf der Welt interessierte."

Donnerwetter, Kasimir sah es zu spät ein, da hatte er mit seinen letzten Worten eine bodenlose Dummheit geredet. Was sollte Orla denken, wenn Otti ihr wiedererzählte, er interessiere sich nur für sie, während er in Wirklichkeit gar keinen anderen Gedanken als Orla hatte. Am liebsten hätte er Otti jetzt zugerufen: „Erlauben Sie mal, gnädiges Fräulein, was ich da eben sagte, gilt nicht. Das müssen wir wieder ausradieren, oder noch besser, mit einem nassen Schwamm von der Tafel auswischen, damit auch nicht der kleinste Buchstabe davon stehen bleibt." Aber das ging natürlich nicht. So sah er Otti denn erwartungsvoll an, was die wohl dazu sagen würde, aber die sagte vorläufig gar nichts, die wußte und sah es in seinem Gesicht, daß er sich verplappert hatte, aber sie freute sich trotzdem im stillen darüber, daß er es tat und sie hoffte, es möge mit der Zeit wirklich dahin kommen, daß er sich nicht nur für Orla, sondern auch ein ganz klein wenig für sie interessiere. Bis sie nun endlich meinte: „Wenn dem aber wirklich so ist, Herr von Mellendorf, warum haben Sie mich da aber eigentlich stets nur von Orla unterhalten?"

Das sollte nur neckend und harmlos klingen, aber er hörte noch etwas anderes heraus, wenn auch nicht die Wahrheit, daß Otti sich dadurch etwas gekränkt und zurückgesetzt fühlte. Auf den Gedanken kam er vorläufig noch gar nicht, sondern er hörte nur, daß er sie früher durch die Art seiner Unterhaltung gelangweilt habe. Und das kränkte ihn nun seinerseits. Er hatte sich stets eingebildet, ein ausgezeichneter Gesellschafter zu sein und statt dessen hatte er Otti immer gelangweilt. Daß gerade die es war, berührte ihn nicht besonders. Er hätte den Vorwurf aus dem Munde jeder anderen Dame ebenso kränkend empfunden und hätte sich auch jeder anderen gegenüber fest vorgenommen, auf der Stelle zu beweisen, daß er besser sei, als der Ruf, den er sich durch seine eigene Schuld verschafft hatte.

„Gott sei Dank, gnädiges Fräulein," erklang da zu seinem Entsetzen gerade in diesem

Digitized by Google

Augenblick die laute, etwas schnarrende Stimme von Ottis Tischherrn. „Gott sei Dank, nun kann ich mich wieder voll und ganz, wie man so schön sagt, ausschließlich Ihnen widmen. Ich habe meine Anstandspflicht gegen meine Dame zur Linken erfüllt, nun können wir beide weiter miteinander plaudern. Lassen Sie mich also die großen Taten aus dem Leben unseres hochverehrten Kaisers, Seiner Majestät, weiter rekapitulieren. Wenn ich mich nicht irre, waren wir bei dem Jahre 1909 stehen geblieben."

Erbarmung! dachte Kasimir, die arme Otti! Dieser Reserveleutnant hat seinen Beruf verfehlt, der hätte Geschichtslehrer werden müssen. Na, dem werde ich abhelfen, hoffentlich läßt meine eigene Tischdame mich in Ruhe und erzählt mir nicht wieder, sie habe sich das Vergnügen, zum erstenmal von einem königlich preußischen Leutnant zu Tisch geführt zu werden, ganz anders gedacht.

Aber in der Hinsicht erwiesen sich seine Befürchtungen als grundlos. Die junge Dame war inzwischen zu der Erkenntnis gekommen, Kasimir habe sie mit dem, was er da von seinem Keuschheitsgelübde seinem Orden gegenüber erzählte, lediglich veralbern wollen und war ihm deswegen ernstlich böse. So hatte sie sich in das Gespräch gemischt, das ihr Nachbar zur Rechten mit seiner Tischdame führte und je langweiliger sie das fand, umso lebhafter beteiligte sie sich daran, schon um diesem Leutnant von Mellendorf zu beweisen, daß sie seine Unterhaltung nicht brauche.

Mit einem flüchtigen Blick sah Kasimir nach ihr hin und stellte mit Freuden fest: die war versorgt und aufgehoben. Nun galt es schnell ein Rettungsboot los zu machen, um mit dem Otti zu Hilfe zu eilen, das auch schon, um vor ihr seinen guten Ruf als amüsanter Plauderer wieder herzustellen. Vorläufig galt es allerdings nur, überhaupt ein Gespräch anzuknüpfen und so rief er jetzt über Otti hinweg dem Reserveoffizier zu: „Verzeihung, Herr Kamerad, einen Augenblick müssen Sie es schon noch entschuldigen, wenn ich meine inzwischen mit Fräulein von Lahnstedt begonnene Unterhaltung fortsetze. Wir waren gerade bei einer gemeinsamen Reiseerinnerung stehen geblieben, über die wir noch mancherlei Eindrücke auszutauschen haben. Vielleicht unterhalten Sie sich noch solange wieder mit Ihrer Dame zur Linken, nicht wahr, Sie sind so liebenswürdig, Herr Kamerad?"

Unter anderen Umständen hätte der sicher dagegen protestiert, aber daß ein aktiver Offizier ihn, der heute abend nicht einmal in Uniform hatte erscheinen dürfen, sogar vor Otti zweimal „Herr Kamerad" nannte, das schmeichelte seiner Eitelkeit, das ging ihm glatt herunter, das besiegte von Anfang an jeden Widerspruch seinerseits und so meinte er denn äußerst liebenswürdig: „Selbstverständlich, Herr von Mellendorf. Selbstverständlich werde ich mich da bescheiden. Ich hoffe nur, daß Ihre Unterhaltung mit dem gnädigen Fräulein nicht allzu lange dauern wird."

Kasimir tauschte mit Otti einen schnellen heimlichen Blick, dann meinte er: „Aber verehrter Herr Kamerad, wie können Sie nur so etwas glauben? Sehe ich denn so aus, als würde ich meinem lieben Nächsten das, was ihm von Rechts- und Staats wegen, wenn auch nur vorübergehend, gehört, wie Ihnen Ihre Tischdame, dauernd abspenstig machen? Ich denke nicht daran. Wenn Sie spätestens nach fünf Minuten einmal wieder anklopfen wollen, werden wir unsere Unterhaltung beendet haben."

Aber als der Herr Leutnant der Reserve mit militärischer Pünktlichkeit nach fünf Minuten bei Otti mit der Frage anklopfte, ob er sich jetzt gestatten dürfe, die Hauptdaten aus der bisherigen ruhmreichen Regierung Seiner Majestät, unseres Allergnädigsten Kaisers und Herrn Wilhelm II., weiter zu rekapitulieren, da erhielt er von Otti keine Antwort, weil diese seine Frage gar nicht hörte. Und je öfter er sie im weiteren Verlauf des nicht nur sehr vortrefflichen, sondern öfter sehr langen Diners noch fragte, desto weniger antwortete sie ihm. Nur einmal wandte sie sich ihm ein klein wenig zu und bat: „Gleich gleich, nur noch ein paar Minuten." Aber die Minuten dehnten sich so endlos, daß der Leutnant der Reserve sich ganz verwundert fragte: was mögen die beiden sich nur so lange zu erzählen haben? Ich besitze gewiß, wie nur wenige, das Talent, die jungen Damen amüsant und geistig anregend zugleich zu unterhalten, aber trotzdem, ich gäbe

Digitized by Google

was darum, wenn ich nur wüßte, worüber die beiden sich so angelegentlich unterhalten, daß sie darüber sogar mich vollständig vergessen.

Der Leutnant der Reserve wußte es tatsächlich nicht und wenn er oder ein Dritter Otti und Kasimir gefragt hätte: Herrschaften, nun gebt einmal der Wahrheit die Ehre, worüber habt ihr beide denn jetzt so lebhaft geplaudert? Dann hätten die beiden zuerst den Frager und dann hätten sie sich gegenseitig völlig verdutzt angesehen, weil sie die Antwort selbst nicht gewußt hätten, höchstens daß Kasimir gesagt hätte: „Verehrter Freund, Sie scheinen mir bei der Erfindung des Pulvers im Zimmer nebenan geschlafen zu haben, denn sonst müßten Sie wissen, daß die Kunst der gesellschaftlichen Unterhaltung darin besteht, über nichts und gleichzeitig über alles zu plaudern. Man muß alles, was es gibt, plaudernd berühren, aber man darf sich nirgends aufhalten. Man darf auch keine Ansicht äußern, denn dadurch reizt man den Partner vielleicht zum Widerspruch und beschwört eine Debatte herauf. Das aber darf nicht sein, die Unterhaltung muß leicht dahin fließen, in der Art, wie die Finger eines wahnsinnig gewordenen Klavierspielers über die Tasten dahingleiten, aber natürlich nur, wenn der im zartesten Pianissimo spielt. Und nun, Verehrtester, machen Sie gefälligst, daß Sie wenigstens fünf Häuser weiterkommen, ich habe mehr und Besseres zu tun, als Ihnen hier eine halbwissenschaftliche Abhandlung zu halten."

Und Kasimir hatte nach seiner ehrlichsten Überzeugung wirklich noch sehr viel zu tun, wenn er Otti ernstlich beweisen wollte, daß er sich noch über andere Dinge, als nur über Orla unterhalten könne. Daß ihm der Beweis schon halb gelungen war, merkte er an der Art, wie sie auf das, was er im Gespräch berührte, einging, wie sie über seine harmlos lustigen, manchmal aber auch scharf satirischen Bemerkungen fröhlich auflachte. Aber es mußte noch ganz anders kommen, schon damit Orla, wenn Otti ihr von ihm erzählte, es aufrichtig bedauere, daß sie heute nicht an seiner linken Seite saß und damit sie sich fest vornahm, ihm in Zukunft nicht mehr auszuweichen, wenn er auch einmal mit ihr plaudern wollte. Am Anfang ihrer Bekanntschaft hatte sie in der Hinsicht ganz hübsch stillgehalten, aber seitdem sie in die Villa übersiedelt waren, hatte sie sich ihm gegenüber sehr zu ihrem Nachteil verändert, gleichsam, als hätte jemand ihn bei ihr schlecht gemacht, oder als habe sie irgend etwas über ihn zu hören bekommen, das ihr nicht gefiel. Was da vorlag, wußte er nicht, aber er hütete sich trotzdem oder gerade deshalb, danach zu fragen. Das konnte alles verderben und dem Flirt zwischen ihnen beiden ein jähes Ende bereiten, noch bevor er von ihrer Seite aus überhaupt begann.

So plauderte er denn lustig und fröhlich darauflos. Wie im Fluge verging ihnen beiden die Zeit, so daß sie sich gegenseitig erstaunt ansahen, als plötzlich die Stühle gerückt wurden und als man sich von Tisch erhob.

„Nanu!" meinte Kasimir ganz verdutzt, „man pflegt hier doch sonst seine drei Stunden zu tafeln, aber heute ist es rasend schnell gegangen, wie spät oder wie früh ist es nur?"

Aber als er heimlich einen Blick auf seine Taschenuhr geworfen hatte, rief er Otti zu: „Wissen Sie, gnädiges Fräulein, was die Uhr geschlagen hat? Es ist gleich zehn Uhr. Das hätte ich nicht für möglich gehalten, nun aber heißt es bis zum Tanzen Abschied nehmen und ich will Ihnen wünschen, daß Ihnen Ihr Tischherr jetzt keine zu starken Vorwürfe macht. Darauf, daß meine Tischdame mich mit Verachtung straft, bin ich vorbereitet."

Aber er kam gnädiger davon, als er dachte, denn als er seiner Dame nun den Arm bot, schien die ihm sogar dankbar dafür zu sein, daß er sie in der Unterhaltung, die sie mit ihrem Tischherrn zur Rechten führte, nicht weiter gestört habe. Der Leutnant der Reserve aber war, als er Otti den Arm reichte, in seinen heiligsten, militärischen und patriotischen Gefühlen gekränkt. Das merkte Otti deutlich an der Art, in der er schweigend neben ihr dahinschritt und an der stummen Verbeugung, mit der er sich in dem Nebenzimmer, in dem der Kaffee serviert werden sollte, von ihr verabschiedete. In der freudig gehobenen Stimmung, in der Otti sich befand, tat ihr der arme Leutnant der Reserve nun leid und es lag ihr auf der Zunge, ihn durch ein freundliches Wort wieder zu versöhnen, aber sie unterließ es absichtlich, vielleicht daß er da

Digitized by Google

von selbst zu der Erkenntnis kam, er sei selbst schuld daran, daß sie der Unterhaltung mit ihm auswich.

Otti stand noch einen Augenblick allein und sah sich nach Orla um, aber vorläufig fand sie noch keine Gelegenheit, sich ihr zu nähern. Das hier übliche große „Gesegnete Mahlzeit"-sagen begann, einer der Herren kam nach dem anderen, um ihr gesegnete Mahlzeit zu wünschen und jetzt stand ihr Onkel vor ihr: „Na, Mahlzeit, Otti, hast du dich gut unterhalten? Aber danach brauche ich nicht erst zu fragen, das sieht man dir schon von weitem an. Nun aber entschuldige mich bitte, ich muß noch weiter mahlzeiten."

„Bitte, bitte, Onkel, ich will dich nicht zurückhalten", meinte Otti und gleich darauf ging Herr von Rodenhausen weiter. Der hatte es schmerzlichst bedauert, nicht neben Frau von Mellendorf gesessen zu haben, nun versuchte er, sich ihr so rasch wie möglich zu nähern. Aber wenn er später nicht gleich wieder von ihr fortgehen wollte, mußte er vorher erst allen anderen Herrschaften die Hand drücken und den anwesenden Damen die Hand küssen. Das war bei der großen Zahl der Geladenen keine leichte Arbeit, aber endlich war sie doch getan und nun stand er vor Kasimirs Mutter, um gleich darauf deren Hand zu küssen, die sie ihm zum Willkommen entgegenstreckte. Dann aber meinte er: „Endlich finde ich hoffentlich jetzt Gelegenheit, ein paar Augenblicke ungestört mit Ihnen plaudern zu können, gnädige Frau, und um Ihnen nochmals zu sagen, was ich heute schon bei der ersten flüchtigen Begrüßung äußerte, daß Sie wahrhaft blendend aussehen. Nein, wirklich, gnädige Frau," fuhr er fort, als er bemerkte, daß sie seine Schmeichelei zurückweisen wollte, „was ich sagte, ist kein Kompliment und nicht nur m e i n Urteil. Sie, gnädige Frau, saßen oben an der Tafel neben dem Hausherrn so exponiert, daß alle Sie sehen mußten und da habe ich selbst aus dem Munde der Damen, die in meiner Nähe saßen, nur die schmeichelhaftesten Äußerungen über Sie, meine Gnädigste, gehört. Na, und wenn die Damen schon so urteilen, dann werden Sie mir und meinen Worten hoffentlich erst recht glauben."

„Das muß ich dann wohl sogar", stimmte sie ihm lachend und anscheinend nur belustigt bei, aber im stillen doch erfreut über den gesellschaftlichen Erfolg, den sie auch heute davontrug. Aber dann wurde sie etwas verlegen unter den bewundernden Blicken, mit denen er ihr jetzt abermals huldigte, so daß sie ihm jetzt, um einer neuen Schmeichelei zu entgehen, schnell zurief: „Hoffentlich haben Sie aber bei Tisch nicht nur Bemerkungen über mich mit anhören müssen, sondern sich auch gut unterhalten?"

Er war so in ihren Anblick versunken und derart mit seinen Gedanken beschäftigt gewesen, daß er sich erst wieder auf sich selbst besinnen mußte, bevor er antwortete: „Gut unterhalten, gnädige Frau? Ach nein, das Übliche — Theater, die neuesten Bücher, die neuesten Films, dazu ein ganz klein wenig Klatsch und um die Sachen würzig zu machen, ein viertel Pfund Pikanterie. Nein, gnädige Frau, es war nichts von Bedeutung, ich will Ihnen wünschen, daß Sie sich besser unterhielten."

„Das tat ich," stimmte sie ihm lebhaft bei, „zu Anfang war es natürlich auch wie überall der übliche Anfang, aber später — der Herr Senator muß mir irgendwie angemerkt haben, daß es für mich noch andere Dinge auf der Welt gibt, als Kleider und Hüte und gesellschaftlichen Tratsch, der fing an, mir von seinem Leben und von seiner Tätigkeit als überseeischer Großkaufmann zu erzählen. Der sprach mir von den Handelsbeziehungen seines Hauses, die sich fast über die ganze Welt erstrecken. Er erzählte mir von unseren Kolonien, kurz, eine neue Welt, von der ich bisher blitzwenig verstand, hat sich vor meinen Augen aufgetan und ich fürchte, wenn ich im nächsten Winter wieder daheim auf der ererbten Scholle sitze, werde ich manches Mal sehnsüchtig an die klugen und anregenden Gespräche zurückdenken, an denen ich in diesem Winter hier habe teilnehmen dürfen."

Herr von Rodenhausen verstand es sehr wohl, die letzten Worte galten ihm, die waren ihr Dank dafür, daß auch er sie einen Blick in eine neue, ihr bisher unbekannte Welt hatte tun lassen, aber trotzdem war er ein klein wenig verstimmt. Er hatte gehofft, sie würde sich bei Tisch, schon weil sie nicht neben ihm saß, ebenso gelangweilt haben, wie er es tat,

Digitized by Google

wenigstens hatte er es nicht erwartet, daß sie es ihm offen eingestehen würde, daß sie sich auch ohne ihn sehr gut unterhielt. So etwas wie Eifersucht erwachte in ihm, aber das nicht allein, er vermochte sich plötzlich wirklich nicht mehr vorzustellen, daß Kasimirs Mutter im nächsten Winter wieder auf ihrem Gute sitzen sollte, während er selbst hier in der Stadt weilte und so meinte er jetzt: „Sie sprachen vorhin von dem nächsten Winter, gnädige Frau. Gottlob, bis dahin ist es noch lange Zeit und was hindert Sie, im nächsten Jahr hier wieder die Gesellschaftssaison zu verleben? Sie werden später bei Ihrer Abreise hier sehr viele Freunde zurücklassen, die sehnsüchtig nach Ihnen ausschauen. Das Beste für alle, die Sie lieb gewannen, gnädige Frau, wäre es überhaupt, wenn Sie ganz hierher übersiedelten und höchstens im Sommer ein paar Wochen auf Ihrem Gute verlebten."

Wie warm und wie herzlich er sie dabei mit seinen schönen Augen ansah, wie warm der Klang seines schönen Organs sich in ihr Ohr einschmeichelte. Sollte das, was er da eben sagte, mehr als eine allgemeine Redensart gewesen sein? Und wenn er auch von „allen" sprach, die sie lieb gewannen, dachte er dabei vielleicht nicht nur an sich, konnten seine Worte nicht bedeuten: „Prüfe dich, ob du nicht mir zuliebe dereinst dauernd in die Stadt und in mein Haus ziehen könntest?"

Frau von Mellendorf konnte es nicht verhindern, daß eine leichte Unruhe sie überfiel. Nie hatte sie geglaubt, daß ein Mann noch jemals wieder ihre Gedanken werde beschäftigen können, nun war der Fall doch eingetreten. Gar vieles stürmte in diesem Augenblick auf sie ein, aber trotzdem meinte sie anscheinend ganz unbefangen: „Daß ich im nächsten Winter wieder werde herkommen können, glaube ich kaum und wenn ich jetzt hier bin, geschieht es nur meines Sohnes wegen" und um ihm auch heute nicht die Wahrheit gestehen zu müssen, setzte sie hinzu: „Ich habe es Ihnen schon oft erzählt, mein Sohn wünschte es sich sehr, mich und seine Schwester einen Winter hindurch in seiner Nähe zu haben."

Herr von Rodenhausen tat auch dieses Mal, als ob er ihr glaube, aber den wahren Sachverhalt hatte er schon längst erraten, schon weil er die Blicke bemerkte, die Frau von Mellendorf auf Kasimir und Orla warf, wenn die beiden einmal zusammen waren. Ihr Sohn sollte heiraten und er wünschte sich, daß Orla heiratete. In dem Punkt waren sie beide sich einig, aber sie vermieden es trotzdem, jemals darüber zu sprechen. Das taten sie auch jetzt, aber von demselben Gedanken beseelt, sahen sich jetzt beide danach um, ob Kasimir vielleicht auch jetzt mit Orla zusammen stände.

Aber von Kasimir war nichts zu entdecken, vielleicht, daß der sich schon in das Rauchzimmer begeben hatte. Statt dessen sahen sie in weiter Entfernung, wie Horst von Iring gerade auf Orla zutrat. Dem war es gelungen, einen Augenblick zu erwischen, in dem er sie allein stehen sah und jetzt eilte er auf sie zu, um auch ihr gesegnete Mahlzeit zu wünschen. Orla reichte ihm freundlich die Hand, gleich darauf aber rief sie ihm erschrocken zu: „Aber Herr von Iring, was ist Ihnen denn nur? Sie sehen ja miserabel aus, sind Sie krank?"

„Mir persönlich geht es ausgezeichnet," wollte er zur Antwort geben, „nur meinen Füßen geht es schauderhaft schlecht. Ich hätte doch lieber nicht die neuen Lackstiefel anziehen sollen, die Dinger kneifen mich seit einer Stunde derartig, daß ich die Engel im Himmel pfeifen höre. Mit den Schmerzen muß man ja miserabel aussehen, ich fühle es selbst, daß ich ganz blaß bin und das mir der kalte Schweiß auf der Stirn steht."

Doch die Wahrheit konnte er nicht eingestehen, ohne sich dadurch lächerlich zu machen und ehe er sich von Orla auslachen ließ, eher log er das Blaue vom Himmel und sich selbst die drückenden Lackstiefel von den Füßen herunter. So sagte er denn anscheinend ganz verwundert: „Warum sollte ich wohl schlecht aussehen, gnädiges Fräulein, das liegt vielleicht nur an der Beleuchtung, denn ich fühle mich sehr wohl, genau so wohl wie immer."

Aber Orla schüttelte den Kopf: „Das glaubt Ihnen ein anderer, ich nicht, Herr von Iring. Sie scheinen mir wirklich krank zu sein, und ich kann mir auch denken, was Ihnen fehlt. Sie überarbeiten sich, Sie nehmen es mit Ihren Vorbereitungen für das Examen zu genau, Sie gehen nicht genug an die frische

Digitized by Google

Luft und trennen sich anscheinend gar nicht mehr von Ihren Büchern."

„Wenn du eine Ahnung hättest, wie oft ich mich von denen schon dadurch trenne, daß ich sie wütend an die Wand werfe", dachte Horst. „Im übrigen bemitleide mich nur ruhig weiter, da wirst du es vielleicht einsehen, wie grausam dein sogenannter Onkel an mir handelte und um dieses Unrecht wieder gut zu machen, wirst du hoffentlich besonders nett und freundlich gegen mich sein, noch viel netter, als ich es ohnehin verdiene." Laut aber meinte er nur: „Ganz so schlimm, wie Sie es sagten, gnädiges Fräulein, ist es nun doch nicht. Allerdings, viel Zeit an sich selbst zu denken, hat man nicht. Im übrigen, gnädiges Fräulein, bin ich ziemlich stark gebaut und kann schon einen gehörigen Puff vertragen, ehe ich auf der Nase liege."

Orla wußte selbst nicht recht wie es kam, aber plötzlich war sie ihrem Onkel beinahe böse, daß er Herrn von Iring zu dem Examen zugeredet hatte. Einem bekam das viele Arbeiten, dem anderen aber, wie dieses Beispiel zeigte, nicht und was hatte es für einen Zweck, daß Herr von Iring sich so abquälte? Er tat es doch nur, weil er das Versprechen gab, nicht den eigenen Wünschen folgend. Es müßte denn sein, daß auch er, wie sie es selbst damals tat, vermutete, als Lohn für seinen Fleiß könne ihm ihre Gunst winken. Hoffte er, nach bestandenem Examen sie um ihre Hand bitten zu dürfen und von ihr das Jawort zu erhalten? Am liebsten hätte sie ihm auch heute zugerufen: Wenn Sie nur meinetwegen arbeiten, bitten Sie den Onkel noch heute abend, Ihnen Ihr Wort zurückzugeben und wenn Sie es wünschen, will auch ich den Onkel, der mir noch nie einen Wunsch abschlug, darum ersuchen.

Aber das durfte sie nicht, schon um ihn nicht auf einen Gedanken zu bringen, der ihm vielleicht trotz allem noch fern lag. So meinte sie denn nur, auf seine letzten Worte eingehend: „Sie dürfen sich aber auch nicht zu viel zumuten, Sie müssen wenigstens eine oder zwei Stunden täglich an die Luft gehen. Das würde ich an Ihrer Stelle jetzt sogar gleich tun, wenn auch nicht gerade für eine Stunde. Wie man mir bei Tische erzählte, dauert es hier im Hause immer eine ganze Weile, bis das Tanzen beginnt. Die große Dinerzigarre wird nebenan erst in aller Ruhe geraucht. Wirklich, Herr von Iring, schöpfen Sie etwas frische Luft, sonst wage ich nachher gar nicht, mit Ihnen zu tanzen. Sie sehen zum Umfallen elend aus und nicht wahr, tanzen wollen wir doch zusammen, das Vergnügen werden Sie mir nicht rauben, ich habe mich sehr darauf gefreut."

Die letzten Worte waren eine Lüge, das wußte Orla sehr genau, aber das nicht allein, sie merkte es auch Horst von Iring an, daß er ihr nicht glaubte. Der sah sie mit einem Blick an, der da zu sagen schien: Nanu, das sieht dir doch sonst nicht ähnlich, daß du mir eine Liebenswürdigkeit sagst und heute geschieht das sicher auch nur, weil ich nach deiner Ansicht krank bin. — Im übrigen hatte Orla ihn auf einen sehr vernünftigen Gedanken gebracht. Er mußte wirklich eine halbe Stunde frische Luft schöpfen, um bei der Gelegenheit zu Hause rasch seine alten Lackstiefel wieder anzuziehen, denn mit diesen Dingern zu tanzen war einfach unmöglich, aber tanzen wollte er, heute noch mehr als sonst. Orla sollte es ihm nicht vergebens vorgelogen haben, daß sie sich darauf freute. Das sollte sie ihm büßen und so sagte er nun: „Ihre schmeichelhaften Worte, gnädiges Fräulein, zwingen mich, Ihnen zu gehorchen, denn selbstverständlich darf ich nicht schuld daran sein, daß Sie nachher an mir eine Enttäuschung erleben. Ich danke Ihnen auch für Ihren guten Rat, den Sie mir gaben. Sie haben recht, ich fühle mich wirklich nicht sehr wohl. Den ganzen Tag zu Hause bei den Büchern, jetzt hier die warme Luft, die vielen Menschen, der Duft der Blumen, es wird mir gut tun, wenn ich ein paar Minuten ins Freie gehe. Spätestens in einer Viertelstunde bin ich wieder da."

Vorausgesetzt, daß ich ein Auto erwische, sonst dauert es mit den Humpelfüßen statt einer Viertelstunde eine volle Stunde, setzte Horst in Gedanken hinzu, dann verabschiedete er sich von Orla, die ihm herzlichst gute Besserung wünschte und ihm so freundlich die Hand reichte, daß er sich unwillkürlich sagte: Donnerwetter, du mußt wirklich miserabel aussehen, daß Orla heute so nett zu dir ist. Vielleicht wäre es das praktischste, die Drücke-

Digitized by Google

berger anzubehalten, damit auch Orlas Mitleid mit dir anhält. Aber nein, es geht doch nicht, besann er sich eines anderen, du sollst ja tanzen.

Er machte sich auf den Weg zur Garderobe, aber schon dicht vor der Saaltür angelangt, trat ihm jemand, wenn auch nur zufällig, so doch plötzlich derartig energisch auf den rechten Fuß, daß er seine ganze Energie zusammennehmen mußte, um vor Schmerz nicht laut aufzuheulen, und daß er sich mit aller Gewalt beherrschte, um dem anderen nicht an die Gurgel zu springen.

Der andere, Leutnant Kammler, stand ihm mit einem entsetzten Gesicht gegenüber: „Habe ich dir denn so weh getan, Iring? Das wollte ich natürlich nicht. Sei mir, bitte, nicht böse, ich war in Gedanken, ich suchte einen Stecknadelknopf, ich meine," verbesserte er sich schnell, „ich wollte sagen, ich suche Fräulein Thekla wie einen Stecknadelknopf. Ich kann sie in diesem Gewirr nicht finden und wenn ich sie einmal auftauchen sehe, ist sie auch schon wieder verschwunden. Kannst du mir vielleicht sagen, wo Fräulein Thekla steckt? Ich wäre dir auch jetzt für deine Vermittlung sehr dankbar."

Horst hatte inzwischen seinen Schmerz wenigstens zum Teil heruntergebissen, trotzdem meinte er noch voller Ingrimm: „Du hast eine seltsame Art, dich bei mir beliebt zu machen und mich um meine Vermittlung zu bitten. Erst nennst du mich einen glücklichen Menschen und bringst mir dadurch die Geschichte mit dem Examen auf den Hals und nun trittst du mir auf die Füße. Zum Dank dafür soll ich deinen Freiwerber spielen und dir nun womöglich behilflich sein, deine Liebste zu suchen. Nein, mein Junge, das kannst du nicht von mir verlangen, suche nur weiter, einmal wirst du deinen Stecknadelknopf, ich meine natürlich Fräulein Thekla, schon finden."

Gleich darauf ließ Horst ihn stehen und Kammler sah ihm ganz verdutzt nach. „Wie kann man nur so unfreundlich sein," dachte er, „das verstehe ich wirklich nicht. Ich habe ihm doch gar nichts getan. Na, aber wenn er mir nicht helfen will, muß ich mein Glück weiter allein versuchen."

Und nach langem Suchen fand er denn auch wirklich Thekla. Die hatte es längst bemerkt, wie er nach ihr aussah und war ihm immer wie zufällig aus dem Wege gegangen, das auch schon deshalb, weil sie bei diesem fortwährenden Stellungswechsel, den sie vornahm, hoffte, irgendwie auf Horst von Iring zu stoßen, der sich den ganzen Abend noch nicht um sie kümmerte und mit dem sie sich gern etwas unterhalten hätte. Statt dessen stand nun doch plötzlich Leutnant Kammler vor ihr, und zwar mit einem so glückstrahlenden Gesicht, daß sie es fast bedauerte, ihm bisher entschlüpft zu sein. Die Freude, die er zur Schau trug, war geradezu rührend, aber sie wollte und durfte nicht so tun, als bemerke sie etwas davon, oder als könne sie seine Freude lediglich darauf beziehen, daß er sie nun fand, und so meinte sie ausweichend, noch bevor er sie hätte begrüßen können: „Na, Herr Leutnant, Sie braucht man wenigstens nicht erst fragen, wie Sie sich bisher amüsierten. Ihnen sieht man es auf den ersten Blick an, daß es Ihnen gut geht" und ohne daß er es merkte, daß sie ihn damit ein klein wenig necken wolle, setzte sie hinzu: „Sie sehen sogar beinahe so aus, als ob Sie heute an Ihren Rekruten eine besonders große Freude erlebt hätten."

„Habe ich auch, gnädiges Fräulein," stimmte er ihr bei, „sogar eine ganz große und wenn ich Sie schon solange suchte, geschah es hauptsächlich, damit Sie sich mit mir freuen sollten."

„Da bin ich aber begierig", warf sie anscheinend voller Neugierde ein, während sie sich im stillen darüber belustigte, daß er ihr auch jetzt gleich von seinen Rekruten sprach, bevor er ihr auch nur die leiseste Schmeichelei über ihr Äußeres gemacht hätte und doch hatte auch sie sich, ebenso wie ihre Mutter, für den heutigen Abend besonders hübsch angezogen und ein zartes, dunkelrotes Kleid gewählt, das ihr sehr gut stand. Aber Kammler schien wohl nichts davon zu bemerken, obgleich er es ihr gegenüber sonst an Komplimenten nicht fehlen ließ und ihr auch sonst in seiner Weise sehr stark den Hof machte, allerdings bisher mit keinem anderen Erfolg, als den, daß sie sich darüber im stillen amüsierte. Daß sie dieses Mal die reiche Partie sei, die er suchte, hatte sie längst bemerkt, aber unmöglich konnte er

Digitized by Google

doch im Ernst glauben, daß sie sich in einen Leutnant verlieben könne, der dadurch ihre Gunst zu erringen versuchte, daß er ihr stets von seinen Mannschaften sprach. Lediglich weil sie das belustigte, ging sie immer wieder darauf ein und allein deshalb hatte sie ihm auch jetzt zugerufen: „Da bin ich aber begierig."

Er aber nahm das für bare Münze und in seinen Augen leuchtete es hell auf, als er ihr zurief: „Sehen Sie wohl, gnädiges Fräulein, das habe ich mir gleich gedacht, denn offengestanden, gnädiges Fräulein, Sie sind die erste junge Dame, die mich wirklich versteht, die meine Interessen teilt und bei der ich ein tiefes Verständnis für das finde, was mich beschäftigt. Das ist eine große Anerkennung, die ich Ihnen da zolle, gnädiges Fräulein," setzte er ganz ernsthaft hinzu, „denn ich kann es mir sehr gut vorstellen, daß es für eine junge Dame nicht leicht ist, sich in die Seele eines Rekrutenoffiziers zu versetzen."

„Wenn ich den jetzt nicht zum Halten bringe, dachte Thekla belustigt, halb erschrocken, dann gibt er sich die Sporen und macht mir hier auf der Stelle die schönste Liebeserklärung und deshalb meinte sie schnell: „Vielleicht überschätzen Sie auch mich in der Hinsicht, Herr Leutnant. Aber darum handelt es sich ja jetzt nicht, Sie wollten mir von der großen Freude erzählen, die Sie erlebten."

„Ja, das wollte ich," stimmte er lebhaft bei, bis er sie nach einer kleinen Pause, während der er keinen Blick von ihr abwandte, fragte: „Aber muß ich Ihnen das erst erzählen, gnädiges Fräulein, wissen Sie das nicht allein?"

Völlig verdutzt sah Thekla ihn an: „Ich sollte das von allein wissen? Wie wäre das wohl möglich?"

„Weil ich Ihnen schon ein paarmal von meinen Rekruten erzählte," gab er zur Antwort, „und weil Sie mir da so aufmerksam zuhörten, wie keine andere junge Dame zuvor. Da wissen Sie doch, wenn Sie es inzwischen nicht vergaßen, was mich am meisten beschäftigte, was mir die größten Sorgen machte. Denken Sie nur einmal nach, gnädiges Fräulein, es wird Ihnen sicher wieder einfallen, denn sonst müßte ich annehmen, daß auch Sie, gnädiges Fräulein, mir doch nur halb zuhörten, daß Ihre Gedanken lange nicht so bei meinen Soldaten waren, wie ich es hoffte."

Thekla mußte an sich halten, um nicht hell aufzulachen, weniger über das, was er sagte, als über die Art, in der er sie dabei ansah, mit flehenden Augen, als wolle er ihr mit denen zurufen: Zerstöre mir den Glauben an dich und an deine Person nicht. Fast wider ihren Willen rührte es sie, daß er so fest an sie glaubte und auf sie baute. Das nahm sie für ihn ein, ließ aber zugleich die Furcht in ihr wach werden, sie könne und würde diesen seinen Glauben selbst sofort zertrümmern, denn wie sollte sie wissen, worauf er anspielte? Er hatte ihr so viel von seinen Rekruten erzählt, von den gesunden und den kranken, von den kranken im Revier und im Lazarett und da ganz besonders von einem. Was war das noch gewesen? Und wie hieß der Mann? Es war eigentlich sehr viel von ihr verlangt, daß sie sich auch noch diese Namen merken sollte. In der Hinsicht war ihr Gedächtnis ohnehin nicht das beste und sie hatte mehr und genug damit zu tun, alle die Namen der Damen und Herren der Gesellschaft zu behalten, mit denen sie jetzt zum erstenmal in Berührung kam.

Thekla wußte nicht, was Kammler meinte und doch sah der sie jetzt, als sie immer noch schwieg vorwurfsvoll an, bis es endlich ganz traurig über seine Lippen kam: „Sollte ich mich so in Ihnen getäuscht haben, gnädiges Fräulein?"

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

* Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke *

Ahnung

Auf alten Briefen lag verträumt mein Blick,
Und heimlich klangen ihre Worte wieder,
Erinnern an ein stilles Lenzesglück
Und deiner Sehnsucht heiße Sommerlieder.

Und aus den Blättern stieg ein Bild empor:
Ein Regentag im Mai, tief in Gedanken
Lehnst du am Fenster, und dein Blick verlor
Wie suchend sich in leuchtend grünen Ranken.

Du dachtest einer Stunde heißen Glücks,
Die unsere jugendfrohen Herzen einte.
Wie Sonne war's im Lächeln deines Blicks,
Indes der Himmel schwere Tropfen weinte.

Dem trüben Tag zum Trotz ein heller Traum
Zog lachend durch der Stunde süßes Schweigen.
So jung das Glück, so noch genossen kaum . . .
Und doch, ein Mahnen schon, so ernst und eigen.

Ein Schrei aus Vogelkehle! — War das nicht
Wie meiner Sehnsucht ungewolltes Sterben?
Geht mit demselben wehen Tone nicht
Auch mein kristall'nes Glück einmal in Scherben?

Vor deinem Fenster lag die Schwalbe tot. —
Im Dämmern las ich es mit deinen Grüßen.
Und weinend schaute ich ins Abendrot. —
So wird einst meine Liebe sterben müssen.

Maria John.

*

Aus der Sommeschlacht / Feldpostbrief von Leutnant Kreitling

Anfang Juli 1916 ist es; warmer, sonniger Juli unter dem blauen Himmel der Pikardie, in der wir seit Wochen im Ruhequartier bei . . . . . lagen, um die Lücken unserer Kompagnien zu füllen, die die Stürme von . . . . . gerissen hatten. Die Nächte voll Sternengefunkel und Sommerduft, das Leben so lebenswert und die Welt so schön. Frieden, tiefen Frieden lebten und atmeten wir damals dort oben bei . . . . . in der fröhlichen Pikardie. Bis es anders wurde. Gerüchte durchflogen das Land und raunten, die Tage durchmurrt von fernem Donner, die Nächte erhellt von unaufhörlichen Geschützblitzen. Bis es Tatsache wurde: Da vorne an der Somme begann sie zu brüllen, die langerwartete, große Offensivschlacht der Engländer! Und wir harrten, atemlos, in fieberhafter Spannung, denn wir wußten, daß unser Korps in Reserve lag für dort vorne. Dann kamen die Befehle, die Gewaltmärsche, die Transporte mit Auto und Bahn hinein in das Ungewisse, in die Schlacht, bis unsere Regimenter gefechtsbereit östlich der Somme zwischen . . . . und . . . . standen.

Man muß es miterlebt haben (ein oft gehörtes Wort in unseren Tagen), um wissen und nachfühlen zu können, welche Empfindungen Menschen durchwühlen, welche wissen, es geht in das Gefecht, in den Tod. Die Kameradschaft wird enger, die Bewegungen und das Lachen forcierter, die Augen glänzender. Die Gegensätze verschwinden; man hockt zusammen, sieht den Kameraden an und denkt: Der kommt auch mit, und der wird wohl nach Daheim schreiben, wenn dir etwas zustößt, und der da wird dich wohl bald vergessen, wenn du abmarschieren solltest zur großen Armee da droben. Hart ist die Pflicht, aber härter noch der deutsche Soldat. Viele, viele hab' ich fallen sehen, liebe, gute Kerle, mit denen man damals zusammen war in fieberhafter Erwartung, und alle sind sie hineingegangen in jene grause Hölle, ohne Zucken und Zagen. Ihr Guten, Braven vom J. R. . . .! — . . . hieß das erbärmliche Nest, in dem unser 3. Bataillon seit dem Abend vorher in Bereitschaft lag. Der Feind tastete schon ab und zu hinein mit Granaten und Schrapnells. Am Nachmittag des 4. Juli rief der Bataillonskommandeur, Hauptmann Sch., uns vier Kompagnieführer zusammen: „Meine Herren, hier ist die Karte. Genaue Meldungen von vorne fehlen. Das Sperrfeuer schneidet jede Verbindung ab. Allem Anschein nach ist die „grüne" Stellung noch in unserer Hand. Das Bataillon löst Teile des J.-R. . . .

Digitized by Google

ab und besetzt den und den Abschnitt auf der .... Höhe. Reihenfolge der Kompagnie so und so. Heute Abend 10 Uhr Abmarsch. Ob die Stellung noch vorhanden ist oder zertrommelt ist, weiß ich nicht. Meldungen finden mich da und da. Ich danke den Herren! Hals- und Beinbruch! Die Stellung muß gehalten werden!" Draußen standen wir in der Weltgeschichte mit der Verantwortung für 250 Mann und ein Stück der bedrohten deutschen Front. Wir drückten uns die Hände, wir vier. N., F., Th. und ich. Zwei sollten nicht wiederkommen. Na, denn in Gottes Namen! Handgranaten in das Koppel, Revolver gefüllt und Kognak in die Feldflasche, viel Kognak! Eiserne Portionen in den Brotbeutel. Mein getreuer Bursche Schulenburg hat an alles gedacht. Noch haben wir Zeit. N., F. und ich spielen noch rasch einen Skat, um die Zeit totzuschlagen. Der erste wurde gefangen, der zweite Schuß im Bein. Im Zimmer gegenüber drehen die Leute eine entsetzliche Orgel, unaufhörlich; vorne das Trommelfeuer, noch unaufhörlicher; ein wüster Gegensatz! —

Die Kompagnie ist im Marsch durch eine pechschwarze Nacht im unbekannten Gelände. Wir marschieren vorne, R. P. und ich. Keine Ahnung von der Stellung. Einen Unteroffizier habe ich bei mir, der ist schon mal vorn gewesen und orientiert sich nun mühsam vorwärts. „Da ist das tote Pferd und hier die zerschossene Batterie. Es stimmt." Na also! Von der Chaussee sind wir schon lange abgebogen und marschieren nun im hügeligen Gelände zwischen kleinen Wäldchen, aus denen ab und zu der Mündungsblitz eines Geschützes kriecht wie eine glitzernde Schlange, durch niedergetrampelte Kornfelder, verlassene Batteriestellungen. Lautlos stampft die Kompagnie hinter uns als kompakte Masse durch die Nacht. 250 feste Kerle unter meinem Befehl; das ist immerhin ein stolzes Gefühl. Zwei volle Stunden währt nun schon der Marsch. Die Leuchtkugeln vorne, wo ja wohl die Stellung sein muß, kommen näher. Man kann schon die Kaliber der Einschläge vor uns nach ihrem bald hellen, bald dumpfen Tone taxieren — ein beliebter Sport bei solcher Ablösung. Weiter geht es, lautlos, gespannt. Und plötzlich — ui, ui über uns, hoch drüber weg; schwere Granaten, immer mehr. Der Teufel reitet zur Nacht. „Musterkoffer!" meint einer hinter mir, „die werden wohl in ..... schlafen gehen." Aus dem Dunkel taucht ein Klumpen auf, noch einer, und rast an uns vorbei; Artilleriemunitionswagen sind es; die Gäule bluten; haben wohl Treffer bekommen. Vorwärts schiebt sich die Infanterieschlange, und plötzlich, ohne Übergang sind wir in dem Sperrfeuer. Rechts vom Wege dunkler Wald und vor uns die ....-Höhe, der Totentanzplatz. Im Walde, 50 Meter von uns, tobt es, faucht, heult, gellt Granatlage auf Granatlage. Splitter sirren, Bäume krachen. Hui! Die Schrapnellsalven über der Kompagnie. Ich drehe mich um: „Laufschritt!" Und 250 Paar Stiefel trappen durch den schreienden Wald. Dahinter ist es ruhiger; auf halber Höhe ein Steilhang an der Chaussee, der etwas Schutz bietet. „An den Hang legen und ausruhen!" Die Leute pressen sich an die Wand und darüber hinweg jagt der Geschoßhagel. Wir vier Offiziere sehen uns um; wir müssen unmittelbar an der Stellung sein. Ein Wegekreuz, Tote, Verwundete, ein zerschossenes einsames Haus. Also rein in die Bude, damit man wenigstens mal die Karte beleuchten kann. Das Gemäuer scheint Leben zu entfalten. Wir vier stolpern darin herum und fallen unversehens eine Treppe hinab über Verwundete hinweg in einen elenden Keller, wo der Arzt der Truppe haust, die wir ablösen sollen. Es stöhnt in den Ecken; man mag nicht hinsehen. Aber der Stabsarzt kann wenigstens Auskunft geben. 500 Meter noch; das ist weniger, als wir erwarteten. Beim Heraustreten aus der Ruine faßt es uns. Es kam nicht, es war einfach da, ein heulender kreischender Teufel, der sich im Gebälk über uns spreizt. R. und S. wirft es auf die Straße, P. und mich in den Keller zurück. P. hat seinen Halsschuß weg. Mir hat es die Haut im Nacken und an der Backe geschürft, und den Helm verbeult. Sonst funktioniert die Maschine noch. Staub aus den Augen, Schluck Kognak aus der Feldflasche, weiter; hab' keine Zeit, die Kompagnie muß nach vorn. In die hat es aber auch eingeschlagen. Meinen braven Sergeanten Goldammer bringen sie geschleppt mit einem faustgroßen Loch im Schenkel. Er sieht mich groß an beim ungewissen Kerzenschein im Keller, stöhnt leise: „Ach, Herr Leutnant!" Ja, du lieber Kerl, ich kann dir auch nicht helfen. Vier, fünf andere schreien schon wieder nach den Sanitätern. „Abrücken in Zügen mit 2 Minuten Abstand, denn jetzt ist der Weg nicht mehr zu fehlen. Immer die Chaussee entlang!" R. verschwindet mit seinem Zuge in der Finsternis. S. mit dem 2. Zuge hinterher; ich schließe mich ihm an. 500 Meter durch ein Gelände, in dem Granate an Granate platzt; das kann man nicht beschreiben, nicht schildern. Die Leute springen, kriechen lautlos wie Katzen; durch, durch, es muß! O, du meine liebe alte 10. vom J.-R .... Neben mir rennen meine vier Gefechtsordonanzen, baumlange Menschen. Ich glaube, eher stürzte der Himmel ein, als daß sie von mir gingen. Wilczek hält krampfhaft ein Paket von mir mit Brot und Wurst in der Hand. Leute um uns werden getroffen, aber er wirft den Karton nicht fort, beileibe nicht! Die Chaussee ist nicht mehr zu erkennen, kein Baum, kein Strauch, nur Trichter an Trichter, ein klaftertief zerrissener Vulkan. Und immer die Schrapnells vor dem Gesicht wie Feuerbüschel, daß man ihre Hitze zu spüren meint. Man muß, muß getroffen werden und wird es nicht. Die Lunge quillt einem zum Halse im wahnsinnigen

Digitized by Google

Laufen, Fallen, Kriechen über Löcher, zerfetzte Drahthindernisse, gefallene Bäume. Und immer das Feuer krach, krach. Der 3. Zug bleibt zurück; ich schicke Fitzek; der geht wortlos zurück durch die Hölle. Endlich etwas, das aussieht wie ein Graben. Der 1. Zug ist schon da; ich höre Rs. Stimme. Gott sei Dank, er lebt noch! Von der Besatzung, die wir ablösen sollen, ist nichts mehr da als Tote und Verschüttete. Aber das Feuer läßt nach, so daß man die Kompagnie etwas ordnen kann. Ich lasse mir melden und es fehlen viele, viele; irgendwo dahinten liegen sie blutend. Der erkenntliche Graben ist 100 Meter lang; sogar einzelne Stolleneingänge sind noch vorhanden. Der 1. Zug hat Platz darin; nach rechts hat R. schon Anschluß an die 9. Kompagnie, was mir einen Stoßseufzer der Erleichterung auspreßt. Aber links sieht es böse aus. Kein Graben, kein Unterstand, kein Drahtverhau, nichts, nichts als Trichter an Trichter bis 3 Meter tief und 5 Schritt im Durchmesser. 28 Zentimeter Einschläge! Alle Wetter! Ich verteile mit S. und Feldwebel R. den 2. und 3. Zug von Granatloch zu Granatloch in ungefährer Linie 250 Meter lang nach links. Richtung, wo der Feind lag, konnten wir aus den Leuchtkugeln ungefähr feststellen. Und nun arbeitet der kleine Spaten, emsig, eifrig, denn bald graut der Morgen und mit ihm kommt wieder das Trommelfeuer, das entsetzliche. Aber links von der 11. Kompagnie nichts zu sehen und in einer Stunde ist es hell! Ich laufe selbst Patrouille, finde nichts. Herrgott, wenn F. nicht kommt, hänge ich mit dem linken Flügel in der Luft und ich kann mich nicht halten. Hauptmann K. stößt in der Dunkelheit auf mich mit zwei von seinen Maschinengewehren. Ich bitte ihn flehentlich und er stellt sie mir für meine Flanke zur Verfügung. Da — sind es Franzosen oder die Unsrigen? Eine ganze Schützenlinie kriecht durch die Nacht. Hurra, die königliche 11.! Das war ein Stein vom Herzen. Die Posten stehen mit Gewehr und Handgranate und lugen nach vorn. Die Leute sind schnell eingebuddelt in dem zerwühlten Boden. Patrouille nach vorn hat nach wenigen Schritten starkes Feuer bekommen; der Feind liegt in Massen 200 Meter vor uns am halben Hang und schanzt ebenfalls. Links brennt ein Dorf, ... wahrscheinlich. Ich schreibe eine kurze Meldung an das Bataillon und Scholtyssek und Grammel verschwinden damit nach hinten. Auf der Treppe eines zerschossenen Stollens quartiere ich mich mit meinen Getreuen ein; Wylczek will mir etwas zu essen geben; ich kann nicht. Gasmaske und Koppel mit Handgranaten und Dolch umgehängt, den Helm im Genick, döse ich und dusele ein, traumlos, bleiern, während langsam der Morgen graut, der Morgen des 5. Juli. Irgendwo singt wahrhaftig eine Lerche. —

Was schüttelt ihr mich, was macht ihr für ernste Gesichter? Langsam komme ich zu mir; . . . .-Höhe, Trommelfeuer, ich bin im Bilde. Durch die Luft geht gurgelnd und heulend ein Orkan — die Sommeschlacht, die große; richtig, du warst eingeschlafen. Und ich krieche aus dem Stollen und sehe, sehe die Schlacht rundum auf Höhen und Feldern im Glanz des frischen Julimorgens. Dort rechts . . . . . und . . . . ., das die . . ner halten. Der Ziegelstaub spritzt und die Firste fallen im Krachen unaufhörlicher Einschläge. Vor mir . . . ., das wir vorgestern verloren; links . . . . und . . . ., wo die . . . er liegen, und wir auf der . . . -Höhe, der alles beherrschenden. Und all' das im schwersten Trommelfeuer. Meine Stellung ist ein einziges, rauchendes Brandfanal. Fauchend kommen die 28 Zentimeter-Granaten und schlagen ein, vor uns, neben uns, zwischen uns. Wum — und es speit haushoch Flammen, Rauch, Eisen, Erdklumpen. Dazwischen alle anderen Kaliber, bellend, fegend, krachend, eine Explosion an der andern in jubelnder Mordlust. Ein wahnwitziger Lärm, das man sein Wort kaum versteht. Ich sehe nach den Posten; die stehen und sehen in die krachende Gegend, eisenfest. Vier, fünf liegen mit verrenkten Gliedern; denen tut nichts mehr weh. Fast der ganze dritte Zug ist verschüttet. Wir graben und zerren sie aus ihren Höhlen. Die Sanitäter laufen im Feuer und verbinden. Meine arme 10. Kompagnie! Und wieder der fade, süßliche Blutgeruch im beizenden Granatrauch, den wir kennen aus mancher Schlacht, der die Nerven peitscht bis zum Reißen. Krach, krach, ohne Aufhören. Aushalten! Die Kompagnie liegt wie ein Mann und wartet, wartet. Wie ich lebendig wieder in den Stollen komme, weiß ich nicht. Smuda, mein bester Gefreiter, der 304 stürmte, den nichts traf, fällt im Eingang. Granatsplitter durch den Kopf; das Hirn liegt bloß; er röchelt und schlägt mit den Füßen und lebt noch, stundenlang, ohne Gefühl. Und wir döseln weiter vor uns hin, eine Stunde, zwei Stunden, Ewigkeiten. Die Luft pressen die Einschläge im Stollen zusammen, in den Ohren saust es. Der Stollen ist flach, bietet keinen Schutz gegen derartiges Kaliber, aber man sieht nicht das Schreckliche, und wenn es oben daraufhaut, ist es gleich ganz aus; zerquetscht uns wie Fliegen. Das ist ein Trost. Wir warten, warten. Plötzlich ist das Feuer hinter uns; man hebt den Kopf und — Alarm! schreit der Posten, die Franzen, die Franzen! Im Nu ist alles feuerbereit, die Handgranaten griffbereit. Rote Leuchtkugeln hoch! Da vorne aus den feindlichen Stellungen ist es aufgesprungen, eine graublaue Mauer. Urrah, Urrah, gellend, den Ton auf der ersten Silbe. „Schnellfeuer, Leute! Gut hinhalten!" Und es blubbert auf wie im Kochtopf, rasendes, peitschendes Infanteriefeuer. Die springenden blauen Gestalten unterm Stahlhelm plumpsen nach vorn, werfen die Arme gen Himmel — — — Da nehme ich das Gewehr vom toten Smuda und krümme den

Digitized by Google

Finger, wenn ich über Visier und Korn einen fest habe. Gebt's ihnen, den Hunden! „Scholtyssek, Maschinengewehr rechts soll feuern auf Kolonnen halbrechts." Tak-tak-tak, die Sturmkolonnen zerstieben, der Schwall verbrandet, flutet zurück. Bis auf 40 Meter kamen sie heran, dann brachen wir den Stoß. Blaugetupft ist das Feld vor uns, 60—80 mögen es sein. Das schreit und jammert. Auch die 9. Kompagnie hat einen Massensturm abgewiesen. Aber das Artilleriefeuer liegt noch immer hinter uns; und schon greifen sie meinen linken Flügel wieder an; der weist sie ab. Da plötzlich — Maschinengewehrfeuer im Rücken! „Herr Leutnant, die 11. Kompagnie links ist überrannt!" Herr Gott im Himmel, es geht um die . . .-Höhe! Die Verantwortung! Ich raffe zwei, drei Gruppen zusammen, laufe nach links zum umzingelten 3. Zuge. „Feldwebel Rum, angreifen mit einem Halbzug, die Schw . . . müssen zurück!" Und die kleinen Kerle vom 3. Zuge gehen wie die Teufel vor im fürchterlichsten Feuer.

Schluß folgt.

Ein wenig Licht

Heiter schickst du deine Pfeile
Durch der Bäume wechselnd Grün,
Holde Sonne, o verweile,
Weck noch einmal junges Blühn!

Ungeachtet, daß die Erde
Schwer in Todeskrämpfen bebt,
Und in heftiger Gebärde
Unsre Brust sich kämpfend hebt.

Du strahlst Milde, wie vor Zeiten,
Licht und Schatten tanzen froh,
Zauberst große, blaue Weiten —
Holden Frieden — irgendwo.

Hans Strasser.

Ostpreußische Zigeuner / Von Fritz Skowronnek

Zu den ersten Erinnerungen meiner reichen Kindheit gehört der Besuch einer Zigeuner-Vorstellung im Dorfkrug. Noch heute könnte ich das Bild malen! An den Wänden ringsum standen dichtgedrängt die Dorfbewohner im Halbdunkel. In dicken Schwaden stieg über ihnen eine Rauchwolke auf, die von selbstgebautem Kanaster stammte. In der Mitte des Raumes lag ein abgeschabter Teppich, auf dem sich ein schlankes Mädchen, nur mit einem flitterbesetzten Trikot bekleidet, in seltsamen Verrenkungen und Verdrehungen des Körpers wand.

Dann tanzten zwei halbwüchsige Jungen, mit grauen Bärten, Ringellocken und Kaftan als polnische Juden verkleidet, einen Kosak, dessen Wiederholung stürmisch verlangt wurde. Ein stattlicher Jüngling turnte an zwei von der Decke herabhängenden Ringen. Zum Schluß tanzte das erwachsene Geschwisterpaar in phantastischer Kleidung einen Tanz, der wohl ein Czardas gewesen sein mag.

Wer von den Künstlern nicht beschäftigt war, spielte Geige. Die Begleitung dazu lieferte ein alter Zigeuner in reicher Tracht, dem ein weißer Bart bis auf die Brust herabhing. Er spielte meisterhaft die Harfe. Nach der Vorstellung begann ein Tanzvergnügen, das den Zigeunern die Haupteinnahme brachte.

Den weißbärtigen Zigeuner habe ich später noch oft gesehen und gut kennen gelernt. Er kam in jedem Jahr zwei- bis dreimal durch unser Dorf und kehrte bei uns ein, d. h. er stellte seine zwei Wagen, die mit stattlichen Pferden bespannt waren, hinter unserer Scheune auf. Dann kam er mit seiner Harfe ins Haus, setzte sich auf einen Stuhl im Wohnzimmer und spielte. Währenddessen nahm mein Vater seine Geige vor und stimmte sie nach der Harfe. Stundenlang ging er dann in der Stube auf und ab und spielte seine alten, schönen Tänze, die noch heute in unserer Familie fortleben. Und der alte „Hermani" begleitete ihn auf der Harfe. Wie Arabesken schlangen sich seine Töne um die Melodie . . . In den Pausen spielte er allein . . .

Der Weißbart war ein großer Häuptling seines Volkes und mein Elternhaus stand unter seinem Schutz. Nie wurde von Zigeunern bei uns auch nur das geringste gestohlen, während sie anderswo alles „rabuscherten", was ihnen in die Hände lief. Da verschwand nicht nur Geflügel vom Hof, sondern auch ein Kalb, Hammel oder Schwein vom Felde. Ja, mit Recht hat man ihnen wohl auch die zahlreichen Pferdediebstähle zur Last gelegt, die an der russischen Grenze zu den alltäglichen Vorkommnissen gehörten.

Stets waren dann auch die Zigeuner spurlos verschwunden, wahrscheinlich über die Grenze nach Rußland hinein. So lange sie sich in einem masurischen Bauerndorf aufhielten, stahlen sie nichts. Erst wenn sie weggezogen waren, machte sich der

Digitized by Google

Verlust bemerkbar. Und doch sahen die Bauern sie nicht ungern kommen, weil die Zigeuner ihnen in mancher Hinsicht nützliche Arbeit leisteten. Sie flickten Kessel und Kochtöpfe, bestrickten zerbrochene Schüsseln und Kannen mit Draht, so daß sie noch jahrelang hielten, sie brachten Uhren in Ordnung, die nicht gehen wollten, besserten Schirme aus, zogen frische Borsten in abgenutzte Bürsten, kurzum, sie führten alle Reparaturen aus, die in einem ländlichen Haushalt notwendig werden.

Sehr häufig wurden die Zigeuner auch mit der Behandlung eines erkrankten Stückes Vieh betraut. Darin waren sie Meister, denn sie verfügten wohl über eine uralte Kenntnis bewährter Hausmittel. In den Augen der Bauern hätten die einfachen Mittel trotz der besten Erfolge wohl wenig gegolten, wenn sie nicht mit allerlei abergläubischem Hokuspokus verbrämt worden wären. Da mußten der kranken Kuh an verschiedenen Stellen des Körpers Haare abgeschnitten und verbrannt oder auf dem Kirchhof vergraben werden.

Vor allem durfte das „Besprechen" nicht fehlen, von dem die Masuren früher sehr viel hielten. Es war bei ihnen uralter Aberglaube, daß jede Krankheit durch biele ludki . . . „weiße Leutchen", d. h. winzige Geister, hervorgebracht wird und nur dadurch geheilt werden kann, daß die Ludki durch beschwörende Formeln, das Besprechen, aus dem kranken Körper verjagt werden.

Die Entlohnung der Zigeuner erfolgte meist durch Lebensmittel und nur zum geringsten Teil durch Geld, aber sie war gerade deshalb besonders reichlich. Meistens verdienten die Weiber mehr als die Männer, indem sie von Haus zu Haus gingen und den Frauen und Mädchen, die dafür nicht nur in Masuren empfänglich sein sollen, wahrsagten. Natürlich auch unter allerlei Hokuspokus. Auch für gewisse „andere Umstände" wußten die alten Zigeunerweiber Rat und ließen sich gut dafür bezahlen.

Bei manchen Banden gab es geschickte Hufschmiede und erfahrene Pferdedoktoren, die den Bauern auch Mittel an die Hand gaben, alte Pferde für den Verkauf schnell glatt zu füttern und durch Mailachen — Befeilen der Zähne — zu verjüngen. Bei ihren eigenen Gäulen scheinen sie diese Mittel nicht angewendet zu haben, denn nie habe ich elendere Klepper gesehen, als vor einem Zigeunerwagen. Trotzdem waren auf jedem Jahrmarkt mehrere Banden zu finden, die ganz ernsthaft unter sich mit Pferden handelten oder tauschten.

Merkwürdig war es, daß auch unter diesem ruhelosen Wandervolk große Abstufungen deutlich zutage traten. Da gab es Familien, die wie der alte Hermani, sich nur durch Kunstvorstellungen und Tanzmusik nährten. Ebenso hoch standen die heilkundigen Trupps, von denen manche in Wohnwagen mit stattlichen Gäulen durchs Land fuhren. Auch Händler gab es unter ihnen. Sie verkauften Dagget — Pferdefett —, das nicht nur zum Einschmieren von Lederzeug, sondern auch zu mancherlei Kuren verwendet wurde, und Teer, den die Bauern zum Einschmieren ihrer hölzernen Wagenachsen brauchten.

Die besten Geschäfte machten sie mit Arsenik, der aus Rußland stammte. Er wurde in faustgroßen Klumpen verkauft und hieß allgemein nur „der weiße Stein". Sie wurden dadurch zur mittelbaren Ursache der nicht seltenen Giftmorde, die namentlich in Litauen zum alltäglichen Vorkommnis geworden waren, denn es gab dort keine Schwurgerichtsperiode, in der nicht mehrere Giftmorde meistens an Altsitzern abzuurteilen waren.

Am niedrigsten standen die Banden, die in offnen Wagen durch die Dörfer zogen und sich nur von Wahrsagen, Betteln, Diebstahl und Raub nährten. Das war die richtige Landplage. Sie stahlen Getreide und Vieh vom Felde, stellten im Walde Schlingen und angelten oder fischten in jedem See. Manchmal saßen sie wochenlang an einer Stelle, wo es ihnen gut gefiel, bis sie vom Gendarm vertrieben wurden. Aber nicht weit, bloß bis über die Grenze seines Amtsbezirks.

Nach meinen Beobachtungen gibt es in Ostpreußen jetzt nur noch solche armseligen auf niedrigster Stufe stehenden Banden. Ich sehe darin ein Zeichen für die steigende Kultur der ostpreußischen Landbevölkerung. In Masuren, dafür kann ich mich verbürgen, sind nicht nur die zahlreichen alten Gebräuche, sondern auch der Aberglaube so völlig geschwunden, daß es schwer fallen dürfte, ein altes Weib zu finden, das noch die alten Formeln zum Besprechen kennt oder gar anwendet. Nein, meine Landsleute lassen den Arzt holen, wenn ein Kind krank wird und zerbrochene Töpfe bespinnen sie selbst mit Draht. Die Künste der Zigeuner sind brotlos geworden.

Die armen Tröpfe haben in den letzten Jahren ein sehr elendes Dasein geführt. Ruhelos sind sie ja immer gewesen, aber dann kam noch der Eifer der Behörden dazu. Kaum hatten sie in einem Dorf Halt gemacht, als auch schon Gendarm oder Amtsbote erschien und sie wieder auf den Trab brachte.

Unter diesem Druck haben an mehreren Orten einzelne Familien versucht, sich seßhaft zu machen. Sie kauften sich eine elende Kate und hausten darin wie . . . Zigeuner. Solche Kolonien habe ich in Snopken bei Johannisburg und in Smilgen, Kreis Pillkallen, kennen gelernt. Sie waren der Schrecken der ganzen Umgegend. Die Kinder wurden zum Besuch der Dorfschule genötigt, aber die Lehrer hatten keine Freude an ihnen.

Ob die Maßregeln, die jetzt geplant werden, den Wandertrieb in diesen braunen Gesellen unterdrücken werden? Ich glaube nicht. Nach dem Frieden werden sie sich dem Zwang entziehen und dahin ausrücken, wo ihnen wohl noch die goldene Wanderfreiheit lachen wird, nach Rußland!

Digitized by Google

Allerlei

Brauchen und gebrauchen. Viele meinen, daß das Wort brauchen nur in dem Sinne von nötig haben und der Ausdruck gebrauchen nur in der Bedeutung anwenden vorkommt. Das ist nicht richtig. Zahlreiche Stellen aus den Schriftstellern von der Zeit des Mittelalters bis auf die Gegenwart beweisen, daß das Sprachgefühl mit den beiden Wörtern die Bedeutung anwenden verknüpft hat. Im früheren Neuhochdeutsch kommt die Verknüpfung vor, weil man sagte: des Weins, Gutes, Dienstes, Lebens, der Zeit brauchen und gebrauchen. Haller, Schiller, Goethe sind Zeugen dafür, daß beide Wörter im Sinne von anwenden mit Beziehung auf Menschen, Tiere, Glieder, Werkzeuge und ebenso mit Beziehung auf Begriffe wie Ansehen, Gewalt, Recht, Rede, Worte gebraucht werden. Das Wort: „bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt" ist wohl der bekannteste Beleg dafür. Allerdings geht das Wort brauchen zum Unterschiede von gebrauchen in der Sprachgewohnheit auch seinen eigenen Weg. Es bedeutet auch nötig haben, so in dem Satze: unsere Zeit braucht Männer; ausschließlich hat es diese Bedeutung, wenn es unpersönlich ist. Das geht aus Schillers Worten hervor: es brauchte dieses tränenvollen Krieges, oder es braucht ein großes Beispiel. Diese Bedeutung hat das Wort brauchen erst seit dem 16. Jahrhundert angenommen, doch hat es die frühere Bedeutung anwenden oder verwenden dadurch nicht verloren. Wie wenig brauchen und gebrauchen unterschieden werden und wie innig beide Zeitwörter für das Sprachgefühl zusammenfließen, zeigt Goethes Wort: wer vieles brauchen will, gebrauche jedes in seiner Art.

O diese Fremdwörter!

Ein Übel hat der deutsche Mann!
Er wendet gern ein Fremdwort an,
Und wenn man's deutsch auch sagen kann,
Er wendet doch ein Fremdwort an.
Er impo-, defi-, deponiert,
Er iso-, gratu-, defiliert,
Er da-, zi-, dik- und debütiert,
Er do-, for-, inspi-, exerziert,
Er igno-, inse-, inspiriert,
Er bombar-, degra-, explodiert,
Er bug-, zen-, fri- und amüsiert,
Er dekla-, bla- und animiert!
O du verflixte ier-erei!
Der Teufel hol' die Ziererei,
Die Sprachenruinierei
Und Bildungsparadiererei!
— Ach, Goethe, hättest du's erlebt,
Wie man die Sprache jetzt verwässert,
Mit welschen Brocken sie durchwebt,
Du hättest deinen Faust verbessert:
„Es iert der Mensch, so lang er strebt."

Jugend.

Das Gedicht stammt aus der vortrefflichen Sammlung: Deutscher Sprache Ehrenkranz. Dichterische Zeugnisse zur Geschichte des Lebens und der Entwicklung, der Wertung und des Machtgebietes unserer Muttersprache, gesammelt und erläutert von Universitätsprofessor Dr. Paul Pietsch in Greifswald. Es ist im Verlage des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins erschienen.

Unerläßlich für die Hausfrau!

Von Mary Hahn, der Verfasserin des weit verbreiteten und beliebten Kochbuches für die einfache und feine Küche ist vor kurzem ein Kriegskochbuch erschienen, das wirklich eine ganz prächtige Gabe für unsere Hausfrauen darstellt.

Das mit 22 Abbildungen versehene Büchlein enthält eine Fülle praktischer der jetzigen Zeit angepaßten Vorschriften; es ist im Kriegsjahr 1916 entstanden, und die zugeteilten knappen Rationen pro Kopf von Fleisch, Fett, Butter usw. sind demgemäß schon vorgesehen und sachgemäß über die ganze Woche verteilt. Mary Hahns Buch, dessen Vorwort das Motto „Wer will, ist dem nicht alles möglich?" vorangesetzt ist, sollte von allen Hausfrauen recht fleißig zu Rate gezogen werden; denn es enthält eine Menge Neues, mit dem einen Versuch zu machen sicher lohnend ist. Es ist mit einem Verständnis und einer Vielseitigkeit zusammengestellt, wie man's selten findet. In ganz raffinierter Weise versteht die Verfasserin, bei der fett- und fleischarmen Zeit mit Ratschlägen und Rezepten aufzuwarten, die bei sparsamen Mitteln jedem ermöglichen, eine reiche Auslese schmackhafter Gerichte, unter Berücksichtigung des in der Kriegszeit zur Verfügung stehenden wenigen und scheinbar einseitigen Materials, zu bereiten. — Aus dem besonderen Inhalt sei folgendes hervorgehoben: Das Braten des Fleisches in der fettarmen Zeit. — Ein Musterspeisezettel für die ganze Woche und den ganzen Monat mit den dazu gehörenden Rezepten. — Falsche Schnitzel als Fleischersatz, wie Kartoffelschnitzel, Nudelschnitzel, Heringsschnitzel, Pilzschnitzel, Fischschnitzel, Blumenkohlschnitzel, Spinatschnitzel, Kopfsalatschnitzel, Krautschnitzel, Bohnenschnitzel, Linsenschnitzel, Hirseschnitzel, Maisgrießschnitzel. — Der Abendtisch. — Kriegsbäckerei, das Backen mit wenig und ganz ohne Butter und Mehl, Marmeladenkuchen, Obstkuchen von Kartoffelteig, Mohrrübenkuchen, Kürbisbrot, Kürbiskuchen, Kartoffelgebäck, Kartoffelkuchen. — Das Einmachen ohne Zucker und das Dörren der Früchte und Gemüse. —

Die Auswahl der Rezepte ist so groß, daß die Hausfrau, falls das eine oder das andere mal wegen mangelnder Zutaten nicht gleich ausführbar ist, sich eben an ein anderes Rezept halten kann. Das Buch ist aus praktischen Erfahrungen heraus entstanden, das ist sein großer Wert, und man kann sich dem Wunsch der Verfasserin nur anschließen, wenn sie am Schluß des Vorwortes sagt: Mögen diese Sparsamkeitswinke auch in die so heiß ersehnte Friedenszeit hinübergetragen werden und Segen bringen.

Das Buch kostet ungebunden nur 1 Mark und ist in den meisten Buchhandlungen zu haben; wo nicht vorrätig, versendet es direkt die Verlagsbuchhandlung M. Hahn, Wernigerode, Roonstr. 5. (Porto kostet dann bei Voreinsendung des Betrages 20 Pf.; Nachnahme 30 Pf. mehr.)

Über das Kriegskochbuch und die übrigen Kochbücher von Mary Hahn liegt der heutigen Nummer unserer Zeitschrift ein ausführlicher und illustrierter Prospekt bei, den wir der Beachtung unserer Leser und Leserinnen empfehlen. Sollte der Prospekt wo verloren gegangen sein, so versendet ihn der Verlag gern nochmals auf Wunsch kostenlos.

Inhalt des Heftes 9: Herd und Schwert. Roman von Fritz Skowronnek. — **Der Walzerkönig.** Roman von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt: Ahnung.** Gedicht von Maria John. — **Aus der Sommeschlacht. Feldpostbrief von Leutnant Kreitling.** — **Ein wenig Licht.** Gedicht von Hans Strasser. — **Ostpreußische Zigeuner.** Von Fritz Skowronnek. — **Allerlei.**

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 2. Dezember 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 10

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft vom Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag * Nachdruck verboten

Herd und Schwert / Roman von Fritz Skowronnek

9. Fortsetzung.

„Die Mutter denkt nicht daran, die ist doch über solche Dummheiten schon hinaus", meinte Trude.

„Na erlaube mal", fiel Olga ein, die sehr praktisch veranlagt war, und bereits alles, was für oder gegen diese Möglichkeit sprach, überlegt hatte. „Uns kann das doch nichts schaden, so'n reichen Stiefvater zu kriegen."

„Na darauf verspitze dich bloß nicht", erwiderte Trude. „Keimkallen fällt doch an den Paul."

„Na, wenn schon", ließ sich Olga schon etwas energischer vernehmen. „Ich bin schon damit zufrieden, was an Vermögen sonst noch vorhanden ist."

„Ach, quatsch doch nicht, Olga," erwiderte Trude scharf, „kannst du dir die Mutter und Onkel Braczko als Brautpaar vorstellen . . . wie Feuer und Wasser. . . ."

„Kinder, zankt euch nicht, die Sache ist im Lot", rief Lotte, die am Fenster stand. „Er läßt ausspannen und bleibt hier. Wenn er 'nen Korb gekriegt hätte, wäre er doch sofort weggefahren."

Jetzt standen auch die beiden anderen auf und traten ans Fenster, um sich davon zu überzeugen, daß der Wagen wirklich an den Stall fuhr und ausgespannt wurde.

„Kinder, ich werde mir das Lachen nicht verbeißen können", quietschte Lotte.

„Du Kalb, wann wirst du mal vernünftig werden", sagte Olga strafend. „Wir müssen sehr überrascht tun, aber uns sehr freuen. Ich freu mich wirklich", fügte sie ernst hinzu. „Auch für die Mutter, die wird doch endlich auch mal ein bißchen aufatmen können."

Frau Strawischke hatte auch ein verdutztes Gesicht gemacht, als der alte Herr mit ernster Miene eintrat und mit Würde und Nachdruck fragte: „Verehrte Frau Nachbarin, darf ich Sie um eine Unterredung bitten?"

„Na nu, Braczko, was machen Sie denn für verrückte Anstalten? Wo brennt's denn?" erwiderte Frau Strawischke in ihrer derben Art. Aber schon in demselben Augenblick stieg in ihr ein Gedanke auf, der ihr so komisch vorkam, daß sie nur mit Mühe das Lachen verbeißen konnte. Aber gewöhnt, sich zu beherrschen, neigte sie würdevoll das Haupt und lud Braczko durch eine Handbewegung ein, ihr in das Staatszimmer zu folgen, wo sie in aller Eile die Bezüge von einem paar Sesseln streifte und sich niederließ. . . .

Die wenigen Schritte hatten genügt, um einen Entschluß zu fassen. Frau Strawischke konnte noch besser rechnen als ihre Tochter Olga. Blitzartig schnell war ihr der Gedanke durch den Kopf geschossen: Verkauf des eigenen Gutes, Übersiedlung nach Keimkallen, behagliches Wirtschaften als Hausfrau, gute Versorgung der Töchter, angenehmer Verwandtenkreis durch Verschkallen und später Nikolai von Roth. . . Das Rotspohntrinken wollte sie ihm schon abgewöhnen. Er sollte ja auch in letzter Zeit schon ganz anders geworden sein. . . .

„Na, lieber Freund, was haben Sie mir denn so Wichtiges zu sagen?" begann Frau Strawischke und legte ihr Gesicht, das durch

Digitized by Google

einen Schatten auf der Oberlippe etwas Männliches hatte, in freundliche Falten. . . .

Onkel Braczko hatte seinen Zylinder vorsichtig auf den Tisch gestellt, seine Handschuhe abgezogen und in den Hut geworfen. Jetzt zog er die Schöße seines Rockes auseinander und nahm im Sessel ihr gegenüber Platz. „Ja, liebe, verehrte Freundin, Sie werden sich wundern." Nach einer kleinen, aber eindrucksvollen Pause: „Ich habe so lange einsam als Witwer gelebt . . ."

„Das hatten Sie doch wirklich nicht nötig", fiel Frau Strawischke mit ermunterndem Lächeln ein.

„Nein, das hatte ich wirklich nicht nötig", bestätigte Braczko, „aber ich habe es doch nun mal getan. . . . Glauben Sie mir, das war kein Vergnügen, mich mit den Frauenzimmern rumzuärgern, ob sie nun Hausdame der Wirtschafterin oder sonst was waren."

„Ja, ja, das weiß ich, Sie haben mir ja oft genug Ihr Herz ausgeschüttet . . ."

„Nun habe ich aber kennen gelernt, daß man es anders, ich will sagen, besser haben kann . . ."

„Die Erkenntnis kommt ein bißchen spät, lieber Freund."

„Aber hoffentlich noch nicht zu spät . . . . ich bin zwar kein Jüngling mehr, aber, wie mein Schulmeister immer zu sagen pflegte, im besten Heiratsalter: zwischen fünfzig und neunzig . . ."

„Ich bin ja auch nicht mehr die Jüngste, lieber Freund . . ."

„Wa . . . was meinen Sie?" stammelte Braczko und sah Frau Strawischke ganz verdutzt an . . . In demselben Augenblick stieg in ihm die Erkenntnis auf, daß Mutter Strawischke sich für die Erkorene hielt . . . Ohne daran zu denken, was solch eine Bewegung auf die Strawischke für einen Eindruck machen mußte, schlug er sich mit der Hand vor die Stirn und dachte: „Was hast du alter Kerl nun wieder angerichtet!"

Nun galt es, den verfahrenen Karren wieder ins rechte Geleise zu bringen. „Na, erlauben Sie mal, verehrte Freundin, Sie haben doch sehr jung geheiratet . . . Warten Sie mal: Sie sind höchstens vierundvierzig."

„Stimmt auffallend, lieber Braczko," bestätigte Frau Strawischke, wobei sie wie ein junges Mädchen errötete . . .

„Donnerwetter", dachte Braczko, „wie komm ich bloß aus der Brodelei raus . . . Na Sie könnten doch auch schon längst zum zweitenmal geheiratet haben."

„Allerdings, lieber Braczko, ich will Ihnen das nicht verschweigen, daß ich noch vor nicht sehr langer Zeit einen ernst gemeinten Antrag gehabt habe."

„Weshalb haben Sie ihn denn nicht angenommen?"

„Ja, wissen Sie, lieber Freund, das ist doch immer ein schwerer Entschluß, wenn man erwachsene Kinder im Hause hat . . ."

Braczko holte tief Atem, ehe er antwortete. Das war der Rausreißer. „Ja, da haben Sie Recht, verehrte Freundin, wenn erst die älteren Mädchen aus dem Hause sind, dann könnten auch Sie noch mal daran denken."

Jetzt sah ihn Frau Strawischke ganz verblüfft an. „Ach Gott, lieber Braczko, das Bedenken hätte ich wohl schließlich überwunden, wenn mir die Person des Freiers gepaßt hätte . . ."

Aber jetzt ließ sich der Freier nicht mehr aufs Glatteis locken. Er stand auf und reckte sich empor . . . „Also kurz und rund heraus gesagt, ich stehe hier als Freier vor Ihnen . . . ich bin gekommen, um bei Ihnen um die Hand Ihrer Tochter Erdmute anzuhalten."

Auf dem Gesicht der Gutsfrau wechselte jäh die Farbe. Zuerst wurde sie kreidebleich, dann schoß ihr das Blut ins Gesicht . . . Dann lehnte sie sich zurück und lachte aus vollem Halse. Das war die Rache für die Enttäuschung, die sie eben erlitten hatte. Und sie traf . . .

Braczko trat einen Schritt zurück und runzelte die Stirn. „Was soll das heißen? Weshalb kommt Ihnen das lächerlich vor? Oder haben Sie sich verhört? Ich, Bernhard, Waldemar, Fürchtegott Braczko, Rittergutsbesitzer auf Keimkallen, halte um die Hand Ihrer ältesten Tochter Erdmute an . . ."

Jetzt hatte Frau Strawischke sich gefaßt. „Ach Gott Braczko, Sie sind immer ein Spaßvogel gewesen, aber damit treibt man doch nicht Scherz . . . Sie und meine Erdmute . . . Entschuldigen Sie, aber die Sache ist doch zu komisch . . ."

Digitized by Google

„Wenn Ihnen die Sache komisch vorkommt, dann will ich Sie weiter damit nicht behelligen. Erdmute ist zum Glück schon mündig und braucht sich nicht mehr daran zu kehren, ob ihrer Mutter die Sache komisch vorkommt oder nicht . . . Sie ist auch vernünftig genug, um nicht nach dem bißchen Plunder zu jammern, den Sie ihr im besten Fall mitgeben können. Wenn ich ein armes Mädchen heirate, dann kann ich ihr auch die Aussteuer kaufen."

Jetzt hatte Frau Strawischke auch das neue Rechenexempel im Kopf fertig. Sie stand auf und legte Braczko die Hand auf den Arm. „Herr Gott, Braczko, was sind Sie noch für ein Hitzkopf! Erst machen Sie Redensarten, daß ich, na sagen wir mal offen, schon einen freudigen Schreck kriege und denken muß, Sie wollen mir einen Antrag machen, und dann platzen Sie mit einemmal raus, Sie wollen die Erdmute heiraten . . . Weshalb sagen Sie denn nicht gleich, daß Sie mit der Erdmute einig sind?" . . .

„Wo kann ich denken" . . . beinahe hätte er „alte Schraube" gesagt . . . „daß Sie als Mutter von sechs erwachsenen Töchtern noch einen Heiratsantrag erwarten . . ."

„Na erlauben Sie mal, Braczko, ich bin mit Ihnen verglichen doch noch ein Keichel."

„Wollen wir uns nun Elogen sagen oder wollen wir vernünftig miteinander sprechen?" fragte der alte Herr brummig . . .

„Das liegt ja nur an Ihnen . . Na gut . . ich bin schon ganz still; aber nun sagen Sie mir mal, ist das wirklich wahr, hat die Erdmute Ihnen klipp und klar die Einwilligung gegeben, daß Sie bei mir um ihre Hand anhalten sollen . . . oder . . ."

„Was oder? . . ."

Doch Frau Strawischke ließ sich nicht unterbrechen . . . „oder soll ich . . ."

„Nichts sollen Sie, als ja und amen sagen," erwiderte Braczko äußerlich ruhig, aber in seiner Stimme grollte es . . .

„Sie haben es mir ja schon vorhin an den Kopf geworfen, daß Erdmute mündig ist."

Braczko hatte sich wieder gesetzt und die Hände gefaltet. Die Sache fängt gut an . . . so eine Schwiegermutter wie Sie, die hat mir auf meine alten Tage bloß noch gefehlt . . ."

„Wer 'ne junge Frau haben will, muß meistens auch eine Schwiegermutter mit in den Kauf nehmen."

„Daran hatte ich allerdings nicht gedacht", brummte Braczko. „Aber nun kann ich und will ich auch nicht zurück. Dazu habe ich Erdmute viel zu lieb. Und daß sie es nicht schlecht haben wird bei mir, darauf kann ich Ihnen mein Wort geben . . . Selbstverständlich stelle ich ihre Zukunft sicher. Keimkallen bekommt Paul. Das ist verbrieft und versiegelt und daran ist nicht zu rütteln."

„Daran denkt ja auch kein Mensch", lenkte Frau Strawischke mit sanftem Ton ein. „Ich werde aber noch vor der Hochzeit Erdmute notariell soviel verschreiben, daß sie nach meinem Tode sehr behaglich leben kann."

Frau Strawische schob sich mit ihrem Sessel näher zu ihm heran und legte ihm die Hand auf den Arm. „Na, Onkel Braczko, auf ein anständiges Nadelgeld wird es Ihnen doch auch nicht ankommen."

„Nadelgeld? Wozu Nadelgeld? Sie bekommt gleich vom ersten Tage an die Zinsen von dem, was ich ihr verschreibe. Das Kapital bleibt allerdings in meiner Verwaltung, das wird ihr erst bei meinem Tode ausgezahlt."

„Das ist hoch nobel von Ihnen, lieber Freund . . ."

„Haben Sie mich schon mal als Schubjack kennen gelernt? Ich wollte übrigens so wie so in diesen Tagen mal zu Ihnen herüberkommen. Sie werden jetzt wohl den Kopf voll Sorgen haben."

„Na, nicht zu knapp, lieber Freund . . . . Mich haben die Russen ratzekahl ausgeplündert. Die Bahnstation liegt so dicht am Gut, da hatten sie es furchtbar bequem, alles fortzuschaffen . . . Jetzt fehlt es an allen Ecken und Kanten . . . und bis wir vom Staat Entschädigung bekommen, kann man koppheister gegangen sein."

„Das habe ich mir schon gedacht . . . Reichtümer haben Sie nicht gesammelt . . . Nein, nein, Strawischken, das soll kein Vorwurf sein. Ich weiß, was Sie zu kratzen haben, um neben den Hypothekenzinsen einigermaßen anständig leben zu können. Das hat Ihr Seliger auf dem Gewissen mit dem verfluchten Spielen . . Wenn er Rotwein getrunken hätte, meinet-

Digitized by Google

wegen noch einmal so viel wie ich, dann wären Sie eine reiche Frau ... Na, Schwamm drüber ... Also wieviel brauchen Sie?"

„Ach Gott, Braczko, ich weiß im Augenblick nicht ... aber so um die Zehntausend rum wird's wohl sein, ich muß ..."

„Was Sie brauchen, weiß ich ganz genau. Also abgemacht, Sie geben mir einen Happen zu essen und dann fahren wir gleich nach der Stadt ... Ich habe dort so wie so zu tun ..."

„Ja, noch eins, lieber Braczko, wann soll denn die Hochzeit sein?"

„Keinen Tag später als wie es nötig ist. Ob meine Papiere in Ordnung sind, weiß ich nicht, aber das kommt ja jetzt im Krieg wohl nicht so genau darauf an ... Ich werde uns noch heute in den Kasten hängen. Bloß wer wird uns trauen?"

Er kratzte sich am Kopf. „Ich bin ja selbst stellvertretender Standesbeamter, weil der Grundmoser tot ist ... und unser Pastor ist auch weg ..."

„Na, da wird sich schon Rat finden. Das ist das allerwenigste. Aber Erdmute muß noch heute nach Hause ... Sie können dafür Olga mitnehmen ..."

Braczko lachte laut los. „Ach so, weil wir jetzt Brautleute sind ... Strawischken, nehmen Sie mir's nicht übel, das ist eine Hochschätzung meiner Person, die mir zwar sehr schmeichelhaft ist, aber ..."

„Hierbei gibts kein aber, lieber Freund", unterbrach ihn die Gutsherrin. „Das gehört sich mal so ... Die Braut gehört ins Elternhaus und nicht ins Haus des Bräutigams ... Olga kann gleich nach Mittag nach Keimkallen fahren und der Wagen bringt Erdmute zurück. Und nun muß ich Ihnen vor Freude einen Kuß geben, Sie alter, lieber Brumbär, Sie ..."

Der Augenblick für diese neugebackene verwandtschaftliche Zärtlichkeit war sehr schlecht gewählt, denn Lotte hatte es vor Neugier nicht mehr aushalten können. Sie war von Zimmer zu Zimmer geschlichen und stand nun vor Aufregung brennend und zitternd vor der Tür des Staatszimmers .. Da hörte sie das Mädchen aus der Küche kommen und zu Olga sagen: „Das Essen ist fertig" ...

Nun hatte sie den Vorwand, einzutreten. Mit einem heftigen Druck stieß sie die Tür auf ... und sah, wie ihre Mutter den Arm um Braczkos Schultern gelegt hatte und ihm einen herzhaften Kuß gab. Erst stieß sie einen Schrei aus, dann sprang sie auf ihre Mutter zu, warf sich an ihre Brust und schluchzte unter Tränen lachend: „Ich wünsche Euch viel viel Glück und Segen ..."

Frau Strawischke nahm den kleinen Wildfang in ihre Arme und strich ihr zärtlich über die blonden Locken ...

„Du würdest dich also freuen, wenn ich Onkel Braczko heiraten würde?"

„Ja, Muttchen, furchtbar ... wir alle freuen uns schon sehr ... Wir haben das gleich gewußt, was Onkel Braczko wollte ... und wie er so lange blieb, da wußten wir auch schon, daß du ihm keinen Korb gegeben hast."

Sie verstand es nicht und machte ein dummes Gesicht dazu, als ihre Mutter lachend zu Braczko sagte: „Ja, lieber Freund, da hätten Sie keine Schwiegermutter mehr gehabt. Aber nun geh und hol die Schwestern. Onkel Braczko hat sich mit Erdmute verlobt ... und ich habe mit Freuden meine Einwilligung gegeben ..."

Einen Augenblick stand Lotte wie zur Salzsäule erstarrt ... nur ihre Augen irrten ratlos von ihrer Mutter zu Onkel Braczko. Erst als dieser sie in die Backen kniff und lustig sagte: „Ja, Lotte, jetzt bist du meine Schwägerin", kam Leben und Bewegung in sie. Wie der Blitz war sie verschwunden. Wie der Blitz flog sie durch das zweite Zimmer. Man hörte sie noch rufen: „Kinder ... Olga, Trude, Liese ..." dann wurde eine Tür zugeschlagen.

Bei Tisch traten die Mädel ziemlich gefaßt dem neuen Schwager gegenüber. Aber als die Mutter das Glas erhob, um das Brautpaar leben zu lassen, da war es mit ihrer Fassung vorbei ... Olga lehnte sich schluchzend an die Brust ihrer Mutter ... Trude knutschte abgewendet ein Tränchen ab ... bloß Lotte stieß kräftig mit Onkel Braczko an und schüttelte ihm die Hand. „Du bist doch ein Heimtücker, Onkel ... entschuldige, Schwager wollte ich sagen. Lockst die Erdmute nach Keimkallen und verlobst dich heimlich mit ihr ..." Dann wandte sie sich zu den Schwestern: „Weshalb granst Ihr? Es geht doch nicht zum Begräbnis, sondern zur Hochzeit ... Die mußt du

Digitized by Google

aber fein ausrichten, Schwager . . . Wirst du auch für junge, hübsche Brautführer sorgen?"

„Ja, ja, alles, was du willst, du kleiner Kobold . . . Jede von Euch kriegt drei Brautführer zum Aussuchen . . . Ich werde gleich Paul schreiben, daß er ein Dutzend Jägeroffiziere mitbringt."

---

5. Kapitel.

Onkel Braczko war ein sehr aufmerksamer Bräutigam. Er überhäufte Erdmute mit Geschenken und fast täglich erschien er in Schorellen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, wobei er nie vergaß, einen Strauß mitzubringen. Auch die Spottsucht der jüngeren Geschwister hatte er durch seine Freigebigkeit überwunden. Sie schwärmten für den „Schwager" und beneideten ihre Schwester.

Und was das Wunderbarste war: die Schwiegermutter hatte vor ihm Respekt bekommen. Nicht nur deshalb, weil er ihr so bereitwillig half, sondern weil er sich eines Tages ihren Wirtschaftsbetrieb ansah und Frau Strawischke dabei furchtbar abkanzelte. „Weiberwirtschaft" war noch der gelindeste Ausdruck. Er war tatsächlich wieder jung geworden, nicht geistig und körperlich, sondern auch im Aussehen. Mit seinem langen eisgrauen Backenbart hatte er wie ein alter würdiger Herr ausgesehen. Jetzt hatte er bloß den Schnurrbart und den von wenigen grauen Fäden durchzogenen Knebelbart stehen lassen und sah wie ein wohl konservierter Vierziger aus . . .

Die kleinen Sticheleien, denen er anfangs ausgesetzt gewesen war, beachtete er nicht. Georginne und Malvine waren mit seiner Heirat einverstanden, und das genügte ihm. Als er abends nach der Rückkehr von der Brautwerbung bei Georginne eintrat, war ihm doch etwas bänglich zumute. Sie konnte fürchten, daß Paul und sie durch Braczkos Heirat benachteiligt würde . . . deshalb überraschte ihn die Freude, mit der sie ihn empfing, um so mehr.

Beide Hände streckte sie ihm entgegen. „Vater, das ist ein Geniestreich von dir! Und wie ich mich über Erdmute gefreut habe, daß die so verständig ist . . ."

„Wirklich, hast dich gefreut? Das ist mir eine große Erleichterung. Ein bißchen werdet Ihr beide, Paul und du, ja benachteiligt werden, aber bloß ein bißchen, denn Keimkallen bleibt dem Paul, und was ich brauche, um Erdmute sicher zu stellen, das wirtschafte ich noch raus . . ."

„Vater, daran habe ich nicht mit einem Gedanken gedacht . . . Im Gegenteil, ich habe es mir sofort gesagt, daß dein Testament jetzt hinfällig wird."

„Daran ist kein Gedanke."

Georginne drohte ihm schalkhaft mit dem Finger. „Na, und wenn Ihr einen Sohn bekommt . . ."

Jetzt machte Braczko erst ein verblüfftes Gesicht, und kratzte sich im Haar, dann lachte er laut auf. „Wir werden doch nicht? . . . . Kind, mal den Deuwel nicht an die Wand . ."

„Erdmute würde sehr glücklich darüber sein."

„Dann wird er Offizier", erklärte Braczko, „und wenn er durchaus Landwirt werden will, kann ihm Paul Jerkischken abtreten . . ." Wieder lachte er hell auf . . . „Nein, Georginne, das ist zu komisch, daß wir uns schon darüber Gedanken machen. Wollen mal erst abwarten . . ."

Am nächsten Vormittag war er nach Berschkallen geritten, um sich Malvine als Bräutigam vorzustellen und zu hören, was sie dazu sagen würde. Er trat vor sie hin, warf sich in die Brust und fragte: „Siehst du mir nichts an?"

„Ich weiß ja schon alles, Onkelchen . . . . Meine herzlichsten Glückwünsche zu deiner Verlobung . . ."

„Danke, danke sehr, aber nun sag' mir mal ganz offen, habt Ihr Euch nicht ein bißchen darüber gewundert, daß ich alter Esel noch mal aufs Glatteis gehen will? . ."

„Ich sehe weder Glatteis, noch einen alten Esel, sondern einen lieben guten Menschen, der Erdmute glücklich machen wird. Nimm es mir nicht übel, Onkel, alles, was dem alten Braczko", sie betonte „alten", „anhaftete, rührte nur davon her, daß du keine Frau hattest, die dich ein bißchen ans Bändel genommen hätte. Ich glaube, das wird Erdmute

Digitized by Google

sehr gut und sanft besorgen, ohne daß du was davon merkst . . ."

„Hoffentlich wird sie nicht viel Arbeit mit mir haben. Nun bringe mir mal erst den Jungen, und dann wollen wir in die Wirtschaft gehen. Sag mal, willst du bauen?"

„Ja, ich will das Inspektorhaus in Ordnung bringen und hineinziehen. Der Inspektor bekommt dann diese Wohnung."

„Das ist sehr vernünftig, Malvine . . . . Hast du Nachricht von Kurt?"

„Leider nein . . . Ich fürchte, daß ihm etwas zugestoßen ist. Ach, Onkel Braczko, mir ist manchmal so schwer zumute . . . wie ein Alp liegt es auf mir. Denk mal die Verantwortung, wenn Kurt fallen sollte und ich sollte allein den Jungen erziehen."

„Ach, Kind, man muß nicht gleich das Schlimmste annehmen. Unsere Truppen sind in rascher Vorwärtsbewegung . . . Er wird weder Zeit, noch Gelegenheit haben, dir regelmäßig Nachricht zu geben."

Auch in Schorellen lag ein Schatten auf dem Glück. Mutter Strawischke und die Schwestern sorgten sich um Lena. Sie war ohne Zweifel in russische Gefangenschaft geraten . . . Gleich zu Beginn des Krieges war sie nach Königsberg gefahren, um sich zur freiwilligen Krankenpflege, in der sie ausgebildet war, zu melden . . . Sie war sofort nach Insterburg geschickt worden, wo sich das erste Feldlazarett befand. Von dort hatte sie noch einmal geschrieben . . . Man hatte zwar noch nicht gehört, daß die Russen sich an einer Krankenschwester vergriffen hätten, aber das Herz der Mutter war doch voll Sorge, denn Lena war nicht nur die klügste, sondern auch die hübscheste ihrer Töchter . . .

Lotte hatte sich gleich eine ganz abenteuerliche Geschichte ausgedacht. Das hätte Lena mit Nikolai von Roth so besprochen. Sie sollte sich gefangennehmen lassen und dann würde er sich mit ihr kriegstrauen lassen . . . Und sie blieb steif und fest bei dieser Geschichte, die dadurch noch eine gewisse Wahrscheinlichkeit erhielt, als Mutter Strawischke vom Roten Kreuz die Nachricht erhielt, daß sich die anderen Schwestern und Pflegerinnen alle vor den Russen gerettet hätten und nur Lena anscheinend freiwillig zurückgeblieben wäre . . .

Etwas Wahres war allerdings dabei. Als nach der siegreichen Schlacht bei Gumbinnen am 20. August plötzlich der allgemeine Rückzug unserer Truppen befohlen wurde, war auch Insterburg geräumt worden. Die Bergungszüge waren im Nu überfüllt . . . Die Meisten zogen zu Wagen oder zu Fuß fort. Aber mindestens ein Drittel der Einwohner blieb. . .

Lena war nach anstrengendem Nachtdienst in ihre Wohnung gegangen und hatte sich schlafen gelegt. Ihr Stübchen lag im Hinterhaus nach einem großen Garten raus . . . Da hörte sie nichts von dem Trubel, der die Straße anfüllte, von dem Rattern der Wagen, dem Schreien und Drängen der Menge. Als sie bald nach Mittag zum Lazarett ging, wunderte sie sich über die Stille und die Menschenleere in den Straßen . . . Vor dem Tor des Lazaretts stand kein Posten mehr. Sie trat in das große Haus; alle Türen offen, alle Zimmer leer . . . Die Verwundeten mußten fortgeschafft sein . . .

Es war ihr doch recht beklommen zumute, als sie durch die leeren Korridore, in denen ihr eiliger Schritt lauten Wiederhall hervorrief, ging. Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, umzukehren und zu fliehen. Wenn sie an der Bahn entlang ging, konnte sie vielleicht noch den Russen entkommen . . . Aber erst wollte sie noch nachsehen, ob auch die Schwerverwundeten fortgeschafft wären. Immer schneller lief sie . . . Jetzt riß sie die Tür des Saales auf . . . Da lagen noch acht Schwerverwundete . . .

Jetzt war kein Gedanke mehr an Flucht in ihr. Sie gab den Kranken zu trinken, sie gab ihnen Medizin ein und sah die Verbände nach . . . Die armen deutschen Brüder, die für ihr Vaterland geblutet hatten, sollte sie ohne Pflege lassen, der Willkür der Russen preisgegeben? . . . Nein . . .

Bei der Arbeit verging ihr die Zeit . . . Sie erschrak, als ein fester Schritt den Korridor entlang kam. Doch als die Tür geöffnet wurde, atmete sie auf. Sie war nicht mehr allein. Eine ältere Frau, eine Witwe, die in Insterburg wohnte und freiwillig geholfen hatte, war auch zurückgeblieben und kam, um nachzusehen, ob die Schwerverwundeten zurückgeblieben wären. . . .

Digitized by Google

Nun fühlte sich Lena geborgen. Das war eine energische Frau, die sich nicht vor dem Deuwel, geschweige denn vor einem Russen fürchtete. Und was noch mehr wert war, sie sprach fertig russisch . . .

Gemeinsam machten sie sich daran, nach Vorräten zu suchen und fanden auch eine reichliche Menge. Die ganze Apotheke des Lazaretts war geblieben und auch reichliche Lebensmittel, so daß sie die Verwundeten und sich selbst versorgen konnten . . . Gegen Abend hörten sie die Russen einmarschieren. Das waren die Vortruppen, die schnell die ganze Stadt absuchten und dann am Bahndamm nach Westen weiterzogen, bis die gesprengte Eisenbahnbrücke ihnen Halt gebot . . . Bald darauf kam die Hauptmacht . . . Man hörte taktmäßigen Marsch auf den Straßen, man hörte Wagen und Geschütze rasseln . . . Mit einemmal war die Stadt wieder voll Lärm.

Dann hastige Schritte und lautes Sprechen und Rufen im Lazarett selbst . .

Still saßen die beiden Frauen im dämmernden Abend bei ihren Kranken. Dann wurde die Tür aufgerissen, ein Russe sah hinein, konnte aber wohl nichts erkennen, denn er zog den Kopf zurück und schmetterte die Tür zu, daß die Fenster klirrten. . . .

Eine Stunde später merkten die beiden Frauen, daß Verwundete hereingeschafft wurden. Schließlich wurde auch die Tür ihres Saales geöffnet und Verwundete hereingetragen. . . . Bald darauf kam ein russischer Stabsarzt herein, der den verwundeten Deutschen die Deckbetten abriß und sie in der rohesten Weise zu untersuchen begann. Vor Aufregung und Zorn bebend, bat ihn Frau Kowalla, doch etwas schonender mit den Kranken umzugehen, sie wären schwerverwundet und krank. . . .

„Halt das Maul", der russische Ausdruck war noch viel gröber, brüllte der Arzt sie an und fuhr in seiner Beschäftigung fort. Da stellte sich die Frau vor das nächste Bett und als er herantrat, stieß sie ihn zurück, und dann legte sie auf russisch los: „Du Sohn einer Hündin, du Schinder, du Mörder . . . nicht einmal ein Stück Vieh darf man so behandeln . . ."

Die Energie der Frau schien ihm zu imponieren, denn er lachte laut auf und ging zum nächsten Bett, in dem ein Russe lag. Lena nahm Verbandzeug und trat neben ihn. Unter seiner Aufsicht wusch und verband sie die Wunde, einen ziemlich ungefährlichen Schuß durch die Wade . . . „Serr gut, serr gut . . .", sagte er dabei. „Schönes Mädchen, sehr schön . . . Wirst du heute zu mir kommen!"

„Lena," rief Frau Kowalla, „lassen Sie die Hände davon und kommen Sie mit mir. Wir müssen erst sehen, ob wir nicht Schutz vor diesem Ekel finden . . ."

„Nein, bleiben, hier bleiben", rief der Arzt, aber die beiden Schwestern kehrten sich nicht daran, sondern gingen hinaus . . . Die Soldaten, die ihnen begegneten, traten ehrfurchtsvoll zur Seite und grüßten . . . Frau Kowalla fragte einen Unteroffizier, wo der Chefarzt zu finden wäre. Er führte sie bereitwillig . . . Ein brummiger, alter Herr empfing sie mit einem gebrüllten „Pascholl . . raus . ."

Unerschrocken erwiderte Frau Kowalla: „Wir sind keine Russen, wir sind Deutsche, wir sind als Krankenschwestern nicht gewöhnt, so angebrüllt zu werden."

Der alte Herr stand auf. „Ah, Sie sind Deutsche? Sie sind hier geblieben? Weshalb sind Sie nicht geflohen?"

„Wir haben hier im Lazarett acht Schwerverwundete, die nicht fortgeschafft werden konnten. Wir sind hiergeblieben, weil wir befürchteten, daß sie von den Russen schlecht behandelt werden könnten . . ."

„Oh, oh", erwiderte der Arzt und schüttelte mißbilligend seinen Kopf. „Wir sind doch keine Barbaren."

„Das freut uns, Herr Oberstabsarzt . . ., denn ich bin gekommen, mich über einen Arzt zu beschweren, der unseren Verwundeten in der rohesten Weise die Verbände abreißt und gegen Schwester Lena ungezogen geworden ist."

„Das werde ich gleich untersuchen." Er rief einen Soldaten herein und schickte ihn, den Arzt zu holen . . . Währenddessen sagte Frau Kowalla ihm: „Wir sind bereit, auch Ihre Verwundeten zu pflegen, aber nur, wenn wir angemessen, das heißt, achtungsvoll behandelt werden."

„Dafür stehe ich Ihnen ein. Ich weiß Ihre Dienste zu schätzen, um so mehr, als wir keine Pflegeschwestern haben . . . Es werden hoffentlich bald welche nachkommen, aber jetzt bitte

Digitized by Google

ich Sie um Ihre Hilfe." Als der Soldat mit dem von ihm geholten Arzt eintrat, fuhr der alte Herr auf ihn los und überschüttete ihn mit einer Flut der allergröbsten Schimpfworte, wie sie nur die russische Sprache kennt.

Lachend trat Frau Kowalla dazwischen. „Herr Oberstabsarzt, das ist nicht der richtige."

Aber der alte Herr ließ sich nicht stören. „Ach, das schadet nichts, der kann es sich auch gleich merken, daß diese Damen hier, diese deutschen Schwestern, unter meinem Schutz stehen. Ich laß euch sofort ablösen und in die Front stecken, wenn einer von euch sich das Geringste zu schulden kommen läßt, und nun geh und sag' dem Iwan Georgewitsch, was ich dir gesagt habe." Mit einer feinen Handbewegung zu den beiden Frauen fuhr er im höflichsten Ton fort: „Bitte, meine Damen, ich schicke Ihnen noch heute ein Schreiben, das Sie haben müssen, wenn Sie aus dem Lazarett rausgehen wollen . . ."

Der sehr heftig angeschnauzte Arzt entledigte seines Auftrags an den Kollegen durchaus wahrheitsgetreu. Die Botschaft schien aber wenig gefruchtet zu haben, denn er forderte die beiden Frauen in sehr wenig höflichem Tone auf, Hand anzulegen. Doch Frau Kowalla ließ nicht locker. „Erst werden wir unsere Deutschen verbinden und dann Ihnen helfen, aber nur, wenn Sie uns höflich darum bitten . . ."

Es waren ein paar sehr ungemütliche Stunden, die sie in dem Saal verlebten. Der russische Arzt behandelte auch seine Landsleute so roh, daß sie stöhnten und fluchten, ja einer versetzte ihm einen Faustschlag ins Gesicht, daß ihm das Auge anschwoll . . . Vom anderen Bett rief ein verwundeter Unteroffizier: „Das ist ja kein Arzt, das ist ein Fleischer . . . Man sollte ihn bei der Bagage beschäftigen, aber nicht als Arzt . . ."

Gegen Mitternacht kam ein Soldat, der die beiden Schwestern zum Oberstabsarzt holte. Sie sollten ihm bei einer schweren Operation Handreichungen tun . . . Es wurden aber nicht eine, sondern vier große Operationen . . . Erst gegen Morgen, als schon der Tag graute, waren sie damit fertig . . .

Frau Kowalla hatte nicht unterlassen, in einer Pause dem alten Herrn das Benehmen des jungen Arztes noch einmal zu schildern. Er versprach, ihn rauszuwerfen und ging selbst mit ihnen, um die deutschen Verwundeten zu untersuchen . . . Dann ging Lena nach Hause, um ein paar Stunden Schlaf zu suchen . . . Frau Kowalla schien eine eiserne Natur zu besitzen. Ihr genügte es, sich auf ein Stühlchen zu setzen und ihren Kopf auf ein Bett zu legen, um zu schlafen . . .

Als Lena vor ihr Haus kam, fand sie ein altes Ehepaar zitternd vor der Tür stehen. „Was ist los?" fragte sie den alten Tischlermeister . . .

„Ein russischer Offizier mit zehn Soldaten hält Haussuchung bei uns ab. Ich glaube, man hat es auf Sie abgesehen . . . Wir haben angeben müssen, wo Sie wohnen."

Ohne Zögern ging Lena über den Hof und stieg zu ihrer Wohnung hinauf . . . Die Tür stand weit offen. In ihrem Stübchen sah es wüst aus. Die russischen Soldaten hatten alle Schubladen, alle Schränke ausgeleert und Kleider, Betten, Papiere, Wäsche auf den Fußboden geworfen. Der Offizier stand an der Tür. Lena klopfte das Herz bis zum Zerspringen, aber sie trat auf den Offizier zu, der mitten in der Stube stand und herrschte ihn an: „Was wollen Sie hier? Was haben Sie in meiner Wohnung zu suchen?"

„Ah, Sie sind das Fräulein Strawischke", antwortete er deutsch. „Wir suchen nicht mehr, wir haben schon gefunden. Sie kommen mit uns zum Verhör . . ."

Einer der Soldaten faßte sie am Arm. „Sie werden doch gegen eine Dame nicht Gewalt anwenden, Herr Leutnant", rief Lena energisch und schüttelte die Hand des Soldaten ab . . .

Von zwei Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr eskortiert, schritt Lena im Morgengrauen durch die stillen Straßen der Stadt . .

Sie wußte nicht, weswegen sie verhaftet wurde . . . Sie war sich keiner Schuld bewußt . . . Aber das war ein schlechter Trost . . .

---

6. Kapitel.

Nach einer Weile fiel ihr ein, den Offizier zu bitten, sie nach dem Lazarett zu führen. Der alte Oberstabsarzt würde ihr vielleicht helfen . .

Digitized by Google

Der Offizier erwiderte ihr rauh: „Dazu habe ich keinen Befehl. Sie sind der Spionage verdächtig und ich habe die Schuldbeweise gefunden."

„Das ist aber ganz unmöglich . . . Ich bin Krankenschwester und habe mich um nichts anderes gekümmert."

Der Leutnant zuckte die Achseln. „Das wird sich finden. Jetzt haben Sie den Mund zu halten."

Immer weiter ging der Marsch bis zur Kaserne. Dort wurde sie in das vergitterte Arrestlokal gesperrt, in dem sich schon zwei russische Soldaten befanden. Der eine, sinnlos betrunken, wälzte sich auf dem Boden, der andere lag auf der Pritsche und schnarchte. Sie lehnte sich an den Türpfosten, die Sinne drohten ihr zu schwinden. Die Luft war wohl schon an und für sich schlecht gewesen, jetzt kam noch der widerliche Gestank hinzu, den der Betrunkene verbreitete . . . Sie krampfte die Hände ein und biß sich auf die Zunge, um sich durch den Schmerz aufrecht zu erhalten. Die Gedanken gingen ihr aus, sie fühlte nur einen dumpfen Schmerz im Kopf. Dazu die bleierne Müdigkeit, die sie umzuwerfen drohte . . .

Im letzten Augenblick erinnerte sie sich daran, daß sie ein Fläschchen mit Salmiakgeist in ihrer Handtasche hatte. Sie entkorkte es und roch daran . . ., das erfrischte sie für ein paar Minuten . . . und dann fing sie an zu grübeln . . . Bei jedem Geräusch fuhr sie zusammen und doch wünschte sie, daß man sie holen kam, um endlich aus dieser körperlichen und seelischen Pein erlöst zu werden. Aber Stunde um Stunde verran . . .

Frau Kowalla hatte den ganzen Vormittag schwer gearbeitet. Nun war es schon elf und Lena hatte versprochen, um zehn zurück zu sein. Ob ihr was zugestoßen war? oder schlief sie nach den Anstrengungen der letzten Nacht so fest? . . .

Nach einer Viertelstunde machte Frau Kowalla sich auf den Weg, um Lena aufzusuchen. Sie fand die Stube noch in der greulichen Unordnung, in die sie die russischen Soldaten versetzt hatten, und erfuhr von dem alten Tischlermeister, daß Lena verhaftet worden sei. Sofort eilte sie nach dem Lazarett zurück und suchte den alten Oberstabsarzt auf. Ohne Umschweife sagte sie ihm, daß es nur ein Racheakt von dem jungen Arzt sein könnte . . .

Der alte Herr fluchte erst greulich, dann gab er ihr ein Schreiben an den Platzkommandanten mit. Aber welcher Energie bedurfte es noch, bis Lena in dem Arrestlokal ausfindig gemacht und zum Verhör vorgeführt wurde. Ohne um Erlaubnis zu fragen, drängte sich die mutige Frau mit den Soldaten ins Zimmer. Lena sah erbarmungswürdig aus. Sie sank auf einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht.

„Was haben Sie hier zu suchen, scheren Sie sich raus", schnauzte der Auditeur Frau Kowalla mit gutem Deutsch an. Wieder wies sie das Schreiben des Oberstabsarztes vor und dann sagte sie russisch: „Die Schwester hier ist eine Dame aus bester Familie und die Verlobte eines russischen Offiziers, des Hauptmanns Nikolai von Roth. Sie werden gut tun, sie etwas höflich zu behandeln und als Kavalier etwas Rücksicht auf ihren Zustand zu nehmen. Wir haben die ganze Nacht russische Verwundete verbunden und bei vier schweren Operationen dem Oberstabsarzt Hilfe geleistet . ."

Der Auditeur zuckte die Achseln, aber sein Ton war höflich, als er jetzt sagte: „Fräulein Lena Strawischke . . . Sie sind der Spionage verdächtig. Und bei der Haussuchung hat man diesen Brief bei Ihnen gefunden. Haben Sie diesen Brief geschrieben?"

Lena erhob sich und trat zum Tisch. Nach einem Blick auf den Brief erklärte sie ruhig: „Jawohl, den Brief habe ich kürzlich, bevor Ihre Truppen einrückten, an meine Mutter geschrieben, konnte ihn aber nicht mehr absenden . . ."

„Sie haben darin Mitteilungen über die Bewegungen unserer Truppen gemacht . . . Woher haben Sie diese Kenntnisse?"

„Von unseren Verwundeten, die mit Ihren Truppen im Gefecht waren."

„Sie sind mit einem russischen Offizier verlobt?"

Lena errötete und machte ein erstauntes Gesicht. „Ja, mit Nikolai von Roth."

Digitized by Google

„Wo haben Sie den Herrn von Roth kennen gelernt?"

„Auf einem Gut hier in Ostpreußen."

„Die Herren von Roth hatten doch einen Sekretär, einen Herrn von Iwolski . . ."

Lena nickte.

„Wissen Sie, wie dieser Herr von Iwolski ums Leben gekommen ist?"

Lena sah den Russen fest an und erwiderte ruhig: „Er hat sich erschossen."

Der Auditeur nickte. „So! Wissen Sie auch, weshalb er sich erschossen hat?"

Ohne Zögern erwiderte Lena: „Er hatte sich bei einer jungen Dame, die er liebte, einen Korb . . ., eine scharfe Abweisung geholt. Da ging er auf sein Zimmer, kam nicht mehr zum Abendessen herunter und gegen 10 Uhr abends erschoß er sich in seinem Zimmer."

„Hm . . . Waren Sie vielleicht die junge Dame, die Herrn von Iwolski abwies?" . . .

„Nein, ein Fräulein Merkinat, die jüngste Schwägerin des Gutsherrn von Berschkallen."

„Glauben Sie, daß die Abweisung wirklich Herrn von Iwolski dazu gebracht hat, sich zu erschießen?"

„Jawohl, ein anderer Grund lag ja nicht vor. Das Fräulein Merkinat war mit einem Deutschen verlobt, der den Herrn von Iwolski gefordert hätte, wenn er nicht vorgezogen hätte, freiwillig aus dem Leben zu scheiden."

„Das ist mir auch noch keine genügende Erklärung . . . Wissen Sie nichts weiter?" . .

Lena sah ihn fest an. „Ich habe Ihnen offen alles gesagt, was ich wußte . . . und das wußte ich nur, weil ich mit Nikolai von Roth verlobt bin . . ."

Sie mußte sich mit Gewalt beherrschen, denn sie hatte bereits gemerkt, daß von ihrer Aussage wahrscheinlich das Schicksal ihres Verlobten abhing. Aber der Gedanke rüttelte sie auf und gab ihr Kraft . . . Jetzt mischte sich auch Frau Kowalla ein. „Ist das Verhör nun erledigt? Sie sehen doch, die junge Dame ist dicht vor dem Umsinken. Das soll wohl der Dank sein für unsere Tätigkeit?" . . .

„Sie können gehen alle beide . . .", erwiderte der Auditeur mit aller Seelenruhe. „Danken Sie Gott, daß die Sache noch so gut für das Fräulein abgelaufen ist . . ."

„O, nein, so lassen wir uns nicht behandeln. Wir werden uns beschweren", erwiderte Frau Kowalla auf russisch und zog Lena mit sich fort.

Ganz oberflächlich hatte Lena in ihrem Stübchen etwas Ordnung gemacht, dann brach sie zusammen. Nur Ruhe . . ., schlafen . . ., sie sperrte die Tür ab und warf sich in Kleidern aufs Bett . . . Es war schon finster, als sie erwachte. Sie machte Licht und sah nach der Uhr. Es war bereits zehn Uhr . . . Hastig aß sie ein paar Happen und ging hinaus durch die finstere Nacht zum Lazarett . . .

Die nächsten Tage vergingen ruhig. Eines Morgens fehlte der alte Oberstabsarzt. Frau Kowalla erfuhr bald, daß er nach Tilsit versetzt worden war. Er hatte aber noch etwas Gutes getan, er hatte den jungen Arzt mit sich genommen. Aber nun wurde es anders im Lazarett. Schon am Nachmittag kam ein ganzer Wagen voll russischer „Krankenschwestern". Aber sie trugen nur die Tracht. In Wirklichkeit waren sie ganz etwas anderes . . . Sie spazierten lachend und singend und Zigaretten rauchend durch die Zimmer und schäkerten mit den Leichtverwundeten. Abends fanden sich junge Offiziere zum Besuch ein und es begann ein wüstes Gelage mit den „Schwestern".

Frau Kowalla ging sofort am nächsten Tage zu dem neuen Oberstabsarzt, einem Stockrussen, um sich zu beschweren und Abhilfe zu verlangen. Er schnauzte sie heftig an, sie habe sich nicht darum zu kümmern . . . Wenn sie ihn noch einmal behellige, werde er sie einsperren lassen.

Nun berieten die beiden Frauen, ob sie unter solchen Umständen noch länger im Lazarett bleiben konnten . . . Aber die Sorge um die deutschen Verwundeten entschied. Sie waren dem sicheren Tod geweiht, wenn die beiden Schwestern weggingen. Aber nun mußte Frau Kowalla mit dem russischen Oberstabsarzt jeden Tag einen Strauß bestehen, um nur das nötige Verbandszeug für ihre Verwundeten zu erhalten. Die jungen Frauenzimmer trieben sich nach wie vor im Lazarett herum, aber den beiden deutschen Schwestern gingen sie scheu aus dem Wege.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Walzerkönig / Roman von Freiherr von Schlicht

9. Fortsetzung.

Wieder war Thekla in Versuchung, hell aufzulachen, aber auch dieses Mal beherrschte sie sich. Ja noch mehr, sie stellte sich, als dürfe sie den Vorwurf, den er ihr eben machte, nicht auf sich sitzen lassen. Vor allen Dingen wollte sie ihn nicht betrüben, nicht wirklich eine Enttäuschung in ihm wach rufen, so sagte sie denn anscheinend etwas beleidigt: „Sie haben gar kein Recht mich zu schelten, Herr Leutnant. Genau wissen kann ich es natürlich nicht, was Sie derartig erfreut hat, aber ich kann es mir ungefähr denken. Von Ihren kranken Leuten ist der, an dessen baldige Heilung Sie am wenigsten glaubten, heute morgen wieder frisch und gesund zum Dienst gekommen?"

Diese Vermutung aufzustellen, war für Thekla nicht schwer, die lag sogar sehr nahe und sie hatte damit das Richtige getroffen. Sie sah es an dem glücklichen Ausdruck, den seine Züge plötzlich annahmen. Aber wenn Thekla dachte, nun wird er dich in Ruhe lassen, weiter wird er nichts von dir wissen wollen, dann irrte sie sich sehr, denn unvermittelt fragte er sie mit einer Stimme, aus der Furcht und Hoffnung zugleich klangen: „Wissen Sie aber auch noch gnädiges Fräulein, wie der Mann hieß und was ihm fehlte?"

„Das können Sie wirklich nicht von mir verlangen", wollte sie ihm zurufen, da sah sie in seine Augen, die mit ängstlicher Spannung auf ihr ruhten, als ob von ihrer Antwort sein Leben abhinge. „Selbst wenn ich es wüßte," dachte sie nun im stillen, „würde ich es nicht sagen, damit du daraus nicht etwa falsche Schlüsse ziehst." Aber sie gestand sich gleich darauf ein, daß sie dann nicht so grausam sein würde, ihm die Antwort zu verweigern. Und mit einemmal wußte sie die, der Himmel erleuchtete sie. Ganz plötzlich fiel ihr wieder ein, was er ihr damals erzählte. Es war lediglich ein Zufall, daß sie sich dessen noch erinnerte, aber trotzdem sagte sie jetzt stolz und triumphierend, wie ein Schüler, der eine Frage beantwortet, mit der der Lehrer ihn hatte hineinlegen wollen: „Natürlich weiß ich, wie der Mann heißt und was ihm fehlte. Es handelt sich um den Rekruten Meier fünf, der im rechten Knie eine Sehnenanschwellung hatte. Er sollte operiert werden, nun ist das geschehen und der Mann kann wieder bei dem Parademarsch das Knie durchdrücken."

Wäre Thekla ihm um den Hals gefallen und hätte ihn auf den Mund geküßt, der brave Kammler hätte unmöglich ein glückstrahlenderes Gesicht machen können, wie er es in diesem Augenblick tat, als sie ihm nun die richtige Antwort gab. Er strahlte, wie er noch nie zuvor gestrahlt hatte. Er war vor Freude derartig erregt, daß er im ersten Augenblick gar nicht sprechen konnte, bis er endlich stotterte: „Also doch, gnädiges Fräulein! Können Sie mir verzeihen, daß ich eine kurze Minute an Ihnen zweifelte? Ich verstehe mich da selbst nicht mehr. Ich muß mich vor Ihnen schämen, um so mehr, als ich noch vor wenigen Minuten äußerte, Sie wären die einzige junge Dame, die mich wirklich verstände. Nun haben Sie mir das aufs neue bewiesen, Sie glauben gar nicht, wie glücklich ich bin."

Das glaubte sie ihm ohne weiteres, das sah und merkte sie ihm deutlich an, aber sie durfte auch jetzt die Vermutung nicht aufkommen lassen, als bezögen sich seine letzten Worte auf sie und so meinte sie nun: „Das fühle ich Ihnen vollständig nach. Auch ich wäre an Ihrer Stelle überglücklich, daß der Meier fünf wieder ganz gesund ist, und um das Gespräch von ihrer Person abzulenken, bat sie: „Wenn Sie etwas darüber wissen, müssen Sie mir das Nähere von dieser Operation erzählen und auch über den Meier fünf. Kann der schon wieder den ganzen Dienst tun, oder muß er vorläufig noch geschont werden?"

Zuerst war Kammler bei ihren Worten etwas enttäuscht zusammengeknickt. Verstand sie ihn wirklich nicht, oder wollte sie nicht verstehen, daß er hauptsächlich ihretwegen so glücklich war? Aber dann faßte er sich schnell wieder, ja noch mehr, nun wurde er erst recht glücklich, denn er verstand Thekla. Natürlich konnte sie ihm hier vor allen Leuten nicht zu verstehen geben, daß auch sie froh war, weil sie die Ursache seines Glückes und seine Liebe zu ihr kannte und weil sie die erwiderte. Unmöglich durfte sie ihm in klaren Worten sagen:

Digitized by Google

„Ich liebe auch dich." Aber sie wollte ihm das dadurch beweisen, daß sie ihm aufs neue ihr Interesse für das zeigte, was ihm nächst ihr am Herzen lag, seine Rekruten.

So erzählte er zuerst von Meier fünf und dann von den anderen. Er fand damit kein Ende und hätte wohl bis zum Beginn des Tanzens auch keins gefunden, wenn nicht plötzlich Horst von Iring vor ihnen aufgetaucht wäre. Der hatte Glück gehabt. Als er auf die Straße trat, um angeblich etwas frische Luft zu schöpfen, fuhr gerade ein leeres Auto vorüber. Er rief es an, fuhr schnell in seine Wohnung, vertauschte mit Hilfe seines Burschen die neuen Lackstiefel mit den alten und fuhr mit dem Auto schnell wieder zurück. Seine Befürchtung, er könne trotzdem für den Tischwalzer zu spät kommen, erwies sich als unbegründet. Das stimmte ihn froh und heiter, aber er bekam einen mordsmäßigen Schrecken, als er Kammler im Gespräch mit Thekla sah. „Das arme Mädel," dachte er, „wenn Kammler die erwischte, als du fortgingst und wenn er die nun noch immer festhält, dann mag die sich schön bei seinen Rekrutengeschichten gelangweilt haben. Der mußt du unbedingt zu Hilfe kommen."

Das tat er denn auch und in übermütigster Stimmung trat er auf die beiden zu. Er fühlte sich mit den alten Lackstiefeln an den Füßen wie neugeboren, so wohl und so leicht, als sei eine Zentnerlast von ihm gewichen und er meinte jetzt lustig: „Na, gnädiges Fräulein, nun finde ich Sie heute abend ja doch noch. Es war mir bisher bei dem besten Willen nicht möglich, mich früher nach Ihrem Wohlergehen zu erkundigen. Hoffentlich haben Sie sich bei dem langen Diner nicht gelangweilt und hoffentlich hat auch Kammler Sie jetzt gut unterhalten."

Mit einem freudigen Augenaufschlag hatte Thekla ihn begrüßt, als er auf sie zutrat. Um so weniger war Kammler von seinem Dazwischentreten erbaut und gab ihm nun fortwährend durch ein leises Winken mit dem Kopf das Zeichen, er möge sich gefälligst wieder zum Teufel scheren. Dessen Frage aber, ob er Fräulein Thekla gut unterhalten habe, empfand er als eine direkte Beleidigung und antwortete nun, noch bevor Thekla selbst etwas hätte erwidern können: „Ich habe das gnädige Fräulein wie immer sehr gut unterhalten. Aber das nicht allein, gerade als du kamst, befanden wir uns in der besten, ja in der allerbesten Unterhaltung, jawohl, in der allerbesten", wiederholte er nochmals, damit es Horst endlich verstände, daß er hier mehr als überflüssig sei. Und endlich verstand der das auch, aber anstatt sich nun unter irgendeinem Vorwand seitwärts in die Büsche zu schlagen, meinte er: „Ach so, Kammler, du willst mich wohl gern los sein? Aber den Gefallen tu ich dir nicht. Hast du solange die Gesellschaft des gnädigen Fräuleins genießen dürfen, wirst du mir nachfühlen, daß auch ich das Vergnügen jetzt einmal haben möchte" und ohne sich weiter um Kammler zu kümmern, fing er an, mit Thekla zu plaudern.

Das aber war nach Kammlers gewissenhafter Überzeugung einfach gemein. Eine solche Rücksichtslosigkeit war denn doch noch nie dagewesen. Denn nicht allein, daß Horst sich mit Thekla unterhielt, der gab ihm nun seinerseits durch ein Winken mit dem Kopf fortwährend ein Zeichen nach dem anderen, er möge sich zum Teufel scheren und ihn mit Thekla allein lassen.

Da kannst du lange winken, gelobte Kammler sich, bis er plötzlich den Kameraden zu verstehen glaubte. Er hatte den ja selbst gebeten, für ihn bei Kasimir, oder noch lieber bei Fräulein Thekla ein gutes Wort einzulegen. Jetzt wollte der das sicher tun und er wollte ihn nur los sein, um desto ungestörter über ihn mit Thekla sprechen zu können. So schlug nun er sich plötzlich seitwärts in die Büsche, er verschwand sang- und klanglos von der Erdoberfläche und ganz verdutzt sah Horst ihm nach. Der hatte sich bei der Kopfwinkerei absolut nichts gedacht, er winkte, weil Kammler auch winkte, eigentlich nur, um ihn damit etwas zu necken und um ihm gleichsam zu verstehen zu geben: „Wenn du mit deinem Kopf kein größeres Kunststück fertig bringst, darfst du dir darauf nicht allzuviel einbilden, das kann ich auch." Und nun hatte er es sogar besser gekonnt, er hatte Kammler fortgewinkt und stand mit Thekla allein. Das hatte er nicht gewollt! Na, hoffentlich hatte Thekla nichts von dieser Kopfwinkerei bemerkt, sonst könnte die auf den Schluß kommen, er habe

Digitized by Google

aus irgend welchen Gründen eine Plauderviertelstunde mit ihr unter vier Augen gewünscht. Das durfte nicht sein und schon deshalb begann er, ihr sofort von Kammler zu sprechen, einmal, um überhaupt sofort ein Gesprächsthema zu haben, dann aber auch, weil es ihm wieder einfiel, daß Kammler bei Fräulein Thekla auf seine Hilfe rechne. So wurde sein Ton denn immer wärmer und wärmer. Natürlich sprach er über den Kameraden in einer Art und Weise, die seine Absicht, den zu loben, nicht allzu klar hervortreten ließ. Er erwähnte auch nicht nur dessen viele guten Seiten, sondern machte sich über dessen Rekrutenvogel und über dessen Art, die jungen Damen zu unterhalten, sogar mehr lustig, als unbedingt nötig war, das schon deshalb, um dadurch Thekla vielleicht zu veranlassen, Kammlers Partei zu ergreifen.

Aber nichts derartiges geschah. Thekla hatte die Kopfwinkerei zwischen Kammler und Horst sehr wohl bemerkt und voller Spannung darauf gewartet, wer von den beiden Sieger bleiben würde. Und als Kammler verschwand, hatte sie sich herzlichst darüber gefreut, nun endlich einmal wieder mit Horst allein zu sein. Seitdem er sich für dieses dumme Examen vorbereitete und nicht mehr, wie am Anfang, fast täglich mit ihrem Bruder in das Hotel kam, fehlte ihm das Zusammensein mit ihm häufig sehr. Denn wenn sie sich auch des abends auf den Gesellschaften trafen, so war das anders als sonst. Nun hoffte sie, er würde ihr sagen, wie auch er sich über dieses, wenn voraussichtlich auch nur kurzen Alleinseins mit ihr freue und stattdessen sprach er ihr nur von Kammler. Tat er das, weil ihm im Augenblick sonst nichts einfiel, worüber er sich mit ihr unterhalten könne, oder bezweckte er damit etwas anderes? Wollte er ihr zureden, sich in seinen Kameraden zu verlieben und kam er gar nicht auf den Gedanken, daß sie sich schon lange für ihn interessieren könne? Vielleicht würde die Hoffnung, sie möge auch ihm gefallen, sich nie erfüllen, denn sie bemerkte es auf den Gesellschaften immer aufs neue, wie er sich um Orlas Gunst bewarb. Aber trotzdem hatte er es nach ihrer Ansicht nicht nötig, ihr seinen Kameraden Kammler derartig in den schönsten Farben zu schildern und ihr dadurch zu zeigen, daß er sich selbst gar nichts aus ihr mache.

Sie hörte seinen Worten mit sehr gemischten Gefühlen zu und was sie dabei empfand prägte sich schließlich so deutlich in ihren Mienen aus, daß Horst unwillkürlich einen mordsmäßigen Schrecken bekam und daß er im stillen dachte: Allmächtiger, sie wird sich doch nicht etwa in dich verliebt haben, wie das bisher fast alle jungen Mädchen taten? Und wenn auch Thekla es tat, wie kommt die dazu? Du hast sie niemals besonders ausgezeichnet, du hast dich nie um sie beworben, du hast nichts getan, um dieses Unglück herauf zu beschwören und nun ist es allem Anschein nach trotzdem da.

Mitten in seiner Lobrede auf Kammler hielt er inne und sah sie ganz groß und erstaunt an. Und wenn Thekla sich auch alle Mühe gab, um so zu tun, als verstände sie diesen seinen Blick nicht, sie konnte es doch nicht verhindern, daß ein leises Rot der Verlegenheit in ihre Wangen stieg.

Was wird er nun sagen? dachte sie im stillen und Horst dachte: Um Gottes willen, was sage ich nun?

Die Situation war für beide mehr als peinlich. Da kam, wenigstens für Horst, zur rechten Zeit Hilfe. Aus einem der Nebenzimmer ertönten die Klänge des ersten Walzers und er atmete noch erleichterter auf als vorhin, da er zu Hause endlich die drückenden Lackstiefel von den Füßen bekommen hatte.

Thekla sah es ihm an, wie willkommen ihm diese Unterbrechung war und eine starke Enttäuschung wurde in ihr wach. Aber wenigstens gelang es ihr, diese zu verbergen, als er zu ihr sagte: „Hören Sie, gnädiges Fräulein, die Geigen rufen. Darf ich Ihnen meinen Arm bieten und Sie zu Ihrem Tischherrn führen, damit der Sie nicht solange zu suchen braucht und damit Sie nicht den größten Teil des ersten Walzers versäumen", und lediglich aus Höflichkeit setzte er hinzu: „In diesem Hause ist es glücklicherweise nicht Brauch und Sitte, Tanzkarten zu verteilen. Vielleicht haben Sie den zweiten Walzer noch frei und wenn ich Sie um den bitten dürfte, gnädiges Fräulein —"

„Aber sehr gern," stimmte sie ihm lebhaft

Digitized by Google

bei, aber ihre Freude verflog schnell wieder, als er plötzlich neben ihr stehen blieb und sich mit der linken Hand vor die Stirn schlug.

„Was haben Sie denn nur?" fragte sie verwundert.

„Nichts," gab er zur Antwort, „wenigstens nichts von Bedeutung, gnädiges Fräulein. Mir fällt nur eben ein, ich muß zu Hause auf dem Schreibtisch neben meinen Büchern mein Gedächtnis liegen gelassen haben, denn sonst hätte es mir nicht passieren können, daß ich Sie eben um den zweiten Walzer bat. Den habe ich schon besetzt."

„Den tanzen Sie natürlich wieder mit Fräulein Orla," rief Thekla ihm zu.

Das sollte nur neckend und scherzend klingen, aber in Wirklichkeit klang es ganz anders, so daß er unwillkürlich verlegen wurde, bis er sich mit den Worten verteidigte: „Allerdings, gnädiges Fräulein. Ich bat Fräulein Orla um den Walzer, aber nur deshalb, weil das Gespräch darauf kam, als ich mich vorhin mit ihr unterhielt."

„Nur deshalb?" neckte sie ihn aufs neue und dieses Mal hatte sie sich so in der Gewalt, daß es auch nur neckend klang.

„Weshalb denn wohl sonst," verteidigte er sich abermals, „an weiteren Gründen könnte ich höchstens noch den anführen, den Sie mir hoffentlich nicht übel nehmen, daß Fräulein Orla die beste Tänzerin ist, die mir jemals in meinem reichbewegten Tänzerleben begegnete."

„Und weiter hätten Sie wirklich keinen Grund, so oft, so viel und so gern mit ihr zu tanzen?" hörte sie nicht auf, ihn zu necken.

„Einen weiteren Grund wüßte ich tatsächlich nicht," gab er schnell zur Antwort, schon um dadurch seine immer größer werdende Verlegenheit zu verbergen, bis er jetzt hinzusetzte: „Einen weiteren Grund gibt es natürlich noch trotzdem. Sie wissen, gnädiges Fräulein, Fräulein Orla ist gewissermaßen die Tochter meines Hauptmanns und ich muß mich daher ein bißchen um sie kümmern. Das wirkt auch auf dem Kasernenhof nach.

„Aber ich denke, Sie haben auf dem Kasernenhofe jetzt gar keinen Dienst mehr?" fragte Thekla, die ihn selbstverständlich durchschaute und die es trotz allem jetzt belustigte, wie er sich heraus zu reden versuchte. Und ehe er noch etwas hätte erwidern können, fuhr sie fort: „Was ich in der Hinsicht weiß, weiß ich von meinem Bruder, der Sie zwar nicht um Ihre Arbeiten, wohl aber um die dienstfreien Stunden beneidet. Er erzählte uns, Sie hätten neulich sogar von der Felddienstübung im Bataillon zurückbleiben dürfen."

Horst biß sich ärgerlich auf die Lippen. Er konnte Thekla unmöglich die Wahrheit gestehen, noch dazu jetzt, wo er leider Gottes zu wissen glaubte, daß er selbst ihr nicht ganz gleichgültig sei. Gewiß, ein offenes Geständnis aus seinem Munde hätte die Situation am schnellsten geklärt und Thekla vielleicht noch zur rechten Zeit wieder zur Vernunft gebracht, aber das wäre mehr als unhöflich gewesen.

Was wird er n u n sagen? dachte Thekla.

Was soll ich jetzt nur sagen? dachte Horst.

Da sandte ihm der Himmel, bei dem er heute ganz besonders gut angeschrieben sein mußte, zum zweitenmal Hilfe. Theklas Tischherr kam ihnen beiden entgegengeeilt: „Endlich finde ich Sie, gnädiges Fräulein. Wenn ich also bitten dürfte — nicht wahr, Herr von Iring, Sie entschuldigen wohl?" Und ohne dessen Antwort abzuwarten, bot er Thekla den Arm und ging schnell mit der davon.

Ganz glücklich sah Horst den beiden nach. „Na, geht man, ich halte euch nicht zurück", und schwer aufatmend sagte er sich im stillen: Donnerwetter, mir ist ordentlich warm geworden. Na, für den Augenblick ist das Kreuzverhör vorüber und hoffentlich fängt es auch sobald nicht wieder an.

Dann aber sah er sich nach seiner Tischdame um, die ihn bereits voller Ungeduld erwartete, da sie ihn längst als den Walzerkönig kannte. Er sah es ihr deutlich an, sie freute sich im Gegensatz zu Orla wirklich auf den Tanz mit ihm. Aber als er sich gleich darauf mit ihr im Kreise drehte, erlebte sie eine große Enttäuschung. Er tanzte nicht annähernd so gut wie sonst und Horst fühlte das selbst. Er war nicht in der richtigen Stimmung. Statt an den Walzer, mußte er fortwährend an die Unterhaltung mit Thekla denken. Wie kam die dazu, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade, sich in ihn zu verlieben?

Digitized by Google

Sollte Kasimir seiner Schwester in der Hinsicht einen Floh in das Ohr gesetzt haben? Und wie kam Thekla dazu, ihn derartig in ein Kreuzverhör zu nehmen? Sie war doch kein staatlich angestellter Untersuchungsrichter und er kein Verbrecher. Warum ließ sie ihm nicht das Vergnügen, um Orlas Gunst zu werben? Warum wollte sie ihm den einzigen Spaß verderben, den er noch auf der Welt hatte, seitdem er dazu verurteilt war, seine Tage bei den kriegswissenschaftlichen Büchern zu verbringen? Seine Stimmung wurde immer miserabler und das übertrug sich auch auf seine Tanzbeine. Die wollten absolut nicht so wie sie sollten und er konnte es seiner Dame daher absolut nicht verdenken, als die ihn bat, mit dem Walzer aufzuhören, da sie plötzlich Kopfschmerzen bekommen habe, die hoffentlich schnell wieder vorübergehen würden.

Das war natürlich nur ein Vorwand, um einen so miserablen Tänzer, wie er es heute war, los zu werden und unter anderen Umständen hätte er sich dessen geschämt, aber heute ließ es ihn ganz kalt und das einzige, was ihn dabei interessierte, war, ob er sich nachher bei Orla wohl ebenso blamieren würde.

Die erwartete ihn bereits, als nach einer kleinen Viertelstunde der zweite Walzer begann. Sie hatte ihn während des ersten Walzers beobachtet und es bemerkt, wie bald er seine Dame auf ihren Platz zurückführte. Daraus zog sie den Schluß, daß er sich auch nun noch nicht ganz wohl fühle, aber als er jetzt vor ihr stand, sah er so frisch und gesund aus wie sonst. Und er hörte, es waren keine leeren Worte, als sie ihm zurief: „Na, glücklicherweise sind Sie wenigstens äußerlich wieder der alte. Sie sahen vorhin tatsächlich erbärmlich aus. Haben Sie meinen Rat befolgt und draußen etwas frische Luft geschöpft? Ja? Das ist nett von Ihnen. Aber zur Belohnung, daß ich Sie so gut bedokterte, müssen Sie jetzt bei diesem Tanz alle Ihre Künste zeigen."

Das wird sicher die Blamage Nummer zwei, dachte Horst, aber schon als er ihre linke Hand ergriff und seinen Arm um sie legte, fühlte er, wie seine Mißstimmung blitzschnell dahinschwand und als er mit ihr zum Tanzen antrat, dachte er mit keinem Gedanken mehr an Thekla. Er sah nur noch Orla vor sich. Nur die erfüllte sein ganzes Denken und Empfinden. Dann begannen sie zu tanzen und er hatte sich wieder völlig in der Gewalt. Er tanzte so wundervoll, daß Orla auch heute wieder mit geschlossenen Augen in seinem Arm lag, daß sie ihm heute mehr als einmal halblaut zurief: „Wie wundervoll, wie unbeschreiblich schön! Und selbst ganz in den Tanz versunken, achtete er nicht darauf, daß die anderen Paare nach und nach aufhörten, daß die zurücktraten, um ihm und Orla Platz zu machen, daß die sich darauf beschränkten, ihnen beiden zuzusehen. Er wurde das erst gewahr, als plötzlich einige junge Herrschaften zu applaudieren begannen. Da sah er sich um und auch Orla öffnete die Augen, um ihn erschrocken und verwundert zugleich zu fragen: „Was ist denn nur los?" Dann aber erriet sie, um was es sich handelte und sie bat: „Lassen Sie uns gleich aufhören, so schön es auch ist, es ist zu schön, um damit eine öffentliche Schaustellung zu geben."

„Ganz wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein," stimmte er ihr bei, aber als er nun ihre Hand loslassen wollte, riefen die Herumstehenden: „Nicht aufhören, weiter tanzen, die Musik spielt doch noch."

So mußten sie denn, ob sie wollten oder nicht, den Walzer beenden, bis endlich die Musik verstummte und bis von allen Seiten ein lautes Händeklatschen und ein lautes „Bravo" erschallte. Da erst führte er Orla wieder in das Nebenzimmer. Er war gewiß nicht eitel und eingebildet, das lag seinem ganzen Wesen fern, aber nun erfüllte ihn doch eine gewisse stolze Genugtuung, schon weil er hoffte, daß dieser Tanz ihn Orlas Herzen etwas näher gebracht habe. Sicher würde die heute Nacht von diesem Tanz und damit auch von ihm träumen und wenn ein junges Mädchen sich erst in ihren Träumen mit einem Herrn beschäftigt, dann tut sie es sehr bald auch im Wachen.

Stolz, freudig bewegt und hochaufgerichtet ging er neben Orla dahin. Da traf ihn plötzlich ein Blick aus den Augen seines Hauptmanns und aus diesem Blick wurde er nicht klug. Bedeutete der den Ausdruck des Neides

Digitized by Google

und der Eifersucht, daß er den anderen auch heute in der Gunst des Tanzens übertraf? Nein, doch wohl nicht, viel eher war in diesem Blick zu lesen: „Hast du wirklich die Absicht, dir mein Mädel für immer einzufangen? So leicht wie du dir das aber denkst, geht es nicht und selbst wenn du später das Examen bestehst, ich habe da trotzdem noch ein Wort mitzureden, denn von meinen beiden Mädels ist mir besonders die Orla an das Herz gewachsen."

Vielleicht bildete er sich das aber auch nur ein, daß der Blick ihm gerade das sagen sollte. Aber wie dem auch war, seine Freude verflog plötzlich und der letzte Rest seiner frohen Stimmung ging zum Teufel, als er nun auch noch bemerkte, mit welchen Augen Thekla ihn ansah, als er zufällig mit Orla an ihr vorüber ging. Er merkte, die wollte sich nicht verraten, die machte sogar den Versuch, ihm freundlich, wie einem alten guten Bekannten zuzulächeln, aber der Versuch mißlang so vollständig, daß sie eine entsetzliche Grimasse schnitt und daß er beinahe hell aufgelacht hätte, obgleich sie ihm plötzlich entsetzlich leid tat. Das Warum wußte er selber nicht recht, vielleicht weil sie ihn ebenso unglücklich zu lieben schien, wie er vorläufig Orla. Aber er konnte sich doch wenigstens eine kleine Hoffnung machen, während Thekla — —

Da war seine Mißstimmung wieder da und die wich im Laufe des Abends auch nicht wieder von ihm, so daß er froh war, als endlich gegen Mitternacht die Gäste aufbrachen.

Die Kameraden mit Ausnahme von Kasimir, der seine Damen in das Hotel zurückbrachte, suchten wie immer noch für eine Stunde ein Kaffeehaus auf. Er selbst ging einsam und allein den Weg nach Hause. Ihn beschäftigte soviel — Orla — Thekla — Kammler —, aber am meisten dachte er doch an den Blick seines Hauptmanns. Was hatte der zu bedeuten gehabt? Das wußte er nicht, er wußte nur soviel: deutete er den zufällig richtig, dann war er Tag für Tag ein idiotenhafter Narr und Tölpel gewesen, wenn er sich bei der Arbeit einbildete, sein Hauptmann habe es gut mit ihm gemeint und ihm zum Examen zugeredet, um dadurch später vielleicht Orlas Zuneigung gewinnen zu können. Das allein hatte ihn bisher verhindert, bei dem ekelhaften Arbeiten immer aufs neue übel zu werden. Nun aber stieg der Ekel vor seinen Büchern riesengroß in ihm auf. Und wenn die armen Bücher ja auch nichts dafür konnten — als er endlich zu Hause angekommen war, ergriff er eins nach dem anderen und warf es voller Wut an die Wand. Viel Zweck hatte es allerdings nicht, denn morgen früh sammelte der Bursche die wieder zusammen und legte sie fein säuberlich auf den Schreibtisch, aber für den Augenblick beruhigte es ihn wenigstens etwas.

* * *

Die Zeit verging und nach dem Kalender und nach der Überlieferung früherer Jahre hätte es längst Winter sein müssen. Alles was dem Wintersport huldigte, sehnte sich nach Frost, um sich auf der Eisbahn tummeln zu können und erst recht sehnte man den Schnee herbei. Aber der Winter ließ sich bitten, ohne daß er deshalb gekommen wäre. Das Wetter war einfach abscheulich. Es war kalt, feucht neblig und wenn es auch nicht gerade regnete, so rieselte und rieselte es fortwährend von oben herunter. Es war ein Wetter, um sich den schönsten Schnupfen mit allem, was dazu gehört, zu holen und Frau von Mellendorf hatte noch mehr wie das abbekommen. Kasimir hatte mit seinem Zweifel, den er von Anfang an hegte, ob gerade dieses Klima hier sich als Luftveränderung für seine Mutter bewähren würde, recht behalten, denn ohne eigentlich zu wissen, wann und bei welcher besonderen Gelegenheit hatte seine Mutter sich entsetzlich erkältet und hütete nun schon seit acht Tagen das Bett. Der Arzt kam täglich und riet immer aufs neue zur abermaligen schleunigsten Luftveränderung sobald sie nur irgendwie reisefähig sei. Vorläufig aber war nicht daran zu denken, denn noch rechnete der Arzt mit der Möglichkeit, daß sich aus der Erkältung und dem Schnupfenfieber vielleicht eine Influenza entwickeln könne.

Frau von Mellendorf lag im Bett und sehnte sich nach Hause, denn nach ihrer An-

Digitized by Google

sicht durfte man nur in den eigenen vier Wänden krank sein, weil man nur dort im eigenen Bett wieder gesund würde. Und daß an eine Reise noch nicht zu denken war, verstimmte sie immer mehr und mehr. Und doch taten alle, die sie kannten, alles mögliche, um ihr das Kranksein zu erleichtern. Der Arzt tat, was in seinen Kräften stand, Thekla pflegte zusammen mit der Zofe ihre Mutter auf das beste und auch Kasimir erschien täglich, um sich nach dem Befinden seiner Mutter zu erkundigen und um eine Stunde mit ihr zu verplaudern. Aber das nicht allein, auch im Regiment und in der Gesellschaft nahm man herzlich Anteil daran, daß es der schönen und eleganten Frau von Mellendorf, wie sie bald allgemein genannt worden war und die man auf den Gesellschaften schmerzlichst vermißte — — auch im Regiment und in der Gesellschaft tat es allen leid, daß Kasimirs Mutter, die doch lediglich hierher gekommen war, um sich zu amüsieren, nun krank im Bett lag. Von allen Seiten kamen fast täglich Anfragen nach ihrem Befinden. Man schickte ihr kleine Aufmerksamkeiten und Blumen, aber keiner tat das mit solcher Regelmäßigkeit wie Herr von Rodenhausen. Der ließ keinen Vormittag vorübergehen, ohne ihr einen großen Strauß der herrlichsten Rosen zu senden. Die neuen Blumen kamen, noch bevor die alten verwelkten und so sehr die Kranke sich auch darüber freute, wenn ihr der Strauß an das Bett gebracht wurde, sie wollte ihn trotzdem täglich bitten lassen, diese Blumenspende einzustellen, schon weil sie die nicht bei sich im Krankenzimmer behalten durfte, sondern weil die im Zimmer nebenan auf dem Tische herumstanden und dort verblühten, ohne daß sie sich selbst an dem Anblick hätte erfreuen können.

Täglich wollte sie Herrn von Rodenhausen durch Thekla schreiben lassen, aber sie unterließ es, denn das hätte ihn vielleicht gekränkt und verletzt, noch dazu, wenn sie ihm nicht selber schrieb, aber für sie selbst war an ein Briefschreiben vorläufig nicht zu denken. Aber selbst wenn sie hätte schreiben können, würde sie es nicht getan haben. Einmal nicht, um ihm dadurch nicht wehe zu tun, dann aber auch, weil es ihr schmeichelte und weil es sie froh und glücklich stimmte, in ihrem Alter noch so umworben und gefeiert zu werden. Und doch, wenn Thekla oder die Zofe ihr die Blumen an das Bett brachten und dabei die schönsten Grüße des Herrn von Rodenhausen bestellten, der der Hoffnung Ausdruck gäbe, sie möge nun endlich bald wieder gesund werden, dann kam eine gewisse Verlegenheit über sie und oft wagte sie es gar nicht, die Rosen, die er ihr sandte, zur Hand zu nehmen, um wenigstens für einen Augenblick den Duft einzuatmen, sondern winkte meistens nur kurz ab: „Ja, ja, es ist schon gut, stellt die Rosen nur nach nebenan." Aber das nicht allein, sie lebte in der fortwährenden Angst, Thekla oder gar ihr Sohn möchten sie befragen, was diese Huldigungen des Herrn Hauptmanns zu bedeuten hätten und ob sie wirklich daran denke, den zu heiraten. Was sollte sie da antworten? Daß ein Kind der Mutter das Geständnis macht, glücklich oder unglücklich verliebt zu sein, ist etwas Natürliches und Selbstverständliches, aber daß die Mutter den erwachsenen Kindern gesteht, wie es ihr um das eigene Herz ist, nein, das wollte ihr nicht in den Sinn.

Und in all diesen Tagen des Krankseins prüfte sie sich täglich aufs neue, ob sie Herrn von Rodenhausen liebe und wenn ja, ob sie ihn heiraten dürfe. Aber sie prüfte nicht nur ihr Herz, sondern sie nahm auch, wenn sie allein war, den kleinen Handspiegel zur Hand, der auf dem Nachttisch lag und prüfte ihr Gesicht und ihr Äußeres. Sie war streng und gerecht gegen sich selbst und da mußte sie zugeben, wer da genauer hinsah, der konnte erkennen, daß sie anfing, alt zu werden, daß kleine Fältchen und Falten sich zeigten, daß das Haar es verlangte, daß sie der dunklen Farbe von Zeit zu Zeit, wenn auch nur ein klein wenig, nachhelfe. Nein, wenn sie offen und ehrlich sein wollte, sie war zum Heiraten nicht mehr jung genug, wenigstens nicht für einen Mann wie Herr von Rodenhausen, der etwas jünger war als sie und der von seiner späteren Frau sicher mehr verlangte, als daß sie ihm nur eine treue Freundin und der beste Kamerad sei. Dazu kam, daß sie nicht allein stand, sie hatte Kinder, erwachsene Kinder und bevor die nicht verheiratet waren — — nein,

Digitized by Google

erst kam das Glück ihrer Kinder und dann vielleicht ihr eigenes.

Bis sie sich dann den Vorwurf machte, sich in der letzten Zeit gar nicht darum gekümmert zu haben, wie es mit den Herzen ihrer Kinder stände. Daß Thekla eine Zuneigung für Horst von Iring faßte, hatte sie längst erraten, aber niemals mit ihr darüber gesprochen, schon weil sie zu wissen glaubte, daß Horst von Iring diese Zuneigung nicht erwidere. Da wollte sie ihrem Kinde und sich selbst den Schmerz ersparen, daß sie sich vielleicht an dem Busen der Mutter ausweine. Auch wie es um ihren Sohn stand, hatte sie nicht mehr gefragt. Sie begnügte sich damit, gesehen zu haben, wie er sich um Orlas Gunst bewarb, obgleich es ihr so vorkam, als ob er es damit in der letzten Zeit etwas weniger ernsthaft nähme. Soviel hatte sie in den letzten Wochen mit ihren eigenen Gedanken und mit den zahllosen Einladungen zu tun gehabt, daß sie darüber fast den eigentlichen Zweck ihres hiesigen Aufenthaltes vergaß. Und doch mußte der erreicht werden, bevor sie nach ihrer Genesung die Reise nach dem Süden antrat. Ihr Sohn gab zuviel Geld aus, obgleich sie ihm das Zeugnis ausstellen mußte, daß er sich, seitdem sie hier war, in der Hinsicht zu seinem Vorteil verändert hatte. Aber das wohl weniger aus innerer Tugend, sondern weil ihre Anwesenheit ihm einen gewissen, moralischen Zwang auferlegte.

Wie schon so oft lag Frau von Mellendorf auch heute sinnend und grübelnd in ihrem Bett, obgleich sie sich eingestand, daß der vom Schnupfenfieber erhitzte Kopf keine allzu klaren und logischen Gedanken aufkommen ließe. Und ein klein wenig ungeduldig sah sie fortwährend nach der Uhr, die neben ihrem Bette stand. Es war schon nach zwölf und Herr von Rodenhausen hatte noch immer keine Blumen geschickt. So spät waren die sonst noch nie gekommen. Lag da nur eine Verzögerung der Blumenhandlung vor, oder hatte Herr von Rodenhausen plötzlich seine Sendungen eingestellt, vielleicht weil er selbst zu der Erkenntnis kam, daß sie für ihn doch nicht mehr jung genug sei? Oder hatte Orla ihm abgeredet, ihr auch heute Rosen zu schicken? Denn das hatte sie längst erkannt, Orla war nicht ihre beste Freundin. Die sah sie zuweilen heimlich und verstohlen an, als wolle sie ihr zurufen: Hast du wirklich die Absicht, dich zwischen unseren Onkel und uns zu drängen? Eifersucht war es wohl nicht, was Orlas Augen verrieten, es schien mehr die Furcht vor dem Dazwischendrängen einer dritten Person zu sein und vielleicht aus diesem Zusammenhange heraus standen Orla und ihr Sohn nicht mehr so gut miteinander, wie sie es nach der ersten Begegnung für die Zukunft erhofft hatte.

Nein, nein, auch Orlas und Ottis wegen durfte sie nicht ernsthaft daran denken, die Frau des Herrn von Rodenhausen zu werden. Und wenn er ihr keine Blumen mehr schicken würde, um so besser. Das war der Anfang vom Ende, wenn dieses auch nicht schmerzlos sein würde. Aber trotzdem, ob die Rosen wohl noch kamen, wenigstens heute noch einmal zum Abschied? Und wo Thekla nur blieb, die zur Stadt gegangen war, um ein paar Besorgungen zu machen?

Da wurde die Tür zu ihrem Schlafzimmer geöffnet. Ihr erster Gedanke war: Das ist Thekla, ihre Hoffnung: Nun kommen die Rosen.

Und ihre Hoffnung ging in Erfüllung, die Zofe brachte ihr einen Strauß, der womöglich noch größer und schöner war, als die vielen, die sie vor diesem erhielt und so herrlich war der Anblick der Blumen, so wundervoll deren Duft, daß Frau von Mellendorf widersprach, als die Zofe sie wie sonst gleich nach nebenan stellen wollte: „Nein, nein, lassen Sie die nur hier, Franziska, meine Tochter wird zwar schelten, aber selbst auf die Gefahr hin möchte ich die Rosen noch etwas hier behalten."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Novemberschnee

Es standen drei Apfelbäume
Am maienbunten Rain,
In weiße Blütenträume,
Spann sie der Frühling ein.

Mein Liebster, der ist gezogen
Weit, weit in Not und Schlacht, —
Die Träume sind verflogen
In einer einz'gen Nacht — — —

Mein Auge ist tränentrocken,
Mein Herz krampft sich vor Weh;
Es rieseln weiße Flocken, —
Das ist Novemberschnee . . . .

Kurt Siemers.

Aus der Sommeschlacht / Feldpostbrief von Leutnant Kreitling

Schluß.

Die Bajonette glitzern, die Handgranaten fliegen. Ich schmeiße noch zwei Gruppen in das Gewühl; nach vorne wehrt sich der erste Zug. Fähnrich K., Untfz. Kirchner, Sergeant Post (3 Schuß abbekommen) gehen den feindlichen Maschinengewehren zu Leibe; wir preschen sie heraus aus dem Rücken und der Flanke. Heida, der Franzmann läuft von Trichter zu Trichter. Ein Offizier treibt die Weichenden an, Kotitschke erschlägt ihn mit der Handgranate. Gegen 40 Gefangene und zwei Offiziere bleiben uns. Aber die 11. Kompagnie ist verloren; ich habe sie nicht mehr retten können. Und in ihrer Stellung sitzt der Feind, in meiner Flanke. Ich lasse einen Halbzug rechtwinklig nach hinten zur Hauptfront die Trichter besetzen und habe so einen schwachen Schutz. Hauptmann K. kommt gelaufen, zwei seiner M.-G. bei der elften Kompagnie sind verloren. „Ich habe Ihren Angriff gesehen; gratuliere!" Ja, Herr Hauptmann, die alte 10. schafft's noch immer! Sonst wäre die . . .-Höhe weg. Ich schicke Meldung an das Batl. über die Lage und bitte um Unterstützung zum Gegenstoß, denn meine Kompagnie hat zu große Verluste. Arme, liebe Kerle! Wilczek und Fitzek rasen durch das Sperrfeuer im Grund mit der Meldekarte. Ich schöpfe Luft und überzeuge mich, daß ich noch heil bin. Es ist Mittag geworden und bum, bum, krach, krach setzt wieder das Trommelfeuer ein. —

Es ist heiß geworden; die Leute buddeln sich immer wieder ein, so oft sie verschüttet werden. Wir verscharren unsere vielen Toten in irgendeiner Grube, während das Trommelfeuer allmählich schwächer wird. Nachricht kommt,, daß die 12. Kompagnie zurückgedrängt worden ist. Die Lage ist beängstigend, aber ich bin entschlossen, meine Position zu halten bis zum Äußersten.

Wenn die entstandene Lücke nicht bald geschlossen wird, werde ich aufgerollt und der Feind stößt vor bis dort hinaus. Das französische Sturmregiment 37 ist es, das mit 16 Kompagnien unser Bataillon angegriffen hat. Kleine Handgranatenvorstöße halten wir bis zum Abend nieder. Da sendet mir Hauptmann Sch., unser Bataillonskommandeur, der ganz vorzüglich handelt, die 2. Kompagnie zu Hilfe. A., ehemaliger Korpsstudent, kommt mit seiner Kompagnie durch das Sperrfeuer zu mir gekrochen. Ein Viertel seiner Leute ist auf dem Wege geblieben. Wir warten bis zur Dunkelheit, sitzen zusammen, wir 3 Offiziere, A., A. und ich. A., ein netter, hübscher Mensch, zeigt mir das Bild seiner Braut. Wir wärmen uns eine Konservenbüchse über einem Lichte. Ich hatte noch nichts gegessen bis dahin. Dann geht es los, als die Nacht gekommen war. Vom linken Flügel meiner Kompagnie soll A. stürmen, um die Lücke zu füllen, ohne Artillerievorbereitung, denn wir haben keine nennenswerte Artillerie hinter uns. Die 2. Kompagnie liegt versammelt in den riesigen Trichtern, angriffsbereit. Ich bin auf meinem äußersten linken Flügel und warte. „Wenn Sie sie vorne schmeißen, fasse ich sie beim Zurückgehen in der Flanke!" Allright! Los! Durch das Dunkel springt A. mit den ersten Gruppen; es sind knapp 50 Meter bis drüben. Beng, beng. Die Kerle drüben passen auf wie Schießhunde. Zisch — französische Signalleuchtpatronen und Sekunden später setzt wahnwitziges französisches Sperrfeuer ein. Fünf, sechs Maschinengewehre klappern in die Stürmer. Sie haben kolossale Verstärkung seit heute Morgen bekommen. Piu, piu, die Kugeln um unsere Köpfe, Granatsplitter sirren, Leuchtkugeln steigen, Handgranaten krachen, die Hölle ist

Digitized by Google

los. Da kommt die 2. Kompagnie zurück, abgeschlagen. Die Hunde sind dreimal so stark wie wir. Der arme A. gefallen. Das Feuer läßt nach. Wir halten Kriegsrat, Ar. und ich. Morgen müssen mehr Kompagnien stürmen. So sind wir zu schwach. Bis dahin heißt es halten bis zur letzten Patrone. Ich schicke Meldung an das Bataillon und mache Vorschläge. Die 2. Kompagnie, d. h. was noch übrig ist, lassen A. und ich anschließend an meinen linken Flügel Loch an Loch in Richtung auf das kleine Wäldchen besetzen und durch einen flachen Graben verbinden. So haben wir eine gute Flankenfront. Es ist ruhig geworden. Was wird der morgige Tag bringen? Ich bin todmüde, kann kaum mehr lispeln nach dem vielen Schreien im Trommelfeuer. —

Am Morgen wütendes Artilleriefeuer auf uns, aber nicht gerade Trommelfeuer. Die Verluste mehren sich. Rechts an der Roten . . . . . bei . . . . wütendes Ringen. Die . . .er haben . . . . verloren. Ich stecke R. mit seinen braven 1. Zuge an den Brennpunkt der Kämpfe auf der . . ..-Höhe, meinen linken Flügel. Um 10 Uhr bricht die 8. Kompagnie unter J. aus dem kleinen Wäldchen im rasendsten Sperrfeuer, daß uns alle sofort zudeckt. R. und ich machen einen energischen Handgranatenvorstoß nach links und setzen uns in den Trichtern zwischen dem Gegner fest. Die 8. Kompagnie hält das Wäldchen; so ist die Lücke nicht mehr so klaffend, aber immer noch groß genug. Die Schießerei ist wahnsinnig. Die Luft ist dick von Eisen und Qualm. Man lebt immer noch. Viele Leute fallen. Sch. schickt mir eine Aufmunterung zum Aushalten. Ist nicht nötig; mit meiner 10. schlage ich, wenn nötig, den Teufel aus dem Felde. Um 10 Uhr mittags sollen 12 Kompagnien angreifen, um die Lücke zu stopfen und mich zu entlasten, wieder ohne Artillerievorbereitung. . .er und . . .er sind die Angreifer. Das verspricht ein wütendes Ringen. Mir klingt es in den Ohren, ein altes Soldatenlied: „Die Infanterie ist unverdrossen bereit im Kampfgewühl der Schlacht . . .“ Und wir treffen unsere Vorbereitungen. Ich soll mit meiner Kompagnie nach vorne Gegenstöße brechen und seitwärts mit dem linken Flügel bis zur graden Linie vorgehen. A. ist dienstjünger wie ich. Also übernehme ich den Oberbefehl über beide Kompagnien. Außerdem hat A. keine Offiziere und Feldwebel mehr. Alles tot. Ich baue in einem Granatloch am linken Flügel der 2. Kompagnie ein M.-G. ein, mit dem Befehl, durch Breitenfeuer auf die französischen Löcher beim Sturme die Franzosen am Schießen zu hindern. Handgranaten parat. Noch schießt die feindliche Artillerie ruhig, bum, bum, tut uns nicht viel. 12 Uhr! Links hinter uns zu beiden Seiten des Wäldchens eine brüllende, stürmende, graue Linie, die einzelnen Leute bald verschwindend, bald auftauchend in den Trichtern, wie springende Tiger. Die Bajonette schräg vor sich, die Handgranaten hoch erhoben. Ich lasse von der Seite ein rasendes Feuer mit Infanterie und Maschinengewehr auf den Gegner eröffnen, um ihn niederzuhalten. Knatterndes Feuer von drüben. Schon erkennen wir sie, die stürmenden Feldgrauen, wie auf dem Exerzierplatz fegen sie einher. Leutnant S. sehe ich 100 Meter vor seinen Leuten, wie er zwischen die schießenden Blauen springt, den Browning in der Faust. Bekam Bauchschuß. Und plötzlich alles ein brandendes Meer heulender Granateinschläge. Sperrfeuer. Schon haben sie die ersten Stellungen genommen. Ich nehme einen Stock, schwinge ihn: „Vorwärts, Kerls!“ R., der prächtige Kerl, pfeift, man hört es nicht. A. springt vor und hinter uns drei Offizieren prescht die 2. Komp. und mein 1. Zug los, ein brüllender, wütender Menschenstrom. Hurra, hurra! Ich höre nichts, sehe nicht auf die Fallenden, habe nur eine gräßliche Wut. Das Maschinengewehrfeuer schlägt uns wie eine bleierne Wand entgegen. Aber schon haben wir sie, schmeißen sie, nehmen unsere 2 Maschinengewehre wieder. Pardon wird nicht gegeben. J. mit der 6. Kompagnie ist in gleicher Höhe mit uns, er geht wie ein Teufel los. Der Franzmann rennt um das Leben, die blauen Fräcke fliegen; von der Seite faßt sie mein 2. und 3. Zug mit ihrem Feuer. Die verrückten Bengel schießen stehend, aufrecht im hageldichten Granatfeuer. Tambour H. erschießt einen großen, dicken Kerl vor mir. Sie kollern wie die Kartoffeln. Wir haben unsere Linie wieder. Das Loch ist gestopft, aber schwer sind die Verluste. A. hat einen Schuß durch das Schultergelenk, R. einen Schuß durch die Mütze, ich drei kleine, winzige Handgranatensplitter an der rechten Hand. V., K., F. und 11 andere Offiziere unseres Infanterie-Regiments . . . hat es gehascht bei diesem Sturm. Von der 2. Kompagnie sind nur mehr 50 Mann übrig ohne Offiziere, ohne Unteroffiziere. Ich gliedere sie meiner 10. als vierten Zug unter Feldwebel D. an. Dann faßt uns vier Stunden lang ein so rasendes Trommelfeuer, wie wir es doch noch nicht erlebten. Die 6. und 8. Kompagnie müssen wieder etwas zurück, ich bringe also auch meinen linken Flügel mit der 2. Kompagnie etwas ab, aber den vollen Erfolg können sie uns nicht mehr nehmen. Drei Handgranatenangriffe weise ich mit meinen beiden Kompagnien an dem Abend beim Licht der untergehenden Sonne noch ab. Meine 10. hält eisern. R. ist hervorragend. Dann wird Ruhe. Ich melde an Sch. Der gratuliert mir, schickt Zigaretten und Kognak. Die Nacht zieht ihren Schleier über den blutigen 6. Juli. Ich bin unendlich stolz auf meine Leute; die gehen durch das Feuer mit mir. Todmüde lege ich mich in den Stolleneingang. W. rollt mir seinen Mantel als Kopfkissen, F. gibt mir Wasser, das nach Pulver schmeckt. Irgendwo drücken mich Konservenbüchsen. Egal, alles egal. Ich höre im Einschlafen die Granatschläge wum, wum. —

Digitized by Google

Birke am Moor

Sag, sind das Nebelschwaden überm Moor —
Sind's weiße Kränze um des Todes Tor —?
Sieh, wie im Wind fröstelnd die Birke ächzt —
Gleichwie ein Irrer, der nach Sonne lechzt —

Gleichwie ein Müder, dem das Schicksal gab
Zu steile Wege und zu schwachen Stab,
Zu dunkle Sterne und zu tiefen Blick,
Zu reich Begehr, zu dürftig Alltagsglück — —

Gleichwie ein Pilger, der zu gehn versäumt
Die breite Straße, dran das Lächeln träumt —
Der eins gewollt: nichts als er selber sein —
Und nun erschaudert, da er ganz allein — —

Gleichwie mein Ich! In Leuchten eingehüllt,
Vom Sturm des Tags zerrüttelt und zerknüllt,
Gottreinen Ursprungs, doch als Staub gezeugt,
Birke, vom Herbst tief hin zum Moor gebeugt . . .

Franz Lüdtke.

✤

Deutsches Gespinst / Von Käthe Damm

Die Gesetzgebung des deutschen Landes hat, da die sonst in Felle eingeführte Baumwolle ausbleibt, damit kein Mangel an Webmaterial für Textilfabrikation eintritt, den vermehrten Anbau des Flachses wieder angeordnet. Deutscher Flachs — deutsches Gespinst — deutsches Leinen — und deutsche Frauen gehören zusammen.

Es ist, als hört man irgendein freundlich-höhnisches Kichern!

Heut noch — gehören heut noch Flachs und Frauenarbeit zusammen? Verweist man diese Verbindung nicht in die „alte Zeit", von der behauptet wird, daß die Frauen an der Spindel und am Spinnrad nur „Haustiere" waren, denen keine höheren Interessen zu denken erlaubt waren, als die der Häuslichkeit und der Kinderpflege?

Und doch — und trotzdem, selbst heut, da die Frauen sich wacker und tüchtig auf all' den von den Kriegern verlassenen Posten betätigen, wo sie tapfer „ihren Mann stehen", auch da wird man immer den Zusammenhang der Frauen mit Flachs und Spinnrad finden, wenn auch die Maschinenkraft längst diese Arbeit den Frauen aus der Hand wand. Die spinnende Frau ist nämlich nichts anderes, als das Sinnbild der überall fleißigen, immer tätigen deutschen Frau, ganz gleich, ob sie diese Tätigkeit im Bereich der Küche und des eignen Hauses oder in der Wirtschaft des fremden Hauses — oder in irgendeinem anderen Beruf übt — in irgendeinem der vielen Berufe, die den Frauen der neuen Zeit erschlossen wurde oder in einem, in den sie jetzt, der Not gehorchend, erst eintrat.

Der Flachs, Spindel und Spinnrad sind die uralten Symbole der deutschen Frauen; die Arbeit des Spinnens war die Beschäftigung der Fürstinnen und Edelfrauen so gut, wie die der dienenden Mägde. — Heutzutage mag die Zahl derjenigen Frauen, die spinnen können, sehr gering sein; zu einer Zeit, da sämtliche Arbeit Hausarbeit war, war sie eine der wichtigsten, denn die Sorge für die Bekleidung lag in den Händen der Frauen. Die höchste deutsche Göttin Frigga war nicht nur Beschützerin des Flachses, sie war auch eine fleißige Spinnerin, und es gab in Deutschlands Urzeit besondere Gesetze über das Spinnen, über die Zeit, da nicht gesponnen werden durfte, über die Haltung des Rockens und der Spindel, die genau befolgt wurden. Die drei Parzen, die über den Lebensgang der Menschen gesetzt sind, wurden als drei Spinnerinnen dargestellt, von denen die dritte unbarmherzig den Lebensfaden durchschneidet, ganz gleich, ob auch der Flachs am Rocken schon abgesponnen ist und der Faden die Spule schon gefüllt hat. Perchta oder Bertha, die Leuchtende, die glanzvolle Erdmutter, die Ahnmutter der Karolinger spann und wie die Ahnfrau, so waren auch die Fürstinnen aus dem Karolinger Hause fleißige Spinnerinnen.

Kaiser Karl, des Großen Gemahlin, Kaiserin Bertha, seine Töchter, trotzdem sie auch tüchtige Reiterinnen waren und den Vater auf seinen Jagdzügen begleiteten, spannen mit der Spindel. In den Frauengemächern der dienenden Frauen drehten sich die Spindeln in den Händen der Mädchen unter der Aufsicht einer älteren Schaffnerin. Eine der klügsten Fürstinnen alter Zeiten, die Obotritenfürstin Anastasia, Gemahlin des Fürstin Heinrich von Mecklenburg-Wismar, die auf Burg Wismar über fünfundzwanzig Jahre, während der Gefangenschaft ihres Gemahls in Kairo von 1177 bis 1203 ihr Land regierte, hat, trotz ihrer schweren Regentinnenpflichten niemals ihre Spindel ruhen lassen, die Edelfrauen auf deutschen Burgen und Höfen spannen, während sie den Gesängen und Vorträgen der fahrenden Sänger lauschten, und noch vor fünfzig Jahren traf man spinnende ländliche Gutsfrauen, vor dreißig und zwanzig Jahren noch spinnende Tagelöhnerfrauen — heut gibt es im wendischen Spreewald noch spinnende Bäuerinnen und sogar junge Wendenmädchen, die noch die Kunst des Spinnens üben — denn die Geselligkeit der Spinnstube möchte sich die weibliche wendische Jugend nicht nehmen lassen. Man ur-

Digitized by Google

teilt heut über die Arbeit des Spinnens, als wär das die leichteste Arbeit von der Welt, aber das war sie nicht. Einen feinen gleichmäßigen Faden aus dem Flachs, der an dem auf dem Schoß gehaltenen Rocken festgebunden war, auszuzupfen und auf die mit der andern Hand gedrehte Spindel laufen zu lassen, war eine Kunst und es gehörte Fleiß und Übung dazu, solchen Faden fertig zu bekommen, ohne daß er riß oder ungleichmäßig wurde. Eine kleine Erleichterung schuf das im Jahre 1530 von dem Niedersachsen Jochen Jürgen in Wakenbüttel erfundene Spinnrad, an dem der Rocken befestigt war, das Rad mit dem Fuß getreten wurde, worauf der ausgezupfte gedrehte Faden über die Garnspule sich wand. Gab es in alter Zeit besondere Sitten und Gebräuche, um sich eine gute Kornernte für das tägliche Brot zu verschaffen, nicht minder zahlreich waren die Gebräuche, eine gute Flachsernte sich zu sichern. Wie man von dem Korn, besonders vom Roggen die letzte Garbe oder wenigstens ein Ährenbündel für den höchsten Gott stehen ließ und wie die Schnitter dabei, die Hüte schwenkend, riefen: Wode — Wode (Wotan), hol' deinem Pferde nun Futter," so mußte der Flachs der Göttin oder deren Botinnen bleiben. Ein Zopf wurde von dem Flachs geflochten, (das Wort Flachs ist verwandt mit dem Worte flechten), an den Rand des Flachshalters gelegt und gerufen:

„Holzfräule — Holzfräule,
Da flecht' ich dir ein Zöpfle, —
Auf dein nackes Köpfle, —
So lang als ein Weiden,
So klar als wie ein Seiden."

Oder man sprang am 24. Juni über das brennende Johannisfeuer und sang dabei:

Flachs, Flachs — daß der Flachs dies Jahr —
Sieben Ellen lang wachs'.

Wie Frau Holle, die Spinnerin, die auch die Mädchen zum Spinnen anhält, in das deutsche Märchen überging, so die spinnenden Frauen oder die Arbeit des Spinnens in die Spiele. Früher von Erwachsenen als Singreigen gesungen, sind sie im Lauf der Zeit Kinderverse geworden.

„Spinne klare Seide (mit Seide ist klar
wie Seide, aber stets Leinen gemeint),
So klar wie ein Haar —
Es vergingen sieben Jahr usw.

oder:

„Spinne — Spinne Mäuschen,
Sitzt 'ne Frau im Häuschen —"

Es gibt auch, gleich den spinnenden Nornen, zwei oder drei spinnende Frauen im Kinderliedchen:

„— — Zu Frankfurt in dem Boppehaus,
Da schauen drei Marien 'naus,
Die eine spinnt Seide —
Die andere dreht Weine (Gewinde),
Die dritte schließt den Himmel auf —."

Vom Rocken, d. h. dem Stab, an dem man den Flachs zum Abspinnen befestigte und der meist „Kunkel" genannt wurde, hat man sogar im Mittelalter ein Rechtswort, einen Rechtszustand geschaffen im „Kunkellehen". Damals blühte in Deutschland das Lehnswesen, das sich in Mecklenburg, wenn auch in etwas zeitgemäß veränderter Gestalt bis heute erhalten hat. Mit Kunkellehen wird ein „Weiberlehen" bezeichnet, also ein Gut, das im Frauenstamme vererbt wird, im Fall des Fehlens eines männlichen Kognaten dem weiblichen zufallen kann. Die Kognatin ist dann die Lehnstochter oder Lehnsjungfer, das Lehen geht auf ihre Nachkommen über. In neuster Zeit wird die Erbjungfer öfter mit der Lehnsjungfer verwechselt, die Lehnsjungfer ist die Erbtochter eines echten Kunkellehns, d. h. eines Lehens, welches der Landesherr gleich ursprünglich einer Frau oder Jungfrau verliehen hat. Es sollen nur zwei oder drei solcher Kunkellehen in Mecklenburg existieren, dagegen gibt es mehr Erbjungfern. Das Erbjungfernrecht, also das Recht der Tochter, ein Lehnsgut zu behalten, wenn keine Brüder als Lehnserbe vorhanden waren, ist ein Geschenk des Herzogs Albrecht II. von Mecklenburg, der 1378 von den schwedischen Ständen auch zum König von Schweden gewählt wurde. Ein unglücklicher Krieg mit Königin Margarete von Dänemark brachte den Fürsten in dänische Gefangenschaft. Als das Land Mecklenburg, das seinen Herzog gern wiederhaben wollte, die 60 000 Mark Lösegeld für Albrecht nicht aufbringen konnte, opferten die adligen Jungfrauen, Töchter ländlicher Lehnsleute, ihr Geschmeide dafür. Zum Dank verlieh ihnen der heimgekehrte Fürst das Erbjungfernrecht. Bei dem alten Lehnsrecht darf man nicht das Lehen mit etwa leihen verwechseln, also ein Wertstück, das wieder in den Besitz des Fürsten übergeht. Ein Lehen ist ein Gut, dessen damit belehnter Besitzer früher bestimmte Pflichten gegen den Landesherrn hatte. Er mußte Leute, für eventuelle Kriegsnöte stellen, selbst an der Seite des Fürsten in den Krieg ziehen und überall sich dem Landesherrn „treu und hold" erweisen.

Heut wird zwar auch der Lehnseid geleistet, die moderne Verfassung aber und die Heerespflicht jedes deutschen Mannes haben andere Lehnspflichten geschaffen.

Nie wieder wird die Arbeit am Spinnrad die Arbeit der Frauen werden — andere haben sie abgelöst, haben das Spinnen den Maschinen überlassen. Und dennoch wird stets in Erinnerung und Geschichte, in Sage und Märchen, in Vers und Reigen, in zahllosen Gedichten unserer teuersten und besten deutschen Dichter Flachsgespinst und Frauenfleiß vereint bleiben.

Digitized by Google

Konzert im Lazarett

Aus des Künstlers Geige floß der Friede.
Eine Dame sang uns Mozartlieder
Tief ins Herze, bis wir, mild und müde,
Nicht mehr bluteten und nicht mehr haßten —
Doch auf einmal heiß erfaßten
Uns mit einem kecken Reiterliede
Knabenstimmen, und hernieder
Regneten die Klänge wie Gewitter!
Und wir saßen da — stolz, graue Ritter!

Alfred Hein.

Weihnachtsbücher

Joachim Freiherr v. d. Goltz: **Deutsche Sonette.** Berlin 1916. Verlag von Bruno Cassirer.

Es sind Kriegsgedichte tiefstens Erlebens die der Verfasser in fast immer vollendeter Form darbietet; nicht jener seichte Kram, der als Dutzendware des Tages in den Buchläden liegt, sondern Früchte von einer Reife und Schönheit, die sich weit herausheben über das Meiste an lyrischem Gut, das uns der Krieg brachte. Es muß wohl schon ein Mann in der Vollkraft der Jahre sein, der so selbstsicher und ruhig das Geschaute zu gestalten weiß, klar, verständlich und teilweise erschütternd. Gedichte wie der „Lautenspieler" und „Auf dem Gefreiten M . . . ." prägen sich dem Leser unvergeßlich ein und nie wird ein Feldpostbrief so unmittelbar wirken wie „Mut" und die „Wolke" in der Anschaulichkeit und Kürze des Ausdrucks. Daß sich schließlich auch einiges findet, was nicht ganz geglückt ist, erscheint fast selbstverständlich und wird die Freude an der gesamten Leistung nicht trüben. Freunden guter Lyrik sei der schmale, hübsch ausgestattete Band empfohlen.

Walter Flex: **Der Wanderer zwischen beiden Welten.** Ein Kriegserlebnis. C. H. Beck'sche. Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. München 1917.

Unsere Leser kennen den Verfasser aus seiner langjährigen Mitarbeiterschaft an unserm Blatte als feinsinnigen Lyriker und Geschichtenerzähler. Diesmal gibt er uns den Menschen als Erlebnis, die von Wehmut durchzitterte und doch so herzlich anmutende Darstellung einer im Kriege geschlossenen und durch den Krieg getrennten Freundschaft. Kein Kriegsbuch im eigentlichen Sinn, ein Menschenbuch, dem eine wohltuende Kraft und Gesundheit entströmt, das beiden Teilen, dem Dichter wie dem Kameraden, dem er ein schönes Denkmal gesetzt hat, zu hoher Ehre gereicht. Mögen zuerst die danach greifen, die selbst dem Vaterland ein teures Opfer bringen mußten, es wird ihnen heilsamen Trost bringen. Dr. Erich Janke.

Professor Dr. L. Langstein, Direktor des Kaiserin-Auguste-Viktoriahauses zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche, Berlin C.: **Gesunde Kinder in den Spiel- Schul- und Entwicklungsjahren.** 103 Seiten. Max Hesses Verlag, Berlin W 15 und Leipzig. Preis elegant gebunden 1,35 M.

Niemals war ein Kind heiliger als jetzt. Alles muß dafür eingesetzt werden, eine kräftige entwicklungsfähige Generation zu erziehen. Auf Grund seiner großen praktischen Erfahrung und wissenschaftlichen Forschung gibt der bekannte Berliner Kinderarzt eine übersichtliche und erschöpfende Darstellung, wie aus dem Säuglingsalter gesund hervorgehende Kinder ohne Fährlichkeiten durch das Spiel- und Schulalter zu leiten sind. Mit besonderer Ausführlichkeit ist das Kleinkinderalter (1.—6. Lebensjahr) behandelt. Das vorliegende Buch verdient als bester Berater der Mütter zu einem Volksbuch in des Wortes eigentlicher Bedeutung zu werden.

A de Nora: **Erfüllung.** Neue Gedichte. Leipzig, L. Staackmann Verlag.

Nach seinem schönen Soldatenbuche schenkt uns der Dichter ein Buch reinster und reifster Lyrik, dem der Titel „Erfüllung" wohl zusteht. Die den Band beschließenden Kriegsgedichte sind sein unwesentlichster Teil, der auch hinter der Fülle des andern rein lyrischen verschwindet. Unter dem Zyklus „Lieder und Bilder" ein wunderschönes Gedicht: „Der Jonkher und der Tod", unter dem „Heimat" betitelten das tiefste des Buches, unter dem „Gardasee" das schönste. „Monte Baldo", „Felsenstraße bei Toskolano", „Blühende Agaven bei Salö", damit seien seine Perlen genannt. Der Lyriker de Nora hat das Beste und Reifste seines Schaffens zu einem wertvollen Buche vereinigt.

R. H. Bartsch: **Unerfüllte Geschichten.** Leipzig, L. Staackmann Verlag.

Unerfüllte Geschichten? Klingt nicht schon der Titel ganz nach Rudolf Hans Bartsch? Nach dem Dichter, den wir wegen seiner „Zwölf aus der Steiermark", seiner „Haindlkinder" und seines „Deutschen Leid" lieben lernten, der uns die andachtsvollste Christusmythe zu erzählen wußte? Es sei gleich gesagt, dies Buch ist ein großer Gewinn, es ist wie ein wundervolles Geschenk, das uns mitten im Kriege kommt. Diese zu einem Buche vereinigten sieben Novellen und Idyllen haben alle einen gemeinsamen Ton, auf den sie gestimmt sind, das Unerfüllte im Schicksal und im Leben der Menschen. Nur das Unerfüllte ist es, was Menschen vermissen, es ist auch, was wir ihnen am ehesten nachempfinden. Gleich über der ersten Novelle „Das Heidenjuxerl" liegt der ganze Zauber zarter Kunst, wie sie Bartsch' Stärke ist. Sie läßt den Leser trotz aller Wehmut lächeln über den seltsamen Helden, der zur rechten Zeit das rechte Wort nicht finden kann, und damit sein Glück verscherzt, trotzdem ihm Helfer genug zur Seite stehen. Auch der Dichter, der sein Glück will. Die gleiche Weise klingt auch in der dritten Geschichte „Tulipanen und braune Strümpfe" und der allzusehr verflatternden vierten „Und die Seele — —?" Am schönsten dünken mich die beiden frischen und doch so unendlich feindurchdachten Kriegsgeschichten aus vergangenen Kämpfen „Nur ein Lied" und die ganz hervorragende „Der Ritt in die Ewigkeit". Daß Bartsch nach seinem „Schwammerl" auch einmal eine Beethovengeschichte schreiben würde, das verriet schon der Schubertroman. Er hat sie in einer großzügigen Novelle „Beethovens Gang zum Glück" geschaffen. Mit der Idylle „Am Wasser" findet das Buch wieder seinen am Anfang angeschlagenen Grundakkord. Bartsch gehört längst schon zu den Meisterdichtern, dies neue Dichtwerk kann es nur wieder bestätigen. Seine Kunst ist so sieghaft, so frisch und so menschlich klar geblieben wie in seinen ersten Büchern, nein sie ist noch jünger und noch lebensgläubiger geworden, weil sie volle Reife wurde. Hellmuth Unger.

Peter Rosegger: **Das lichte Land und allerhand.** L. Staackmann Verlag, Leipzig.

Der Volksdichter Peter Rosegger hat noch eine späte Auslese unter seinen Werken gehalten, und reiht den weitverbreitesten ein Geschichtenbuch voller Sonne und Fröhlichkeit an. Bedarf es noch eines weiteres Hinweises? Ich meine nicht, es wird bestimmt gelesen werden! H. U.

Digitized by Google

Vermischtes

Rumänische Donaustädte. Dadurch, daß die Donau in einer Länge von mehr als 1000 Kilometern das rumänische Königreich begrenzt, sind die Städte, die an dem Flusse errichtet wurden, in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Fast immer sind längs der Donau auf rumänischem Gebiet auch Städte auf dem gegenüberliegenden Ufer erstanden, und jeder, der einmal die Donau von Orsova bis Silistria hinabgefahren ist, konnte diese Erscheinung beobachten. Man weiß aus dem russisch-türkischen Kriege des Jahres 1877, daß sich die an der Donau gegenüberliegenden Städte leidenschaftlich bekriegten, und es ist auch heute nicht ausgeschlossen, daß es in diesem Weltkriege ähnlich geschehen wird, denn nur die Donau in einer Breite von etwa 1000 Metern trennt bulgarisches und rumänisches Gebiet.

Als erste rumänische Donaustadt ist das kleine Verciorova zu nennen, jener Ort, von dem aus man einen prachtvollen Blick auf das „eiserne Tor", den Eingangspunkt in serbisches Gebiet hat. Verciorova selbst hat wenig Bedeutung, nur als erste Donaustadt im rumänischen Lande findet es Erwähnung. Anders hingegen steht es um Turn-Severin, einer freundlichen anmutigen Stadt mit 8000 Einwohnern, deren schöne Quaianlagen sogleich ins Auge fallen. Am unteren Ende der Stadt dehnt sich ein schattiger Garten aus, in dessen Mitte auf einer von Weinreben bedeckten Anhöhe eine römische Ruine steht. Severin verdankt seine Bedeutung dem durch die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft geschaffenen Verkehr und der Notwendigkeit, die von der unteren Donau kommenden Fahrzeuge dort zu lichten bzw. die von oben gelichtet angekommenen Fahrzeuge zurückzuschicken.

Auf dem großen Schleifenwege, den die Donau beschreibt, werden die rumänischen Städte Gtija, Ghirlamare und Ghirlamika, ferner Cetate bespült. Sie alle werden in der Hauptsache von rumänischen Bauern bewohnt, deren weite Getreidefelder bis zur Donau hinanreichen. Die einzige größere Stadt im dortigen Donaugebiet ist Calavat mit 5000 Einwohnern. Durch den aus der Stadt emporragenden Hügel, von dem aus Fürst Carol I. von Rumänien die türkische Festung Widdin beschoß, ist der Name in die Geschichte des russisch-türkischen Krieges eingegraben worden. Der Fürst selbst gab den ersten Schuß ab und eröffnete damit die Feindseligkeiten.

Südlich von Bukarest breitet sich am Donauufer die alte rumänische Stadt Giurgevo aus. Sie hat sich gerade gegenüber dem bulgarischen Rustschuk erbaut. Diese Stadt wurde von Giurgevo aus im Jahre 1877 von den Russen arg beschossen. Die Rumänen werden auch im jetzigen Kriege dieser Donaustadt eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, denn von Giurgevo führt der kürzeste Weg nach Bukarest. Die Stadt blickt auf ein recht beträchtliches Alter zurück, denn sie wurde von den Genuesern erbaut, und erhielt ihren Namen von San Giorgio.

Bei dem kleinen Städtchen Calarasch begibt sich die Donau nach Norden und fließt nun völlig in rumänischem Lande, um von Galatz ab bis zu ihrer Mündung wieder die Grenze für das russische Reich zu bilden.

Folgt man dem Laufe des Stromes von Calarasch in nördlicher Richtung, so sind die wenig freundlichen Ortschaften Oltina und Mirljan zu nennen. Auf dem rechten Donauufer aber erblickt man schon nach kurzer Fahrt Cernavoda. Von hier aus führt der Trajanswall bis Constanza ans Meer, jenes berühmte alte Bauwerk, das noch den Römern zugeschrieben wird.

Eine der wichtigsten Donaustädte im rumänischen Königreich ist Braila mit 45 000 Einwohnern. Braila ist als Handelsstadt rasch aufgeblüht und hat ihren ursprünglichen orientalischen Charakter völlig verloren. Noch vor wenigen Jahren stand das, weit außerhalb der Stadt errichtete Denkmal zur Erinnerung an die Einnahme von Braila durch die Russen, auf weiter Ebene, heute befindet sich dieses Denkmal fast inmitten der Stadt. Breite Boulevards mit herrlichen gärtnerischen Anlagen überall, dazu prachtvolle Häuser, denn in Braila befinden sich neben der Präfektur und dem Handelstribunal die Konsulate aller Schiffahrt treibenden Mächte. Die Hauptbedeutung Brailas ist sein Getreidehandel. Bis vor wenigen Jahren wurden von hier aus fast alle Getreidemengen auf die Seeschiffe umgeladen. Erst neuerdings hat sich dieser Umladedienst mehr nach Sulina gezogen. Trotzdem tut das der Bedeutung dieser Stadt keinen Abbruch. Von gewaltiger Ausdehnung sind die großartigen Dockanlagen, die mit ihren Riesenmagazinen der Ablieferung für Holz und Getreide dienen und 400 000 Hektoliter fassen können.

Der einzige rumänische Hafen, der Braila noch übertrifft, ist Galatz. Man kann diese Stadt mit recht als das rumänische Hamburg betrachten. Die größten Seeschiffe können den Hafen erreichen, denn die Donau ist bis Galatz für alle, auch die größten Fahrzeuge, schiffbar. Die 96 000 Einwohner sind sehr international, denn man findet hier Angehörige aller Nationen. In dem Hafen herrscht regstes Leben. Alle mit dem Schiffe ankommenden Reisenden sehen von der eigentlichen Stadt wenig, weil sich am Hafen entlang der Hafenteil (Mahala) zieht. Die eigentliche Stadt liegt dahinter, etwa 30 Meter höher, und macht ebenso wie Braila mit ihren breiten gut gepflasterten Straßen einen durchaus mitteleuropäischen Eindruck. Im Norden von Galatz nimmt die Stadt sogar Villencharakter an, sie baut sich um den prachtvollen Volksgarten auf, von dem aus man die Aussicht auf den 100 Quadratmeter großen Brateschsee hat. Außer 24 Kirchen besitzt Galatz ein schönes Theater, einen neuerbauten großen Administrativpalast und viele modern angelegte Zivil-, Militär- und Armenspitäler. Unweit der Donaumündung breitet sich an deren mittelstem Arm Sulina aus. Die kleine Stadt bietet wenig Interessantes, doch hat man von hier aus einen prachtvollen Blick auf das Schwarze Meer, den regen Schiffsverkehr und das Gemisch der verschiedensten Nationen. Das ganze Jahr über herrscht in Sulina reges Leben, und da die Donau bis hier hinauf überreich mit Fluß- und Seefahrzeugen bestellt ist, gibt es ständig Abwechslung. Von Sulina führt ein 1,4 Kilometer langer Damm zum Leuchtturm, der am rechten Ufer der Donau seinen Platz gefunden hat.

Die Donau ist von den Rumänen als nährende Mutter zu betrachten. Sie hat allen diesen Städten das Leben gebracht, und es ist fraglich, ob dieser Krieg, der die Schiffahrt sehr lahm legen wird, nicht all den blühenden Donaustädten großen Nachteil in ihrer Entfaltung bringen wird. Aber Rumänien hat den Krieg gewollt. Vielleicht ist die Stunde nicht mehr allzufern, daß es bereuen muß, den falschen Lockungen der Entente gefolgt zu sein, anstatt seine Neutralität bewahrt zu haben.

M. Trott.

Inhalt des Heftes 10: Herd und Schwert. Roman von Fritz Skowronnek. — Der Walzerkönig. Roman von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** Novemberschnee. Gedicht von Kurt Siemers. — Aus der Sommeschlacht. (Schluß.) Feldpostbrief von Leutnant Kreitling. — Birke am Moor. Gedicht von Franz Lüdtke. — Deutsches Gespinst. Von Käthe Damm. — Konzert im Lazarett. Gedicht von Alfred Hein. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 9. Dezember 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 11

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Herd und Schwert / Roman von Fritz Stowronnek

Schluß.

Eines Morgens machte sich Lena freudig gestimmt auf den Weg zum Lazarett. Sie trug ein ganzes Körbchen Eier am Arm. Und das war so gekommen. Von ihrem Balkon aus konnte sie in den Hof und Garten eines Nachbarhauses sehen, auf dem ein Dutzend Hühner herumliefen. Sie mußten wohl irgendwo reichliches Futter finden, denn Lena hörte sie öfter gackern, und als Landmädel wußte sie ganz genau, was das bedeutete . . . Mit Hilfe des alten Tischlers sperrte sie die verschlossene Haustür auf und ging auf die Suche . . . Ein halbes Schock Eier war die Ausbeute . . .

Als sie mit schnellen Schritten in die Straße, die zum Lazarett führte, einbog, begegneten ihr zwei Offiziere. Der eine, ein General, mit langem, blondem Schnurrbart, grüßte sie freundlich und rief ihr auf Russisch etwas zu, was sie nicht verstand. Sie blieb stehen und antwortete: „Ich bin eine deutsche Krankenschwester."

Der General trat näher. „Ah, eine deutsche Krankenpflegerin . . . Tun Sie in unserem Lazarett Dienste? Weshalb sind Sie nicht geflohen?"

„Ich wollte einige schwerverwundete deutsche Soldaten, die nicht fortgeschafft werden konnten, nicht verlassen."

„Brav, sehr brav, Schwester . . . Werden Sie gut behandelt? Haben Sie keine Klagen vorzubringen?"

„Leider ja, Herr General. Ihre Soldaten werden so schlecht behandelt und verpflegt, daß sie wie die Fliegen sterben."

„Sind denn keine Ärzte, keine Schwestern da?"

„Nur zwei Ärzte. Und die Schwestern, die im Lazarett sind, haben etwas anderes zu tun, als sich um die Kranken zu kümmern."

Der General, es war Rennenkampf selbst, wie Lena später erfuhr, griff grüßend an die Mütze. „Ich danke Ihnen, Schwester, für Ihre Mitteilung . . ." Dann sagte er auf russisch einige Worte zu seinem Adjutanten, die sehr energisch klangen, und ging weiter. Der jüngere Offizier machte kurz kehrt und war mit wenigen Schritten an Lenas Seite. „Haben Sie sonst noch Klagen vorzubringen, Schwester? Sprechen Sie offen . . . Exzellenz will alles wissen . . ."

„Sie werden ja selbst sehen, Herr Major."

Schweigend legten sie die letzten Schritte zum Lazarett zurück. Schon von weitem winkte der Offizier dem Posten ab, als er die Wache herausrufen wollte . . . Ohne anzuklopfen öffnete er die Tür zu dem Zimmer, wo der Oberstabsarzt gerade bei einem kräftigen Frühstück saß. Ein kurzes, barsches Wort . . . Der Arzt kam herausgestürzt und fing zu sprechen an. Ohne ihn weiter zu beachten, schritt der Offizier weiter. „Führen Sie mich zu Ihren Verwundeten . . ."

Frau Kowalla rüstete sich gerade zum Weggehen. Sie hatte eben vergeblich den Oberstabsarzt um Verbandszeug für die deutschen Kranken gebeten. Jetzt wollte sie ausgehen und versuchen, in der Stadt etwas aufzutreiben. Mit einem Blick hatte sie die Sach-

Digitized by Google

lage erfaßt. Ohne auf den Offizier zu achten, fuhr sie auf den Oberstabsarzt los und fing an, ihn in russischer Sprache Vorhaltungen zu machen. Der Offizier hörte schweigend zu. Ein kurzes Wort. Der Arzt trat an das Bett eines deutschen Schwerverwundeten und begann, seinen Verband zu untersuchen, nachdem er eine Ordonnanz nach Verbandszeug und nach dem zweiten Arzt geschickt hatte . . .

Währenddessen ging der Offizier von Bett zu Bett und befragte jeden Kranken. Und die russischen Verwundeten hielten nicht mit ihren Klagen und Beschwerden zurück . . . Schon während der Untersuchung und Befragung der Kranken war Kanonendonner zu vernehmen .. Bald nach Mittag hörte man schon Gewehrfeuer. Die Russen begannen abzuziehen. Die beiden Ärzte verschwanden . . .

Die russischen Krankenschwestern hatten, gleich nachdem der Major mit Lena das Haus betreten hatte, sich unsichtbar gemacht . . . Auch die Soldaten, die in dem Lazarett Dienst getan hatten, verschwanden. Weinend fielen sich die beiden Frauen in die Arme. Kein Zweifel, deutsche Truppen nahten als Befreier . . .

Um die Verwundeten kümmerte sich niemand. Sie wollten auch gar nicht weg. Sie freuten sich alle darüber, in deutsche Gefangenschaft und deutsche Behandlung zu kommen . . . Eben wollte Frau Kowalla nach der Küche herunter gehen, um zu sehen, ob nicht vielleicht der Kaffee fertig wäre, als der Auditeur mit zwei Soldaten in den Saal trat . . .

„Fräulein Strawischke, Sie kommen mit uns . . ."

Mit Mühe bezwang Lena ihren Schreck. „Weshalb wollen Sie mich mitschleppen? . . . Ich habe doch nichts getan?" . . .

„Wir werden doch die Braut eines unserer Offiziere nicht in deutsche Hände fallen lassen", erwiderte der Auditeur höhnisch. „Und Sie, Frau Kowalla, machen sich reisefertig . . . Sie kommen auch mit."

„Da müssen Sie mich schon mit Gewalt fortschleppen, gutwillig gehe ich nicht . . ."

„Machen Sie keine Dummheiten, Frau, sonst lasse ich Sie an die Mauer stellen und erschießen . . ."

Mehr noch als die Drohung wirkte Lenas angstvoller Blick. Ohne zu antworten zog Frau Kowalla ihre Jacke an und faßte Lena unter den Arm. „Kommen Sie . . . Das ist die größte Gemeinheit, daß die Russen uns jetzt fortschleppen. Das ist der Dank für unsere Aufopferung . . ."

Vor dem Tor hielt ein offenes Auto. Die Frauen stiegen mit dem Auditeur ein, die beiden Soldaten stellten sich von außen auf die Trittbretter und nun ging's los. Aber so leicht war es nicht, aus der Stadt zu kommen, denn die Straßen waren mit Wagen aller Art vollgepfropft . . . Deutlich war jetzt das Gewehrfeuer zu hören. Die deutschen Truppen schienen die Stadt von zwei Seiten angegriffen zu haben . . . Mit gefalteten Händen schickte Lena ein stummes Gebet aus ihrem Herzen zum Himmel empor . . . Aber kein Wunder geschah . . . Das Auto wand sich durch und erreichte die Chaussee nach Gumbinnen. Nun ging es in rasender Fahrt durch Gumbinnen und Stallupönen bis nach Eydtkuhnen.

Dort wurde eine halbe Stunde gerastet, weil der Chauffeur seinen Benzinvorrat erneuern mußte. Die beiden Frauen froren entsetzlich, denn die Nacht war schon empfindlich kühl und dazu kam noch der schneidende Luftzug, den das Auto erzeugte . . . Erst gegen Morgen gelangte man in eine größere russische Stadt. Vor einer Kaserne, die als Lazarett eingerichtet war, hielt das Auto . . . Mehr tot als lebendig, hungrig, erfroren, wurden die beiden Frauen hereingeführt . . . Ein kleines Kämmerchen mit einem Bett wurde ihnen angewiesen . . .

Wortlos sanken sie sich in die Arme und hielten sich lange umschlungen . . . bis Frau Kowalla sagte: „Mut, liebe Schwester, man wird uns nicht weiter fortschleppen, man will uns hier im Lazarett behalten . . . Wir werden die Zähne zusammenbeißen und unsere Schuldigkeit tun . . . Den Kopf wird man uns nicht abreißen . . . Nun kommen Sie, wir wollen uns zu Bett legen und zu erwärmen suchen . . . Morgen früh sehen wir die Sache schon mit anderen Augen an . . ."

Digitized by Google

7. Kapitel.

Am nächsten Morgen erfuhren sie, daß sie sich in Kowno befanden. Frau Kowalla, die aus härterem Holz geschnitten war, stand auf und ging auf Entdeckungsreisen aus. Lena mußte liegen bleiben. Sie fieberte und hustete ... Als ihre Leidensgefährtin wiederkam, brachte sie den alten Oberstabsarzt mit, der jetzt hier das Lazarett leitete ... Nun fühlten sie sich geborgen ... Der alte Herr untersuchte Lena und stellte eine nicht allzu schwere Lungenentzündung fest.

Ein Glück, daß Lena nicht allein fortgeschleppt worden war, denn jetzt brauchte sie sorgsame Pflege, und damit sah es auch in diesem Lazarett sehr windig aus. Es waren wohl einige Pflegerinnen da, aber viel zu wenig für die Menge Verwundeter. Die meiste Arbeit wurde von Soldaten besorgt, die nicht die geringste Ahnung von Hygiene und Sauberkeit hatten. Die wenigen Ärzte konnten nicht überall sein und schienen auch nicht allzu großen Wert auf Reinlichkeit zu legen.

Frau Kowalla wurde gleich tüchtig angespannt, aber sie fand immer noch Zeit, öfter nach Lena zu sehen, die vierzehn Tage fest zu Bett lag. Ebenso lange mußte sie sich noch schonen, bis ihre volle Kraft wiedergekehrt war und sie sich wieder den Verwundeten widmen konnte.

Der russische Soldat, der unter böswilliger Leitung so schrecklich in Ostpreußen gehaust hat, ist in Wirklichkeit ein großes Kind. Er ist grausam und weichherzig, tapfer und feige, je nach Umständen, wobei es nur darauf ankommt, wozu er angeleitet wird ...

Die Verwundeten lagen still und in ihr Schicksal ergeben, in ihren Betten ..., nur ihre Augen bettelten, wenn sie Hunger hatten oder sonst etwas haben wollten. Am größten war der Hunger nach Zigaretten. Selbst Leute mit einem Lungenschuß wollten durchaus rauchen, sobald es ihnen ein bißchen besser ging.

Täglich kam neuer Nachschub und Frau Kowalla erfuhr, weil sie russisch sprach, von den frisch eingelieferten Verwundeten soviel, daß sie sich ein Bild der Kriegslage machen konnte. Im Oktober hatten die Deutschen in Masuren wieder eine große Schlacht gewonnen und die Russen aus Lyck herausgeworfen. Aber dann hatte ihr Vordringen wieder gestockt und nun lagen sich die beiden Fronten auf ostpreußischem Boden gegenüber ...

Eines Tages war ein Transport verwundeter Offiziere angekommen und in einem großen Zimmer untergebracht worden. Der alte Oberstabsarzt, der nur die beiden deutschen Schwestern bei Operationen zuzog, betraute sie auch mit der Pflege der verwundeten Offiziere. Trotzdem fanden sie noch Zeit, sich um die verwundeten Deutschen zu kümmern, von denen eine ganze Anzahl im Lazarett lag.

Lena hatte allmählich soviel russisch gelernt, daß sie sich mit den Kranken über die täglichen Vorkommnisse unterhalten konnte. Eines Tages wurde sie von einem Leutnant, der wegen eines Schusses im rechten Arm nicht schreiben konnte, gebeten, ihm einen Brief an seine Braut zu schreiben ... Sie erwiderte ihm auf deutsch, sie könnte nicht russisch schreiben, sie sei eine Deutsche ... Erstaunt rief der Leutnant es seinen Kameraden zu und sprach dann deutsch weiter: „Oh, schade ..., ich sehe, Sie sind auch verlobt ... Ich dachte, Sie würden mir gern diesen kleinen Dienst erweisen ..."

„Sehr gern," erwiderte Lena, „wenn ich es könnte, aber ich kann Ihnen helfen ... Meine Freundin spricht und schreibt fertig russisch."

Es dauerte nicht lange, da kam Frau Kowalla herein und erklärte sich bereit, den Brief zu schreiben. Während der Leutnant diktierte, hörte Lena, die am Bett nebenan zu tun hatte, den Namen ihres Verlobten, Nikolai von Roth, aussprechen. Ein jähes Rot stieg in ihr Gesicht empor.

Hastig drehte sie sich um. „Herr Leutnant, was wissen Sie von Nikolai von Roth? Er ist mein Bräutigam."

„Schwester Lena, Sie sind die Braut meines Hauptmanns? Meines verehrten Hauptmanns? Ach, welch ein prächtiger Mensch!"

Und nun begann er unaufgefordert von Nikolai zu erzählen. Wie durch ein Wunder

Digitized by Google

war ihre Kompagnie aus der Schlacht von Tannenberg entronnen, hatte dann an den erbitterten Kämpfen bei Augustowo teilgenommen, wobei sie mehr als die Hälfte ihres Bestandes verlor und lag jetzt in einem Fort vor Kowno . . .

Lena wurde bei der Erzählung des Leutnants immer abwechselnd blaß und rot. Sie wagte keine Frage zu tun, um den Erzähler nicht zu unterbrechen, aber jetzt brach es stürmisch aus ihr hervor: „Hier in Kowno, Herr Leutnant? Ach Gott, wenn ich ihm doch Nachricht geben könnte, daß ich hier bin."

„Aber Schwester Lena, das ist doch sehr einfach. Schreiben Sie, verehrte Frau: ‚Lieber Nikolai, ich liege verwundet hier in der Dragoner-Kaserne. Ich habe dir eine sehr wichtige Nachricht mitzuteilen. Komm so schnell als möglich. Dein Sergei Alexandrowitsch'. So und nun rufen Sie mir eine Ordonnanz herein."

In fieberhafter Aufregung ging Lena von Bett zu Bett, ihre Augen, die sonst wie ein paar Kohlen funkelten, leuchteten in verklärtem Glanz. Sie mußte sich beschäftigen, um den Aufruhr ihrer Seele zu bändigen. Bis jetzt hatte sie die tiefe Sehnsucht nach dem über alles geliebten Mann fest in sich verschlossen getragen und nicht einmal Frau Kowalla, die ihr eine aufrichtige Freundin geworden war, einen Blick in ihr Herz tun lassen. Jetzt brach die ungestüme Freude in ihr unaufhaltsam hervor. Die verwundeten Offiziere, die sie alle dankbar verehrten, nickten und lächelten ihr zu. „Nur Geduld, Schwester . . . Wir freuen uns alle mit Ihnen."

Eben hatte Lena mit dem Verteilen des Nachmittagkaffees begonnen, als Nikolai von Roth ahnungslos eintrat. Mit einem Blick hatte er seinen Leutnant herausgefunden und schritt auf sein Bett zu. Da rief jemand hinter ihm: „Nikolai!"

Alles Blut wich aus seinem gebräunten Gesicht. Seine Augen weiteten sich . . . „Lena! Du hier?"

Da war nicht einer unter den verwundeten Offizieren, dem nicht die Tränen in die Augen traten . . .

Nun begann für Lena eine Reihe glücklicher Tage. Nikolai kam fast täglich auf ein paar Stunden. Unter anderem erzählte er ihr auch, daß gegen ihn und Bogdan eine Untersuchung wegen des Todes seines Sekretärs von Iwolski eingeleitet worden sei. Erst vor wenigen Wochen habe sich die Sache zur Zufriedenheit aufgeklärt. Lena führte diese Wendung wohl mit Recht auf ihre Aussage vor dem Auditeur zurück.

Von Bogdan hatte er schon seit dem Herbst keine Nachricht. Auf seine Erkundigungen hatte er die Mitteilung erhalten, daß er vermißt werde. Dann hatte er noch durch Kameraden erfahren, daß er nach Aussage eines Gemeinen verwundet und aller Wahrscheinlichkeit nach in die Hände der Deutschen gefallen sei . .

Bald merkte Lena den inneren Zwiespalt in der Seele ihres Bräutigams. Er tat seine Pflicht als russischer Offizier und nahm seine Pflicht ernster als viele seiner Kameraden. Aber sein Herz stand auf Deutschlands Seite. Er erzählte, daß er seines Namens und seiner Abstammung wegen besonders in der ersten Zeit angefeindet und mißtrauisch beobachtet wurde. Er habe seine Zunge sehr hüten müssen und sei mehr als einmal nahe daran gewesen, seine Überzeugung zu verraten, wenn seine Kameraden in der Trunkenheit übermütig prahlten und von ihrem baldigen Einzug in Berlin fabelten . . .

Nach einiger Zeit begann er in Lena zu dringen, sich mit ihm kriegstrauen zu lassen.

Das war eine schwere Versuchung für Lena. Sie hing mit heißer Liebe an ihrem Verlobten, sie verehrte ihn, weil sie ihn als edlen, aufrichtigen Menschen hochschätzte . . . Ja, als Tochter ihrer Mutter wußte sie auch die Bedeutung einer Eheschließung abzumessen . . . Aber sie weigerte sich. Erst gebrauchte sie die Ausrede, sie hätte doch gar keine Papiere, und als Nikolai das für nebensächlich erklärte, sagte sie ihm offen, daß sie sich trotz aller Liebe nicht dazu entschließen könnte, ihm jetzt und so lange er noch als Feind ihrem Vaterlande gegenüberstände, ihre Hand zu reichen. Das würde ihr wie Fahnenflucht vorkommen . . .

Als Nikolai nichts darauf erwiderte, faßte sie ihn zärtlich um und sagte unter Tränen

Digitized by Google

lächelnd: „Sieh mal, ich kann doch auch hier im Lazarett nicht fahnenflüchtig werden. Ich bin ebenso nötig wie Frau Kowalla, nicht bloß, um deine verwundeten Kameraden zu pflegen, sondern auch meine Landsleute . . .“

Nun gab Nikolai sich zufrieden und drang nicht weiter in sie.

Dann kam die große Winterschlacht in Masuren. Sie brachte so viel Verwundete, daß alle Räume überfüllt waren. Selbst auf den Korridoren lagen Schwerverwundete und Sterbende.

Es gehörten stahlharte Nerven und übermenschliche Kräfte dazu, um in diesem Jammer, Elend und Wirrwarr nicht den Kopf zu verlieren. Die beiden deutschen Schwestern kamen drei Wochen nicht aus den Kleidern und zu einem ungestörten Schlaf. Es läßt sich mit Worten kaum schildern, was die beiden Frauen durchzumachen hatten. Tagelang lagen Schwerverwundete unverbunden auf dem kalten, zugigen Korridor. Täglich hielt der Tod seine grausige Ernte ab und schaffte Platz.

Die Anstrengung und Aufregung war an Lena nicht spurlos vorübergegangen. Sie war zum Umfallen erschöpft, so daß ihr der Oberstabsarzt Ruhe und völlige Zurückziehung von der Arbeit verordnete . . .

* * *

Wieder waren einige Wochen vergangen, als Frau Kowalla ihr die Nachricht brachte, daß die deutschen Truppen die russischen Linien durchbrochen hätten und vorrückten . . . Die Bestätigung folgte bald durch die Menge Verwundeter, die eingeliefert wurden. Es war nicht ganz so schlimm, wie nach der Winterschlacht, aber immer genug Jammer und Elend.

Und dann kam der Tag, an dem der Donner der deutschen Geschütze vernehmbar wurde. Nikolai kam auf eine Minute, um Abschied zu nehmen. Er gehörte zur Besatzung des Forts, das aller Wahrscheinlichkeit nach den ersten Ansturm der Deutschen würde aushalten müssen. Wortlos umfaßte er Lena, küßte sie noch einmal heiß und drückte ihr ein Bündel Papiere in die Hand.

Erst am Abend, als sie für ein halbes Stündchen ihre Kammer aufsuchte, um sich durch Waschen zu erfrischen und einen Happen zu essen, warf sie einen Blick hinein. Es war außer anderen Schriftstücken, deren Bedeutung sie nicht verstand, sein Testament in deutscher und russischer Sprache. Mit wehmütiger Rührung las sie, daß er sie für den Fall seines Todes zur gleichberechtigten Erbin neben seinem Bruder Bogdan eingesetzt hatte und falls Bogdan vor ihm gefallen wäre, zur alleinigen Erbin.

Als sie die Papiere in den Umschlag stecken wollte, fand sie noch einen Zettel. In rührenden Worten versicherte ihr Nikolai seine Liebe und nahm Abschied von ihr. Er habe das Gefühl, daß er diesmal nicht mit dem Leben davonkommen werde. Sie möge nach dem Frieden die Güter um jeden Preis verkaufen und einen anderen tüchtigen Mann mit ihrer Hand glücklich machen . . .

Noch in der Nacht begann das Wegschaffen der Leichtverwundeten. Alle weigerten und sträubten sich. Sie wollten lieber in deutsche Gefangenschaft geraten als sich fortschaffen lassen . . . Lena verband gerade einen Offizier, der auch weggeführt werden sollte, als Frau Kowalla hastig eintrat, sie an den Arm faßte und mit sich fortzog. „Sie müssen sofort zum Oberstabsarzt kommen . . .“

„Aber hier geht es doch nicht zum Oberstabsarzt,“ rief Lena, als ihre Freundin die entgegengesetzte Richtung einschlug . . .

„Schreien Sie doch nicht so . . . Fragen Sie nicht, kommen Sie . . .“ Sie lief voran und zog Lena mit sich fort. Sie stiegen eine wenig benutzte Hintertreppe hinab . . . Immer tiefer, bis in den Kohlenkeller . . . Frau Kowalla leuchtete mit ihrer Taschenlampe umher . . . Da stand im Winkel eine längliche Kiste, auf die sie sich setzten.

„Nun sagen Sie bloß, was ist los, weshalb verschleppen Sie mich bis in den Keller?“

„Der Auditeur sucht uns wieder. Ich stand gerade an der Treppe, als er mit zwei Soldaten in die Tür kam. Zum Überfluß hörte ich noch, wie er nach uns fragte . . .“

„Was will der Kerl bloß von uns?“

„Von uns? Nein, er will Sie in seine

Digitized by Google

Gewalt bringen und mich will er Ihnen zur Gesellschaft mitnehmen. Solange Ihr Bräutigam hier ein und aus ging, hat er sich nicht an uns herangetraut ... Jetzt müssen wir hier aushalten, bis unsere Landsleute uns befreien."

Aber allzu lange hielt es die tätige Frau nicht in dem Versteck aus. Schon nach einer Stunde schlich sie die Treppe hinauf und wagte sich schließlich noch weiter vor ... Alles still, alles finster ... Alle Türen offen. Nur ab und zu vernahm sie Stöhnen eines Verwundeten. Dann hörte sie jemand laut fluchend den Korridor entlang kommen. An der Stimme erkannte sie den alten Oberstabsarzt. Sofort ließ sie ihre Lampe aufleuchten und trat ihm entgegen.

„Ach Sie sind es, Frau Kowalla ... Wo haben Sie gesteckt? Da war so ein verrückter Auditeur, der wollte Sie und Schwester Lena durchaus wegführen ... Was will das verdammte Hundsblut von Ihnen?"

„Das ist, wie ich glaube, ein Privatgeschäft des Herrn Auditeurs, der Schwester Lena in seine Gewalt bringen will."

„So? Na, dann machen Sie sich noch für ein paar Stunden unsichtbar, bis die Gefahr für Sie vorbei ist. Ich bleibe hier. Ich habe die Schweinewirtschaft satt, ich will unter Menschen kommen. Zwei Forts sind schon von den Deutschen genommen ... gegen Morgen werden sie wohl in die Stadt eindringen. Haben Sie was zu essen? Nein? Dann kommen Sie in einer halben Stunde wieder. Ich werde etwas holen und hier an der Treppe niederlegen. Auf Wiedersehen, Schwester."

Es war doch gut, daß der alte Herr auch daran gedacht hatte, denn nun, als sie still saßen, meldete sich der Hunger. Sie konnten ihn aber völlig stillen, denn der Oberstabsarzt hatte gut vorgesorgt. Dann legte Frau Kowalla Lenas Kopf an ihre Brust und empfahl ihr, zu schlafen. Sie selbst hatte sich ihr Schultertuch um den Kopf gebunden und sich an die schwarze, kalte Wand gelehnt.

* * *

Gegen Mittag war die vor der Stadt gelegene Kaserne in der Hand deutscher Truppen. Eine Kompagnie Russen hatte noch versucht, das Gebäude zu halten, aber sie war abgeschnitten worden und hatte sich ergeben. Als die beiden Frauen aus ihrem Versteck hervorkamen, war kein Russe mehr im Gebäude ... Sie begannen sich sofort wieder mit den Verwundeten zu beschäftigen. Gegen Abend kamen deutsche Ärzte an und Sanitäter brachten deutsche und russische Verwundete ... Nun gabs wieder alle Hände voll zu tun ...

Mit einemmal schrie Lena laut auf. Sie hatte unter den Verwundeten ihren Bräutigam entdeckt ... Er war ohne Bewußtsein ... schwer verwundet ... Eine Kugel durch die rechte Brust und eine böse Wunde von einem Granatsplitter in der rechten Wade ...

Tag und Nacht wich Lena nicht von seinem Bett, um das geliebte Leben dem Tode abzuringen. Beim Aufschneiden der Beinwunde, in der noch ein Stück des Splitters steckte, wurde Nikolai munter. Ein glückliches Lächeln flog über sein Gesicht, als er Lena erkannte ...

Wochenlang rang die Kunst der Ärzte und Lenas aufopfernde Pflege mit dem finstern Verhängnis, das mehr als einmal seine kalte Knochenhand nach dem wunden Mann ausstreckte ... Aber menschliche Kunst und Liebe trugen den Sieg davon. Langsam schritt die Besserung fort. Und erst als der Herbst die Blätter gelb und rot zu färben begann, war Nikolai außer Gefahr.

Ohne Mühe setzte Lena es durch, daß er nach Königsberg geschafft wurde und sie ihn begleiten durfte. Als sie ihn dort in sicherer Obhut und treuer Pflege untergebracht hatte, setzte sie sich auf die Bahn und fuhr nach Hause. Sie hatte sofort, als die Verbindung mit der Heimat hergestellt war, Nachricht nach Hause gegeben und lange Briefe erhalten, die ihr viel Neues und nur Erfreuliches berichteten ... Ihre Schwester Erdmute hatte den alten Braczko geheiratet und lebte mit ihm sehr glücklich ... Der Mutter ging es sehr gut ... sie hatte keine Sorgen mehr ... Die Wirtschaft wurde von einem Inspektor geleitet, den der Schwiegersohn eingesetzt hatte ... und was sich sonst noch alles in Keimkallen und Berschkallen ereignet hatte.

Digitized by Google

Mit frohem Herzen saß sie in der Bahn. Auch sie hatte Großes und Schweres durchgemacht ... aber sie hatte sich ihr Lebensglück erkämpft ... Ja, sie konnte mit vollem Bewußtsein sagen, daß sie ihr Glück dem Schicksal abgerungen hatte ... Ihr Bräutigam war gerettet ... und was ihr noch mehr wert war, er hatte sein inneres Gleichgewicht und seine Seelenruhe wiedergefunden. Seine Güter waren durch den Vorstoß Hindenburgs in deutscher Hand ... und würden es fortan bleiben ... Er konnte und wollte wieder ein Deutscher werden ...

---

8. Kapitel.

Der glückliche Bräutigam, der den Titel Onkel nur noch von Malvine zu hören bekam, hatte mit großer Energie alle Hindernisse beseitigt, die seiner baldigen Verheiratung im Wege standen. Allerdings mußte die Hochzeitsgesellschaft eine Stunde über Land fahren, um einen Standesbeamten und eine Kirche mit dem dazugehörigen Pastor zu finden.

Das Versprechen, für seine Schwägerinnen Brautführer zu besorgen, hatte Braczko allerdings nicht erfüllen können. Dafür hatte er jeder ein schönes Kleid geschenkt, was sie einigermaßen mit dem Fehlen der versprochenen Jägeroffiziere aussöhnte.

Dann gab es nach der Rückkehr ein sehr vergnügtes Festmahl, zu dem auch Malvine mit „ihrem Jungen" erschienen war. Sie hatte, um die Freude nicht zu stören, die Trauer abgelegt und sah frisch und blühend aus.

Georginne war in froher Erwartung. Sie erwartete sehnsüchtig nicht nur ihr Kindchen, sondern auch ihren Gatten. Paul hatte geschrieben, er würde es, wenn irgend möglich, einzurichten suchen, daß er Pfingsten auf Urlaub käme. Sie sollte sich aber nicht zu fest darauf verlassen ...

Nun schaute sie fleißig nach ihm aus und zählte die Stunden ... Sie war aber sonst sehr tapfer. Sie kannte keine Furcht und keine trüben Ahnungen. Ja, sie erwartete ihre schwere Stunde mit Sehnsucht und hatte nur den einen Wunsch, ihrem Gatten einen kräftigen Jungen in den Arm legen zu können ..

Vater Braczko hatte umsichtig alle Vorbereitungen getroffen. Schon seit einigen Tagen weilte eine ältere, freundliche Dame in Keimkallen, die schon manchem jungen Erdenbürger zum ersten Schritt in das irdische Dasein verholfen hatte ... und die Kutschpferde standen angeschirrt, um in wenigen Minuten abfahren zu können, wenn Frau Gutbier es für nötig hielt, den Arzt holen zu lassen.

Am heiligen Abend vor Pfingsten klingelte das Telephon. Frau Strawischke wollte Braczko sprechen.

Der junge Ehemann sprang schnell auf. „Herrschaften, die Schwiegermutter ruft ..."

Er nahm die Hörer ab. „Hier dein gehorsamer Schwiegersohn."

„Paul ist eben angekommen. Wie geht es Georginne? Bereitet sie in kluger Weise vor, damit sie keinen Schreck kriegt."

„Was soll ich mit dem Waggon Saatkartoffeln jetzt anfangen? Ich kann ihn doch heute nicht mehr entladen lassen", erwiderte Braczko. Frau Strawischke begriff sofort, daß er nicht so antworten konnte, wie er wollte ... „Ich lasse eben anspannen, in einer guten halben Stunde ist er da."

„Na, wenn der Wagen durchaus gebraucht wird, dann schick ein paar Leute von dir hinüber und laß ihn wenigstens abladen ... Was? Du hast keine Leute? ... Na, dann muß der Wagen so stehen bleiben ... ich habe auch keine. Na, sonst geht's gut, ja? ... Bei uns auch ... Auf Wiedersehen."

Mit der unschuldigsten Miene, kam er wieder an den Tisch ... Georginne sah ihn forschend an ...

„Vor 'ner Viertelstunde muß doch der Nachmittagszug angekommen sein."

„Ja der wird wohl angekommen sein."

„Vater, deine Stimme klang so merkwürdig, als du mit einemmal von Saatkartoffeln zu sprechen anfingst ..."

Braczko zuckte mit der scheinheiligsten Miene die Achseln. „Kindchen, du bist nervös ..."

Digitized by Google

„Nein, Vater, ich bin bloß voll sehnsüchtiger Erwartung. Ich werde nicht erschrecken, wenn du mir jetzt sagst: Paul ist in Schorellen angekommen."

„Vielleicht ist er auch gekommen . . . Ja mein Kind, er ist da."

Georginne stieß keinen Schrei aus, sie fiel auch nicht in Ohnmacht, sondern sie stand ruhig auf und sagte: „Gebt mir ein Tuch, ich will ihm entgegengehen."

Doch dagegen erhob Frau Gutbier Einspruch . . . Sie wußte wohl, warum . . . „Gedulden Sie sich bloß noch eine halbe Stunde, liebe, gnädige Frau . . . Sie müssen ruhig bleiben, Sie dürfen sich nicht aufregen."

„Ich bin ja schon ganz ruhig", erwiderte Georginne lächelnd.

„Aber ich halte es im Zimmer nicht aus."

„Na, dann setzen Sie sich auf die Veranda . . . aber erst gehörig einhüllen . . ."

„Mein Gott, als wenn ich eine Zuckerpupp' wär' . . ."

„Sie sind viel mehr, gnädige Frau . . ."

Gehorsam ließ sich Georginne einen großen Radmantel umlegen und ihre Füße mit einem Tuch umhüllen. So saß sie still da und wartete auf ihren Gatten. Der Abendhimmel war wie von Glut begossen und der Widerschein legte einen rosigen Schimmer auf ihr Gesicht . . . Die Bäume hatten zaghaft ihre ersten Blätter entfaltet . . . Wie ein grüner, heller Schimmer lag es auf den Birken, deren tief herabhängende dünnen Äste von einem leisen Windhauch geschaukelt wurden. Im Garten sang eine Amsel. Dazwischen schmetterte der Buchfink seine kurze Strophe.

Leute vom Gut kamen vorbei und grüßten und beim Gruß leuchteten ihre Augen vor Freude. Georginne rief einige Frauen an und fragte sie nach der Wirtschaft . . . und dann sagte sie ihnen freudig und stolz lächelnd: „Heute kommt der junge Herr, mein Mann."

Dann glaubte sie ein dumpfes Rollen zu hören. Es war aber nur ein Arbeitswagen, der mit Maien beladen aus dem Walde zurückkam. Aber nun, jetzt war es keine Täuschung . . . jetzt bogen die Schoreller Schimmel um die Ecke des Schafstalles . . . Noch ehe der Wagen hielt, sprang Paul heraus und stürmte durch den Garten zur Veranda . . . . Georginne hatte aufstehen wollen, aber nun versagten ihr die Knie . . . Nur die Hände streckte sie weit aus nach dem geliebten Mann. Er kniete nieder, um sie in seine Arme zu schließen. Erdmute und Braczko standen hinter der Glastür.

Erdmute wollte sofort heraus, aber ihr Mann hielt sie zurück . . . „Frauchen, solche Augenblicke darf man nicht stören, sie sind sehr selten im Menschenleben . . ."

Paul sah unbeschreiblich aus. Den ganzen Dreck des Schützengrabens hatte er noch an seinen Kleidern . . . Eine Nacht durch war er in einem Panjewagen gefahren, die drei Nächte vorher war er auch nicht aus den Kleidern und zur Ruhe gekommen . . . „Rüstet mir vor allen Dingen ein Bad und holt mir Zivilkleider und frische Wäsche vor . . . Erst muß ich wieder ein Mensch werden . . ."

Beim Abendbrot schon kämpfte er mit der Müdigkeit, und als Vater Braczko ihn zu einer Flasche Rotspohn einlud, wehrte er lachend ab . . . Da nahm ihn Georginne unter den Arm und brachte ihn zu Bett . . . Lachend kam sie zurück. Er war eingeschlafen, kaum, daß er beide Beine im Bett hatte . . .

Und er schlief und verschlief alles . . . Er hörte nicht, daß Frau Gutbier Georginne auch bald danach ins Bett hineinkomplimentierte und daß der Wagen vom Hof fuhr, den Vater Braczko nach dem Arzt schickte . . . Er wußte, als er aufwachte nicht, daß er neugebackener Vater war . . .

* * *

Vater Braczko hatte schon eine ganze Weile ungeduldig an seinem Bett gesessen. Als Paul endlich die Augen aufschlug, meinte er: „Na, du hast einen gesunden Schlaf, mein Junge . . . Aber nun steh mal schnell auf und zieh dich an, Georginne hat eine kleine Überraschung für dich . . . einen strammen Jungen" . . . schrie er fast heraus.

Digitized by Google

Paul sprang mit beiden Beinen aus dem Bett und faßte ihn um. „Vater, ein Junge?"

„Vater, ich versteh immer Vater. Das bist du jetzt. Ich bin Gott sei Dank schon Großvater."

Lachend fuhr Paul in die Kleider . . . „Nun komm schon, waschen kannst dich nachher, hast ja gestern Abend gebadet", drängte Großvater Braczko . . . und während Paul zu Georginne hineinging, setzte sich der überglückliche Großvater ans Telephon, um nach Berschkallen und Schorellen die Freudennachricht zu melden . . .

Malvine kam bald mit ihrem Jungen angefahren. Sie war freudig erregt. Aber dann holte sie einen Brief hervor, der die Nachricht enthielt, daß Kurt schwerverwundet, mit zerschmetterter Kniescheibe in einem Feldlazarett dicht hinter der Front läge. „Trotzdem soll er sobald als irgend möglich im Auto weggeschafft werden, weil es nicht ausgeschlossen ist, daß unsere Truppen dort noch einmal zurückgehen müssen."

„Nun laß bloß den Kopf nicht hängen, Kind," rief Großvater Braczko, der den kleinen Paul Eberhard auf dem Schoß hatte. „Wenn er bloß nicht den Russen in die Hände gefallen ist, dann ist schon alles gut . . . Unsere Ärzte werden ihn schon auskurieren."

„Ja, es ist bloß die Frage, ob ihm das Bein nicht abgenommen werden muß."

„Ach, Gott, Malvine, ein lebendiger Mann mit einem Bein ist immer noch besser als ein Toter . . . Nun steck mal ein anderes Gesicht auf, Malvine. Das ist der Heimatschuß für Kurt. Denk bloß daran, wie tapfer Georginne ist, obwohl sie weiß, daß Paul nach acht Tagen wieder weg muß."

„Ja, du hast recht, Onkel," erwiderte Malvine, man muß jetzt schon glücklich sein, wenn man nur einen Invaliden zurückbekommt. Wir wollen das Beste hoffen . . ."

Pauls Urlaub war wie im Flug verronnen. Die junge Mutter war sehr tapfer gewesen, als er Abschied nahm . . .

Acht Tage später kam die Nachricht von Kurt, daß er nach Königsberg gebracht worden sei . . . Er werde das Bein nicht verlieren, aber er werde ein steifes Bein behalten. Da setzte sich Malvine mit „ihrem Jungen" auf die Bahn und fuhr zu Kurt. Großvater Braczko schmunzelte und machte allerlei Andeutungen, aber Erdmute verwies es ihm. Malvine werde Bogdan von Roth nie vergessen und ebensp wenig Kurt seine Madeline.

„Werden wir erleben, werden wir sehen", erwiderte der junge Ehemann mit philosophischer Ruhe . . .

* * *

Der Sommer war vergangen, der Wind fuhr bereits über die Stoppeln und die Stare zogen in gewaltigen Scharen umher, als wenn sie sich für den Flug nach dem Süden rüsteten. Da wurde eines Tages das Berschkaller Wohnhaus bekränzt . . . Malvine hatte schon einige Tage daran herumgeputzt. Neue Möbel waren angekommen und aufgestellt. Das ganze Haus glich einem Schmuckkästchen.

Der Gutsherr wurde erwartet . . . Während Malvine mit dem kleinen Paul, der schon die ersten Gehversuche machte, zur Bahn fuhr, sammelten sich die Gutsleute in festlicher Kleidung auf dem Hof. Es waren manche neuen Gesichter darunter, die ihren Herrn noch nicht kannten, aber in der Hauptsache war der alte Stamm geblieben . . . Sie waren alle freudig erregt, denn sie hingen an ihrem Herrn, der ihnen nie Überlast zugemutet und in den Tagen der schweren Not wie ein Vater für sie gesorgt hatte.

Dann brauste der Wagen mit zwei mutigen Trakehnern bespannt, heran. Kurt von Berg stieg aus. Noch ein bißchen bleich sah er aus, aber sonst ganz frisch und munter. Das Bein war nicht nur steif, sondern auch ein ganz klein wenig gekrümmt . . . Erst hob er seinen Buben aus dem Wagen, dann reichte er Malvine die Hand . . .

Wie auf ein Zeichen nahmen die Männer die Mütze ab. Der alte Hofmann trat vor. Er sollte und wollte eine Rede halten, bekam aber nichts weiter heraus als „Willkomm tu Hus, gnädiger Herr."

Digitized by Google

Aber das genügte. Kurt schüttelte ihm die Hand und nacheinander allen Männern, die an ihn herantraten. Die meisten konnte er mit Namen benennen und begrüßen . . .

* * *

Wieder waren Wochen vergangen. Im Wohnzimmer, wo Malvine einen Kamin hatte einrichten lassen, brannte abends schon immer ein helles Feuer, das Kurt sehr liebte. Er konnte trotz seines Beines ausreiten . . . Manchmal fuhr er auch in dem leichten Wägelchen, das schon Malvine benutzt hatte, aufs Feld . . . und immer hatte er seinen kleinen Buben mit, der mit großer Liebe an ihm hing. Aber mit nicht geringerer Liebe an seiner Pflegemutter, und mit Rührung sah Kurt, wenn Paul Eberhardt bei der Rückkehr jauchzend auf Malvine zulief und nicht eher ruhte, bis sie ihn hoch hob und herzte . . .

Eines Tages kam, was Malvine mit geheimer Furcht schon lange hatte kommen sehen . . . Kurt trat an sie heran und sagte: „Malvine, weshalb gehen wir so nebeneinander her? Ich brauche Liebe und ich brauche eine Mutter für meinen Jungen. Kannst du dich entschließen, mir die Hand zu reichen und meinem Kinde eine Mutter zu sein?"

Sie wich einen Schritt zurück. „Kurt, ich kann es nicht . . . ich kann Bogdan nicht vergessen. Er lebt noch in meinem Herzen."

„Ich habe auch Madeline nicht vergessen. Aber das Leben will auch sein Recht. Wir können nicht jahrelang so nebeneinander hergehen. Und ich habe dich lieb, Malvine, ich habe dich sehr lieb, Madelinens Bild hat sich in meinem Herzen mit deinem verbunden . . . und du kannst Bogdan ein treues Gedenken bewahren. Das wird mich nicht stören. Ich bitte dich, sag mir kein starres Nein, das mich schwer treffen würde. Laß mir die Möglichkeit, um deine Zuneigung zu werben, bis die Erinnerung verblaßt und der Schmerz völlig geschwunden ist."

Jetzt wurde Malvine rot und schwieg verlegen, denn eben in diesem Augenblick hatte Malvine gefühlt, daß Kurt ihr nicht gleichgiltig war. Kurt war auch zurückgetreten und sah sie zweifelnd an. Er wußte nicht, wie er ihr Schweigen deuten sollte, als Zustimmung oder Ablehnung. Da wurde die Tür aufgestoßen, Paul Eberhardt kam hereingesprungen. Erst faßte er seinen Vater um ein Knie und rief „Papa" . . . und dann zog er seinen Vater, daß er einen Schritt tun mußte und noch einen. Und nun faßte er auch seine Pflegemutter um und rief jauchzend: „Mama" . . .

„Malvine," sagte Kurt leise, „für das Kind sind wir Papa und Mama . . . weshalb wollen wir es nicht auch in Wirklichkeit sein?"

Da neigte sie noch tiefer errötend ihren Kopf, und nun deutete Kurt das Zeichen richtig. Erst hob er seinen Jungen auf den Arm und dann schlang er den anderen um Malvine. Und während er sie küßte, tätschelte das Bübchen beiden die Backen und küßte sie umschichtig.

Glücklich lächelnd sah Malvine zu ihm auf. „Ich habe ja nicht gewußt, wie lieb ich dich habe . . . und Bubi will mich doch durchaus als Mama haben . . ."

Der Roman **„Herd und Schwert"** erscheint demnächst im Verlage von Otto Janke und ist zum Preise von Mk 4,—, geb. Mk. 5,— durch jede Buchhandlung zu beziehen und wird auf allen Bahnhöfen ausliegen. Wenn Buchhandlungen nicht zu erreichen sind, nimmt auch der Verlag Otto Janke, Berlin, Anhaltstraße 8, Bestellungen entgegen.

Digitized by Google

Der Walzerkönig / Roman von Freiherr von Schlicht

10. Fortsetzung.

Thekla schalt auch wirklich, als sie eine kleine halbe Stunde später zurück kam und bei ihrer Mutter eintrat. Die hatte bisher den Strauß auf der Bettdecke liegen gehabt und mit ihren schlanken Händen die schönen Knospen und Blüten geliebkost. Als sie aber Theklas Schritte hörte, legte sie die Blumen rasch auf einen Stuhl neben ihr Bett, aber das half ihr nichts, denn Thekla machte ihr ernstlich Vorwürfe: „Der Arzt hat es streng verboten, Mutter, daß es hier im Zimmer nach Blumen duftet und jetzt ist das ganze Zimmer mit diesem Geruch erfüllt. Nein, das geht nicht, ich stelle den Strauß nach nebenan. Aber damit du für den wenigstens eine kleine Entschädigung hast, bringe ich dir auch zwei Rosen mit. Eigentlich sind es ja drei, aber Leutnant Kammler hat mich so gebeten, eine für mich zu behalten, daß ich ihm seinen Wunsch nicht abschlagen durfte", und auf eine Frage ihrer Mutter setzte sie hinzu: „Ja, ich habe Leutnant Kammler ganz zufällig getroffen. Er brauchte heute ausnahmsweise seine Rekruten nicht zu exerzieren. Das Warum weiß ich nicht mehr, ich glaube, die empfangen Sachen auf der Kammer oder etwas Ähnliches. Na, genug, er sprach mich an, um sich bei mir zu erkundigen, wie es dir ginge, dann bat er, dir ein paar Rosen schicken zu dürfen und fragte mich, ob ich wohl so freundlich sein wollte, die dir mitzunehmen. Das versprach ich ihm schon deshalb, damit er dir nicht zu viel Blumen schickte, er ist doch arm. Ich ging deshalb auch mit in das Geschäft, um aufzupassen, daß er nichts verschwende. Aber zwei Rosen für dich und eine für mich, unter dem tat er es nicht und wenn ich mich auch stellte, als hörte ich nach dem Preis nicht hin, so verstand ich doch, daß er für das Stück eine Mark zahlen mußte."

„Dann hättest du das nicht zugeben dürfen", schalt nun ihrerseits die Mutter.

„Ich wollte es auch nicht," verteidigte Thekla sich, „aber ich konnte ihm doch nicht vor der Verkäuferin zurufen: ‚Herr Leutnant, Sie täten besser, diese drei Mark für Essen und Trinken anzulegen.' Und du hättest nur sehen sollen, wie sein Gesicht strahlte, als er mir die Blumen einhändigte und als ich mir die Rose, die für mich bestimmt war, in das Knopfloch meiner Pelzjacke steckte."

„Auch das hättest du nicht tun sollen," warf die Mutter ein, „denn wenn auch lachend und scherzend hast du mir manchmal davon erzählt, wie Leutnant Kammler sich um dich bewirbt. Wer weiß, ob der heutige Vormittag nicht Hoffnungen in ihm erweckt hat, von denen du allein wissen kannst, ob sie sich jemals erfüllen werden."

Aber die Mutter wartete vergebens auf eine Antwort. Thekla tat absichtlich, als hätte sie die letzten Worte gar nicht gehört, sondern meinte nach einer kleinen Pause nur: „Ich will nun Hut und Jacke ablegen, Mutter, dann möchte ich rasch einen kurzen Brief schreiben. Hinterher leiste ich dir wieder Gesellschaft. Wenn ich dir zu lange fortbleiben sollte, brauchst du mich nur rufen zu lassen."

„Ja geh', mein Kind", stimmte die Mutter ihr bei, da sie erriet, daß Thekla mit ihren Gedanken allein sein wolle.

Das war auch der Fall. Als Thekla ihr Zimmer betrat und sich dort ausgezogen hatte, dachte sie nicht an das Briefschreiben, sondern sie zündete sich eine Zigarette an und dachte nach. Immer wieder sah sie das freudestrahlende Gesicht vor sich, mit dem Kammler sie begrüßte, als sie sich ganz zufällig begegneten. Noch nie hatte ihr ein Gesicht so entgegengestrahlt wie das seine. Das hatte sie gerührt, hatte sie für ihn eingenommen, schon weil sie sich unwillkürlich sagte: „Wie muß der dich lieben, wenn schon dein Anblick ihn in solches Entzücken versetzt." Und schon weil sie sich derartig geliebt sah, hatte sie ihrerseits, wenn auch keine Liebe, so wenigstens eine herzliche Zuneigung für ihn empfunden. Nun prüfte sie sich daraufhin, ob sie ihn wohl jemals werde lieben können. Gewiß, ihre Liebe gehörte Horst von Iring, aber die Liebe war aussichtslos und schien es auch bleiben zu sollen, denn daß der nach wie vor Orlas Nähe nur deshalb suchte, weil sie die beste Tänzerin war, das glaubte er wohl selber nicht. Hatte es da

Digitized by Google

für sie noch einen Zweck, weiter auf ihn zu hoffen, war es da nicht für sie viel vernünftiger, sie gehörte Leutnant Kammler, ganz abgesehen davon, daß sie ein gutes Werk tat, wenn sie den durch ihre Mitgift von seinen Sorgen befreite? Schon aus Dankbarkeit würde der nie aufhören, sie zu lieben und alles zu tun, was er nur konnte, um sie glücklich zu machen. Sicher hatte gerade er als Mensch seine Eigentümlichkeiten, aber die würde sie ihm mit der Zeit schon abgewöhnen und sie würde ihn dahin bringen, daß er ihr zu Hause nicht von seinen Soldaten, von seinem Dienst und ähnlichen Sachen sprach.

Dann aber dachte sie wieder an Horst von Iring.

Zu derselben Stunde aber saß Kammler in seiner Wohnung und dachte an Thekla. Nur an sie, denn für ihn gab es schon längst kein anderes weibliches Wesen auf der Welt mehr. Glückstrahlend war er nach Hause gekommen. Allerdings, die drei Mark, die er für die Rosen ausgab, warfen sein ganzes Monatsbudget über den Haufen, er mußte sich seine paar Groschen von neuem auf das Gewissenhafteste einteilen, um mit denen zu reichen, aber das sollte seine Freude über die Begegnung mit Thekla nicht stören. Wie bezaubernd hübsch die heute wieder aussah und wie außerordentlich nett und liebenswürdig sie gegen ihn gewesen war. Noch viel netter als sonst, so nett wie ein junges Mädchen eigentlich nur dann gegen einen Herrn sein kann, wenn sie ihn liebt.

In der glücklichsten Stimmung kam er nach Hause, um auch heute wieder aus der Kommode zu frühstücken. Aber als er die aufzog, war die leer, trotz allen Suchens fand er auch heute nichts wie ein paar Semmeln und etwas Butter und gerade heute hätte er so gern zur Feier des Tages mit vollen Backen eine recht dick mit schöner Wurst belegte Semmel verzehrt. Nun mußte er wieder alles nur in der Einbildung genießen und er nahm sich vor, nachher seinen neuen Burschen gehörig auszuschelten, weil der so schlecht für ihn sorgte. Sein alter Bursche, der Musketier Brandt, war krank, der war in der Kaserne auf der Treppe ausgeglitten und lag mit einem verknackten Fuß im Lazarett. Sein Stellvertreter aber füllte seinen Posten schlecht aus. Der verstand nicht zu wirtschaften, bei dem war das Geld alle Augenblicke alle, während es bei dem alten Burschen manchmal sogar überraschend lange gereicht hatte. Der neue Bursche kaufte auch viel zu teuer ein. Daß der ihn dabei betrog, hielt er zwar für völlig ausgeschlossen, aber er wollte ihm doch zu verstehen geben, daß er absolut nicht begriffe, wo der mit dem Gelde blieb.

Das tat er denn auch, als der Soldat bald darauf aus der Kaserne erschien. Der nahm die Vorwürfe zuerst ruhig hin, bis sich seine Wangen doch dunkelrot färbten und bis er plötzlich erklärte: „Wenn der Herr Leutnant es mir nicht übel nehmen wollten, wenn ich mich dagegen verteidigen täte, mich trifft keine Schuld. Bei mir hat die Mark auch nur zehn Silbergroschen, oder hundert Pfennige. Ich schreibe jeden einzelnen, den ich erhalte, ebenso gewissenhaft auf, wie die, die ich ausgebe. Und ich gehe auch, wie der Herr Leutnant mir das befahlen, immer nur des Nachmittags, wenn der Laden leer ist, in das Wurst- und Aufschnittgeschäft, aber ich muß da andere Preise bezahlen, wie mein Vorgänger. Woran das liegt, weiß ich nicht, die Verkäuferin sagt immer, billiger könne sie mir den Aufschnitt nicht lassen, bei dem Brandt sei das etwas anderes gewesen."

Ganz verstand sein Herr das auch nicht gleich, aber plötzlich glaubte er es zu verstehen. Sein alter Bursche, der Brandt, war ein auffallend hübscher, schmucker, flotter Mensch, sein jetziger Bursche aber der Kaspar, war geradezu häßlich. Und da durchfuhr den guten Kammler mit einemmal der Gedanke, der Brandt müsse seine persönlichen männlichen Reize dazu benutzt haben, um bei der Verkäuferin für ihn die Preise zu drücken, oder um sich von der vielleicht für ihn sogar etwas haben schenken zu lassen. Er selbst hatte geglaubt, alles bar und richtig bezahlt zu haben, was er frühstückte und dabei hatte er vielleicht teilweise von dem Liebesverhältnis gelebt, das der Bursche in seinem Interesse mit der Verkäuferin unterhielt. Noch hatte er die Beweise dafür nicht in Händen, daß er mit seiner Vermutung recht habe, aber trotzdem stieg ihm die Schamröte in das Gesicht und zum ersten-

Digitized by Google

mal in seinem Leben schämte er sich seiner Armut. Dann aber sagte er: „Ich habe Ihnen keine Vorwürfe machen wollen, Kaspar, und Sie brauchen nicht so bekümmert dazustehen. An Ihrer Ehrlichkeit habe ich niemals eine Sekunde gezweifelt, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Aber wenn dem so ist, wie Sie sagen, und auch das bezweifle ich natürlich nicht, will ich mich gleich heute mal bei Brandt danach erkundigen, wie alles zusammenhängt. Ich wollte mich ohnedem heute mal nach dem umsehen."

Das war nun zwar nicht seine Absicht gewesen, er hatte diesen Besuch erst für den nächsten Sonntag vormittag geplant, aber nun machte er sich schon heute, gleich nach Beendigung des Nachmittagsdienstes auf den Weg zum Lazarett. Und als er dann nach einer Stunde wieder fortging, wußte er alles. Allerdings, leicht war es nicht gewesen, den Burschen zum Sprechen zu bringen. Aber schließlich hatte er doch gebeichtet, daß er nur deshalb des Nachmittags immer einkaufen ging, weil dann die Inhaber des Geschäftes, sowohl der Mann wie die Frau, einen kleinen Nicker machten. Andere Käufer kamen um diese Stunde fast nie, da hatte sich die Verkäuferin, die rundliche aber sehr appetitliche Berta mit ihm in das kleine Zimmer zurückgezogen, das unmittelbar neben dem Laden lag und je mehr er die Berta da küßte, desto billiger war die hinterher mit den Preisen gewesen. Ja, manches Mal hatte sie ihm sogar den ganzen Aufschnitt geschenkt. „Aber nur mir persönlich, Herr Leutnant," hatte Brandt hinzugesetzt, „die Berta hatte keine Ahnung, für wen die Einkäufe bestimmt waren. Die schwört darauf, daß alles für mich war, denn ich erzählte ihr immer wieder, ich sei ein armer Teufel, und bekäme weder bares Geld noch das kleinste Wurstpaket von zu Hause."

Da hatte er, Kammler, erleichtert aufgeatmet. Gott sei Dank, der Bursche hatte wenigstens nichts von seiner Armut erzählt. Aber trotzdem schämte er sich, als der Musketier auf weiteres Befragen erklärte: „Ja, Herr Leutnant, wieviel die Berta mir im Preise nachließ und wie viel sie mir schenkte, das weiß ich auch nicht so genau. Darüber habe ich nicht Buch geführt, aber so an die hundert Mark werde ich der im Laufe der Zeit wohl abgeküßt haben."

Hundert Mark! Die lasteten auf Kammler, als er nun wieder den Weg zu seiner Wohnung dahinschritt, wie eine Zentnerlast, denn darüber war er sich schon im Lazarett klar geworden, diese hundert Mark mußten dem Mädchen zurückbezahlt werden, lieber heute als morgen. Er mußte das Geld irgendwie auftreiben, es seinem Burschen einhändigen und der mußte dann noch vom Lazarett aus der Berta einen Absagebrief schreiben und dem das Geld wieder beilegen.

Aber woher sollte er das Geld nehmen? Ersparnisse hatte er nicht und daß er seine Mutter um diesen Betrag bat, war ausgeschlossen. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Kasimir mußte helfen, der war als sein zukünftiger Schwager der Nächste dazu. Aber gleich darauf verwarf er diese Idee wieder. Wenn er Kasimir heute schon anborgte, dachte dieser sicher, er würde ihn wenn er erst mit Thekla verheiratet sei, erst recht anborgen und diese Vermutung durfte er in ihm nicht wach werden lassen. So verfiel er auf Horst. Der war reich, der würde ihm sicher mit diesem geringen Betrage aushelfen. Jetzt gleich wollte er ihn aufsuchen, bevor er in das Kasino zum Mittagessen gehen mußte.

Eine halbe Stunde später klingelte er an Horsts Wohnung. Er ließ sich durch das Plakat an der Etagentür nicht zurückschrecken und auch als auf sein Klingelzeichen hin nicht sofort geöffnet wurde, ließ er sich nicht beirren, er klingelte weiter und weiter und endlich wurde die Tür auch geöffnet, aber nur so weit es die angelegte Sperrkette erlaubte. Durch diese Spalte aber rief Horsts Bursche ihm zu: „Es nützt nichts, Herr Leutnant, und wenn der Herr Leutnant bis morgen mittag klingeln, ich darf keinen Besuch vorlassen", und schon wollte er die Tür wieder schließen, aber Kammler kam ihm zuvor und steckte seine Säbelscheide in die Türspalte, während er nun seinerseits dem Burschen zurief: „Und wenn ich bis über morgen mittag hier klingeln soll, ich gehe nicht weg. Ich muß Ihren Herrn Leutnant unbedingt in einer äußerst wichtigen Angelegenheit sprechen. Bitte bestellen Sie ihm das von mir und machen Sie sich Ihretwegen keine Sorgen, ich werde die ganze Schuld auf mich nehmen."

Einen Augenblick zögerte der Bursche trotz-

Digitized by Google

dem noch, dann machte er sich aber endlich auf den Weg, um wenig später mit dem Bescheid zurückzukehren: „Der Herr Oberleutnant lassen bitten", aber während er mit der Hand auf Horsts Wohnzimmer zeigte, setzte er leise hinzu: „Unter uns gesagt, Herr Leutnant, ich ginge da nicht hinein, wenn ich nicht müßte. Was vorgefallen ist, weiß ich nicht. Wir haben heute morgen von dem Generaloberkommando die Lösung einer taktischen Aufgabe zurückbekommen und seitdem sind wir in der denkbar schlechtesten Stimmung."

Und Horsts Stimmung mußte wirklich miserabel sein, das sah Kammler auf den ersten Blick, als er bei dem Kameraden eintrat. Trotzdem reichte der dem Freunde herzlich die Hand und lud ihn ein, Platz zu nehmen, aber Kammler lehnte dankend ab: „Ich möchte dich nicht stören, Iring, wenigstens nicht länger, als unbedingt nötig ist. Der Weg hierher ist mir nicht leicht geworden. Du kennst mich zur Genüge und weißt, daß ich noch nie in meinem Leben Schulden machte, aber trotzdem, ich brauche Geld. Bitte, frage mich nicht wofür, es ist nicht Unehrenhaftes, aber trotzdem könnte ich es dir nicht erzählen, die Sache ist für mich zu peinlich. Also kurz und gut, wäre es dir möglich, mir hundert Mark zu leihen? Allerdings muß ich dir als anständiger Mensch gleich sagen, ich weiß heute noch nicht, wann ich dir die wiedergeben kann. Aber nach und nach werde ich sie mir schon wieder zusammensparen. Sollte ich aber Fräulein Thekla heiraten, wie ich es nicht bezweifle, erhältst du den Betrag sofort zurück, nur darf Fräulein Thekla natürlich nicht wissen, daß ich dich auf diese Heirat hin schon anborgte, sonst käme die vielleicht auf den Gedanken, ich heiratete sie nur dieser hundert Mark wegen."

„So dumm würde Fräulein Thekla schon nicht sein", meinte Horst, der Kammlers langes Geständnis verwundert angehört hatte, denn daß der jemanden anborgte, war ihm unfaßlich. Was mochte da nur vorliegen? Aber er wollte nicht so indiskret sein, danach zu fragen, sondern meinte nur: „Die hundert Mark leihe ich dir selbstverständlich gern und wenn du willst, auch noch mehr. Die Rückgabe eilt gar nicht, die hat zehn Jahre Zeit und länger, aber das sage ich dir gleich, auf die Heirat mit Fräulein Thekla hin borge ich dir nicht fünf Pfennige."

Kammler blickte ganz überrascht, aber völlig entsetzt auf, bis er endlich stotterte: „Das soll doch nicht etwa heißen — willst du damit vielleicht andeuten — um Gottes willen, Iring, sage mir keinen Schrecken ein, du hast mit Fräulein Thekla über mich gesprochen, gestehe mir die Wahrheit, sie liebt mich nicht?"

„Da fragst du mich mehr, als ich beantworten könnte," gab Horst ausweichend zur Antwort, „denn ob sie dich liebt, das wird sie natürlich nicht mir, sondern nur dir sagen. Im übrigen hast du meine Worte falsch gedeutet. Ich wollte mit denen nur sagen, daß es meinem Empfinden widerspricht, dir auf deine etwaige Heirat hin etwas zu borgen, solange du noch nicht einmal verlobt bist."

Kammler atmete erleichtert auf: „Gott sei Dank, also nur deshalb! Ich teile dein Empfinden vollständig, und mir ist es natürlich erst recht peinlich, bei diesem ersten Pump meines Lebens, wenn auch nur ganz im geheimen, an meine spätere Verlobung und Verheiratung mit Fräulein Thekla zu denken."

„Dann denke einfach nicht mehr daran," fiel Horst ihm in das Wort und seine Börse hervorziehend meinte er: „Hier hast du die hundert Mark, ich wiederhole, die Rückgabe hat Jahrzehnte Zeit und wenn du mit den hundert Mark nicht reichst, wenn du mehr haben willst, brauchst du es nur zu sagen."

Kammler stand einen Augenblick unschlüssig und verlegen da. Das freundliche Anerbieten lockte. Er dachte an die drei Mark, die er heute morgen für die Rosen ausgab und die sein ganzes monatliches Budget über den Haufen warfen. Es kostete ihn nur ein Wort und Horst lieh ihm auch diese drei Mark und seine Finanzen waren wieder in Ordnung. Die Versuchung war groß, aber er widerstand. Nein, die Kränkung wollte er Thekla, aber auch sich selber nicht antun, daß er die Blumen, wenn auch erst nachträglich und wenn auch nur gewissermaßen mit gepumptem Gelde besorgte. Deshalb meinte er denn nun: „Nein, danke, Horst, ich habe es mir eben überlegt. Dein Anerbieten ist zwar sehr freundlich, aber ich wüßte wirklich nicht, was ich mit noch mehr Geld anfangen sollte. Wegen Lebens und Sterbens werde ich dir natürlich noch einen Schuldschein ausstellen. Nun aber will ich dich

Digitized by Google

nicht länger stören, denn trotz deiner Freundlichkeit merke ich dir an, daß du mich gern wieder los sein willst. Wie ist es übrigens, kommst du nachher ins Kasino, oder läßt du dir, wie in der letzten Zeit, auch heute das Essen wieder in deine Wohnung holen?"

„Darüber habe ich wirklich noch nicht nachgedacht", gab Horst zur Antwort. „Das wird sich nachher schon von selbst entscheiden."

„Dann also hoffentlich auf ein Wiedersehen im Kasino," warf Kammler ein, „und nochmals vielen Dank für deinen Freundschaftsdienst, den ich dir nie vergessen werde."

„Bitte, bitte, gar keine Ursache", lehnte Horst bescheiden jeden Dank ab und gleich darauf ging Kammler, um seine eigene Wohnung wieder aufzusuchen. Er war ja so froh, daß der Kamerad ihm das Geld lieh, aber froh war er eigentlich trotzdem nicht. Es bedrückte ihn, daß er Schulden hatte machen müssen und vor allen Dingen stimmte es ihn traurig, daß er Thekla nun auch ihres Geldes wegen heiraten mußte. Jetzt m u ß t e er heiraten, denn wenn Horst ihm auch erklärte, die Rückzahlung des Geldes habe Jahrzehnte Zeit, so durfte er um seiner selbst willen nicht solange damit warten, er würde erst wieder ganz froh sein, wenn er die Schuld tilgte. Aber woher sollte er das Geld aus eigenen Mitteln nehmen? Selbst wenn er fortan n u r noch aus der Kommode frühstückte, selbst dann würde es sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein, in absehbarer Zeit die hundert Mark zu sparen. Er sah nur einen Ausweg, Theklas spätere Mitgift. Aber das stimmte ihn vollständig traurig. Er hatte Thekla bisher nur um ihrer selbst willen geliebt, nun wurde seiner Liebe die Poesie und die Unschuld genommen. Ganz geknickt ging er dahin und er mußte auch wieder daran denken, daß Horst vorhin äußerte, auf die bevorstehende Heirat mit Thekla hin würde er ihm keine fünf Pfennige leihen. War das wirklich bei Horst nur Empfindungssache gewesen, oder glaubte der zu wissen, daß seine Aktien bei Thekla nicht ganz so gut ständen, wie er selber es hoffte? Aber wer sollte ihm Thekla streitig machen? Von den Kameraden hatte bisher kein einziger ihr sonderlich den Hof gemacht. Die sahen es ja alle, wie er um deren Gunst warb und waren kameradschaftlich genug, ihm nicht in die Quere zu kommen. Nein, irgendwelche Konkurrenz brauchte er bei Thekla nicht zu fürchten, aber trotzdem war seine bisherige Freude an seiner Liebe und seine sonstige Siegeszuversicht ein klein wenig gedrückt.

Während Kammler in niedergeschlagener Stimmung dahinschritt, saß Horst an seinem Schreibtisch und las nun wohl schon zum fünfundzwanzigsten Male die Kritik, die er heute morgen mit der Post über die letzte taktische Aufgabe erhalten hatte. Alle Offiziere des Armeekorps, die sich zur Akademie vorbereiteten, mußten wöchentlich eine taktische Aufgabe lösen, die ihnen von einem Hauptmann des Generalstabes zugeschickt und von diesem beurteilt wurde. Und die Kritik, die Horst heute morgen erhielt, lautete: „Ich will gern zugeben, daß die letzte von mir gestellte Aufgabe nicht leicht war, trotzdem aber hätte ich gerade von Ihnen eine bessere Lösung erwartet. Es kommt mir offen gestanden überhaupt so vor, als ob Sie es in der letzten Zeit mit den Arbeiten für die Akademie etwas leicht nähmen und davor möchte ich Sie warnen. Nur bei ganz ernstem Studium ist das Ziel zu erreichen, nur dann, wenn man alle seine Gedanken auf die Arbeit konzentriert und sich durch nichts ablenken läßt."

Mit einer ungeduldigen und ärgerlichen Bewegung warf Horst das Blatt Papier auf den Schreibtisch. D e r Mann hatte gut reden, der war sicherlich schon längst verheiratet, oder der war wohl wenigstens nicht verliebt, während er selbst — wie sollte man seine Gedanken lediglich auf die Arbeit konzentrieren, wenn man fortwährend an Fräulein Orla und zum Überfluß auch noch an die Thekla denken mußte. Das letztere war zwar überflüssig, denn Fräulein Thekla wollte er ganz gewiß nicht heiraten, aber ob ihm das bei Orla gelingen würde? Das war ja auch zuerst bei der nicht seine Absicht gewesen, aber dafür war der Wunsch, Orla für immer zu gewinnen, mit der Zeit immer stärker und stärker in ihm geworden. Er war in sie verliebt und wurde es um so mehr, je weniger Gegenliebe er bei ihr fand. Es war wirklich zum Verzagen. Was hatte es nur geholfen, daß er am ersten Tage drei Gebete zum Him-

Digitized by Google

mel sandte, der neue Hauptmann möge keine Tochter haben. Na ja, eine richtiggehende Hauptmannstochter war Orla ja auch nicht, aber bis zu einem gewissen Grade mußte er sie doch dafür nehmen. Bisher hatten sich unaufgefordert alle Hauptmannstöchter in ihn verliebt, warum verliebte sich da ausgerechnet Orla nicht in ihn? Er machte es ihr doch so bequem, er tat alles, was in seinen Kräften stand, um ihr zu gefallen. Und was nützten ihm seine ganzen Walzerkünste, warum führte er nach wie vor den Beinamen „der Walzerkönig", wenn es ihm nicht gelang, sich damit in Orlas Herz hinein zu tanzen? Gewiß, zuweilen sah es so aus, als ob es ihm mit der Zeit noch gelingen würde, aber nach diesen kurzen Minuten der Hoffnung folgten Stunden und Tage der größten Enttäuschung, denn zuweilen lehnte Orla es jetzt direkt ab, mit ihm zu tanzen, unter dem Vorwande, die anderen Paare würden dann wieder, wie damals auf dem Diner bei dem Senator, mit dem Tanzen aufhören und sie beide würden wieder eine Separatvorstellung geben müssen. Und das wolle sie nie, nie wieder. Na, bis zu einem gewissen Grade fühlte er ihr das nach, aber er wußte doch nicht recht, ob das der wahre Grund sei, oder ob das nicht nur ein Vorwand wäre, um ihm zu verstehen zu geben: Bitte, mein Herr, geben Sie sich weiter gar keine Mühe.

Es war zum Verzweifeln. Nur eins tröstete ihn, daß auch Kasimir bei Orla kein Glück hatte. Ob allerdings dessen Taktik, nun fortwährend Otti den Hof zu machen, damit diese der Schwester wiedererzähle, was er für ein reizender Mensch sei, sich mit der Zeit als richtig erweisen würde, blieb abzuwarten, aber er glaubte schon heute bestimmt zu wissen, daß Kasimir auf diese Art sein Ziel nicht erreichen würde. Na und der wollte doch auch gar nicht heiraten, es müßte denn sein, daß er darüber seine Ansicht geändert hätte. Das hielt er für gänzlich ausgeschlossen, trotzdem aber hätte er es gern gewußt, aber er fragte den Freund nicht danach und der erzählte ihm freiwillig auch nichts. Überhaupt war von der einstigen Freundschaft so gut wie nichts mehr übrig geblieben. Auch das bedrückte ihn. Er hatte Kasimir wirklich sehr gern gehabt und es wollte ihm nicht recht in den Sinn, daß der ihm immer noch grolle, weil er damals in der ersten Erregung glaubte, Kasimir habe ihm diesen Strick mit der Kriegsakademie gedreht. Es mußte noch etwas anderes dahinter stecken. Vielleicht, daß Kasimir ihm zürnte, weil er ihm den Gefallen nicht tat, sich um Thekla zu bewerben und die zu heiraten, damit er selbst ledig bleiben könne. Aber soweit ging die Freundschaft denn doch nicht, soweit wäre die auch früher nicht gegangen und doch mußte er sich eingestehen, daß er fast ebenso viel an Thekla dachte wie an Orla, wenn auch in anderer Art. Wenn er bei der Arbeit saß und sich trotzdem mit Orla beschäftigte, war ihm immer, als fühle er Theklas traurigen, vorwurfsvollen Blick auf sich gerichtet, der ihm immer aufs neue zu sagen schien: „Bin ich dir denn gar nichts? Kann ich dir nichts sein und fühlst du es mir nicht nach, wie kränkend und beleidigend es für mich sei, wenn du mir das immer wieder so deutlich zeigst? Bin ich wirklich so häßlich, wie du glaubst? Habe ich gar nichts, was einen Mann, wie dich, anziehen könnte und sind meine Augen tatsächlich zu blau und meine Haare zu blond? Und fragst du, wenn du einen Menschen liebst, nur nach dessen Äußeren? Würdest du Orla nicht auch dann lieben, wenn die meine Haare und meine Augen hätte und vor allen Dingen, bist du nicht zu stolz, fortwährend um die Gunst eines jungen Mädchens zu werben, das dir klar genug zu verstehen gibt, daß sie deine Zuneigung nicht erwidert?"

Es waren manchmal endlos lange Reden, die er aus Theklas stummen Blicken herauslas und die las er erst recht, wenn er ihr des Abends auf den Gesellschaften begegnete, obgleich er ihr das Zeugnis ausstellen mußte, daß sie sich mit aller Gewalt beherrschte, um ihm nicht wieder zu verraten, wie es in ihr aussah. Meistens trat sie ihm sogar völlig unbefangen gegenüber, aber er fühlte sich trotzdem in ihrer Nähe beklommen und ein klein wenig schuldbewußt. Aber daran war nur Kasimir schuld, der ihm den Floh in das Ohr gesetzt hatte, er solle Thekla heiraten. Daran mußte er jetzt viel mehr denken, als zu Beginn der gegenseitigen Bekanntschaft, das wohl deshalb, weil er sich fortwährend damit be-

Digitized by Google

schäftigte, Orla zu heiraten, sobald es ihm erst gelungen war, deren Liebe zu gewinnen.

Horst stöhnte schwer auf und klappte das Buch, das aufgeschlagen vor ihm lag, mit lautem Krach zu. Es hatte gar keinen Zweck zu arbeiten, solange er mit seinen Gedanken nicht bei der Sache war und die waren ganz wo anders. Aber er mußte arbeiten, er hatte seinem Hauptmann sein Ehrenwort gegeben, alles, was in seinen Kräften stände, zu tun, um das Examen zu bestehen. Und wenn er nun später durchfiel und wenn sein Hauptmann ihn fragte: „Geben Sie einmal der Wahrheit die Ehre, haben Sie wirklich so intensiv gearbeitet, wie Sie es mir versprachen, haben Sie sich während der ganzen Zeit nicht mit irgendwelchen anderen Dingen beschäftigt?" was sollte er da antworten? Lügen durfte er nicht und die Wahrheit gestehen konnte er erst recht nicht, dann mußte er zugeben, wortbrüchig geworden zu sein. Da blieb nur eins, er mußte sich totschießen und das beste war, er schoß sich gleich heute abend eine Kugel durch den Kopf, denn sein Wort einlösen konnte er nicht, wenigstens solange nicht, bis es ihm gelungen war, jeden Gedanken an Orla los zu werden und bis er Theklas Blicke, die ihn überall hin verfolgten, nicht mehr auf sich gerichtet fühlte.

Das beste wäre es schon, sich gleich heute tot zu schießen. Nein, nicht das beste, wohl aber das einfachste. Aber das Leben war doch so schön, wenn auch nicht gerade augenblicklich, aber es würde schon wieder schön werden, wenn Orla erst seine Frau — —

Verdammt und zugenäht! Ingrimmig vor sich hin fluchend, schlug er dröhnend mit der Faust auf den Tisch, er wollte nicht mehr an sie denken, er wollte, er mußte arbeiten. Und da gab es nur ein Mittel. Er würde fortan für die nächsten acht Tage die an ihn ergangenen Einladungen noch nachträglich unter dem Vorwande ablehnen, eine schwierige Arbeit in aller Ruhe vollenden zu müssen. Und diesem Entschluß ließ er sofort, um nicht wieder an dem irre zu werden, die Tat folgen. Schon eine halbe Stunde später steckte sein Bursche sieben Absagebriefe in den Kasten und als das geschehen war, fühlte er sich ordentlich erleichtert. Gott sei Dank, wenigstens einmal eine Woche vor sich haben. Er wollte diese Zeit ganz für sich und seine Arbeit benutzen. Je zurückgezogener er eine Weile lebte, desto besser war es für ihn, aber auch für Orla und Thekla. Wenn die beiden ihn zunächst eine Woche lang nicht sahen und gar nichts mehr von ihm hörten, würde Orla ihn hoffentlich, nein sicher, doch manchesmal vermissen, wenn auch nur bei dem Tanzen und Thekla würde inzwischen hoffentlich, nein sicher, zu der Erkenntnis kommen, daß sie sich ernstlich gar nichts aus ihm mache, daß sie sich das nur eingebildet habe, wenn sie es mit ansah, wie er Orla den Hof machte.

„Weg mit den Gedanken — an die Arbeit! Angefangen! Eins — zwei — drei", kommandierte er sich selbst mit heller, scharfer Stimme und an das Gehorchen gewöhnt, leistete er auch diesem Befehl sofort Folge.

Horst stürzte sich auf seine Bücher, Dienst hatte er nicht, so blieb er unsichtbar für alle Welt. Auch im Kasino ließ er sich nicht mehr sehen, kaum daß er des Abends im Dunklen mal eine gute halbe Stunde vor dem Hause auf und ab ging, um etwas frische Luft zu schöpfen. Er lebte wie ein Einsiedler in seiner Klause. Er wollte nichts sehen und nichts hören, was ihn hätte ablenken können. Er arbeitete wie ein Pferd und um vor jeder Störung noch sicherer zu sein, als bisher, hatte er auf dem Plakat, das an seiner Etagentür hing, die meisten Worte zweimal, einige sogar vier- bis sechsmal mit roter Tinte dick unterstrichen.

Aber trotzdem klingelte es sechs Tage später doch eines Abends so laut an der Tür, daß Horst, der bei seinen Büchern saß und sich den Schädel bei der Lösung einer neuen taktischen Aufgabe zerknackte, erschrocken und unwillig zugleich zusammenfuhr. Wer mochte da draußen vor der Tür stehen und wer klingelte da auf so sonderbare Art, erst ein ganz langer Druck auf den elektrischen Knopf, dann nach einer kleinen Pause zwei kurze. Lang — kurz kurz, ein elektrischer Daktylus. Richtig, nun wußte er es wieder, das war das Zeichen, mit dem Kasimir sich früher stets bei ihm anmeldete. Lang, lang war es her, daß er das Zeichen nicht hörte. Was führte den ehemaligen Freund nun heute endlich einmal

Digitized by Google

wieder zu ihm? Tat es dem leid, daß die alte Freundschaft fast gänzlich in die Brüche gegangen war und wollte er ihm nun aufs neue Freundschaft anbieten? Wenn dem so war, verdiente Kasimir es eigentlich, daß er, wie einst König Heinrich, vor der verschlossenen Tür des Papstes zu Kanossa sieben Tage und sieben Nächte Buße tuend wartete? Aber die Erinnerung an so manche frohe gemeinsame Bummelstunden stimmte Horst weich und er rief deshalb seinen Burschen, um diesem den Befehl zu geben, den Besucher einzulassen. Wer konnte wissen, ob nicht auch etwas Besonderes Kasimir herführte und er glaubte plötzlich totensicher zu wissen, daß dem so sei, denn ohne weiteres würde gerade Kasimir nach langer Zeit nicht ungerufen als Störenfried bei ihm eintreten.

Und als Kasimir dann zu ihm in das Zimmer trat, sah Horst es auf den ersten Blick, Kasimir mußte etwas Außergewöhnliches erlebt haben. Der sah ganz verstört aus, nein, verstört eigentlich nicht, aber anders als sonst. Seine Augen hatten einen fremden Ausdruck, ebenso der Zug um den Mund. Auch der Gesichtsausdruck hatte sich verändert, es war ein neuer Kasimir, der da vor ihm stand, aber der alte war ihm lieber gewesen. Aufrichtiges Mitleid mit dem Kameraden erfüllte ihn und er streckte ihm herzlichst die Hand entgegen: „Sei mir willkommen, Kasimir, die Entfremdung der letzten Wochen soll vergessen sein. Du warst mein Freund und bist es von dieser Minute an wieder, wie ich hoffentlich der deine bin. Man braucht dich nicht viel zu fragen, man sieht es dir auf den ersten Blick an, daß du inzwischen Schweres durchmachtest. Sprich dich aus und wenn ich dir irgendwie helfen kann" — und von einer bangen Ahnung erfaßt, fragte er jetzt: „Deine Frau Mutter ist doch hoffentlich nicht ernstlich krank geworden? Ich habe es ganz verabsäumt, mich in der letzten Zeit nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen, gibt ihr Befinden zu ernsten Befürchtungen Anlaß?"

„Nein, Gott sei Dank, das nicht," gab Kasimir mit einem Horst ganz fremden Klang in der Stimme zur Antwort, „im Gegenteil, meine Mutter hat sich so bedeutend erholt, daß sie daran denken kann, Anfang, spätestens Mitte nächster Woche mit meiner Schwester nach dem Süden zu fahren. Vorher aber möchte sie wenigstens ihre intimsten Freunde und Bekannten noch einmal zu einem kleinen Diner bei sich sehen. Selbstverständlich bist auch du da geladen und wir rechnen alle mit Sicherheit darauf, daß du mir schon heute eine feste Zusage gibst und daß du die auch später hältst."

Gott sei Dank, Thekla reist ab, das war der erste Gedanke, der Horst bei den Worten des Kameraden mit aufrichtiger Freude erfüllte. Kasimirs Schwester reiste ab, das würde ihm einen großen Teil seiner Ruhe wiedergeben. Und wenn Thekla erst fort war, wenn er deren Blicke nicht mehr zu fürchten brauchte, würde er auch den Mut finden, bei Orla einen energischen Sturmangriff anzusetzen, der hoffentlich zum Siege führte. Aus diesen freudigen Erwägungen heraus gab er die erbetene Zusage sehr gern, dann aber meinte er verwundert: „Daß deine Frau Mutter abreist, tut mir aufrichtig leid, daß aber diese Tatsache dich so niederdrückt und daß du deshalb so verzagt in die Welt blickst, hätte ich offengestanden nicht von dir erwartet. Vor ein paar Wochen dachtest du über diesen Punkt wesentlich anders."

„Tat ich auch," stimmte Kasimir ihm bei, „inzwischen hat sich aber, namentlich in den letzten acht Tagen, allerlei ereignet. Zunächst, aber das bitte ganz unter uns, hat meine Mutter Herrn von Rodenhausen einen Korb gegeben, d. h. keinen richtigen Korb, denn so ganz richtig hat er nicht um meine Mutter angehalten, aber er hat ihr einen Brief gesandt, in dem so was Ähnliches stand. Na, ich glaube, meiner Mutter ist es nicht ganz leicht geworden, ihm abzuschreiben. Die Sache scheint ihr doch nahe zu gehen und das tut mir aufrichtig leid."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Unsere Laube

Rubinrot flammt aus deinem Haar
Herbstweinlaub, das ich schluchzend brach.
Wie glänzt dein Auge wunderbar,
Als glüh' es schönen Träumen nach.

Weich knisternd bricht von deiner Hand
Blattgold im purpurnen Gerank,
Das sich um unsre Laube wand
Und letzte Glut der Sonne trank.

Die Sommernächte mondlichtweiß,
So kinderselig ich und du — —
„Ach Liebster, küß mich, küß mich leis!"
Still schwebt dein Geist den Sternen zu.

Reinhold Braun.

✤

Mutter Weber / Skizze von Marcello Rogge

Es war um die Mittagsstunde eines recht schwülen Sommertages. Der Verkehr unter dem weitausladenden eisengerippten Glasdach der Markthalle hatte schon merklich nachgelassen und überall an den Ständen war man damit beschäftigt die leicht verderblichen Waren über die Mittagspause gut gegen die Wärme zu schützen, um sie in der fünften Stunde, wenn die Halle ihre Tore wieder öffnen würde, frisch und lockend wieder auslegen zu können.

Mutter Weber, wie die Inhaberin des Wild- und Geflügelstandes, der in seiner Reihe der erste vom Hauptgang war, allgemein genannt wurde, hatte soeben ihre feisten Puten, zarten weißen Täubchen, rosigen Hamburger Kücken und daneben mehrere fleischige blutfrische Rehkeulen und prächtige Rehrücken in die geräumigen Eiskästen im Hintergrund ihres Standes wandern lassen, und saß nun, das, die Mittagspause ankündigende Glockensignal erwartend, so recht friedlich und vergnüglich, die Hände im Schoß gefaltet, hinter ihrem Verkaufstisch.

Plötzlich wurde ihre eben noch so freundliche Miene ein wenig nachdenklich. Vor einer guten Stunde kaum war der alte Herr Baron, der nun auch schon gute zwanzig Jährchen zu ihren treuen Kunden gehörte, wie allwöchentlich bei ihr gewesen und hatte zwei prachtvoll zarte Kücken erstanden. Na, — und da hatte er sie nur so nebenher gefragt, ob sie denn nicht auch bald an ein Zur-Ruhe-Setzen dächte. „Zur-Ruhe-Setzen?" hatte sie dem Herrn da fest erwidert, „das gibt's ja bei Mutters Webern gar nicht! — Wer sollte denn hier das Geschäft führen, und Ihnen die Kücken verkaufen? Solange meine alten Knochen noch halten, ist auch hier mein Platz. Nee, Herr Baron, ich denke ja gar nicht ans Pensionieren." Sie war ordentlich dabei in Rage gekommen. Dann hatte aber der Herr Baron so seltsam gelächelt, und ihr eine Zeitung gegeben, in der er mit Bleistift etwas angestrichen hatte. Das möchte sie nur mal in Ruhe lesen, und es würde wohl doch mit dem „Pensionieren" Ernst werden. Gleich darauf war aber die Frau Kanzleirätin Schurich gekommen und hatte, wie gewöhnlich, um ein Suppenhuhn erst eine halbe Stunde hin und her gehandelt, — ja, und dann hatte sie die Zeitung vom Herrn Baron wirklich ganz vergessen.

Nun nahm Mutter Weber umständlich die Stahlbrille aus der Tasche, wischte die Gläser einige Male sorgfältig an ihrer blauen Schürze blank, setzte das unförmliche Ding mehrere Male auf und ab, bis es endlich richtig auf der Nase saß, und griff immer noch etwas mißtrauisch zu dem mysteriösen Blatt. Richtig da war die bezeichnete Stelle:

„In der letzten Stadtverordnetensitzung wurde festgestellt, daß wegen der großen Konkurrenz der Spezialgeschäfte und Warenhäuser mehrere Markthallen gänzlich unrentabel geworden sind. Es wurde daher beschlossen, dort zum nächsten Termin den Standinhabern zu kündigen und nach Niederlegung der Hallen anderweitig über die hierdurch frei gewordenen Grundstücke zu verfügen. Zunächst wird diese Maßnahme bei der Halle in der Wasserstraße getroffen . . ."

Mutter Weber wischte noch einmal die Brillengläser. Sie glaubte falsch gelesen zu haben.

Digitized by Google

Nach und nach dämmerte es ihr aber doch. Sie sollte also einfach „hinausgeschmissen" werden. Der Magistrat nahm sie beim Wickel, wie der „Exekutor", wenn sie nicht bezahlt hätte. Mutter Weber wurde „rausgeschmissen" aus ihrem Stand, den sie nun fast vierzig Jahre inne gehabt hatte, und in dem sie noch bis vor fünf Sommern mit ihrem guten dicken Emil, den damals der Schlag rührte, Tag für Tag je nach der Jahreszeit Kücken und Gänse, Täubchen und Hasen, Perlhühner und Rehrücken in bester Qualität an alte und älteste treue Kunden verkauft hatte. Da hörte sich aber doch alles auf! — Frau Weber schlug sich mit der flachen Hand einige Male auf die pralle Schürze, daß es knallte. Also das war es mit dem „Pensionieren". Richtig, — wenn sie so rausgeschmissen würde, — dann gab es wohl für sie weiter nichts als „pensionieren"! — Sie konnte es sich ja eigentlich leisten. Gott, sie hatte es jetzt dazu, und Grete, ihre einzige Tochter, die mit ihrem Mann, dem Bauunternehmer, der sich immer so gern „Baumeister" titulieren ließ, im Bayerischen Viertel wohnte, hätte es ja schon lange gern gesehen, wenn sich ihre Mutter „Rentiere" nennen könnte. Der Herr Schwiegersohn genierte sich ja immer, wenn es hieß, Mutter hätte einen Stand in der Markthalle. Darum ließ er sich auch so selten bei ihr sehen. Nur wenn er Geld brauchte, wußte er, wo sie wohnte. Na ja, — das war auch eigentlich in der letzten Zeit gerade oft genug. Gott, ja doch, — das Bauen kostet eben eine Stange Gold, und was die Kinder sind, die müssen doch auch das Gymnasium besuchen. Wenn das ihr seliger Emil noch erlebt hätte, der mochte dem Herrn Baumeister-Schwiegersohn wohl ordentlich die Treppe hinuntergeleuchtet haben, — aber sie war eben nur eine schwache Frau. Auf der Bank lag je ein tüchtiger Batzen Geld, — und was das Geschäft war, das brachte auch immer noch eine ganze Menge. Nee, — sie konnte nicht über die Konkurrenz klagen. Und nun „pensionieren" . . .

Die Glocke schrillte. Mutter Weber fröstelte es plötzlich, als sei sie schon ein uraltes Mütterchen. Trotz der Wärme zog sie ihr altes blaugraues Tuch, das ihr „Seliger" ihr noch geschenkt hatte, um die Schultern, schloß sorgfältig den Stand und ging mit schweren Schritten wie gewöhnlich den breiten Mittelgang entlang. Drüben an der andern Ecke stand Frau Schultze, mit der sie spinnefeind war. Die war eine ganz gemeine Person, die sie sogar schon elend verleumdet hatte, daß Mutter Weber sie vor den Schiedsrichter holen mußte. Heute grinste sie wieder so eklich. Frau Weber stieg das Blut in das Gesicht. Die hatte sicher auch die Zeitung gelesen, und wußte nun, daß sie hinaus müßten. Vierzig Jahre ehrlich gearbeitet, — und nun „hinausgeschmissen".

Am Ausgang traf sie den Inspektor, der gerade das große Tor schließen ließ. Sie hatte nun doch noch eine Hoffnung gehabt. Was da in der Zeitung stand, war nur Quatsch, — es konnte ja auch gar nicht menschenmöglich sein. „Mahlzeit, Mutter Webern", grüßte der Inspektor freundlich. Mutter Weber trat mit schnellem Entschluß auf ihn zu und zog das verhängnisvolle Zeitungsblatt aus ihrer Marktkasche. „Mahlzeit, Herr Inspektor", gab sie nun doch etwas unsicher zur Antwort. Sie wußte nicht recht, wie sie ihre Frage beginnen sollte. Am Ende lachte er sie aus, daß sie so ein dummes Zeug geglaubt habe. Nun hielt sie das bedruckte Blatt dem guten Mann einfach wortlos unter die Augen.

„Ist das wirklich so in der Ordnung, Herr Inspektor? — Rausgeschmissen sollen wir hier werden?" —

Der Beamte warf einen Blick auf die Notiz und lächelte. Er kannte den Inhalt schon. „Ja, Mutter Weber, — was da drin steht, hat schon so seine Richtigkeit. Verschiedene Standinhaber haben sich eben nur mit Mühe halten können. Manche haben schon in den Nebenstraßen größere Geschäfte aufgemacht, wie letzthin erst Schlächtermeister Bilke, der doch man auch in der Halle vor dreißig Jahren klein angefangen hat. Und andere haben die teuere Pacht nicht mehr zahlen wollen. Der Magistrat kann die auch nicht herabsetzen in dieser Zeit. Na, und da wird nun eben alles abgerissen."

Mutter Weber stand erst ein Weilchen wie erstarrt. „Mein Geschäft ist immer gut gegangen, und geht noch," stieß sie endlich hervor, „wer soll sich denn da beklagt haben?"

„Genau weiß ich es ja auch nicht," entgegnete der Inspektor achselzuckend, „aber soviel ich von Frau Schultzen gehört habe, die doch ihre Nachbarin ist, ist die auch bei der Sache mang."

Jetzt aber riß der alten Webern die Geduld. „Die Schultzen ist auch dabei," keuchte sie hervor, „das ist nur eine ganze gemeine niederträchtige Rache von der Person, weil sie neulich vor'm Schiedsrichter die acht Meter hat bezahlen müssen, — und nun macht sie, daß ich ehrliche Frau rausgeschmissen werde!"

Dem guten Inspektor war es nicht möglich, Mutter Weber von dem Gedanken abzubringen, die Frau Schultze habe in ihrer Bosheit den hochwohllöblichen Magistrat der Stadt Berlin nur zu dem Zweck „bestochen", die Markthalle abzureißen, — damit sie, Mutter Weber, „rausgeschmissen" würde. — Sie nickte nur einige Male, sie wüßte alles, und schlurfte davon.

Dieser Gedanke verfolgte sie selbst bis in ihr Stübchen und auch der Kaffee schmeckte ihr heute nicht. Was ging ihr nicht alles durch den armen Kopf. Sie hätte vielleicht einen Laden aufmachen können, mit großen Schaufenstern, vielleicht mit windigen Verkäufern und einer hochfein frisierten Dame an der Kasse! — Nein, — dazu war Mutter Webern nicht fähig und viel zu bescheiden, wenn ihre Tochter auch einen „Baumeister" geheiratet hatte und im Bayerischen Viertel wohnte. Da

Digitized by Google

blieb wohl nun doch nichts anderes übrig, — als sich zu „pensionieren". Ja, ja, der Herr Baron hatte vielleicht auch recht gehabt: mit dem Alter kommt schon ganz von selbst die Ruhe. Vielleicht ist es schon ganz gut, wenn sie es mal mit der Ruhe versuchte. —

Und so kam alles, wie es kommen mußte. Der Magistrat kündigte. Mutter Weber hatte zuvor noch einen heftigen „Krach" mit ihrer Nachbarin, der alten Schultzen. — Als aber der Termin immer näher rückte, an dem die Inhaber ihre Stände räumen mußten, da trafen sich eines Tages nach der Mittagspause die beiden unversöhnlichen Feinde, die immer etwas mit einander „auszuhecken" hatten, und im gemeinsamen Abschiedsschmerz fanden sie sich, wie das im Leben ja so oft zu gehen pflegt.

Tochter Grete hatte hocherfreut von der Nachricht die Mutter zum Kaffee eingeladen, um aus ihrem eigenen Munde zu hören, daß sie nun bald „Rentiere" sein würde. Ja, der Herr „Baumeister" hatte ihr sogar selbst die ganze prachtvolle Wohnung gezeigt, sie durch alle Zimmer mit Parkett- und Deckenbeleuchtung geführt, vor ihr den „Müllschlucker" und „Staubsauger" in Tätigkeit treten lassen, und dann hatten sie im Wintergarten, wo es so herrlich nach Blumen roch, Kaffee getrunken, — das heißt eigentlich nicht „getrunken", sondern wie ihr Schwiegersohn mit Betonung erklärte: sie hätten den „Fünfuhrtee eingenommen", was nun Mutter Webern wieder nicht recht in den alten Kopfst wollte, da es doch „Kaffee", wirklichen schwarzen Kaffee (allerdings ohne Zichorie) gab. Aber man sagte nun einmal in feinen Kreisen so.

Schluß folgt.

✱

Nicht zagen

Was will dir denn der Blick verdunkeln,
Wenn Frühling und wenn Sonne lacht?
Du weißt — es kommen tausend Wunder
So oft aus einer einzigen Nacht!

So glaub' daran und lerne warten,
Es wird doch wieder Freude sein.
Und zwischen tiefen Traurigkeiten
Wächst dir ein Glück und nennt sich dein!

Gertrud Rothe.

✱

Gespräch und Geschwätz / Von Ludwig Kapeller

Die Quelle allen Erkennens, alles geistig Schaffenden ist die Befruchtung der Gedanken, ist der Austausch von Gehirn zu Gehirn. Die Sprache ist der Mittler zwischen Gehirn und Außenwelt. Denken ist taubes Gestein, wenn es nicht umgeschmolzen wird in Wort oder Tat. Das Umgießen des Gedachten in die festen Formen der Sprache ist ein Läuterungsprozeß: Lose Zusammenhänge werden inniger, verfilzte Gedankenwirren lösen sich klar. Jede Form entindividualisiert, so auch die Sprache. Wir müssen die Gedanken schärfen und schleifen, damit sie in den Schleiergewändern der Worte ihre Kraft und Persönlichkeit bewahren. Wo es unmöglich ist, Gedachtes unmittelbar zu formen, sprechen wir in Bildern und Parallelen. Die Sprache an sich ist ein System von Bildern, deren Deutung und Wertung auf allgemeiner Übereinkunft beruht.

Die wertvollste, weil unmittelbarste Form des Gedankenaustausches ist das Gespräch. Und seine edelste und reinste Form: das Zwiegespräch. Der Wechsel von Rede und Gegenrede zeugt Gedanken, gibt ihnen Breite und Tiefe. Gedankenfäden verspinnen sich zu einem Geflecht produktiven Erkennens. Das Erkennen wird persönliches Erlebnis. Und nur innerlich erlebte Erkenntnisse sind wahrhaft erkannt.

Das ist die erste Bedingung des Gesprächs: Beherrschung der Verständigungsmittel; der Sprache und ihrer Hilfsfaktoren: Ton, Geste, Bewegung. Dann wird Gespräch zum „wahrhaften lauten Denken". Das Wesen des Gesprächs ist die Wechselwirkung. Der Prozeß, der das Denken zu Worten dichtet, verläuft beim Zuhörer umgekehrt. Die Formen der Sprachen zerschmelzen in Gedankenreihen. Nicht immer reicht das Wort aus, einen Gedanken so eng zu umgrenzen, daß es nur e i n e Auflösung in dem Aufnehmenden zuläßt. Hier setzt die Kunst des Zuhörens ein. Nicht zwei Menschen sind von der gleichen gedanklichen Resonanz; Unklarheiten; Mißverständnisse sind Interferenzerscheinungen im Wellenspiel des Gedankenaustausches. Kenne ich die persönliche Resonanz meines Zuhörers, — ich möchte sagen, den rezeptiven Brechungswinkel seines Gedankenmediums, so kann ich Unklarheiten, „Interferenzen", in meiner Ausprägung von vornherein vermeiden. Ich kann aber diesen Winkel nur erkennen und bestimmen, wenn ich studiere, wie der Gegner meine Gedanken aufnimmt und darauf reagiert. Je schärfer die Einstellung auf die gegenseitige Resonanz, um so leichter und unmittelbarer die Verständigung, um so gedankenreicher das Gespräch. Freunde, die in diesem Sinne sich nahestehen, werden durch bloße Andeutungen sich verständigen, und der Gedankenaustausch über den Mittler Sprache wird fast unmittelbar.

Im wechselseitigen Studium der Resonanz liegt

Digitized by Google

ein Grundwert des Gesprächs. Es schärft unser Denken, zwingt uns, das Gedachte zu vertiefen und zu runden. Die Resonanz selbst, die Widerrede, füllt Lücken aus, knüpft neue Zusammenhänge, weist neue Gedankenperspektiven auf. Aus losen Gedankenherden werden geschlossene, streitbare Truppenkörper.

Befruchtet von der Widerrede, sind die Gedanken — im status nascendi — schärfer, wirksamer, lebenskräftiger. Und die Freude, die Saat eigenen Denkens im Gehirn des andern Wurzel fassen, aufsprießen und Blüten treiben zu sehen, die man selbst kaum geahnt, gibt der Denkbarkeit leidenschaftlicheren, mutiger zupackenden Schwung. Wenn Kleist einmal sagt: „L'idée vient en parlant", so ist das vielleicht die treffendste Charakteristik des Zwiegesprächs.

Nicht der Gegenstand eines Gesprächs gibt ihm seinen Inhalt. Goethe, Schiller, Körner, Humboldt werden über die alltäglichen Ereignisse so gesprochen haben, daß das Alltägliche sich durch ihre Auffassungsart verklärte, und es, durch diese Form und Art ihres Lebens, eine Lust zu leben war. (K. Heinrich von Stein in seinen Beiträgen zur Ästhetik deutscher Klassiker.) —

Auch ein Selbstgespräch kann befruchtend wirken. Der Bildungsprozeß vom Denken zum Formen läutert, schärft; lautgesprochen, kann Eigengedachtes Resonanz zeugen. Aber die Wirkung ist beschränkt, weil das gegensetzliche, befruchtende Element fehlt. Und dasselbe gilt vom Lesen und vom diskussionslosen Zuhören. — Und im Gespräch im größeren Kreise sind alle die ablenkenden Faktoren, die Vielgestaltigkeit der Resonanzen, störend und zersplitternd.

Noch einmal sei Kleist zitiert: „Wenn du etwas wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen."

All dies gilt nur für das Gespräch im engeren, edleren Sinne, gilt nur für das freie Sprechen zwischen freien Menschen. Es wird so viel geschwatzt, was geschwatzt werden m u ß; Höflichkeit und Abhängigkeit, Beruf und Gesellschaft zwingen uns, Worte zu plappern — und anzuhören —, von denen wir selbst kaum etwas wissen. Vom geistreichelnden Wortgefecht bis zum faden Kaffeeklatsch gibt es ihrer tausendfältig. Wenn sie nicht ganz zu vermeiden sind, so sollte man sie doch auf das notwendigste beschränken.

Aber es gibt notorische Schwätzer, Fanatiker der Schwatzhaftigkeit. Maulhelden, die nur reden, um zu reden, und die nur schweigen, um neue Sinnlosigkeiten auszubrüten. Im Gespräch sind die Interferenzen das Schaffende und Fortzeugende, dem Schwätzer sind sie das Hemmende, Vernichtende. Dort ist das Rüstzeug gedankenscharfe Sprache, die Waffe des Schwätzers ist die Dialektik des Rechthabenwollens. Er läßt den Widersacher vielleicht zu Worte kommen, hört sogar aufmerksam zu. Aber nicht um ihn zu verstehen, Argument gegen Argument zu wägen! Nur: Zeit zu gewinnen zu neuem Vorstoß. Oder im besten Falle: eine Blöße des Gegners auszuspähen, um ihm den Todesstoß zu versetzen.

Denn das ist Gehalt und Ziel solcher Wortwechsel: Recht behalten um jeden Preis; nicht in einer Sache, nicht in einer Richtung. Nur immer das Gegenteil beweisen von dem, was der Gegner behauptet, selbst um den Preis, daß man seine eigene Meinung widerlegen muß.

Die Ursache wahren Gesprächs ist Erkenntnistrieb und Betätigungsdrang; Geschwätze wuchern auf dem Felde der Eitelkeit. Da gibt es die ewigen Witzbolde und Anekdötchenerzähler, die Bildungsprotzen und die politischen Kannegießer. Und sie alle wollen glänzen vor sich und den andern, nur reden, reden . . .

Man muß solche „Gespräche" gehört haben: Wie sie zielbewußt aneinander vorbeireden. Jeder zwirnt seinen eigenen Plapperfaden ab, und sie könnten ebensogut zu einer Laterne sprechen — wenn die ihrer Schwatzhaftigkeit schmeicheln oder sich für besiegt erklären könnte. Aber wehe, wenn die Fäden sich einmal verflechten! Dann wird der Knoten mit akustischen Gewaltigkeiten oder dröhnenden Faustschlägen zerhauen. Sie beschwatzen und beschreien sich, bis der eine, minder Stimmbegabte, erschöpft zusammenbricht. Oder — sie gehen auseinander, wie sie sich trafen: unbelehrt, unbeschwert.

Die Bescheidenheit und Selbstbeherrschung des Zuhörenkönnens und Verstehenwollens ist dem echten Schwätzer fremd. Je größer der Kreis der Zuhörer, um so größer ihr Drang nach Worten. Quantitativ nicht qualitativ! Das mag einer der Gründe sein, daß in Diskussionen und Sitzungen so wenig Wertvolles gesagt und geleistet wird. Denn jeder kocht seinen eigenen Quasselbrei; der muß ausgelöffelt werden, und wenn die Sache noch so oft, noch so gut, noch so eingehend bereits gesagt ist. Nicht die Sache ist ihnen das Wesen der Rede, sondern die Sache ist nur eine treffliche Gelegenheit, den Schwatzkoller zu befriedigen.

Schwätzer unter sich, mögen sie an Stammtischen oder in Kegelklubs, in Ausschüssen oder sonstwo sitzen, sind ungefährlich, denn sie zerfleischen sich untereinander. Kommt aber so ein Schwätzer in den Bannkreis wahrer Gespräche, so ist er ein Schädling an der Kraft und Zeit seiner Mitmenschen. Denn er wirkt destruktiv auf den Gang des Gesprächs. Dem klügsten, scharfsinnigsten Denker wird es nicht möglich sein, mit ihm ein Gespräch zu zeugen und zu erhalten. Denn die oberflächliche Geistespfütze, auf der der Schwätzer seine Papierschiffchen schwimmen läßt, trägt nicht gedankenschwere Barken. Man treibt auf Grund und — der Schwätzer behält immer Recht!

Digitized by Google

Weihnachtsbücher

Die Neuerscheinungen auf dem diesjährigen Weihnachtsbüchermarkt stehen nur noch teilweise im Zeichen des reinen Kriegsromans; man kann einige der wichtigsten darunter, die als Geschenkwerke in erster Reihe in Frage kommen, eher als „Bücher der Zeit" bezeichnen.

Fritz Skowronneks **„Zertrümmerte Götzen"** steht da an erster Stelle. Das innere Erleben des Krieges, dargestellt in dem Schicksal kraftvoller Gestalten der Ostmark, ist der Inhalt des vorzüglichen Buches, dem sich der **„Mann von Eisen"** des gleichen Verfassers würdig zur Seite stellt; hier spielt auf dem rauhen Hintergrunde des Krieges eine Liebesgeschichte von anmutiger Feinheit. Indem er sein Schicksal zu meistern versteht, erweist sich der Held der Erzählung wirklich dem Titel angemessen. Daß Skowronnek der berufene Schilderer Masurens ist, beweisen sowohl das billige Büchlein **„Du mein Masuren"** wie das groß angelegte, schöne Geschenkwerk **„Das Masurenbuch"**, ein umfassendes, höchst fesselndes Spiegelbild des Landes, in dem unser Hindenburg seine größten Siege erfocht. Masuren wird hier in Geschichte und Gegenwart, nach Land und Leuten liebevoll dargestellt; die reichhaltigen Bilderbeigaben unterstützen die farbenprächtige Schilderung durch willkommene Abwechslung.

Wer in ernster Zeit sich erheitern will, greift zu den Büchern des Freiherrn von Schlicht, dessen **„Weit vom Schuß"** ein lustiges Buch ist. Die Schatten und Lichter, die der Krieg in die kleine, aber feine Provinzstadt wirft, werden mit Meisterhand höchst humorvoll gezeichnet. Der Major z. D., Garnisonältester, die schöne, elegante Ostpreußin, die kleine Loni, die für ihren Schauspieler schwärmt, die Klaviervirtuose Thorwald, der an der Extrablattkrankheit leidet, und schließlich Dorette, bei der aus Mitleid mit ihrem verwundeten Offizier eine reine und tiefe Liebe entsteht, sie alle führen uns in ansprechender Weise das Leben vor Augen, wie es sich „weit vom Schuß" abspielt.

Hans Werder darf auf keinem Weihnachtstisch fehlen. In seinem letzten großen Roman **„Die Meistergeige"** schildert der Verfasser mit reicher Phantasie die Lebensgeschichte einer alten Cremonenser Geige. In ihr lebt die Seele der Musik — eine Seele, die durch alle Erlebnisse mitreist. Sie geht durch die Hände großer Künstler, vornehmer Dilettanten, musikalischer Abenteurer, um schließlich einem Lebewesen gleich ihr Schicksal zu vollenden.

Else Croner bewegt sich in ihrem Werk **„Prinzeß Irmgard"**, einer Mädchenschulgeschichte, auf ureigenstem Gebiet, das sie meisterhaft beherrscht. Das Leben und Treiben, die Wünsche und Hoffnungen der jungen Mädchen erleben wir mit allen den feinen und sonderbaren Eigenarten, die die Uebergangszeit vom „Backfisch" zur „jungen Dame" kennzeichnen; das Buch ist daher vorzüglich für junge Mädchen zum Geschenk geeignet.

Ueber den Büchern des Tages soll man die Werke des eisernen Bestandes unserer Unterhaltungsliteratur nicht vergessen. Da sind es vor allem zwei Namen, die sich hell herausheben: Ludovica Hesekiel mit ihrer schönen Arbeit **„Unterm Sparrenschild"**, die im Anfang des 16. Jahrhunderts spielt und sich durch die Fülle spannender Situationen auszeichnet. Die Fabel schließt sich an die Familienchronik derer von Witzleben an und eröffnet dem Leser einen tiefen Einblick in die kulturhistorischen Verhältnisse jener interessanten Epoche. — Ein interessantes Sittengemälde aus dem Berlin des 17. Jahrhunderts entwirft die gleiche Verfasserin in der Geschichte **„Lottchen Lindholz"**. Das Schicksal der Familie Lindholz, die eine hochgeachtete Stellung in der Bürgerschaft einnahm, hebt sich scharf von dem Hintergrunde der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege ab, als Berlin und Kölln durch die tatkräftige, landesväterliche Fürsorge ihren Aufschwung nahmen.

Eine kleinere, hübsche Arbeit gibt Richard Voß in der Erzählung **„Das Modell"**. Ein deutscher Maler erweckt sein Modell zum Bewußtsein ihrer großen Schönheit und zur Nachempfindung seiner starken Leidenschaft. Die Konflikte, die sich hieraus ergeben, sind in gleicher Weise spannend und doch vornehm.

Sämtliche besprochenen Werke sind im Verlage von Otto Janke vorzüglich ausgestattet erschienen und zu mäßigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

R. W.

Wenn Vater und Mutter, Onkel und Tante heuer auf die Weihnachtseinkäufe gehen, so werden sie manches anders finden als in Friedenszeiten: kleinere Auswahl, höhere Preise; manche Artikel, die sonst den Kleinen Freude machten, werden überhaupt verschwunden sein. Aber eins der beliebtesten und begehrtesten, stets Freude bringenden Geschenke hat sich trotz allem behauptet, das **Bilderbuch**, ohne das ein deutsches Weihnachtsfest unserer Kleinen gar nicht zu denken ist, daneben auch die bei der Jugend so beliebten **Modellierkartons**; ja sogar ganz Auserlesenes darin legt der bekannte Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen und München der Jugend auf den Gabentisch, und nicht teurer als in Friedenszeiten. **„Heil und Sieg!"** nennt sich ein farbenfrohes Bilderbuch von M. Flatscher (Preis 2,50 Mk.), das das Kriegs- und Soldatenspiel der Jüngsten behandelt. Auf den 7 Tafeln sehen wir, wie der kleine Hauptmann seine Rekruten heranbildet, wie er die Parade abhält, seine kleine Schar in die Schlacht führt usf. bis zur Verkündigung des vollständigen Sieges. Auch Gertr. Römhildts kleines Bilderbuch **„Für unser Kriegskind"** (Preis 0,60 Mk.) spiegelt in Wort und Bild in echt kindlicher Form Leben und Empfinden unserer Kleinen wieder, wie sie spielen, wie sie auf ihre Art die Siege feiern usw.: „mach, daß unsre Truppen siegen, daß wir wieder — schulfrei kriegen", spricht klein Lenchen in ihrem Nachtgebet. Wer nichts vom Kriege wissen will, für den hat Sibylle von Olfers in ihrem neuen Bilderbuch **„Im Schmetterlingsreich"** eine erlesene Festgabe geschaffen (Preis 2,50 Mk.). Im duftenden Blumengarten tummeln sich die Raupen- und Puppenbabys, bei Fräulein Libelle haben sie Tanzstunde, bis ihnen die warmen Sonnenstrahlen am Frühlingsgeburtstag ihre Flügelchen schicken. Und dann schaukelt und wiegt sich die muntere Schar zur Freude der Kinder im glitzernden Sonnenschein. Wieder eine echte Olfersschöpfung, ein rechtes Kinderbuch, das sich den früheren Werken der Künstlerin, ihren geradezu klassischen „Wurzelkindern" ebenbürtig zur Seite stellt. Das gleiche gilt von dem Bilderbuch **„Für die kleine Welt"** (Preis 1,60 Mk.), in dem M. M. Behrens in Wort und Bild unsern Lieblingen auf 12 farbenprächtigen Bildertafeln alles das vorführt, was sie tagsüber in ihrem kleinen Reiche selbst erleben und treiben, bis am Weihnachtsfest St. Nikolaus wieder neues Spielzeug bringt.

Sehr beliebt sind — wir wissen's aus der eigenen Jugendzeit! —, vor allem bei schon etwas größeren Knaben, Schreibers Modellierkartons; es werden denn auch die beiden Kriegs-Modelliermappen **„Schützengräben mit Unterständen"** (Preis 2,50 Mk.) und **Kriegs-Modelliermappe Nr. 34**: Schwere Artillerie (Preis 2 Mk.) viel Freude machen. Mit den Schützengräben, die in ihren Größenverhältnissen sich trefflich für das Spiel mit Zinnsoldaten eignen, läßt sich ein ganzes Feldbefestigungssystem erstellen; mit der Mappe 34 baut man den fast sagenhaften österr.-ung. 30,5-cm-Riesenmörser und die schwere 21,5-cm-Haubitze der deutschen Armee. Diese

Digitized by Google

beiden Mappen, das wollen wir nicht übersehen, eignen sich vortrefflich auch als Liebesgabe an Lazarette.

Trotz allem also ist auch heuer unsern Kindern der Weihnachtstisch gedeckt, und man braucht bei den obigen Sachen nur zuzugreifen, um sicher zu sein, daß man auch Freude macht. Jede bessere Buchhandlung hat die Artikel vorrätig oder besorgt sie.

Für ältere Knaben eignen sich hervorragender Weise die schon rühmlichst bekannten Schriften von Fritz Pistorius dessen Buch: **„Dr. Fuchs und seine Tertia"**, heitere Bilder von der Schulbank, bereits in 9. Auflage vorliegt und eigentlich keiner besonderen Empfehlung mehr bedarf. Die frischen, aus dem Leben gegriffenen Schilderungen werden überall Freude erregen, besonders auch der Band **„Eine freie Woche"** und aus der Kriegszeit geboren die teilweise erschütternden Schilderungen in **„Die Kriegsprima"** die noch einmal die erhebenden Tage der Begeisterung vom August 1914 in uns wachrufen und ganz ohne Zweifel erheblichen historischen Wert neben ihrer Eigenschaft als Unterhaltungsbuch besitzen. Die Ausstattung ist sehr hübsch, der Preis für das gebundene Buch 4 M., ist angemessen. Die Bände sind im Verlag von Trowitzsch & Sohn in Berlin erschienen, der auch **„Homers Ilias"** in neuer metrischer Übersetzung von Professor Hans Georg Meyer in neuer Auflage herausbringt. Die eiserne Zeit verführt hoffentlich mit dazu, das prachtvoll flüssig übersetzte Meisterwerk in stillen Stunden wieder zu lesen; die Nahkämpfe an der Somme bilden ein furchtbares Gegenstück zu den Gefechten vor Troja! Die vornehm gezeichneten Kopfleisten von Hans Krause machen das Werk in seiner gediegenen Aufmachung zu einem schönen Geschenk. Das gleiche gilt auch von dem Lebensbild **„Fürst Bismarcks Frau"** von Sophie Charlotte von Sell nach dem unsere Frauenwelt gern greifen dürfte. Die sorgende Gefährtin des großen Mannes tritt lebenswahr und menschlich rührend vor uns hin, wir sehen ein vorbildliches Frauen- und Familienleben und ein ganz eigentümlicher, anheimelnder Hauch von deutscher Gemütlichkeit und Hausfrauentum schwebt über dem Ganzen, das durch seine zahlreichen Bildbeigaben aus dem Bismarckkreise besonderen Wert gewinnt. (Preis gebunden 6 M.)

Dr. Erich Janke.

L. v. Blanckenburg, geb. v. Bülow: **Wenn die Mutter fehlt.** Eine ernste Geschichte. Verl. Fr. Bahn, Schwerin.

Ja, es ist eine ernste Geschichte. Ein herzerschütternder Ernst lebt darin, der doch zugleich herzerwärmend und tief wohltuend ist. Für jede Mutter, die ihre Knaben erzieht, ist hier, ohne im geringsten belehren zu wollen, ein Lehrbuch und Berater gegeben. Aber auch die andern Frauen, und die Männer und frohe junge Menschenkinder, werden sich mit Freude und Genuß darein vertiefen. Man liest nicht, man lebt mit lebendigen Menschen. Es ist nicht eigentlich das Werk eines Schriftstellers, sondern vielmehr eines Dichters, mit einer solchen lyrischen Unmittelbarkeit quillt es herauf aus unerschöpflichen Tiefen. Seelenstimmungen, -Leiden und -Stürme. Nachtbilder und Sonnenbilder. Alles sehen, fühlen, erleben wir, als hätte es uns selbst betroffen. Ich stehe gefangen dem Eindruck der dichterischen Schönheit gegenüber. Nur bedauerlich will es mich dünken, daß die Feierstunde so kurz ist, die uns dieses Buch bereitet, daß du nicht noch mehr über uns ausgeschüttet, von dem unerschöpflichen Reichtum deiner Schätze, du Dichterseele! Aus deiner Tiefe, von deiner Fülle und Sonnenwärme. Gieb uns noch öfter — —!

Hans Werder.

Paul Keller: **Grünlein.** Eine deutsche Kriegsgeschichte von einem Soldaten, einem Gnomen, einem Schuljungen, einem Hunde und einer Großmutter. Alten und jungen Leuten erzählt. Bilderschmuck von Walter Beyer. Geb. 1 M. (Breslau, Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn).

Nur ein echt deutsches Dichtergemüt konnte ein so warmherziges, liebes frischfröhliches Buch schreiben, in dem Phantasie und Humor um die Palme ringen. Die Freude über dieses Büchlein wird bei der Jugend groß und tief sein. W.

Anton Kerner von Marilaun: **Pflanzenleben.** Dritter Band: Die Pflanzenarten als Floren und Genossenschaften. Preis in Halbleder geb. 17 M. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

Vor nicht langer Zeit ist an dieser Stelle auf die beiden ersten Bände des „Pflanzenleben" aufmerksam gemacht worden; trotz des Krieges ist nunmehr auch der dritte Band erschienen, so daß jetzt das ganze Werk vorliegt.

Der dritte Band enthält die Abstammungslehre und Geographie der Pflanzen; es wird die Frage von der Entstehung und dem Aussterben der Arten erörtert, es werden die heutigen Floren der Erde geschildert und die Bedeutung abgemessen, die Boden und Klima auf die Pflanzen ausüben. Wir hören wie die Pflanzen wandern und erhalten einen erschöpfenden Überblick über die Pflanzendecke der Erde. Über 100 Abbildungen und Tafeln erläutern den Stoff auf das Anschaulichste.

Wenn man das Werk so im ganzen überblickt, sieht man erst recht, wie reichhaltig es ist und wie weitgehenden Ansprüchen es gerecht wird. Es sei noch darauf hingewiesen, daß das ganze Werk durchaus volkstümlich geschrieben ist, so daß es von jedermann mit Interesse und Erfolg gelesen und benutzt werden kann. In vielen Familien ist ja Brehms Tierleben längst ein Standwerk geworden; Kerners Pflanzenleben scheint ebenfalls berufen, einen Ehrenplatz in der Bibliothek einzunehmen. Dr. H. Janke.

Denkt an Weihnachten!

Im harten Kampf, im Feindesland naht unseren braven Truppen das dritte Weihnachtsfest. An diesem Abend soll jedem ein Zeichen des Dankes der Heimat zugehen. So mancher ist draußen, der niemanden hat, der für ihn sorgen kann. Auch diesen

Alleinstehenden und Vergessenen

wollen wir den Weihnachtstisch decken, eingedenk der Worte des Reichskanzlers:

„Nur Dank, heißer Dank aus der Heimat, für die sie bluten, soll ihr Gefährte sein, wenn höllisches Trommelfeuer sie umdröhnt".

Wer mithelfen will, den alleinstehenden Gardekämpfern vor dem Feinde eine Weihnachtsfreude zu machen, der sende Liebesgaben — außer Lebensmittel und Wollsachen, für welche die Heeresverwaltung sorgt — oder Geldspenden, auch Kissen und Decken, an die staatliche Abnahmestelle II beim Gardekorps, Berlin Karlstr. 12.

Postscheckkonto: Berlin Nr. 14871. Bankkonto: Dresdner Bank Berlin, Depositenkasse Z. Bank für Handel und Industrie Berlin, Depositenkasse S.

Der Eingang jeder Spende wird dankbar bestätigt.

Inhalt des Heftes 11: Herd und Schwert (Schluß.) Roman von Fritz Skowronnek. — Der Walzerkönig. Roman von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** Unsere Laube. Gedicht von Reinhold Braun. — Mutter Weber. Skizze von Marcello Rogge. — Nicht zagen. Gedicht von Gertrud Rothe. — Gespräch und Geschwätz. Von Ludwig Kapeller. — Weihnachtsbücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 16. Dezember 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 12

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Der Herr Direktor / Roman von Else Croner

Erstes Kapitel.

Wie ein riesiger Smaragd in goldener Fassung, so leuchtete die grüne Patina-Kuppel des Doms im Mittags-Sonnenschein des sommerlich-warmen Oktobertages. Neugierig spiegelte sich die strahlende, tiefgelbe Sonnenglut in dem blanken Fluß zu den Füßen des Doms und in den schier zahllosen Fensterscheiben des riesigen Steinkastens, der dem Dom gegenüber auf dem anderen Ufer des Flusses sich befand. An dem schmiedeeisernen Portal dieses langgestreckten Gebäudes prangte die stolze Inschrift: „Städtische höhere Handelsakademie."

In einem menschenüberfüllten Wartezimmer, das durch doppelte Türen von dem Allerheiligsten, dem Sprechzimmer des Direktors, abgeschlossen war, vernahm man trotz der Doppeltüren eine erregte Unterhaltung, die nebenan geführt wurde. Plötzlich hörte man eine laute Kommandostimme:

„Zum Donnerwetter, daß Sie auch immer eigenmächtig handeln. Warum warteten Sie nicht, bis ich meine Entscheidungen getroffen habe? Neue Lehrkräfte engagiere ich und nicht Sie. Ich lasse mir nicht an den Wagen fahren, — von keinem Menschen."

In allen Zimmerecken saßen und standen Damen, Lehrerinnen — Typen, ernst, blaß und abgearbeitet. In der Mitte des Raumes standen einige Herren, scheinbar in etwas gehobeneren Stellungen, nach ihren Gesprächen zu schließen Leiter einzelner Abteilungen, Diplom-Handelslehrer oder Rektoren.

Sie alle starrten, fast ängstlich, nach der großen Tür, durch die in jedem Augenblick der gestrenge Chef eintreten konnte.

Sie tauschten ihre Ansichten über die Stimmung des hohen Herrn da nebenan aus, als wären sie alle diesem Einen auf Gnade oder Ungnade willenlos überliefert. Der Stempel der Abhängigkeit war ihrem Wesen und Benehmen aufgeprägt.

Da hörten sie wieder die Donnerstimme im Nebenzimmer, so daß sie erschreckt zusammenfuhren.

Dann öffnete sich die Tür, aber nicht der Direktor, sondern ein Mann in mittleren Jahren trat heraus. Die Angst lag ihm noch auf der Stirn, aber er sagte aufatmend zu den ihn mit Fragen bestürmenden Kollegen:

„Meine Herren, es sind Beschwerden von oben eingelaufen, ein ganzes Sündenregister über mich, es stimmt ja auch vieles, ich konnte es nicht ableugnen . . ."

„Nun und . . . herausgesetzt? Knall und Fall entlassen?" Der Mann, dem noch alle Glieder zitterten, lächelte jetzt: „I wo. Erst natürlich tat er, als wollte er mir den Kopf abreißen, wütete furchtbar, und ich sah mich schon zur Tür herausgesetzt. Ich dachte an meine Familie, und Sie können sich ja vorstellen, wie mir ungefähr zumute war. Alles, aber auch alles, hat er erfahren, daß ich die Stunden zum Heftekorrigieren benutzt habe, daß ich mal ein freies Witzchen den Selektaner-

Digitized by Google

innen gegenüber riskierte — Herrgott, wie hat der mich angefahren . . .“

„Nun und“, fragten die andern zum zweitenmal in angstvoller Spannung.

„Gar kein ‚und‘. Ich werde nach einer anderen Abteilung versetzt, das war der ganze Knalleffekt. Von Entlassen hat er kein Wort gesagt. Behandelt hat er mich wie einen Schuhputzer, eigentlich noch schlimmer, — aber Schaden hat er mir nicht zugefügt, ich stehe mich ja bei der andern Abteilung genau so gut wie hier.“

Ähnliche Auftritte trugen sich öfters zu.

Was mußte dieser Direktor Rauhenburg für ein eigentümlicher Mensch sein! Der amtliche Verkehr mit ihm lockte nicht gerade, aber er konnte auch sehr höflich und verbindlich sein, wenn es sich um das Wohl und Wehe seiner Schule handelte. Eine Lehrerin ließ sich melden:

„Bitte sehr, wollen Sie näher treten?“

Das klang ermutigend.

Rasch trat sie ein und sagte ohne Umschweife, um was es sich handelte.

„Ich möchte jetzt während des Krieges meine Kräfte gern dem Schuldienst zur Verfügung stellen, Herr Direktor. Können Sie mich für einige deutsche Stunden brauchen?“

„Sehr gern.“

Die junge Lehrerin sah ihn erstaunt an.

So schnell begriff er. Sie hatte gar keine langen Erklärungen nötig, wie sie gefürchtet hatte. Er tat ja gerade, als ob er ihren Wunsch ganz natürlich fand. Einen Augenblick sah er sie prüfend an:

„Sie haben das Lehrerinnenexamen?“

Sie bejahte.

„Oberlehrerinnen-Examen auch?“

„6 Semester Studium; ich habe ordnungsgemäß drei Jahre am germanistischen und pädagogischen Seminar der Universität gearbeitet.

„Gut,“ meinte der Direktor, „es bleibt bei den deutschen Stunden in der 3. Abteilung. Das Nähere erfahren Sie morgen.“

Doktor Rauhenburg begleitete sie bis an die Tür des Wartezimmers, dann wandte er sich den nächsten zu, die einen Wunsch oder ein Anliegen, eine Beschwerde oder eine Verteidigung vor ihm zu erledigen hatten. Er war zu gleicher Zeit verbindlich und polternd, entgegenkommend und hartnäckig. Er hatte Mischung genug in sich, um die Leute anzureizen und viel über sich reden zu machen. Ebenso oft wie er enttäuschte, überraschte er auch. Er regierte wie ein absoluter König in seinem Reich.

* * *

Am Nachmittag stand der Direktor Rauhenburg in seinem Landhaus am Fenster seines Zimmers und schaute, beide Hände auf die Brüstung gestützt, hinunter in den Garten.

Die Terrassen abwärts, unten am See, spielte seine Tochter mit ihren Freundinnen Tennis; er hörte die hellen Stimmen zu sich heraufschallen.

Er wartete auf seine Frau; sie war gleich nach dem Mittagessen in die Stadt gefahren. Kam sie jetzt bald? Er neigte sich weiter hinaus; zwischen den Kastanienbäumen herauf führte ein Waldweg, den sie gern einschlug, wenn sie, ungeduldig abkürzend, sich bei Besorgungen oder Besuchen verspätet hatte.

Hellmuth Rauhenburg blickte über die Herbstlandschaft weg, hinüber nach dem See.

Jenseits des Sees sah man die Lichter der Stadt.

Wenn Leonore doch bald käme! Schon legten sich die ersten Schleier der Dämmerung über die Silberplatte des Sees.

Nun kam sie wohl nicht mehr, ehe er ins Seminar mußte.

Enttäuscht wollte Hellmuth vom Fenster zurücktreten, da hörte er ihre Stimme; sie begrüßte Hildegart und ihre Freundinnen. Die Bäume verdeckten noch ihre Gestalt, aber jetzt — jetzt war sie zu sehen! Eiligen Schrittes stürmte sie den kleinen Pfad hinaus.

„Hellmuth!“ Schon war sie unter seinem Fenster und schaute zu ihm hinauf.

„Endlich! Entschuldige. Ich traf Doktor Wagner in der Stadt, er begleitete mich, wir kamen ins Plaudern und . . .

„Doktor Wagner?“ Eine Mißmutsfalte lag plötzlich auf seiner Stirn.

Leonore sagte begütigend:

„Soll ich vielleicht einem alten Jugendfreund im Bogen ausweichen, wenn ich ihn auf der Straße treffe?“

Digitized by Google

„Nein, aber ich finde es unerhört, daß er dich ansprach, nachdem ich vorgestern derart mit ihm aneinandergeriet, daß er auf der Stelle mir seine Dienste kündigte. Ist mir übrigens sehr lieb, daß er's tat. Er paßte mit seinen Anschauungen wahrhaftig schlecht genug an meine Handelsschulen. Aus Mitleid hatte ich ihm einige Stunden übertragen. Aber Leonore, du stehst ja noch immer in Hut und Jacket, lege doch ab!"

Leonores frohe Stimmung war mit einem Schlage fort.

Sie stand still, und ein Gefühl von Hilflosigkeit überfiel sie. Ihr eigener Mann erschien ihr plötzlich fremd. Warum verkrachte er sich gerade mit Doktor Wagner, der ihr so viel galt, den sie hoch schätzte wie wenige. Er hatte bisher freundschaftlich in ihrem Hause verkehrt, die beiden Männer hatten gut miteinander gestanden, — bis vorgestern.

„Nimms nicht so tragisch, Kind. Für den Lehrer ist bald Ersatz gefunden, und für den Hausfreund auch."

Frau Leonore errötete plötzlich. Ihr war die Bezeichnung „Hausfreund" unangenehm. „Für Freunde gibts überhaupt keinen Ersatz", sagte sie schroffer, als es sonst ihre Art war. „Was war denn der Anlaß zu Eurem Zerwürfnis? Mir hat Wagner kein Wort darüber gesagt."

„Weil er Schuld hat. Er warf mir vor, ich verstände von seinen Fächern nichts, mein Ton paßte ihm nicht, von mir ließe er sich keine Vorschriften machen, na, und schließlich habe ich als Direktor doch nicht nötig, mir Grobheiten von Herrn Wagner sagen zu lassen. Da gab denn ein Wort das andere, wir waren beide ziemlich erregt, zuletzt ersuchte ich ihn dringend, das Zimmer zu verlassen. Da sagte er: „Ich danke für die weitere Tätigkeit an Ihrer Akademie," und dann drohte der unverschämte Mensch noch damit, daß er sich schon revanchieren werde."

„Das mußt du falsch aufgefaßt haben, Hellmuth, oder Wagner hat das nur in der Erregung gesagt; einer unschönen Handlung ist er sicher nicht fähig."

„Ich finde, du verteidigst Herrn Wagner reichlich warm. — Es ist ja reizend, daß du Partei gegen mich nimmst."

Leonore kannte den empfindlichsten, verwundbarsten Punkt ihres Mannes: sein Herrengefühl. Auflehnung und Widerspruch vertrug er schlecht, ärgern wollte sie ihn nicht. Einlenkend fragte sie nach dem Fortschreiten seiner Arbeiten, erbot sich, die Korrekturbogen seines neu erscheinenden wirtschaftsgeographischen Werkes durchzusehen und besorgte ihm mit der ihr eigenen Anmut einen Abendimbiß, ehe er in sein Kolleg mußte. Sie saß neben ihm in einem dunkelroten hochlehnigen Klubsessel, der eine kleidsame Stütze für ihr zierliches Köpfchen war. Ihre Augen waren so dunkel, daß sie oft von ergreifender Schwermut waren, dann wieder hatten sie den reinsten Kinderausdruck.

Rauhenburg hatte sie auf einem Philologenball kennen gelernt und sich mehr noch in den Reiz ihres Wesens, als in ihre äußeren Vorzüge verliebt. Sie entsprach so ganz dem Ideal, das ihm seit seiner Studentenzeit vorgeschwebt hatte, war Zoll für Zoll „Dame" und doch auch wieder „süßes kleines Mädel", war ernst und nachdenklich, und doch herzig und anschmiegend. So kritisch Hellmuth Rauhenburg auch schon in jungen Jahren die Menschen, und besonders die Frauen, betrachtete — er fand an dieser einen Frau nichts, aber auch nichts auszusetzen, und das war eigentlich während einer langen Reihe von Ehejahren so geblieben. Jetzt war sie in den dreißiger Jahren, eine noch jugendlich wirkende, lebensvolle Frau mit interessantem, schwermütigem Einschlag, eine zärtliche Mutter und die geliebte Frau eines der angesehensten Männer in der Stadt.

„Trinkst du nicht ein Glas Rotwein, Hellmuth?" fragte Leonore in ihrem weichen, sympathischen Tonfall, der jetzt ganz frei von jeder Verstimmung war.

„Ja, aber ich möchte, daß du mittrinkst", sagte Rauhenburg. Sie erfüllte sofort seinen Wunsch, obwohl sie sich gar nichts aus dem Wein machte.

Hildegart kam ins Zimmer, ein sechzehnjähriges, feingliedriges Mädchen mit den dunklen Augen der Mutter und weichem blonden Haar. Sie plauderte lustig und steckte schließlich selbst den Vater mit ihren Scherzen an. Das ganze Köpfchen hatte sie voll krauser, bunter Tollheiten. Unaufhörlich erzählte sie von

Digitized by Google

Schulvorfällen, den Prädikaten, die sie erhalten hatte, ihrer Lektüre und ihren Freundinnen, bis die Uhr acht schlug und Rauhenburg nach Hut und Mappe griff, um in sein Seminar zu gehen. In der Tür wandte er sich noch einmal zurück. Leonore war doch eigentlich die reizendste Frau, die es geben konnte! Und so vernünftig. Mit keinem Wort mehr war sie auf die peinliche Sache mit Wagner zurückgekommen. Und er hatte ihr doch sicher einen Schmerz zugefügt. Sie sah vielleicht nicht einmal den Grund ein. Was verstand sie von amtlichen Dingen und Berufsfragen! Rein ihm zu Liebe hatte sie nachgegeben. Und so willig und schnell. Er war ihr eben das Liebste auf der Welt.

Und dann kehrte er plötzlich in raschem Entschluß noch einmal um und faßte die geliebte, zarte Gestalt mit seinen starken Armen und küßte sie auf den Mund so heftig, daß sie erst einen Schreck bekam.

„Leonore, versprich mir, daß du Wagner nicht mehr empfangen wirst."

„Wenn du das nicht willst, tu ichs sicher nicht, Hellmuth."

Jetzt war er beruhigt. Er neigte zustimmend den Kopf und ging in vergnügter und angeregter Stimmung in sein Seminar.

* * *

In dem Hörsaal der Handelsakademie hielt Doktor Rauhenburg seinen ersten, die Seminarübungen einleitenden Vortrag. Er war ein anderer hier als zu Haus im Familienkreis. Seine Überlegenheit schuf ihm hier die Atmosphäre, deren er bedurfte, um sich, frei nach seiner Begabung, betätigen zu können.

Der kleine, hell erleuchtete Raum war bis auf den letzten Platz gefüllt. Damen und Herren, Jugend und Mittelalter, Studenten und Lehrer zählten zu Rauhenburgs Schülern. Seine Vorlesungen und praktischen Kurse waren beliebt, er hatte eine künstlerische Leichtigkeit, seine Schüler zu tüchtigen Lehrern heranzubilden, verstand zu fesseln und zu begeistern und erziehlich im großen Sinn zu wirken. Es war ein Vergnügen, ihm zuzuhören, wenn er selbst eine Musterlektion gab oder über pädagogische Tagesfragen sprach. Aber auch aus rein praktischen Gründen wurde gerade dieses Seminar so fleißig besucht: der Weg zu großer Stundenzahl und fester Anstellung führte über das Seminar, das war stadtbekannt. Rauhenburg stellte keinen an, der nicht mindestens einige Semester lang an diesen praktischen Übungen aktiv teilgenommen hatte. Unter „aktiver Teilnahme" verstand er aber musterhafte Lehrproben und Referate. Dazu erzog er alle seine Lehrer mit bewundernswertem Geschick. Auch die Untüchtigen und Minderbegabten wurden so lange von ihm zurecht „geplättet", wie er es selber nannte, bis ihr Unterricht auch strengen Anforderungen entsprach.

Rauhenburg war so hingenommen von seiner Aufgabe, daß er im Seminar weder Sinn noch Auge für irgendwelche anderen Dinge hatte. Heute aber blühte ihm eine sehr unangenehme Überraschung. Gerade als er die Lehrproben erteilt hatte und nun die Referate — anregende und reizvolle Themen — seinen Hörern vorlas, um sie zur Beteiligung anzuspornen, entdeckte er in einer der letzten Stuhlreihen, wo die älteren Lehrer Platz zu nehmen pflegten, Doktor Wagner. Gleichmütig saß er da, mit einem Notizblock in der Hand, als gehörte er hierher.

Trotz seiner inneren Erregung über diese Keckheit, verstand Rauhenburg eine so kühl erstaunte Miene zu zeigen, daß Wagner es nicht wagte, sich an den Diskussionen zu beteiligen. Er saß halb verdeckt von einer breiten Säule und beobachtete nur. Vor ihm saß eine junge Lehrerin, an die sich Rauhenburg mit ganz besonderer Freundlichkeit schon mehrmals gewandt hatte.

„Wie er sie ansieht," dachte er, „ihren Wuchs, ihre Kleidung, ihre Bewegungen prüfend anschaut."

Jetzt richtete Rauhenburg seine Fragen direkt an sie:

„Haben Sie schon unterrichtet?"

„Nein, Herr Direktor."

„Dann lernen Sie's nur schleunigst, Fräulein Holger. Ich möchte, daß Sie die erste Lehrprobe und das erste Referat halten, beides heut in acht Tagen."

„Wie sie ihn interessiert", murmelte Wagner halblaut zu seinem Nachbar.

Erschrocken fuhr Fräulein Holger auf:

„Aber ich kann ja noch gar nichts, Herr

Digitized by Google

Direktor." Sie hatte ein ungewöhnlich biegsames Organ. Rauhenburg lächelte: „Sie werden's bei mir schon lernen, nur keine Angst. Die Lehrprobe über ‚Die Stellung der Frau im Handelsrecht', das Referat über ‚Deutsche Stilsünden'."

Fräulein Holger notierte sich still gottergeben, aber doch mit einem hörbaren Seufzer die ihr zudiktierten Aufgaben. Alles was sie hier hörte, waren ihr vorläufig böhmische Dörfer. Nach Schluß der Sitzung ging sie, in äußerst beklommener Stimmung, vorn an das Katheder zu Rauhenburg und bat um einige nähere Angaben und Hilfsmittel.

Nachdem er ihr freundlich Auskunft gegeben hatte, fragte er sie plötzlich: „Wie alt sind Sie, Fräulein Holger?" Er ließ sich das Alter seiner Lehrerinnen gewöhnlich sagen; er hielt diese Kenntnis für unbedingt notwendig zur Beurteilung der Leistungen.

„Ich bin 23 Jahre alt, Herr Direktor."

Er verzog keine Miene, blieb korrekt bis in die Fingerspitzen.

Als er die übrigen Personalien aufgenommen hatte, stand plötzlich Doktor Wagner dicht vor ihm ihn trotziger, kampfbereiter Stellung. „Nicht wahr, Sie sind erstaunt, mich heute hier zu sehen, nachdem Sie mir den Laufpaß gegeben haben, Herr Direktor?"

„Allerdings, ich glaubte, wir wären fertig mit einander," antwortete Rauhenburg verstimmt. Wagner trat dicht an das Katheder heran und sagte leise, so daß die Umstehenden nichts hören konnten:

„Ich meine, Sie werden sichs noch mal überlegt haben, Rauhenburg."

Doktor Rauhenburg hatte die Stirn in Amtsfalten gelegt. Die vertrauliche Anrede störte ihn in diesem Augenblick. Wie kam der Mensch dazu, einfach Rauhenburg zu sagen? Weshalb nannte er ihn nicht, wie alle anderen, „Herr Direktor". „Überlegt? Herr Doktor Wagner, ich dächte, ich war deutlich."

Wagner drehte verlegen den Hut in seiner Hand. „Na ja, wir waren beide hitzig, haben beide Worte gesagt, die wir sicher nicht meinten. Und dann — offen gesagt, Rauhenburg, — ich sitze glattweg auf der Straße. Ich war auf die Akademie angewiesen, schließlich waren es immerhin 4000 Mark jährlich."

Er sah jetzt bittend zu Rauhenburg auf.

Der aber blieb kühl und förmlich wie zuvor.

„Ja, Verehrtester, — das hätten Sie sich alles früher überlegen sollen. Unbotmäßige Lehrer kann ich nicht brauchen."

„Rauhenburg, — wir kennen uns doch seit Jahrzehnten; als wir beide als junge Studenten unsere tollen Streiche machten, habe ich Ihnen auch manchmal aus der Patsche geholfen. Und selbst Ihre Frau habe ich Ihnen damals auf dem Philologenball vorgestellt, wissen Sie noch? Damals hieß es: ‚Das vergesse ich Ihnen nie, Wagner!' Und heute sind Sie der große, mächtige Direktor, und ich muß als Bittender vor Ihnen stehen."

Rauhenburg rückte unruhig an seiner Krawatte. Alles, was Wagner gesagt hatte, war ihm höchst peinlich. Er liebte dieses ständige Sichberufen auf vertrauliche Beziehungen nicht. Man sah ja, wohin das führte. Es gehörte außerordentlich viel Takt dazu, um Beziehungen traulicher und persönlicher Art zu seinem Vorgesetzten aufrecht zu erhalten. Über dieses Maß von Takt verfügte Wagner nicht. Der Direktor war eigentlich aus mehr als einem Grunde heilfroh gewesen, ihn los zu sein.

Aber er versetzte sich, blitzschnell, wie er das in seinem fast peinlichen Gerechtigkeitsgefühl stets tat, in die Lage des andern. Wie demütigend mußte es für Wagner sein, alles zurückzunehmen, nur um wieder Beschäftigung und Brot zu haben. Leicht war diesem eingebildeten Menschen der Schritt sicher nicht geworden. Er streifte ihn mit einem prüfenden Blick. Wagner sah blaß aus, und eine nervöse Spannung lag in seinen Zügen.

Als Rauhenburg noch immer schwieg, wurde er doch sehr unruhig. Jetzt glitt ihm plötzlich die Anrede „Herr Direktor" von den Lippen. „Sie haben noch niemals einen Ihrer Lehrer plötzlich entlassen, Herr Direktor, ich wäre der Erste. Immer haben Sie durch einen Gnadenakt in letzter Stunde das Schlimmste abgewandt. Wie soll ich mir denn sofort etwas anderes verschaffen? Ich bin ja ruiniert."

Der Direktor kämpfte mit sich. Das war

Digitized by Google

ja alles richtig, was Wagner sagte. Er hatte die Machtbefugnis, die er über seine 200 Lehrkräfte besaß, noch niemals mißbraucht oder auch nur in voller Wirkung gebraucht. Er hatte ein natürliches Wohlwollen für jeden Einzelnen, half ihnen vorwärts, wo er nur konnte, setzte sich persönlich für sie ein, bildete und erzog die Jüngeren, leitete und förderte die Älteren, schenkte den tüchtigen Elementen seine Achtung und sein Vertrauen, was sie als ein kostbares Geschenk empfanden; er ließ trotzdem alle 200 gelegentlich seine Macht spüren, aber nie artete die unbeschränkte Herrschaft, die er führte, in empfindliche Härte oder Schroffheit aus. Er fühlte sich verantwortlich für das Schicksal der Leute, die ihm unterstanden. Als Doktor Wagner jetzt noch einmal seine letzten Worte „ich bin ruiniert" wiederholte, gab sich der Direktor einen Ruck und sagte sehr ernst, aber nicht mehr abweisend: „Herr Doktor Wagner, ich will es noch einmal mit Ihnen versuchen, passiert's ein zweitesmal, so sind wir geschiedene Leute. — Also, Sie behalten Ihre Stunden. Der Krieg kommt Ihnen zu Hilfe, man schickt jetzt nicht gern einen Lehrer fort."

Mit dieser letzten Äußerung wollte er jedem Dank vorbeugen.

Doktor Wagner verneigte sich stillschweigend.

Als Rauhenburg seine Konzepte und Notizen zusammenpackte, begehrte ihn noch jemand zu sprechen. Er sah auf.

Fräulein Holger stand schüchtern vor ihm. Es war nun fast niemand mehr im Saal. Da faßte sie Mut und fragte leise: „Bekommt man sofort nach der Lehrprobe bezahlte Stunden, Herr Direktor?"

Über und über war sie errötet.

Der Direktor war in seinem Beruf Menschenkenner geworden. Er sah den Leuten von weitem an, wo sie der Schuh drückte.

„Sie stehen wohl allein im Leben, Fräulein Holger?"

Sie erzählte, hastig und scheu, „daß sie darauf angewiesen sei."

Langsam gingen sie die Treppen herab, unten auf der Straße wollte er sich verabschieden. Da fragte sie noch einmal so eigentümlich dringend: „Wieviel Wochenstunden werde ich bekommen, Herr Direktor? Und wann?"

„Brennt es denn so damit, Fräulein Holger?"

Sie schwieg und senkte den Kopf.

Er bekam plötzlich Lust, ihr irgendeine Freude zu bereiten. Er sagte:

„Fräulein Holger, es interessiert mich, Näheres über Sie zu erfahren. Ich beabsichtige drüben in dem Restaurant zu Abend zu essen. Wollen Sie mitkommen? Hier auf der Straße kann man sich doch nicht unterhalten."

Sie faßte seine Einladung sofort ernsthaft auf und hatte nur zum Schein Ausflüchte und Bedenken. Der Direktor drang daher auch nicht weiter in sie, die Aufforderung hatte ihm sogar fast schon leid getan; Lehrerinnen gegenüber pflegte er sonst größte Zurückhaltung zu bewahren.

„Wenn Sie vielleicht schon anderweitig über den Abend verfügt haben, mit Verwandten oder Freunden zusammen sein wollten, so geht das natürlich vor." „Ich habe niemanden", sagte sie leise. Wie traurig das klang. Jetzt riß ihn, neben seinem Mitleid und seiner Ritterlichkeit, das ihm innewohnende künstlerische Temperament fort.

Als ob es selbstverständlich wäre, leitete er seine Schritte, immer eifrig mit ihr plaudernd, quer über den Damm zu der Tür des Restaurants, in dem die gute bürgerliche Gesellschaft der Stadt verkehrte. Fräulein Holger zauderte ein ganz klein wenig, als er mit einem höflichen „Bitte, nur einzutreten," die schwere Drehtür festhielt, dann folgte sie ihm in den hellerleuchteten Raum.

Als sie ihm gegenüber an dem runden Tisch saß, maß er sie mit seinen eigentümlich scharfen Blicken. Er fand, daß sie eine gewisse Ähnlichkeit mit seiner Frau hatte. Dieselbe schmale Kopfform, hellbraunes Haar, denselben Stimmklang sogar. Nur hatte sie hellere Augen und in ihren Nasenflügeln war oft ein nervöses Zittern; auf ihrem Wesen lag eine stete Ungeduld.

Rauhenburg wurde, als er sie betrachtete, unwillkürlich an die Zeiten erinnert, als er seine Frau kennen lernte. Aber dann wieder fragte er sich, über sich selbst erstaunt, wie er denn bei Fräulein Holger zu solchem Vergleiche

Digitized by Google

komme? Denn plötzlich saß sie wieder, ganz fremd in Aussehen und Haltung, ihm gegenüber und war so ganz die schüchterne Lehrerin dem Vorgesetzten gegenüber, daß er seine Empfindungen für ein Gaukelspiel seiner Phantasie halten mußte. Seine leichtbewegliche Seele war starken Eindrücken unterworfen.

Während sie ihm erzählte, daß sie ein ostpreußischer Flüchtling sei und Kriegsschrecknisse, die sie durchlebt, schilderte, war der Eindruck ihres weichen, klingenden Organs so stark, daß er wider Willen in Erinnerungen an Leonore versank. Bei leiserer Tönung waren die Stimmen kaum zu unterscheiden.

Dies Nebeneinander und Durcheinander von Leonore und Fräulein Holger in seinem seelischen Empfinden verursachte ihm eine seltsam feine Stimmung. Er mußte unwillkürlich daran denken, wie er zum erstenmal mit Leonore in einem Restaurant gespeist hatte; wie schüchtern sie damals war, wie ungewohnt ihr zumute war, wie sie der Gedanke entsetzt hatte, sich von ihm einladen zu lassen, obwohl sie doch offiziell verlobt waren, wie sie schließlich, fast mit Tränen kämpfend, ihr kleines Perltäschchen hervorholte und durchaus für sich selbst bezahlen wollte.

Fräulein Holger schien weniger schüchtern; sie wählte eine recht teure Speise auf der Karte und ließ sich den Burgunder scheinbar ausgezeichnet schmecken. Sie ging auch so merkwürdig schnell auf sein Entgegenkommen ein. Ihr ganzes Wesen war wie ein beständiges Vibrieren von Saiten, die nur auf den Bogenstrich warteten, um zu erklingen.

Vorläufig erzählte sie noch immer, und er hörte nur zu.

Ihre Art, von ihrem Leben zu erzählen, war unsicher und sprunghaft, so als wäre ihr selbst nicht ganz klar, was Erinnerung war, was Phantasie. Als Rauhenburg etwas näher wissen wollte, stellte es sich heraus, daß keine einzige Mitteilung genau zu nehmen war, alles stand eigentlich in der Luft.

Als sie einmal eine ganz krasse Unmöglichkeit sagte, die ihre Kenntnisse und Vorbildung betraf, unterbrach sie Rauhenburg warnend:

„Fräulein Holger, Sie übertreiben wohl!"

Sie sah zu ihm auf und lachte ihn an.

„Vielleicht!" sagte sie leichthin. „Weiß ich's denn? mir schien's richtig, als ich's sagte. Und es hat Sie doch interessiert, Herr Direktor, und mich ebenso. Was hat denn das Plaudern für einen anderen Zweck. Ob's nun so ist oder ein klein bißchen anders, was macht das aus. Als die Russen unser Haus angesteckt haben, — wußte ich nicht mehr, ob das Erleben oder furchtbarer Traum war." Rauhenburg schüttelte den Kopf. Für eine Jugendbildnerin waren das keine geeigneten Charaktereigenschaften. Als hätte sie seine Gedanken ihm von der Stirn gelesen, fügte sie eilig hinzu:

„Ich stehe noch unter ungewöhnlichen Eindrücken, Herr Direktor, ich werde das alles bald überwunden haben, ganz sicher. — Ich bin hierher gekommen, um in ruhiger Arbeit alles Schreckliche zu vergessen."

Der leichte Duft von Zigarettenrauch und Kaffee erhöhte die Stimmung.

Jetzt wurde auch Rauhenburg gesprächig, ging aus sich heraus, sprach über Politik, über die russischen Ostseeprovinzen und die polnische Frage und fand hier überall ein lebhaftes und rasches Verständnis bei Fräulein Holger.

Bei all diesen Gesprächen vergaß sie aber keinen Augenblick ihre eigenen Angelegenheiten. „Sie haben mir durch Ihre Einladung einen entzückenden Abend bereitet, Herr Direktor," sagte sie, „ich bin Ihnen so dankbar dafür und möchte den heutigen Abend gern als ein gutes Vorzeichen für meine Schullaufbahn betrachten."

„Ich will Ihnen Ihre Freude ja nicht stören, Fräulein Holger, aber — Sie reden schon von ‚Schullaufbahn', und doch kann ich Ihnen noch nichts Bindendes bezüglich Ihrer Stunden sagen. Erst n a c h der Lehrprobe kann ich mich entscheiden, erst muß ich doch wissen, was Sie leisten."

Sie fuhr auf, zeigte unverhohlen ihren Unwillen. Dann, als besänne sie sich, daß es nicht gut sei, dem künftigen Chef Mißstimmung zu zeigen, verlegte sie sich auf's Bitten, suchte ihm ein verpflichtendes Wort abzuschmeicheln.

Doktor Rauhenburg schwieg einen Augenblick. Bittenden Worten gegenüber konnte er schwer fest bleiben. Und so peinlich war es;

Digitized by Google

die Dame war doch sein Gast. Sie bat so kindlich, mit leiser, zu Herzen gehender Stimme:

„Herr Direktor, ein so unerbittlicher Mann sind Sie? Sie haben kein Mitgefühl, gar kein Verständnis für meine Lage? An Ihrer Schule sind Vakanzen. Weshalb soll eine andere die freie Stelle bekommen als ich? Habe ich Sie so sehr enttäuscht heute Abend? Finden Sie mich so dumm oder so langweilig, daß Sie mir nichts zutrauen?"

„Nein, im Gegenteil, Fräulein Holger, aber ich kann Sie doch nicht daraufhin engagieren, daß wir einen angenehmen, gemeinsamen Abend verlebt haben."

„Nicht?" fragte sie ehrlich enttäuscht. „Man sagte mir an der Schule, es wäre wichtig, Ihnen zu gefallen. Alle, Damen wie Herren, bemühen sich, Eindruck auf Sie zu machen."

„Sie haben diese Mühe nicht nötig, Fräulein Holger. Ich interessiere mich menschlich für Sie. Aber darum kann ich doch für Sie meine Grundsätze nicht ändern. Ich habe noch niemals eine Lehrerin angestellt, ohne sie vorher unterrichten zu sehen."

„Und nicht wahr, Herr Direktor, Sie werden zufrieden mit meiner Lehrprobe sein?"

„Soll ich Ihnen das vielleicht auch noch vorher versprechen oder gar eidlich versichern?" antwortete der Direktor halb ärgerlich, halb lachend. „Ich denke, Sie können zufrieden sein mit dem, was Sie erreicht haben."

„Für eine erste Begegnung war's wirklich eine ganze Menge", dachte Fräulein Holger.

Laut sagte sie, sich von dem Direktor verabschiedend:

„Ich möchte gern zeitig zu Haus sein, um mich noch für die morgige schicksalsschwere Stunde vorzubereiten. Wenn ich nur Gnade vor Ihren kritischen Augen finde." —

Zweites Kapitel.

Am nächsten Tage wußte die ganze Schule, daß Fräulein Holger mit dem Direktor zusammen im Restaurant zu Abend gegessen hatte. Wenn auch das Lehrerkollegium im allgemeinen die künstlerischen Launen des Direktors kannte und wußte, daß er nur zu geneigt war, seinen Augenblickseingebungen zu folgen, so hatte doch Fräulein Holger es durch frei erfundene Ausschmückungen verstanden, den völlig harmlosen Vorgang zu einem Abenteuer umzugestalten. Mit unverhohlener Schadenfreude hörte Doktor Wagner zu, und in vorgerückter Nachmittagsstunde erhielt Frau Rauhenburg eine telephonische Mitteilung. Sie stand am Apparat, den Hörer in der Hand und hörte Doktor Wagners Stimme. Als ob er es sich vorher aufgesetzt hätte, so fließend sprach er:

„Sehr verehrte gnädige Frau. Ihr Gatte besuchte gestern Abend in Begleitung einer Dame das Palast-Restaurant. Ich glaube als Ihr Freund Ihnen diese Mitteilung schuldig zu sein. Er besaß außerdem die Anmaßung, mir Ihr Haus zu verbieten. Ist das die Art, alte Freunde zu behandeln? Ich hoffe, daß Sie anders darüber denken als Ihr Mann. Ich bin gern bereit, Ihnen nähere Angaben über diese neueste Damenbekanntschaft Ihres „untadeligen" Gatten zu machen und stehe Ihnen in jeder Weise zur Verfügung. Wenn Sie mich rufen, bin ich zur Stelle — und wenn hundert Rauhenburgs sich dazwischen stellten!"

Die helle Röte schlug Leonore aus den Wangen.

Sie hing mit einem kurzen Wort der Erwiderung den Hörer an. Wie konnte Wagner es nur wagen, ihren Mann in dieser plumpen Weise zu verleumden. Nur um sich zu rächen, erfand er Märchen? Es war ja lächerlich, sich darüber aufzuregen. Dann stutzte sie plötzlich. „Gestern Abend sollte das gewesen sein?" Eine seltsame Unruhe stieg in ihr auf.

Das Seminar war spätestens um 9 Uhr zu Ende. Nach Haus gekommen war ihr Mann kurz vor Mitternacht. Wo hatte er die Zwischenstunden zugebracht? Sie war es ungewohnt, derartige Betrachtungen und Berechnungen bei ihrem Mann anzustellen, aber sie kannte seine rasche, oft unüberlegte Art, zu handeln. Sie hatte ihn nicht einmal gefragt, wo er gewesen sei. Nur darauf besann sie sich, daß er in angeregter Stimmung nach Haus gekommen war.

Sie sann und grübelte so lange, bis sie in einen Zustand qualvoller Ratlosigkeit geriet. Wenn es doch wahr wäre? Aber wer konnte

Digitized by Google

die Dame sein? Sie ging alle Damen ihrer Bekanntschaft durch — keiner traute sie zu, daß sie am späten Abend allein mit ihrem Mann ein Restaurant besuchte. Als Dame hatte man doch auch den Schein zu wahren.

Ob es gar keine Dame der Gesellschaft war? Vielleicht irgendeine flüchtige Bekanntschaft, womöglich saßen sie zufällig an demselben Tisch im Restaurant, und es hatte sich ganz von selbst eine harmlose Plauderei ergeben? Sie atmete erleichtert auf. Natürlich, so wird es gewesen sein. Was Doktor Wagner da zusammenfaselte! Aus der Mücke machte er einen Elefanten. Sie deshalb anzuläuten! Sie wollte ruhig darüber nachdenken, wandte sich langsam dem Fenster zu und sah in den Mond hinein, der jetzt schon hoch oben am Himmel stand, ganz klein und hell mit seinem tückischen Lachen.

Sie fühlte sich nicht so glücklich wie vorher, es schien etwas Trübes, Unharmonisches in ihr Leben gekommen zu sein.

Merkwürdig, jetzt mußte sie plötzlich daran denken, wieviel kecke und bewundernde Blicke aus Frauenaugen die stattliche Erscheinung ihres Mannes nach sich zog, wenn er auf der Straße ging. Er mußte häufig ein schnelleres Tempo einschlagen, um all diesen aufdringlichen Blicken zu entgehen.

Endlich faßte sie den Entschluß, das vorhin im ersten Schreck jäh unterbrochene Telephongespräch wieder anzuknüpfen. Doktor Wagner mußte ihr die volle Wahrheit sagen, alles, was er selbst wußte. Mit bloßen Andeutungen war ihr nicht gedient. Sie setzte sich mit ihm in Verbindung. Gott sei Dank, er war noch zu Haus und sofort bereit, ja er schien es fast erwartet zu haben. Er schlug ihr vor, sich in einer Konditorei mit ihm zu treffen.

Entsetzt erwiderte Frau Rauhenburg: „Herr Doktor, wie können Sie es wagen, mir einen solchen Vorschlag zu machen." „Ja, aber gnädige Frau, mir ist der Besuch Ihres Hauses verboten, wo soll ich Ihnen denn nähere Mitteilungen machen?"

Da siegte bei Frau Rauhenburg die Begierde, etwas Näheres zu erfahren, über das Gefühl, daß ein Rendezvous für sie nicht schicklich sei.

Eine Stunde später erfuhr sie die Tatsachen in der Beleuchtung, die Doktor Wagner ihnen zu geben wünschte.

„Dieses Fräulein Holger ist sehr jung, sehr schön und sehr auffallend in Wesen und Kleidung, gnädige Frau. Eben, vor zwei Stunden hat Ihr Mann die Dame an seine Akademie verpflichtet. Dabei war die Lehrprobe höchst mäßig, aber ihr Mann hörte ja gar nicht hin, sie verwechselte mehrere Male die Paragraphen des Handelsgesetzbuches, er sah nur, wandte kein Auge von ihr, liebkoste ihre schlank-üppige Gestalt mit seinen Blicken . . .

„Um Himmelswillen hören Sie auf, Herr Doktor," unterbrach ihn Frau Rauhenburg gequält, „ich werde natürlich noch heute Abend meinen Mann nach dem seltsamen Vorfall fragen und ich bin überzeugt, daß sich die Sache als ganz harmlos herausstellt."

„Das wäre ganz verkehrt," belehrte sie Doktor Wagner in überlegenem Ton, „er wird alles ableugnen, und ich bleibe schließlich daran hängen. Seien Sie doch klug, tun Sie, als merkten Sie nichts, und im übrigen rächen Sie sich und richten Sie sich Ihr Leben auch ein, wie es Ihnen paßt."

„Ich kann nicht, kann nicht unwahr sein", rief Leonore. „Ich bin doch die Mutter seines Kindes, er kann doch nicht plötzlich eine andere lieber haben als mich", stieß sie hervor.

„Das ist unlogisch, gnädige Frau. Sehen Sie doch fest den Dingen ins Auge. Sie haben einen Freund, der sich mit allem, was er ist und kann, für Sie einsetzt, Sie in keiner Lebenslage im Stich lassen wird."

Er hatte bei den letzten Worten ihre Hand geküßt. „Wollen wir uns jeden Freitag hier treffen, gnädige Frau? Ihr Mann ist an diesen Tagen bis zum späten Abend beschäftigt. Sie tun nur dasselbe wie er, Frau Leonore. Ich bringe Ihnen Bücher, Sie lesen wieder unter meiner Anleitung, wie früher, wir sprechen über das Gelesene, philosophieren, vergessen die Alltäglichkeit, retten uns in andere schönere Welten; wollen Sie?"

Frau Rauhenburg dachte daran, daß sie noch nie etwas ohne Wissen ihres Mannes getan hatte; ihr war, als könnte sie dann ihrer Tochter nicht mehr frei gegenübertreten, aber

Digitized by Google

stärker als alles war das Gefühl eines sich aufbäumenden Stolzes.

„Ja, ich will", sagte sie.

Als Frau Rauhenburg nach Haus kam, hatte sie die Empfindung, als müßte sie sich an die weißen Pfosten ihrer Haustür klammern und weinen. —

* * *

Wie überall, so hatte der Krieg auch in der großen städtischen Handelsakademie ein verändertes Bild geschaffen. Bewährte männliche Lehrkräfte hatten vielfach durch Damen ersetzt werden müssen. Überall Ersatz und Reserve. Aber die neu Eintretenden gliederten sich, unter der sicheren und gewandten Oberleitung, eifrig und schnell in den Riesenbetrieb ein, so daß nirgends ein Stocken oder gar Versagen zu spüren war.

Bisher war Rauhenburg noch nie in der Schule erschienen, in all den Monaten nicht. Es war bezeichnend für ihn, daß er die Anstalt lenkte, ohne daß man ihn sah oder hörte, und daß man doch in den kleinsten Dingen seine Leitung und seinen Willen spürte. Wie ein Schulrat erschien er in gewissen Zeitabschnitten, um zu revidieren, und natürlich zu jedem Examen. Wünschte er einen Abteilungsleiter oder Lehrer zu sprechen, so bestellte er sie in sein Amtszimmer, das er seit kurzem in das Rathaus verlegt hatte. Außerdem war seine Zeit jetzt außerordentlich in Anspruch genommen. Er bekleidete eigentlich zwei volle Posten gleichzeitig, da er seit Kriegsbeginn als Hauptmann Rekruten ausbildete. Aber er leistete diese Doppelarbeit spielend, war ganz würdiger Direktor, wenn er seine Sprechstunden abhielt und zog dann mit der Uniform einen ganz anderen Menschen an. Die einzige Dame, die mehr als nötig in die Sprechstunde kam, gleichviel ob sie in der Akademie oder im Rathaus stattfand, war Fräulein Holger. Oft begleitete Rauhenburg sie dann ein Stück Weg nach Haus. Dann strahlte sie, ging stolz neben ihm her, drückte eine fast übergroße und unruhige Freude aus. Es war etwas in ihrem Wesen, das ihn künstlerisch anzog, sie gab sich jedesmal anders, so daß er nie klug aus ihr wurde; aber sie war ihm noch immer interessant, er hörte sie gern plaudern, und freute sich, so oft er ihr begegnete. Sie sprach selten von ihrer Schultätigkeit mit ihm, und das war ihm gerade sympathisch. Mit wieviel Lehrerinnen mußte er über diese Dinge reden! Sie war auch nicht derart, nicht scheu und spröde wie die andern, es war ein halb — schnippisch, halb — vertraulicher Ton, den sie eingeführt hatte und der den Reiz der Neuheit für den Direktor hatte. Völlig ungeniert bat sie ihn um Vorschuß, wenn sie mit ihrem Geld nicht auskam. Einmal machte er ihr Vorwürfe deswegen.

„Eine Handelslehrerin muß doch rechnen können, auch im Privatleben, Fräulein Holger. Sie gehen zu elegant gekleidet, das kostet zu viel Geld."

Da verwandelte sich ihr ganzes Wesen in kindisches Trotzen und Maulen, und ein Teufelchen saß ihr im Nacken.

„Meine Kleider mache ich mir alle selbst, die kosten weniger als die Nonnengewänder vieler andern Lehrerinnen. In 5 Stunden habe ich eine Bluse fix und fertig. Das ist auch Technik, Herr Direktor. Es ist mitunter mehr wert, sich eine kleidsame Bluse schnell anzufertigen, als ein halbes Dutzend Schreibmaschinensysteme zu beherrschen. Sie sehen es ja in diesem Fall; wenn ich nicht nett gekleidet ginge, würden Sie sicher jetzt nicht mit mir durch den Stadtpark gehen."

„Er ist bei allen Künstlerlaunen doch noch zu ernst", dachte sie dann seufzend, „als daß man einen Flirt mit ihm haben möchte. Könnte man ihn doch etwas leichtsinniger machen."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Walzerkönig / Roman von Freiherr von Schlicht

11. Fortsetzung.

Sein Hauptmann hatte um Kasimirs Mutter angehalten und einen Korb bekommen! Das erstere interessierte Horst tausendmal mehr, als das letztere, denn dieser Schritt seines Hauptmanns bewies ihm, daß der Kasimirs Mutter liebe und nie daran gedacht habe, wenn auch nur ein ganz klein wenig, in sein Mädel, die Orla, verliebt zu sein. Da hatte er sich den Blick seines Hauptmanns im Hause des Herrn Senators also doch ganz falsch gedeutet und das erfüllte ihn mit solcher Freude, daß er am liebsten ein Hurra nach dem anderen ausgestoßen hätte. Aber das dürfte nicht sein, und deshalb meinte er nun: „Ich glaube, Kasimir, du machst dir da ganz unnütze Vorwürfe. Was da in unserem Leben kommen soll, das kommt, ganz einerlei, ob es uns von dritter Seite gewünscht wird oder nicht."

„Da magst du wohl recht haben," pflichtete Kasimir ihm tiefsinnig und melancholisch zugleich bei, bis er plötzlich meinte: „Es ist hier bei dir im Zimmer verdammt warm, ich wollte nicht erst ablegen, aber nun möchte ich doch lieber den Mantel ausziehen."

„Nicht auch die Handschuhe?" erkundigte Horst sich, als er dem Freunde behilflich gewesen war, den Paletot abzulegen.

Aber der lehnte ab: „Nein, danke, die genieren mich nicht, wenigstens den linken möchte ich anbehalten, an der linken Hand friert mich sonst, es ist vielleicht Gicht, Rheumatismus oder sonst was, ich habe da so'n kaltes Gefühl" und als er bemerkte, daß Horst ihn verwundert ansah, als wolle er ihn fragen: „Wie kommst du in deinen Jahren schon zu solchen Leiden?" setzte er schnell hinzu: „Um also wieder auf meine Mutter zurück zu kommen, wie gesagt, leicht ist es ihr, glaube ich, nicht geworden, Herrn von Rodenhausen eine Absage zu schicken. Theklas und meinetwegen kann sie sich nicht entschließen, zu heiraten. Sie sagt, wir Kinder hätten ihr da wenigstens mit gutem Beispiel vorangehen müssen, aber selbst dann hätte sie wohl nicht geheiratet, denn der Gedanke, daß sie mit uns, ihren beiden Kindern, vielleicht am selben Tage, in derselben Stunde und in derselben Kirche getraut werden könne, das wollte ihr nicht recht in den Sinn. Na und wer kann es wissen, vielleicht hätte der Himmel es gefügt, daß meine Mutter nochmals wieder eine junge Mutter geworden wäre, bevor Thekla und ich ihr hätten telegraphisch mitteilen können: Mutter, freue dich, du bist Großmutter geworden! Na und wenn die Großmutter bei der Ankunft der Depesche vielleicht gerade ihr eigenes Jüngstes, — wie gesagt," unterbrach Kasimir sich nun, „solche und ähnliche Erwägungen müssen meine Mutter bewogen haben, jeden Gedanken an eine Heirat im letzten Augenblick doch wieder aufzugeben."

Horst hatte Kasimir aufmerksam zugehört, jetzt meinte er: „So leid mir das alles für deine Frau Mutter tut, es freut mich nur, daß ihre Gesundheit es erlaubt, an die Abreise zu denken, denn ich fühle es ihr nach, daß es ihr peinlich sein müßte, fortan mit Herrn von Rodenhausen zusammen zu treffen."

Auf diese letzte Bemerkung hin hüllte Kasimir sich in ein tiefes Schweigen, das er dazu benutzte, ganz dichte Rauchwolken, hinter denen er immer mehr unsichtbar wurde, aus seiner Zigarre zu ziehen und Horst konnte sich nicht helfen, dieses Schweigen und diese Wolken kamen ihm in Verbindung mit seiner letzten Äußerung verdächtig vor. Sollte Kasimirs Mutter trotz der erteilten Abweisung in Zukunft noch manchmal wieder mit seinem Hauptmann zusammentreffen wollen, oder das gar müssen? Sollte, sollte — der Argwohn wurde plötzlich in ihm wach, ja noch mehr als das, ein böser, schwarzer, gräßlicher Verdacht! Aber trotzdem beherrschte er sich und fragte anscheinend nur voll freundschaftlichen Interesses: „Wie ich dir schon zweimal sagte, freut es mich für deine Frau Mutter, daß sie unter diesen Umständen an die Abreise denken kann. Auch für dich freut es mich, wenn du vorübergehend deswegen auch traurig zu sein scheinst. Du wirst schon wieder froh werden, aber nur

Digitized by Google

eins möchte ich gern wissen, hat deine Frau Mutter diese Gelegenheit nicht benutzt, dich darauf aufmerksam zu machen, daß sie von dir erwartet, da sie es nicht könne und wolle, müßtest du nun erst recht heiraten? Oder ist deine Frau Mutter, solange sie hier ist, gar nicht wieder auf den Zweck ihres Besuches zurückgekommen?"

„Selbstverständlich tat sie das," gab Kasimir zur Antwort, „als meine Mutter ihre letzte Stunde kommen sah, wenigstens die letzte Stunde ihrer zerstörten Hoffnung, da rief sie mich zu sich, um mir in das Gewissen zu reden und ich muß dir gestehen, Horst, solche Hochachtung, wie in jener Stunde, habe ich noch nie vor mir empfunden, denn da vertraute meine Mutter mir an, wieviel Geld ich in den letzten Jahren durch die Wicken gejagt habe. Es war eine mehr als anständige Summe und der Mensch soll erst noch geboren werden, der mir das mit solchem Anstand nachmacht, denn dir brauche ich nicht erst zu sagen, daß ich von den ganzen Zechinen nicht fünf Pfennige verspielte."

„Das weiß ich," stimmte Horst ihm bei, „nun aber weiter. Hast du angesichts der vergeudeten Gelder deiner Frau Mutter nicht versprochen, in dich zu gehen, sparsam zu werden und vor allen Dingen zu heiraten?"

Auch auf diese Frage hin hüllte Kasimir sich nun wieder in tiefes Schweigen und in dichte Rauchwolken. Dann legte er plötzlich seine Zigarre beiseite und zog ganz langsam den linken Handschuh aus, um gleich darauf dem Freunde die entblößte Linke so dicht unter die Augen zu halten, daß der auf seinem Stuhl vor Erstaunen, aber erst recht vor Schrecken hintenüber fiel, denn auf Kasimirs Goldfinger prangte der Verlobungsring.

Kasimir sah den Eindruck, den seine wortlose Mitteilung auf Horst machte und meinte ganz kleinlaut: „Ich fühle dir alles, was dich bewegt, vollständig nach und wenn du mich nicht verstehst, Horst, ich verstehe mich erst recht nicht, denn alles auf der Welt hätte ich für möglich gehalten, aber daß ich meinen Grundsätzen derartig untreu werden könne, das hätte ich niemals gedacht."

Horst saß da, als habe ihn der Schlag gerührt. Kasimir war mit Orla verlobt, nun war es dem also doch noch gelungen, deren Gunst und deren Hand zu gewinnen. Das Entsetzen darüber lähmte ihn zuerst vollständig, er verlor sogar für einen Augenblick die Sprache, bis er schließlich, wenn auch stockend und zögernd meinte: „Ich will es dir offen gestehen, Kasimir, auch ich war nicht darauf vorbereitet, daß du dich so schnell verloben würdest. Aber nun, da es dahin gekommen ist, will ich dir von Herzen wünschen, daß du mit deiner Orla so glücklich werden möchtest —" wie ich es sicher mit ihr geworden wäre, hätte er am liebsten hinzugesetzt, aber das verschluckte er schnell, um den Freund nicht zu kränken. Aber er kam überhaupt nicht dazu, den Satz zu vollenden, denn Kasimir sah ihn völlig verständnislos an, bis er ihm nun seinerseits zurief: „Sag' mal, Horst, wie kommst du nur darauf, daß ich mit Orla verlobt sein solle, ich denke ja gar nicht daran."

Wäre Kasimir ein hübsches junges Mädchen gewesen, wäre Horst ihm in diesem Augenblick in der grenzenlosen Freude seines Herzens totensicher um den Hals gefallen und hätte ihn halbtotgeküßt. Ja, er war sogar drauf und dran, auch dem Freunde um den Hals zu fallen, dann aber beherrschte er sich, denn wie vorhin der Schrecken, so lähmte ihn jetzt das Glück. Orla war noch frei, da konnte er selbst weiter hoffen, die für sich zu gewinnen, besonders wenn nun erst Thekla irgendwie beseitigt war. Und da durchfuhr ihn plötzlich ein Gedanke, den er sich in seiner Aufregung gar nicht klar machte und er rief dem Freunde jetzt voller Hoffnung, aber auch voll banger Zweifel zu: „Kasimir, sage mir die Wahrheit, du hast dich mit Fräulein Thekla verlobt?"

„Du bist wohl ganz von Gott verlassen," lachte da Kasimir auf, „ich werde doch nicht meine eigene Schwester heiraten und mich in das Zuchthaus bringen. Dafür danke ich, ausgerechnet in das Zuchthaus, wo man hinter den vergitterten Fenstern nicht mal an den Sonntagen eine schöne Aussicht hat, wo man des Morgens keinen Kaffee erhält und selbst

Digitized by Google

nach Tisch keine Zigarre rauchen darf. Nee, dafür bedanke ich mich."

Horst saß ganz niedergeschlagen da. Richtig, Thekla war ja Kasimirs Schwester, das hatte er vorübergehend vergessen. In seinem Schädel war alles aufgeregt und verwirrt, als sei da eine Revolution ausgebrochen, nun aber meinte er: „Offen gestanden, Kasimir, ich bin mit meinem Latein zu Ende. Wenn es die Orla nicht ist und Fräulein Thekla auch nicht, wer ist es denn?"

„Die Otti ist es," gab Kasimir dem Freunde zur Antwort, „wer sollte es wohl auch sonst sein, wenn es nicht die Otti wäre."

„Ja, wer sollte es wohl sonst sein, wenn nicht die Otti," widerholte Horst mechanisch, bis er gleich darauf fragte: „Aber wie bist du denn nur dazu gekommen, dich gerade mit der zu verloben?"

Kasimir stöhnte schwer auf, dann meinte er: „Wenn ich das wüßte, wäre ich noch glücklicher, als ich es trotz des Unglückes, das über mich hereinbrach, ohnehin schon bin. Ich kann dir deine Frage bei dem besten Willen nicht beantworten, da mußt du dich schon an Otti wenden, die weiß alles. Die hat mir erzählt, ich hätte ihr schon gleich von Anfang an sehr gut gefallen, ganz besonders aber auf dem Diner bei dem reichen Senator. Na, soviel weiß ich, der Mann kann mich in Zukunft einladen, soviel er will, keinen Fuß setze ich mehr in dessen Haus, denn da hat die Geschichte angefangen. Dort muß ich der Otti irgendwie verraten haben, daß sie auch mir gefiel. Na und da hat sie es darauf abgelegt, mir immer besser und besser zu gefallen und ohne, daß ich was davon merkte, hat sie es auch mir immer mehr und mehr angemerkt, daß sie auch mir immer besser und besser gefiel. Ob das wahr ist, oder ob die Otti sich das selbst und mir nur einredet, muß die Zukunft lehren, aber fast fürchte ich, es ist wahr. Na und wie wir uns so plötzlich verlobten, weiß ich erst recht nicht. Als ich nach der Aussprache mit meiner Mutter deren Zimmer verlassen hatte, traf ich unten im Hotel Otti, die sich nach dem Befinden meiner Mutter erkundigen wollte. Anstandshalber mußte ich sie doch wieder nach oben begleiten und anstatt sie gleich zu meiner Mutter zu führen, plauderte ich erst etwas mit ihr in dem kleinen Salon. Meine Schwester war nicht zu Hause, meine Mutter hatte die wohl etwas absichtlich fortgeschickt, um ungestört mit mir sprechen zu können und als meine Schwester plötzlich unerwartet zurückkam, war das Unglück fertig. Da saß die Otti auf meinem Schoß, ich küßte sie in einemfort und denke dir mal, sie küßte mich wieder."

„Ja, das haben die Bräute nun einmal so an sich", meinte Horst, dem bei der Erzählung des Freundes, da es sich bei der nicht um Orla handelte, mehrere Zentner vom Herzen gefallen waren. Und ebenso gezwungen wie vorhin, ebenso herzlich gratulierte er dem Freunde nun nochmals.

Aber der wehrte verlegen und glücklich zugleich ab: „Nein, laß man, Horst, es ist gern geschehen. Mich bedrückt nur eins, ob ich auch jetzt noch ein anständiger Mensch bin, denn wenn man so über die Ehe dachte, wie ich es früher tat und wenn man trotz all der süßen kleinen Mädchen, die einem bisher das Leben verschönten, sich jetzt nur an eine hängt, allen anderen aber für immer den Laufpaß gibt und seine Anschauungen über das Verheiratetsein so vollständig ändert, ich weiß nicht recht, ob das anständig ist."

Es gelang Horst leicht, Kasimir über diesen Punkt zu beruhigen und der erhob sich nach einer geraumen Zeit, um sich zu verabschieden: „Ich muß gehen, Horst, die Otti wartet auf mich, aber eins muß ich dir noch erzählen, denke dir mal, die Otti kann auf den Tod kein Meißner Geschirr leiden, die liebt nur Kopenhagener Porzellan. Jetzt sitze ich da mit meinem Einkauf. Bei meiner Mutter bin ich den nicht los geworden, bei der Otti auch nicht, na, vielleicht bringe ich den noch bei meiner Schwester an den Mann, denn wenn der gute Kammler wirklich allen Ernstes in Thekla verliebt ist und wenn die ihn wieder liebt, warum nicht? Nun, da ich selber glücklich bin, sehe ich es nicht ein, warum der nicht auch glücklich werden soll und irgendwie muß ich das Porzellangeschirr doch los werden."

Digitized by Google

Als ein glücklicher Mensch machte Kasimir sich wieder auf den Weg. Hätte die Braut ihn nicht erwartet, wäre er, wie er Horst erklärte, noch endlos lange sitzen geblieben, so froh war er, daß die alte Freundschaft zwischen ihm und Horst wieder geschlossen war. Auch Horst freute sich herzlichst darüber, aber er gestand sich im stillen, daß die Freundschaft nun sehr viel an Wert verloren habe. Kasimirs bester Freund hieß nun fortan nicht mehr Horst, sondern Otti und die lustigen Zeiten, in denen er mit Kasimir so manche frohe Bummelreise gemacht hatte, die waren nun für immer dahin. Schade, dachte Horst, schade, schade, schön war es doch.

* * *

Kasimir war gegangen und Horst blieb allein zurück, trotz der leisen Wehmut, die ihn Kasimirs wegen beschlich, doch auch glücklich. Das schon deshalb, weil der Freund davon sprach, daß Kammler und Thekla vielleicht doch noch ein Paar werden könnten, daß er wenigstens dazu seinen Segen gäbe. Allerdings, er selbst glaubte auch jetzt nicht recht daran, daß Thekla gerade diesen Bewerber erhören werde. Aber was kümmerte das ihn, für ihn war die Hauptsache, daß selbst Kasimir nicht mehr daran zu denken schien, er, Horst, solle dessen Schwester heiraten. Das Opfer brauchte er dem Freunde, damit der ledig bleiben könne, nun auch nicht mehr zu bringen. Jetzt hieß es für ihn noch mehr als bisher: Nur Orla! Und er dachte soviel an die, daß er sich endlich sagte: Wenn Orla heute abend nur halb soviel an dich denkt, wie du an sie, nur halb so viel, oder nur ein Viertel oder ein Achtel, dann wird noch alles gut werden, dann liebt sie dich auch.

Und es war nur ein Glück, daß er nicht wußte, daß Orla heute überhaupt nicht an ihn dachte. Die saß sinnend und träumend allein mit sich und ihren Gedanken in ihrem Zimmer. Otti war in das Hotel gegangen, um mit Kasimir und dessen Mutter und dessen Schwester zusammen zu sein und Fräulein von Oberbeck saß in ihrem Zimmer und erledigte die Korrespondenz. Orla war vor jeder Störung sicher, aber trotzdem fand sie keine innerliche Ruhe. Ihr war jeden Augenblick, als müsse sich die Tür öffnen, als müsse ihr Onkel bei ihr eintreten, um ihr zuzurufen: „Orla, Mädel, komm mal zu mir in mein Zimmer, ich habe etwas mit dir zu besprechen."

Sie wartete auf diesen Augenblick, ja, sie sehnte den förmlich herbei und doch empfand sie vor dem eine nur zu erklärliche, mädchenhafte Scheu, denn sie sah es voraus, daß sie dann mehr werde verraten müssen, was sie beschäftige, als daß ihr Onkel das erriet.

Aber trotzdem, wenn er nur erst käme. Aber er kam nicht und das verstand Orla nicht. Fühlte er denn nicht das Bedürfnis, sich auszusprechen und war sie nicht die Nächste dazu, der er sich anvertraute? Nun war das Unglück da, das sie allein hatte kommen sehen. Gestern mittag hatte Otti von Kasimir erfahren, daß seine Mutter ihren Onkel bat, sein Werben um sie einzustellen. Der Onkel hatte weder ihr noch Otti gegenüber eine Silbe davon erwähnt und es war ja auch nur zu selbstverständlich, daß er die Niederlage, die er davontrug, verschwieg. Aber verheimlichen konnte er die doch nicht, sie sah es ihm an, wie er unter der litt. Sein früheres, glückliches Lachen war verstummt, auf seiner schönen, hohen Stirn zeigten sich tiefe Furchen und seine Augen blickten ganz anders drein, als sonst. Und wenn er sich bei der Unterhaltung auch noch so sehr bemühte, so wie früher zu sein, es gelang ihm jedoch nicht. Ja, er ging der Unterhaltung sogar möglichst aus dem Wege. So auch jetzt. Warum saß er allein in seinem Zimmer, anstatt wie früher mit ihr zu plaudern? Er saß allein und sie saß allein. Wußte er denn nicht, daß sie sich langweile, oder daß sie sich wenigstens langweilen könne und was machte er? Hing er seinen Gedanken nach und zerbrach er sich den Kopf über Dinge, die nun nicht mehr zu ändern waren? Wohl eine halbe Stunde wartete sie noch, aber als der Onkel auch da nicht zu ihr gekommen war, schickte sie sich an, zu ihm zu gehen. Er tat ihr so leid, sie wollte versuchen, ihn zu trösten und zu zerstreuen und wenn dann die Stunde kam, auf die sie so lange vergebens gehofft hatte, für sie selbst kam die

Digitized by Google

nicht überraschend, wohl aber für ihn und sie brannte vor Neugierde darauf, es zu sehen, was er für Augen machen würde.

Einen Augenblick zögerte sie nun doch noch, einen letzten Blick warf sie in den Spiegel, dann klopfte sie wenig später an die Tür seines Zimmers und auf sein „herein" trat sie näher.

Überrascht blickte Herr von Rodenhausen auf, der in einem großen Klubsessel in der Mitte des Zimmers neben einem mit Büchern und Zeitungen bedeckten, runden Tisch saß, dann aber sprang er in die Höhe: „Du, Orla? Warum klopfst du denn nur an? Das tust du doch sonst nicht, denn du weißt, daß gerade du jederzeit zu mir kommen kannst."

„Das schon," stimmte sie ihm erfreut bei, „aber trotzdem, ich glaubte, daß du heute vielleicht arbeitest, um dich auf andere Gedanken zu bringen, denn daß dich irgend etwas verstimmt oder wenigstens sehr beschäftigt, habe ich dir angemerkt, wenn du mir auch nicht sagst, um was es sich handelt. Nicht einmal mir, Onkel, obgleich du sonst immer erklärtest, vor mir keine Geheimnisse zu haben. Na, ich will nicht indiskret sein und deshalb bin ich auch nicht zu dir gekommen, sondern aus einem sehr trivialen Grunde. Ich langweile mich furchtbar. Otti ist bei ihrem geliebten Kasimir, Fräulein von Oberbeck schreibt Briefe, nicht wahr, Onkel, da darf ich mich etwas zu dir setzen und mit dir plaudern?"

„Aber selbstverständlich, Orla", stimmte er ihr lebhaft bei, während er ihr zugleich einen zweiten Sessel hinschob.

Gleich darauf saßen beide, aber mit dem Plaudern wurde es trotzdem nichts, beide schwiegen sich aus, bis Orla endlich fragte: „Aber Onkel, es fiel mir vorhin schon auf, als ich hier eintrat, du rauchst ja gar nicht?"

„Ich habe keine Lust dazu," meinte Herr von Rodenhausen ablehnend, „keine Lust und auch keinen Appetit."

„Das ist Unsinn," schalt sie aus ehrlichster Überzeugung, „ein solcher leidenschaftlicher Raucher wie du, ohne die Zigarre, das muß dir erst recht die Stimmung verderben. Warte, ich werde dir eine holen, sogar eine von den ganz guten, ich weiß, wo sie stehen und für mich selber hole ich ein paar Zigaretten, da wirst du deine frohe Laune schon wiederfinden."

Aber so schnell, wie Orla das im stillen erhoffte, ging es doch nicht. Auch als er sich seine Zigarre angebrannt hatte, blickte er noch eine ganze Weile schweigend vor sich hin, dann aber meinte er: „Einmal müssen wir doch darüber sprechen, Orla. Du sagtest vorhin, du wüßtest nicht, was mich beschäftigt. Offen gestanden, glaube ich dir das aber nicht. Ich weiß, Frau von Mellendorf hat mit Kasimir darüber gesprochen, na und daß der es an Otti wiedererzählte und diese an dich, ist wohl anzunehmen. Nicht wahr, du weißt, was vorliegt?"

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, Onkel, ja, ich weiß alles," gab Orla mit leiser Stimme zur Antwort, um gleich darauf fortzufahren: „Ich will dir auch noch etwas sagen, Onkel, ich habe es längst gewußt, daß es so kommen würde, damals schon, als wir noch im Hotel wohnten. Deshalb wollte ich dich mit aller Gewalt von dort fort haben. Deshalb warb ich Otti und Fräulein von Oberbeck als Bundesgenossen, deshalb spielten wir den frommen Betrug, als wir dir zusammen mit den Handwerkern, die bestochen waren, vorredeten, es röche in deinem Zimmer nicht mehr nach Kleister. Jetzt ist der Geruch ja längst verflogen, aber damals, an jenem Nachmittag, war es einfach fürchterlich."

Einen Augenblick sah Herr von Rodenhausen sein Mädel mehr als verdutzt an und für einen Augenblick wollte er ihr nun noch nachträglich böse werden, daß die ihm so hineingelegt hatte, aber um seiner selbst willen durfte er nicht zugeben, daß er sich derartig überrumpeln ließ und deshalb meinte er jetzt fröhlich auflachend: „Und du hast dir damals wirklich eingebildet, daß dir dein Streich gelungen sei? Glaubst du im Ernst, ich hätte nichts gerochen? Ich bin ganz krank im Hotel wieder angekommen und wenn ich mich so stellte, als wenn ich euch glaubte, weißt du auch, warum ich das tat? Weil ich erriet, daß du aus irgendeinem Grunde gern in die Villa übersiedeln wolltest, nur deshalb, Orla. Aller-

Digitized by Google

dings, das muß ich dir meinerseits offen gestehen, auf die Vermutung, du könntest dabei an Frau von Mellendorf gedacht haben, bin ich nicht gekommen."

Orla mußte sich alle Mühe geben, um bei dem, was ihr Onkel sich da zusammenredete, nicht hell aufzulachen, trotzdem aber meinte sie anscheinend ganz ernsthaft: „Wenn dem so ist, wie du sagst, Onkel, freut es mich herzlich, denn ich hatte eigentlich immer ein etwas schlechtes Gewissen, daß wir dir den harmlosen Streich spielten. Im übrigen, da nun doch einmal davon die Rede ist, nimm mir eine Frage nicht übel. Hast du, als du um Frau von Mellendorf warbst, denn gar nicht an Otti und mich gedacht? Hast du dir nicht gesagt, daß wir nie wieder zu dir zum Besuch kommen würden, wenn erst eine uns fremde Frau an deiner Seite lebte? Na, Ottis Schicksal hat sich nun entschieden, aber ich bin noch da und du weißt, wie gern gerade ich bei dir zum Besuch bin."

„Das weiß ich natürlich," gab er seinerseits ein klein wenig verlegen zu, um fortzufahren: „Noch bist du zwar da, Orla, aber eines Tages wirst auch du heiraten. Du brauchst gar nicht den Kopf zu schütteln, die Stunde kommt und ich dachte daran, daß ich dann ganz allein sein würde und ich bin schließlich auch noch jung, um ewig allein zu bleiben."

„Aber ich bin doch noch da," wiederholte Orla abermals, „und wenn du mich nicht mit Rücksicht auf das etwaige Gerede der Menschen abermals auf Reisen schickst, bleibe ich nun ganz bei dir, es gefällt mir hier viel besser als in Berlin. Dazu das hübsche Haus, die vielen netten Menschen, die wir kennen lernten, nein, ich mag gar nicht daran denken, auf Reisen zu gehen. Und mit wem auch? Eine Braut, die nur von ihrem Herzallerliebsten erzählt, ist ein langweiliger Begleiter und sicher wird Otti auch bald heiraten. Na und nur mit Fräulein von Oberbeck, gewiß, ich habe die sehr lieb, aber die ist als ausschließlicher Verkehr für mich doch zu alt."

Was Herr von Rodenhausen da zu hören bekam, erfüllte ihn mit großer Freude. Auch er hätte die Orla am liebsten immer um sich gehabt, aber er wußte auch, wie gern die sonst in der Welt herumgereist war. Er hatte sie früher oft mit ihrem Reisezahn geneckt und daß sie sich den nun vollständig ausgezogen haben sollte, mit Krone, Goldplombe, Wurzel und allem, was dazu gehört, das wollte ihm zuerst absolut nicht in den Sinn, bis er allmählich anfing zu verstehen und ihr jetzt, sie dabei forschend und prüfend ansehend, zurief: „Sag' mal, Orla, aber bitte gib der Wahrheit die Ehre. Du sagtest, das Reisen mache dir in Zukunft keinen Spaß mehr, weil du hier so viel nette Menschen kennen gelernt hättest. Hast du dich da nicht versprochen, wolltest du nicht sagen, du hättest hier einen besonders netten Menschen kennen gelernt und der sei sogar so nett, daß du seinetwegen immer hierbleiben möchtest?"

Orla fühlte, wie die Unruhe sie ergriff. Ihr war, als würde sie abwechselnd blaß und rot, trotzdem gelang es ihr wenigstens, ihre Stimme zu beherrschen und meinte anscheinend ganz ruhig und unbefangen: „Ja, Onkel, wenn du es denn wissen willst, es ist, wie du sagst. Nur in einem Punkt irrst du dich. Ich habe den Betreffenden nicht erst hier kennen gelernt, ich kannte ihn bereits von früher."

„Und das erzählst du mir erst jetzt?" rief Herr von Rodenhausen ihr völlig erstaunt und überrascht zu. „Horst von Iring und du, ihr seid alte Bekannte? Ihr habt euch früher schon auf Reisen kennen gelernt und euch hier zufällig wieder getroffen, ja, aber warum habt ihr beide das nur so geheimnisvoll verschwiegen?"

„Weil es sich gar nicht um Herrn von Iring handelt," gab Orla zurück, „den sah ich hier zum erstenmal. Und da möchte ich dich nochmals bitten, Onkel, vor ein paar Wochen hast du es zwar bestritten, aber wenn du Herrn von Iring meinetwegen zugeredet hast, sich auf das Examen vorzubereiten, dann gib ihm sein Wort und damit die Freiheit, nach der er sich brennend sehnt, zurück. Der arme Mensch arbeitet sich krank, ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie elend er war."

Herr von Rodenhausen saß völlig geknickt da. Daß seine Hoffnungen und Wünsche

Digitized by Google

so schnell und so vollständig zu Grabe getragen wurden, verstimmte ihn, aber sonderbarerweise doch nicht so sehr, wie er das vor kurzem noch geglaubt hätte. Hin und wieder hatte ja auch er darüber nachgedacht, ob Horst von Iring wirklich der richtige Mann für seine Orla sei, obgleich er an dem eigentlich weiter nichts auszusetzen hatte, als daß er sich als der beste Tänzer erwies. Ja, bis zu einem gewissen Grade freute es ihn nun sogar, daß Orla sich nicht in Herrn von Iring verliebte, aber ehe er sich dieser Freude ganz hingab, wollte er erst genau wissen, woran er war und so fragte er jetzt: „Was du da sagst, Orla, überrascht mich, Ich will dir offen gestehen, ich hatte im stillen gehofft, du und Iring möchtet aneinander Gefallen finden. Er hat sich in der Hinsicht auch die redlichste Mühe gegeben, aber es ist ihm trotzdem nicht gelungen?"

„Nein, Onkel," gab Orla zur Antwort, „aber warum soll ich es leugnen? Wenn er mit mir tanzte, aber auch nur dann hat es Minuten gegeben, in denen ich fürchtete, ich könne mich in den Walzerkönig verlieben. Aber das war verflogen, sobald die Musik verstummte, sobald der Tanz und dessen Nachwirkung vorüber waren. Viel eher als Horst von Iring hätte mir sein Freund Kasimir gefährlich werden können, wenn er sich nicht mit der Zeit zu meiner eigenen Überraschung in Otti verliebt hätte und wenn ich selbst —"

Mitten im Satz hielt sie inne und ihre Wangen färbten sich so dunkelrot, daß Herr von Rodenhausen ihr zurief: „Aber Mädel, was ist dir denn nur? Du wolltest sicher sagen: Wenn du nicht selbst schon in einen anderen verliebt gewesen wärest? Das ist doch keine Schande, Orla, im Gegenteil, verliebt zu sein, ist für ein junges Mädchen in deinem Alter der Normalzustand. Ich möchte jetzt nur gern wissen, wer und was der Glückliche ist. Ist er ein Offizier, ein Angehöriger des Regiments?"

Herr von Rodenhausen hatte es bei seiner Frage als selbstverständlich angenommen, daß seine Orla sich nicht in einen Zivilisten verliebt habe, sondern daß sie auch fernerhin dem Regiment treu bliebe. Aber nun, da sie seine Frage bejahte, blickte er trotzdem überrascht auf. „Ein Angehöriger des Regiments?" meinte er nachdenklich, „einer, den du schon von früher her kennst und den du hier wiedergefunden hast, wer kann das nur sein? Ich habe auch gar nichts davon bemerkt, daß dir außer Herrn von Iring irgendeiner dir in der letzten Zeit den Hof gemacht hätte."

„Das tut doch auch nicht nötig, Onkel," meinte Orla, die immer noch mit glühendheißen Wangen dasaß, „man kann sich auch ohnedem in jemanden verlieben."

„Das natürlich," stimmte er ihr bei, „aber wer kann es nur sein?" Und da es ihm trotz allen Nachdenkens nicht einfiel, nahm er jetzt die Rangliste zur Hand, die neben ihm auf dem Tisch lag, dann meinte er: „Nun paß mal auf, Orla, ich werde dir die Namen aller Offiziere des Regiments vorlesen, mit dem Oberst fange ich an, obgleich der längst verheiratet ist, mit dem jüngsten Leutnant höre ich auf und wenn ich den richtigen Namen ausgesprochen habe, dann nickst du mit dem Kopfe, verstanden?"

Und nachdem Orla, der die Kehle wie zugeschnürt war, ihm beistimmend zugenickt hatte, begann er mit dem Vorlesen. Er tat das so gewissenhaft, daß er sogar die hinter jedem Namen angeführten Orden und Ehrenzeichen des Betreffenden mit verlas. Nach jedem Namen machte er eine Pause und diese Pause wurde um so länger und erwartungsvoller, je mehr er sich dem Ende näherte. Aber es half ihm alles nichts, Orla nickte nicht mit dem Kopfe, so daß Herr von Rodenhausen, als er jetzt den letzten Namen vorgelesen hatte, ihr mehr als erstaunt zurief: „Mädel, wie soll ich das nur verstehen? Sollte ich doch etwa einen Namen versehentlich übersehen haben? Den meinen habe ich natürlich nicht mit vorgelesen, aber sonst?"

Immer noch ganz verwundert blickte er abermals in die Rangliste, als habe er da vielleicht doch einen vergessen. Aber nein, bis auf sich selbst hatte er alle aufgezählt, so sah er denn nun auf Orla, damit die ihm Aufklärung gab. Aber als er die nun ansah, als er bemerkte, wie die beinahe totenblaß geworden war und wie deren schöne, dunkelblaue Augen voller Angst und Furcht, aber zugleich

Digitized by Google

auch voller Hoffnung auf ihm ruhten, da fielen ihm mit einemmal sämtliche Binden der Welt von seinen Augen. Und so jäh war die Erkenntnis, die plötzlich über ihn kam, daß er fassungslos dasaß, unfähig, sich zu rühren. Die Orla hatte sich in ihn verliebt, er war derjenige, den sie schon früher gekannt hatte und den sie hier wiederfand. Das war eine schöne Geschichte! Aber dann wurde ihm mit einemmal blitzschnell klar, daß die Geschichte sogar wirklich sehr schön war. Nun verstand er so vieles, warum er gerade immer der Orla einen sehr netten Mann wünschte, warum er trotzdem seinen Leutnant Horst von Iring an dem Abend bei dem Senator mit seinen Blicken am liebsten ermordet hätte, als er zu bemerken glaubte, daß der in Orla verliebt sei und als er zum erstenmal ernstlich befürchtete, die Orla könne sich auch in ihn verlieben. Nun begriff er, warum Orlas Küsse ihm immer viel besser schmeckten, als Ottis, warum gerade Orla ihm von seinen beiden Mädels die liebste gewesen war, nun begriff er auch, warum die Absage, die Frau von Mellendorf ihm sandte und für die er ihr nun im stillen tausendmal dankte, ihn in seinem tiefsten Innern gar nicht so unglaublich weh getan habe. Darum also! Er liebte seine Orla wie die ihn. Und alles, was er in diesem Augenblick an Glück und Freude empfand, faßte er in die Frage zusammen: „Aber Orla, du dummes Mädel, warum hast du mir das nicht schon längst gesagt?"

„Ich wollte es dir überhaupt nicht sagen," gab Orla verwirrt zur Antwort, „und jetzt, da ich es dir sagte —"

„Um Gottes willen, da tut es dir hoffentlich nicht schon wieder leid?" fiel er ihr entsetzt in das Wort.

„Nein, mir nicht, Onkel, aber vielleicht dir."

Herr von Rodenhausen lachte hell und glücklich auf: „Mir sollte es leid tun, daß du bildhübsches Mädel dich in mich verliebtest? Sehe ich so dumm aus? Aber mit dem Onkel hat es sich zwischen uns nun ein für allemal ausgeonkelt. Wenn du es noch nicht wissen solltest," meinte er lustig, „mit Vornamen heiße ich Wolf, Hugo, Emil, suche dir den aus, der dir der liebste ist. Nun aber, Mädel, ach so —" unterbrach er sich, „nun darf ich zu dir ja auch nicht mehr ‚Mädel' sagen, also Orla, nun komm her und gib mir einen Kuß, nein wenigstens zwei, aber küsse mich bitte anders, als du mich bisher zu küssen pflegtest. Die Küsse waren zwar auch sehr schön, aber ich glaube, gerade du kannst noch ganz anders küssen."

Und sie bewies ihm, daß sein Glaube ihn nicht trog. So heiß küßte sie ihn, daß er ihr lachend zurief: „Na, Orla, nun erzähle mir nochmals, daß du kein Temperament hast. Wie bist du nur dazu gekommen, dir den Unsinn einzureden?"

„Das wollte ich doch nur euch einreden," erwiderte Orla übermütig. „Ich selbst habe mich immer sehr genau gekannt, aber ich mußte mich euch gegenüber verstellen, sonst hättet ihr mir mit dem Heiraten nur noch mehr zugeredet. Und ich wollte keinen anderen Mann als nur dich, Wolf," nannte sie ihn jetzt zum erstenmal bei Vornamen, „das ist mir damals auf der Reise, von der ich nach eurer Ansicht verändert zurückkam, klar geworden. Da lernte ich einen Leutnant kennen, der mir den Hof machte. Nicht so schlimm, daß es Otti aufgefallen wäre, aber ich merkte, wie es stand und war in Gefahr, mich in ihn zu verlieben. Aber ehe ich es tat, verglich ich ihn mit dir und da sagte ich mir: Nein, du kannst es nicht, entweder heiratest du Hugo," neckte sie ihn übermütig, „oder sonst niemanden und der Gedanke, mich jemals von einem anderen Manne als von dir küssen zu lassen, flößte mir ein körperliches Grauen ein" und über und über errötend und ihren Kopf an seiner Brust verbergend, setzte sie hinzu. „Dich aber, Emil, küsse ich gern." —

Schluß folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

. . . gäb' es ein Weihnachtswunder . . .

Geöffnet stehn die großen schwarzen Truhen,
Erinnerung schlug die Deckel weit zurück, —
So viel seh ich in ihren Tiefen ruhen,
Die Jugend — und viel totes schönes Glück —
Und alles morsch und mürb, wie Staub und Zunder,
— — und mürb und tastend mußt ich weiter gehn . . .
's ist Weihnacht heut, — — g ä b es ein Weihnachtswunder:
Nur deine Augen möcht ich leuchten sehn. . . .

Ich will nicht dich, — ich bettle nicht um Liebe,
Weil ich dereinst zu reich begnadet war,
Doch — wenn so müd ich schau ins Schneegetriebe
Dann sehn' ich mich nach deinem blonden Haar, —
Wenn drüber hin der Sterne Lichter gleiten,
Als ob dir Sterne in die Locken wehn . . .
Wohl, — ich ertrag die tiefen Dunkelheiten, —
Nur deine Augen möcht ich leuchten sehn. . . .

Von drüben her blinkt heller Kerzenschimmer,
Sechs Kinder drängen um den Baum sich dicht, —
Ich schau hinüber in das Weihnachtszimmer,
Ich sitz im Dunkel — ohne Weihnachtslicht . . .
Könnt ich dich sehn einmal an jedem Tage, —
Und würdest du auch fremd vorübergehn,
Ich hätte für dein Fremdsein keine Klage, —
Nur deine Augen möcht ich leuchten sehn. . . .

Wie Gräber stehn die großen schwarzen Truhen, —
Erinnerung schlug die Deckel weit zurück . . .
Hell durch mein Sinnen huscht mit goldnen Schuhen
Blondhaarumlockt ein blaues Jugendglück . . .
Vorbei. . . . Was ich besaß, ist Staub und Zunder,
Du aber l e b st — und bist so jung und schön; —
Und Weihnacht ist's . . . g ä b es ein Weihnachtswunder, —
Nur deine Augen möcht ich leuchten sehn. . . .

Eugen Stangen.

Geschichtliches vom Weihnachtsbaume / Von Magda Trott

Heutzutage gibt es kaum ein deutsches Haus, in dem am heiligen Abend nicht der Weihnachtsbaum brennt. Die bunt behangene, lichtergeschmückte Tanne hat weit über die Grenzen Deutschlands hinaus ihren Siegeszug angetreten, und heute ist sogar bei den Eskimos der Weihnachtsbaum zur Tatsache geworden.

Man ist im allgemeinen in dem Glauben, daß der Brauch, am 24. Dezember einen Lichterbaum zu entzünden, mehrere Jahrhunderte alt ist. Das ist ein großer Irrtum. Es ist heutzutage schwer, das Jahr, in dem zum ersten Male des geschmückten Weihnachtsbaumes gedacht wird, festzustellen, aber die ungefähren Anhaltspunkte dafür sind gegeben.

Wir wissen aus alten Chroniken, daß in der heiligen Nacht blühende und leuchtende Bäume gesehen wurden. Es handelte sich um Apfel- und Kirschbäume, die mit Blüten über und über besät waren, während ringsum der Frost alles ertötet hatte. Die Kirche sorgte dafür, daß solche Wunder in der heiligen Nacht allgemeine Verbreitung fanden, die Bischöfe berichteten selbst von den blühenden Bäumen, die sie mit eigenen Augen gesehen hätten, und in der alten Chronik „Das Leben der heiligen Hedwig" wird gemeldet, daß in der heiligen Nacht ein Kirschbaum im Garten in frischem Blütenschmucke prangte. Auch Abraham a Santa Clara erzählt: Wie Gottes Sohn geboren ward, da haben sich sehr viele Wunderdinge zugetragen. Der ziemlich tiefe Schnee ist in selbiger Gegend augenblicklich verschwunden und erschienen die Bäume mit Blüten und Blättern, die Erde

Digitized by Google

aber mit den schönsten Blumen bekleidet und gleichsam geschmückt. Ebenso berichtet Franz von Assisi, daß der Dornbusch, in den er sich, um die Leiden Christi zu spüren, warf, sich plötzlich mit Rosen bedeckte und daß die Dornen ihm kein Leides taten.

Man ist vielfach der Ansicht, Weihnachten sei an die Stelle des altgermanischen Julfestes getreten, das unsere Vorfahren zu Ehren der wiedererwachten Sonne feierten. Zahlreiche Gelehrte haben nachgewiesen, daß auch diese Annahme irrig ist. All die Bräuche, die sich vom Julfeste her bei uns eingebürgert haben, erinnern nicht an den heute brennenden Lichterbaum. Der Einwand, daß man vor einigen Jahrhunderten im Elsaß einen Tannenbaum abbrannte und um ihn herum hüpfte, und daß dieser Baum den Anstoß zu unserem Weihnachtsbaume gegeben hätte, ist nicht stichhaltig, denn jene brennende Tanne ist dem Julblock viel verwandter, der an jeder Wintersonnenwende im Andenken an die heidnische Zeit abgebrannt wurde. Es war ein großer Kloben Holz, gewöhnlich von Eiche, der erst mit Blumen geschmückt und dann zu Ehren der Sonne verbrannt wurde.

Kein deutscher Schriftsteller des Mittelalters und bis in das 17. Jahrhundert hinein, gibt uns von der Benutzung der Tanne als Weihnachtsbaum Kunde. Wenn wir heute das bekannte Gemälde von Luthers Familie betrachten, der im Kreise der Seinen unter der weihnachtlich geschmückten Tanne steht, so ist das, ebenso wie auch der Weihnachtsbaum, der in Scheffels „Ekkehard" vorkommt, nur ein Anachronismus, denn zu jener Zeit war der Weihnachtsbaum als solcher nicht bekannt. Als älteste Weihnachtstanne hat man den Straßburger Baum von 1604 ermittelt. Eine Handschrift aus diesem Jahre unter dem Titel „Denkwürdigkeiten aus Straßburg" berichtet: „Auf Weihnachten richtet man Dannenbäume zu Straßburg in den Stuben auff, daran hencket man rossen aus vielfarbigem papier geschnitten, Aepfel, Oblatten, Zischgolt, Zucker etc." In dieser Zeit sollen bereits im ganzen Elsaß die lichtergeschmückten Tannen zum Weihnachtsfeste gebrannt haben; aber schon 1654 eiferte Johann Konrad Dannhauer gegen den ihm heidnisch dünkenden Brauch, und schließlich verbot man den Katholiken diese Sitte. Verschwand die Weihnachtstanne allmählich im Elsaß, so hatte sie aber doch bereits im deutschen Lande Anklang gefunden. Leider ist nicht bekannt, wo und wann in unserem Vaterlande der erste Weihnachtsbaum entzündet wurde, wir wissen nur, daß der Dozent der Rechte, Gottfried Kißling aus Zittau, in seiner 1737 verfaßten Schrift einer Frau gedenkt, die auf ihrem Gute jedem Familienangehörigen einen Tannenbaum mit Lichtern und buntem Schmuck herrichtete.

Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird der Christbaum in Deutschland sehr selten erwähnt. Wenn Goethe die lichtergeschmückte Tanne in seinen „Leiden des jungen Werther" beschreibt, so ist anzunehmen, daß er diesen Brauch aus Straßburg her kannte, denn im Jahre 1774, dem Erscheinungsjahre des Werther, war der Weihnachtsbaum in Wetzlar noch unbekannt. Die Musenstadt Weimar dürfte eine der ersten gewesen sein, in der am heiligen Abend Lichterbäume brannten, denn eine Forstverordnung vom Jahre 1775 verbietet ausdrücklich „das Ausschneiden der Gipfel, zu denen auf Weihnachten sogenannten Christbäumchen". Musäus, Kotzebue und Schiller berichten dann wenige Jahre darauf, daß auch sie Weihnachten unter der geschmückten Tanne verlebt hätten.

In Berlin tauchte der erste Christbaum um das Jahr 1780 auf, wurde aber rasch wieder von der französischen Invasion unterdrückt. Tieck, der uns eine ausführliche Weihnachtsbeschreibung jener Jahre hinterlassen hat, weiß nichts von der Tanne als Christbaum, er schildert nur eine mit Lichtern reich besteckte Holzpyramide. Die ersten Weihnachtsbäume, die öffentlich auf dem Markt verkauft wurden, hatte Dresden im Jahre 1807. Auf dem Striezelmarkt drängten sich die Menschen, um solch ein Tannenbäumchen zu erstehen, das sie dann daheim ausschmückten. Oldenburg soll schon im 18. Jahrhundert Christbäume gekannt haben, hingegen waren sie bei den niederdeutschen Bauern in Preußen, Pommern, Mecklenburg und Holstein zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch völlig unbekannt. Die zu den Freiheitskriegen ausgezogenen Jünglinge begingen das Weihnachtsfest im Felde ohne Lichterbaum, dann aber trat mit einem Male der Christbaum fast gleichzeitig in allen deutschen Provinzen in Erscheinung. Theodor Amadäus Hoffmann schildert uns in seinem „Nußknacker und Mäusekönig" ganz ausführlich einen in Gold- und Silberschmuck prangenden Christbaum, der das größte Entzücken der Kinder auslöste. Um das Jahr 1834 zog auch der Christbaum in das preußische Königshaus ein, und im gleichen Jahre hört man dann auch zum ersten Male die von Ernst Anschütz nach einem Liede der Ambraser Sammlung gedichtete Weise:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du kannst mir sehr gefallen!
Wie oft hat nicht zur Weihnachtszeit,
Ein Baum von dir mich hoch erfreut!
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter."

Immer mehr verdrängte die Tanne die in den katholischen Ländern zur Weihnachtszeit aufgestellte Krippe, der strahlende Lichterbaum wurde zum Gemeingut für alle Konfessionen. Sogar jüdische Familien nahmen den Brauch zu sich hinüber, und wenn auch bei ihnen am 24. Dezember kein „Christbaum" brannte, so leuchtete doch in vielen Familien ein herrlich geschmückter „Weihnachtsbaum".

Digitized by Google

1870 feierte König Wilhelm im Lichterscheine zweier großer Christbäume in Versailles die Einigung Deutschlands, und seit jener Zeit hat man auch in anderen Ländern dem Weihnachtsbaum Einzug verschafft. 1890 sollen in Paris allein etwa 30 000 Christbäume gebrannt haben, und ihre Zahl vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Am englischen und italienischen Hofe und in zahlreichen vornehmen Familien dieser Länder wird Weihnachten im Scheine der brennenden Tanne gefeiert, und selbst das rauhe Rußland hat sich dem deutschen Brauch auf die Dauer nicht verschließen können.

Daß auch die nordischen Länder den Christbaum kennen, wissen wir von Andersen, der vielfach davon erzählte. Dem heutigen Ägypten, ja selbst den Eskimos ist der Weihnachtsbaum nicht mehr fremd, und so hat das silberbehangene, lichtergeschmückte Tannenbäumchen in die ganze Welt seine herrliche Poesie getragen und ist heute zum Allgemeingut der ganzen Welt geworden.

Mein Tannenbaum

Mein Bäumlein, bunt in Weihnachtszier,
Wie strahlst du in die Seele mir!

Wie füllst du mir mein Kämmerlein
So reich mit Glanz und Wonneschein.

Nun ich dein Kerzenlächeln schau',
Wird hell in mir, was trüb' und grau.

Dein blitzend Schmuckwerk, lieber Baum,
Weckt mir des Lebens schönsten Traum.

Mit deinem Grün umhaucht mich weich
Der Bergweltheimat Tannenreich.

Und, segnend, weist dein Bild mich weit,
In fromme, sel'ge Kinderzeit.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Mutter Weber / Skizze von Marcello Rogge

Schluß.

Der Abschluß des „Fünfuhrtees" war weniger erbaulich, denn der liebe Schwiegersohn benötigte wieder einmal dringend mehrere Tausend Mark, und kündigt liebevoll sein Erscheinen bei Mutter Weber an, um sich den „kleinen Betrag" von ihrem Bankguthaben abzuholen. „Die Hypothekenzinsen fraßen eben heutzutage so viel", wurde ihr erklärt. Weiß Gott. Mutter Weber konnte zwar verstehen, daß Kühe und Schweine viel fraßen, — das hatte sie ja schon zu Hause auf dem Lande oft gehört, — aber wie das mit den „Hypothekenzinsen" und ihrem „Appetit" zugehen sollte, war ihr eigentlich schleierhaft. Dann war Gretes Gesundheit auch sehr angegriffen, was die sorgliche Mutter zuerst in ihrer Freude über das gute Aussehen ihrer Tochter gar nicht recht begreifen konnte. Aber es war schon so. Der Arzt hatte selbst gesagt, sie müßte mit den Kindern in ein Bad. — Und wo sie hinfahren? — „Ach Mutter, ganz einfach natürlich, — nur für die Nerven, ja, nur für die Nerven, erst einige Wochen vielleicht nach Baden-Baden oder Homburg, und dann, — Gott, die Jungens bedürfen doch auch etwas frische Luft, — dann zur Nachkur noch ein bißchen nach Norderney . . ."

Mutter kannte nun alle diese „einfachen" Orte nicht. Sie war einmal vor zwölf Jahren mit ihrem seligen Emil nach Muskau gefahren, als ihn gar zu sehr die „Mauke" plagte. So ähnlich mußte es wohl da auch sein. Was tut man nicht alles für die Gesundheit. Es hilft eben nun nichts.

Zum festgesetzten Termin wurde die Markthalle geräumt. Mutter Weber kam in den letzten Tagen gar nicht aus der Aufregung heraus. Es waren recht schwere Stunden für sie gewesen, sich von allem zu trennen. Wagen und Pferd hatte sie verkauft. Nur den kleinen Hof in Pankow, wo sie ihre Puttikens aufzog und die Tauben züchtete, gab sie fürs erste nicht her. Man mußte doch wenigstens etwas Freude im Leben behalten.

Schon einige Tage später begannen die Arbeiter mit dem Abriß des Hallengebäudes.

Mutter Weber stand wie gewöhnlich jeden Morgen um einhalb fünf Uhr auf und wanderte nach jenem Platz, wo ein Schutthaufen die Stätte bezeichnete, an der sie ein halbes Menschenleben geschuftet und sich dabei glücklich gefühlt hatte.

Als sie gegen Mittag eines solchen Tages mit müden Schritten ihrem Heim wieder zuschritt, kam ihr ein Herr entgegen. Sie blieb unwillkürlich stehen und hielt die Hand über die Augen, denn die Sonne blendete sie.

„Nein, so was, der Herr Baron," rief sie erfreut ein um das anderemal, als dieser ihr jovial die Hand drückte. „Na, Mutterchen Weber, wie fühlen Sie sich denn nun so — als ‚Rentiere'?" — „Langeweile, Langeweile, Herr Baron", klagte die Angeredete in wehmütigem Ton, „man kann doch nicht den ganzen lieben langen Gottestag — Kaffee trinken und die Zeitung lesen . . ." Sie brach unvermittelt ab und sah unverwandt auf ein braunes Paket, das der Baron unter dem linken Arm trug, und aus dem vier hellgelbe zarte Hühnerpfoten keck in die Welt lugten. Einen Augenblick

Digitized by Google

schien es, als wollte Mutter Weber nach diesem Paket greifen, doch es gelang ihr noch, sich zu beherrschen, und nur die Worte kamen schwer und mühsam von ihren Lippen: „Was, mein ältester und treuester Kunde, — der Herr Baron, kaufen bei der Konkurrenz, wo ich immer so gut bedient habe. Nein, — nein, das verzeihe ich Ihnen nie, — mir alten Frau das anzutun!" Tränen traten ihr in die Augen. —

Der Baron übersah die Situation. Begütigend klopfte er der guten Frau auf die Schulter. „Na, nichts für ungut, Mutter Webern. Bei Ihnen habe ich ja immer am besten gekauft, — aber nun sagen Sie einmal, — soll ich denn jetzt einfach verhungern?" —

Nun verstand die Alte. Ja so, — sie war ja „Rentiere". Das ging sie ja alles gar nichts mehr an. Sie schämte sich nun ordentlich. Aber der Baron schüttelte ihr freundlich die Hand. „Immer den Kopf hoch, liebe Frau! — Das Pensionieren ist mir zuerst auch verflucht schwer angekommen. Hatte meinem König nun auch bald vierzig Jahre treu gedient. Na, da kam das Alter so sachte, — und da habe ich mich auch darein finden müssen." — Mutter Weber nickte traurig. Ja, ja, das Alter! — Sie fühlte sich mit einem Male auch schon so alt, — recht alt und gebrechlich.

So gingen denn die Tage hin, und aus den Tagen wurden Wochen und Monate. Frau Weber logierte noch immer in der Walterstraße, im Hof drei Treppen hoch. Jeden dritten Tag kam Frau Schultze, ihre einstige Feindin, zu ihr zum Kaffee und das waren die schönsten Stunden für die beiden Frauen. Dann wurde erzählt von den Geflügelpreisen und von den neuen Züchtungsarten der Tauben, oder das der oder diese ein neues Geschäft aufgemacht hätte, und was sonst alles aus ihrem Beruf Interessantes zu hören war. Frau Schultzen wohnte draußen in Neukölln bei ihrem Sohn, der Eisenbahnbeamter war, und fühlte sich recht wohl. Nur das eine konnte sie nicht recht verstehen, daß Mutter Weber nicht zu ihrem feinen reichen Schwiegersohn nach dem Bayerischen Viertel ziehen wollte, wo sie sie dann zu gern öfter besucht hätte. Sie war sogar etwas neidisch auf diese feine Familie.

„Ja, wenn ich die hätte," pflegte sie häufig mit aller Inbrunst ihrer etwas asthmatisch fetten Stimme zu erklären, „ich würde gleich bei so einem Schwiegersohn wohnen. Denken Sie doch an Frau Weber, immer zwei Dienstmädchen zur Bedienung, und elektrisches Licht, und den Müllschlucker, — da muß man ja direkt glücklich sein!"

Doch Mutter Weber blieb eigensinnig in ihrer kleinen Wohnung und ihrer Tochter war es im Grunde so ganz zufrieden.

Die Hauptsache war ja immer, daß sie zur rechten Zeit mit den Moneten herausrückte, denn die Hypotheken „fraßen" immer noch mit erstaunlichem und ungeminderten Appetit. Baden-Baden und Norderney hatte auch ein hübsches Sümmchen gekostet, und als der Winter ins Land zog, kletterte der Herr „Baumeister" immer öfter die einst so geschmähte steile Treppe in der Walterstraße hinauf, und eben so oft sah Mutter Weber ein Papierchen nach dem andern aus ihrer rauhen abgearbeiteten Hand in die beringte ihres Herrn Schwiegersohnes gleiten.

Frau Schultze konnte sich oft gar nicht die seltsam gedrückte Stimmung ihrer Freundin erklären, wenn sie zum Kaffeeplausch kam. Sie schien ihr oft wie ausgewechselt, und als sie eines Tages wieder erschien, fand sie Mutter Webern in Tränen aufgelöst in dem alten zerschlissenen Lehnstuhl am Fenster sitzen, in dem einst der selige Emil schon seinen letzten Seufzer getan hatte. Auf dem unteren Treppenpodest aber, war Frau Schultze eben einem Herrn begegnet, der ganz merkwürdig ausgesehen, und sie mit stieren Augen angeglotzt hatte. Mutter Weber aber murmelte nur immer die gleichen Worte: „Pleite ist er, — ganz pleite."

Nun kam die alte Schultzen jeden Nachmittag und versuchte ihre Freundin zu trösten, so gut es ging. Nach und nach hatte sie alles erfahren, wie der Schwiegersohn sich in immer neue Unternehmungen eingelassen hatte, dann immer mehr Geld verlangt und ihr endlich fast alles „abgeluchst" hatte, was sie mit ihrer Hände Arbeit mühsam erworben. Immer neue Unterstützung brauchte er, und versprach alles doppelt und dreifach wiederzuerstatten. Als endlich nur noch ein Häufchen übrig war, kam die Katastrophe. Der Herr „Baumeister" hatte wohl geglaubt, die Schwiegermutter habe mehr, als sie zugab. Er wagte daraufhin noch einen „Schlag", konnte am Termin nicht zahlen, und war wirklich, wie die alte Frau damals schluchzend rief, „pleite".

Erst nach und nach fand sich Mutter Weber in ihr Schicksal. Doch nun war es ihr doppelt furchtbar, untätig die Stunden des langen Tages, untätig in ihrer Behausung zu verwarten.

Eines Nachmittags kam Frau Schultze zeitiger als gewöhnlich, und Mutter Weber schüttelte erst den Kopf, als sie die Alte in so freudiger Erregung sah. Doch schon hatte diese ein Zeitungsblatt hervorgezogen, strich es einige Male glatt, und legte es auf den Tisch, mit dem zitrigen Zeigefinger unverwandt auf eine Stelle weisend.

Ihre fette Stimme hatte etwas „triumphierendes", als sie dabei einige Male wiederholte: „Nun, Mutter Webern, was habe ich immer gesagt! — Es gibt doch Gerechtigkeit in Berlin!" —

Und Mutter Weber beugte sich über den Tisch und las langsam Wort für Wort:

„Es hat sich in letzter Zeit, wie nicht vorausgesehen werden konnte, doch der Mangel an Markthallen in verschiedenen Stadtteilen recht fühlbar gemacht. Es ist deshalb beschlossen worden für mehrere Stadtteile gemeinsam eine neue große Halle zu errichten."

Digitized by Google

Mutter Weber griff sich an die Stirn. Träumte sie nicht etwa? — Nein, — dort stand es ganz deutlich, und es war auch so.

Noch war kein neues Jahr verflossen, als sich nicht weit von der Walterstraße eine neue prächtige hochüberspannte und glasbedeckte Halle erhob. In der ersten Reihe der Abteilung für Wild und Geflügel aber, fielen den Käufern sogleich zwei Stände mit besonders schönen Auslagen auf. Da prangten wieder tadellose Rehrücken und Keulen, Waldhasen hingen zu Dutzenden daneben und fette rosige Gänse lockten manchen Feinschmecker und manche tüchtige Hausfrau zum Kauf.

Über den einen Stand leuchtete weithin das Namensschild

„Amalie Weber"

und daneben in trauter Nachbarlichkeit und Freundschaft

„Auguste Schultze".

Mutter Weber aber schaltete und waltete in alter Rüstigkeit, unterstützt von Tochter Grete, zwischen den Gänsen und Hasen, und zuweilen nickte sie vergnügt zum Nebenstand hinüber, wenn sie einen guten Verkauf abgeschlossen hatte, der dann mit beifälligem Lächeln auf Frau Schultzens immer feister werdenden Gesicht gebührend gewürdigt zu werden pflegte.

Mutter Weber hatte damals ihr letztes Geld zusammengekratzt, sich um einen Stand in der neuen Halle beworben, und Frau Schultze, der das „Rentierspielen" auch nicht recht liegen wollte, tat das gleiche. Sie bekamen auch glücklich den Zuschlag und Frau Weberns Grete, die durch die schweren Schicksalsschläge endlich auch zur Vernunft gekommen war, ging ihr tüchtig beim Verkauf zur Hand. Der ehemalige Herr „Baumeister" hatte auch noch eine bescheidene Anstellung gefunden und die Jungens lernten etwas Vernünftiges in einem kaufmännischen Geschäft.

So war Mutter Weber wieder ganz in ihrem alten Element.

Der schönste Augenblick aber war doch für sie, als eines Morgens kurz nach der Eröffnung des neuen Gebäudes ihr erster Kunde an den Stand herantrat. — Es war der alte Baron, der ihr lachend über den Verkaufstisch die Hand reichte. Da hätte die alte treue Seele fast geweint vor Freude. Der Baron hatte aber wie einst zwei feiste und doch wunderbar zarte Hühnchen erstanden, und als er am übernächsten Tag pünktlich wiederkam, hatte er ihr mit aufrichtigem Lob erklärt: „Die Kücken waren wirklich ganz exzellent. Ich habe ja meinem alten Gottfried schon immer gesagt: wenn ich auch selbst einkaufe, — so junge und tadellose Kücken bekomme ich doch nirgends in Berlin, wie in der Halle bei Mutter Weber."

* * *

Die Legende vom Weihnachtsbaum / Von Wilhelm Lennemann

Als Gott Adam und Eva aus dem Paradiese getrieben, pflanzte er einen Sproß vom Baume des Lebens in die Wälder der Menschen. Er wollte ihre Sehnsucht nach den heiligen Gärten und ihr Verlangen nach ewigem Leben wachhalten. Aber niemand wußte, wo der heilige Baum blühte; tausend gingen auf die Suche, Kinder, Männer und Greise, Frauen und Jungfrauen. Ihr Sehnen führt sie hin und her, in Höhen und Tiefen; doch sie fanden nichts, daran ihr Herz in unruhigen und auch fröhlichen Stunden einen Halt hätte finden können. Viele verbrannten in der eigenen Glut, andere starben arm und verlassen am Wege; die meisten kehrten müde und verzweifelt in die enge Heimat zurück.

Aber der Traum vom Baume des Lebens flatterte durch die Jahrhunderte, und das Begehren nach ihm fand immer wieder sehnende Seelen und billige Jünger.

Da hatte wiederum vor vielen Jahren gegen das Weihnachtsfest die Unraft einen Vater mit seinem Söhnchen in den Wald getrieben. Mild und weich floß um sie der Duft der Bäume. Ihre Schritte verhallten auf dem dichten Teppich des Nadelbodens.

Und in der Stille des abendlichen Waldes erzählte der Vater seinem Kinde vom Paradiese und dem Baume des Lebens, sowie von der nicht zur Ruhe gekommenen Sehnsucht der Menschen nach dem paradiesischen Wunderbaum.

Indes traten sie aus dem Walde heraus und strebten den grüßenden und weisenden Lichtern des Tales zu.

Und wie das Söhnlein zur Seite blickte, stand da auf einer vorspringenden Halde groß und mächtig, in einsamer Größe und bewußtem Stolze eine hochaufragende Edeltanne. Die Dunkel des Abends spielten um ihre scharfen Formen und gaben ihnen eine fühlbare Weichheit, und die Sterne des Himmels schienen wie goldene Flämmlein durch die Zweige.

„Sieh, Vater, sieh!" rief das Söhnlein erstaunt und freudig, „dort steht der Lebensbaum! Und lauter Lichtlein hat der Herrgott daran gesteckt."

Der Vater stand — und schaute — und sann — „O, grüner Baum des Lebens!" murmelte er, und: O Kind, das hat dir der Herrgott selbst in das Herz gegeben!"

Sein Herz weitete sich in dankbarer Fülle. Tag und Welt lagen erhellt vor seinen Blicken, und der Himmel hatte sich mit seinen Enden liebevoll um sie gespannt.

„O, grüner Baum des Lebens in der weißen Welt des Todes."

All der Menschheit Sehnen und Hoffen,

Digitized by Google

Wünschen und Wollen, Begehren und Verlangen sah er in der lebensstarken Pracht dieses Baumes, der Winter und Tod durchdrang und sein Leben siegreich auf den Tod der Welt setzte.

„O, Sehnsucht der Menschheit, wallfahre zu diesem Baume des Lebens und lasse dir predigen von der dauernden Macht des Lebendigen über die Vergänglichkeit des Irdischen."

Sinnend schritten die beiden zu Tal. — In dem Vater aber ward das Geschaute zur Tat!

Da das Söhnlein am heiligen Abend in das Zimmer gerufen ward, sah er mitten in ihm, ragend bis zur Decke den grunen Tannenbaum, und auf seinen Zweigen, wie er es auf der Halde geschaut, viele kleine Lichtlein.

So ward der erste heilige Abend unterm Tannenbaum gefeiert.

Und was vorher an Unrast und Zweifel in der Seele des Vaters genagt hatte, es kam zur Ruhe im Glanze dieses Lebensbaumes, der ihm ein Weiser in der Not des Tages, ein Prophet zur ewigen Gestaltung seines Lebens, ein Erfüller des alten Gotteswortes erschien. Und im seligen Gefühl dieser heiligenden Gewißheiten schaute er in den Baum, und der Glaube an diesen Dreiklang machte sein Herz still und zufrieden.

Allerlei

Unsere Elektrische. Für den Schutz des öffentlichen Verkehrs haben die elektrischen Bahnen schon viel getan, wenig aber für den Schutz ihrer Verkehrssprache. „Ein Billett (Fahrschein) bis zur letzten Station (Haltestelle)", sagt der Herr auf dem Perron (Flur). „Die Kurven (Biegungen) sind schrecklich, es kommt nochmal zu einer Karambolage (Zusammenstoß)", seufzt das junge Mädchen, von einem Stoße aufgerüttelt. „Bei der jetzigen Frequenz (Überfüllung) konnte die Direktion (Leitung) auch für bessere Ventilation (Lüftung) sorgen", fügt mürrisch ihre dicke Nachbarin hinzu. Warum braucht das Publikum (Fahrgäste) diese Fremdwörter? Die Dienstsprache ist mit schuld daran. Der Dienst ist nämlich ein großer Fremdwortjammer. Wie heißen doch die Angestellten? Direktor (Leiter), Oberkontrolleur (Verkehrsvorsteher), Kontrolleur (Verkehrsaufseher). Was gehört zu ihrem Handwerkszeug? Die Tabelle (Tafel), das Formular (Vordruck), das Zirkular (Rundschreiben). Wo haben sie zu tun? Auf dem Magazin (Lager), dem Depot (Bahnhof), dem Bureau (Geschäftszimmer), dem Motorwagen (Triebwagen). Was haben sie zu tun? Sie revidieren (beaufsichtigen), kontrollieren (prüfen), transportieren (befördern), reparieren (bessern aus), installieren (richten ein), koupieren (lochen). Natürlich springt der Fremdwortstrom auf den ganzen Apparat (Einrichtung) über. Von der elektrischen Kraftstation (Kraftwerk) kommt er, durch die Kontaktstange (Stromabgeber) geht er, und auf dem Wagen bleibt er. Der ist von solidem Typ (nach gutem Muster) und stabiler Konstruktion (fester Bauart); kommt es zu einer Kollision (Zusammenstoß) und wird er lädiert (beschädigt), dann wird er gegen einen Reservewagen (Ersatzwagen) ausrangiert (ausgewechselt). Gegen diesen sprachlichen Mischmasch waren die bisherigen Scharmützel noch nicht wirksam genug. Man halte solche Fremdwörter dauernd jedem Fahrgast vor Augen, durch eine Verdeutschungstafel nämlich, die sichtbar in jedem Wagen hängt. Dann wird mancher gute Deutsche sehen, daß in seiner Sprache etwas „defekt" ist, und er wird die Fremdwörter zum alten Eisen werfen.

Kunst? Sonderbar, ja ahnungslos, um seine eigene Bezeichnung zu gebrauchen, scheint Herr Augustus Schmehl der deutschen Sprache gegenüberzustehen, wie ein Aufsatz „Die Abende von Kandersteg" in der Frankfurter Zeitung vom 12. und 16. Juli beweist. Eine ans Lüsterne streifende Betrachtung wird mit einem Fremdwortschwulst vorgetragen, der deutsches Gefühl verletzt. Schon die Überschriften: Silhouetten, Topographie, Ce Monsieur de Bordeaux! Die Landschaftschilderung spricht vom Dekor der Häuser, von Konturen der Berge, vom Rauschen des Flusses, das eine Melodie von Energie und Güte hat. Der Saal heißt 18me siècle, hat Pastellportrats au fond an der Wand, darin sind galante Abenteuer ohne Zahl de jadis. Die Speisen werden natürlich nach dem Menu im Ezsalon eingenommen, wobei es Brisolettes und un petit vin pétillant gibt. Auch über die lieben Tierchen wird mit Fremdwörtern geredet. Hunde ignorieren Katzen, und Hühner brüten mit dem Air einer selbstbewußten Prüderie. Und die Menschen? Ein Kind macht einen infernalischen Lärm, es wird abrupt von dem ganzen hagards vis-à-vis entschlüpften Blasphemien; die Proprietère ist sehr korrett; Mme. B. hat einen aimablen Eisenbahncoupé gefeiert; dem alten Herrn aux yeux Troß von Kammerzofen, ein impassibles Gefolge; das Dienstmädchen serviert, kredenzt adrett, mit Charme, mit Grazie im Haar. Da gibt es auch einen Doktor, der hat Ideen, nicht Prinzipien; seine Art ist superior — eh bien, c'est un vrai homme de bien, mon bon ami! — Man könnte zunachst glauben, daß dieses Kauderwelsch ein Gespött über die Torheiten der Fremdtümelei sein soll, aber wir werden eines anderen belehrt, wenn wir die Verhimmelung der französischen Gefangenen lesen: „Sie fallen gleich durch ihre schnelle sichere Grazie auf. Das Rot der Hosen und der Mützen ist persönlich wie ihr Mut. Und ihre Gesichter finden ihresgleichen nicht auf der Erde." Der eine ist graziös, der zweite hat Grazie, der dritte ist umgeben von einem aureolenhaften Kreis von Gnade, Glück und Menschlichkeit. Die Diskussionen der Franzosen sind ponderiert, die Haarlocken sind von arabeskenhafter Grazie, die Erziehung ist säkular und von Dehors. — Empört haben sich die Blätter über dieses Kauderwelsch und mehr noch über dieses Bauchrutschen vor Frankreich der Frankfurter Zeitung gegenüber ausgesprochen. Sie nimmt aber „den deutschen Dichter" August Schmehl in Schutz. Recht so! Sie ernenne ihn zum Präsidenten der Société für die Propagation des germanischen Idioms.

Tesch (Köln).

Inhalt des Heftes 12: Der Herr Direktor. Roman von Else Croner. — Der Walzerkönig. Roman von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** . . . gäb' es ein Weihnachtswunder . . . Gedicht von Eugen Stangen. — Geschichtliches vom Weihnachtsbaume. Von Magda Trott. — Mein Tannenbaum. Gedicht von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. — Mutter Weber. (Schluß.) Skizze von Marcello Rogge. — Die Legende vom Weihnachtsbaum. Von Wilhelm Lennemann. — Allerlei.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 28. Dezember 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 13

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Der Herr Direktor / Roman von Else Croner

1. Fortsetzung.

Einmal hatte Rauhenburg seiner Frau gegenüber ganz harmlos die Absicht geäußert, Fräulein Holger an einem Sonntag Nachmittag zum Tee einzuladen.

Nie war dieser Name bisher zwischen den Ehegatten genannt worden. Nur durch Doktor Wagner war Frau Leonore auf dem Laufenden geblieben. Mit innerer Empörung hatte sie das Vorgehen dieser Dame von fern verfolgt. Sie hatte bisher zu allem geschwiegen. Nun aber konnte sie nicht länger an sich halten. Es kam zu einer hitzigen Aussprache zwischen den Gatten.

„Ich bilde mir Märchen ein, sagst du", rief Frau Leonore unter Tränen, „ich merke es doch, wie sie dich umgarnt, dir nachläuft, sich von dir einladen läßt. Und auch noch ins Haus soll ich sie mir kommen lassen? Nein, Hellmuth, das ist zu viel."

Rauhenburg stand ganz verblüfft vor dieser Wirkung. Er empfand ein sonderbares Mißgefühl. Seine Frau war eifersüchtig! Sie fand, mochte es nur eine mißleitete Frauenphantasie oder eine unberechenbare Stimmung sein — daß er sich zuviel mit Fräulein Holger beschäftigte?

„Aber ich sage dir doch, Leonore, daß sie allein steht, daß ich mich deshalb ihrer ein wenig annahm, ein bißchen den Gönner und Berater spielte — das ist aber auch alles. Für mich ist sie eine Lehrerin wie jede andere.

„Nein, nicht wie jede andere", beharrte Frau Leonore eigensinnig. „Noch nie hast du eine Lehrerin ‚zum Tee' aufgefordert."

„Wenn du nicht willst, kommt sie eben nicht", sagte Rauhenburg einlenkend, „aber sei jetzt vernünftig und glaub's, daß ich keine Frau auf Erden so lieb habe wie dich."

Er zog sie an sich, sah sie mit seinem zärtlichen, sonnigen Lächeln an, das noch heute nach siebzehnjähriger Ehe denselben unwiderstehlichen Zauber auf sie ausübte. Es war ein so wunderbar fortreißendes, beglückendes Lächeln, wie jubelnde Begleitmusik zu zärtlichen Worten. Leonores Ärger, ihr Verdacht und all ihre selbstquälerischen Gedanken verschwanden vor der strahlenden Frische seines Wesens. „Wer so herzlich fröhlich ist, kann nicht täuschen", das empfand sie unwillkürlich.

Über ihren absichtlich aufrecht erhaltenen Verkehr mit Wagner fühlte sie in solchen Stunden leise Beschämung. Gab es denn einen einzigen Mann, der so viel herzgewinnende, beglückende Vorzüge hatte wie Hellmuth? Der so kluge, geniale Gedanken hatte? Der so beliebt und geachtet war, wo er auch hinkam? Mustergültig im Zivilberuf und vorbildlich als Offizier? Sie konnte stolz darauf sein, die Frau dieses Mannes zu heißen.

Er blieb den ganzen Nachmittag über bei Frau und Kind und hatte sich einmal ganz vom Dienst befreit. Das war wie ein Festtag. Hildegart umschmeichelte ihn und erzählte so sprudelnd frisch von der Schule, von ihren beiden Dackeln, von ihrem ersten Theaterbesuch, von der großen Liebesgabenkiste, die sie für Vaters Regiment gepackt hatte. Sie hatte

Digitized by Google

eine so anmutige Art zu reden, daß die Stunden allen dreien viel zu rasch verflogen.

„Fast hätt' ich's vergessen, Leonore, ich habe mit Doktor Renner und Frau verabredet, daß wir uns gegen 8 Uhr im Palast-Restaurant treffen und gemeinsam dort Abendbrot essen. Ist es dir recht?"

Frau Rauhenburg kannte das Ehepaar Renner bisher nur flüchtig, aber sie freute sich auf den Abend. Sie genoß ihren eigenen Mann gern im Verkehr mit andern. Noch zitterte leise die Erregung der letzten Stunden in ihr nach, die bloße Erinnerung an den Namen „Eugenie Holger" rief alles Leiden der schlummernden Eifersucht wieder wach.

* * *

Fräulein Holger erwog täglich die heimliche Frage: „Interessiert sich der Chef persönlich für mich?" Es machte ihr Spaß, mit dem Feuer zu spielen.

Er wurde ihr täglich interessanter.

Liebte sie ihn denn etwa?

Sie mußte über sich selber lächeln. Sie und lieben. In derartige Gefühlsunkosten stürzte sie sich nicht.

Aber er zog sie an, durch sein Äußeres und sein Auftreten, das ihr ausnehmend gefiel.

Seine Augen waren so scharfklug; es lag etwas Unerbittliches darin, das imponierte. Sein Haar hatte eine so schöne Färbung, daß sie unwillkürlich gern einmal darüber hingestrichen wäre. Sein Wesen war so selbstbewußt — sicher und hatte trotz aller Liebenswürdigkeit eine Art von gebietender Würde.

Sie bildete sich etwas auf seine gute Meinung ein, auch wenn diese — ihren äußeren Reizen galt. Aber er benahm sich so abscheulich korrekt — das störte sie und war gegen ihr Erwarten. Er sollte nicht etwa ihre Bestrebungen, nein sie selber reizvoll finden. Ein großes Stück weiblicher Gefallsucht regte sich in diesem sonderbaren Wunsch.

Es war etwas, daß sie diesem ernst denkenden Mann andichtete: eine Art Abenteuer — Sehnsucht; ein leises Wünschen nach einem Wechsel, einer Veränderung. Ein Eheintermezzo, ein Erlebnis.

Alles in der Akademie ging seinen gewohnten Gang. Das gesamte Lehrerkollegium arbeitete in den Kriegsjahren mit verdoppeltem Eifer.

Rauhenburg leitete die Konferenzen mit militärischer Straffheit. Die Lehrer unterwarfen sich ihm, wortlos, kritiklos, bedingungslos, wie sich Soldaten ihrem Heerführer unterordnen. Keiner hätte je sich gegen seinen Tadel aufgelehnt, keiner je einen Widerspruch gewagt. Wie Schüler ließen sie sich behandeln. Er wagte alles mit seinen Lehrern, kanzelte sie ab, tobte, schalt auf sie ein, und was taten die Lehrer dagegen? Sie entschuldigten sich noch bei ihm und suchten eifrig, den üblen Eindruck wieder auszumerzen. Und das Merkwürdige war dabei, sie hätten ihren Direktor gar nicht anders haben mögen. Er paßte ihnen vorzüglich. Sie trieben einen Kultus mit ihm, freuten sich auf seine Schulbesuche, erwarteten ihn stets in gehobener, festlicher Stimmung, wie man einen König erwartet. Wenn er nur zwei anerkennende Worte sagte, so wog das jedem Lehrer die peinlichste Behandlung auf. Sie leuchteten auf bei seinem Lobe, sie lauschten regungslos, wenn er sprach, sie fühlten sich beglückt und geehrt, wenn er den einen oder den andern ins Gespräch zog. Es mag wenige regierende Herrscher geben, die allein durch ihre Persönlichkeit auf so leichte Art Glück verbreiten können. Alle seine Untergebenen hatten das bestimmte Empfinden, daß der Direktor ihnen in jeder Weise total überlegen sei, und das gab ihnen ein Gefühl des Vertrauens.

Heute war Fräulein Holger zu einer Audienz befohlen. „Na ja," sagte sie im Stillen, „jahrzehntelang ist er nun von allen Lehrern in der unerhörtesten Weise verwöhnt worden. Kann man ihm da jetzt in einer Viertelstunde andere Umgangstöne beibringen?"

Als sie dann im Wartezimmer stand, hörte sie von nebenan Rauhenburgs Stimme am Telephon. Sie verfolgte jeden Laut und hörte plötzlich die laute Kommandostimme nebenan:

„Hier, Hauptmann Rau—hen—burg."

Man hörte bei diesem Anruf den ganzen Parademarsch durch.

„Was ist denn das dort für eine Wirtschaft? Warum kommt nicht sofort jemand an den Apparat? Wer hat dort Dienst?"

Digitized by Google

„Er telephoniert an die Kaserne, schnauzt dort jemanden an!“ dachte Fräulein Holger.

Dann ging sie in das Sprechzimmer.

Rauhenburg hatte einige Ausstellungen sachlicher Natur. Die Art, in der er dies tat, war bezeichnend für ihn.

„Sie fügen sich nicht ganz in den Rahmen unserer Schule, Fräulein Holger,“ sagte er, „ich höre Ihren Namen zu oft nennen. Die beste Lehrerin ist die, die man am seltensten nennt. — Sie treiben Allotria in der Schule, bekümmern sich zuviel um meine Person, was mir durchaus nicht angenehm ist.“

Fräulein Holger brach sofort in Tränen aus. Ihr waren die sachlichen Vorwürfe ganz gleichgültig, sie hörte aus den Worten nur das Eine heraus, daß sie sich nicht mehr um ihn kümmern sollte. Vielleicht wußte sie auch, daß sie zu den wenigen Frauen gehörte, die beim Weinen schön aussehen. Als sie ihre Augen aufschlug, an deren Wimpern noch die Tränen hingen, lag in ihnen soviel traurige Zärtlichkeit, daß in Rauhenburg das Mitleid mit der leidenden Schönheit erwachte. Einer augenblicklichen Gefühlswallung folgend, streckte er ihr die Hand entgegen und suchte sie zu beruhigen.

* * *

Hildegart Rauhenburg saß mit einer Handarbeit zu Hause, es lag eine Unmutsfalte auf ihrem hübschen, frischen Gesicht. Sie hielt die Fäden in der Hand und ließ sie langsam durch die Finger gleiten. Der Vater wollte, wie stets seit Jahren, mit seiner Familie kurz nach Weihnachten verreisen. Aber zum ersten Male hatte sich Frau Leonore dagegen gesträubt und beschlossen, mit Hildegart allein zu Hause zu bleiben. Der Vater hatte der Mutter sogar sehr herzlich zugeredet, hatte von „Wintersport und Sächsischem Erzgebirge“ gesprochen. Aber die Mutter hatte gleich ganz bestimmt abgelehnt. „Reise du doch allein, wenn du durchaus Erholung nötig hast, Hilde und ich bleiben diesmal zu Haus.“ —

Hilde befestigte eine Masche. Der Vater beim Wintersport, die Mutter mit tränenden Augen zu Haus. Was war das nur?

Während Hildegart arbeitete, hing sie ihren eigenen Gedanken nach. „Ich würde niemals meinen Mann allein auf Reisen gehen lassen, weder zu Weihnachten, noch nachher; außer in den Krieg ließe ich ihn überhaupt nicht fort“, dachte sie. —

Indessen saß Frau Rauhenburg in ihrem Zimmer am Schreibtisch, hatte einen kleinen fliederfarbenen Briefbogen vor sich und schrieb sehr vertieft:

„Mein liebster, bester Freund!

Ihre unerwartet rasche Einberufung zum Heer hat mich in einen Zustand qualvoller Erregung versetzt. Aber einige Tage bleiben uns, wenige kostbare Tage. Natürlich habe ich Ihren Wunsch erfüllt und lasse meinen Mann diesmal allein reisen. Sie haben mir in den letzten Monaten so viel treue Freundschaft erwiesen, mir so viel reiche, unvergeßlich schöne Stunden geschenkt, daß ich in diesen letzten Tagen alles tun werde, um auch Ihnen, mein Freund, den Abschied ein wenig schwer zu machen.

Mein Mann war zwar heftig verstimmt, als ich mich so hartnäckig weigerte, ihn zu begleiten, aber Sie wissen ja, wie leicht er sich mit allen Dingen abfindet. —

Ich erwarte Sie morgen zu Tisch. Das kleine Lied, das Sie für mich komponierten, singe ich Ihnen morgen vor. Hilde kann es reizend begleiten.

Ich grüße Sie herzlich, in aufrichtiger Freundschaft. Ihre

Leonore R.“

---

3. Kapitel.

Der Dresdner Schnellzug stand zur Abfahrt bereit in der langgestreckten Glashalle des Bahnhofs.

In einem Abteil 2. Klasse saß Fräulein Holger in weicher, weißer Sportjacke und schaute gespannt und aufmerksam suchend zum Fenster hinaus.

Er mußte ja kommen. Gestern hatte der Direktor ganz beiläufig geäußert, daß er morgen für acht Tage nach Oberwiesenthal „zur Auslüftung“ gehe, ganz allein.

In demselben Augenblick hatte Fräulein Holger auch ihren Plan gefaßt. Weshalb sollte sie nicht auch nach Oberwiesenthal gehen? Ran-

Digitized by Google

henburg reiste ohne seine Frau, welche herrliche Gelegenheit, mal ein paar ungebunden frohe Tage mit ihm zu verleben. Beim Sport kam man sich zwanglos näher, und in den Ferien und oben auf den Bergen spielte er sicher nicht den würdigen Schuldirektor. Sein Verbot, sich mit ihm zu beschäftigen, hatte sie rasch vergessen. Sie hatte ihren Plan bis in die kleinsten Einzelheiten klüglich ausgedacht, dann in fieberhafter Aufregung ihre Reisevorbereitungen getroffen und nun saß sie, wie eine vornehme Dame, mit nachlässiger Grazie in ihr Eckpolster gelehnt, und hatte nur die eine Angst: Rauhenburg könnte noch am letzten Tag seinen Reiseplan geändert haben.

Aber da kam er ja. Wie vornehm er aussah, wie stattlich. — Aber ohne Uniform? Gerade der Uniform wegen hatte sie doch eine Fahrkarte zweiter Klasse gelöst.

„Wenn einer schon Hauptmann ist, kann er doch Uniform tragen", dachte sie enttäuscht; es machte ihr Spaß, wenn alle Leutnants grüßten und die Mannschaften stramm stehen mußten; und wie vorzüglich die Uniform ihm stand!

Nun kam er näher. „Er sieht verärgert aus", stellte sie von ihrem Beobachtungsposten aus fest, ob ihn sein Major zuguterletzt noch geärgert hat? oder seine Frau?"

Da ging er eben an ihrem Wagen vorüber und bemerkte sie gar nicht. Ob sie ihn anrief? Das wagte sie doch nicht.

Zu ihrem Staunen beobachtete sie, daß er nicht in die zweite, sondern in die dritte Klasse einstieg.

Das war ja reizend. Nun saß sie in der zweiten und ihr Direktor in der dritten Klasse. Also verrechnet.

Es blieb nur noch eine Hoffnung: der Speisewagen.

Es war Diner-Zeit. Sie kannte Rauhenburg, der speiste sicher im Zug. Allerdings erhöhte das wieder ihre Reisekosten, die Fahrt verschlang ohnedies schon das Honorar von ein paar Dutzend Stunden.

Aber was galt das alles im Vergleich zu dem Ziel, das ihr vorgaukelte, und das sie in ihrer Phantasie fast schon als erreicht ansah.

„Ich und Rauhenburg — 14 Tage in Oberwiesenthal in täglichem Zusammensein!" Ihr schwindelte der Kopf, so lockend und verführerisch stand ihr das alles vor Augen. Sie genoß schon im voraus. Allein die Hoffnung, die bloße Aussicht, die Vorfreude, versetzte sie in einen wunderbaren Rauschzustand.

Aber beim bloßen Spiel durfte es diesmal nicht bleiben. Klug mußte sie vorgehen, Schritt für Schritt, geschickte Situationen finden, ihn, den leicht Erregbaren, zum Glühen bringen, daß er die gewohnte, stets geübte, verteufelte Vorsicht endlich einmal vergaß — ihr Versprechungen machte — und dann, die letzte Frucht klugen, überlegten Handelns? War es etwas so Ungewöhnliches, Unmögliches? Liebte er denn seine Frau? — ohne Ursache reist doch kein Ehemann allein in die Welt hinaus.

Wie einfach die Dinge sich in der Phantasie fügen und ordnen ließen, — fast ohne Hemmungen erreichten die fliegenden Wünsche ihr ersehntes Ziel. Sie lächelte vor sich hin, ein spöttisches, verstecktes Lächeln, während sie durch den überfüllten Zug ging und sich zum Speisewagen durchkämpfte. Das Lächeln grub sich fest. Wenn Rauhenburg ahnte, daß sie selbst kein Fräulein Holger mehr, daß auch ihre Ehe . . .

Halt, — da saß er! Diesmal hatte ihre Berechnung sie nicht betrogen. Er starrte durch die Scheiben in den verschneiten Wald hinein. Sie setzte sich ihm gradüber an einen freien Tisch. Bei jedem Aufblicken mußte er sie sehen. Aber er blickte nicht auf. Als wären seine Gedanken ganz wo anders, so entgeistert sah er in die Winterlandschaft da draußen.

„Als ob er noch nie einen verschneiten Wald gesehen hätte!" dachte Fräulein Holger verwundert, „woran denkt er? Wer oder was beschäftigt ihn derart, daß er Wirklichkeit und Umwelt vergißt und so langweilig vor sich hindöst? Das ist doch sonst nicht seine Art."

Rauhenburg ahnte nicht, daß er der Gegenstand so liebevoll-eindringlicher Beobachtung war. Er war in tiefster Seele verstimmt. Die, die er liebte und die zu ihm gehörten, hatten ihm im Stich gelassen. Wie hatte er sich wieder auf diese Weihnachtsreise mit Frau und Kind gefreut. Weshalb hatte seine Frau ihm die Freude verdorben? Warum blieb sie diesmal gerade zu Haus? Die Frage quälte ihn unaufhörlich.

Digitized by Google

Es mußte doch einen Grund haben. Und so unfreundlich, so merkwürdig kurz, fast schroff war sie gewesen.

Wider Willen mußte er sich immer wieder vorstellen, wie viel vergnüglicher und harmonischer es wäre, wenn er jetzt mit Leonore zusammen säße, ihre Stimme hören könnte, diese süße, weiche Stimme, die er so sehr liebte . . .

„Darf ich vielleicht meine Schneebrille anbieten, sonst blendet das lange Hinausstarren!" hörte er da plötzlich eine Stimme.

Er zuckte zusammen. Wie aus einem Traum fuhr er hoch und sah in Fräulein Holgers lachendes Gesicht. Sie stand kerzengerade vor ihm, markierte lächelnd, zwei Finger an ihre Sportmütze legend, einen militärischen Gruß und erzählte sprudelnd lebhaft, daß sie „zufällig" auch ihre Ferien in Wiesenthal verleben wollte.

Doktor Rauhenburg blieb gar nichts anderes übrig, als sie aufzufordern, an seinem Tisch Platz zu nehmen.

Sie tat's mit einer flotten Selbstverständlichkeit und war so unerschöpflich an guten Einfällen, kleinen Aufmerksamkeiten, verstand so interessant und liebenswürdig zum Plaudern anzuregen, daß Rauhenburg schließlich ganz zufrieden mit seiner unfreiwilligen Reisebegleiterin war.

Es gelang ihr zwar nicht, ihn mit ihrer Lustigkeit anzustecken, aber jedenfalls ließ er den Kopf nicht mehr hängen und sah doch nicht mehr ganz so griesgrämig drein, als sie in Oberwiesenthal wie zwei gute Kameraden das „Sporthotel" betraten.

Der Wirt setzte sie nebeneinander an der langen blumengeschmückten Tafel; fast heimisch behaglich war's.

Fräulein Holger hatte sich umgekleidet. Sie trug ein eigenartiges, helles Abendkleid, dessen Ausschnitt Nacken und Schultern frei ließ. Rauhenburg, der nicht ahnte, daß das alles für ihn geschah, freute sich über den Eindruck, den ihre Erscheinung bei der Tischgesellschaft hervorrief.

„Ich sehe Sie zum ersten Mal in großer Toilette", sagte er, als sie ihn ganz offen fragte, wie ihm ihr Kleid gefiele. „Sie wissen, was Sie kleidet, Sie haben einen persönlichen Geschmack. Aber ist diese Eleganz hier im Sport-Hotel denn nötig?"

„Nötig? Nötig? Herr Direktor, wir sind doch hier nicht in der Schule. Wenn man immer nur das Nötige täte, hätte das Leben nicht sehr viel Reiz. — Aber wenn Sie alles Auffallende stört, nur eben weil es auffällt, so werde ich morgen zum Diner, wie die Lehrerin, die uns dort schrägüber sitzt, und die Sie schon an den gemessenen Bewegungen und den ernsten Blicken erkennen, in dunklem Rock und wollener Schulbluse erscheinen . . .

„Nein, nein, um Himmelswillen nicht", antworte der Direktor in komischem Schreck. „Ich will hier an nichts, gar nichts erinnert sein, was mit der Schule zusammenhängt. Kleiden Sie sich nur weiter, wie Sie wollen, Fräulein Holger."

„Kennen Sie überhaupt eine Lehrerin, die aus der Kaste herausfällt?"

„Sie selbst, mein Fräulein."

Fräulein Holger lächelte befriedigt. Sie faßte das als Kompliment auf.

„Mir fallen solche Lehrerinnen-Typen mit ihren strengen Urteilen, ihren bösen Zungen, ihrem kleinbürgerlichen Gesichtskreis, ihren klösterlich glatten oder aufgeplusterten Frisuren oft auf die Nerven. Keine denkt auch nur fünf Minuten lang in ihrem Leben darüber nach, was ihr steht, keine denkt an Ehe oder Liebe", sagte sie.

„Sie vergessen, daß gerade dieser Stand einige Rücksichten fordert."

Natürlich, Herr Direktor, man muß vorsichtig sein, — aber deshalb . . .

Er drohte ihr mit dem Finger:

„Aber deshalb tun Sie doch, was Sie wollen?"

Sie nickte fröhlich: „Vom Lehrerinnenstandpunkt aus die Welt betrachten kann ich nicht. Und Sie sind ja auch nicht nur Schulmeister, sondern Weltmann, Kavalier, kurz, ein ganz brauchbarer Mensch."

„Wozu brauchbar?"

Da fuhr sie zusammen wie unter einer peinlichen Examensfrage und blieb die Antwort schuldig.

Die Karpfen und der Rheinwein brachten sie bald wieder in Stimmung.

Digitized by Google

„Zählen Sie Ihre Fischschuppen, Herr Direktor, Fischschuppen bedeuten Glück. Ich selber entdecke gar keine auf meinem Teller. Heißt das ein glückloses Jahr?"

„Ich bin nicht abergläubisch, mein Fräulein. Es gibt sehr vieles, was mich glücklich macht, aber über das Glück soll man nicht philosophieren, sonst rächt es sich und entflattert. Es ist eine Göttin, die wie eine verwöhnte Frau geliebt sein will, ohne Kritik und ohne verstandesmäßige Betrachtung."

Sie griff aus seiner Antwort heraus, was ihr gefiel.

„Wie will denn eine verwöhnte Frau geliebt sein, Herr Direktor? Ich bin da ebenso klug wie vorher. Könnten Sie eine Frau lieben, ganz richtig lieben? Ich kann mir das bei Ihnen kaum vorstellen." Durchaus harmlos, kindlich klang ihre Frage.

Etwas erstaunt sah sie Rauhenburg an.

Sie schälte ihm einen Apfel, knackte Nüsse für ihn auf und schuf um ihn eine Atmosphäre fraulicher Behaglichkeit, die ihn mehr und mehr einhüllte.

„Sie können sich nicht vorstellen, daß ich eine Frau lieben kann? Das ist ja nahezu eine Beleidigung, Fräulein Holger. Ich brauche sogar unbedingt das weiblich-schmiegsame Element in meinem Leben. Wer selber so ausgesprochen männlich veranlagt ist, neigt sehr dazu, mit einer Frau Freundschaft zu schließen."

„Nur Freundschaft?" fragte Fräulein Holger enttäuscht.

„Freundschaft mit einer Frau, die man liebt, natürlich", ergänzte Rauhenburg.

„Herr Direktor, existiert eine solche Frau, die Sie lieben und die Ihrer Freundschaft wert ist?" fragte sie mit verhaltener Erregung.

Ruhig antwortete Rauhenburg:

„Ja, sie existiert."

„Schildern Sie sie mir, bitte."

„Sie ist von großem, schlankem Wuchs, reicht mir gerade bis zur Schulter, wenn sie neben mir geht. Hellblondes Haar und rosige Farben" . . .

Fräulein Holger zitterte vor Freude. Bis hierher stimmte ja alles; das war ihre Personalbeschreibung. Das entwickelte sich also alles viel rascher noch, als sie's erträumt, ja erhofft hatte. Schon am ersten Abend eine Liebeserklärung unvorbereitet.

„Die Dame interessiert mich fabelhaft; bitte weiter, Herr Direktor. Die Augen? Das Wesen?"

Rauhenburg war selbst ganz erfüllt von seiner „Freundin", die er schilderte.

„Die Augen können sehr verschieden im Ausdruck sein; manchmal sind es frohleuchtende Kinderaugen; es wird einem hell und warm, wenn diese Augen einem entgegenstrahlen. Zu Zeiten ist ein leichter Schleier darüber gebreitet — wie heute, dann bin auch ich ruhelos, und die verschleierten Augen meiner geliebten Freundin verfolgen mich."

Fräulein Holger wurde immer unruhiger: „Und ihr Wesen?"

„Ist genau so wechselvoll wie ihre Augen; meist ist sie sonnig hell, anschmiegend, gerade so, wie ich's brauche. Sie hat einen feinen, fraulichen Zauber."

„Fraulichen?" dachte Fräulein Holger betroffen. „Herrgott, ahnte er denn etwa, daß sie kein Fräulein Holger, sondern eine geschiedene Frau war? Machte die Liebe denn hellseherisch?"

„Und ihre Stimme", fuhr Rauhenburg jetzt unaufgefordert fort, „hat es mir ganz besonders angetan; sie hat eine ganz wundervoll weiche, leicht umflorte, biegsame Stimme; es klingt wie Musik, wenn sie redet; es ist Genuß, ihr nur zuzuhören. Die Stimme gleicht Ihrer, Fräulein Holger; darum plaudere ich gern mit Ihnen."

„Aber, um Himmelswillen, wer ist denn diese beneidenswerte Dame?"

Rauhenburg trank seinen letzten Schluck Wein aus, erhob sich und sagte ruhig:

„Meine Frau. — Und Ihnen, Fräulein Holger, danke ich es, daß Sie mir Gelegenheit gaben, heute Abend von ihr zu reden. Ich hätte heute doch an nichts anderes denken können. Sie haben das in Ihrem feinen Fraueninstinkt sofort gemerkt. Und nun schlafen Sie wohl. Ich bin müde und gehe auf mein Zimmer."

Dabei küßte er ihr artig die Hand und empfahl sich. —

Fräulein Holger war zu Mut, als wäre eine Bombe dicht neben ihr eingeschlagen. Ein Mann, der nach siebzehnjähriger Ehe von

Digitized by Google

seiner eigenen Frau wie von einer Geliebten redet, der andere Frauen damit unterhält, ihnen die Vorzüge der eigenen Gattin zu schildern! Und diesem Mann war sie nachgereist, hatte sich von ihm bevorzugt geglaubt. Aber so rasch gab sie ihn nicht verloren. Jedenfalls war er hier in Wiesenthal allein. — Ohne die angebetete Gattin — Geliebte, irgend etwas schien doch da nicht zu stimmen; und sie kannte die Herren der Schöpfung gerade zur Genüge. Die Frau, die gerade mit ihnen zusammen war, die beherrschte sie. Und daß sie Einfluß auf Rauhenburg besaß, das spürte sie doch an der ganzen Art seiner Unterhaltung. Auch der Handkuß besänftigte sie etwas. Das war doch mehr als bloße Form in diesem Fall.

Am nächsten Morgen trafen sie sich in der großen Glashalle beim Frühstück. Eugenie Holger erschien in einem zarten crêmefarbenen Morgenkleid, das ihre plastischen Formen andeutete, ohne sie hervorzuheben.

Sie strich ihm die Brote mit Butter und Honig, hatte sehr bald seine kleinen Gewohnheiten erfaßt, schenkte den Kaffee ein und stellte ein Tagesprogramm auf. Jeder Mensch hätte sie für ein Ehepaar gehalten.

Sie fand ihn heute heiterer und liebenswürdiger. Er ging auf jeden ihrer Vorschläge ein, duldete ihren neckischen, oft ganz ruppigen Ton, war so durchaus galant und aufmerksam, daß sie kühn und kühner wurde.

Auf der Rodelbahn war es ihnen zu geräuschvoll. Sie gingen zu Fuß stundenlang durch den winterlichen Wald. Rauhenburg verstand es, mit Frauen zu plaudern. Er beherrschte das Gespräch, behielt die Fäden in der Hand, liebte es aber, wenn seine Partnerin Maschen in die Fäden knüpfte oder bunte Schleifen einflocht; er hatte ein feines Ohr für die Antworten, die eine Frau gab, er ließ sich von klugen und anmutigen Bemerkungen gern leiten, so daß die Frauen sich leicht geschmeichelt fühlten, sich für das Thema und den Partner zu interessieren begannen und gern das für persönliche Huldigung hielten, was doch im Grunde nur gute Lebensart und Freude an der Unterhaltung mit Frauen war.

Eugenie Holger fand, daß es sich mit ihm so köstlich wie mit keinem andern Menschen plaudern ließ. Er überraschte immer, mit jeder Antwort, mit jeder Bewegung; er war vielseitig, nicht nur in bezug auf Interessengebiete, sondern auch in der Auffassung von Situationen und Tatsachen. Er begriff alles, konnte sich in jeden andern Menschen hineindenken, redete mit den Bauern, die ihnen unterwegs begegneten, ebenso natürlich wie mit hohen Offizieren, fand den Ton für Damen der großen Gesellschaft ebenso sicher wie für Lehrerinnen, stufte immer richtig ab, redete mit jedem Menschen in seiner eigenen Sprache und griff nie fehl.

Fräulein Holger bewunderte das.

„Es ist gerade, als ob Sie tausend Ichs hätten, und doch sind Sie im Grunde genommen immer derselbe, niemals Schauspieler, immer Hellmuth Rauhenburg."

Es fiel ihm auf, daß sie seinen Namen mit einer ganz besonderen Betonung aussprach. Eugenie klagte über den glatten, abschüssigen Weg, der sie „kaum vorwärts kommen ließ". Da kam er dicht zu ihr heran und bot ihr seinen Arm. Nun stolperte sie nicht mehr. Sicher und geschützt schritt sie neben ihm her. Sie geriet dabei in einen Zustand innerer Erregung. Wer doch das immer so haben könnte . . .

Die Anrede „Herr Direktor" fing an, Eugenie zu stören. „Es paßt nicht in diese reizvolle Situation", und doch wußte sie nicht, wie sie ihn anders nennen sollte.

Überhaupt, je mehr sie mit ihm zusammen war, desto glühender wünschte sie, gerade diesen Mann zu reizen, zu entzücken, zu umstricken. Sie stellte sich ihn vor, in zärtlichen Stunden, sie erlebte jede Phase schon jetzt in der Phantasie, Hellmuth Rauhenburg war sicher nicht plump und nicht fade, in keinem Augenblick; ein Leben mit ihm war Erleben.

Die Sportkleidung ließ ihn jünger erscheinen. Sie ließ ihre Blicke über seine Gestalt gleiten, betrachtete zärtlich seinen Denkerkopf. Unausgesprochene Liebesworte standen verräterisch in ihren sehnsüchtigen Blicken.

„Wer doch ein einziges Mal über diesen Kopf streichen könnte", dachte sie immer wieder. Aber das wagte sie doch nicht so ohne weiteres. „In Ihrem Haar haben sich Schneeflocken gefangen, — Rauhenburgchen", sagte sie und in ihrer Stimme zitterte verhaltene Zärtlichkeit.

Digitized by Google

Er stutzte, sah sie scharf an, so daß sie eingeschüchtert den Blick senkte.

„Habe ich recht gehört, Fräulein Holger? Rauhenburgchen? Sie haben sich wohl versprochen?"

„Ja, Herr Direktor, ich versprach mich."

Peinlich war das. Sie biß sich auf die Lippen.

Ein Wort zu viel oder zu vorschnell gesagt, konnte alles verderben.

Um den Eindruck zu verwischen, benahm sie sich nun ganz als Lehrerin, antwortete nur auf direkte Fragen und hörte bescheiden zu, als er ihr einen kleinen Vortrag über die strategische, dann über die politische Lage hielt.

Der Krieg interessierte aber Fräulein Holger nur, soweit er auf ihr eigenes Schicksal einwirkte. „Bin ich eigentlich nur Kriegslehrerin, oder darf ich auch im Frieden an Ihrer Akademie bleiben?"

Derartige Fragen liebte Rauhenburg nicht; bindende Antworten gab er selten.

„Gefällt Ihnen denn unser Betrieb? Harmonieren Sie mit Ihren Kolleginnen?"

Es gefiel ihr eigentlich gar nicht. Der Zuschnitt war ihr viel zu ernst, die Schülerinnen zu wißbegierig, die Anforderungen zu groß, der ganze Dienst zu streng geregelt, die Kolleginnen zu unkollegial.

Aber sie sagte:

„An Ihrer Schule soll's mir nicht gefallen? Eine Anstalt, die Sie geschaffen haben, hat von vornherein meine Sympathie. Ich bewundere den Schöpfer in seinem Werk und bin sehr glücklich, ein bescheidenes kleines Glied in dem großen Rauhenburgschen Königreich zu sein."

Um ihre weiteren, immer persönlicher werdenden Komplimente abzuschneiden, erhob sich Rauhenburg jetzt und sagte:

„Heut nachmittag habe ich mich mit einem Bekannten oben auf dem Feldberg verabredet; Sie werden mich gütigst beurlauben."

Das war ihr gar nicht recht, aber sie war diplomatisch genug, das nicht zu zeigen.

„Wann werden Sie zurück sein, Herr Direktor? —

„Ich kann mich nicht binden, wir haben Vollmond, also ein Reiz mehr, bis zum Abend zu bleiben."

„Darf ich Sie begleiten? Es ist ein mehrstündiger Weg."

„Danke, sehr freundlich; aber ich habe mir eine Menge ernster Dinge zu überlegen. Wie wär's, wenn Sie sich der kleinen Lehrerin anschließen würden und vielleicht etwas Gemeinsames unternehmen?"

„Danke ergebenst, ich finde wohl noch andere Gesellschaft. Lehrerinnen sind mir zu poesielos; je mehr Kenntnisse sie haben, desto langweiliger sind sie; puh — und so ehrpusselich."

Bei Tisch flirtete sie in so auffälliger Weise mit einem Leutnant, daß Rauhenburg sie schließlich ermahnte, etwas vorsichtiger zu sein. Sie ließ alle ihre Reize spielen, kokettierte mit dem einen, den sie nicht meinte, um den andern zu reizen, den sie meinte.

Am Nachmittag unternahm sie mit dem Leutnant eine Schlittenfahrt, am Abend unterhielt sie die ganze Hotelgesellschaft mit ihren lebhaften Erzählungen, sang ein paar Lieder und erntete viele Komplimente.

Man fragte sie verschiedentlich nach Rauhenburg.

Nicht um alles in der Welt hätte sie die Wahrheit gesagt und sich als Lehrerin, Rauhenburg als ihren Direktor ausgegeben.

„Doktor Rauhenburg ist — ein sehr guter Freund von mir, Herr Leutnant", sagte sie zu dem jungen Offizier, der nicht von ihrer Seite wich.

„So, so, ältere Herren sind wohl als Freunde nicht immer bequem, gnädiges Fräulein?" fragte der Leutnant, „ich sah, daß er unfreundlich zu Ihnen war, Ihnen Vorhaltungen machte, bitterböse dabei aussah. So geht man doch nicht mit Damen um."

„Ach lassen Sie nur, Herr Leutnant, meist ist er riesig nett, und man kann ihm nicht leicht böse sein; er hat eine so liebe Art, es wieder gut zu machen, wenn er einen geärgert hat, daß man . . .

In diesem Augenblick trat Rauhenburg zur Tür herein. Er hatte sich bereits umgekleidet und erschien in feldgrauer Uniform zum Abendessen.

Der Leutnant grüßte und zog sich zurück.

Eine Chemnitzer Militärkapelle spielte während des ganzen Abends.

Digitized by Google

Eugenie schritt an Rauhenburgs Seite durch den Saal und sonnte sich im Glanz der Hauptmannsuniform. Viele Frauenaugen blieben an der militärischen, imponierenden Erscheinung hängen; und so manche beneidete Fräulein Holger um „ihren guten Freund".

Das volle graue, kurz gehaltene Haar bildete einen eigenartigen Gegensatz zu dem noch jugendfrischen Gesicht und den elastischen Bewegungen. Die Augen blickten ernst und zielsicher, und es lag eine überlegene Würde in der Art seines Auftretens.

„Darf ich heut abend „Herr Hauptmann" zu Ihnen sagen?" fragte Eugenie in zärtlich-bittendem Ton.

Er lachte: „Wenn's Ihnen Spaß macht."

„Spaß machen würde mir etwas ganz anderes. Wenn mal die Leute glaubten, wir wären verheiratet, gehörten zusammen, — nur zum Scherz, Herr Hauptmann! Ich denke es mir überwältigend schön, die Herrschaften hier etwas an der Nase herumzuführen. — Sie glauben gar nicht, was für ein Reiz darin liegt, einmal eine neue Rolle zu spielen. So eine kleine unschuldige Komödie, die doch keinem etwas schadet, wirkt wie eine Erfrischungsreise; so was erhält jung und frisch, Herr Hauptmann."

„Gnädiges Fräulein, Sie haben wohl schon öfter die Rollen gewechselt, es scheint fast so."

„Alle Menschen sind Schauspieler, — Lehrer ganz besonders."

„Der Lehrer soll kein Schauspieler, sondern Künstler sein."

„Ach, werden Sie nur nicht lehrhaft, liebes Direktorchen. Sagen Sie mir lieber, ob Ihnen mein Vorschlag gefällt. Natürlich nur vor den anderen —, damit wir uns freier bewegen können."

Rauhenburg schüttelte nur den Kopf, ließ sich Ansichtspostkarten kommen und schrieb an seine Frau.

Die Ferientage nahmen eine unerwartete Wendung. Bei einer Rodelfahrt geriet Rauhenburgs Schlitten auf abschüssige Bahn, kippte und Rauhenburg wurde herausgeschleudert. Er kam mit einer heftig verstauchten Hand und ein paar Schrammen davon. Aber die Hand schmerzte derart, daß er einige Tage mit Eisumschlägen und Massagen zubringen mußte.

Er war, wie alle temperamentvollen Männer, kein sehr gefügiger Patient. Kein Mensch machte es ihm recht. Das Stubenmädchen traute sich kaum noch ins Zimmer hinein. So heftig hatte er sie eines kleinen Versehens wegen angefahren.

Es war aber auch ein gräßliches Pech. Nun saß er allein auf dem Sofa im Konversationszimmer, hatte Schmerzen bei jeder Bewegung — und alle anderen vergnügten sich draußen beim Schneesport. Das Jauchzen und Lärmen drang bis hier herein in sein Zimmer.

Da klopfte es leise an.

Eine Sekunde darauf stand Eugenie im Zimmer, zum Ausgehen fertig, den Rodelschlitten hinter sich herziehend.

„Ach, Fräulein Holger, mir gehts schlecht, — Sie wollen wohl rodeln gehen?"

„Ja, soll ich nicht?"

Allein beherrscht von dem Gedanken des quälenden Alleinseins sagte er:

„Netter wär's schon, Sie blieben hier und leisteten mir Gesellschaft."

Darauf hatte sie nur gewartet.

Rasch zog sie ihre weiße Strickjacke aus, setzte sich neben ihn ans Sofa und übernahm seine Pflege.

„So, Herr Direktor, den nächsten Umschlag mache ich Ihnen. Aber Sie müssen artig sein und den Arm gar nicht bewegen."

Geschickt löste sie den Verband, besorgte Eiswasser und kühlte. Er war ihr dankbar. Sie machte das alles so selbstverständlich und war peinlich bemüht, ihm keine Schmerzen zu bereiten.

„Sie haben eine kühle, leichte, angenehme Hand, Fräulein Holger; es ist ja beinahe ein Vergnügen, sich von Ihnen pflegen zu lassen.

Eugenie Holger quittierte mit einem zärtlichen Blick auf seine Hand, über die sie verstohlen hinstrich, wenn sie die Bandage um das Gelenk band.

„Alles an diesem Mann ist anziehend, dachte sie, „diese kraftvollen und doch edel geformten Hände, die keiner unschönen Bewegung fähig waren, mußten in Stunden der Liebe wunderbar beglückende Zärtlichkeiten übermitteln."

Digitized by Google

Eugenie empfand und genoß den Reiz dieser Krankenpflege.

Sie fühlte, daß sie ihrem Ziel hierdurch vielleicht näher kam, als es sonst möglich gewesen wäre.

Sie schellte dem Stubenmädchen.

„Klara, bringen Sie uns den Kaffee hier ins Konversationszimmer hinauf."

„Für das gnädige Fräulein auch?"

„Ja, natürlich", antwortete Rauhenburg.

Eugenie deckte zierlich ein Tischchen, holte aus ihrem Koffer eine Menge schöner Dinge, gerade, als hätte sie die Situation vorausgeahnt. Bald war ein Theetisch fertig, der fast künstlerischen Anforderungen entsprach. Blumen in bunter Glasvase in der Mitte, kleine Schälchen mit Konfitüren und Marmelade rings herum, eine Platte mit Kuchen, eine andere Platte mit Lachsbrötchen — von allem nur wenig, aber vielerlei verschiedenes. Grad so liebte es Rauhenburg.

Sein künstlerischer Sinn verlangte Schönheit in allen, auch den täglichen Dingen; sonst hatte er keine Freude dran. „Soll ich Ihnen jetzt etwas vorlesen, Direktorchen?" Da er keinen Einspruch erhoben hatte, hatte sie ihr „Direktorchen" beibehalten; man konnte doch wenigstens einen kleinen Grad von Zärtlichkeit hineinlegen.

„Direktorchen, soll ich Ihnen etwas vorlesen?"

„Bitte sehr", sagte Rauhenburg, „ich habe hier ein Bändchen Novellen aus der Renaissancezeit, ich wollte eben selbst lesen, aber ich war zu müde. Vielleicht macht mich das Vorlesen wieder munter."

Fräulein Holger diente die Lektüre nur zur Steigerung ihrer abenteuerlichen Empfindungen. „So etwas bereitet den Boden vor", dachte sie. Bei einem Schmerzenslaut Rauhenburgs ließ sie das Buch sinken.

„Macht die verstauchte Hand wieder Schmerzen? Wir werden noch viele Umschläge nötig haben, Herr Direktor, bis zu den Fingern ist die Hand geschwollen.

Fräulein Holger las mit ihrer klingenden, ausdrucksvollen Stimme weiter, als sie plötzlich merkte, daß Rauhenburg eingeschlafen war. Während er schlief, las sie das Buch allein weiter. Aber die Lektüre befriedigte sie heute nicht. Wie einfach und leicht verwirklichten diese Damen der Renaissancezeit ihre Wünsche. Das waren großzügige Menschen, Männer wie Frauen, die gleich Göttern aus ihrem Leben machten, was sie wollten, göttliche Komödien oder Satyrspiele. Menschen, die ihren starken Leidenschaften mit starkem Willen folgten, die keinen andern Richter als diesen Willen über sich anerkannten, denen selbst der Tod nichts bedeutete im Vergleich zu einem voll ausgekosteten Leben, die mordeten und aus dem Wege räumten, was sich ihrem Glück entgegenstellte.

In dieser Zeit hätte sie leben mögen.

Aber Rauhenburg war kein Renaissancemensch, kein Gigant. Der legte Wert auf tausend Dinge, über die sie lächelte.

Was nützte ihr seine künstlerische Lebensauffassung, sein künstlerisches Empfinden, wenn er sich doch nicht zu künstlerischem Ausleben durchrang, wenn alles, was er tat, so stark mit Sittlichkeit verquickt war, ihm selber unbewußt.

Die günstige Gelegenheit hatte ihr gar nichts genützt. Es war gerade, als wenn er immer in den entscheidenden Augenblicken eine Art Schutzengel bei sich hätte, so eine Art unsichtbaren Tugendwächter, der ihn bei jeder verführenden Gelegenheit am Ohrläppchen zupfte und ihm zurief: „Paß auf, jetzt wird's kritisch; wappne dich."

Und dann dieser Eigensinn, immer an seine Frau zu denken. Dabei konnte doch kein Mensch zu leichtem Herzensgenuß kommen. Weshalb konnte er seine Frau nicht mal für acht Tage aus seinen Gedanken ausschalten, das war ja rein lächerlich.

Immer grad, wenn's am schönsten war, machte er eine Bemerkung, die verriet, daß er mit seinen Gedanken nie von ihr loskam.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Walzerkönig / Roman von Freiherr von Schlicht

Schluß.

Fünf Tage war es nun schon her, daß Horst von Iring die gedruckte Karte erhielt, auf der Hauptmann von Rodenhausen seine Verlobung mit Fräulein Orla von Lahnstedt anzeigte und so überraschend war ihm die Botschaft gekommen, daß er den Schrecken, den die Nachricht ihm einflößte, immer noch nicht überwunden hatte. Auf alles war er vorbereitet gewesen, darauf nicht, denn ein paar Tage vorher hatte sein Hauptmann doch noch daran gedacht, um Kasimirs Mutter zu freien. Ja, wenn das nicht gewesen wäre, hätte er es sich noch gefallen lassen, denn etwas verdächtig war ihm die Geschichte zwischen seinem Hauptmann und Orla ja zuweilen vorgekommen und bis zu einem gewissen Grade bildete er sich sogar etwas darauf ein, diese Verlobung vorausgeahnt zu haben. Das war aber auch der einzige Trost, den er in seinem Unglück hatte und er fühlte sich wirklich unglücklich. Er hatte Orla sehr geliebt, hatte wenigstens sehr gewünscht, sie möge seine Frau werden, schon weil er sie in seiner äußeren Erscheinung so hübsch und begehrenswert fand. Danach, ob er sie auch mit dem Herzen liebe, hatte er früher nicht allzu viel gefragt und jetzt hatte es erst recht keinen Zweck mehr, darüber nachzudenken, Orla war auf immer für ihn verloren und das fraß und nagte an ihm, schon weil er Orla zu deutlich zu verstehen gegeben hatte, wieviel ihm an ihrer Gunst gelegen sei. Wie sollte er ihr in Zukunft gegenüber treten? Sollte er ganz einfach so tun, als ob er sich nie etwas aus ihr gemacht hätte? Das einfachste wäre es schon, aber das war leichter gesagt, als getan. Aber was andere konnten, mußte er schließlich in der Hinsicht auch können und sein Hauptmann war ihm darin mit gutem Beispiel voran gegangen, denn wenn der nun mit Frau von Mellendorf zusammentraf, tat der doch sicher auch, als ob er sich nie um die beworben hätte. Aber etwas anders lag die Sache bei dem doch. Der hatte sich inzwischen mit Orla verlobt und konnte dadurch Kasimirs Mutter beweisen, daß die Zuneigung, die er für sie empfand, nicht die richtige gewesen sein mußte, während er selbst Orla einen solchen Beweis nicht erbringen konnte. Woher sollte er, selbst wenn er wollte, so schnell eine andere Braut nehmen? Daß Thekla ihm jeden Tag ihr Jawort geben würde, glaubte er natürlich zu wissen, aber von allem anderen abgesehen, lockte ihn dieser Sieg nicht, weil der ihm mühelos in den Schoß fallen würde. Dazu kam, daß Kammler verliebter als je in Thekla zu sein schien. Seitdem er sich von ihm die hundert Mark borgte, sandte der ihm einen Brief nach dem anderen, in dem er ihn bat, endlich wieder auf Gesellschaft und unter Menschen zu gehen, schon um nochmals für ihn ein gutes Wort bei Fräulein Thekla einzulegen, bevor er selbst den letzten Angriff wagte. Mit dem Rat, wieder unter Menschen zu gehen, mochte Kammler recht haben, denn es ging nicht an, daß er sich den ganzen Winter über so abschloß. Ursprünglich hatte er nur für eine Woche allen Gesellschaften fern bleiben wollen, jetzt waren schon vierzehn Tage daraus geworden. Er war inzwischen auch nicht einmal wieder im Kasino gewesen, sondern ließ sich nach wie vor dort das Essen holen. Ewig konnte das nicht so weitergehen, auch für seine Arbeit war es besser, wenn er sich zwischendurch etwas zerstreute. Aber selbst, wenn er in den allernächsten Tagen einer Einladung folgen sollte, konnte Kammler nicht im Ernst von ihm verlangen, daß er nochmals ein gutes Wort bei Thekla für ihn einlegte. In dieser Vermittlerrolle hatte er ein ganz großes Haar gefunden, aber das nicht allein, es widersprach seinem Empfinden, Thekla zuzureden, einen anderen zu heiraten. Das umso mehr, als er sich nicht zu dem Glauben durchringen konnte, daß Kammler die wirklich nur um ihrer selbst willen liebe. Und daß man Thekla nur oder wenigstens in der Hauptsache ihres Geldes wegen nahm, das wollte er denn doch nicht, wenigstens wollte er dabei die Hände nicht im Spiel haben, dafür war sie ihm zu gut. Gewiß, sie war keine blendende Schönheit, er persönlich fand sie sogar nicht

Digitized by Google

einmal hübsch, gut tanzen konnte sie auch nicht, aber sie hatte trotzdem auch ihre Vorzüge in ihrem Wesen und in ihrem Charakter und in mancher Weise verdiente gerade sie es, schon weil sie nicht durch ihr Äußeres blendete, um ihrer selbst willen geliebt und geheiratet zu werden.

Aus all diesen Gründen hatte er sich endlich heute morgen hingesetzt und Kammlers viele Zuschriften damit beantwortet, daß er ihm schrieb, es sei ihm, schon weil er vorläufig noch nicht wieder ausginge, unmöglich, seine Bitte zu erfüllen. Er glaube auch nicht, daß das viel Zweck habe, denn wenn Thekla ihn wiederliebe, täte sie das auch ohne seine Fürsprache, und liebe sie ihn nicht, dann würde er, Horst, auch nichts daran ändern können. Im übrigen erinnerte er ihn an das alte Wort: Selbst ist der Mann! Und wenn er seiner Sache halbwegs sicher zu sein glaube, solle er sich zu einem Entschluß aufraffen und um Thekla anhalten, zumal die nur noch ein paar Tage hier bleibe, wie auch er wohl wisse.

Nun bin ich neugierig, was er machen wird, dachte Horst, als er den Brief abgeschickt hatte und Kammler war erst recht neugierig, was er machen werde, als er den Brief erhielt. Zuerst war er über Horsts Ungefälligkeit, wie er dessen Absage im stillen nannte, sehr böse, dann aber sah er ein, daß der mit seinen Worten „Selbst ist der Mann" doch wohl recht haben würde. Und so entschloß er sich nach reiflichster Überlegung, gleich heute noch um Theklas Hand anzuhalten. Er liebte sie, er glaubte sicher zu sein, daß sie ihn wiederliebe und vor allen Dingen mußte er endlich aus seiner finanziellen Klemme heraus, denn mit der Schuldenlast von hundert Mark wurde er seines Lebens nicht mehr froh. Ach und wie lange sehnte er schon den Tag herbei, an dem er auf den Zuschuß von seiner Mutter verzichten und ihr seinerseits monatlich eine wenn auch nur kleine Unterstützung senden könne. Schon um dieses Ziel zu erreichen, galt es zu handeln. Selbst war der Mann!

So beschloß er denn, sich gleich morgen mittag den Helm auf den Kopf zu setzen, Kasimirs Damen seinen Besuch zu machen und bei der Gelegenheit offiziell um Thekla anzuhalten. Aber was dann, wenn er die Damen nicht allein antraf, wenn Kasimir mit seiner Braut da war, vielleicht auch Herr von Rodenhausen mit Orla, was dann? Er konnte denen doch nicht zurufen: Herrschaften, geht mal alle zur Tür hinaus und laßt mich mit Fräulein Thekla allein. Was ich der zu sagen habe, geht euch vorläufig noch gar nichts an, das werdet ihr, wenn wir erst verlobt sind, immer noch früh genug erfahren.

Nein, hingehen konnte er nicht, er mußte immerhin mit der Möglichkeit rechnen, Thekla nicht allein anzutreffen und so entschied er sich denn, ihr zu schreiben. Das auch schon deshalb, um ihr Zeit zu lassen, sich seinen Antrag zu überlegen, wenn sie sich über die Empfindungen, die sie für ihn hegte, vielleicht doch noch nicht ganz im klaren sein sollte. Na und wenn sie ihm wider alles Erwarten doch gleich einen Korb gab, war es besser, sie schickte ihm den per Post, als daß er den unter den Arm nahm und vom Hotel aus nach Hause trug.

Als aber Thekla am nächsten Morgen Kammlers Brief erhielt, der nicht nur mit der Feder, sondern auch mit dem Herzen geschrieben war und der deshalb auch einen Widerhall in ihrem Herzen fand, da dachte sie nicht daran, ihm gleich einen Korb zu geben, sondern sie beschloß, noch reiflicher und ernsthafter, als sie es in den letzten Tagen ohnehin schon tat, darüber nachzudenken, ob sie Kammler erhören solle oder nicht. Daß der eines Tages um sie anhalten würde, hatte sie es für sie noch einen Zweck, länger auf Horst voraus gesehen. Nun war der Augenblick da, sich zu entscheiden, aber sie war ihm dankbar dafür, daß er sie durch keine mündliche Werbung zu dieser Entscheidung drängte, sondern daß er ihr Zeit ließ, sich die Sache noch ein paar Tage zu überlegen.

Sein oder nicht sein, Kammler oder Horst, das war nun für sie die Frage. Aber hatte es für sie noch einen Zweck, länger auf Horst zu hoffen? Vielleicht daß der jetzt anders über sie dachte, seitdem Orla sich mit Herrn von Rodenhausen verlobte, aber ihr Stolz, ihre Eitelkeit, aber auch ihre Liebe lehnten

Digitized by Google

sich dagegen auf, sie möge Horst jetzt nur deshalb gefallen, weil Orla ihm für immer verloren war. Aber vielleicht dachte Horst auch nun noch gar nicht an sie. Wer konnte wissen, ob er nicht sogar sehr froh darüber war, daß sie nun bald wieder abreiste? Hätte er sich, wenn er sich auch nur das Geringste aus ihr machte, wirklich auf allen Gesellschaften abgesagt? Wäre er da nicht trotz seiner Arbeit, wenn auch nur für eine kurze Stunde auf einem der vielen Bälle erschienen, um sie zu begrüßen?

Die Wage neigte sich nicht nur heute, sondern auch in den nächsten Tagen immer immer mehr zu Kammlers Gunsten. Das auch deshalb, weil ihr Bruder, dem sie unter der tiefsten Verschwiegenheit von Kammlers Antrag gesprochen hatte, ihr riet, diesen anzunehmen, schon weil Kasimir, wie er offen eingestand, bei der Gelegenheit hoffte, endlich sein Meißner Porzellangeschirr los zu werden, das er auch seiner Schwägerin Orla vergebens zum Geschenk angeboten hatte, da diese nur das Delfter Porzellan liebte, wie sie ihm erklärte. Nun war Thekla seine letzte Hoffnung, aber auch die wollte es nicht haben. „Du weißt, Kasimir, ich habe von jeher Mutters Vorliebe für das Meißner Geschirr nicht recht verstanden. Und ganz besonders verstehe ich die nicht mehr, seitdem ich vor ein paar Jahren mit Mutter in Karlsbad war und die dortige Porzellanmanufaktur kennen lernte. Für mich gibt es nur noch ein Geschirr auf der Welt, das Karlsbader und wenn du mir nur deshalb zuredest, Kammlers Antrag anzunehmen, damit du dein Meißner Geschirr los wirst, kannst du dir deine Worte sparen."

„Na, deshalb allein meine ich doch nicht, daß du Kammler heiraten sollst," verteidigte Kasimir sich und das entsprach auch der Wahrheit, wenngleich er wirklich sehr froh gewesen wäre, sein Geschirr bei der Gelegenheit fortschenken zu können. Der Händler wollte es aus seinem Laden los sein und er selbst wußte nicht, wo er mit dem Zeug hin sollte. Aber auch noch aus anderen Gründen redete er seiner Schwester zu. Er war, was er früher nie für möglich gehalten hätte, als Bräutigam so glücklich, daß er nur den einen Wunsch hatte, alle anderen Menschen möchten ebenso glücklich werden. Na und der arme Kammler verdiente es besonders, auch einmal in seinem Leben das Glück kennen zu lernen. Aus seiner eigenen fröhlichen Stimmung heraus dachte er über dessen Liebeswerben ganz anders als früher, na und daß seine Schwester glücklich würde, war natürlich erst recht sein Wunsch.

Dazu aber kam noch eins. Je mehr er im Laufe der letzten Wochen hatte einsehen müssen, wie wenig Horst sich aus Thekla machte, desto mehr bedauerte er es, dem Freunde die eigene Schwester wie sauer Bier angeboten zu haben. Gewiß, das erstemal war glücklicherweise auch das letztemal gewesen, denn seitdem seine Mutter hier war, hatte er Horst absichtlich mit keiner Silbe wieder gefragt, ob und wie ihm Thekla gefiele. Sagte der ihm nicht aus sich heraus, daß er sie hübsch und sehr nett fände, dann durfte er schon mit Rücksicht auf seine Schwester nicht danach fragen. Und schließlich wollte er auch Thekla die Kränkung und Demütigung ersparen, die bis zu einem gewissen Grade darin lag, daß sie im Gegensatz zu Otti und Orla unverlobt wieder von dannen ziehen sollte. Auch das durfte sie Horsts wegen nicht. Wenn der seine Schwester nicht nahm, obgleich er sie ihm so anpries, mußte die trotzdem, oder gerade deshalb erst recht einen anderen finden.

Es blieb als einziger Freier um Theklas Hand nur Kammler und ohne ihr alle seine geheimen Gedanken zu verraten, redete Kasimir seiner Schwester immer weiter zu, sich für den zu entscheiden und wenn er von ihr auch noch keine bindende Zusage erhielt, erreichte er es wenigstens, daß sie Kammler noch nachträglich eine Einladung zu dem kleinen Abschiedsfest sandte, das ihre Mutter im Hotel geben wollte und daß sie sich entschloß, sich am letzten Abend von Kammler zu Tisch führen zu lassen. Sie würde ihn bitten, mit keiner Silbe auf seinen Antrag zurück zu kommen, den er ihr schriftlich machte. Und dann, wenn sie neben ihm saß und mit ihm plauderte, wollte sie sich und ihr Herz noch

Digitized by Google

einmal prüfen, um ihm am Schlusse des Abends ihre Antwort zu geben, ein bindendes Ja oder ein ebenso bestimmtes Nein.

Aber es kam wesentlich anders, als sie dachte. Als der Tag des Abschiedsfestes herangekommen war und als Frau von Mellendorf und Thekla sich schon rüsteten, um ihre Gäste zu empfangen, sandte Kammler an Thekla eine Absage:

„Sehr geehrtes gnädiges Fräulein!

Wenn ich Sie nicht mehr liebte, als mein Leben, würde ich mich totschießen. Ich kann heute abend nicht zu dem Fest kommen. An Stelle eines Kameraden, den plötzlich ein Telegramm an das Krankenbett seiner Mutter rief, bin ich zum Offizier vom Ortsdienst ernannt worden und muß heute um sieben, um neun und um elf Uhr die mir vorgeschriebenen Wachen, die zum Teil weit außerhalb der Stadt liegen, revidieren. Ich habe Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um von diesem Dienst gerade heute frei zu kommen, aber überall erhielt ich dieselbe Antwort: Der Dienst geht vor. So muß ich mich zähneknirschend fügen, aber trotzdem, wer weiß, wozu es gut ist. Wenn ich heute abend nicht komme, werden Sie, gnädiges Fräulein, beurteilen können, ob und wieweit ich Ihnen fehle. Das wird Ihnen Ihre Antwort auf meine Frage erleichtern. Vor allen Dingen aber wird es Sie verhindern, mir vielleicht aus der Abschiedsstimmung heraus eine Antwort zu geben, die Sie später bereuen könnten. Ich will Sie in Ihrer Entscheidung in keiner Weise beeinflussen, so sehr ich es mir auch wünsche, durch Sie glücklich zu werden.

Lassen Sie mich hoffen, daß ich Ihnen heute abend von Minute zu Minute mehr fehle. Entschuldigen Sie bitte mein Fernbleiben bei Ihrer Frau Mutter, der ich in aufrichtiger Verehrung die Hand küsse und seien Sie selbst, gnädiges Fräulein, auf das herzlichste gegrüßt von Ihrem

Sie hochverehrenden

Georg von Kammler."

Thekla wurde durch diese Absage auf das Äußerste verstimmt, schon weil nun im letzten Augenblick die Tischordnung umgeändert werden und weil sie sich nun doch von Horst führen lassen mußte, wenn sie den nicht in geradezu auffallender Weise vor allen anderen zurücksetzen wollte. Alle wußten, daß er der beste Freund ihres Bruders war, daß der wenigstens am Anfang häufig mit dem hier im Hotel erschien und daß der sie in die Theater und in die Restaurants begleitete. Da würden die anderen sich im stillen fragen: Nanu, was ist denn zwischen den beiden vorgefallen, daß sie heute am letzten Abend nicht nebeneinander sitzen? Das mußte sie vermeiden, deshalb hatte sie auch von Anfang an Horst als Tischherrn haben wollen und hatte das erst auf Zureden ihres Bruders hin geändert.

Gewiß, sie war verstimmt, aber sie freute sich nun doch, daß sie keine Veranlassung gab, über sie und Horst zu reden. Aber wenn sie jetzt neben Horst sitzen würde, sollte der nicht glauben, sie habe das absichtlich so angeordnet, um ihn im letzten Augenblick vielleicht doch noch einzufangen, denn darüber, wie sie über ihn dachte, oder wenigstens gedacht hatte, konnte er unmöglich im Zweifel sein, das hatte sie ihm leider Gottes schon durch das Kreuzverhör, in dem sie ihn mit Orla neckte, zu deutlich verraten.

Aber heute würde sie ihm von alledem nichts wieder zeigen. Völlig unbefangen wollte sie mit ihm plaudern und ihm gleich von Anfang an zu verstehen geben: Habe keine Angst, ich denke nicht mehr daran, dir gefallen zu wollen. Und um ihm das so deutlich wie nur möglich zu zeigen, wählte sie trotz des Abratens ihrer Mutter von ihren Gesellschaftskleidern dasjenige, das ihr von allen am wenigsten gut stand, ein weißseidenes, in dem sie noch hellblonder aussah als sonst, das ihre Augen noch hellblauer erscheinen ließ, als sie es ohnehin waren.

Leicht wurde es ihr nicht, sich so zu kleiden. Ihre Eitelkeit lehnte sich dagegen auf, aber es mußte sein und sie erreichte ihren Zweck, denn als sich wenig später unten in einem kleinen Salon, der neben dem Speisezimmer lag, die Gäste versammelten und als Horst erschien, um ihre Mutter und sie zu begrüßen, las sie deutlich in seinen Zügen, wie

Digitized by Google

wenig sie ihm gefiel, so wenig, daß er sie eine ganze Weile völlig verdutzt ansah, als begriffe sie gar nicht, wie sie sich nur so geschmacklos habe anziehen können. Dann aber merkte sie, wie es plötzlich in seinen Augen hell und freudig aufblitzte. Das verstand sie nicht und sie begriff auch nicht, warum der Ton seiner Stimme so frisch und natürlich klang, wie in den ersten Tagen, da sie sich kennen lernten, nicht nur jetzt bei der ersten flüchtigen Begrüßung, sondern auch, als man sich bald darauf an der hübschen und festlich geschmückten Tafel niederließ, während aus einem der Nebenzimmer die leisen Klänge eines kleinen Streichorchesters ertönten. Was hatte Horst nur? Warum war er so fröhlich und heiter wie seit langem nicht? Darüber zerbrach Thekla sich fortwährend den Kopf, während sie mit ihm plauderte und mit einemmal glaubte sie ihn zu verstehen. Er hatte sie durchschaut, er wußte, warum sie sich so häßlich anzog und er war froh darüber, daß sie es tat, weil er nun die Gewißheit hatte, daß sie ihm auch in der Abschiedsstunde nicht gefährlich werden könne, noch viel weniger als bisher. Und wenn sie ihm auch nicht hatte gefallen wollen, ja, wenn sie es auch geradezu darauf ablegte, ihm zu mißfallen — so deutlich hätte er ihr seine Freude über das, was ihn beschäftigte, nicht zu verraten brauchen. Er war doch der Gast ihrer Mutter, da erforderte es schon die Höflichkeit, daß er seine geheimsten Gedanken wenigstens etwas verbarg. So konnte sie es nicht verhindern, daß sie immer stiller und stiller wurde und daß ihre Augen, ohne daß sie selbst etwas davon wußte, immer trauriger dreinblickten.

Aber Horst schien nichts davon zu bemerken, wie weh er ihr tat, wie sehr sein Verhalten sie verletzte, im Gegenteil, er wurde immer vergnügter. Und das hatte seinen guten Grund. Seitdem er die Nachricht von Orlas Verlobung erhielt, hatte er sich vor dem ersten Wiedersehen mit ihr gefürchtet. Als er seinen offiziellen Gratulationsbesuch machte, hatte er das Brautpaar nicht zu Hause angetroffen und als er ihr vorhin, noch bevor er den Saal betrat, draußen in der Garderobe begegnete und die Gelegenheit benutzte, um ihr nochmals mündlich zu gratulieren, als sie ihm da die Hand reichte, erwiesen sich alle seine bisherigen Befürchtungen als grundlos. Ebenso unbefangen wie sie ihm schüttelte er auch ihr die Hand und er konstatierte mit Erstaunen, aber auch mit einer gewissen Freude, daß seine Liebe zu Orla doch wohl nicht die richtige gewesen sei. Da brauche er jetzt wenigstens nicht mehr zu befürchten, daß er noch lange an dem Korb, den sie ihm indirekt erteilte, kranken würde.

Und als er dann Thekla gegenüber trat, wurde er erst recht froh. Er hatte zu Hause im stillen gefürchtet, sie möge sich heute für ihn besonders putzen und schmücken, um vielleicht doch noch Gnade vor seinen Augen zu finden und als er nun sah, wie sehr er sich irrte und als er erriet, warum sie sich gerade so kleidete, da mischte sich in die Freude, die er seinetwegen empfand, plötzlich aufrichtiges Mitleid mit ihr, denn nun glaubte er erst zu wissen, wie sehr sie ihn geliebt haben mußte und wie sehr sie ihn vielleicht auch heute noch liebte, so sehr, daß sie, als sie sich für das Fest ankleidete, nicht an sich selbst dachte, sondern nur an ihn. Lieber wollte sie auf das Glück ihrer Liebe verzichten, als daß sie ihn dadurch unglücklich machte. Und als er im Laufe des Gespräches erfuhr, daß er es nur einem Zufall verdanke, wenn er neben ihr saß, stimmte ihn das erst recht froh und heiter. Auch das bewies ihm, daß sie ihm hatte zeigen wollen, wie wenig sie sich in ihren Gedanken noch mit ihm beschäftigte, daß sie nur noch an Kammler dachte.

Aber je heiterer er selber wurde, desto stiller und trauriger wurde Thekla und der Grund hierfür war ihm auch sofort klar. Wenn er sich auch noch so viel Mühe gab, sie gut zu unterhalten, Kammler fehlte ihr sehr, er fehlte ihr umso mehr, je länger er als dessen Stellvertreter neben ihr saß. Andern konnte er das freilich nicht und Kammler herbeizaubern konnte er auch nicht, aber schon um sie zu trösten, wurde er immer noch netter, immer noch freundlicher und als auch das noch nichts half, da fing er an, von dem zu sprechen, was sie ausschließlich beschäftigte. Er sprach

Digitized by Google

von Kammler, er bedauerte den Kameraden, daß der nun, anstatt an ihrer Seite zu sitzen, draußen im Dunkeln auf der langen Chaussee entlang wandern müsse, bis er endlich die Wachen erreiche. Und wie doch gerade der sich darauf gefreut habe, den heutigen Abend hier verbringen zu dürfen. Er sprach davon, welch prächtiger Mensch Kammler im Grunde seines Herzens trotz seiner kleinen Schrullen sei. Er sprach von dem Kameraden, als ob es auf der ganzen Welt kein anderes Gesprächsthema gäbe und als er endlich aufhörte, weil er nichts mehr zu sagen wußte und weil er davon überzeugt war, sie nun mehr als genug getröstet zu haben, da sah er in ihren Augen ein paar Tränen schimmern.

Völlig verständnislos sah er sie an, er begriff sie tatsächlich nicht, dann aber verstand er die Tränen doch, die sollten ihm dasselbe sagen, was Thekla ihm damals auf dem Schlemmerdiner zu verstehen gab: Warum sprichst du mir immer nur von diesem Leutnant Kammler? Warum sprichst du mir nicht von dir? Warum erzählst du mir fortwährend, ein wie netter Mensch d e r sei, warum sagst du mir nicht, daß auch ich ein netter, lieber Kerl bin? Ja, warum sagte er ihr das eigentlich nicht? Ein netter, lieber Kerl war sie sicher und dafür, daß sie nicht sehr hübsch war, konnte sie auch nicht und wenn man genauer hinsah, so hellblond, wie er es sich immer eingeredet hatte, war sie gar nicht, besonders nicht, wenn er sie nicht mehr fortwährend mit der dunkelblonden Orla verglich und die war ja nun für alle Zeiten erledigt. Auch ihre Augen waren tatsächlich nicht so wasserblau, wie er sich das bisher einredete und auf das Gesicht allein kam es schließlich auch nicht an, man liebt einen Menschen doch um seiner selbst willen, wenn man ihn überhaupt liebte. Und wenn er nun daran dachte, daß Thekla übermorgen abreise, daß er sie für lange Zeit, vielleicht sogar nie wiedersehen werde — — und woran sollte er in Zukunft denken, wenn er bei seiner Arbeit saß? Nur an die Arbeit? Das hielt kein Ochse aus, geschweige denn ein vernünftiger Mensch. Er hatte sich in den letzten Wochen soviel mit Orla und Thekla beschäftigt, daß in seinem Gehirn eine grenzenlose Blutleere herrschen würde, wenn die nun beide mit einemmal aus seinem Schädel verschwanden. Und wenn er ganz offen und wahr gegen sich selbst sein wollte, warum hatte er sich am ersten Tage der Bekanntschaft darüber gefreut, daß Thekla ihm niemals gefährlich werden könne? In der Hauptsache deshalb, weil Kasimir ihm seine Schwester zu sehr anpries und weil er sich schlecht und erbärmlich vorgekommen wäre, wenn er sich auf diesen Handel, wenn er diesen Ausdruck gebrauchen durfte, eingelassen hätte, ohne Thekla zu lieben. Nun aber — —

Das und so vieles andere schoß ihm nun blitzschnell durch den Kopf und als er jetzt sah, daß Theklas Augen immer noch feucht schimmerten, ergriff er plötzlich ihre linke Hand, die sie während des Tellerwechselns auf dem Schoß liegen hatte und bat mit weicher Stimme: „Bitte nicht weinen, Fräulein Thekla, ich habe es mit meinen Worten wirklich gut gemeint, ich mußte doch annehmen, daß Kammler Ihnen fehle."

Als Thekla fühlte, wie Horst nach ihrer Hand tastete, um die nun fest zu halten, färbten sich ihre Wangen dunkelrot und ihre eben noch so traurigen Augen bekamen einen hellen, freudigen Schein. Hatte Horst sie endlich verstanden, begriff er, daß sie zwar versucht hatte, ihn nicht mehr lieben zu wollen, daß sie aber dennoch unterlegen war? Und daß er sie verstand, merkte sie daran, wie er nun ihre Hand immer fester und fester drückte, als wolle er die nie wieder loslassen, als fürchte er, sie könne ihm die entziehen. Aber daran dachte Thekla nicht, die erwiderte sogar seinen Händedruck, nicht ganz so fest wie er es tat, dazu reichten ihre Kräfte nicht aus, aber doch so fest, daß er daraus das Glück und die Liebe erriet, die sie durchströmten.

Noch im Laufe des Abends, gleich nach Beendigung des Diners vertraute Thekla sich ihrer Mutter und ihrem Bruder an. Mit einem Glase Sekt, mit einem donnernden Hurra und mit einem Tusch der Musik wurde die Verlobung gefeiert. Der Herr Oberst selbst, der zu den Gästen gehörte, hielt die Rede auf das Brautpaar und als schönstes

Digitized by Google

Verlobungsgeschenk gab Herr von Rodenhausen dem glücklichen Bräutigam sein Wort zurück: „Sie sollen nicht mehr daran gebunden sein, mein lieber Iring, ich habe es zwar gut mit Ihnen gemeint, aber nun ist die Sachlage ja wesentlich verändert. Wer da verliebt und verlobt ist, denkt zuviel an seine Braut, um ernstlich arbeiten zu können. Jetzt haben Sie Wichtigeres zu tun, nun müssen Sie täglich lange Briefe an Ihre Braut schreiben. Wie gesagt, ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, meinetwegen können Sie die Vorbereitungen zu dem Examen ruhig aufgeben, vorausgesetzt, daß Sie es wollen."

Und ob Horst es wollte! Noch heute abend würde er mit teuflischem Behagen seine Bücher zum letztenmal an die Wand werfen, die dann aber gleich darauf in den Ofen stecken, denn dahin hatten sie schon längst gehört. Warum hatte er sich nicht auch schon lange mit Thekla verlobt? Allerdings, das erriet er natürlich sehr genau, diese Verlobung allein war nicht die Veranlassung, daß sein Hauptmann nicht mehr darauf bestand, er solle das Examen machen. Der wahre Grund lag darin, daß Herr von Rodenhausen nun nicht mehr den Wunsch hatte, er möge nach bestandenem Examen um seine Orla freien. Aber das trübte ihm die Freude nicht.

Ach, er war ja so glücklich, er hatte eine Braut und brauchte nicht mehr zu arbeiten, mit keinem Menschen auf der Welt hatte er getauscht. Umso unglücklicher aber war der arme Kammler, als der am nächsten Tage von der Verlobung erfuhr. Na, dreierlei wußte er, erstens schaffte er sich eine andere Kartenlegerin an, zweitens würde er dem kleinen Junker das Genick umdrehen, wenn der nun wieder das Hihien bekam, weil die Prophezeiung der Kartenlegerin nicht eingetroffen war, drittens aber würde er, wenn er sich einmal wieder verlieben sollte, nie wieder einen Kameraden um seine Vermittlung bitten, denn was dabei herauskam, hatte er ja nur zu seinem Schaden erfahren. Kammler war mehr als unglücklich und er glaubte zuerst, er solle in seinem Schmerz auch noch verlacht und verspottet werden, als Kasimir und Horst ihn, beide mit glückstrahlenden Gesichtern, in seiner Wohnung aufsuchten. Aber die kamen aus einem anderen Grunde. Horst wollte sich bei ihm entschuldigen, daß er sich selbst in Thekla verliebte und Kasimir kam im Auftrage seiner Schwester, um ihn zu bitten, ihr nicht zu zürnen und ihr weiter seine Freundschaft zu erhalten. Vor allen Dingen aber wollten sie ihn in seinem Schmerz trösten, aber das gelang ihnen erst, als Horst ihm halb im Schmerz aber auch halb im Ernst zurief: „Laß den Kopf nicht hängen, Kammler, eins verspreche ich dir. Wenn der Himmel mir in meiner Ehe eine Tochter schenken sollte, will ich die von der Stunde ihrer Geburt dahin erziehen, daß sie dich später heiratet und wenn du auch die Thekla nicht bekommen hast, dafür bekommst du später Theklas Tochter. Was ich dazu tun kann, werde ich tun, das verspreche ich dir. Du kannst also ruhig von heute an in mir deinen zukünftigen Schwiegervater sehen. Dem gegenüber wird dich die Schuldenlast von hundert Mark hoffentlich nicht mehr bedrücken und wenn du mal wieder Geld brauchst, wende dich ruhig an mich. Wenn du darauf bestehst, kann ich den Betrag später von der Mitgift, die ich meiner Tochter geben werde, in Abzug bringen."

„Und wenn ich in meiner Ehe später eine Tochter erhalten sollte, gebe ich dir die ebenfalls zur Frau, vorausgesetzt, daß Horst keine Tochter bekommt," stimmte Kasimir dem Freund bei, „auch mich kannst du von heute an als deinen Schwiegervater betrachten, der es für seine Anstandspflicht hält, seinen zukünftigen Schwiegersohn bis zum Tage der Hochzeit finanziell zu unterstützen. Aber das nicht allein damit du siehst, wie ernsthaft meine Worte gemeint sind, will ich dir schon heute ein Hochzeitsgeschenk machen. Ich habe vor einigen Wochen ein wunderhübsches Meißner Geschirr für vierundzwanzig Personen gekauft. Als ich es kaufte," log er frisch darauf los, „dachte ich dabei an dich und meine Schwester. Ich wollte es euch zur Hochzeit schenken. Na, nun hat es sich ja anders gefügt, aber trotzdem, das Geschirr bleibt dein. Niemand anders soll später davon essen, als du und deine zukünftige Frau und eure Gäste. Nicht wahr, du nimmst das Geschenk von mir an?"

Digitized by Google

Kammler wußte zwar nicht recht, was er schon jetzt damit anfangen sollte, aber trotzdem brachte er es nicht fertig, einem seiner zukünftigen Schwiegerväter diese Bitte abzuschlagen.

Ja, er bedankte sich sogar mit vielen Worten und als die Kameraden ihn noch eine halbe Stunde weiter getröstet hatten, fing er langsam an, sich in sein Geschick zu finden. Er glaubte allerdings nicht, daß ihm das ganz leicht werden würde und ein anderer glaubte das von sich selbst erst recht nicht. Und dieser andere war der kleine Junker. Kasimir hatte sein Versprechen gehalten und dem zu der Abendgesellschaft seiner Mutter eine Einladung geschickt und als der Thekla persönlich kennen lernte, als die ein paar freundliche Worte mit ihm wechselte, ihm sogar herzlich die Hand schüttelte, da war es um ihn geschehen. Die Trude war völlig vergessen, sein Herz brannte lichterloh und er hoffte, daß auch ihr Herz bald für ihn brennen würde. Nicht umsonst hatte er sich an dem Abend in der Flora eingetanzt, wenn erst nachher der Walzer begann, wollte er ihr zeigen, daß auch er ein Walzerkönig, wenigstens ein angehender sei.

Aber als Thekla sich dann mit Horst verlobte, noch bevor er sie, wenn auch nur tanzenderweise, ein einzigesmal in seinen Armen gehalten hätte, da war ihm, als solle ihm das Herz brechen. Nun war es aus, das Leben hatte für ihn jeglichen Reiz verloren, leer und freudlos lag das vor ihm und er war doch noch so jung! Und nie, niemals wieder würde er lachen können, selbst dann nicht, wenn man ihn noch so sehr kitzelte.

Er war untröstlich und er sah es voraus, nichts würde ihn jemals zu trösten vermögen, weder heute noch morgen, noch sonst jemals.

Aber als er zwei Tage später einen dienstfreien Vormittag hatte, weil die Kompagnie auf Wache war, da tröstete er sich doch. Da ging er des Morgen schon um neun Uhr in das Kasino, um ungestört in aller Stille seinen Schmerz hinunterschlucken zu können. Und er schluckte tapfer darauf los, denn so oft die Ordonnanz auf sein Klingelzeichen hin erschien, rief er der zu: „Ordonnanz, noch ein Beefsteak."

Und bei dem fünften Beefsteak fing er langsam an, wieder daran zu glauben, daß das Leben auch ohne Fräulein Thekla für ihn vielleicht doch noch seine Reize haben könne.

Der Roman **„Der Walzerkönig"** erscheint demnächst im Verlage von Otto Janke und ist zum Preise von Mk. 4,—, geb. Mk. 5,— durch jede Buchhandlung zu beziehen und wird auf allen Bahnhöfen ausliegen. Wenn Buchhandlungen nicht zu erreichen sind, nimmt auch der Verlag Otto Janke, Berlin, Anhaltstraße 8, Bestellungen entgegen.

Digitized by Google

Beiblatt

* Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke *

Neujahr 1917

Und wieder schwebt durchs Winterland
Der ernste Glockenlaut,
Und, immer noch vom Kriegesbrand
Umloht, das Neujahr graut.
Noch immer ragt der erzne Wall
Der Tapfern fern im Feld,
Daran der grimme Wogenschwall
Der Feindesflut zerschellt.

Du aber, heil'ge Heimatflur,
Liegst stille, treu umhegt.
Der wilden Brandung Echo nur
In deinen Frieden schlägt.
Ob auch ein leises Zittern dann
Erschauernd dich durchrinnt —
Du schüttelst ab der Angste Bann
Und lächelst süß und lind.

Es blieb dein mütterlicher Grund
Vom Schrecknis unversehrt,
Ob auch im Krieg die Neujahrsstund'
Zum drittenmal nun kehrt.
Geheimer Lebenskräfte schwer,
Liegst du in Winters Ruh' —
Und hält der Frühling Wiederkehr,
Prangst neu in Blüten du!

O Heimaterde, deutsches Land,
Du schönstes auf der Welt,
Daß immer schirmend ihre Hand
Ob dir die Treue hält! —
Heißt, was die Glocke dröhnend spricht,
„Frieden", heißt's „Kampfes Not" —
Wir schaun mit fester Zuversicht
Ins Neujahrsmorgenrot!

Florentine Gebhardt.

*

Die Nähmaschine / Skizze von Paul Alexander Schettler

Ich habe sie nie gesehen, weder die Nähmaschine, noch jene, die sie besaß. Aber ich hörte sie jeden Abend. Wenn ich vom Geschäft heimkam, klapperte sie über meinem Zimmer, klapperte bis in die Nacht hinein.

Ich war von der Tagesarbeit müde und nervös. Wenn ich mir ein Buch vornahm, um zu lesen, wenn ich einen Brief schreiben wollte, ratterte es von oben her in unregelmäßigen Absätzen und scheuchte mir meine Gedanken auseinander.

Ich glaubte, mich daran gewöhnen zu können. Es ging nicht. Und einige Abende flüchtete ich ins Kaffee und kam spät nachts heim.

Schließlich faßte ich mir ein Herz und erkundigte mich zartfühlend nach dem Geräusch über mir.

„Ach, stört Sie's auch? Ja, ja, die jungen Herren, nichts wie Nerven! Schon drei sind mir ausgezogen wegen dem Fräulein droben."

„So, ein Fräulein ist das?"

„Ja, ja, freilich — und nähen tut sie. Wissen's, wenn ich wollte, hätt' ich ihr schon lang aufkündigen können, aber schauen Sie, so ein armes Mädel, arm wie eine Kirchenmaus und bleich wie die Wand und rote Augen vom Nähen immerzu. Wird zu schlecht bezahlt heutzutage. Nein, lieber ist mir's schon, die jungen Herren ziehen aus, wenn sie's nicht aushalten, das bissel Klappern da droben!"

„Oh, ich halt's gewiß aus", beeilte ich mich zu versichern.

„Na, wissen's," flüsterte die Alte, „lang macht's auch nimmer, das Mädel. Hat's mit der Lunge, die Arme. Macht's nimmer lang. Bloß daß sie die paar Groschen für ein anständiges Begräbnis zusammenspart, wissen's."

„Wie, weiß sie denn, daß sie bald sterben muß?" fragte ich.

„Ja, ja, schon im Frühjahr hat's sich ein Platzel gekauft draußen auf dem Friedhof. Jeden Sonntag

Digitized by Google

geht's 'naus auf das Platzel, — ja, wissen tut's schon, daß es zu End' geht."

An diesem Abend blieb ich daheim. Und seltsam — das Klappern der Maschine störte mich nicht mehr. Dennoch, ich konnte weder lesen noch schreiben.

Meine Gedanken gingen seltsame Wege. Jedesmal, wenn die Maschine droben zu raunen begann, fuhr ich leicht zusammen. Ich dachte wohl, daß da oben ein Mägdlein an seinem Totenhemdlein wob, und drunten Menschen leben konnten, die das als nächtliche Ruhestörung empfanden.

Ich konnte in dieser Nacht nicht schlafen, selbst, als die Maschine ihr Geräusch eingestellt hatte.

Aber die ferneren Abende ging es mir eigen.

Wenn ich ausgehen wollte, zog es mich mit magnetischer Kraft in mein Zimmer. Ich mußte das Klappern der Nähmaschine hören, — eine seltsam beruhigende Kraft ging jetzt von dem Geräusch auf mich über, ich gewann das leise Hämmern und Klopfen lieb, es war, als ob meine Einsamkeit ein lieber Genosse teilte, und ich würde etwas entbehrt haben, wenn es da oben nicht so heimlich geklopft hätte Abend für Abend.

Der Rhythmus der Maschine wirkte auf meine Sinne ein wie das beruhigende Hämmern der Eisenbahn.

Hier war aber doch noch etwas anderes im Spiele. Es war die Bewunderung für das Mädchen, das dem Leben noch so viel abzuringen suchte, um eines ruhigen Todes gewiß zu sein.

Dieses Mädchen ging bewußten Sinnes dem frühen Ende entgegen und bereitete sich selbst die Ruhestätte.

Ich hatte von meiner Zimmervermieterin erfahren, um welche Stunde die Näherin Sonntags zum Friedhof ging, und ich benutzte die Gelegenheit, um dann an die Türklinke ihres Mansardenstübchens einen Strauß blühender Nelken zu binden.

Jeden Sonntag tat ich das. Der alten Frau hatte ich strengstes Stillschweigen anbefohlen. So erfuhr die Einsame nicht, von wem die Blumen kamen. Und wenn sie es ahnte, sie kannte mich nicht.

Kannte ich sie doch auch nur durch das dumpfe Singen ihrer Maschine. Ob sie sich über die Blumen von unbekannter Hand freute? Und wenn nicht, was tat es? Hatte ich doch meine Freude dran.

Ob ich sie überhaupt wohl einmal sehen würde? Wie sie wohl aussah? Oft malte ich mir ihr Bild aus.

Bleich sei sie, so hatte die Alte gesagt. Gerötete Augenlider hatte sie? Aber ob sie trotzdem schön war, — wie ihre Augen waren, wie sie sprechen, denken, fühlen mochte — alles das blieb mir fremd.

Oft überredete mich meine brennende Neugierde, unter irgendeinem Vorwand an ihrer Tür anzuklopfen, nur um ihr ins Auge zu sehen, um einige Worte mit ihr zu wechseln.

Gewiß, sie hätte es dankbar empfunden, sie, die einsamer war, als ich, die weniger mit dem Leben verknüpfte, als mit dem Tode.

Immer wieder zögerte ich. Eine unbegründete Scheu hielt mich zurück. Vielleicht, daß ich auf den Zufall wartete, vielleicht auch, daß ich mir ihr liebes geistiges Bild nicht durch eine abweichende Wirklichkeit zerstören lassen wollte. Ich zauderte und hielt mich zurück, und beschränkte mich nur auf die sonntäglichen Blumengrüße.

Da war mir eines Abends, als ob zeitiger als sonst das ruhige Klappern der Maschine aussetzte. Eine seltsame Unruhe ergriff mich. Wie, wenn —? Schon wollte ich aufspringen und zur Tür — da lähmte ein anderer Gedanke mein Vorhaben. Vielleicht war sie nur müde — war es nicht lächerlich, aus dem Aufhören eines Geräusches auf das Schlimmste zu schließen? Wie würde ich ihr gegenüber dagestanden haben?

In dieser Nacht schlief ich wieder unruhig. Böse Träume quälten mich. Oft war mir, als sähe ich ihr wächsern Gesicht auf dem Totenbette liegen. Dann wieder sah ich ihren Kopf über die Nähmaschine gebeugt, meine Blumen neben ihr in einer kleinen dürftigen Vase auf dem Tischchen stehen. —

Wiederholt schreckte ich aus dem Schlaf auf. Hätte es doch gepocht dort oben, gedröhnt, gedonnert! Wie ersehnte ich nur ein einziges Geräusch von ihr, wie würde ich ruhig gewesen sein, wäre nur ein Stuhl umgefallen.

Nur ein Zeichen! Aber diese Stille, diese rätselhafte markernde Stille!

Dann suchte ich mich wieder zu beruhigen. Ich war nervös, überreizt. Ich hätte nicht so lange nachts arbeiten sollen! Erst gegen Morgen fiel ich in einen festen Schlaf.

Dumpf war mir, als ich erwachte. Meine Wirtin kam mit dem Kaffee. Sie hatte geschwollene Augen, und ihre Hände zitterten, daß das Geschirr beängstigend klirrte.

Ich fuhr aus den Kissen.

„Ist es —?" Mir blieb das Wort im Halse stecken.

Die Alte nickte und fuhr mit dem Schürzenzipfel über ihr Gesicht. Dann wies sie zum Fenster und verließ kopfschüttelnd und achselzuckend das Zimmer.

Vom Fenster aus sah ich einen schwarzen Wagen und schwarzgekleidete Männer. Die kamen aus der Haustür mit einem schweren dunklen Schrein, den sie in den Wagen schoben. Hart schlugen die Türen des Wagens zu, der hastig über das holperige Pflaster davonfuhr.

Digitized by Google

Das alles glitt an mir vorüber wie ein Schattenbild. Und den Tag über suchte ich Klarheit darüber zu gewinnen, ob ich geträumt hatte, oder ob der Wagen sie wirklich mitgenommen hatte, und sie nun auf ihrem Platzel am Friedhof ruhte.

An diesem und manchem anderen Abend fand ich erst spät nachts wieder den Weg heim. Aus Feigheit vor meinen eigenen Hirngespinsten? Aus Furcht vor der nüchternen Erkenntnis der Wahrheit ihres Todes? Die ich doch mit dieser Angst mir schon eingestand!

Bis ich mich dann endlich überwand und wie sonst den Abend zeitig auf meinem Zimmer zubrachte.

Ja, nun war es still, totenstill da droben. Nun „störte" kein Klopfgeist mehr empfindliche Nachbarn. Nun schlang sich kein Band des Fühlens mehr von einem Einsamen zum anderen. Tot war es und blieb es.

Zwar, manchmal war mir's, als ob mir's in den Ohren brauste, ich hörte deutlich das wohlbekannte, gedämpfte, emsige Schnarren und Rattern, — wie einem wohl ein altes Bild lebendig aus dem Unterbewußtsein aufsteigt — — und ein warmes Gefühl drang mir zu Herzen.

Und einmal des Sonntags, fand ich mich wie zufällig im Laden bei dem Blumenhändler, wie ehemals — da nahm ich denn diesen letzten Gruß an meine Unbekannte und ging hinaus und legte ihn auf ihr „Platzel", wo sie so still und leicht von ihren durchwachten und durchkämpften Nächten ausruht.

✤

Winter

Teich und Bäche sind vereist,
Alles Leben ist verwaist,
Sonnenscheingemieden.
Dort, wo es einst sang und sprach,
Zieht nun ödes Schweigen nach
Starrem Nebelfrieden.

Grau ist alles was ich schau:
Wege grau und Acker grau.
Keine bunten Farben.
Die mich einst hell angelacht,
Welkten hin in einer Nacht,
Seufzten tief und starben.

Leo Heller.

✤

Das Geheimnis der Zenzi Renod / Skizze von Hans Friedrich

Der Bäckermeister Mathias Renod betrieb in einer kleinen, oberösterreichischen Stadt nahe der bayerischen Grenze mit Glück und Geschick sein gesegnetes Handwerk. Dieser Segen begann ihm in letzter Zeit auch an seiner äußeren Person recht sichtbar anzuschlagen. Trotz seiner fünfunddreißig Jahre setzte sein Bauch bereits überreichlich Fett an. Was sollte daraus erst mit fünfzig oder sechzig werden! —

Vielleicht erfreute sich Bäckermeister Renod eines zu guten Gewissens. Er hatte noch niemand am Gewicht betrogen oder je seinen Broten Wasser beigemengt, um sie schwerer zu machen. Von früh an war er aufs Sparen bedacht gewesen, so daß keine Schuld das Geschäft und nur eine geringe Hypothek das Häuschen belastete.

Mathias Renod spielte nicht, trank nicht mehr als zu einem gesunden, kräftigen Essen gehörte, hing sich nicht an liederliche Weiber. Aber ganz zufrieden war seine Frau, Zenzi, trotz dieser musterhaften Eigenschaften doch nicht mit ihm.

Wenn er nur nicht so bequem geworden wäre!

Einen Tag ließ er genau wie alle anderen vergehen. Nicht einmal Sonntags konnte man ihn bewegen, die paar Schritte bis zu einem der beliebten Wirtsgärten vor'm Tor zu tun. Und dabei nahm er sich die Fische zum Vorbild, vielleicht, weil er fetten böhmischen Karpfen für sein Leben gern aß. Keinem vergönnte er ein Wort mehr, als nötig war. Und wenn er am Morgen das Backen und Verteilen der Ware hinter sich hatte, kroch er wieder ins Bett und schlief fast den langen, lieben Tag — und das wirklich mehr, als nötig gewesen wäre.

Zenzi Renod langweilte sich oft.

Sie war lebhaft in allen ihren Bewegungen, auch ein paar Jahre jünger als ihr Mann, und wortgewandt. Ihre Lippen leuchteten noch immer so frisch wie die einer Siebzehnjährigen und schienen Küssen entgegenzuschwellen. Aber man merkte, sie wurden nicht mehr geküßt. Es lag über ihnen der feine, blasse Schleier, der auf dem ungeküßten Mund junger Frauen trauert.

Ihre kräftigen, weißen Zähne standen ein

Digitized by Google

wenig unregelmäßig und blitzten hell auf, wenn sie lachte. Und sie lachte gern, denn sie wußte, daß sie gut dabei aussah. Es kamen dann ein paar Grübchen zum Vorschein.

Zenzi Renod galt nicht als hübsch, aber als „sauber" allerwärts, und die Männer traten gern in ihren Laden, um mit ihr zu plaudern. Und sie scherzte ebenso gern mit ihnen, weil ihr Mann so langweilig geworden war. Und sie mußte doch jemand haben, an dem sie ihre Lustigkeit auslassen konnte! —

Renods hatten einen Jungen von acht Jahren, der ihnen keine Sorge machte, ein gutes Kind von der Art seines Vaters, nicht übermäßig klug, doch auch nicht auf den Kopf gefallen, und leicht zu lenken. In den schulfreien Stunden trieb er sich mit den Kameraden auf der Straße oder in den Feldern umher. Nur wenn sein Magen sich meldete, und der arbeitete pünktlich wie eine Weckuhr, kam er nach Hause. Und was hatte er für Hunger! Es schien Zenzi oft, ihr Bub wolle im Essen nachholen, was sie in ihrer Jugend zu wenig erhalten hatte.

Es freute sie jeden Tag, daß sie ihm so reichlich geben konnte. Denn die Bäckerei ging alle Jahre besser, und das Leben in der kleinen Stadt war billig. Da Renods nur Schwarzbrot und Semmeln, Kuchen aber nur zu den hohen Festen buken, brauchten sie außer dem Lehrling nur noch einen Gesellen. Wuchs die Arbeit den drei Männern einmal über den Kopf, so mußte Zenzi einspringen: Teigmachen oder Semmeln formen. Sie tat es gern und gewandt, doch es war nur selten nötig. Sonst hatte sie nur ihre Wirtschaft zu versorgen und über die ausgetragene Ware Buch zu führen. Das tat sie peinlich genau. Darin konnte ihr niemand etwas nachsagen, obwohl sie nicht aus dem Ort stammte und die Einheimischen fremden Frauen leicht etwas anhingen.

Und sie hätten ihr schon etwas anhängen können, wenn sie ihr Leben gekannt hätten, drüben im Bayerischen, bei Reichenhall. Aber niemand erfuhr etwas, so lebhaft Zenzi auch plauderte. Und Mathias war schweigsam wie ein Mönch. Er sagte niemals, was er nicht sagen wollte, und hätte ihm der Frager hundert Kronen versprochen.

Zenzi Renod war ein Kind der Liebe.

Davon wußten die Klatschbasen und Geschichtenträger der kleinen oberösterreichischen Stadt freilich nichts. Und sie wußten noch etwas nicht, das ihnen ebenfalls Stoff zum Tratsch gegeben hätte. Das aber war eine ganz innerliche Angelegenheit, und darum merkten sie nichts von ihr, obwohl sie sich wiederholte und nicht aus dem Kreis des gewohnten, von jedem Nachbar beobachteten Lebens herausfiel.

Zenzi hatte ihre Tage, wo ihr die Arbeit nicht vom Fleck wollte, wo ihr, der Frischen und Fröhlichen, alles so trostlos nüchtern erschien. Dieses dunkle Gefühl übermannte sie besonders unwiderstehlich, wenn der Vollmond über den gartenreichen Straßen stand und der spitze Turm der Kirche, von der Renods nicht weit entfernt wohnten, seinen langen, blauen Schatten auf das helle Straßenpflaster warf.

Da hätte Zenzi am liebsten immer zu ihm emporgesehen. Denn in solchen Stunden wachte es in ihr auf, jenes Tiefe, Wundersame und zugleich Atemberaubende, von dem ihr Mann und die Leute hier nichts ahnten, von dem sie auch nie etwas erfahren sollten.

Wenn Zenzi sich vergewissert hatte, daß der Junge schlief und ihr Mann unten in der Backstube arbeitete, setzte sie sich an das eine Fenster, das voll im Mondlicht lag, holte den Spiegel von der Kommode und betrachtete ihr Antlitz. Und sie tat es ohne Koketterie, beinahe ängstlich forschend, als suche sie nach irgendeiner sonst tief verborgenen Linie ihres Mundes oder einem Schimmer des seltsam grünen Kreises um die Pupille ihrer braunen Augen. Und sie lächelte ihr Spiegelbild an, anders als sie ihren Mann, ihren Jungen und die Leute der kleinen Stadt anlächelte.

Dann war sie glücklich . . . viel glücklicher als sonst . . .

Die Linie um ihren Mund, die sie suchte, war noch nicht verschwunden. Und der Schimmer zitterte noch in ihren Augen — der Schimmer einer Erinnerung, die das Geheimnis ihres Lebens war.

Sie löste ihre langen, kastanienbraunen Haare. Da wurde sie wie von einer Last befreit. Alle Gegenwart schien fort. Nur die Vergangenheit stand hinter ihr und sah ihr über die Schulter, so daß sie vor ihrer Nähe erschauerte, ohne ihr ins mondblasse Antlitz sehen zu können. —

Es war noch vor ihrer Verlobung mit Mathias Renod gewesen, in ihrer Heimat. Da hatte Liebe seltsame und beängstigende Dinge in ihr geweckt, hatte Flammen entfacht, an denen sie sich jetzt noch wärmte, wenn ihr Herz fror in der winterlichen Nüchternheit eines allzu leidenschaftslosen Lebens.

Einer aus der Stadt war es gewesen . . ein Forstgehilfe.

Bei Tag konnten sie nicht zueinander kommen. Da verlangte die Arbeit ihr Recht, und die fremden Augen lauerten hinter jedem Fenster, in allen Gärten. Aber Abends, und besonders, wenn der Mond die Wege hell machte, trafen sie sich im dunklen Grund, wo die breiten Stämme alter Buchen Schutz gewährten.

So finster war der Grund gewesen . . und so still . . Nur eine Quelle flüsterte und glitzerte zuweilen auf, wenn ein Mondstrahl zitternd über sie

Digitized by Google

hinstrich. Und ein paar der großen Eulen, die auf lautlosen Fittichen durch die Nacht streichen, schrien unheimlich lauf . . . fordernd und anklagend . . .

Als eine glückvernichtende Gefahr erschienen jetzt Jenzi diese Abendstunden. Wie gut, daß sie so tief versunken waren und nur als Schatten wiederkehren durften in den silberweißen Totenkleidern mondverklärter Erinnerung! —

So fern war das heute. Aber so nahe war sie damals ihrer Mutter gewesen — ihrer Mutter, die in Rausch und Glut ihre Jugend hingegeben hatte und dann den irren Weg der Ausgestoßenen, Ruhelosen gegangen war.

Nur zu wohl kannte Jenzi die fordernde Stimme heißen Blutes! —

Schön waren jene Abende selbstvergessenen Taumels gewesen. Gregor hatte er geheißen und hatte küssen können, wie Mathias nie küssen konnte, auch in seinen verliebten Jahren nicht. Und sie war ganz willenlos gewesen, hatte gemeint, sie sei gar nicht mehr die Jenzi von sonst, sondern eine andere, die nur nachts lebte, und gestorben war, wenn der helle Morgen wieder in ihr Kammerfenster schien.

Gregor aber wurde untreu.

Als die Herbststürme die Wipfel der Buchen bogen und das braune Laub unter jedem Schritt klagte, wartete sie mehrere Abende vergebens im dunklen Grund. Und dann erfuhr sie bei einem letzten Stelldichein, wonach ihm der Sinn stand: eine warme Stube für die Liebe im Winter. Da sie ihm die nicht bieten konnte, suchte er andere Wege. Dieses eine Erlebnis hatte für ihn sowieso schon lange genug gedauert. Es gab der Mädchen mehr, und seine Jugend und — seine Uniform lockten . . .

In wachen Nächten, in schmerzzerrissenen, grauen Nebeltagen verebbte in Jenzi der Wirbel des Blutes. Dann wurde sie wieder die Kühle, Klare, die sie gewesen war.

Ein paar Monate später lernte sie Mathias Renod kennen. Ohne lange zu überlegen, gab sie ihm ihr Jawort.

Es drängte sie fort aus ihrer Heimat.

Und sie hatte den schnellen Entschluß nie bereut.

Wenn er nur nicht so bequem geworden wäre!

Er schützte sie nicht vor dem mütterlichen Blut, das bisweilen in all dem Werktagsfrieden erwachen wollte. Und es hätte ihn leicht stören können, wenn sie nicht diese mondblauen Abendstunden gehabt hätte. Die erzählten ihr von vergangener Gefahr, da fürchtete sie sich, und war am andern Tage wieder besonnen und lebhaft und spöttisch . . die Jenzi, die alle kannten.

So bewahrte sie ihre Ehe vor Wirrsal. Das aber war ihr Geheimnis, von dem niemand etwas ahnte, auch der bequeme Bäckermeister Renod nicht . . . das Geheimnis liebestrunkener Vergangenheit, die zum Wächter bedrohter Gegenwart wurde.

*

Frage

Wie still die Stadt liegt, und wie still mein Haus!
Die wilden Stürme sind nun eingeschlafen.
Wie rote Stunden, die mein Suchen trafen,
Glüh'n im Kamin die letzten Scheiten aus.

Die Welt da draußen ist so wirr und kraus
Im Glück und Leid, im Sehnen und im Strafen.
Still, Herz, dein Lebensschifflein ist im Hafen;
Du fandest heim, nun zieh nicht mehr hinaus!

Was lockt dich noch? Sieh, hier ist tiefe Stille.
Du bist nun frei und los von deiner Last.
Fremd ist die Welt, leer scheint dir ihre Fülle.
Was horchst du noch nach ihr? Fehlt dir der Wille?
Bist du in ihrem Bann, ruhloser Gast,
Und sehnst dich, daß sich dein Geschick erfülle?

Maria John.

*

Digitized by Google

Immortellen / Von A. M. Witte

Wie das unbewußte Sehnen nach einem reinen, reichen Glück seinen poetischen Ausdruck in dem Märchen von der „blauen Wunderblume" fand, die von zahllosen Wanderern gesucht, aber nur sehr selten von einem Auserwählten gefunden wird, sind Blumen den meisten Dichtern überhaupt zum Sinnbild der Freude oder des Glückes geworden. Sie sahen in ihnen einen Gruß aus dem verlorenen Paradiese, und darum erklingen ihre Lieder mehr oder weniger zum Preise aller Blumen. Nicht allein die lieblichen Lenzesboten oder die farbenprächtigen Sommerblumen sind besungen, auch die Kinder des Herbstes und des Winters sind nicht vergessen; nicht einmal die anspruchslose Immortelle, die genau genommen weder durch besondere Gestalt oder Form, noch durch Wohlgeruch den Sinnen zu schmeicheln vermag. Sie ist wohl die einzige Blume, die Hitze und Kälte gleichmäßig verträgt, und die auch nach dem Abpflücken ihre Form und Farbe unverändert beibehält. Sie war darum schon in grauer Vorzeit den Gräbern und der Erinnerung geweiht und wurde mit der Einführung des Christentums zum Sinnbild der Unsterblichkeit gestempelt.

Eine alte Legende erzählt, Gott habe Immortellen auf Adams Grab pflanzen lassen, als Zeichen der Verheißung, daß, wenn die Menschheit auch gesündigt hätte, ihr dennoch die Unsterblichkeit bliebe.

Dem Volksmunde nach sollen früher alle Immortellen gelb gewesen sein, aber auf jene, die auf Golgatha erblüht, sei des Heilands Blut geflossen und habe sie rot gefärbt. Die ersten dieser roten Immortellen soll Johannes gepflückt und als Andenken an seinen Herrn und Meister stets bei sich getragen haben. Ihre Kraft habe, so heißt es weiter, den Jünger vor jeder Gefahr behütet, und als er sie später der sterbenden Gottesmutter auf die Brust gelegt, seien, weil die Blumen mit des Heilands Blut getränkt waren, Engel zur Erde gestiegen, um Maria in die Arme des göttlichen Sohnes hinauf zu tragen.

Rote Immortellen finden sich besonders häufig in einzelnen Gegenden der Mark Brandenburg wie in der Priegnitz. Als besondere Eigentümlichkeit zeigen sie fünf Blütenköpfchen in Kreuzesform, die der naive Volksglaube ferner Tage als die fünf Wunden Christi deutete. Zur Erinnerung an Christi Wunden wie an Johannis sollen die Johanniterritter mit Vorliebe am Karfreitag Immortellen gesucht und diese unter dem Gesange eines Passionsliedes zu einem Kreuz zusammengefügt haben. Dies trugen sie dann gern als Talisman bei sich, der ihnen zu einem sanften, friedlichen Tode verhelfen sollte, wie er dem Johannes beschieden gewesen.

Eine märkische Sage berichtet: ein Tempelritter habe die Rose von Jericho nach der Mark verpflanzen wollen und deshalb eine dieser Pflanzen von Jerusalem hierher gebracht. Im Sande der Mark sei diese aber zur Strohblume verkümmert. Scheinbar hat die Sage einen wahren Hintergrund. Wahrscheinlich sind es tatsächlich Johanniterritter gewesen, die, als die Sarazenen sie wieder aus dem gelobten Lande vertrieben, von dort Immortellen mit nach dem Abendlande brachten, denn eigenartigerweise breiten sich Immortellen vorwiegend in nächster Nähe ehemaliger Johanniteransiedlungen aus, während sie sich weder in Schottland noch in England findet, wo den Ordensrittern die erbetene Niederlassung verwehrt wurde.

Nachdem man längere Zeit die Immortellen, die im Volksmunde auch hier und dort als „Katzenpfötchen" bekannt sind, weniger beachtete, und Palmen oder Immergrün als winterlichen Gräberschmuck bevorzugte, kehrte man auch alljährlich wieder zu Immortellenkränzen zurück, mit ihnen die Ruhestätten teurer Toten zu schmücken. Eine ungemein sinnige Dichtung: „Die Pilgerfahrt der Blumengeister!" erzählt, daß — während alle anderen Blumen einmal in menschlicher Gestalt auf Erden geweilt hätten, Menschenglück und -leid an sich erfahrend, es die Immortelle vorgezogen habe, ihre schlichte Blumenhülle zu behalten, um Gräber zu schmücken. Als dann die anderen Blumen, nach allen irdischen Erfahrungen, dankbar gewesen seien, zurückkehren zu dürfen in das Blumenreich, habe sie es sich als höchstes Glück erbeten als „Totenblume" jenes Dichters Grab zu zieren, der die Blumen besungen habe; um seine Erinnerung wach zu erhalten. — Die Bitte ward ihr gewährt und dadurch der unscheinbarsten Blume der edelste Zweck des Blumenlebens verliehen: An die Unsterblichkeit zu mahnen! — Deshalb wird neben dem duftenden Veilchen, der stolzen Rose, der majestätischen Lilie auch die Immortelle stets Freunde finden, hauptsächlich im deutschen Volke.

Die Postbezieher werden gebeten, sich beim Ausbleiben oder verspäteter Lieferung einer Nummer **stets nur an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt** zu wenden. Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung in angemessener Frist nicht erfolgen, wende man sich unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an unseren Verlag.

Inhalt des Heftes 13: Der Herr Direktor. Roman von Else Croner. — Der Walzerkönig (Schluß.) Roman von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** Neujahr 1917. Gedicht von Florentine Gebhardt. — Die Nähmaschine. Skizze von Paul Alexander Schettler. — Winter. Gedicht von Leo Heller. — Das Geheimnis der Zenzi Renod. Skizze von Hans Friedrich. — Frage. Gedicht von Maria John. — Immortellen. Von A. M. Witte.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 30. Dezember 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung

Herausgegeben von Otto Janke
Vierundfünfzigster Jahrgang 1917

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt

Zweiter Band

Verlag von Otto Janke * Berlin SW 11

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes

*

Romane

Der Herr Direktor. Roman von Else Croner. Seite: 1—9, 25—33, 49—57, 73—81.

Der wilde Rosenbusch. Roman von Alfred Maderno. Seite: 97—105, 121—129, 145—153, 169—177, 193—201, 217—225, 241—249, 265—273, 297—306.

Der Roman einer schönen Frau. Von Richard Freyen. Seite: 10—18, 34—42, 58—66, 81—90, 106—114, 130—138, 154—162, 178—186, 202—210, 226—234, 250—258, 274—282.

Die letzte Grünwettersbach. Roman von Oswald Bergener. Seite: 289—296.

*

Beiblatt

	Seite
Der Schrei. Gedicht von Paul Friedrich	19
Die weiße Nacht. Von Gutti Alsen	19
Todgeweihte. Gedicht von Julius Haupt	21
Klein-Asien. Von Johanna Weiskirch	21
Der Künstler. Gedicht von Franz Lüdtke	23
Wintermorgen. Saat im Schnee. Gedichte von Paul Friedrich	43
Dreikönigstag. Von A. M. Witte	43
Nachtposten. Gedicht von Hans Kreitling	44
Die Katze. Erzählung von H. Schobert	45
Erinnerung. Gedicht von Hans Kreitling	67
Von unseren unerlösten Brüdern. Von Olga Dittmar	67
Herbstbirken. Gedicht von Rudolf Dietrich	69
Ski- und Rodel-Heil. Humoreske v. Wolfgang Kemter	69
Trotz. Gedicht von Maria John	71
In den Katakomben von Paris. Von Freiherr von Schlicht	91
Lebenskreise. Gedicht von Helmuth Unger	92
Männe. Eine Hundegeschichte v. Freiherr v. Schlicht	93
Nun leg' ich all den bunten Tand ... Gedicht von Hans Heinrich Bormann	96
Umsonst. Gedicht von Paul Friedrich	115
Johann Casper Lavater. Von Paul Pasig	115
Dichter. Gedicht von Franz Lüdtke	117
Von heiligen und unheiligen Frauen. Von Florentine Gebhardt	117, 142
Wunsch. Gedicht von Marie Alice Heinevetter	119
Dem Andenken an Lilly Braun. Gewidmet von A. von Nathusius	119
An Eine. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer	139
Frau General. Erzählung von Magda Trott	139
Die Schale. Gedicht von Karl Berner	142
Mädchenlied Gedicht von Käte John	144
In der Nacht. Gedicht von Hellmuth Unger	163
Der Zweikampf. Eine Erzählung von E. Hampe	163
Regenabend in der Altstadt. Gedicht von Dora Arnold, Lübeck	165
Lüttjer. Eine Erzählung von Hans Anton Schütt	166
Graue Fahrt. Gedicht von Thilo Kieser	167
In Feindesland. Gedicht von Bernhard Schäfer	187
Das Erkennen. Von Heinrich Leis	187
Mütter. Gedicht von Bruno Pompecki	189
In der Nacht. Von Hedwig Forstreuter	189
Erhörung. Gedicht von Ziska Luise Schember	191
Deutsche Mütter. Gedicht von Florentine Gebhardt	211
Die deutsche Frau und der deutsche Gedanke. Von Erna Kruse	211
Vier Generationen. Von Florentine Gebhardt	212
In der Heimat. Von Hedwig Forstreuter	214
Kamerad. Gedicht von Eugen Stangen	235
Märzenzeit — Kampfeszeit. Von A. M. Witte	235
Mit dem Strom. Gedicht von Isa Madeleine Schulze	236
Die Opferdornenkrone. Von Margareta Diersch	237
Ich grüße Dich! Gedicht von Landstm. Franz Mahlke	237
Etwas von persönlicher Lebenskultur. Von A. W. J. Kahle	238
Um den Frieden. Gedicht von F. Wagenknecht	259
In der Heimat. Von Magda Trott	259
Sturmangriff. Gedicht von Kriegsfreiw. Alfred Hein	261
Auf der Wohnungssuche. Von Gutti Alsen	261
Abend. Gedicht von Gg. Ph. Pfeiffer	263
Die Stimme. Gedicht von Eugen Stangen	283

Digitized by Google

Seite

Mit solchen Führern laßt uns siegen. Von A. Ziegs 283
Winterliedchen. Gedicht von Leo Heller 284
Vater Thien. Skizze von Hellmuth Unger . . . 284
Wiedersehen. Gedicht von Magda Heyden . . . 286
Geräuschvolle Musik. Von A. W. J. Kahle . . . 286
Spruch. Von Elisabeth Kolbe 287
Schwester, reich mir deine Rechte. Gedicht von Florentine Gebhardt 307
Auf dem Wege zum weiblichen Dienstjahr. Von Eva Wachner 307
Kinderland. Gedicht von Eugen Stangen . . . 309
Die belagerten Hamster. Von Fritz Müller . . . 309

Bücherbesprechungen.

Hugo Riemann. „Musik-Lexikon" 24
Wilhelm Bode. Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken 24
Otto Julius Bierbaum. Goethe-Kalender . . . 24
Dantes Göttliche Komödie 24
Ernst Eschmann. Der Zirkustoni 71
Sophie Jacot Des Combes. Moses 71
Clara Schott. Die Ausgewiesenen 71
G. Behrend. Der Grenzturm 96
Hans Morgenthaler. Ihr Berge 96
Philipp Berges. Vom Stamme der Riesen . . . 144
Karl Kuhls. Das Monopol 144
Paul Schulze-Berghof. Der Königssohn 238
Carmen Sylva. Briefe einer einsamen Königin . 238

Seite

Willy Doenges. An der Front 239
Horst Bodemer. Das deutsche Blut 239
Lisbet Dill. Franziska 239
Alfred Maderno. Die Kellerwohnung 239
Wolffs Telegraphisches Bureau 239
Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers 288
Dr. Hartmanns Jungmädchenbücher 312
Ottilie Wildermuth 312
„Für große Schwestern und junge Tanten" . . . 312
„Fragen der weiblichen Berufswahl" 312
„Fürs Vaterland" 312

Allerlei.

Altes deutsches Wortgut 48
Deutscher Sprache Ehrenkranz 48
International 48
Das gute Beispiel 72
Der Krieg in der Kunstgeschichte 72
Helsingfors 120
Vom Antikenhandel in der Türkei 168
Von den Engländern einiges selbst erlebtes, buchstäblich wahres 191
Starke Hände — linde Hände 216
Das Backen auf dem Gasherd 216
Die Frau im vaterländischen Hilfsdienst 240
Wie ist der Kaffee in Gebrauch gekommen . . . 240
Aus dem türkischen Volksleben 263
Marmelade 264
Bellas neuer Regenschirm 288

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1917 Heft 14
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Der Herr Direktor / Roman von Else Croner

2. Fortsetzung.

Für Fräulein Holgers Empfinden hatte diese Eheauffassung fast etwas Lächerliches. Sie konnte es nicht begreifen.

Es war um diese Zeit niemand im Konversationszimmer, alle waren zum Rodeln.

Leise rückte ihr Stuhl näher und näher.

Er schlief so fest, daß sie's schon wagen konnte, Stirn und Haar zu streicheln.

Wie sie diese Form des Kopfes liebte! Küssen hätte sie ihn mögen, beide Arme um seinen Hals schlingen . . .

Ihre Phantasievorstellungen marterten sie und berauschten sie zugleich.

„Wie das wohl sein mag, wenn er seine Frau herzt, wenn in ihm selber Liebe und Zärtlichkeit aufglühen?" mußte sie unaufhörlich denken. Sie beugte sich herzklopfend über den schlummernden Rauhenburg und stützte ihren Kopf leicht auf die Lehne. Noch nie war sie ihm so nah gewesen.

Wenn er jetzt erwachte, und endlich einmal Mensch wäre, wie sie.

Die Hände zitterten ihr, jeder Nerv bebte, sie fühlte, daß sie die Herrschaft über sich selbst zu verlieren drohte. In ihrer Erregung machte sie eine ungewollte Bewegung und — stieß an den kranken Arm.

Mit einem nur halbunterdrückten Schmerzruf wachte Rauhenburg auf, sehr ungnädig und sehr verwundert.

„Aber, was tun Sie denn noch hier, Fräulein Holger? Sie haben mich empfindlich gestoßen. — Können Sie sich denn nirgends anders verbreiten? Oder glauben Sie, daß das einer kranken Hand gut tut?"

„Ich wollte nur den Umschlag wechseln, Herr Direktor; seien Sie doch nicht so unfreundlich gegen mich."

„Ja, nehmen Sie sich aber freundlichst etwas in Acht, sonst machen Sie andern Leuten Ihre Umschläge."

Sie war wie aus allen Himmeln gerissen.

Es mußte am Ende gar nicht so überwältigend sein, mit ihm verheiratet zu sein; wenn er schon bei Kleinigkeiten so schalt und derart aus dem Häuschen geriet.

Rauhenburg bedauerte jetzt, nachdem der erste heftige Schmerz sich gelegt hatte, Fräulein Holger unliebenswürdig behandelt zu haben.

Sie hatte ihn doch schließlich gepflegt, auf eigenes Sportvergnügen aus Rücksicht für ihn verzichtet; es kam ihm vor, als ob sie schon etwas bleich von der Stubenluft aussehe.

„Fräulein Holger, ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen."

„Bitte"; gewollt kühl klang das. Sie sind mit abgewandtem Gesicht am Fenster.

„Setzen Sie sich erst mal hier auf den Stuhl zu mir."

„Nein, ich ziehe es vor, zu stehen."

„Fräulein Holger, keine patzigen Antworten, wenn ich bitten darf; ich vertrage das nicht."

„Der Herr Direktor befehlen."

Er sprang vom Sofa auf, trat rasch neben sie und reichte ihr die Hand.

Digitized by Google

„Nein, nein, — wir wollen uns wieder vertragen, Fräulein Holger, um so mehr, als wir morgen den letzten Ferientag verleben.

Sie gingen in das Vestibül hinunter.

Es war spät geworden.

Rauhenburg fand eine Karte seiner Tochter vor, die er im Vestibül rasch überflog.

„Liebster Papa. Es sind keine schönen Ferien ohne Dich. Mama ist gar nicht vergnügt. Ich auch nicht. Kein Schneesport, kein Eislaufen, nichts als Tauwetter und Langeweile. Was tust Du inzwischen, Papa? Viele Grüße von uns beiden. Deine Hildegart."

„Leonore läßt die Korrespondenz durch Hildegart besorgen," dachte er, ein wenig bitter berührt. Nicht eine Zeile hatte sie ihm selber geschrieben. Eigentümlich klang Hildes kindliche Frage. „Und was tust Du inzwischen, Papa?" in ihm nach.

Langsam schritten Rauhenburg und Fräulein Holger durch das lange Vestibül.

In der Hand hielt Rauhenburg noch Hildes Karte, und ihre Frage „Was tust Du inzwischen, Papa?" brannte ihm auf dem Herzen. Er sagte Eugenie kurz gute Nacht und ging in sein Zimmer, während Eugenie dem Fahrstuhlführer folgte und ihr im zweiten Stock liegendes Zimmer aufsuchte.

* * *

Das Wetter war umgeschlagen. Als Eugenie am nächsten Morgen das Fenster ihres Zimmers öffnete, schlug ihr eine feuchtschwere Regenluft entgegen.

Mit der festen Absicht, ihr Spiel heute noch wirkungsvoller fortzusetzen, betrat sie die Glashalle, in der gefrühstückt wurde.

Rauhenburg war in das Kursbuch vertieft und bemerkte sie erst, als sie dicht vor ihm stand.

„Guten Morgen, Fräulein Holger. Sie sind schon zum Ausgehen gerüstet? Ich würde Ihnen vorschlagen, heute bei dem Regen den Vormittag zu Hause zu verbringen, denn — ich habe mich entschlossen, schon heute nach Hause zu reisen, gegen 12 Uhr, mit dem Eilzug."

Die Kaffeetasse zitterte in Eugenies Hand. Wie betäubt, aus allen Himmeln gerissen, starrte sie ihn an. Von seiner ganzen, langen Rede hatte sie nur die Worte gehört, die ihr einen schneidenden Schmerz verursachten: „schon heute nach Haus zu reisen". Was sollte das bedeuten? Einen Tag früher als nötig?

Mit einem bitteren ironischen Lächeln fragte sie:

„Der Herr Direktor hat plötzlich Heimweh bekommen?"

„Die Gründe interessieren Sie wohl nicht, Fräulein Holger."

Das war deutlich.

In Eugenie gärte es auf, wild und ungezügelt. Wie konnte denn nur derselbe Mensch, der 8 Tage lang so nett und zwanglos mit ihr umgegangen war, sich heute so herablassend-direktorial, so steif und tausend Grenzen ziehend, so unerhört amtlich benehmen? —

Und die empörende Selbstverständlichkeit, mit der er das tat. Das „Direktorchen" erstarb ihr auf den Lippen. Selbst spöttisch brachte sie's nicht mehr heraus.

Das war ein ganz anderer Mensch, der ihr da gradüber saß, der mit dem Phantasiebild, das sie sich geschaffen hatte, kaum einen Zug mehr gemeinsam hatte.

Sie fühlte sich selber mit verwandelt wie unter dem Druck seines starken Willens. Er übertrug seine eigenen Wünsche ohne viel Worte auf seine Umgebung. Diese „Seelenleitung" flößte ihr tiefes Mißbehagen ein, und doch konnte sie sich ihr nicht entziehen. Sie fühlte sich eben selbst heute, als Lehrerin, als Fräulein Holger.

Wie noch nie in ihrem Leben beherrschte sie sich. Sie wußte ganz genau, daß er einfach aufgestanden und fortgegangen wäre, wenn sie einen Vorwurf gewagt hätte.

Die Unterhaltung blieb ziemlich einseitig. Fräulein Holger hörte zu, und Rauhenburg blieb bis zuletzt höflich, keineswegs unfreundlich, aber durchaus offiziell.

Als er sich verabschiedet hatte, schloß Eugenie sich in ihr Zimmer ein und brach in Tränen aus, und wußte selbst nicht mehr, ob sie Rauhenburg leidenschaftlich liebte oder leidenschaftlich haßte. —

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

„Wissen Sie, Herr Wagner," meinte Frau Leonore Rauhenburg, auf dem Heimweg von einem weiten Spaziergange, „ich würde mich sehr freuen, wenn Hellmuth bald wiederkäme."

„Das klingt nicht sehr schmeichelhaft für mich, gnädige Frau," erwiderte Doktor Wagner, der sich in seiner Eitelkeit verletzt fühlte.

Er zog die Stirn kraus. Was hatte er im Grunde genommen von seinem Minnedienst hier gehabt? Mit dieser Frau war nichts anzufangen. Wenn man eben glaubte, ihr etwas näher zu kommen, kamen Seufzer und Tränen und zuletzt als Abschluß stets „Mein Mann, mein Mann". Schöne Frauen zu trösten war ja eine ganz reizvolle Aufgabe, aber nur dann, wenn dem Tröster Belohnung winkte. Er wußte nicht recht, war sie so naiv oder so berechnend, daß sie immer nur von Seelenfreundschaft sprach. Sie war schwierig, machte ihm Umstände, diese Frau, und das war unbequem. Er hatte sich noch nie besondere Mühe gegeben, die Gunst einer Frau zu erringen. Wozu denn auch? Es gab ja genug, die einem über den Weg liefen, die für ein freundliches Wort, für ein Kompliment, für einen lächelnden Blick sich ihm an den Hals hingen, so daß man Mühe hatte, sie wieder los zu werden.

Für ihn gab es keine Abstufungen. „Frau war Frau." Er hatte da die merkwürdigsten Erfahrungen. Aber freilich, Leonore Rauhenburg hätte ihm vielleicht doch etwas mehr bedeutet als ein bloßer Name mehr auf seiner langen Liste. Er machte auf einmal ein so finsteres Gesicht, daß es Frau Leonore auffiel.

„Was haben Sie denn? Sie sehen aus, als wären Ihnen eben zwei unversicherte Schiffe untergegangen." — „Ach Unsinn", brummte er und stapfte weiter.

Aber je näher sie der Rauhenburgschen Villa kamen, desto zögernder wurde sein Schritt, schließlich blieb er stehen und meinte: „Ich bin bei nochmaliger militärischer Untersuchung zur Infanterie umgeschrieben. Das geht jetzt alles Schlag auf Schlag. Es war ein reiner Zufall, daß ich heute nach der Einkleidung noch beurlaubt worden bin. Darf ich mich Ihnen heute Abend als Soldat vorstellen, gnädige Frau? Sie zögern? Sie wollen nicht, daß ich Sie in Ihrem Hause besuche? Wegen des albernen Versprechens, das Ihr Mann gefordert hat? Bedenken Sie, daß ich von morgen ab in der Kaserne und in ein paar Wochen vielleicht schon totgeschossen bin. Dann wird's Ihnen leid tun, daß wir nicht einen einzigen Abend zusammen verlebt haben."

Er sah sie bittend an.

Frau Rauhenburg überlegte. Die Art der Umstände erforderte besondere Rücksichten. Weshalb sollte sie eine harmlose Bitte abschlagen? Sie konnte ja das alles ihrem Mann erzählen. „Also gut, Herr Doktor; ich erwarte Sie um acht zum Abendessen. Ich freue mich, wenn Sie mir Gesellschaft leisten, denn ich bin allein; Hilde ist zu einer Geburtstagsfeier bei einer Freundin geladen."

Frau Leonore besorgte selbst den Abendbrottisch, schmückte ihn mit Tannenzweigen und stellte silberne Leuchter mit Wachskerzen hin; sie wollte dem Abend ein feierliches Gepräge geben, Doktor Wagner sollte ihn in heller Erinnerung behalten, wenn er draußen im Schützengraben lag. Pünktlich meldete sich Wagner zur Stelle. Die Uniform war nicht mehr neu und saß ihm nicht. Er steckte ziemlich unglücklich darin; seine Haltung war unmilitärisch, die Bewegungen unfrei.

Frau Rauhenburg, die ihn sonst nur in gutsitzender Zivilkleidung gesehen, fand ihn als Soldat nicht zum Vorteil verändert. Er las es ihr an den Mienen ab.

„Ich gefalle der gnädigen Frau wohl nicht? Es kann eben nicht jeder Hauptmann sein, wie der Herr Gemahl. Mit einem einfachen Soldaten setzen Sie sich am Ende gar nicht zu Tisch?"

Frau Leonore errötete. Sie hatte tatsächlich eben einen Vergleich angestellt zwischen der imponierenden, militärischen Erscheinung ihres Mannes und diesem Unglücksmenschen da, der noch immer an seinem Seitengewehr herumnestelte.

„Warten Sie, ich helfe; als Soldatenfrau versteht man das."

Sie gab ihm eine nette, kleine Instruktionsstunde, wie dasselbe nachher wieder umschnallt werden mußte.

„Ach lassen Sie nur, gnädige Frau,

Digitized by Google

wenn's nicht geht, nehme ich das Ding da einfach unter den Arm."

Da wurde Frau Rauhenburg ernstlich böse.

„Ein Seitengewehr ist kein ‚Ding da,' und unter den Arm nehmen, wie einen Regenschirm können Sie ihn auch nicht; Menschenskind, zu welchem Regiment kommen Sie eigentlich? Er nannte ihr mechanisch das Ersatzbataillon, zu dem er kommandiert war. Da legte Frau Rauhenburg mit einem kleinen Schreckensruf Messer und Gabel hin: „Um Himmels willen, das ist ja das Regiment meines Mannes!"

Auch Doktor Wagner war blaß geworden, und der Burgunder schmeckte plötzlich ein wenig herb. Aber er faßte sich rasch und meinte nur:

„Das ist ein verteufeltes Pech. Wird man ihn denn nie als Vorgesetzten los? Er wird mich piesacken, gnädige Frau."

„Nein, das wird er nicht," erklärte Frau Rauhenburg mit Nachdruck, „da kenne ich ihn besser. Er ist großzügig, vornehm denkend, keiner niedrigen Handlung fähig. Ich bürge Ihnen dafür, daß er Sie neutral und objektiv behandelt, wie jeden andern. Nur reizen Sie ihn bitte nicht. Im Militärdienst ist er natürlich noch sehr viel schärfer als im Zivilberuf, muß es ja auch sein." —

Wagner stöhnte: „Ich sehe schon, Hauptmann Rauhenburg ist mein Schicksal, er heftet sich als Vorgesetzter an meine Sohlen, wo ich hinkomme, bin ich von Rauhenburgs Gnaden abhängig. Passen Sie auf, komme ich nach Rußland, verfolgt mich Rauhenburg, komme ich nach Frankreich, so zieht er dorthin mit, werde ich verwundet, so liegt Rauhenburg im selben Lazarett, und sterbe ich in einer Schlacht, so höre ich noch im Tode Rauhenburgs Kommando: „Los, los, Landsturmmann Wagner."

„So weit sind wir ja noch nicht, Herr Wagner."

Um ihn auf angenehmere Gedanken zu bringen, erzählte sie von einer Shakespeare-Vorstellung, die sie tags zuvor mit Hildegart gesehen hatte.

Aber sie fand wenig Anklang. Wagner liebte das Theater nicht sonderlich, und Klassikervorstellungen waren für ihn nur „Bildungsmittel für Schüler". Er ging überhaupt nur zu Possen und Operetten. Seine Anregungsbedürfnisse befriedigte er im Kino. Da er sich bisher aber Frau Leonore gegenüber stets als literarisch-gebildeter Mensch ausgegeben hatte, durfte er die Maske nicht so ohne weiteres fallen lassen. Frauen ließen sich ja so leicht täuschen; mit ein paar Redensarten speiste man sie ab. Es machte ihm geradezu Vergnügen, ab und zu eine bestimmte Rolle zu spielen, die gerade im Augenblick von Vorteil war, heute die Rolle des tief gebildeten, philosophisch veranlagten Kulturmenschen, morgen die Rolle des weitgereisten, gewandten Weltmannes und ein anderesmal die des einfach liebenswürdigen, harmlosen Gesellschaftsmenschen. Auch sein Lehrberuf war ihm nur eine aufgedrungene Rolle.

„Ein Lehrer muß Schauspieler sein", das war seine Ansicht.

Deshalb paßte ihm auch der Soldatenberuf so schlecht; hier hörte die Schauspielerei auf, das fühlte er, hier galt nur das Echte, nur der Mensch selber, ohne jede geistige Schminke.

„Wir waren noch nie zusammen im Theater," fuhr Frau Rauhenburg fort, „das ist eigentlich schade; denn es hat einen eigenen Reiz, mit Menschen, die einem etwas bedeuten, gemeinsame Kunsteindrücke in sich aufzunehmen."

„Ach, wer ist jetzt in Theaterstimmung. Das Welttheater ist doch gerade abwechslungsreich und bunt genug."

„Mein Mann sagt, gerade darum hat man's nötig, von Zeit zu Zeit seine Gedanken auf ein edles Kunstwerk zu lenken."

Wagner verzog den Mund. Dieses ewige: „Mein Mann sagt, mein Mann, mein Mann."

„Gnädige Frau, die Menschen sind eben verschieden organisiert. Ich habe jetzt nicht einmal das Bedürfnis, ein Buch zu lesen. Die Zeitung genügt mir vollkommen."

„Entweder Sie machen sich schlechter als Sie sind, oder Ihre so oft betonte Begeisterung für moderne Lyrik war nicht echt, Herr Doktor."

„Ach, was, seit ich weiß, daß mir der Schützengraben winkt, ist mir alles schnurz."

Leonore schüttelte den Kopf. Ihr Freund gefiel ihr heute nicht.

„Alles ist Ihnen gleichgültig; so; ich selber wohl auch?"

Da huschte ein Lächeln über seine Züge.

Digitized by Google

und er haschte nach ihrer Hand und küßte sie. „Sie? Nein. Aber für Sie bin ich doch letzten Endes nur der brauchbare Tröster für einsame Tage, wenn der Gatte fern ist, — Ersatzreserve — und auch das noch nicht einmal."

„Sie sind undankbar, finde ich. Wem zu Liebe ließ ich denn meinen Mann allein reisen und blieb zu Haus?"

„Fräulein Holger zuliebe. Und aus diesem Grunde schrieben Sie ihm auch während der ganzen Zeit nicht, obwohl Sie vor lauter Bangigkeit und Sehnsucht ihm am liebsten schreiben möchten: „Kehre zurück, es ist alles verziehen."

Nun standen wirklich Tränen in ihren Augen, und sie sagte: „Zeigen Sie mir die Karte von Fräulein Holger, die sie Ihnen schrieb; ich möchte selber lesen . . ."

„Ich habe sie nicht hier, aber ich sagte Ihnen ja, es steht nichts darin als die Worte: ‚Ich verlebe hier oben in Schnee und Eis mit unserem Direktor Rauhenburg lichtvolle Tage; man schwebt in höheren Regionen.'"

„Sagen Sie, Herr Wagner, glauben Sie, daß zwischen Fräulein Holger und meinem Mann . . ., ernsthafte Beziehungen meine ich . . ." Angstvoll, gepeinigt und über und über errötend schaute sie ihn an.

Er zuckte die Achseln: „Beziehungen bestehen; welcher Art sie sind, weiß ich nicht. Jedenfalls ist das Interesse gegenseitig."

Frau Leonore blieb den ganzen Abend über in nachdenklicher Stimmung.

Bei Wagner indessen bewirkte die Güte des Weins, die Wärme des Abendbrotes und die eigentümlich-reizvolle Situation, daß er zusehends heiterer und lebhafter wurde.

„Soll ich Ihnen etwas vorsingen, Frau Leonore, schönste der Frauen?"

Er blätterte schon in den Noten. „Halt, hier die Fledermaus. Sehen Sie, das paßt."

Und bald saß Frau Leonore am Klavier, während er mit seinem mehr kräftigen und wohlklingenden als gepflegten Tenor sang:

„Mit ihr so spät im tete a tete . . .
Kann nur allein der Eh'mann sein."

Sie lachten beide über das Lied, und der Pseudo-Ehemann wurde immer kühner. Er schenkte ihr und sich von neuem die Gläser voll, jede Bewegung mit ein paar Tönen begleitend.

Sie lachte und trank, sang mit; und ließ sich seine zärtlichen Blicke gefallen, ohne daß sie sie als „zärtlich" empfand.

„Jetzt würde mich jeder, der hier einträte, glatt für den Ehemann halten", sagte Wagner lächelnd und setzte sich neben sie auf das Sofa. Er schaute sie an, prüfend, beobachtend.

Sie blieb ruhig und liebenswürdig; der Sinn für dieses ungestörte Zusammensein schien ihr zu fehlen.

„Sie müßten sich anders kleiden, Frau Leonore, lebhaftere, frischere Farben tragen, und nicht so unheimlich solide im Schnitt! Der Schnitt eines Frauenkleides zeigt den Zuschnitt ihres Lebens."

„Mein Mann liebt solide Kleidung; er findet, wirklich vornehm ist für eine Dame meiner Jahre nur schwarz oder hellgrau."

„Er will Sie durchaus zur ‚alten Dame' stempeln. Lassen Sie sich doch das nicht gefallen. Sie sind ja noch furchtbar jung, Anfang 30."

„Nein Mitte," unterbrach sie. Unwahrheiten mochte sie nicht, selbst nicht bei so delikaten Dingen wie Altersangaben.

„Sie sollten nur sehen, mit welchem Geschick sich Fräulein Holger zu kleiden versteht, das sind keine Kleider, das sind Gedichte; Schleierchen oben und unten, ein Hauch, eine Wolke."

„Fräulein Holger ist zehn Jahre jünger als ich," sagte Leonore leise. Ein wenig bitter klang es.

„Aber Sie sind tausendmal schöner; Rauhenburg muß blind sein, wenn er das nicht sieht. Bei Ihnen ist die Röte der Wangen Natur, bei Fräulein Holger Kunst, Sie sind Zoll für Zoll Dame, immer Königin, leider! durch hundert Schranken von den Vasallen getrennt."

„Vasallen? Wagner, Freund sind Sie mir, liebster und bester Freund. Aber Sie sehen, all die Vorzüge, die Sie an mir rühmen, vermögen nicht einmal, mir die Treue meines Mannes zu sichern."

„Weil Sie zu stolz sind, Leonore, zu stolz und zu kühl. Machen Sie ihn doch eifersüchtig, statt die ‚alte Dame' zu spielen, die Sie ja gar nicht sind. Vergraben Sie sich nicht hinter Mauern von Konservenbüchsen, führen

Digitized by Google

Sie kein so zurückgezogenes Leben, haben Sie doch den Mut, es ebenso zu machen wie er! Liebe erhält jung. Zeigen Sie ihm, daß Sie andern begehrenswert sind, daß Sie gefallen, umworben werden! Sie fangen es ja so verkehrt wie möglich an, um einen Mann wie Rauhenburg zu fesseln. Mir kann's ja gleich sein, ich gebe Ihnen nur einen selbstlosen, freundschaftlichen Rat."

Doktor Wagner bot seine ganze diplomatische Begabung auf, um die schüchterne Frau seinen Zwecken gefügig zu machen. Er spielte den treuen Freund, den überlegenen Helfer in der Not. Im stillen aber überlegte er, wie er ihre Unruhe und Unsicherheit bis zum Brennpunkt steigern könnte, um sie zu Schritten zu verleiten, die bei innerem Gleichgewicht bei ihrer Natur ausgeschlossen waren.

Aber Frau Leonore sträubte sich gegen seine Ratschläge. Sie wollte nicht mit dem „Feuer spielen", die Ehe war für ihr Empfinden eine heilige, gottgewollte Einrichtung, an der sie nicht rütteln lassen wollte. Gutbürgerliche Instinkte, durch Abstammung und Erziehung fest in ihr begründet, gaben ihren Anschauungen eine grade Richtung.

Leise glitten Leonores Finger über die Tasten, sie spielte ein Beethovensches Adagio. Ein paar Minuten hörte er still zu, dann sprang er auf.

„Bloß nicht so ernste gefühlvolle Weisen, Sie stecken einen ja förmlich an mit Ihrer Melancholie!" — Warten Sie, ich singe Ihnen noch ein optimistisches Liedlein, stimmen Sie mit ein, wenn Sie mögen."

Und hell klang es durch den behaglichen Raum:

„Trinke, Liebchen, trinke schnell,
Trinken macht die Augen hell . . ."

Da, noch war der zweite Vers nicht beendet, da knarrte die Korridortür, man hörte sie zuschlagen, dann rasche, weitausholende Schritte, und ehe die Sänger noch zur Besinnung kamen, wurde die Tür geöffnet und vor ihnen stand, kerzengerade, hochaufgerichtet Dr. Rauhenburg.

Seine Augen waren unbeweglich, in unheimlichem Ernst auf den noch immer eng neben seiner Frau stehenden . . . Landsturmmann Wagner gerichtet. Sie durchbohrten ihn und schweiften weiter über die aufgeschlagenen Noten und die gefüllten Weingläser hinweg, — zu seiner Frau.

Die kleinen roten Äderchen im Weiß des Auges wirkten bedrohlich und verkündeten einen Jähzorn, der bereit schien, hervorzubrechen.

Doktor Wagner schnappte nach Luft und lehnte sich erschöpft an das Klavier und tupfte mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Die Hauptmannsuniform brachte ihm die Peinlichkeit der Situation plötzlich in aller Deutlichkeit zu Bewußtsein. Was tun? Sein militärisches Debüt war nicht sehr glücklich, das mußte man sagen.

Rauhenburg, der wegen einer militärischen Angelegenheit, die er unterwegs noch erledigt hatte, in Uniform gereist war, stand jetzt dicht vor ihm. Der große Kopf mit den starren, Achtung gebietenden Augen saß steif und herrisch auf dem Nacken.

In seinem Innern schäumte und brodelte und brauste es, und im Augenblick darauf gewann der Zorn in ihm die Oberhand.

Was tat der Bursche hier? In seiner Abwesenheit? Der Unverschämte! Er wollte ihn mit beiden Händen zu fassen bekommen. Ihn rütteln und schütteln, daß ihm Hören und Sehen verging. Jetzt wollte er ihm zeigen, ob er als Hauptmann . . .

Er wußte nicht mehr, was er dachte, seine Hand zuckte am Säbel, sein Hirn fieberte, er hörte Fräulein Holgers höhnische Worte: „Ihre Frau läßt sich von Wagner den Hof machen, alle wissen das!" er sah ja jetzt mit eigenen Augen — ertappte sie in flagranti, bedurfte es denn da noch weiterer Beweise? Darum wollte sie durchaus zu Haus bleiben, — um ungestört in seiner Abwesenheit . . . ihn zu hintergehen.

Da plötzlich fühlte er ihre zitternde Hand auf seinem Arm, und, obwohl sie selbst erregt war, sagte sie in der ihr eigenen diskreten, beruhigenden Art:

„Hellmuth, du wirst erstaunt sein, Doktor Wagner hier zu finden. Als seine plötzliche militärische Einberufung kam, bat er mich, seinen letzten freien Abend hier zu verleben. Nimm das nicht übel, Hellmuth; Doktor Wagner tritt morgen in dein Regiment ein. —

Digitized by Google

So, nun sei friedlich, lege ab und setze dich zu uns. Hast du schon zu Abend gegessen; soll ich etwas besorgen?"

„Nein." Feindselig, drohend klang das „Nein". „Wir beide werden uns nachher zu unterhalten haben," fügte er, zu Leonore gewandt, schroff hinzu, „aber Sie, Herr Wagner, bitte ich zunächst dringend, daß Sie binnen zwei Minuten dieses Haus verlassen. Dienstag um 12 Uhr in der Kaserne melden Sie sich bei mir; der Feldwebel wird Ihnen sagen, wo Sie mich finden."

Der halbdienstliche Ton und die Worte „Kaserne" und „Feldwebel" erweckten unangenehme Vorstellungsreihen in Wagners Hirn; erst wollte er auffahren, wie das in seinem Naturell lag, mit gleicher Münze zahlen, aber Hauptmann Rauhenburgs Blicke waren so eisenfest auf ihn gerichtet, daß er plötzlich — er wußte selbst nicht, wie es kam — stramm stand, vorschriftsmäßig militärisch grüßte, wie er das kurz vorher von Frau Rauhenburg gelernt hatte, und ohne zu zögern Kehrt machte. Ganz instinktmäßig geschah das alles; zum Überlegen hatte er gar keine Zeit gehabt.

Die Wandlung vom Zivilmenschen zum Soldaten hatte sich unter dem Druck des Augenblicks bei Wagner so schnell vollzogen, daß er auf dem Heimweg nach der Kaserne aus sich selber nicht klug werden konnte. „Weshalb habe ich mich von ihm einschüchtern lassen," fragte er sich, „es war doch gar nichts Besonderes vorgefallen. Sich ohne Grund anschnauzen und hinauswerfen zu lassen, ohne mit der Wimper zu zucken, das war doch eigentlich stark." Und auf die angekündigte erste „dienstliche" Unterredung mit seinem Hauptmann freute er sich auch nicht gerade! —

* * *

Rauhenburg verlangte Klarheit und Wahrheit; er glaubte nicht an die Harmlosigkeit und Zufälligkeit des Wagnerschen Hausbesuches.

„Wer einmal sein Wort bricht, dem glaube ich nicht mehr. Du hattest mir versprochen, ihn nicht zu empfangen," sagte er zu seiner Frau, „wer bürgt mir dafür, daß du nicht weitere Gunstbeweise . . . ."

„Hellmuth," sagte sie bittend, „sei nicht so verletzend mißtrauisch. Es ist geradezu entwürdigend, wenn du mir nicht glaubst. Wagner war und ist mein Freund. Ich tat in deiner Abwesenheit nichts, weshalb ich nötig hätte zu erröten."

„Beweise", fuhr er sie an, „ich lasse mir nichts vorreden. Also deshalb hatte auch die gnädige Frau keine Lust und Stimmung, um mit mir zu reisen, deshalb hielt sie es nicht für nötig, mir auf meine Karten zu antworten, nun wird mir vieles klar, aber ich sage dir, ich werde Wagner die Pistole auf die Brust setzen."

„Um Gotteswillen, Hellmuth!"

„So zitterst du für ihn? — Zunächst nur bildlich die Pistole auf die Brust setzen, aber gesteht er mir, so gibt's für mich nur eins . . .

„Reinliche Scheidung", fiel ihm Frau Leonore ins Wort.

Das Wort „Scheidung" fiel laut und scharf wie ein Schuß und hallte in der nächtlich-stillen Wohnung nach.

Rauhenburg stand betroffen. War es so weit gekommen? Leonore fuhr in wachsender Erregung fort:

„Du benimmst dich merkwürdig, kommst von einer Erholungsreise, überfällst mich und meinen Gast wie ein Barbar, behandelst meinen Freund grundlos kränkend, verletzt mich durch Drohungen und Mißtrauen, spielst dich selbst immer als den Verletzten auf, — und in Wirklichkeit bist du doch viel eher derjenige, der — sich Freiheiten genommen hat."

„Inwiefern? Ich verstehe das nicht," antwortete Rauhenburg.

„Ach, du glaubst wohl, ich bin taub und blind? Oder nimmst du eine andere Moral für dich in Anspruch? Nicht wahr, Ihr Herren der Schöpfung dürft ungestraft Eure Ehepflichten vergessen, Ihr habt nur Rechte, nur Freibriefe, Ihr dürft Euch amüsieren, so viel Ihr wollt, die Schönste, Koketteste, die Jüngste, die Leichtsinnigste ist Euch gerade recht. Du bist nicht ein Haar besser als die andern. Ach rede doch nicht! Du warst mit Fräulein Holger zusammen, die ganzen Ferien über! Ich weiß es."

Rauhenburg stand wie betäubt. Er fragte sich nur immer, was denn eigentlich geschehen war und was sich gegen früher verändert hätte.

Digitized by Google

Und er fühlte, daß zwischen ihnen Giftpflanzen ihre Dolden wachsen ließen: Argwohn und Eifersucht.

Laut sagte er nur: „Ja, mit Fräulein Holger, ich traf sie zufällig."

„Das glaube ich dir nicht."

---

5. Kapitel.

Hauptmann Rauhenburg lag, Zeitungen lesend, auf dem Sofa in seiner „Kriegswohnung", wie er das möblierte Zimmer nannte, das er gegenüber der Kaserne bewohnte.

Er war noch immer wie niedergeschmettert nach dem Verhör mit Wagner. Ihm war, als löste sich langsam ein Band, das ihn so viele Jahre lang mit seiner Frau verknüpft hatte. Aber wie schmerzhaft das war, wie quälend.

Einen Wagner zog sie ihm vor! Wie er diesen Menschen verachtete, in tiefster Seele verabscheute. — —

Tausend erregte Gedanken kreuzten sich in seinem Hirn, ohne daß er zu einem festen Entschluß kam. Das Wort „Scheidung" hatte s i e ihm hingeworfen. Also wollte sie frei sein? Er hatte dieses Wort still mit sich herumgetragen, wie ein gefährliches Gift, das schon bei näherer Betrachtung tödlich wirkt. Immer wieder hatte er es tief versteckt, in die dumpfen Sphären des Unterbewußtseins, ihm keinen Eingang zu Kopf und Herz gewährt.

Aber jetzt plötzlich riß die innere Erregung den unbewußten Wunsch empor, und er dachte trotzig: „Gut, will sie's, so will ich's auch. Scheidung ist besser als verschiedene Wege gehen."

Seine Phantasie begann ihn zu quälen; sprunghaft, visionär sah er im voraus, was nun kommen würde: der Abschied von allem, was ihm bisher etwas gegolten hatte: Mit seiner Frau verlor er Hildegart, das wußte er; sie waren untrennbar.

Er stöhnte tief. Der Einsatz war hoch. Was blieb ihm?

Er schalt sich selbst schwach.

Mochten sie sich doch von ihm lösen, er blieb doch, wer er war, er behielt sich selber. Noch fühlte er die Kraft, sich ein neues Leben aufzubauen. Er war ja frei, brauchte nach keinem Menschen mehr zu fragen. Er hatte seinen Beruf, seine Arbeit. Er besaß Freunde. Er war vermögend.

Genügte das alles noch nicht, um eine treulose Frau zu vergessen?

Ach, er kannte sich selbst zu gut, um nicht zu wissen, daß er des Lebens süßeste Gabe: „Frauenliebe" nicht entbehren konnte.

„Scheidung" hämmerte es wieder auf seine Nerven ein.

Sie hatte es ja provoziert; sie liebte ja einen andern.

Und er? Sein Blick verlor sich in die Ferne.

Frau Rauhenburg ahnte nichts von diesen gefährlichen Gedankengängen ihres Gatten. Sie spürte nur eine zunehmende Kälte und Reserve, die sie bedrückte. Für sie selbst bedeutete der Fall Wagner nur eine Episode, die nur durch das überraschende Dazwischentreten ihres Mannes für sie selbst Bedeutung bekommen hatte. Der musikalische letzte Abend mit Wagner wäre bei ihr fast in Vergessenheit geraten, wenn nicht ihr Mann noch immer scharfe, ironische Anspielungen gemacht hätte, bei denen er stets so sonderbar aussah. Was wollte er denn noch immer mit der Geschichte?

Daß er ihren Vorschlag, sich scheiden zu lassen, auch nur einen Augenblick ernst nehmen und weiter verfolgen könne, daran dachte sie nicht. Aber sie fühlte, daß er ihr mehr und mehr entglitt, und ihr Fraueninstinkt schob dieses Entgleiten auf Fräulein Holger. — —

Es folgten viele Sonntage, ohne daß Hauptmann Rauhenburg seine Villa betrat. Regiment und Schule, militärische gesellige Verpflichtungen und fachwissenschaftliche Arbeiten füllten seine Tage aus.

Frau Rauhenburg litt unter dieser Lebensführung, und noch mehr unter der sich steigernden Entfremdung.

Sie beneidete andere Frauen, die täglich von ihren Männern selbst aus dem Schützengraben Briefe und Karten erhielten. Ihr Mann hielt es eine und zwei Wochen aus, ohne ein Telephongespräch, ohne ein Lebenszeichen. Und wenn sie einander sahen, war die Begrüßung kühl und die Gespräche sachlicher Natur. Aber sie war viel zu stolz, um das ihm gegenüber in Worte zu kleiden.

Sie führte ein seltsames Einsiedlerleben,

Digitized by Google

beschränkte sich ganz auf Haus und Garten, vernachlässigte ihren Verkehr und lebte ein Phantasieleben, das noch gesteigert wurde, als Hildegart nach einer Erkrankung auf Wunsch des Arztes für einige Monate nach Oberbayern zu einem Landpfarrer in Pension kam. Wie einsam das in dem großen, leeren Haus war. Die Sehnsucht ging auf leisen Sohlen durch alle Räume. Leonore korrespondierte mit Hilde, schrieb Tagebuch, betäubte sich mit allem Möglichen und dachte im Unterbewußtsein doch nur das eine: Wenn ich doch nur die Liebe meines Mannes wieder hätte, die große, ausschließliche, starke Liebe, die glaubt und vertraut, die hilft und stützt, die versteht und erfühlt! Diese höchste Form der Liebe, die es nur zwischen Menschen gibt, die jahrelang mit und ineinander gelebt haben. Sie träumte von einem beglückenden Frieden, der auch ihrer Ehe den Frieden bringen würde.

Oft erfuhr sie aus den Zeitungen, daß ihr Mann in einem Verein eine Rede gehalten oder in einer öffentlichen Gesellschaft unter den Ehrengästen genannt war, oder daß ein neues wissenschaftliches Buch von ihm erschien, oder daß er zu seinen vielen Ämtern und Würden noch eine neue Sache übernommen hatte. Das Herz klopfte ihr dann vor Freude und Stolz, er war eben ein gottbegnadeter Mensch, eine Siegernatur, dem die Dinge sich fügten, der alle und alles beherrschte. Stand sie ihm aber dann gegenüber und erzählte er ihr von dem, was er erreicht hatte, doch auch für Frau und Kind erreicht hatte, so bekam sie kein warmes, herzliches Wort über die Lippen und schien es nicht zu merken, daß er nach ihrer Anerkennung geizte. Es war, als ob ein Dämon sie trieb, immer Dinge zu sagen, die ihn ärgerten, seine Leistungen herabsetzten, daß sie gerade dann sich negativ und kritisch äußerte, wo er so gern ein bißchen kritiklose Bewunderung gehabt hätte, gerade von der eigenen Frau.

Er hielt das für bösen Willen, und doch war es nichts als gekränkte Liebe, verletztes Frauenempfinden.

Kurz vor Ostern unterzog Rauhenburg seine Akademie einer eingehenden Revision. Alle neuen Lehrkräfte, die Kriegshilfen, sollten auf Herz und Nieren geprüft werden. Im Lehrerkollegium liebte man solche Tage des Gerichts nicht. Denn so ganz ohne unangenehme Zwischenfälle ging es dabei selten ab. Er erschien in schwarzer Zivilkleidung mit Schulratsmiene. Das ganze Lehrerkollegium empfing ihn stehend. Wie ein General schritt er die Front entlang, Paradeschritt.

„Ehe wir an unsere Arbeit gehen, bitte ich das Kollegium, mir noch für einige Minuten in meinen Ausführungen zu folgen. Meine Herrschaften, ‚Kriegsziele' haben wir auch in der Handelsschule. Wir wollen nicht weniger, sondern mehr leisten als im Frieden. Man soll diese Zeit des Ernstes und doppelt strenger Arbeitspflicht nicht etwa dazu benutzen, um zu bummeln und zu träumen. Deutschland geht großen wirtschaftlichen und handelspolitischen Aufgaben entgegen; wir werden auf allen Gebieten Höheleistungen nötig haben. Wir brauchen einen tüchtigen, geschulten Kaufmannstand. Es ist die Aufgabe der Handelsakademie, diesen Kaufmannsstand heranzubilden, und Sie, meine Herrschaften, sind dazu berufen, all Ihre Kräfte für dieses Ziel einzusetzen."

Nach einer kleinen Pause, in der er einen Blick in die vor ihm liegenden Pensenbücher geworfen, fuhr er in etwas schärferem Ton fort: „Heute komme ich her, um zu revidieren. Sie finden vielleicht, daß meine Revisionen gar nicht nötig sind. Ich aber stehe nun mal auf dem Standpunkt, daß in jeder Art von Kultur- und Gemeinschaftsarbeit das Bewußtsein ‚Es ist Aufsicht da, und sie wird geübt', eine Arbeitsstimmung schafft, die jedenfalls vor Erschlaffung behütet."

Das Lehrerkollegium nickte zustimmend, und so mancher dachte: „Wo Rauhenburg die Zügel führt, ist sicher noch keiner erschlafft." Rauhenburg erhob sich, musterte den großen, an der Wand hängenden Stundenplan, bezeichnete kurz die Lehrkräfte, die er hören wollte, und begab sich mit dem ihm eigenen schnellen Schritt in die Klassenzimmer. Oft verweilte er nur ein paar Minuten. Öfter auch eine halbe oder ganze Stunde lang. Denn ohne die erforderliche Hervorkehrung eigentlicher Aufsicht wollte er selber sehen und werten, selber sagen, vormachen, anleiten, überzeugen, ließ sich auch selbst fragen und klagen, stand Rede, suchte überall für die konkrete Not die konkrete Abhilfe.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Roman einer schönen Frau / Von Richard Freyen

Erster Teil.

1. Kapitel.

Wo immer von Ada Sendtner, der Tochter des reichen Großkaufmanns gesprochen wurde, geschah es in einem Tone, als wäre sie eine Prinzessin, wie sie durch Märchen gehen. Es war, als hätten nur gütige Feen ihre Gaben an Adas Wiege gelegt. Wohl sagte man ihr Stolz und befremdende Kühle nach. Indessen der Neid selbst ließ ihr, daß neben großem Reichtum das Schicksal ihr eigenartige Schönheit, einen selten hellen Geist und eine hohe und edle Seele beschert hatte. Aber niemand bedachte, daß all das zusammen mehr als genug ist, ein Leben schwer und einsam zu machen.

*

Am Morgen ihres neunzehnten Geburtstages freilich lag das Leben vor ihr wie die lichte Junilandschaft, in die sie schaute. Langsam schritt sie die breite Freitreppe des schloßartig großen Vaterhauses hinab, das abseits der Stadt Ysenburg auf einem Berge lag. Sorgfältig knöpfte sie über der vornehmen, länglichen Rechten den gelben Handschuh zu, raffte das schwarze, schleppende Reitkleid, das eng ihre schlanke, hohe Gestalt umschloß und begrüßte mit leichtem Beugen des schmalen, feinen Kopfes Johann, den Reitknecht, der ihren stampfenden Falben vorführte. Dann schwang sie sich in den Sattel zu einem Ritte ins Weite, wie sie es liebte.

Sie wählte den Alleeweg über die Hügel, wo man links im Tal die Stadt mit ihren Fabriken und Häusern liegen sah und ungestört war mit seinen Gedanken. Denn mit Bewußtsein beging Ada den Tag ihrer Geburt, früh gewöhnt von ihrer verstorbenen, vornehmen Mutter, Einschnitte und Wendepunkte des Lebens zu achten und nicht gleichmäßig die Tage abzuspulen, wie Spinnweiber tun. Dazu hatte heute das Schicksal angepocht an ihre Tür, leise zwar und mit schelmischem Finger, wie es sich ziemt bei jungen Damen; aber es hatte genügt, um Adas klare Stirn in Nachdenken zu hüllen. Unter mancherlei Gaben hatte dieser Morgen einen Brief der jungen Yvonne de Tournon aus Paris gebracht, Adas liebster Freundin. Diese schrieb, sie sei Braut und würde in wenigen Wochen die Gattin eines französischen Barons sein, wobei die Frage nicht ausgeblieben war, wie lange Ada noch warten wolle auf jenen unbeschreiblichen Helden, von dem sie einst geträumt.

Ada ließ das Pferd langsam gehen. Um ihren schönen, breiten Mund, der fast zu herb und zu stolz war für ihre Jahre, huschte ein Lächeln. Sie sah sich im Geist mit Yvonne in jenem englischen Pensionat, wo sie gemeinsam erzogen wurden, des Nachts am offenen Fenster sitzen. Leise fröstelnd unter den leichten Nachtgewändern, hatten sie da von der Zukunft geträumt, die vor ihnen lag, dunkel, ein wenig schaurig und doch voll unsagbarer Seligkeit, wie die Mainacht vor den Fenstern, aus der ein unfaßbares, geheimnisvolles Rieseln und Duften zu ihnen heraufgestiegen war. Flüsternd, während die anderen schliefen, hatten sie sich vertraut, was sie erhofften. Oh, Yvonne hatte gewußt, was sie wollte! Schön, berauschend schön sein, gefallen, geliebt sein, wohin sie käme! Das war's, was sie erträumte, die lichtblonde Enkelin von Ahnen, die ihr Leben durchtanzt hatten am Hof von Versailles und dafür gestorben waren auf der Guillotine. — Auch Ada wollte schön sein, geliebt werden und wieder lieben über alles Erdenmaß hinaus, aber nur an einen hatte sie dabei gedacht! Auch sie hatte aufgeatmet und die Arme entbreitet im Erwarten unsäglichen Glückes! Aber wenn Yvonne gefragt hatte nach jenem einen, so war sie verstummt und hatte nichts zu sagen gewußt.

Adas Lächeln erlosch. Sie faßte die Zügel straffer und warf sich stolzer zurück in die wundervollen Schultern. Bisher waren ihrem langsam reifenden Herzen die spielerischen Erlebnisse fern geblieben, in denen sonst junge Mädchen ihre Gefühle wie Kleingeld vertändeln. Nun hatte Yvonnes Brief sie plötzlich erweckt. Neunzehn Jahre! Sie fühlte, das war das Alter, wo Tieferes geschehen konnte! Sie fühlte, auch ihre Zeit war da!

Digitized by Google

Ada wandte das Pferd, so daß hinter ihr die Stadt im Tale versank, während vor ihr weites, waldiges Land sich öffnete. Nur einen flüchtigen Blick tat sie zurück. Nein, dort würde er nicht wohnen, der ihr bestimmt war, nicht in den engen Häusern der Altstadt, und nicht in den protzigen Villen der neuen Viertel! Zu sehr war Ada die Tochter ihrer Mutter, die wie eine verbannte Fürstin in dieser Stadt der Krämer und der Protzen gewohnt hatte. Selbst dem eigenen Gatten und den Kindern aus dessen erster Ehe war die geborene Gräfin Meerenberg, die des reichen Kaufmanns Machtwille erfreit hatte, immer fremd geblieben. Dies hatte sich übertragen auf Ada, ihre einzige Tochter. Dazu war Ada nach dem Tode der Mutter in Frankreich und nachher in England erzogen worden, weil Frau Sendtner nicht gewollt hatte, daß ihre Tochter ein altdeutsches Hausgänslein oder ein neudeutsches Jüngferlein mit Emanzipationsgelüsten würde. Und doch war Adas Seele deutsch geblieben, gerade im fremden Lande, wo sie aus den Werken der großen Dichter und Denker sich jenen Begriff des Deutschtums gebildet hatte, den sie nach ihrer Rückkehr nicht fand in diesem Lande der Bürger und Beamten.

Aber noch immer glaubte sie daran und suchte es mit der Seele, irgendwo hinter den blauen Bergen am Horizont, denen sie täglich wie heute entgegenritt, und die ihr Symbole waren für all das unermeßliche, unbeschreibliche Sehnen, das ihre Seele erfüllte. Sie gab ihrem Falben die Sporen, daß alle Gedanken schwanden in der Luft des Dahinbrausens, und ihr war, als ginge es dem Ungeheuren entgegen, das sie erträumte.

Aber wie stets, so galt es auch heute die Umkehr. Es war Johann, der daran gemahnte. Während er bisher in gemessener Entfernung, wie ihm geheißen, hinter Ada geritten war, erschien er plötzlich an ihrer Seite und erinnerte das gnädige Fräulein, daß um 11 Uhr Besuch auf sie warte. Erschrocken sah Ada auf die Uhr an ihrem Handgelenk, und sie entsann sich, daß der Maler Pfeiffer bestellt war, bei dem Ada Malstunden erhalten sollte, wie sie es sich von ihrem Vater zum Geburtstage erbeten hatte.

In raschem Trab ging's nach Hause. Bald tauchte das Haus ihres Vaters auf, in der Stadt wegen seiner stolzen Lage kurz als das Bergschloß bezeichnet. Adas Gedanken hefteten sich sinnend daran. Zum erstenmal fragte sie sich, was wohl die Mutter bewogen haben mochte, an dieser Stelle das Haus zu wünschen, über deren unpraktische Lage Herr Sendtner noch heute schalt. Ada glaubte die Mutter zu verstehen; auch sie liebte den Blick in die Ferne und die Winde der Höhe.

Bei der Mutter fiel ihr ein, daß sie noch nicht an deren Grab gewesen. Mochte der Maler warten! Rasch bog sie zum Umweg ein, und bald hielt sie am Tore des Friedhofs, wo Johann ihre Zügel empfing.

Abseits der anderen Gräber hatte Herr Sendtner eine Begräbnisstelle erworben. Wie dunkelgeschiente Reisige hielten Zypressen die Wacht zu Häupten des Ortes, wo Adas Mutter ruhte. Es war für Ada eine heilige Stätte; aber obgleich sie auch heute hinkniete zu stiller Andacht, fand sie die Sammlung nicht, die sie suchte. Eine Frage, die nie sich vorher zu nahen gewagt, war urplötzlich aufgestiegen in ihr. Wie mochte es gekommen sein, daß diese stolze, vornehme Frau dem reichen Kaufmann sich verbunden hatte, der sein Leben durchraste in wilder Jagd nach den Gütern der Erde? Ada dachte daran, wie einst ihr die Mutter ins Stammbuch, wie junge Mädchen es haben, geschrieben: „Nur wenn du selbst dich stets nur des Größten für würdig hältst, kannst du das Größte im Leben erlangen." Ada wußte noch nicht, daß unsere tiefsten Erkenntnisse unseren Fehlern entkeimen. Ihre Gedanken schweiften ab. Wie alles, was von der Mutter geblieben, war auch jener Spruch ihr heilig, und auf einmal war ihr, als läge ein neuer Sinn darin, wie ein Diamant, in helleres Licht gebracht, plötzlich in neuen Farben funkelt. Sollte die Mutter dabei des Gatten gedacht haben, den die Tochter einst wählen würde?

Immer noch sinnend, ritt Ada nach Hause. Am Hoftor traf sie mit Alfons, ihrem ihr sehr ungleichen älteren Halbbruder, zusammen. Dieser, ein kleiner, dicker Herr, der ein wenig verliebt war in die junge, schöne Schwester und ihr gegenüber gern den Ritter spielte, half ihr beim Absteigen.

Digitized by Google

„Wo waren das gnädige Fräulein?" fragte er.

Ada schwang sich lachend herab: „Im Unendlichen irgendwo!" sagte sie mit einer vagen Geste.

Alfons drohte mit dem Finger: „Neunzehn Jahre! Da ist es Zeit, sich mit dem Endlichen vertraut zu machen! Übrigens sitzt drin bereits dein Maler und wartet!"

Ada wandte sich erschreckt: „Da will ich eilen!"

Lachend sah Alfons sie die Treppe hinaufsteigen. „Nicht so wichtig!" rief er. „Aber es gibt noch eine Überraschung für dich, heute nachmittag. Ich habe einen ganz besonderen Gast für unser Fest!"

Ada jedoch hörte nicht mehr.

---

2. Kapitel.

Heinrich Pfeiffer, der Maler im roten, struppigen Bart, mit dem langen Haar, das an Schwabing, und der schwarzen Schleifenkrawatte, die an den Montparnasse erinnerte, saß indessen im Salon und schimpfte innerlich. Gewaltig bäumte sich sein Künstlerstolz. Man ließ ihn warten wie einen Weinreisenden? Gut, in solchem Hause würde er keine Malstunden geben! Und schon überlegte er die Worte, die er hinschleudern wollte.

Heinrich war ein Ysenburger Kind, und durch einen Aufsatz, den ein Freund in die Lokalzeitung geschrieben hatte, und der von Heinrichs enormen Erfolgen in der Welt draußen berichtete, war Ada auf ihn aufmerksam geworden. Ihn selber kannte sie nicht. Wohl aber hatte sie einst bei Sophie Pfeiffer, seiner Schwester, Privatunterricht in der Mathematik bekommen, und dachte an dieses extravagante, aber im Grunde feine Mädchen noch heute mit großer Achtung. Damals freilich war die Lehrerin jäh entlassen worden, weil sie ihrer Schülerin in der Algebrastunde vom Wunder der Menschwerdung gesprochen hatte, was Tante Adelheid, die Schwester des Vaters, die im Sendtnerschen Hause die Leitung besaß, aufs höchste empört hatte. Vielleicht war es der Wunsch Adas, von ihrer einstigen Lehrerin, die ihren Namen Sophie in das originellere und wohlklingendere „Fia" verwandelt hatte, etwas zu hören, was Adas Wahl des Lehrers beeinflußt hatte. Sie wußte nur, daß Fia in Zürich Medizin studierte, was sie mit manchen Entbehrungen erzwungen hatte. Denn mit Glücksgütern waren Pfeiffers nicht gesegnet; früh schon war der Vater, ein wackerer Schulmeister, gestorben, und mit großer Mühe hatte die Mutter sich durchs Leben geholfen, was beiden Kindern, wie dies meist zu sein pflegt, gut bekommen war. Heinrich war erst als Lithograph beschäftigt gewesen, hatte aber Gönner gefunden, die ihn in München und Paris studieren ließen, und er genoß jetzt unter Eingeweihten jenen feinen Ruhm, der der lauten Berühmtheit vorausgeht, wie ein zartes Morgendämmern dem Aufgang der Sonne. Leider brachte ihm seine Kunst bisher wenig ein außer begeisterten Besprechungen in modernen Blättern, die meist gerade von Millionären am wenigsten gelesen werden. So hatte er sich, obwohl er Stundengeben verachtete, dazu entschlossen, Adas Vorschlag anzunehmen, zumal Fia, die in den Ferien in Ysenburg weilte, ihm eifrig zuredete. Jetzt war er aber durch das Warten so erbost, daß er schon im Begriff stand, davonzugehen.

Da erschien Ada. Mit Erstaunen erblickte Heinrich die schlanke, rassige Gestalt, sah, wie sie mit raschem Griff den Handschuh abriß und ihm die schmale Rechte bot mit so liebenswürdigem Lächeln, daß Heinrich trotz allen gerechten Künstlerzorns nicht anders konnte, als eine verwirrte, fast devote Verbeugung zu machen. Noch immer verdutzt sah er wortlos zu, wie sie mit hochgereckten Armen den großen Hut vom dunklen Haar löste und beiseite warf, rasch sich ein paar lose Strähnen aus dem leicht geröteten Gesicht strich und mit leichter Geste ihn bat, sich zu setzen.

Ungezwungen wie zu einem alten Bekannten sagte sie dann, sich ebenfalls setzend: „Ich schelte mich selber, daß ich Sie warten ließ. Aber ich wußte ja nicht, ob Sie kommen würden, da Sie nicht geantwortet haben."

Heinrich räusperte sich und zupfte an seiner Krawatte: „Hm, ja, das Briefschreiben ist keine Malersache."

„Nun freut es mich doppelt, daß Sie gekommen sind. Vielleicht höre ich auch etwas von Ihrer Schwester?"

Digitized by Google

Heinrich brummte: „Die ist auch seit einiger Zeit im Land, weil sie sich, wie alle Weiber es machen, wieder einmal zuschanden geschuftet hat. Im übrigen war ich eigentlich nur gekommen, um zu sagen, daß ich keine Zeit hätte —"

Ada blickte betrübt: „Ich fürchtete das beinahe! Nicht wahr, Sie halten mich für ein wohlhabendes Familientöchterlein, das einen Beruf haben möchte und nun Ihnen ins Handwerk pfuscht? Das möchte ich sicher nicht, sondern nur sehen lernen, die Welt ein wenig mit Künstleraugen sehen lernen —"

Heinrich zog ein Gesicht: „Sie reden daher wie ein Zeitungsschreiber", sagte er jetzt etwas gefaßter und dabei in dem nonchalanten Münchener Tonfall übergehend, den er gern in Salons heraushängte. „Mein Gott, ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich die Welt mit Künstleraugen ansehe. Wissen Sie, Kunst ist ganz etwas anderes, als Sie sich vorstellen. Kunst ist eine Leidenschaft, eine Verrücktheit, wenn Sie wollen, etwas was man treibt, weil man muß, weil man nicht anders kann, vielleicht auch, weil es halt die Weise ist, in der man die Welt erobern will."

Ada hob die feingeschwungenen Brauen: „Mir scheint, das ist das, was ich meinte —"

Heinrich war indessen ins Reden geraten. Er strich über den etwas struppigen, rotbraunen Vollbart: „Kunst ist Leben, Kunst ist Leidenschaft, Kunst ist Wille zur Macht!" deklamierte er. „Das Publikum stellt sich den Maler immer als idealen, schmachtenden Luftikus vor, der von Farben lebt. Ich aber will berühmt sein, reich werden und die schönsten Frauen müßte ich haben."

Ada schaute erstaunt: „Das sagen Sie als Künstler? Sie meinen wirklich, es wäre ein größeres Glück, so vielen zu gefallen?"

Heinrich tat überlegen: „Warum nicht? Ich sage Ihnen, es gibt in München und Paris Maler genug, die sich, ehe sie eine Dame malen, noch ganz anderes ausbedingen als bloß Geld —"

Ada war verletzt, dann fand sie es klüger, zu lachen: „Und Sie meinen, solche Frauen gäb' es?"

Heinrich machte eine Geste, als schütte er sie aus vollen Händen aus: „Massenhaft! Fürstinnen, Prinzessinnen voran! Aber so ist der Künstler, greift nur die Oberfläche, saugt nur den Saft aus allen Dingen; den Rest mag der Teufel oder ein Spießbürger holen!"

Eine Pause trat ein. Ada betrachtete mit leisem Lächeln den deklamierenden Künstler, wie man in einem Theater einer sonderbaren Aufführung beiwohnt. In Heinrich ging indessen plötzlich eine Veränderung vor. Sein Blick war auf Adas schmale, wunderschöne Hände gefallen, die lässig und doch beherrscht auf den hohen Lehnen des Armsessels ruhten. Deutlich spiegelte sich in seinen beweglichen Zügen ein jäh ihn durchzuckender Gedanke: „Ich möchte Ihnen doch Stunden geben!" rief er aus.

Ada schüttelte das vom Reiten ein wenig gelockerte Braunhaar. „Das wird nun nicht gehen! Bei Ihren Bedingungen —"

Heinrich wurde plötzlich rot. Er fuhr sich in die Mähne, nun erst begreifend, was er geredet hatte: „Ach Gott, nehmen Sie das krumm, gnä' Fräulein", sagte er, nun selber lachend. „So ein Geschnas! Ich mein's ja nicht so. Nur Ihre Hände möcht' ich malen dürfen."

Ada war befremdet. Heinrich aber fuhr fort, näher rückend: „Ich muß Ihnen erzählen! Ich male ein Bild daheim, eine Komposition. „Die Erscheinung der Aphrodite," soll es heißen. Ich male die Göttin, die eben mit ihrem Panthergespann aus dem Meer gestiegen ist. Barbaren, brutale Wilde umdrängen sie. Aber die Göttin steht nur schweigend auf ihrem Wagen und hebt ganz leicht die Hand. Und die Wilden erstarren, werfen sich nieder, beten sie an — — Das will ich malen!"

„Ich wußte gar nicht, daß Sie auch solche Dinge malen."

Heinrich strich seinen Bart: „Ja, Sie meinen, ich könnte nur Spargelbeete und Kartoffelfelder malen? Nein, zu Hause für mich, da mal' ich auch anderes, wenn's auch keiner kauft. Und sehen Sie, für die Hand, die die Göttin ausstrecken soll, diese Hand, in der sozusagen wie in einem Brennpunkt alles im Bilde konvergiert, für diese Hand könnte ich nur Ihre als Modell brauchen."

Ada besah lächelnd ihre langen Finger mit den blitzenden Nägeln.

Heinrich fuhr fort: „Alles ist fertig bis auf

Digitized by Google

die Hand. Dafür finde ich kein Modell! Gerad' in solchen scheinbar nebensächlichen Dingen wie Händen sieht man, ob der Herrgott ein Kunstwerk hat machen wollen. Alles ist bei den meisten nur auf ein paar grobe Effekte gearbeitet. Hübsche Gesichter, auch gute Figuren gibt's zur Not! Aber Hände, Hände! Gnädiges Fräulein, wenn Sie wollten!"

Ada lachte herzhaft: „Ihr Vorschlag ist so originell, daß ich erst nachdenken muß — —"

Heinrich war ganz erregt: „Ich lehr' Sie, was Sie wollen, geb' Ihnen Stunden, soviel Sie wollen! Nur Ihre Hände lassen Sie mich malen! Mein Bild ist fertig bis auf die Hände. Und jetzt hat es das Schicksal so gefügt, daß ich doch das rechte Modell finde."

Indessen man trennte sich ohne feste Verabredung.

Bei Tisch fand Ada zunächst ihren Bruder allein. Dieser teilte ihr, obwohl Ada gar keine Neugier verriet, sogleich mit wichtiger Miene mit, welche Überraschung er für Ada vorbereitet hatte. Zu dem kleinen Fest, das er im Tennisklub zu Ehren der schönen Schwester heute gab, hatte er einen Herrn von Mörner geladen, der, wie er versicherte, Ada ohne Zweifel gefallen würde.

Ada lächelte und dankte ironisch dem Bruder für seine Bemühungen. Sie wußte, wer Herr von Mörner war. Man redete viel von ihm in Ysenburg, wohin er von der Regierung vertretungsweise auf einen wichtigen Posten geschickt war. Er war der Sohn des Ministers und galt als naher Freund des Erbprinzen. Obwohl er erst dreißig Jahre alt war, trug er doch nach aller Überzeugung bereits das Portefeuille eines künftigen Ministers in der Tasche. Als tadelloser Gesellschafter war er überall gesucht, obwohl infolge von Zufällen Ada ihm bisher nie begegnet war. Um so mehr hörte sie durch Alfons von ihm, der stets für irgend jemand eine etwa subalterne Bewunderung hegte und Herrn von Mörner, den er vom Klub her kannte, als das Muster des vollendeten Gentleman anstaunte, ein Ideal, das ihm selber, dem mittelgroßen, trotz seiner 35 Jahre zu Glatze und Embonpoint neigenden Kaufmann nie ganz erreichbar war.

Als auch der Vater und Tante Adelheid erschienen waren, erzählte Ada von ihrer Unterhaltung mit Heinrich Pfeiffer. Herr Sendtner behandelte die Sache nur nebenhin. Dieser immer betriebsame Kaufmann, unter dessen buschigen, weißen Brauen die dunklen Augen in beständiger Unruhe flackerten, und in dessen mächtigem Kopf es stets von Plänen wimmelte wie in einem Immenstock von Bienen, hatte nicht Zeit, der Sache lange nachzudenken: „Es geht doch nicht, daß du mit Modellstehen deine Malstunden verdienst!" antwortete er nebenhin. „Wenn er kein Geld will, muß man ihm ein paar Bilder abkaufen. Ich kenne diese Ziererei. Geld wollen die Leute immer, nur ziehen sie manchmal vor, es hintenherum zugesteckt zu bekommen."

Auch Alfons hatte Bedenken. Er kannte den Maler vom Sehen und sein an guten Schnitt geschultes Auge stieß sich an der zu individuellen Kleidung und dem langen Haare des Künstlers: „Willst du dich wirklich mit diesem Naturmenschen öffentlich sehen lassen? Was wird man im Klub darüber sagen?" fragte er vorwurfsvoll.

Ada lachte ihn aus: „Beruhige deine Moral, Alfons! Ich habe schon alles bedacht und einen Schutzengel besorgt — Fräulein Pfeiffer wird mitkommen, wenn wir im Freien malen."

„Ein schöner Schutzengel!" murmelte Tante Adelheid, aber sie wagte nichts zu erwidern, denn sie wußte, daß die schöne Nichte bei den beiden Herren doch durchsetzte, was sie wollte.

Auch diesmal blieben Vater wie Bruder ihrem Erziehungsprinzip, dem der Verwöhnung, treu, was allezeit das bequemste ist, und widersprachen nicht ernsthaft. So schrieb Ada nach Tisch ein Brieflein an Heinrich. —

Am Nachmittag ließ sie sich von ihrem Bruder zum Tennis begleiten. Alfons, obwohl selber bei seiner Behäbigkeit nicht ausübend, liebte es doch, sein Sportinteresse zur Schau zu tragen, indem er im Zylinder, mit dem Goldknaufstock spielend, dem Treiben der anderen zusah. So hatte er auch heute, da es ihm gefiel, mit der schönen Schwester zu glänzen, gönnerhaft den ganzen Klub eingeladen.

Herr von Mörner, den Alfons im stillen zum künftigen Schwager ausersehen hatte, kam etwas später. Beflissen eilte Alfons, ihn Ada vorzustellen. Ada sah einen schlanken Herrn

Digitized by Google

von sehr beherrschter Haltung, der einen Flanellanzug und einen scharf geschliffenen Goldkneifer trug und ein paar leichte Schmisse auf der rechten Wange hatte. Sonst fiel ihr nichts auf.

Im Spiele war Mörner ihr Gegner. Er war nicht leicht zu bestehen, aber imponierte Ada doch nicht. Er spielte nicht mit jener großzügigen Gelassenheit, wie Ada selber, und woran die guten Spieler sich erkennen. Obwohl er selten einen Ball fehlte, empfand sie sein Spiel als zu überlegt, zu sehr aufs Gewinnen bedacht, und sie merkte, daß er die Bälle schnitt und selbst kleine Listen nicht verschmähte. — Was sie nachher von ihm in der Unterhaltung hörte, schien ihr klug und fein, indessen ging er bald, da er noch dienstlich zu tun hatte.

Auf Adas Frage beim Abschied, ob er öfters in den Klub kommen würde, erwiderte er nur, daß er in wenigen Tagen nach Paris reisen werde. Erst nachher erfuhr Ada von Alfons, daß er als Reisebegleiter des Erbprinzen hinginge. Es gefiel ihr, daß er das nicht gesagt hatte. Im übrigen vergaß sie ihn bald darauf im Trubel des Festes.

Als aber Alfons auf dem Nachhausewege sie fragte, wie ihr Mörner gefallen habe, erwiderte sie lachend: „Ich glaube, der Maler ist amüsanter —"

Sie ahnte nicht, wie tief diese beiden Bekanntschaften in ihr Leben eingreifen sollten.

---

3. Kapitel.

Die Malstunden begannen. Modellstehen sollte Ada zunächst noch nicht. Heinrich wollte das Bild erst fertig machen, ehe er Adas Hände als Mittelpunkt hineinsetzte. Außerdem wollte er die schönen Julitage ausnutzen, um die sanften Halden und Hügel des Landes auf impressionistisch zu malen, was denen noch nie widerfahren war. Natürlich fand auch der Unterricht im freien Lichte statt. So ging also Ada fast täglich hinaus, während Johann ihr Malgerät schleppte, und irgendwo draußen, zwischen Buchenhügeln wurden Heuhaufen, Obstbäume oder altes Gemäuer in Farben gesetzt. Friedlich saß jeder vor seiner Staffelei, und nur zuweilen fuhr Heinrich mit breiten grellen Pinselstrichen in Adas sorgfältig gemalte Linien hinein. Außerdem bestand sein Unterricht in kühnen und wilden Paradoxen über Kunst und Leben, die Ada gleichmäßig unterhielten. Dabei zeigte sich Heinrich trotz seines wilden Bartes und seiner wilden Krawatte als kluger Mensch, mit dem auch ein ernstes Wort zu Zeiten gut zu reden war.

Meist schloß sich den beiden auch Fräulein Fia, Adas einstige Lehrerin, an. Sie bemerkte indessen ausdrücklich, daß sie nicht etwa als Anstandsdame mitginge, sondern bloß, weil es ihr Vergnügen mache. So lag sie, während die anderen malten, meist auf dem Bauche irgendwo im Grase und beugte die spitze Nase und die starke Brille auf ein dickleibiges Lehrbuch der Gehirnkrankheiten oder ähnliches, und nur zuweilen mischte sie sich ins Gespräch. Sie hatte noch immer eine mütterliche Zuneigung zu der einstigen Schülerin, deren edle Art sie früh erkannt hatte, und es reizte sie, wie sie Heinrich, als sie mit ihm allein war, erklärte, in diesem Millionärstöchterlein die edlen Keime zu entwickeln.

So war es nicht das Malen allein, was Ada von den Geschwistern lernte, sondern eine ganz neue, sonderbare Welt tat sich auf vor ihr, eine Welt, in der man auf alles, was in Adas Kreisen geachtet und geschätzt wurde, mit Spott und Ironie herabsah. Im Malen machte Ada Fortschritte, da sie von Natur scharfe Augen und eine geschickte Hand besaß, und ihr heller Geist sie jeden Wink Heinrichs rasch erfassen ließ. Heinrich lobte sogar: „Wenn zum Malen weiter nichts gehörte als Talent, könnten Sie es zu etwas bringen. Danken Sie Gott, daß Sie zu mir und nicht zu einem professionellen Malschulmeister geraten sind! Der hätte Ihnen unfehlbar geraten, sich auszubilden."

Bei solchen Worten richtete Fia ihre spitze Nase zornig empor. „Heinrich kokettiert neuerdings mit der Reaktion! Konkurrenzfurcht! Möchte uns gewaltsam niederhalten —"

„Im eigenen Interesse der Frau", lachte Heinrich, der die fortschrittliche Schwester gern stichelte. „Alle gescheiten Männer sind, was Frauen anlangt, reaktionär. Die Dummen übrigens erst recht. Und was die Frau anlangt, so ist sie seit Evas Zeiten bereits so vollkommen in ihrer Art, daß ihr jede weitere Vollkommenheit nur schaden kann."

Digitized by Google

„Abgeschmackte Komplimente!" höhnte Fia. „Du solltest dich schämen, so dumme Theorien vor Fräulein Ada auszupacken! Statt ihr auseinander zu setzen, wie unschön es vom künstlerischen Standpunkt aus gesehen ist, ein Korsett zu tragen. — —"

„Kommt ganz darauf an, wie man es trägt —" protestierte Heinrich.

Auch Ada, solche Attacken Fias gewohnt, wehrte sich: „Ich verstehe nicht, daß Sie, Fräulein Fia, die Sie doch sonst uns Frauen immer Energie, Disziplin und Härte predigen, in der Kleidung der Bequemlichkeit und Nachlässigkeit das Wort reden. Ich gebe gewiß Übertreibungen zu. Aber wir haben nun einmal einen festen Schönheitsbegriff, und Schönheit erfordert ebenso gut Disziplin wie Gelehrsamkeit."

Fias Gesicht rötete sich vor Zorn: „Schönheit, Schönheit! Was ist das anders als eine Konzession an die niedersten Instinkte der Männer! Ich will um meines Geistes willen geliebt sein!" Sie blickte trotzig.

Heinrich lächelte boshaft: „Liebe Fia, in einer schönen Geste kann mehr Geist liegen, als in deinen dicksten Schmökern. Übrigens liebt ein Mann eine Frau nie um ihres Geistes willen, oder er ist eben kein Mann."

„Da sieht man, wie ihr die Frau zur Sklavin herabwürdigen wollt! Wenn das die Liebe ist, dann verzichte ich darauf!" rief Fia empört.

Heinrich amüsierte sich: „Nein, die Schönheit macht die Frau nicht zur Sklavin; sie allein kann die Frau zur Herrin machen. Warum schweigen Sie, Fräulein Ada! Kraft welcher Vorzüge möchten denn Sie geliebt sein?"

Ada, die abseits stehend, lächelnd zugehört hatte, wollte erst durch einen Scherz parieren; da sie die beiden jedoch ernsthaft sah, antwortete sie: „Ich weiß es nicht. Ich gebe zu, daß mir die Liebe, das Geliebtwerden und das Wiederlieben als das Schönste im Leben scheint. Aber ich glaube, daß ich weder um meines Geistes noch um meiner Schönheit willen geliebt werden möchte. Vielleicht müßte es noch viel, viel mehr sein, vielleicht dürfte es weder das eine noch das andere sein. Um meiner selbst willen, um dessentwillen, was im Menschen tiefer als aller Geist und alle Schönheit ist, darum möchte ich geliebt sein." Sie hatte während sie sprach, leicht den Kopf zurückgelehnt, und ihre großen Augen schienen irgendwohin in weite Ferne zu schweifen.

Heinrich war aufgesprungen, sie begeistert anstarrend. „O Fräulein Ada! So muß ich Sie malen. So, gerade so muß meine Göttin dreinschauen. Sie muß auch Ihre Augen haben, nicht nur Ihre Hand! Oh, ich Esel, daß ich das nicht eher gesehen habe!"

Ada lachte belustigt: „Ich werde von Tag zu Tag neugieriger auf Ihre Göttin, für die ich Modell sein soll. Aber Sie haben sie mir bis jetzt vorenthalten."

Heinrich nickte nachdenklich: „Sie ist in der letzten Zeit nicht recht vorwärts gekommen. Ich wollte die Haltung und die Geste fertig haben, ehe ich zur Hand kommen könnte. Aber vielleicht ist alles nur darum nicht gegangen, weil ich fühlte, daß ich nicht auf dem rechten Weg war, und den hat mir eben Ihr Ausdruck gewiesen."

„Was man unbewußt für Dinge vermag!" lachte Ada.

Heinrich sah sie ernst an: „Es ist im Leben wie in der Kunst. Mit dem Bewußtsein ist wenig zu machen, es muß tiefer sitzen!"

*

So also kam Ada in die Mansarde, die Heinrich in der Wohnung der Mutter zum Atelier ausgebaut hatte. Fast war ihr Kopf zu stolz für die niedrige Decke.

Heinrich rückte sein Bild ins Licht. Da spreizte sich eine üppige Weibesgestalt auf einem Wagen, vor dem zwei Panther gingen. In das freche Gelb und das Orangerot ihres Körpers waren violette Schatten gesetzt und mit gierigen Blicken duckten sich um sie wilde Gesellen.

Ada stand schweigend. Heinrich, verlegen werdend, beobachtete sie ängstlich: „Es gefällt Ihnen nicht?"

Ada wandte den Kopf: „Es wird Ihnen dumm scheinen, was ich sage. Aber das ist keine Göttin!"

Heinrich griff in den Bart: „Vielleicht gerade! Was ist eine Göttin anders als das Allermenschlichste, als das Weib? Und so sind die Weiber!"

Ada wiegte langsam den edlen Kopf: „Ich glaube nicht, daß je diese Art Schönheit als

Digitized by Google

göttlich empfunden worden ist. Ich glaube auch nicht, daß jemals ein Weib durch diese Art Schönheit wirken möchte! Vielleicht kennen Sie die Frau doch nicht."

Heinrich machte eine verächtliche, höhnische Geste. Ada beharrte: „Vielleicht kennen Sie das Weib in seinen niedrigen und schwachen Stunden, aber nicht in den großen und starken seines Lebens. Wenn ich Künstler wäre, würde nur das mich reizen, die Welt in ihren großen und starken Momenten zu malen, nur so, wie ich sie in den edelsten und besten Stunden sähe! Und das wäre das Göttliche, glaube ich."

Heinrich schnitt ein paar nervöse Grimassen. Endlich sagte er gewaltsam: „Sie sind komisch unmodern, Fräulein Sendtner. Aber das Dümmste ist, daß Sie vielleicht recht haben. Man darf so etwas nur nicht sagen vor den Leuten. Aber ich fürchte, nun wollen Sie mir nicht stehen zu meinem Bilde?"

Ada lächelte: „Meinen Sie wirklich, daß meine Augen und meine Hand zu diesem Körper passen würden?"

Heinrich verhüllte das Bild: „Ich weiß noch nicht, was ich mache. Ich muß mir klar werden darüber."

Als am nächsten Tage Fia in Heinrichs Atelier trat, fand sie ihn wie gewöhnlich in Hemdärmeln vor seinem Bilde. An der Stelle aber, wo gestern noch die sinnliche Göttin ihre Glieder gespreizt hatte, war ein leerer, schmutziger Fleck.

„Heinrich!" schrie Fia entsetzt auf. „Wo ist deine Göttin? Nie hast du so geniales Fleisch gemalt!"

Heinrich lachte trocken: „Das schon! Aber es war keine Göttin. Jetzt erst male ich eine wirkliche Göttin!"

Fia fixierte ihn spöttisch: „Die schöne Ada vermutlich? Meinst du, die würde zu mehr als zu der Hand Modell stehen?"

Heinrich sah beiseite: „Es gibt Beispiele genug, daß Maler mit ihrer Kunst auch Frauen erobert haben."

Fia lachte spöttisch: „Die Trauben hängen verteufelt hoch! Ich bin überzeugt, daß Herr Sendtner, wenn du bei ihm anhältst, zunächst nach dem Hausarzt telephoniert, um den Herrn Kunstmaler auf seine geistige Normalität untersuchen zu lassen."

Heinrich erwiderte dumpf: „Was kümmert mich der Alte? Vielleicht habe ich im Leben wie in der Kunst bisher mich mit allzu niedrigen Trauben begnügt. Vielleicht lohnt das Leben nur, wenn man nach dem allerhöchsten greift. Übrigens werde ich zunächst versuchen, sie aus dem Kopfe zu malen. Ich sehe sie ganz genau vor mir, jede Geste. Es hat Künstler genug gegeben, die ihre Akte ohne Modell gemalt haben. Ich beginne ganz von neuem."

Fia hatte ihn spöttisch betrachtet, wie er vor der leeren, verkratzten Leinwand stand. Sie genoß es, ihm einmal seine Ironie heimzahlen zu können: „Mein Teurer, du ahnst nicht, wie so ein Wesen, das in Korsetts groß geworden ist, die Welt ansieht. Sie hat mich jüngst gefragt, wie es nur komme, daß ein Mensch, der so wie du die Schönheit der menschlichen Hand empfinden könne, seine eigenen Hände so wenig pflege."

Heinrich war darauf purpurrot geworden, hatte ein paar Tage bei verschlossenen Türen gearbeitet, ohne sich sehen zu lassen und war auf einmal spurlos verschwunden.

---

4. Kapitel.

Eine Reihe von Tagen verging. Dann trat unversehens Heinrich Pfeiffer wieder im Haus seiner Mutter ein. Er fand Fia allein. Diese aber brach bei seinem Anblick in ein gewaltsames, krampfhaftes Gelächter aus. Was war geschehen? Heinrich stand da, glatt rasiert mit kurzgeschorenem Schädel und statt der kühnen Krawatte schmückte eine dünne Schleife seinen Kragen.

Er wartete, bis die Schwester sich beruhigt hatte. Dann erklärte er ernst: „Ich habe diese Woche gebraucht, um mit mir ins Klare zu kommen. Ich weiß, was ich zu tun habe. Ich fühle, daß nur Ada Sendtner für mich das sein kann, was Helene Fourment für Rubens oder Saskia für Rembrandt war. Ich bin ein anderer Mensch geworden durch sie, und ihr allein will ich durch meine Kunst Ewigkeit verleihen."

Fia lächelte jetzt kühl und spitz, was noch viel kränkender war als ihr lautes Lachen: „Also willst du wirklich deine lächerlichen Paradoxen in die Wirklichkeit umsetzen und wieder

Digitized by Google

zum Damenideal ältesten Genres zurückkehren? Don Quichotterien! Aber so seid ihr Männer!"

Heinrich beharrte kühl: „Ich breche jetzt auch äußerlich mit der Boheme, die ich innerlich schon lange überwunden hatte. Adas scharfe, aber gerechte Kritik über mein Äußeres hat mir die Augen geöffnet! Die Boheme ist ein Durchgangsstadium, weiter nichts! Das Menschentum, das mir vorschwebt, ist auf ganz anderes, auf Strenge, Disziplin, Beherrschtheit aufgebaut!"

„Also willst du morgen deinen Antrag anbringen?" fragte Fia. „Nun, ich werde nicht stören."

In der Tat holte Heinrich am nächsten Tage Ada allein zur Stunde ab. Fia sei unwohl, berichtete er. Ada hatte ihn zuerst kaum erkannt und mußte dann ebenfalls lachen. „Eigentlich stand ihm die Mähne doch besser", dachte sie.

Er aber erklärte mit gerunzelter Stirn: „Ich mußte mit vielem Alten brechen, und wollte auch äußerlich das zum Ausdruck bringen! Das ist eine lange Geschichte, die ich Ihnen nachher erzählen werde."

So saßen sie bald wieder an ihrem Buchenhügel und malten ein paar Obstbäume ab, über die wallende Wolken zogen.

Heinrich kämpfte mit sich. Auch Ada, ganz ins Malen vertieft, schwieg. Sie war unzufrieden mit ihrer Arbeit. Heinrich sah an, was sie gemacht hatte und fuhr dann wild hinein in ihr sorgfältig gezeichnetes Laub, wobei er freilich mit seinen dreisten, grellen Flecken in wenigen Minuten mehr Leben in alles brachte, als es Ada in langer Arbeit gelungen war.

„Sie schreiben mir mit dickem Pinsel ein gar schlechtes Zeugnis!" sagte Ada, bittersüß lachend.

Heinrich sah sie an: „Es war nicht die Absicht." Er ließ den Pinsel sinken und fuhr nach einer Pause fort: „Aber wahr ist's schon! Warum malen Sie überhaupt? Wenn Sie der Welt Bilder, Schönheit, Kunst schenken wollen, so gibt's einen ganz, ganz anderen Weg für Sie!"

„Nun?" fragte Ada.

Heinrich legte Pinsel und Palette ins Gras: „Ich will die Wahrheit gestehen, Fräulein Ada! Ich habe neulich, nachdem Sie in meinem Atelier waren, meine Göttin heruntergekratzt, daß nichts, aber auch gar nichts davon geblieben ist. Dann hab' ich von neuem begonnen, wollte eine wirkliche Göttin malen, aber es ging nicht. Ich brauche ein Modell, und das kann niemand sein als Sie, Fräulein Ada!"

Diese erwiderte nichts, sondern saß starr, bewegungslos.

Heinrich fuhr fort, nach Atem ringend: „Lassen Sie mich offen sein! Wenn Sie wollten, so würde ich Sie malen, wie Rembrandt oder Feuerbach ihre Frauen gemalt haben. Alle jungen Männer sollten Ihr Bild anbeten, und die jungen Mädchen von Ihrer Schönheit träumen. Und ich fühle, ich kann's, wenn Sie mir helfen! Ein neuer Schönheitsbegriff sollte von meinen Bildern ausgehen! Ihren Bildern! Durch Sie erst ist mir aufgegangen, daß es Größeres gibt als raffinierte Farbenkombinationen und Lichtprobleme, daß das es ist, was alle großen Meister geschaffen haben, Göttinnen in Ihrem Sinne, oder was dasselbe ist, Ideale reiner Menschlichkeit."

Um Adas Mund spielte nervöses Lächeln. Innerlich dachte sie, ohne zu verstehen: „Das ist eine richtige Werbung!" Sie wunderte sich, daß sie so kühl blieb. Laut sagte sie: „Ich danke Ihnen, Herr Pfeiffer, daß Sie so gut von mir denken. Aber Sie legen Dinge in mich hinein, die nicht in mir sind."

„Aber was liegt daran", rief Heinrich aus. „Ich sehe sie eben in Ihnen, und ich werde das gestalten!"

Ada sah ihn groß an mit leicht gehobenen Brauen, wie ihre Art war: „Das ist es eben, Herr Pfeiffer. Sie lieben gar nicht mich, sondern Ihre Kunst. Sie selber haben neulich gesagt, ein Künstler könne nur den Honig aus den Blüten naschen oder so ähnlich."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Der Schrei

Schwer drückt Nebel die Novemberwelt,
Liegt in dichten Schwaden auf der Erde,
Geistert rauchend übers Stoppelfeld
Und füllt alles, Wagen Menschen, Pferde.

Wie Verrückter Augen stieren Lichter
Aus verfallnen, eingesunknen Hütten,
Doch der Nebel zieht sich dicht und dichter
Um den Lichtschein, den sie von sich schütten.

Wie gespenstisch geistern die Kolonnen
Auf den weißverhangenen Chausseen,
Und es ist, als bliebe wie versonnen
Gramumflort das ganze Leben stehen.

Abgedämpft nur raunt das Wortgeflüster,
Halblaut hört man die Kommandos hallen,
Und wie spukhaft Wiehern aus der Nüster
Eines aufgeschreckten Rosses schallen.

Sternlos ist die Winternacht. Es feiert
Rings Natur in tiefem Kirchhofsfrieden,
Raum und Form ertranken grauverschleiert
In dem Dunst, von Licht und Schein gemieden.

In das Chaos rollt ein dumpfes Dröhnen
Von der Walstatt, wo sie modernd ringen
Und es weht wie leises Sterbestöhnen
Aus der nahen Schlacht mit Todesschwingen!

O, wie drückt der Alp der Erdentrauer
Alle Kreatur in sich zusammen:
Todesahnung, bleiche Abschiedsschauer
Hauchen aus der Brände fernen Flammen,

Weltbrand glutet durch die Rauchkulissen,
Die der Nebel um die Welt geschlagen;
Rote Feuerfahnen hochgerissen
Künden ein erbarmungsloses Tagen.

Da tönt aus dem Nebel eine Stimme,
Drin gepreßt das ganze Dasein leidet,
Klagend steigt sie aus dem Völkergrimme
Wie der Ruf des Schwans, wenn er verscheidet.

Christi Angstschrei hör' ich windverwehen
Mitten aus der Erdenhölle Not:
„Traurig ist mein Herz bis an den Tod,
Laß den Blutkelch, Herr, vorübergehen!"

Paul Friedrich.

Die weiße Nacht / Von Gutti Alsen

Sie hatte die Fenster geschlossen, die Türen verrammelt, und schleppte nun mit dem ganzen Aufwand an Kraft, deren ihre sechzigjährige Gebrechlichkeit fähig war, ein schweres Möbelstück nach dem andern heran, um das Eindringen in ihr Reich zu verhindern. In ihr Reich, — dies armselige Zimmerchen unter dem Dachfirst, welches ihrer peinvollen Lebenstage Zeuge gewesen war, Zeuge auch jenes unvergessenen grausigen Tages, — und das sie doch nicht meiden konnte und mochte, weil es in tausend Schmerzen ein Teil ihrer selbst geworden war, wie eine ununterbrochen schwärende, nie vernarbende Wunde . . . .

Der Kommandant des vom Feinde eroberten Städtchens hatte einen Erlaß veröffentlicht, nach welchem alle Laternen die Nacht über brennen, und alle Fenster auf der Frontseite hell erleuchtet sein sollten. So schleppte sie denn Flaschen herbei, altes Gerümpel aus einem düsteren modrigen Küchenverschlag, zerbrochenen gesprungenen Hausrat, der blind geworden war im Zeitenlaufe, reihte alles in zwei Doppelrängen auf die Simse und zündete dann die am Nachmittag erstandenen Kerzen an . . .

Ihre kleinen geröteten Augen mit den Stümpfchen von Augenwimpern, welche die Dauer eines Menschenlebens, und allzu oft strömende salzige Tropfen übrig gelassen, blickten weit aufgerissen über das regellose Häuserwirrwarr des weltabgeschiedenen Fleckens. Entsetzen stand in ihnen . . . und

Digitized by Google

Grauen . . . namenloses Grauen . . . Von der außergewöhnlichen Anstrengung und den seit Tagen erlebten Schrecknissen des Krieges überwältigt, sank sie in einen Stuhl . . .

Draußen war die Nacht hereingebrochen, die seltsamste Nacht, welche sich je über die tagmüde Erde gebreitet hatte. In ihren tiefschwarzen Sammetmantel bohrten sich weiße Funken, — anfangs wenige, hier, dort . . . dann mehr, immer mehr, silbern, grellweiß, bis die königlich schwarze Pracht in Fetzen zerrissen, durchlöchert schien wie ein Sieb. Auf allen Wegen und Stegen schossen sie empor, die weißen elektrischen Flammen, aus Straßenlaternen, Auslagen, in allen Fenstern blinkten und glühten unzählige Lichter aus Flaschenhälsen. Die Haustüren standen geöffnet, die Balkons waren mit Leuten dicht besetzt, — denn das Verlassen der Häuser nach sieben Uhr war den Einwohnern des vom Feinde besetzten Städtchens streng untersagt worden. Eine ungeheure Erregung loderte in all diesen Menschen. Man hätte meinen können, daß ein Freudenrausch den Ort ergriffen, daß die Stadt zu einem hohen Feste illuminiert worden sei . . .

Bis zum späten Nachmittag hatte das Schießen gewährt. Der Donner der Geschütze, das Winseln der Verwundeten, die gellenden Schreie der Fallenden waren noch in aller Ohren und machten die Sinne unempfindlich für das Fluten und Weben der unsagbar milden Sommernacht. Und Angst wuchs herauf, bleiche ohnmächtige Angst. Sie zuckte und zitterte aus den hin- und herflackernden Lichtscheinen der weißen Kerzen in schwarzen Fensterhöhlungen, sie bebte aus den qualmenden Rauchwolken der noch brennenden Steinmassen, sie saß schlotternd bei jenen, deren Familienmitglieder dem Kampfe zum Opfer gefallen waren, — sie schleifte ein weißes, weißes Leichentuch über die ganze Erde hin . . .

Stunde um Stunde verstrich . . .

Die Alte saß noch immer vor ihrem Auslug unter dem Dache. Das elende Häuschen, welches sie beherbergte, war der letzten eines im Stadtbild, und das machte den Aufenthalt darin in diesen Stunden noch weniger anheimelnd. Dunkles Gemäuer, halbgeborsten, von fahlem Lichtschein umwittert, lagerte in kompakten Massen daneben. Wie spitze Messer schnitten die weißen Flammen hinein. Die Schläfen der Greisin hämmerten, als ob jeden Augenblick das arme, verbrauchte, solcher Anstrengungen nicht mehr gewachsene Blut daraus entfließen wollte. Ihre Augen bohrten sich mit fremdem Ausdruck starr in eine unirdische ferne Welt.

Und die bleiche Angst in dieser weißen Nacht stieg höher, wuchs, wuchs ins Grenzenlose . . . ward eine nicht niederzuringende Not . . .

Da . . . ein knöcherndes Hämmern an der Tür . . . wie beinerne Knöchel, die dagegenschlugen . . .

„Blutende Madonna, hilf, steh mir bei," bebten die Lippen über dem zahnlosen Munde der Alten. Die welken Glieder schlotterten wie in Fieberschauern.

„Die Soldaten haben die Zuchthäuser geöffnet und die Verbrecher losgelassen," schrillte die Stimme der Nachbarin, „sehen Sie sich vor, schützen Sie den Zimmereingang . . ."

„Die Deutschen . . ." zitterten die greisen Lippen . . .

„Nein, die unsern . . ." gellte es in den höchsten Tönen.

„Blutende Madonna, hilf, steh mir bei . . ." echoten die weiß gewordenen Lippenränder . . . und die fleischlosen Finger schlugen, von einer fremden Gewalt geleitet, wie Klöppel auf ein Instrument, auf dem Fenstersims nieder . . .

Und aus dem Grausen dieser weißen Nacht stieg er empor, jener unvergessene Tag, der finsterste Tag ihres finsteren Lebens . . . Jung war sie gewesen . . ., heißblütig und jung. Und war in rechenschaftloser Trunkenheit des ersten Liebesrausches trotz Elend, Hunger und all seiner Raufhändel mit ihm gegangen . . . Lichtes, so Lichtes zurücklassend . . . Immer tiefer hinein in Dunkel und Qual . . ., dan jener Tag . . . Regengerieſel über grauer Kleinstadt. . . schwelender Dunst in der Vorstadtkneipe . . . wüster Lärm und Durcheinander . . . dann Messerblinken . . . schrille Pfiffe . . . die Polizei . . . und ihn umringt von drohend erhobenen Fäusten. Nachtgestalten voller Heimtücke in den Blicken . . . Verbrecheraugen, in denen doch Furcht flackerte wie Irrlichter über Moraſten . . . Und endlich die Festnahme des Tobenden, der seine Wut wie ein tolles Tier hinausbrüllte . . . das unheimliche rote Flammen der Narbe über dem linken Auge . . .

„Um dich, du liederliche Dirne, wir rechnen ab . . ."

Das Lichte in ihrem Vorleben, das war es gewesen, was ihn nicht ruhen ließ . . . er hatte es beiseite bringen wollen . . .

Und noch einmal ein Röcheln, Schaum vor dem Munde:

„Wir rechnen ab . . ."

Auf dem blutgetränkten Boden der anrüchigen Wirtschaft das Licht, das ihrem Leben ehedem geleuchtet, im Verlöchen . . .

Und die Glocken des heiligen Klosters der blutenden Madonna hatten zu läuten begonnen, friedvoll und fromm, wie nach irgendeinem andern Tage . . . als ob dieser Tag nicht eine Grenze geschaffen hätte zwischen Licht und Dunkel, Schuldlosigkeit und Fehle, Jugend und Alter, — Leben und Tod

Digitized by Google

. . . Als ob dieser Tag in dem Bewußtsein eines armen, gequälten Menschen nicht zum Anfang der unergründlichen Ewigkeit geworden wäre . . .

*

Die Tür des einsamen Stübchen unter dem Dachfirst erdröhnte unter den heftigen Hieben eines Kolbens, wieder, immer wieder. Hartnäckig in regelmäßiger Wiederkehr.

„Aufgemacht . . .!" Und dann lauter, grimmiger, noch einmal:

„Aufgemacht . . .!"

„Blutende Madonna, steh mir bei . . .!"

Es war kaum noch ein vernehmbarer Hauch.

Draußen erlosch das bleifahle Licht der weißen Nacht, um einem gespenstischen Morgendämmern Platz zu machen. Eines nach dem andern stechten die hellen Lichtaugen auf den Wegen und in den Fenstern dahin, bis sie nach einem letzten Auflohen gänzlich vergingen. Spukhaft hoben sich die Umrisse von Mauern und Bäumen aus der bleiernen Atmosphäre ab. Es war, als ob die unfaßbaren Geschehnisse der letzten Tage allem Lebenden und allem Toten ihren geheimnisvollen Stempel aufdrückten. Wie Brausen zog es durch die Lüfte. War es das Dröhnen der weltgeschichtlichen Begebenheiten, ein Rückhall des Kanonendonners, oder das Jammern der gequälten Verwundeten? . .

Die greisen Finger tasteten, irre Gebete stammelnd, den Rosenkranz entlang.

Plötzlich ein bestimmterer Ton: Glockengeläut . . . die Glocken des heiligen Klosters zur blutenden Madonna bimmelten die Morgenandacht, festigten sich dann in sich selbst und trugen ihre friedvollen Wellen über die gemarterte, zu einem neuen Tage, einem neuen Schicksal erwachende Stadt hin . . . Die Zimmertür des entlegenen Vorstadtstübchens unter dem First brach polternd zusammen.

Unerloschenen Haß im faltigen Antlitz stand ein grauhaariger Mann mit erhobenem Kolben da. Am linken Auge ein Feuermal.

Über die Dächer im ersten Frührot ein Frauenschrei in höchster Not.

Und die Töne der frommen Glocken zogen vom Kloster her stille dunkle Wege entlang, deren Sinn und Ziel noch niemand zu erforschen vermochte.

*

Todgeweihte

Gelähmt, auf Krücken, elende Gestalten —
Gefangene, die ihrer Heimkehr warten:
Mir ist, als mische schon der Tod die Karten,
Wie sie einander stützen sich und halten!

Und weiter folgt mein Blick den armen Kranken:
Maubeuge und Lille! Deutscher Soldaten Scharen!

Sie sehen euch voll Mitleid, die „Barbaren",
Zur Gruft durch Frankreichs deutsche Städte wanken!

Julius Haupt.

*

Klein-Asien / Von Johanna Weiskirch

Wem vor dem Kriege die vorwiegend mit deutschem Geist und deutschem Geld erbauten kleinasiatischen Schienenwege, bekannt unter den Namen „Anatolische Eisenbahnen" und „Bagdadbahn", als seinen Interessen ferner liegende und sich seiner Beurteilung entziehende große Kulturwerke bedeuteten, der wird sich inzwischen eine Vorstellung von einem Teil ihrer gewaltigen Aufgaben gemacht haben: von den strategischen! Dank der durch die neuen Bahnen tadellos vollzogenen gewaltigen Truppentransporte unserer türkischen Verbündeten nach ihren Kriegsschauplätzen, haben sie den Feinden große Niederlagen bereitet, so daß man nicht zuletzt den deutschen Eisenbahnen in Kleinasien einen bedeutenden Anteil an den osmanischen Siegen zuschreiben darf.

In erster Linie sollen ja auch die kleinasiatischen Eisenbahnen strategische Verkehrsmittel sein, und als solche schützen sie das Land und sich selbst da, wo sie zur wirtschaftlichen Hebung Anatoliens von ungeheurer Bedeutung sind.

Der deutsche Zuzug nach der Türkei, besonders nach Konstantinopel und den anderen großen Hafen- und Küstenstädten, setzt schon jetzt während des Krieges ein. Vielleicht mehr, als gut ist, denn eine ganze Anzahl dieser mit den hochgeschraubtesten Erwartungen die Heimat und ein, wenn auch bescheidenes, so doch sicheres Brot verlassenden Leute

Digitized by Google

wird an Enttäuschungen und arm im Geldbeutel wieder heimkehren. Nur denen, die Land, Leute und die Verhältnisse der Türkei kennen, oder die zum wenigsten gute Beziehungen nach dort haben, mag es glücken, sich in ihren Hoffnungen nicht getäuscht zu sehen. Mit gutem Gewissen kann man nur denen raten, nach Konstantinopel oder anderen türkischen Verkehrszentren zu gehen, die dort irgendeine sichere Position erwartet, und deren werden ja eine ganze Anzahl sein. Dann aber rate ich unbedingt zum Zugreifen, denn im Lande unserer Verbündeten ist gut sein, und sie selbst habe ich während meines mehr als zehnjährigen Aufenthaltes unter ihnen, als Edelmenschen kennen und schätzen gelernt.

Daß das ehrliche, treue osmanische Volk uns im großen Ringen zum Bundesgenossen erwuchs, muß jeden, der ihm nähertrat, mit großer Genugtuung erfüllen. Außer unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten wüßte ich kein Volk, das uns in Charakter- und Gemütsanlage so ähnlich ist, wie es die Osmanen sind. Das kann einem in Konstantinopel und den anderen großen Städten, wo die Türken mehr oder weniger vom internationalen Leben und Treiben beeinflußt sind, gar nicht so klar werden, wie im Inneren des Landes unter der ackertreibenden Bevölkerung. Oft, wenn ich die anatolischen Bauern pflügend und säend über ihre Felder schreiten oder sie mit ihren Tieren umgehen sah, wenn ich mit ihnen über ihr Tagwerk und ihre Ernteshoffnungen sprach, meinte ich meiner fernen deutschen Heimat Bauern vor mir zu haben. Und meine Blicke glitten von ihnen fort über die Unendlichkeiten der Hochebene, die der Bebauung entgegenharren, um wieder wie einst zum Garten Eden zu werden. Da, wo noch heute die Rispen braunen Steppengrases sich im Winde schaukeln, müssen wieder, wie ehemals, unabsehbare Getreidefelder güngoldene Wellen schlagen, damit Anatolien werde, was es im Altertum war: die Kornkammer Europas. Die Vorbedingungen dazu, daß es geschehen kann, sind in den das weite Land durchquerenden Eisenbahnen und den gleichzeitig mit dem Bau der Bagdadbahn begonnenen Bewässerungsbauten vorhanden. Da, wo es nicht an Feuchtigkeit fehlt, ist die anatolische Erde von einer paradiesischen Fruchtbarkeit. Oft habe ich, wenn sich meine Blicke in den kahlen Länderweiten der Steppe verloren, an die Worte eines Mannes denken müssen, dessen Name unvergeßlich mit der deutsch-türkischen Diplomatie verwoben ist: des verstorbenen Botschafters Marschall von Bieberstein. Als ich während einer Fahrt auf der ersten Strecke der Bagdadbahn, Konia-Karaman, Gelegenheit hatte, mit ihm zu sprechen, meinte er, die mächtige Gestalt und den markanten Diplomatenkopf hochreckend, nach einer die Hochebene umfassenden ausdrucksvollen Geste: „Ich sehe das ganze Land hier schon im Geiste von deutschen Kolonisten bebaut und zu einem Lande werden, darin Milch und Honig fließt!“ Wie Prophetenworte mutet mich dieser Ausspruch des gewiegten Diplomaten und prächtigen Menschen heute an.

Die deutsche Ansiedelung in Kleinasien, das man als das Zukunftsland deutscher Kolonisten bezeichnen kann, ist ohne Zweifel durch das mit dem Blute unserer und türkischer Soldaten besiegelte Bündnis im großen Völkerringen eine Frage der absehbaren Zeit geworden. Der Gedanke, deutsche Kolonien in Kleinasien zu gründen, ist übrigens nicht erst beim Bau der Eisenbahnen aufgetaucht, sondern schon vor siebzig Jahren. Als damals die Auswanderungsfrage an vielen Orten Deutschlands wieder einmal in den Vordergrund trat und sich deshalb allenthalben Ausschüsse bildeten, wurde diesen angeraten, den Strom der Auswanderer anstatt über den Ozean nach dem Orient zu lenken. Leider ohne Erfolg! Auch später wurde immer wieder der Gedanke angeregt, maßgebende Männer nach Kleinasien zu entsenden, um örtliche Untersuchungen und Ergründungen im Interesse deutscher Kolonisten vorzunehmen. Dabei blieb es aber. Freilich, die damaligen Verhältnisse der Türkei waren nicht sehr ermutigend, und von dem Auswandern nur einzelner Familien dorthin hätte auch keine Rede sein können. Das wäre auch heute nicht das richtige. Es können immer nur feste, unter sich abgeschlossene größere Gruppen in Frage kommen. Daß die türkische Regierung nach Beendigung des Krieges deutschen Kolonisten alle nur irgend möglichen Unterstützungen zuteil werden läßt und ihnen die denkbar vorteilhaftesten Bedingungen stellt, ist selbstverständlich, da ja die deutsch-türkischen Interessen noch enger verknüpft sind, als sie es schon waren. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß fortan noch deutsche Auswanderer nach Amerika übersiedeln. Einen nicht hoch genug anzuschlagenden nationalen Unter- und Hintergrund hat die deutsche Kolonisation in Kleinasien: während es von den über den Ozean ziehenden Kolonisten kaum anders zu erwarten ist, als daß sie, erst recht aber ihre Nachkommen, dem Mutterlande allmählich entfremdet werden, erscheint es bei den nach der Türkei Auswandernden ausgeschlossen. Sie werden die Beziehungen mit der alten Heimat, zwischen der, wie bei Amerika, keine ozeanischen Weiten und Tiefen liegen, aufrecht erhalten und einen lebhaften Handelsaustausch mit ihr anbahnen.

Kleinasien ist ein ungeheuer großes Land. Selbst die fruchtbarsten Gegenden sind so schwach bevölkert, daß sie bequem noch dreimal so viel Menschen aufnehmen und ernähren können. So wenig ermutigend die unangesiedelten Landstriche auch aussehen, unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sie sich unter rationeller Bewirtschaftung nach wenigen Jahren in üppig blühende und grünende Gefilde verwandeln. Das können bei der schwachen Bevölkerung Kleinasiens, seine Bauern allein gar nicht erreichen, woraus erhellt, daß die Kolonisation für das Land eine dringende Notwendigkeit ist. Es

Digitized by Google

befinden sich schon seit längeren Jahren bulgarische, griechische und kaukasische Einwanderer, sogenannte Muhardjir-Niederlassungen in Anatolien, die sich von denen der einsässigen Türken durch eine gewisse Wohlhabenheit auszeichnen. Auch haben sie manche Neuerung ins Land gebracht. Immerhin sind diese Bauern auch nicht imstande, dem durch den Bau von Eisenbahnen ins Leben gerufenen Aufschwung der wirtschaftlichen Verhältnisse auf die notwendige Höhe zu bringen.

Sehr zu Unrecht ist der türkische Bauer als träge und indolent verschrien worden. Er ist im Gegenteil eine fleißige, markante Erscheinung seines Standes, dabei ein genügsamer, frommer Mensch. Daß er früher, unter der Spionen- und Günstlingswirtschaft Abdul Hamids, nur so viel arbeitete, als er dringend zum Lebensunterhalt bedurfte, konnte man ihm nicht verdenken, denn alles Mehr wurde ihm ja doch von gewissenlosen Zehnten-Eintreibern genommen. Ich bin überzeugt, daß deutsche und kleinasiatische Bauern sehr gut miteinander auskommen, und einer vom andern lernen wird.

In das landwirtschaftliche Leben Kleinasiens brachte der Bau der Anatolischen Eisenbahnen einen sehr erfreulichen Aufschwung, den die Bagdadbahn mehr und mehr förderte. Die Betriebsgesellschaft ließ das ihr zu beiden Seiten des Schienenweges gehörende Gelände durch tüchtige Fachleute mit allerlei Kulturen anbauen, um zu sehen, mit welchen Anpflanzungen die Landwirtschaft sich heben ließe. Auch ließ sie neuzeitliche Ackerbaumaschinen und Geräte kommen. In Derindje, am Golf von Ismid, erbaute sie einen, den größten Seeschiffen zugänglichen Hafen und enorme, großartig eingerichtete Fruchtspeicher. Dorthin können nun die Bauern ihr Getreide bringen und bekommen einen anständigen Preis dafür. Durch die von der Betriebsgesellschaft beschafften Maschinen wird das Getreide gedroschen, gereinigt und direkt in die es nach allen Himmelsrichtungen bringenden Schiffe geladen.

Der Anbau in Kleinasien dürfte sich zuerst in Getreide ausgezeichnet lohnen, da selbst unter den seitherigen Verhältnissen die Ausfuhr darin bedeutend war. Hervorragend gedeiht auch die Kartoffel, die von der Eisenbahngesellschaft probeweise angepflanzt wurde, und sowohl quantitativ als auch qualitativ glänzend ausfiel. Dann gedeihen Tabak, Baumwolle, Seide, Opium und Knoblauch ausgezeichnet. In bezug auf Obst sind die wasserreichen Strecken Kleinasiens das reine gelobte Land. Ich habe niemals schönere und köstlichere Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Pfirsiche, Melonen und Nüsse gegessen. Und dann erst die Trauben! Solche von drei bis vier Pfund waren keine Seltenheiten!

Der Türke ist vor allem zum Ackerbau geboren, und deshalb liegt auch darin der wahre Reichtum seines Landes. Dabei ist aber der Bodenreichtum Kleinasiens nicht zu unterschätzen. Es befinden sich zahlreiche außer Betrieb gesetzte Bergwerke aller Art in Anatolien, die zum Teil mit ungeheuren Kosten errichtet wurden. Da sie aber durch die damals mangelnden Verkehrswege und die übrigen ungünstigen Verhältnisse nicht lohnten, stellte man ihren Betrieb ein. Bei vielen soll es nur der Freilegung der Eingangsstollen bedürfen, um sie wieder betreiben zu können. Speziell auf anatolischem Gebiet befinden sich in erster Linie an Mineralien: Chromeisen, Pandermit und Meerschaum. Dann hat man Graphit- und Zinnoberlager entdeckt. In der Nähe Smyrnas tritt massenhaft ein prächtiger Schmirgel, den von Naxos übertreffend, auf. Dann hat Kleinasien mächtige Steinkohlenlager und auch solche von Braunkohle. An Metallen sind vorhanden: Silber, Kupfer, Blei und Mangan. Von großer Bedeutung sind die ungeheuren Steinsalzlager und die Salzseen. Es verdienen noch erwähnt zu werden: Mineralwässer, Petrol, Asphalt, Schwefel, Ölsteine und Walkerde.

Aus diesen Angaben erhellt wohl, daß deutschen Kolonisten in Kleinasien viele Wege offen stehen, um zu Wohlstand und Zufriedenheit zu gelangen. Möge es recht bald dazu kommen! Inschallah!

*

Der Künstler

Schwer ringt sich hoch, was nachmals unverloren;
Die Schönheit wird aus Schmerzen nur geboren.

Auf daß die Enkel einst ein Wunder erben,
Muß blutend unsre Seele leben, sterben.
Das ist des Künstlers Schicksal und Vermächtnis:
Nur tiefstes Weh schafft dauerndes Gedächtnis!

Zum Leben sind wir durch den Tod geweiht —
Groß das Empfinden, darum groß das Leid.

Franz Lüdtke.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Hugo Riemann: **„Musik-Lexikon."** Achte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Max Hesses Verlag, Berlin und Leipzig.

Seit Johann Gottfried Walthers, des Zeitgenossen Bachs, „Musikalischen Lexikon" bis zur Gegenwart hat es nicht an Enzyklopädien gefehlt, die als Führer auf dem Gebiete der Tonkunst auftraten. Aber noch kein Werk hat die Ergebnisse der Forschung in so übersichtlicher und lichtvoller Weise niedergelegt, wie das des bekannten Professors für Musikwissenschaft an der Universität Leipzig. Der große Aufschwung der musikgeschichtlichen Forschung in den letzten Jahren hat eine Neuauflage notwendig gemacht. Durch erhebliche Vergrößerung des Formats, das an Handlichkeit nicht verloren hat, ist die Beibehaltung der Einbändigkeit ermöglicht worden. Auch in seiner neuen Gestalt erfüllt das Werk in seiner musterhaften Gliederung und in seinem Reichtum an sachlichen und biographischen Artikeln, die den älteren Epochen der Musikgeschichte besondere Beachtung schenken und die Werke aller namhaften Komponisten möglichst vollständig anführen, den vom Herausgeber verfolgten Zweck, ausübende Musiker und schaffende Tonkünstler, Musikgelehrte und Musikfreunde durch bündige Aufschlüsse über Fragen ihrer Kunst und Schicksale der Künstler zuverlässig zu orientieren. So ist das „Musik-Lexikon" ein Nachschlagebuch, das dem Laien und dem Fachmann eine Fülle von Belehrung und Anregung bietet.

Wilhelm Bode: **„Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken."** Berlin 1916, E. S. Mittler & Sohn.

Der bekannte Goetheforscher hat in seinen Schriften mit Bienenfleiß alles zusammengetragen, was den Dichter aus den äußeren Lebensumständen und aus den Zeugnissen seiner Zeitgenossen heraus von den verschiedensten Gesichtspunkten beleuchten kann, und hat noch kurz vor Ausbruch des Weltkriegs „Goethes Liebesleben" in Einzeldarstellungen der mit seinen Freundinnen gemachten Erfahrungen behandelt. Als Ergänzung dieses Buches erscheint nun obige Schrift, zu der der Verfasser, wie er erklärt, nicht als Philologe und nicht als Literaturgeschichtsschreiber, sondern vom „lebenswissenschaftlichen" Standpunkte aus gedrängt wurde. Er forscht bei Goethe in erster Linie nach dem Menschen, wie dieser mit der Welt und mit sich selber fertig wurde, und sucht bei ihm, auf jedem Schritte seiner Lebenswanderung ihn begleitend, Erfahrung, Rat und Weisheit. So gibt er eine zusammenfassende Darstellung der Stellung des Dichters zum anderen Geschlecht und zu den Fragen der Sittlichkeit, und schöpft dabei nicht nur aus dem Leben, sondern auch aus den Werken Goethes. Wie der große Frauenkenner über Erziehung und Bestimmung, Eigenschaften und Wert der Frauen in den verschiedenen Abschnitten seines Lebens dachte, dies an der Hand von Quellenmaterial zu verfolgen, ist von besonderem Reiz. Goethes Verhalten in der Liebe und seine Stellung zur Ehe sind ausführlich behandelt; hierbei kommen auch innige heikle Fragen zur unbefangenen Erörterung. Anzuerkennen ist, daß der Verfasser die sittlichen Tadler des Dichters zurückweist und ihn aus seinen und seiner Zeit Anschauungen heraus zu verstehen sucht. Es kann aber nicht verschwiegen werden, daß er in seinem „wohlwollenden" Bestreben, ihn zu „verteidigen" und zu „entschuldigen", den über gesellschaftliche Scheinmoral erhabenen Verfechter reinmenschlicher Sittlichkeit nicht immer gerecht wird, und manchmal einen etwas spießbürgerlichen Maßstab anlegt, wenn er z. B. Gretchen nicht das Schicksal des Weibes, sondern das Schicksal der Sünderin erleben läßt und die heimliche Bekanntschaft mit einem — Ortsfremden, sowie ihre weiteren Verfehlungen aufzählt. Dr. Albert Stern.

Otto Julius Bierbaum: **Goethe-Kalender** auf das Jahr 1917. Herausgegeben von Carl Schüddekopf. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Kartoniert 2 M., Luxus-Ausgabe auf Echt-Bütten in Pergamentband 7,50 M.

Nach zweijähriger Pause — der Weltkrieg erklärt sie zur Genüge — erscheint nun wieder der Goethe-Kalender auf dem Plane, und er kann sicher sein, von seinen zahlreichen Freunden sozusagen mit offenen Armen empfangen zu werden. Goethes Verhältnis zum Kriege auf Grund seiner eigenen Äußerungen, das ist der Leittext, der den Inhalt dieses neuen Jahrgangs bestimmt. Bei der inneren Auseinandersetzung, die jetzt jeder Deutsche mit der Kriegstatsache vornehmen muß, fürwahr ein fesselndes Thema und von größter Wichtigkeit für jeden Gebildeten! Daß der große Dichter und Weise auch hier seinen Beistand nicht versagt, obwohl er keine „kriegerische Natur" war, zeigt die reiche Fülle des Kalenderinhalts, zu dem „Wahrheit und Dichtung", „Die Kampagne in Frankreich", „Die Belagerung von Mainz", „Hermann und Dorothea", „Des Epimenides Erwachen" und zahlreiche seiner Gedichte, Briefe, Sprüche und Gespräche beisteuerten. Als besonderen Schmuck enthält der Kalender unter den Abbildungen die erstmalige Wiedergabe von Zeichnungen des Engländers Charles Gore und des weimarischen Künstlers Georg Melchior Kraus, die Goethe selbst rühmend erwähnt und die es verdienen, einem weiteren Kreise bekannt zu werden. Möchte der Goethe-Kalender in seiner anheimelnden und doch vornehmen Ausstattung sich zu seinen vielen alten Freunden recht zahlreiche neue hinzuerwerben, die sich an der Hand dieses Kalenderbuches von Goethe durch die Schwere der Jetztzeit geleiten lassen wollen.

Dantes Göttliche Komödie, übersetzt von **Philalethes,** mit Bildern von Gustav Dore, Verlag von W. Borngräber, Berlin. Preis 3 M. geb.

In Deutschland hat man für internationale Dichtergrößen auch während des Krieges Interesse, sogar dann, wenn der Dichter ein Italiener ist. Nun hat ja allerdings gerade Dante in seiner göttlichen Komödie dem italienischen Volkscharakter in vielem einen ernsten, ja rücksichtslosen Spiegel vorgehalten und so wird es uns um so leichter gemacht, uns aufs neue in die göttliche Komödie zu vertiefen. Besonders verhilft uns dazu die neue Ausgabe, die eine hochelegante Ausstattung aufweist und dabei im Einband nur 3 Mark kostet. Ein wertvolles und zugleich ein schönes Buch! Dr. H. Janke.

Zur freundlichen Beachtung! **Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an Otto Jankes Verlag. Beide Adressen: Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.**

Inhalt des Heftes 14: Der Herr Direktor. Roman von Else Croner. — Der Roman einer schönen Frau. Von Richard Freyen. — **Beiblatt:** Der Schrei. Gedicht von Paul Friedrich. — Die weiße Nacht. Von Gutti Alsen. — Todgeweihte. Gedicht von Julius Haupt. — Klein-Asien. Von Johanna Weiskirch. — Der Künstler. Gedicht von Franz Lüdtke. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 6. Januar 1917. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 15

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Der Herr Direktor / Roman von Else Croner

3. Fortsetzung.

Der Direktor gehörte zu den Schulrevisoren, die die Psychologie der Kriegszeit an Lehrenden und Lernenden studieren, um nicht ins Blaue hinein zu verfügen und niemanden durch unbillige Forderungen zu bedrücken oder durch ungerechte Wertungen zu verstimmen.

Rauhenburg war gern im Klassenzimmer; er wollte immer wieder die frische Beziehung von Mensch zu Mensch, die belebende und kräftigende Berührung mit der pädagogischen Mutter Erde im Schulzimmer. — Kein Papier und kein gebundenes Verfügungsdeutsch drängte sich zwischen ihn und seine Lehrer und Schüler. Seine Persönlichkeit strahlte überall Frische aus, befruchtete, weckte Anteil und gab Richtung. Er war nicht nur Leiter, sondern Führer. Nie verletzte er durch ungerechten Tadel, nie quälte er durch kleinliche Pedanterie.

Das war kein Schulrat, der sich steif mit Dienstanweisung rechts und Lehrplan links auf das Schulkatheder setzte, sich trocken etwas vormachen ließ oder selbst in starrer Examenart fragte und sich zum Schluß mit einem dürren „es war gut" oder „es war nicht gut" zu begnügen.

Allerdings bekam mancher bummliche Lehrer den strengen Revisor kräftig zu spüren, aber es war merkwürdig, daß er auch dann nicht abstoßend wirkte, und daß die Lehrer ihn auch, wenn er sie maßregelte, noch verehrten.

Als eine blutjunge Lehrerin durchaus nicht begreifen konnte, gab er selbst eine Musterlektion. Er gab die Stunde so, daß sich der Unterricht zu einem kleinen didaktischen Kunstwerk gestaltete. Die in sich abgerundete Lehreinheit und der persönliche Einschlag brachten neue Lichter in den Alltagsstoff.

Es war ein feiner pädagogischer Genuß, Rauhenburg unterrichten zu sehen. Er war ein Lehrer = Künstler! Zum Künstler auf dem Katheder wurde er, so oft er mit aufnahmefroher Jugend redete. Wie wurde da mit Zauberschlag der schulmeisterliche Werktag immer wieder neu und lebensfrisch und beziehungsvoll!

Witterte er den Beginn des Einrostens bei einem Lehrer, so konnte er sehr deutlich werden. „Geistiges Weiterstreben, nur nicht bequem werden", sagte er einem älteren Lehrer, „Fortschreiten mit Methode und Wissenschaft bereichert und belebt den Unterricht und läßt auch den Mann mit grauen Haaren im Schulzimmer immer wieder jung und wirksam werden."

Und nicht nur mit den Lehrern, auch mit den Schülerinnen setzte er sich sofort in persönliche Beziehung.

Einmal fragte er ein Mädchen, die besonderes Geschick in der Ausstellung von Schecks bewies, und auch in ihren mündlichen Antworten entschieden kaufmännischen Sinn verriet, nach dem Stand des Vaters. Sie antwortete, daß ihr Vater und auch ihr Großvater Bankbeamte gewesen wären. „Das Angeborene ist ein Erbstück," sagte ihr der Direktor, „ein solch kostbares Wertstück hält man hoch in Ehren, dann bringt es Ihnen Zinsen."

Digitized by Google

Überall achtete er darauf, daß die Schülerinnen möglichst früh selbsttätig durch eigenes Verfahren ihre Kräfte übten und sich ein praktisches Können erwarben, das volkswirtschaftliche Werte erzeugte.

6. Kapitel.

Rauhenburg erlebte die große Zeit auf der Mittagshöhe seiner Mannesjahre. Noch fühlte er Kräfte wie ein Jüngling in sich, um das Leben zu meistern. Jeder Tag war jetzt Weltgeschichte, man lebte wie im Rausch, in einem Meer von Spannung.

Rauhenburg glaubte unbedingt an den deutschen Sieg. Er kannte den Geist der Truppen, er hatte Einblick in die wirtschaftliche Lage, er wußte, daß jeder Kämpfende draußen und jeder Zurückbleibende im Lande bis zum Selbstaufgeben seine Pflicht tat. Die Truppen, die er ausgebildet hatte, umringten ihn und baten, er möchte mit ihnen ins Feld ziehen; sie wollten keinen anderen Hauptmann. Wie gern hätte er's getan. Der Oberstabsarzt seines Regiments hatte ihn aber nicht für felddienstfähig erklärt, eines Herzfehlers wegen; und er war gegen seinen Willen von seiner Zivilbehörde reklamiert worden. Da hieß es nur, Truppen ausbilden, und im übrigen seine Ämter versehen. Der Hauptmann beneidete seine Leute fast, als sie singend die Heimat verließen.

Landsturmmann Wagner und Hauptmann Rauhenburg waren ohne Störung des Gleichgewichts miteinander ausgekommen.

Rauhenburg vermied jede dienstliche Schärfe gerade Wagner gegenüber; es ging sogar soweit, daß man in der Kompagnie Wagner für einen besonderen Freund und Günstling des Hauptmanns hielt. Einmal ging Wagner in Begleitung von Frau Rauhenburg auf der Straße, als der Hauptmann ihnen begegnete. Wagner grüßte nicht, sondern suchte in eine Seitenstraße abzubiegen. Er erwartete dafür mit tödlicher Sicherheit drei Tage Mittelarrest, allein die Meldung unterblieb. Der Hauptmann tat, als hätte er nichts gemerkt.

* * *

Bei Fräulein Holger hatte der Direktor bis jetzt noch nicht revidiert.

Eines Tages erschien er wieder in der Akademie und betrat ohne weiteres Fräulein Holgers Klassenzimmer. Sie war in ihrer Eitelkeit verwundet, weil der Direktor seit der Reise sich in gebührendem Abstand von ihr hielt, und da er merkte, daß sie seine Gunst als einen Freibrief für Bequemlichkeit in Schulpflichten hielt, nicht mehr häufig mit ihr zusammenkam. Er hatte in letzter Zeit viele Klagen über ihre Unpünktlichkeit und Lässigkeit im Unterricht gehört.

Ganz formell begrüßte er sie und nahm neben dem Katheder Platz. Mit Feldherrnblick musterte er die Klasse. Er tadelte die Haltung der Mädchen. Das war keine Straffheit, keine Disziplin, weder bei den Schülerinnen, noch bei der Lehrerin. Konnte Fräulein Holger denn nicht frei stehen? Hingegossen lehnte sie am Fensterbrett, die Kleidung war nachlässig, die Frisur unordentlich.

„Nun also bitte", mahnte der Direktor.

Sie ließ einen Akt aus Wallenstein lesen.

Ihr ganzes Wesen war merkwürdig unsicher, als gäbe es etwas zu verbergen.

Eine Szene nach der anderen wurde heruntergelesen.

„Ja, machen Sie denn gar keine Pausen? Erklären Sie nichts? Geht das immer so weiter im Text? Nennen Sie das Deutsch-Unterricht?"

Sie schwieg. Wutblicke flogen zum Direktor hin.

„Also weiter!" kommandierte er.

Eine der Schülerinnen meldete sich; sie hatte eine Frage, ein Vers war ihr nicht verständlich.

Fräulein Holger war er leider auch unverständlich. Sie redete verwirrt etwas hin. Der Direktor schüttelte den Kopf.

Es wurde weiter gelesen, vielmehr weiter gerast.

„Fräulein Holger, erklären Sie doch wenigstens ein so bekanntes Zitat, wie:

„Dicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Wieder erfolgten einige verwirrte Redensarten von Fräulein Holger, dann ging es weiter.

Digitized by Google

Noch zwei Szenen sah sich der Direktor diese Art Unterricht mit an. Dann sagte er schneidend scharf:

„Ich schließe jetzt die deutsche Stunde; die ganze Klasse hat binnen zwei Minuten das Zimmer geräumt. Fräulein Holger, bleiben Sie noch einen Augenblick hier."

Als die Schülerinnen sich entfernt hatten, fragte er:

„Wo haben Sie denn Ihr Examen gemacht? Sie verstehen ja vom Unterrichten absolut nichts. Halten Sie es denn nicht für nötig, Fragen zu stellen? Sich den Inhalt wieder erzählen zu lassen? Wenn ich hier nur verständnislos herunterleiern lassen will, dazu brauche ich doch keine Lehrkraft, da genügt ein Automat. Welches Seminar haben Sie besucht?"

Keine Antwort.

„Ich wünsche heute nachmittag Ihr Examenszeugnis zu sehen."

Da klang ein Schluchzen durch den Raum.

„Ach Gott, ich habe ja gar kein Examen gemacht! Ich habe das bloß gesagt, weil Sie mich doch sonst nicht engagiert hätten."

„Haben Sie denn den Verstand verloren, Fräulein Holger? Sie haben das Examen erfunden, mich wissentlich getäuscht? Besitzen gar keine Lehrberechtigung?"

Weinend sagte sie: „Es unterrichten doch so viele ohne Examen, Kaufleute aller Art, da dachte ich . . . Ach, lassen Sie mich doch hier bleiben, setzen Sie mich nicht auf die Straße! — Sie kennen ja meine Lebensgeschichte nicht, wissen noch lange nicht alles!"

„N o c h nicht alles?" fragte der Direktor.

Stoßweise erzählte sie nun:

„Ich bin gar nicht Fräulein Holger, sondern Frau Holger. Ich ließ mich von meinem Mann, den ich mit 18 Jahren geheiratet hatte, scheiden, weil er mich schlecht behandelte. Er war Künstler, Bildhauer, ich habe nie wieder etwas von ihm gehört. Dann wurde ich Krankenschwester, aber ich hielt das körperlich nicht aus. Eines Tages las ich, daß Sie Lehrerinnen brauchten. Da ich einige Sprachkenntnisse habe, stellte ich mich Ihnen vor, ich gefiel Ihnen, Sie engagierten mich, — nun und das übrige wissen Sie ja. Ach bitte, machen Sie mich doch nicht unglücklich, Herr Direktor. Ich möchte so gern hierbleiben." —

Der Direktor hatte im allgemeinen das, was man „starke Nerven" nennt. Aber diese Szene regte ihn auf. Äußerlich blieb er beherrscht: „Ich kann Sie als Lehrkraft hier nicht behalten, keine Stunde länger. Ich verschone Sie mit Vorwürfen und bitte Sie nur, jede Verlängerung dieser Szene zu vermeiden. Ihr Gehalt wird Ihnen noch bis zum Ende des Vierteljahrs zugehen. Ich will Ihnen auch gern bei der Wahl eines anderen Berufs behilflich sein."

Er war selbst wie vor den Kopf geschlagen; die ganze Episode „Fräulein Holger" zog mit Blitzesschnelle noch einmal in seinem Hirn vorüber, wie er sie zum erstenmal in seinem Seminar gesehen hatte, wie er sie dann zum Essen eingeladen hatte, wie er sie halb aus Mitleid engagiert hatte, dann ihr eigentümliches Benehmen! Nun wußte er sich auch das Seltsam-Frauliche zu deuten, die freie Art mit ihm umzugehen, die kein junges Mädchen hatte. Fräulein Holger — eine verheiratete und geschiedene Frau. —

Der Abschied von ihrem Beruf ging jedoch leichter von statten, als er geglaubt hatte. Nun, da sie ihr Spiel verloren sah, machte sie sich in spöttischen Redensarten Luft. Der Direktor zog den Hut und empfahl sich.

Eugenie Holger litt unter dem Bruch mit Rauhenburg. Ihre entzündbare Phantasie klammerte sich mit eigentümlicher Beharrlichkeit an diesen Mann. Sie war bitter gegen ihn gestimmt, weil er sie geschädigt und, — ihrer Meinung nach ungerecht geschädigt — hatte. Und doch sehnte sie sich Tag für Tag danach, ihn zu sehen. Sie konnte es nicht verwinden, daß er sie so einfach aus seinem Leben gestrichen hatte, sie ganz vergessen zu haben schien. Für ihre Fraueneitelkeit war dieses Schweigen das schlimmste, was er ihr zufügen konnte.

„Jetzt sind viele Wochen vergangen, ohne daß er sich ein einziges Mal gemeldet hat," dachte sie, „gerade als ob die Oberwiesenthaler Tage und die intimen entzückenden Plauderstunden mit ihm nie gewesen wären, als ob ich niemals ‚Rauhenburgchen' zu ihm gesagt hätte."

Digitized by Google

Sie dachte an das Abendessen zu Zweien und an das wohlige Behagen und die helle Freude, die sie bei jedem längeren Zusammensein mit ihm empfunden hatte. Es war doch so wunderschön gewesen. Warum mußte er das alles so rauh zerstören? Warum kam er nicht wenigstens einmal und besuchte sie? In den ersten Wochen hatte sie jeden Morgen der Briefträgerin erwartungsvoll entgegengeschaut. Es wäre doch nur natürlich und selbstverständlich, wenn er ihr schrieb. Sonst war sie ja losgelöst von jeder Beziehung zu ihm, und das war viel schmerzlicher, als sie anfangs geglaubt hatte.

Bei jedem Telephonklingeln nebenan im Zimmer ihrer Wirtin schreckte sie zusammen. Er hatte ihr früher gelegentlich kurze telephonische Mitteilungen gemacht, weshalb meldete er sich nicht jetzt einmal aus eigenem Antrieb. In ihrer Einbildungskraft hörte sie schon seine durch den Telephonapparat etwas gedämpfte, aber trotzdem eindringliche Kommandostimme: „Hier Doktor Rauhenburg. Haben Sie heute nachmittag Zeit? Wir wollen uns um 5 Uhr treffen."

Aber diese Gespräche bestanden leider nur in ihrer Phantasie; und so unfaßbar ihr seine Vergeßlichkeit oder Unbeständigkeit, wie sie es nannte, auch war, er telephonierte nie, schrieb nicht, meldete sich nicht, erkundigte sich nicht, wie es ihr ging. Sie gab sich Mühe, ihn gleichfalls aus ihrem Leben zu streichen. Was wollte sie denn noch mit ihm? Sie zerriß seine Photographie, die sie ihm einmal abgeschmeichelt hatte, warf ein paar Zeilen von seiner Hand, die sie wie ein Heiligtum aufbewahrt hatte, ins Feuer und sah zu, wie die Flammen seine Handschrift zerstörten. Wenn sie ihm jetzt auf der Straße begegnete, machte sie einen Bogen um ihn herum; an einer flüchtigen Begegnung und konventionellen Worten lag ihr nichts. „Ist er denn ein Ungeheuer an Vergeßlichkeit und Undank?" fragte sie sich.

Beschäftigungslosigkeit verschlimmert jeden seelischen Zustand von traumhafter Schwäche, die sich bei Frauen nach starken Gemütsbewegungen einzustellen pflegt. Frau Holger besaß nicht Energie und sittliche Kraft genug, um ihre untätigen und gefährlichen Phantasien in ernste Arbeit umzusetzen.

Sie träumte Tag und Nacht von Rauhenburg, erinnerte sich selbst immer von neuem an die Begegnungen der letzten Zeit, an die Abenteuer und Verstrickungen und dichtete und wob wie alle lebhaft empfindenden Frauen in ihr Liebesgefühl tausend Dinge hinzu; und der Wunsch nach Wiederholung strömte daraus, und eine Sehnsucht stieg empor, in deren Umklammerung sie sich von Tag zu Tag hinschleppte. Sie wurde entkräftet, schlaff, ohnmächtig, sich aus diesem Zustand zu befreien. Oft weinte sie wie ein Kind. Die Tage und Wochen vergingen, ohne daß Frau Holger ihre Folge wahrnahm. Wie ein aus dem Schlaf häufig Erwachender lebte sie zerstückt. Bald hielt sie ihr Leben für nutzlos, überflüssig und verbraucht, bald war ihr Geist in einem leichten, begehrlichen Rausch.

Statt die Dinge als Gesetz und Notwendigkeit zu begreifen, beklagte sie kurzsichtig die Mißgunst des Geschicks.

Nie kam ihr auch nur der Gedanke, daß die Zeit, in der sie lebte, zu groß für wehleidige, persönliche Betrachtungen war.

Sie besaß keine Lebensziele, nur Wallungen, keine Richtungslinien, nur Impulse, keine beglückenden Ideale, nur verwirrende Idole.

Auch ihr Empfinden für Rauhenburg war ungeklärt, Zufallsspiel. Es hatte begonnen wie ein Funken; vielleicht mit einer Freude über eine Auszeichnung, vielleicht mit einem Erstaunen über eine versäumte Handlung, die sie erwartet hatte. Der Widerstand, den sie durch sein männliches Auftreten erfuhr, hatte sie ergötzt, gereizt und ihre Wünsche gesteigert.

Einer aus dem tiefsten Grund des Herzens aufströmenden Liebe wäre sie schon deshalb unfähig gewesen, weil sie den Wert eines Mannes wie Rauhenburg nicht ermessen, nicht einmal ahnen konnte. Sie sah und empfand nur das Sinnenfällige, nur die Außenseite. Aber schon das genügte, um ihre leichtbewegliche Phantasie zu entflammen. —

Eugenie Holger hatte bei ihrem Schulabgang alle Brücken hinter sich abgebrochen. Sie betrachtete die Episode Rauhenburg als abgeschlossen. Erst als ihr Gehalt nach Ablauf des „Gnadenvierteljahres" zum erstenmal ausblieb und sie von neuem sich vor den Existenz-

Digitized by Google

kampf gestellt sah, erinnerte sie sich, daß Rauhenburg noch in letzter Stunde ihr seine Hilfe angeboten hatte.

Ganz im Unterbewußtsein trug sie noch immer ein Wünschen, ein Hoffen; es schlich ihr nach und ließ sie nicht los. Sie trug es ihm nach, daß er sie aus ihrer Bahn gerissen hatte. Ihr Rechtsgefühl begriff nicht, daß vorgetäuschte Zeugnisse ein Entlassungsgrund waren. Und was ihre Leistungen anbetraf — du lieber Gott, andere lernten's doch auch mit der Zeit. Er hätte Geduld mit ihr haben müssen. Aber er war wie alle Männer: erst Freundschaft und Freundlichkeit, dann zeigte er Härte und Ungerechtigkeit.

Einmal traf sie Rauhenburg in der Straßenbahn, er grüßte, sprach sie aber nicht an. Und sie wagte es auch nicht, an ihn heranzutreten; obwohl sie doch jetzt in gar keinem Amtsverhältnis mehr zu ihm stand, war und blieb er doch für sie immer „der Herr Direktor", dessen Wünsche es ihr Freude gemacht hätte, zu erfüllen, dessen Meinungen und Ansichten für sie — noch heute — autoritativ waren, dessen bloßes Mienenspiel ihr das eigene Verhalten vorschrieb.

Das ging übrigens nicht nur Eugenie Holger so; fast jeder, der einmal Direktor Rauhenburg — und war es auch nur für kurze Zeit — als Vorgesetzten genossen hatte, empfand ihn eben sein ganzes Leben lang als Vorgesetzten, als Verkörperung von Macht und unantastbarer Autorität. Es kostete geradezu Zwang, ihm zu widersprechen und mit Eigenwillen und Sonderwünschen zu kommen, wenn er vor einem stand und den ganzen Raum mit seinem Willen und seiner Meinung füllte; da hatte nichts anderes daneben Platz. So dachte auch Eugenie Holger, und sie hatte daher ein unsicheres Gefühl. Würde er sich noch um sie kümmern wollen?

Als aber noch einige Wochen vergangen waren, ohne daß sie Beschäftigung gefunden hatte, schrieb sie an Rauhenburg und wartete dann herzklopfend und spannungsvoll auf seine Antwort.

Der Direktor war es gewohnt, Damenbriefe zu bekommen. Die Lehrerinnen trugen ihm in schwierigeren Fällen ihre Wünsche gern schriftlich vor.

Aber das hier war kein Lehrerinnenbrief, das sah er sofort. Eine kleine nervöse Handschrift und ein parfümierter Bogen. Handelslehrerinnen schreiben groß und deutlich, lateinisch und ausgeschrieben. Außerdem trug das Kuvert die Aufschrift „Privat-Angelegenheit".

Er las den Brief nicht im Bureau, sondern steckte ihn ein.

Als er am Nachmittag in einer Konditorei im Freien seinen Kaffee trank, fiel ihm der Brief wieder ein.

„O Gott, o Gott," stöhnte er, „5 Seiten."

Unter den leichten Wölkchen der Zigarre, deren Duft sich mit dem des Kaffees mischte, begann der Direktor die Lektüre seines Briefes.

„Sehr verehrter Herr Direktor.

Ihr Anerbieten, mir bei meiner Berufswahl behilflich zu sein, ermutigt mich, Sie um eine Viertelstunde Zeit zu bitten, obwohl ich natürlich weiß, daß Sie Wichtigeres zu tun haben, als einer „gekündigten Lehrerin" wieder auf den Weg zu helfen.

Vielleicht sind Sie sogar so sehr Schulmann, daß eine Dame, die keine Lehrerin mehr ist, für Sie keinerlei Interesse mehr hat? Ich frage mich oft, ob die unvergeßlichen Tage von Oberwiesenthal und der frohe Abend im Palast-Restaurant nur ein Traum waren? Ich kann mir kaum vorstellen, daß derselbe Doktor Rauhenburg, dessen Gunst und Sympathie ich als Privatmensch besaß, es über sich bekam, mir als Lehrerin Knall und Fall zu kündigen — nur weil ich nicht staatlich abgestempelt bin! Herr Doktor Rauhenburg, das war hart und ungerecht, und Sie haben vielleicht zum erstenmal im Leben Ihre Macht mißbraucht. Sie wissen nicht, wie das tut, wenn einem der Boden unter den Füßen fortgezogen wird, wenn mit einem einzigen raschen Machtwort ein ganzes Lebensschicksal entschieden wird. Warum taten Sie mir das an, Herr Direktor? Mußte das denn sein? Voller Hoffnungen war ich zu Ihnen gekommen — und nun ein solches Endergebnis.

Einmal erzählten Sie mir — damals, als wir noch gut standen — das Machtgefühl freute Sie; für einen Mann gäbe es nur das eine Ziel: ‚Macht'. Und Sie fügten hinzu, daß Sie Ihre Macht sehr vorsichtig und verantwortungsvoll brauchten. Ich weiß, daß Sie noch

Digitized by Google

niemals eine Lehrkraft entlassen haben. Man rühmt Ihnen nach, daß Sie immer Mittel und Wege finden, um wieder einzulenken und einzurenken, und Ihre Maßnahmen wären immer so, daß keiner, keiner — bis auf den Fall Eugenie Holger — ins Herz getroffen worden ist. Es liegt eine gewisse Tragikomik darin, daß gerade ich die erste Lehrerin sein mußte, der Sie rücksichtslos den Stuhl vor die Tür setzten. Sie wollten mal wieder ‚durchaus neutral und unparteiisch' handeln und sind in Wirklichkeit mir gegenüber schroffer und härter verfahren, als es der fremdeste, unpersönlichste Vorgesetzte getan haben würde. Ich habe die paar Stunden freundschaftlichen Verkehrs sehr bitter bezahlen müssen, mit der Aufgabe meiner Stellung. Nennen Sie das gerecht und menschlich gedacht, Herr Direktor? Zum erstenmal, seit ich Sie kenne, haben Sie mir nicht imponiert.

Aber mir kommt es ja gar nicht zu, Ihr Tun und Lassen zu kritisieren, am allerwenigsten jetzt, in einem Augenblick, in dem ich Sie um Rat und Hilfe bitten möchte.

Ich bin am Ende meiner Widerstandskraft, Herr Doktor Rauhenburg. Ich habe alles versucht, um eine Stellung zu bekommen, es war erfolglos. Da Sie mir selbst ein Zeugnis verweigert haben, habe ich nichts, worauf ich mich stützen könnte. Ich habe versetzt, was ich an Wertsachen noch besaß, und ich hungere, um nicht mein letztes anständiges Kleid noch zu versetzen. Ich besitze keine Verwandten, keinen Freund, an den ich mich wenden könnte, und ich weiß nicht, wie das noch enden soll. Sie, Herr Direktor, haben in einer einzigen Stunde meinem Schicksal diese traurige Wendung gegeben, seien Sie edel und helfen Sie mir auch wieder aus dieser Not heraus!

Wann und wo könnte ich Sie morgen einen Augenblick sprechen?

Ich erwarte sehnlichst einen gütigen Bescheid und verbleibe mit ganz vorzüglicher Hochachtung

Ihre ergebene
Eugenie Holger."

Den Direktor berührte dieser Brief eigentümlich. Eugenie Holger war in Not. Natürlich wollte er ihr helfen. Bittbriefe und Hilferufe verhallten selten unerhört bei Rauhenburg. Und nun gar diese Frau Holger, in deren Schicksal er selbst eine Rolle gespielt hatte. Er schrieb ihr, sie möchte am folgenden Tage in sein Bureau kommen.

Und Eugenie Holger kam.

Rauhenburg fand sie blaß aussehend; und zum Nachteil verändert. Auch die etwas vernachlässigte Kleidung fiel ihm auf.

Sie ließ keinerlei Empfindlichkeit merken, sondern legte sofort offenherzig ihre Verhältnisse noch einmal klar. Mit einem Lächeln glitt sie darüber weg, daß sie noch immer ohne Beschäftigung war.

„Es scheint mir doch nötig, Frau Holger, daß Sie so schnell wie möglich eine Stelle finden", sagte er eindringlich und ernst.

„Es nimmt mich ja keiner, ohne Zeugnisse und ohne Empfehlungen. Ich kann Schreibmaschine schreiben und stenographieren."

„Wie wär's mit einer kaufmännischen Stellung? Freilich, sofort wird nichts zu haben sein."

„Das ist es ja eben," sagte Frau Holger und seufzte. Sein ganzes Mitleid wurde wach. Traurige Frauenaugen konnte er nicht gut sehen. Er überlegte einen Augenblick scharf und klar, dann sagte er mit ruhiger Freundlichkeit:

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Frau Holger. Ich brauche für alle meine Nebenämter eine Sekretärin, eine Dame, die registriert, katalogisiert, Stenogramme aufnimmt, die Korrespondenzen in meinem Sinne erledigt, auch gewandt im Verkehr mit dem Publikum ist. Hätten Sie Lust und Ausdauer zu einer solchen Tätigkeit?"

Frau Holger war hoch errötet; freudige Überraschung malte sich in ihren Zügen. Das wäre doch wieder eine Art Verbindung zu Rauhenburg. Sie war dann nicht mehr ausgeschaltet aus seinem Leben! Hatte wieder Beziehungen zu ihm. Herrgott, wäre das ein Glück! „Herr Direktor, ist das Ihr Ernst? Wie soll ich Ihnen danken?" fragte sie.

„Indem Sie gewissenhaft Ihren neuen Verpflichtungen nachkommen. Ich möchte Sie hauptsächlich in der Orient-Gesellschaft beschäftigen, deren stellvertretender Generaldirektor ich jetzt bin. Seien Sie Montag früh um 9 Uhr pünktlich dort. Ich werde Sie dann

Digitized by Google

in Ihr Arbeitsgebiet einführen. Ich zahle 120 Mark monatlich. Von 9 bis 3 Uhr sind Ihre Dienststunden." Er prüfte noch ein wenig ihre Tüchtigkeit im Maschineschreiben, diktierte ihr ein Probestenogramm und meinte dann, es würde ganz gut gehen.

* * *

Doktor Wagner wußte, daß seine Tage in der Heimat gezählt waren; der nächste Truppentransport stand dicht bevor.

Rauhenburg hatte alles vermieden, was Wagner erbittern oder reizen könnte. Aber er hatte ihn auch gewarnt. „Wenn mir zu Ohren kommt, daß Sie noch einmal auch nur den leisesten Versuch machen, mit meiner Frau persönlich zusammen zu kommen, gehe ich schonungslos gegen Sie vor." Unter dieser Drohung zuckte Wagner zusammen und richtete sich danach. Beim Militär verstand man keinen Spaß. Wozu sollte er sich selbst das Leben unnötig erschweren? So viel war ihm Leonores Gunst nicht wert. Erst kam er und das, was ihm förderlich und nützlich war. In den vierziger Jahren überwiegen die Stimmen der reinen Vernunft. Für Sentiments hatte er kein Verständnis. Aber am letzten Abend, ehe es nach Rußland ging, telephonierte er an Frau Leonore: „Ich trete nun die Fahrt ins Ungewisse an und werde voraussichtlich den ehelichen Frieden des Herrn Hauptmann nicht weiter stören. Er hat mich für den dichtesten Kugelregen nach Polen bestimmt. Ihnen aber, die Sie so ängstlich und vorsichtig mich stets in meine bescheidenen „Freundes"-Grenzen zurückwiesen, möchte ich zum Abschied nur mitteilen, daß Eugenie Holger nach wie vor der bunte Schmetterling ist, der Ihres Mannes Sinn umgaukelt. Sie glaubten, er wollte nichts mehr mit ihr zu schaffen haben? Sie unverbesserliche Optimistin! Wenn Sie morgen vormittag Zeit haben, so besuchen Sie doch den Herrn Gemahl in seiner Orient-Gesellschaft während der Bureaustunden. Sie werden eine Überraschung dort erleben. — Ich küsse der Gnädigen die Hand und sage Ihnen Lebewohl."

Frau Rauhenburg ließ den Hörer fallen. Diese Mitteilung wirkte auf sie wie betäubend. Den nächsten Morgen schlich sie im Hause umher, bis die Stunde gekommen war, wo sie in das Bureau der Orient-Gesellschaft fahren konnte. Sie hatte keine klare Vorstellung, was sie dort erwarten würde, sie wußte nur: „Ich muß hin."

Sie klopfte leise und bescheiden an. Ein Diener öffnete ihr.

„Kann ich den Herrn General-Direktor sprechen? Bitte, hier ist meine Karte," sagte sie, als ob sie eine Fremde wäre. Der Diener las den Namen.

„Aber bitte sehr, Gnädige Frau, wollen Sie nicht eintreten. Der Herr Generaldirektor sind zwar noch nicht hier, aber die Sekretärin kann ihn sofort telephonisch erreichen." Dabei geleitete er Frau Rauhenburg in das Privatkontor, bat sie, Platz zu nehmen, er werde ihr die Sekretärin sofort herüberschicken.

Frau Rauhenburg blieb stehen. Eine wirbelnde innere Unruhe gärte in ihr. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Tür, und Frau Rauhenburg und Frau Holger standen sich gegenüber. Zum erstenmal im Leben. Sie kannten sich beide äußerlich, vom Sehen, wie sich Frauen kennen, die sich gegenseitig interessieren.

Miteinander gesprochen hatten sie noch nie. Frau Rauhenburg war instinktiv jeder persönlichen Beziehung, auch der bloßen Form des Vorgestelltwerdens, ausgewichen. Frau Holger faßte sich zuerst.

Nachdem sie mit ihren spürenden, tastenden Blicken die Frau Direktor eine Weile mit unverhohlener Neugier keck gemustert hatte, sagte sie:

„Gnädige Frau, soll ich den Herrn Direktor benachrichtigen?" Statt aller Antwort fragte Frau Rauhenburg nur:

„Sie sind Fräulein Holger?"

„F r a u Holger, ja, gnädige Frau. Ich bin die Privatsekretärin Ihres Gatten."

„Ihres Gatten," wie intim das klang.

Frau Rauhenburg trat einen Schritt zurück.

„Ich bin Ihnen nicht sympathisch, gnädige Frau?" fuhr Frau Holger fort. „Und Sie wünschten mich lieber auf den Mond, als hier ins Privatkontor Ihres Mannes?"

„Ihres Mannes", hatte sie gesagt, sie wurde ja immer formloser.

Digitized by Google

Mit absichtlicher Betonung erwiderte ihr Frau Rauhenburg:

„Wen der Herr Direktor sich als Stenographin engagiert, ist mir völlig gleich, ich hatte allerdings geglaubt, er würde sich eine Dame dazu aussuchen, die wenigstens die selbstverständlichsten Höflichkeitsformen beherrscht. Herr Doktor Rauhenburg ist für Sie, Frau Holger, weder ‚mein Gatte', noch ‚mein Mann', sondern — Ihr Chef."

Die sanfte Frau, die es sonst Überwindung kostete, einen anderen Willen zu haben als den ihrer Umgebung, hatte mit ungewohnter, scharfer Gereiztheit gesprochen.

Frau Holger schluckte die Pille mit schnippischem Lächeln.

„Man scheint Ihnen reizende Geschichten von mir erzählt zu haben, gnädige Frau. Sie sind voreingenommen und verachten mich nun. Mit welchem Recht, gnädige Frau? Ich nahm Ihnen nichts, ich . . ."

In diesem Augenblick wurde die Tür rasch geöffnet und Doktor Rauhenburg stand, in feldgrauer Uniform, eben von einer Übung kommend, zwischen den beiden Damen. Er war peinlich berührt, sie in einer scheinbar erregten Unterredung zu treffen.

„Du — hier?" wandte er sich an seine Frau, „derartige überraschende Besuche in meinen Diensträumen sind doch sonst nicht deine Art? Ist zu Hause etwas Dringendes vorgefallen?"

Leonore schwieg. In Frau Holgers Gegenwart mochte sie keine Erörterungen.

„Und Sie, Frau Holger", fuhr Rauhenburg in scharfem Tone fort, „haben doch wohl andere Dinge während Ihrer Dienststunden zu tun? Ich liebe es nicht, wenn meine Sekretärin sich in Unterhaltungen mit Damen oder Herren, die mich persönlich besuchen, einläßt. Die erste Pflicht einer Privatsekretärin heißt: Schweigsamkeit. — Und nun, bitte, bemühen Sie sich an die Schreibmaschine und erledigen Sie die Briefschaften." Die letzten Worte verstärkte er durch eine befehlende Handbewegung.

Rauhenburg sah seine Frau mit einem aufmerksam prüfenden Blick an. „Nun, Leonore, was erzählte Frau Holger dir soeben?"

„Hellmuth, ich kann hier, Wand an Wand mit dieser Person, nicht über diese Dinge mit dir reden. Mir genügt die Tatsache, daß du nicht von ihr lassen kannst . . ."

„Übertreibe doch nicht so unerhört. Ich half ihr; sie tat mir leid."

„Das sagst du immer! — Sie ist bis über die Ohren verliebt in dich! Frauenaugen täuschen sich in solchen Dingen selten. Ich finde es schamlos, daß sie in deinen Diensten steht, täglich stundenlang mit dir allein zusammen ist. — Du hättest sie nicht engagieren dürfen, es gibt doch andere genug. — Wie sie dich vorhin ansah! Sie trinkt dich mit den Augen. Sie schminkt sich, um dir zu gefallen, äußerlich und innerlich, Hellmuth. Herrgott, wie kannst du eine solche Person um dich dulden."

Rauhenburg blätterte ungeduldig in einem Katalog. Er hatte so viele andere Dinge im Kopf, und nun, wie aus der Luft gegriffen, dieser Frauenzank. Fast lächerlich schien es ihm, jetzt in dieser weltbewegenden Zeit, sollte er Sinn für Frau Holgers kleine Evaskünste haben? Wäre die Episode Oberwiesenthal nicht längst für ihn erledigt gewesen, so hätte er sie sicher nicht engagiert. Das war ein kurzes Ferienspiel für ihn gewesen, viel harmloser, als seine Frau ihm je glauben würde.

„Ich will dich nicht länger stören, Hellmuth," sagte Frau Rauhenburg kühl, „ich wollte im Vorübergehen noch einen Besuch machen."

---

7. Kapitel.

Rauhenburg war von einem Maler, der als Feldwebel in seinem Regiment stand, um die Erlaubnis gebeten worden, ihn malen zu dürfen. Das scharfgeschnittene, energische Gesicht reizte Künstler ganz besonders. Schön war Hellmuth Rauhenburg nie gewesen, und die Jahre rastloser Arbeit hatten ihn nicht schöner gemacht. Das aber, was dem Antlitz Leben und Charakter gab, vermochte kein Bild wiederzugeben: die blauen großen Augen, die einmal so herrisch funkeln konnten und scharf wie geschliffener Stahl blinkten, und aus denen dann wieder tausend Lichter überlegener Güte blitzten.

* * *

Heute feierte die Akademie ihr 25jähriges Jubiläum, wegen des Krieges in bescheidenerem Umfange. Feiertag in allen Klassen. Die ganze

Digitized by Google

Stadt schien ein festliches Gepräge zu haben. Doktor Rauhenburg wurde als Schöpfer der Akademie gefeiert. Er hatte mit ihrer Gründung das geschaffen, was der Stadt den Großstadtzug gab. In der Aula waren die Ehrengäste versammelt, ordengeschmückte, ältere Herren. Man kannte einige: den Oberpräsidenten der Provinz, ein Ministerialrat aus dem Handelsministerium, ein Oberst aus Rauhenburgs Regiment, den Oberbürgermeister. Die Lehrer, im schwarzen, zugeknöpften Gehrock und die Lehrerinnen in neuen Frühjahrskostümen, füllten die ersten Schulreihen. Dann folgte die große Schar der Schüler und Schülerinnen, dicht zusammengedrängt, erwartungsvoll, andächtig gestimmt.

Auf der Zinne des Daches wehte eine Fahne im Frühlingswind.

In schweigender Geschäftigkeit walteten die Festordner ihres Amtes.

Alles wartete auf den Mann, dessen Lebensarbeit die Akademie gewesen. Da standen in dichten Reihen die ehemaligen Schülerinnen der Anstalt, die früheren Schüler waren meist im Felde. Die gute Kleidung und Haltung der Mädchen bewies, daß sie sich in guten Stellungen befanden, Korrespondentinnen, Prokuristinnen, Kontoristinnen, dann die Beamtinnen an Banken, Ämtern und Behörden, zum Teil pensionsberechtigt und jeder pekuniären Sorge enthoben. Dann die Verkäuferinnen, die in eigens für sie errichteten Schulen zu mustergültigen Vertreterinnen ihres Faches herangebildet wurden. Und nun kamen, vom Schulgebäude her, straff nach Klassen geordnet, die augenblicklichen Schülerinnen der Anstalt.

In einer Loge saßen Vertreter der Universität.

Mit dem zwölften Glockenschlag betrat das Ehepaar Rauhenburg den Saal. Vorn in der ersten Stuhlreihe waren zwei Ehrenplätze für sie reserviert. Auf Doktor Rauhenburgs Zügen lag tiefer Ernst. Er dachte daran, wie er vor mehr als zwanzig Jahren, als ganz junger, eben fertiger Oberlehrer, die kleine städtische Handelsschule übernommen, wie er mit einem halben Dutzend Lehrern und 200 Schülern begonnen hatte, um die Anstalt von Jahr zu Jahr zu größerem Umfang hinaufzuführen, bis sie in die erste Reihe der kaufmännischen Bildungsstätten des Reiches rückte, bis aus der kleinen Schule eine große Akademie, bis aus den 200 Schülern 2000 und aus den 6 Lehrern 160 geworden waren, denen er zu Arbeit und Brot verholfen hatte. Er war dem Schicksal dankbar, daß ihm Verantwortung und Arbeit, Mühe und Macht, Kampf und Sieg geschenkt hatte. Das Wort Ernst Moritz Arndts war der Leitspruch seines Lebens gewesen: „Arbeit heißt des Menschen Würde."

Von Rauhenburgs Lebenswerk sprach der Oberbürgermeister, sein persönlicher Freund und Gönner, und stattete ihm den Dank im Namen der Stadt ab.

Dann sprach er in warmen Worten von der Persönlichkeit des Direktors, und es war, als wende er sich besonders an die enggedrängten Scharen der Lehrer:

„Doktor Rauhenburgs Geist und Hand bauten an den Wohlfahrtseinrichtungen für Lehrer und Schüler. Wir kennen sie alle, ich brauche sie Ihnen nicht zu nennen. Nur der großherzigen Schöpfung des letzten Jahres möchte ich dankbar gedenken, für die er aus eigenen Mitteln das Terrain gestiftet hat, die Kolonie Hellmuthberg, die vom Abhang der Berge herübergrüßt, jene schöne Kolonie für die kriegsbeschädigten ehemaligen Schüler unserer Anstalt, für die er zu sorgen sich müht, weit über alle Grenzen sozialer Jugendfürsorge hinaus." —

Nachdem er bei den letzten Worten sich mehr an die Schüler gewandt hatte, richteten sich die Blicke des Oberbürgermeisters nun wieder fest auf die Reihen der Lehrer:

„Vielleicht ist der eine oder der andere unter Ihnen, der auch heute denkt: ‚er hat eine strenge Art, ist ein scharfer Herr'. Ich aber, der ich nicht nur als Freund, sondern auch als Kurator der Akademie den Herrn Direktor in der Fürsorge für das Schicksal von Lehrern und Schülern unterstützt habe, sage Ihnen: ‚Jeder Einzelne, der zu seinem Machtkreis gehört, steht auch seinem Herzen nahe. Er empfindet väterlich für Sie alle — mit allen Fibern seines Herzens'."

Es folgte die feierliche Überreichung des Roten Adlerordens 3. Klasse, dann ein Herrenfrühstück im Kuppelsaal des Rathauses.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Roman einer schönen Frau / Von Richard Freyen

1. Fortsetzung.

Heinrich machte eine verzweifelte Geste, als wolle er, wie einst, in seine Mähne greifen, merkte aber den Irrtum und strich nur wild über sein kurzes Haar: „Ach, vergessen Sie doch den Blödsinn von neulich. Ich habe ja inzwischen gelernt, durch Sie gelernt, daß man an einer edlen Frau mehr hat als an hundert! Und ist es denn ein Unglück, daß ich als Künstler zu schätzen vermag, wie wundervoll Ihre Hände, Ihr Nacken, alles, alles an Ihnen ist?"

Ada stand auf und lächelte schmerzlich: „Ich kann Ihnen nicht erklären, was ich meine. Aber es ist doch nicht das, warum ich geliebt sein möchte. Darum ist es auch wohl, daß ich nicht Ihre Gefühle erwidern kann. Sie sind mir ein so lieber Kamerad, so wertvoll als Lehrer nicht nur in Kunstdingen geworden, daß es mir sehr, sehr schmerzlich wäre, wenn das nun ein Ende hätte."

„Das wird's!" sagte Heinrich hart und nahm sein Bild von der Staffelei. „Hier kann ich nicht mehr arbeiten. Ich reise morgen nach München!" Er griff in den Kragen, als ersticke er.

Ohne ein Wort zu sagen, räumte er alles Malgerät zusammen. Ada, ebenso schmerzhaft schweigend, tat dasselbe. Als alle Farben in den Kästen waren, die Staffeleien zusammengeschnürt daneben lagen, hob Heinrich noch einmal den Kopf: „Ich möchte noch eines fragen, Fräulein Ada. Was müßte man tun, um Sie zu erobern? Und wie müßte der aussehen, den Sie lieben könnten?"

Ada sah ins Weite: „Ich weiß nicht, ob man überhaupt etwas tun muß! Ich meine, es muß ganz von selber kommen! Liebe läßt sich verschenken, aber nicht erobern!"

Darauf packte Heinrich, da Johann erst viel später bestellt war, zusammen, und sie gingen schweigend nebeneinander der Stadt zu und den Berg hinauf, auf dem die Sendtnersche Villa lag.

Am Gittertor des Gartens blieben sie stehen. Beide suchten nach Worten. Ada fand sie zuerst. Sie bot dem Maler, der mit nervös bebenden Lippen und abgewandtem Blick vor ihr stand, ihre schöne Rechte. „Ich habe noch eine Bitte, Herr Pfeiffer. Es mag banal sein, aber ich sage es doch: Können wir nicht bleiben, was wir waren, ganz einfach Freunde?"

Heinrich lachte kurz und stoßweise: „Einfach wäre das, meinen Sie? Bei Ihrer Schönheit? Aber meinetwegen, ich will's versuchen!" Und dann ihr Malgerät abstellend, stürmte er, ohne umzublicken, davon.

Gegen Abend ritt Ada wieder ihren Weg den blauen Bergen zu und dachte dessen, was geschehen war. Das also war die Liebe! Es stimmte sie traurig, da Schmerzen zu bereiten, wo sie Glück hätte spenden wollen. Sie ritt langsam, den Kopf gesenkt. Spätsommerfäden zogen durch die Luft, blauer Herbstdunst hing um die fernen Gipfel.

---

5. Kapitel.

Der Winter kam, der erste, den Ada in Deutschland verlebte. Mit einer Sorgfalt, so wie Heinrich sie gelehrt hatte, Farben zu wählen, sorgte sie für ihre Toiletten. Sie war von ihrer Mutter in frühester Zeit zu jener Delikatesse des Anzugs erzogen, die alle Kleider als Teile der eigenen Person empfindet, und der auch die kleinste Vernachlässigung daran wie körperliche Unsauberkeit unerträglich ist. Das war in ihrer französischen und englischen Umgebung, besonders durch den Umgang mit Yvonne, bestärkt worden. Und niemals rügten Herr Sendtner oder gar Alfons die Höhe der Rechnungen.

Es saß viel Reichtum in Ysenburg, diesem Industrieort, der rasch zur Großstadt angeschwollen war. Die Besitzer der großen Zechen und Fabriken liebten es, ihr Gold funkeln zu lassen. In schimmernden Nächten wurde der Reichtum, den hunderttausend dunkle Existenzen in schwarzen Schächten hoben, vertanzt und vertan.

Auch Ada empfand den Zauber dieser elektrisch durchglühten Nächte, in denen alle Nerven sich spannten. Wenn sie schön wie eine Prinzessin aus alten Liedern durch flimmernde Säle schritt, so funkelten die von der Mutter ererbten Brillanten in ihrem dunklen Haar

Digitized by Google

wie ein Diadem. Sie liebte das Rauschen der Seide um ihre Knöchel und weiche Schleier um die bloßen, elfenbeinfarbenen Schultern, und wenn sie hintrieb im Strom der wogenden Rhythmen des Tanzes, so war ihr, als berührten die schmalen Füße den Boden kaum, wie bei den Göttern der indischen Sagen.

Trotz allem merkte sie bald mit ihren scharfen Augen, daß das, was hier als große Welt sich gebärdete, im Grunde die große Welt nur spielte. Sie sah, daß diese reichen Kaufleute und Geldmänner die Tracht der großen Geselligkeit nur trugen wie Maskenkostüme, und sie sah, daß diese dicken Frauen, die Tausende hingaben für ihre Toiletten, den seltenen Farben und aparten Formen mit ihren ungepflegten Körpern nicht Gestalt zu leihen vermochten. Adas geschmeidiger Gang, ihre stolze und doch freie Haltung wirkten fremd in dieser Umgebung und mehr noch ihr großes Auge, das so seltsam nach innen oder in weite Fernen zu schauen schien.

So geschah es, daß Ada mit Freude von Herrn von Mörners Rückkehr vernahm. Er wenigstens kam aus der großen Welt, vom Hof, aus Paris.

Auf einer Abendgesellschaft bei Kommerzienrat Kuhlen begegneten sie sich. Sie erblickte ihn, als sie die Schwelle überschritt, und merkte auch, daß er sie erkannte. Dann zwar drängten andere Menschen dazwischen, bis er plötzlich vor ihr stand und sie in ein Gespräch verwickelte. Es schien Ada ganz selbstverständlich, daß er sie zu Tisch führte.

Wie es ihre Art war, beobachtete sie beständig, auch während sie selber sprach. Sie empfand seine feine Verbindlichkeit der Form, die nie zur Steifheit und nie zur Nachlässigkeit wurde, wie eine leise Musik, die sie umgab. Keine Spur war mehr zu bemerken von jener Beflissenheit und Unsicherheit, die sie beim Tennis an ihm beobachtet hatte, und die wohl von seiner Kurzsichtigkeit kam. Ada sah auch, wie tadellos der Frack seine schlanke Figur hob. Sie sah, daß sein Hemdeinsatz einen ganz anderen Glanz zu haben schien als bei allen übrigen. Vor allem die Art, wie er sprach, sein feines, wie geschliffenes Deutsch nahm sie gefangen, das ohne jede Geziertheit war und sich doch von der nachlässigen Sprechweise der übrigen Herren abhob.

Trotzdem empfand Ada einen unwiderstehlichen Reiz, ihn aus seiner Vollendung zu irgendeiner Blöße herauszulocken. Als er Paris im Gespräch erwähnte, fragte sie, was er dort getan habe, als wisse sie nicht, mit wem er dort gewesen. Sie erwartete, er würde sogleich vom Erbprinzen beginnen. Nichts dergleichen geschah. Er erwähnte, daß er diesmal nur kurz in Paris, länger als Gast in der Touraine geweilt habe, daß er indessen früher längere Zeit der Pariser Botschaf zugewiesen gewesen sei.

Aus der Art, wie er französische Namen sprach, wie er ein Zitat einwarf, erkannte Ada den echten Klang der fremden Zunge, die sie selber liebte.

Erst als nach dem Aufstehen andere Herren sie umschwärmten, empfand Ada, wie gut sie sich mit Mörner unterhalten hatte. Ja, sie ertappte sich, daß ihre Augen sich vergaßen und ihn im Gästeschwarm suchten.

Man tanzte. Wie eine Genugtuung war es Ada, obwohl es sich von selber verstand, daß Mörner als erster sie bat. Ohne zu sprechen, gingen sie nach dem Tanzsaal und plötzlich im Schreiten erblickten sie sich im Spiegel nebeneinander. Sie waren fast von gleicher Größe und Ada fühlte, daß sie zu ihm paßte, in ihrem Ballkleid von altrosa Chiffon mit eingelegten Golddblumen, das goldene Spitzen garnierten.

Er tanzte unendlich sicher; nirgends stießen sie an, auch im größten Gedränge nicht, so geschmeidig führte er. Er schien den Tanz nur um des Tanzes willen zu tanzen, er sprach wenig, und Ada, den Kopf ein wenig zurücklehnend und die Lider ein wenig senkend, überließ sich völlig dem tragenden Rhythmus des Walzers.

Später, als sie allein, sich Kühlung fächelnd, beiseite trat, hängte Lily Kuhlen, die Tochter des Hauses, sich an Adas Arm. Sie war von mittlerer Statur und schwerfällig und fett, weit über ihre Jahre. Sie schwärmte für Ada und nannte sich deren Freundin, so wenig Neigung auch Ada für solche Mädchenfreundschaften zeigte.

„O Ada!" flüsterte Lily mit begeistertem Augenaufschlag. „Nicht wahr, er ist reizend! Ich habe es so eingerichtet, daß er dich zu Tische führte."

Ada lächelte kühl: „Du meinst Herrn von Mörner? Ja, er ist nicht ganz so bürgerlich wie unsere anderen Herren."

Digitized by Google

Lily wurde rot, verschluckte aber, was sie sagen wollte.

Obwohl Herr von Mörner es durchaus vermied, mit Ada nur einen Tanz zu viel zu tanzen, galt es dennoch an diesem Abend für ausgemacht in allen vornehmen Kreisen Ysenburgs, daß irgendwie zwischen den beiden sich etwas anknüpfe. Auf allen Bällen und Gesellschaften, auf denen sie sich von nun an beständig begegneten, spürte Ada ein solches Beobachtetsein, ja ein stilles Einverständnis, das nicht zu greifen war und doch sie allenthalben umgab. Ada entzog sich dem nicht. Ihr war, als sei sie beim Schwimmen in einem See, darin sie sich vorher ganz frei bewegt hatte, in eine unsichtbare wärmere Strömung gekommen, die sie unmerklich abtrieb, und der sie sich überließ in dem Glauben, sie könne jederzeit, wenn sie wolle, sich ihr entziehen.

---

6. Kapitel.

So kam es, daß Ada eines Morgens als Braut in ihrem Bette aufwachte.

Alles war geschehen, wie von selber, so daß sie sich noch immer wunderte. Ada pflegte regelmäßig zum Theater in die benachbarte Residenz zu fahren, wo Herr Sendtner für die Seinen eine Loge genommen hatte, die er selber freilich niemals benutzte. Zuweilen fuhr Tante Adelheid mit, zuweilen auch Alfons. Dieser jedoch ließ meist die Schwester am Portal allein, da er selber noch Geschäfte in der Residenz zu erledigen hatte. Ada tat, als glaube sie das, obwohl sie so gut wie ganz Ysenburg wußte, daß Alfons mit einer Sängerin von einem niederen Theater ebenso lustige wie kostspielige Beziehungen pflog. Auch Alfons tat, als glaube er, daß Ada ihm glaube. Und diese war dem Bruder keineswegs böse, daß er sie mit der Musik allein ließ.

Man gab den „Fliegenden Holländer". Ada saß dicht an der Logenbrüstung, die stolzen Schultern von einem ägyptischen Silberschal umhüllt und lauschte versunken hinein in das dunkle Brausen und Stürmen der Ouvertüre. Dann sah sie die norwegischen Schiffer landen, hörte den einen sein Lied der Sehnsucht singen, bis plötzlich das schwarze Schiff mit den roten Segeln dem Sturm entkauchte. Dann kam der Holländer.

Ada kannte das Werk wie alle Dramen Wagners aufs genaueste. Sie folgte nicht einzelnen Worten und Melodien, sie ließ sich nur im Unbestimmten von den Fittichen des Genius umschlagen und hinauftragen in Höhen, von denen alles, auch ihr eigenes Leben, ihr größer, weiter, tiefer erschienen. Denn dieses eigene Leben war in unbegreiflicher Weise verschlungen mit dem, was dort unten im Halbdunkel der Szene geschah. Es war verschlungen mit dem ungeheuren Schicksal des düsteren Mannes, den die Sehnsucht nach großer, alles erlösender Liebe von Ferne zu Ferne rastlos umhertrieb; es war verschlungen, ja eins vielleicht mit dem dieser Senta, die sich sehnte, den Mann zu erlösen, der den Frieden nicht fand außer in ihr.

Wie aus einem Traum erwacht, trat Ada während der ersten Pause ins lichtvolle Foyer. Plötzlich, dem Erdboden gleichsam entstiegen, stand Herr von Mörner vor ihr. „Welch ein glücklicher Zufall, mein gnädiges Fräulein, auf einer lästigen Dienstreise Ihnen zu begegnen!" sagte er.

Augenblicklich waren sie im Gespräch. Mörner zeigte dieselbe Sachkenntnis, die er auf allen Gebieten zu haben schien. Er rühmte einige raffinierte Akkordlösungen, die schon den späten Wagner verkündeten, er kritisierte mit sachlicher Überlegenheit die Sänger und erzählte von Bayreuth, wo er vor einigen Jahren das ganze Werk ohne Aktunterbrechung gehört hatte, wodurch eine unerhörte Steigerung der balladenhaften Wucht des Werkes erzielt worden sei.

Ada fand alles klug, was er sagte.

„Für mich", fügte sie hinzu, „ist es nie das Einzelne, nur das Ganze, was mich ergreift. Und ich liebe die düstere nordische Sage, weil sie etwas ausspricht, was wohl jede Frau fühlen muß."

Mörner neigte ein wenig den Kopf. Er verstand es meisterlich, durch solche kleinen Bewegungen Interesse, Fragen, Beifall auszudrücken, viel eindringlicher, als Worte es vermocht hätten.

Ada fuhr fort: „Vielleicht ist in jeder Frauenseele ein solcher Zug, Erfüllung, Erlösung

Digitized by Google

zu fein für einen, der danach sucht." Sie änderte plötzlich den Ton, in dem Empfinden, daß das, was sie gesagt hatte, nicht in diese Menge fremder, schwatzender Menschen gehöre. „Freilich ist es vielleicht Torheit. Meine französische Freundin lachte mich aus, wenn mir solche Gedanken kamen." Ada hatte das Gefühl, sich zu weit enthüllt zu haben und suchte es durch Selbstironie zu cachieren.

Mörner erriet das und kam ihr zu Hilfe: „Ich glaube, daß so etwas auf Französisch schwer zu sagen ist. Vielleicht ist die Sprache zu arm an Tonstufen für deutsche Empfindungen." Ein schriller Glockenklang zerriß das Gespräch.

Mörner begleitete Ada zu ihrer Loge. Er erbat beim Abschied die Erlaubnis, wieder kommen zu dürfen.

Ada befand sich in seltsamer Spannung. Wie immer erregte auch diesmal die Musik ihre Nerven. Aber es war mehr. Schon der Umstand, daß sie mit Mörner allein an diesem fremden Orte sich traf, rückte alles in besondere Beleuchtung. Gewiß, es war nicht, wie es sein sollte, und doch lockte das Ungewohnte, fast Abenteuerliche. Dann überlief es sie, als ihr einfiel, was sie zuletzt gesagt hatte, ihm, dem fremden Mann ihre Seele entblößend. Und doch war alles so natürlich gewesen; sie hatte gefühlt, er verstand, was sie sprach. Wirklich? Sie wollte Gedanken und Herz hinzwingen zum Drama und zur Musik. Ihre Hände waren eiskalt, der Fächer zitterte in ihrer Rechten. Eben sang drunten Senta die Ballade vom Holländer, und dann wieder — — Ada hatte wie im Traum nur alles dazwischen erlebt — stand er selbst unter dem Bilde, zu dem Senta aufsah. Und da schoß es Ada jäh in den Sinn: wenn Mörner nachher anhielt um sie! Sie wußte auf einmal, es würde geschehen! Und sie wußte auch, daß sie nicht entrinnen konnte, vielleicht nicht einmal wollte. Sie zog sich tiefer zurück in ihre Loge und preßte die kalten Hände an die hämmernden Schläfen. Alles versank ihr, nur noch ein dumpfes Chaos umbrauste sie, darinnen ihr pochendes Herz Sturm läutete. Dann fiel der Vorhang, die Lichter entbrannten. Mit starkem Ruck sich aufrichtend, gewann sie sich wieder.

Schon klopfte es an ihrer Loge. Auch er schien blasser als sonst, man sah die Fechthiebe stärker auf seinen Wangen. Mit einem Scherz erbat er die Erlaubnis zum Sitzen und völlig beherrscht wählte er die Worte. Nur seine gepflegten, sonst so disziplinierten Hände zerzupften nervös das Programm, wie Ada über den Fächer hinweg beobachtete.

Bald kam das Gespräch ins Stocken. Sie empfanden beide die Komödie. Dann, mit plötzlichem Ruck, sagte er: „Mir ist es etwas im Sinn geblieben von dem, was Sie vorhin sagten. Wenn ich Sie recht verstand, meinten sie in der Geschichte vom Holländer oder in der Gestalt Sentas sei etwas dargestellt, was in jeder Frauenseele läge?"

Ada sah hinab in den Zuschauerraum, in den es schwarz zurückströmte: „Ich sagte das so —" warf sie hin, sich gewaltsam beherrschend. „Ein Bekannter von mir, ein Maler, behauptete, alle Frauen wollten nichts weiter in der Welt, als die Ehe, und es sei ziemlich gleichgültig, wen sie nähmen. Wenn das so wäre, warum nimmt Senta nicht den Erik? Aber vielleicht sagen Sie, wie jener Maler, ich sei eine Romantikerin." Ada lachte, um das Peinliche des Gesprächs zu heben.

Er wollte etwas erwidern, wiederum aber schnitt ein langes, grelles Glockenzeichen seine Worte ab.

Er erhob sich, beobachtete Ada, die abgewandt zur Seite sah. Plötzlich faßte er Mut und fragte leise, ob er den Akt über in ihrer Loge bleiben dürfe. Schon verdunkelte sich der Raum. Mörner ahnte mehr, als er sah, Adas stummes Nicken und fühlte doch, daß das ein Gewähren war.

An alles, was weiter geschah, erinnerte Ada sich nur wie an einen dunklen Traum. Sie wußte, daß sie in fieberhafter Erregung dem unheimlichen Chor der Matrosen und der Mädchen gelauscht hatte. Sie erinnerte sich noch genau, wie Mörner leise, ganz leise, seine Hand auf die ihre gelegt hatte, wie sie es geschehen ließ, obwohl sie zitterte am ganzen Körper und fühlte, wie sie ihn damit ansteckte. Sie erinnerte sich, daß er zu ihr gesprochen, daß sie indessen nicht verstand. Dann hate sie sich jäh erhoben, weil die Musik ihr quälend, unerträglich erschien und im Dunkel der Loge hatte sie auf einmal sich umschlungen gefühlt und erschauernd seinen Kuß empfangen und erwidert.

Digitized by Google

Dann waren sie herausgetreten, hatten von der aus ihrem Halbschlaf erwachenden Garderobenfrau ihren Mantel in Empfang genommen, in dessen seidene Falten er sie sorgfältig hüllte. Dann kam ein Moment seligsten Besinnens, als er nach seinem Paletot lief, den er unten abgegeben hatte. Während Ada langsam die Marmorstufen hinabstieg, erfaßte sie, was geschehen war und ein ungeheuerer Jubel überkam sie, so daß sie ihm beinahe in die Arme gesunken wäre, als er ihr entgegenkam.

Draußen war Nebel und Nacht. Ein paar Droschken standen schon da. Bebend vor Glück an seinem Arm trat sie mit ihm hinaus in den dunklen Park, der das Theater umgab, und während um sie Novembernebel in nassen Tropfen herniedersank von den Zweigen, sagten sie süße Worte seligster Seligkeit.

Alfons, den sie erwarten wollten, erschien etwas spät, als schon das ganze Publikum abgeflutet war. Sein Zylinder saß schief überm Ohr. Übrigens war er gar nicht sonderlich erstaunt, lachte unbändig, daß er alles vorausgesehen habe, und meinte, er sei wohl überflüssig.

Mörner jedoch hielt ihn zurück: „Im Gegenteil, mein lieber Sendtner, Sie müssen heute noch meine süße Braut nach Hause geleiten und Sie können glauben, daß ich um nichts in der Welt Sie je wieder so beneiden werde wie um dieses Glück."

Ada erstaunte und Mörner mußte sie aufklären. Er war morgen früh um 7 Uhr vom Großherzog, der ein Frühaufsteher war, hier im Schloß zum Vortrag beschieden in wichtiger Angelegenheit. Es wäre unmöglich gewesen, zurecht zu kommen, wenn er sich heute nach Ysenburg entfernte.

Ada widersprach nicht. Sie fühlte dumpf, daß sie selber nicht so gehandelt hätte und wäre der Himmel eingestürzt. Er spürte ihre Verstimmung, suchte noch andere Gründe, sprach davon, daß man auch auf die Leute Rücksicht nehmen müsse. Auch drängte die Zeit und so rief er einen Wagen, der sie nach der Bahn fahren sollte. Alfons entsann sich plötzlich, noch Wichtiges in der Residenz zu tun zu haben. Da Mörner Ada zur Bahn brachte, in Ysenburg aber ein Sendtnerschen Wagen bestellt war, so verabschiedete er sich.

So fiel ein bitterer Tropfen in Adas überschäumenden Glückskelch. Und doch, als sie allein in einem Abteil erster Klasse saß, sich mit geschlossenen Augen zurückbog in die Kissen, da überwältigte sie die Seligkeit. Alles Trübende war wie weggeweht, nur das himmelstürmende Glück war geblieben und es löste sich in seligste Tränen.

---

7. Kapitel.

Mit der ihr eigenen, kühlen Gelassenheit nahm Ada die Glückwünsche entgegen, die zusammenströmten in dem Schloß auf dem Berge. Die Leute wunderten sich, daß sie nichts von dem sinnigen Glück verriet, das man von Bräuten erwartet, sondern eher abweisend war.

Und doch war Ada glücklich. Ein innerer Rausch durchglühte sie, der alle Novembernebel hinwegzuschmelzen und Frühlingsglanz auf alle ihre Wege zu breiten schien. In den Stunden des Alleinseins mit ihrem Verlobten konnte sie überwallen, eine hingebende Gefühlsglut äußern, die diesen fast erschreckte. Ihn selber verließ auch in solchen Stunden nie die kühle Beherrschtheit, die sie nach außen hin beide zur Schau trugen.

Die Stadt nahm lebhaften Anteil. Als das Brautpaar in die Georgenkirche trat, drängten sich am Portal die Leute, als käme der Großherzog selber daher — Herr von Mörner hob mit ruhiger Würde den tadellos spiegelnden Seidenhut, Ada quittierte mit wenig, kaum zur Seite blickend, das Grüßen und Gaffen des Volks. Sie trug ein dunkles Pelzjackett mit reicher Hermelinverbrämung und eine Pelztoque mit weißem Reiher über dem dunklen Haar. Sie lächelte vor sich hin; sie empfand in dieser Stunde die Huldigung wie etwas, das ihr gebührte, ihr, der Braut Horst von Mörners. Sie hatte vergessen, daß um diesen Kirchgang fast ein Zwist entbrannt war zwischen ihnen, und daß sie, obwohl im Innern tief religiös, Horsts Kirchlichkeit als Heuchelei empfunden hatte. Erst nach langem Reden hatte Horst sie halb überzeugt, daß eine gewisse dekorative Pflege der Religion notwendig sei für alle, die das Volk regieren wollten.

Auch manches Peinliche brachte die Ver-

Digitized by Google

lobung mit: Sentimentalitäten, die sich herandrängten und nicht abzuweisen waren.

Dazu gehörte der Besuch Lily Kuhlens, die sich Adas Freundin nannte, und sich nicht wenig darauf zugute tat, daß das junge Paar in ihrem Hause sich kennen gelernt hatte.

Ihr dickes Gesicht schwamm in Tränen, als sie in Adas Arme stürzte. „Welches Glück, Ada", schluchzte sie.

Ada entzog sich, peinlich berührt, den Liebkosungen der andern. Die dicke Gestalt mit kaltem Blicke messend, dachte sie: „Mit zwei Millionen könnte sie sich besser kleiden!" Laut äußerte sie: „Alle Welt tut, als hätte ich den Erbprinzen selbst gefangen."

Lily blinzelte, ungewiß, wie sie Adas Ton zu deuten hatte. „Du wirst mindestens Frau Minister werden! Der Großherzog selber soll gesagt haben: ‚Für Horst von Mörner ist unser Land zu klein!'"

Ada wandte plötzlich den Kopf: „Was ich an meinem Verlobten schätze, ist der Geschmack. Der kann sich darin zeigen, daß er einen gut sitzenden Handschuh zu schätzen weiß, als darin, daß er einen Menschen, der aus Überlegenheit nichts sagt, von einem Dummkopf unterscheiden kann."

Lily nahm etwas aus der Bonbonnière, die Ada ihr zuschob. „Ich dachte, ihr heiratet euch aus Liebe. Wir reichen Mädchen wissen ja nie, ob nicht unser Geld —"

Ada lachte trocken: „Ich nehme an, daß Horst Mörner meinen Reichtum zu würdigen weiß. Ich liebe die Schwätzer nicht, die über das Geld schimpfen, weil sie selber keines haben. Übrigens wissen wenige damit umzugehen. Ich freue mich meines Reichtums! Nur das Geld garantiert ein so weites Leben, wie ich es brauche! Auch leugne ich nicht, daß Horst Mörners glänzende Karriereaussichten mir gefallen."

Lily war sichtlich entrüstet. Ihre Stimme klang nach Tränen: „Du wirst noch fühlen, daß in diesen Dingen das wahre Glück nicht liegt! Du wirst ja auch sonst noch viel lernen müssen. Mit Tennis und Malen steht man keinem großen Haushalt vor!"

Ada faltete in ironischer Andacht die Hände: „Man sollte morgens und abends beten: Gib, Vater im Himmel, daß ich kein deutsches Hausmütterchen werde!' Ewig bleibt ihr im Technischen des Lebens stecken! Selbst wenn ihr Geld habt, wißt ihr's nicht zu brauchen, weil ihr nie Geist und Hände frei habt von eurem Alltagskram!"

Lily drückte nun wirklich das Taschentuch vor die Augen. „Du meinst wohl, ich beneide dich um Herrn von Mörner?"

„Das wäre wenig geschmackvoll. Übrigens wüßte ich nicht, was ich dagegen haben sollte. Ein bißchen Beneidetwerden gehört doch zum Glück."

Lily richtete sich empor. „Ich beneide dich nicht. Auch ich bin Braut!" Sie sah Ada an, eine erschütternde Wirkung erwartend.

Ada erwiderte nebenhin: „So —?"

Lily mußte ihr Jackett aufknöpfen, damit ihre Empörung Raum gewann: „Ich bin nicht so blasiert wie du!" rief sie. „Ich glaube noch an ideale Liebe. Mein Verlobter wird kein Minister werden, er ist nur Vikar an St. Georg, aber — "

Ada musterte die Freundin, die in schlechtsitzenden Kleidern vor ihr saß und sagte: „Ich gratuliere. Übrigens waren wir heute in St. Georg —"

Lily wurde dunkelrot: „Wir lernten uns bei der Philantropie kennen! Er las heut' am Altar die Epistel —"

Ada schloß die Augen. Ein rundes Gesicht mit rotbraunem Vollbart, aus dem eine schmalzige Stimme quoll, tauchten ihr auf.

Lily war inzwischen ängstlich geworden: „Aber bitte, Ada, versprich mir, daß du keinem Menschen, niemand ein Wort verrätst! Es ist noch geheim! Meine Eltern wissen nichts! Wir werden schwer zu kämpfen haben!" Wieder rührte sich das Taschentuch.

Ada beruhigte sie: „Ich schweige wie das Grab. Man macht überhaupt zu viel Lärm um eine Verlobung, statt taktvoll das als Privatsache zu betrachten —"

Als Lily gegangen war, öffnete Ada das Fenster: „Es ist so billig, sich über dieses Bürgertum lustig zu machen. Und doch vielleicht die einzige Art, es sich vom Leib zu halten."

Nur an drei Menschen schrieb Ada persönlich. Der erste Brief ging an Mme. Yvonne de Montluçon, née de Tournon, in Cannes, und war voll heiteren französischen Geplauders. Der

Digitized by Google

zweite ging an Fräulein Fia Pfeiffer. cand. med. in Zürich, und war ernster mit ironischem Unterton. Ada schrieb, daß sie nun einen wirklichen Frackmenschen, wie Fia zuweilen gespottet hatte, verfallen sei und sie bat, Fia möge sie nicht ganz darum verachten.

Der dritte Brief war der schwerste. Mehrmals setzte Ada vergeblich an. Er ging an den Kunstmaler Heinrich Pfeiffer in München und begann mit „Lieber Freund!" und erzählte einfach die Tatsachen.

Als erste Antwort kam ein Brief Fias. Sie schrieb ernst und so herzlich, wie Ada es nie von ihrem scharfen, absprechenden Wesen erwartet hätte. Ohne Neid und ohne Ironie wünschte sie nur Gutes. Ein wehmütiger Satz schloß ab: „Ich habe in Ihrer Gegenwart, liebes Fräulein Ada, viel über Männer und Ehe gespottet. Aber es gibt Stunden, in denen ich ehrlich genug bin mit mir selbst, um mir zu gestehen, daß alles das nur ein Schutzmittel ist gegen das Bewußtsein, daß ich selber nie geliebt sein werde."

Yvonnes rosiges Brieflein durchduftete den ganzen Raum wie ein Frühlingsbukett. Der Inhalt war entsprechend. Neckische Anspielungen auf träumerische Mondscheinnächte in England und auf Idealhelden; lustiges Plaudern von Toiletten, Pferden und schönen Männern, alles schwirrte bunt durcheinander. Von ihrem Gatten sprach sie nur nebenher, und statt eines Bildes von ihm, um das Ada gebeten hatte, lag nur eins von Yvonne selber bei. Lächelnd betrachtete Ada lange die zierliche Gestalt in weißem Paquinkostüm, die bereit schien, über alle Dinge der Erde mit ihren zierlichen Füßen lachend hinwegzutanzen. Dazu schrieb Yvonne, schon heute freue sie sich darauf, Herrn Horst zu erobern und lud das junge Paar zu diesem Zwecke bald nach Cannes.

Heinrich schrieb zuletzt, wenig Worte nur. Eine Vignette hatte er dazu gezeichnet, eine wunderbar zarte Frauengestalt, die deutlich Adas Züge trug, und die einen übervollen Korb von Blüten eben ausschüttete über einen, der vor ihr kniete. Lange dachte Ada nach über den Sinn. Der Kniende war nicht zu erkennen. War es Heinrich selber? Sollte Horst gemeint sein damit? Ada wußte es nicht und auch Heinrich erklärte nichts. Er schrieb nur, daß seine Göttin nun unvollendet auf den Speicher geschoben sei.

Ada zeigte ihrem Verlobten die Briefe. Er las sie, ohne eine Miene zu wechseln, gewissenhaft wie Akten. Selbst Yvonnes lustiges Geplauder entlockte ihm kein Lächeln. Er gab die Briefe zurück. „Das also sind deine Freunde?" fragte er nachdenklich.

Ada hob die Stirn: „Die einzigen, bei denen ich es für nötig hielt, persönlich zu schreiben. Alle anderen Leute, meine Schwester und der Schwager in Berlin eingeschlossen, haben Karten bekommen. Übrigens hast du von deinen Freunden mir noch nie etwas erzählt."

Horst von Mörner griff in die Tasche und entfaltete einen Bogen. Es war ein Handschreiben des Erbprinzen, der huldvoll Glück wünschte und die Hoffnung aussprach, die junge Braut bald persönlich kennen zu lernen.

Ada gab schweigend das Blatt zurück. Ihr fiel ein, daß gerade durch Horsts Beziehungen zum Hof ein erster Mißton zwischen sie gekommen war.

Im übrigen gefiel Herr von Mörner allgemein. Selbst Herr Sendtner, der bei seinen Geschäften mit halb Europa ein gut Teil Menschenverachtung sich erworben hatte, nahm sich die Zeit, zuweilen mit dem Schwiegersohn zu plaudern. Das war doppelt auffallend, da der hartgesottene Demokrat, der alle Orden und Titel sich verbeten hatte, für alles, was mit dem Hofe zusammenhing, nur Hohn und Spott zutage trug. Bei Horst jedoch erkannte er ungewöhnliche Sachkenntnis auf allen Gebieten an, diskutierte mit ihm Politik und Börsengeschäfte und erklärte später im Familienkreise: „Merkwürdig gescheut ist er!" Selbst Tante Adelheids verbitterte mürrische Seele wußte Horst durch kleine Verbindlichkeiten zu rühren, so daß sie nicht einmal Ada gegenüber krittelte. Am entzückendsten war Alfons. Er war nicht wie der Vater, er strebte nach Fürstengunst und bedauerte sehr, daß Herr Sendtner den Kommerzienratstitel in den Wind geschlagen hatte. Er zeigte sich Arm in Arm mit Horst im ersten Klub der Stadt, hatte sich die Adresse von Horsts Schneider geben lassen und kopierte Horsts Art zu sprechen und zu lächeln.

Nur Ada gestand sich zuweilen, daß sie ein

Digitized by Google

Brautglück sich noch rauschender, noch glänzender gedacht hatte. Indessen sie sagte sich selber, daß Horsts vollendete Form unendlich schätzenswert sei und eine gewisse Kühle und Distanz damit notwendig zusammenhinge. Sein Charakter erschien ebenso untadelig wie seine wunderbar gebügelten Kleider oder der reflexblitzende Zylinder. Hatte Horst versprochen, um 5 Uhr zu erscheinen, so konnte Ada sicher sein, daß zusammen mit einem der fünf Uhrschläge die Hausglocke ertönen würde. Kein Tag verging, an dem nicht ein neuer Strauß von Rosen oder Tulpen ihr Zimmer durchflutete. Und ebenso gleich blieb sich seine feine Höflichkeit.

Und doch gab es Augenblicke, wo Ada sich aufbäumte, wo sie fühlte, daß es mehr, unendlich viel mehr als diese gleichbleibende Tadellosigkeit gewesen wäre, wenn er ein einziges Mal in ihrer Tür erschienen wäre, unangemeldet, unerwartet, wenn er sie in die Arme gerissen und ihr gesagt hätte unter Schluchzen und Jauchzen: „Ich habe den Dienst, die Pflicht, alles, alles vergessen um deinetwillen!" Und mehr vielleicht als diese täglich, unfehlbar wie die Morgenzeitung eintreffenden Blüten wäre es gewesen, wenn er ein einziges Mal, nur ein einziges Mal sie überschüttet hätte mit Rosen, überschüttet, überschüttet — — —

Es geschah nie. Ada sagte auch nichts. Sie wußte, er würde sofort diesen Wunsch erfüllt haben. Dann aber hätte es den Reiz verloren. Es gibt Dinge, die von selber geschehen müssen oder gar nicht.

---

8. Kapitel.

Ganz deutlich kam Ada zum Bewußtsein, daß in diesem Glück, das die hellsten Glocken im Lande eingeläutet hatten, eine leise Disharmonie mitschwang, als sie zum erstenmal Horsts Eltern in der Provinz besuchte.

Vater wie Mutter waren an der Bahn. Seine Exzellenz hatte die Orden, wenn auch nur in kleinem Formate, angelegt. Frau von Mörner rauschte in schwarzer Seide mit weitgebreiteten Armen der Schwiegertochter entgegen. Kühl und ein wenig geniert vom gaffenden Volk ließ sich Ada Kuß und Umarmung der fremden Dame gefallen.

Deutlicher noch trat diese Fremdheit zutage, als man in der Equipage sich gegenüber saß. Unabweisbar empfand Ada, daß ihr Pariser Hut zu groß, die Farbe ihrer Robe zu hell war für den ministeriellen Geschmack. Sie fühlte, daß man erwartet hatte, sie würde, überwältigt vor Glück, mit Tränen in den Augen aufschauen als seine Braut zu der neuen Mama. Aber Ada wurde nur kühler, ihr schöner Nacken stolzer und abweisender.

Auch in der Unterhaltung trat diese Fremdheit heraus, so sehr alle Beteiligten gewohnt waren, ihre Gefühle mit ihren Worten zu verdecken. So sagte Frau von Mörner, als Ada kaum abgelegt hatte, etwas von oben herab: „Du wirst bei Hof einen schweren Stand haben, liebe Ada. Die Töchter des alten Adels werden dir nicht verzeihen, daß du die glänzendste Partie für dich selber erobert hast."

Ada blickte kühl. Sie wußte, daß der Adel der Mörners ein ganz junger Dienstadel war. „Wie geschmacklos manche Menschen sind", dachte sie. Laut äußerte sie nur: „Das müssen die Töchter eures alten Adels mit sich selbst ausmachen."

Seine Exzellenz suchte zu vermitteln. Beständig den wohlgepflegten silberweißen Vollbart streichend, bemerkte er, daß eine Einladung zu Hof nicht lange auf sich warten lassen werde. Seine Königliche Hoheit hatten erst jüngst das angedeutet und hinzugefügt, daß der Erbprinz sich freue, die Braut seines Freundes, so nannte er Horst immer, zu einem intimeren Zirkel in seinem Palais zu sehen.

Ada war gewöhnt von ihrem demokratischen Vater, ganz anders über Hof und Hofangelegenheiten reden zu hören. Soviel Devotion erschien ihr lächerlich. Gereizt, wie sie war, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, ironisch hinzuwerfen: „Man erzählt sich ja, daß Serenissimus, der alte wie der junge, immer viel Geschmack an hübschen Frauen gehabt hätten."

Allgemeine Vereisung folgte. Horst, mit vorwurfsvollem Blick zu Ada, suchte zu vermitteln, indem er darauf hinwies, daß man serviere. Aber verfahren war verfahren. Die Eltern blieben chockiert, Ada gereizt. Sie, der

Digitized by Google

sonst alle Nonchalance unsympathisch war, brauchte mit einer gewissen Genugtuung Redensarten, die sie den Geschwistern Pfeiffer abgelauscht hatte. Auch sonst verstand sie es meisterhaft, die Exzellenzen zu verblüffen. So sprach man von der Hochzeitsreise. Ada packte Pläne aus und erklärte, sie wolle nach der Riviera, nach Cannes. „Meine liebste Freundin, die sich eben mit einem französischen Baron verheiratet hat, schrieb mir, daß sie sich schon darauf freue, meinem neuen Gatten den Kopf zu verdrehen. Mich reizt natürlich derselbe Versuch bei ihrem neuen Mann. Selbstverständlich gehen wir auch nach Monte Carlo. Ich bin überzeugt, daß ich eine Spielernatur bin."

Frau von Mörner wechselte einen Blick mit dem Gatten. Endlich sagte sie tonlos: „Eigentlich seltsame Gedanken für eine Braut."

Ada lachte ausgelassen. „Ach so, ich habe noch nicht im Knigge oder wo man es sonst tut, nachgelesen, was eine Braut zu denken hat. Aber ich bin nun so; ich stelle mir den Reiz des Spieles, den Rausch des Gewinnes, das alles auf eine Karte setzen, ungeheuer prickelnd vor." Und dabei ließ sie die Augen blitzen.

Der Minister, der starr auf seinen Teller blickte, bemerkte kühl: „Nun, diese Pläne hängen doch ganz davon ab, ob Horst Urlaub bekommt."

Ada erwiderte obenhin: „Das sei doch für einen Ministersohn keine Frage."

Seine Exzellenz runzelte die Stirn: „Der Sohn eines Ministers darf weniger wie andere eine Ausnahme machen", worauf Ada nur spöttisch lachte.

Obwohl es Horsts Gewandtheit allmählich gelang, die Gegensätze etwas zu verschleifen, blieb eine große Spannung. Als schlimmstes empfand es Ada, daß Horst selbst in diesem Milieu ganz anders wirke, ihr gleichsam in weite Ferne gerückt war. Sie sah auf einmal gewisse Züge in ihm, die sie vorher kaum beachtet hatte, Züge, die er mit den Eltern gemein hatte und die hier auf einmal unangenehm hervortraten. Er schien Ada genau dieselbe steife Korrektheit, die blinde Hochachtung für alles Höfische, denselben Mangel an Selbstironie zu haben wie der Vater. Er schien auch dieselbe suffisante Liebenswürdigkeit, die aus Eitelkeit und Selbstgefälligkeit stammte, dieselbe Unfähigkeit, Humor zu verstehen, zu haben, die Ada an der Mutter auffielen.

Als Ada nach Hause fuhr, war sie dem Weinen nahe. Ihr graute vor dieser Umgebung. Wohl warf sie sich vor, selber Fehler gemacht zu haben, und doch, hätte sie alles ungeschehen machen können, sie hätte es nicht getan. Sie empfand bei allem Druck die Wollust der Feindschaft, und als sie hinauffuhr in ihre einsame Bergvilla in Ysenburg, dachte sie: „Es gibt hoffähige Spießbürger und andere. Jene sind die schlimmeren."

Natürlich ließ sich nicht vermeiden, daß solche Besuche bei den Schwiegereltern wiederholt wurden. Ada hatte sich vorgenommen, gewaltsam jede Gereiztheit hintanzuhalten und auch auf der anderen Seite suchte man, auf Horsts Bitte, Ada zu schonen. Indessen Ada fühlte im Unterton aller Reden den Gegensatz heraus. Sie spürte die pädagogische Tendenz der Schilderungen von Hof und Hofsitten, sie spürte auch sehr deutlich, daß Frau von Mörner, wie alle Mütter einziger Söhne, eifersüchtig war auf sie und den Sohn für viel zu schade hielt für irgendeine Ehe. Das schlimmste war, wenn Frau von Mörner Zukunftsbilder entwarf. Es schwirrte da in der Luft von Hofräten und Hofrätinnen, Generalen und Exzellenzen wie von Mücken an einem Sommerabend. Mit diesem Perrückentum sollte Ada gesellig verkehren. Wo blieb ihre Sehnsucht ins Weite, Ferne, Sonnige? Dafür war kein Verständnis in dieser stickigen Hofatmosphäre. Hier dachte man nur an eins, an Horsts Karriere.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

* Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke *

Wintermorgen

Gleich schwarzem Unstern hocken in entlaubten Bäumen
Viel dunkle Winterkrähen starr und steif.
Sie sitzen regungslos in dichten Reihn und träumen . . .
Im Osten hellt sich zag ein erster Morgenstreif.

Die Krähen hocken schwarz wie Richter am Gerichte,
Sie wittern neues Unheil, das noch fern;
Ein heller Wintertag dräut fahl mit gelbem Lichte
Und blaß vor Kälte lischt der Morgenstern.

Saat im Schnee

Auf den Saaten liegt Schnee.
Er fiel über Nacht.
Sacht,
Sacht und leis.
Die ganze weite Welt ward weiß.

Sie friert vor Leid.
Alles deckt bittres Weh.
Es schneit — es schneit
Auf grünen Saaten fällt weißer Schnee . . . .

Paul Friedrich.

Dreikönigstag / Von A. M. Witte

Der weihnachtliche Festzyklus der sogenannten Zwölf Nächte findet seinen offiziellen Abschluß am 6. Januar, dem „Epiphanientage", d. h. dem Feste der Erscheinung. Das Morgenland gedenkt dabei der Taufe Jesu im Jordan. Das Abendland indes feiert die Offenbarung Christi vor den Heiden versinnbildlicht durch die drei Weisen aus dem Morgenlande, die der neu erschienene Stern gen Bethlehem geleitet.

Längst hatte der biblischen Erzählung zufolge, die Welt auf die Erfüllung der Worte des Propheten geharret, daß „aus Bethlehem der Fürst kommen solle, der über das Volk Israel Herr sei". Da zeigte sich plötzlich ein neuer, glänzender Stern am Himmel. Ihm folgten drei „Weise" aus verschiedenen Ländern. Vor Jerusalem trafen sie zusammen, und gemeinsam pilgerten sie weiter gen Bethlehem, um am zwölften Tage ihrer Reise den Stall zu erreichen, über dem der Stern stehen blieb, als Zeichen, daß ihr Ziel erreicht sei. Dieser „neu erschienene Stern" ist eine durch die Astronomie geschichtlich beglaubigte Tatsache. 747 Jahre nach der Eroberung Roms traten sich, alten Berichten zufolge, die Planeten Jupiter und Saturn so nahe, wie es sich immer nur nach Jahrhunderten wiederholt, und erst wieder durch Kepler 1604 beobachtet wurde. In ihrer nächsten Nähe zeigte sich ein bis dahin unbekannter dritter Stern, der nach wenigen Tagen wieder verschwand.

Der Gedanke liegt nahe, daß die „drei Weisen", von denen der Evangelist erzählt, drei angesehene Männer der „geheimen Wissenschaft", und der Astronomie kundig waren, die die ihnen natürlich wohlbekannte Prophezeiungen Michas sofort in Verbindung mit dem Erscheinen des Sternes brachten und diesem darum willig folgten. Sehr viel spätere Überlieferungen gaben den Weisen erst den königlichen Titel. Die Legende bemächtigte sich im Zeitenlaufe der schlichten Erzählung, sie mit allerhand phantastischem Beiwerk umrankend. Sie machte die drei Weisen, deren Namen der Evangelist nicht nennt, zu den Königen von Saba, Arabien und dem Morgenlande: Kaspar, Melchior und Balthasar und läßt sie zugleich die drei Lebensalter den Jüngling, den Mann und den Greis repräsentieren.

Sonst stimmt die Legende mit dem Evangelium überein; auch darin, daß Gott ihnen im Traum befahl, auf einem andern Wege heimzukehren, den Nachforschungen des Herodes zu ent-

Digitized by Google

gehen. Der Legende zufolge erbauten die drei Könige gemeinsam eine Kapelle, die sie dem Jesuskinde weihten, — auf einem Berge von Jerusalem; wurden Christen, und pilgerten alljährlich zu dieser Kapelle, um von den Wundertaten des Messias zu hören.

Der einen Lesart zufolge starben sie hochbetagt, jeder in seinem Lande; während eine andere Lesart von ihrem Märtyrertode spricht. Die Mutter Kaiser Konstantins des Großen, „Helene", welche den Beinamen „die Heilige" später bekam, ließ die angeblichen Gebeine der drei Könige nach Konstantinopel bringen und dort feierlich bestatten. Später gelangen sie als Kriegsbeute nach Mailand, um schließlich nach Köln überführt zu werden, und dort in einem kostbaren Reliquienschrein einem Meisterwerke der Goldschmiedekunst ferner Tage, der noch heute als die schönste Zierde des Domes gilt, die letzte Ruhstatt zu finden.

In allen Ländern sind übrigens die heiligen drei „Könige" volkstümlicher geworden, als die drei „Weisen". Auch die Malerei, die sich dieses Vorwurfes schon in ältesten Zeiten bemächtigte, stellt sie stets im königlichen Schmucke dar. Die berühmtesten Künstler in Belgien und den Niederlanden, in Italien, Frankreich und Deutschland schufen, besonders seit dem 15. Jahrhundert in reichster Zahl Darstellungen der heiligen drei Könige. Im Berliner Museum befindet sich ein Gemälde von Roger van der Weyden, das die drei Könige in der üppigen Pracht des Burgunderhofes zeigt. Sie knien vor dem Stern, in dessen Mitte sich die Figur des Christkindes abhebt.

Auch die Poesie beschäftigte sich mit den drei Königen. Gustav Schwab dichtete einen ganzen Legendenzyklus über sie. Vor allen Dingen aber erhielten sich durch Lust und Leid der Jahrhunderte einzelne, im Volke selbst entstandene Lieder, die früher von Alt und Jung am 6. Januar, gelegentlich der ehedem üblichen „Umzüge" gesungen wurden.

Wir sind die Könige aus dem Mohrenland,
Die Sonne hat uns schwarz gebrannt.

Da sich die Lieder nur durch mündliche Überlieferung forterbten, war aus dem Morgenland das Mohrland geworden, infolgedessen erscheint auch der „Mohrenkönig" stets mit schwarzgefärbtem Gesicht. In malerischen Trachten ziehen die Kinder oder jungen Burschen, welche die Könige darstellen, Gaben heischend und Lieder singend, von Haus zu Haus. In der Gegend des Harzes trugen sie den Herodes auf einer Stange vor sich her, während in Thüringen die Krippe beliebter war. Hier lautete dann die Variante des alten Sanges.

Wir sind drei Könige wohlgesinnt,
Wir bringen Maria und das Kind.

Zum Schluß erklingt die Bitte um eine Gabe, für die dann mit folgenden Worten gedankt wurde:

Sie haben uns ein Geschenk gegeben,
Gott lasse Sie in Freuden leben,
In Freuden leben immerdar,
Das wünschen wir im neuen Jahr.

Natürlich lief das ganze Dorf zusammen, die „Sternsänger" zu sehen, und man konnte sich den 6. Januar gar nicht ohne sie denken. Die alles gleichmachende Jetztzeit hat begonnen, mit den letzten sinnigen Resten einer poesievollen Vergangenheit mehr und mehr aufzuräumen. Selbst in jenen von der Kultur weniger berührten Gegenden Deutschlands gehen sie von Jahr zu Jahr mehr ihrem Untergang entgegen. Noch ertönt hier und dort der alte Reim. Es ist aber das letzte Aufflackern vor dem gänzlichen Erlöschen. Bald wird nicht nur in den Städten, sondern in allen Dörfern der Dreikönigstag von nüchterner Prosa umgeben sein; und die Sternsänger ganz entschwinden, von denen Goethe bezeichnend sang:

Da sind die drei Könige mit ihrem Stern,
Sie essen und trinken, doch bezahlen nicht gern.

*

Nachtposten

Du siehst von einer Brustwehr Rand
Als Posten in das nächt'ge Land
Und sinnst, derweil dir kühl die Nacht,
Die sammtnen Schleier sacht, gar sacht,
Wie Tränen vor die Augen zieht.

Die Weidenschnur am Wiesenpfad,
Im Vorgeländ' zieht endlos grad',
Als Weiser in das kühle Grau,
Es stört dein Sinnen kaum der Tau,
Der fröstelnd deine Glieder streift.

Und ab und zu die Leuchtraket',
Als halber Stern am Himmel steht,
Verhallend wie der Tropfen Fall,
Der wachen Posten Büchsenknall,
Bis windzerzaust der Morgen kommt.

So treiben wir es Monde lang,
Das wilde Herz vor Heimweh krank,
Und haben nur die Nacht zum Traum,
Des Tages Schlacht läßt keinen Raum,
Dem Denken an das kleine Ich.

Hans Kreitling.

Digitized by Google

Die Katze / Erzählung von H. Schobert

Ivonne Dubois stand mit totblassem Gesicht in der Mitte ihres wunderhübschen Zimmers und sah sich mit verängstigten Augen um.

„Fliehen!" hatte ihr Vater vorhin gesagt und seine Stimme ihm bei diesem schrecklichen Wort kaum gehorcht. „Nach Holland hinein — über die Grenze."

Der Feind würde also in die kleine, sonst so friedliche belgische Stadt kommen; durch diese stillen Straßen ziehen, in die Häuser eindringen, — vielleicht sogar in ihr wunderhübsches — Mädchenzimmer . . . Würde morden, plündern und brennen . . . So hatte es ihr ja jeder einzige gesagt, — und sie, die Besitzer der Stadt mußten fliehen — heimat- und obdachlos in die Fremde, vielleicht in Not und Tod. —

Ivonne drückte die geballten Fäuste an die Wangen. Sie fühlte sich ohnmächtig in ihrem Zorn, aber der Haß gegen die Feinde, die das alles verschuldeten, brannte desto fanatischer in ihr.

O, wenn sie gekonnt hätte!

Aber sie konnte nichts! . . . Doch nun kam die alte Hausbesorgerin und mahnte: „Das Auto hält draußen, Fräulein Ivonne, der Papa wartet!"

Das junge Mädchen warf sich der Alten an den Hals. Ihre Tränen netzten die runzlige Wange.

„Ja, ja, Madame Meunier, — aber sorgen Sie mir für Marmotte. Ich liebe Marmotte."

Und sie beugte sich nieder, hob ein schneeweißes Kätzchen auf, das eine Schleife in den belgischen Farben um den Hals geknotet trug, küßte und liebkoste das Tierchen unter Tränen.

„Adieu, Marmotte! Meine Marmotte!"

In die gelben Augen des Tieres trat ein unruhiges Funkeln, leise sträubte sich das Rückenhaar, steil aufwärts fuhr der Schweif. Es war, als ahne es etwas von dem, war hier vorging. Es miaute auch nicht mehr, ganz still schmiegte es sich an ihre Herrin, nur der weiße Leib erzitterte etwas. —

Als das Auto in der Ferne verknatterte, nahm die Alte die Katze auf den Arm, und durch die leeren Räume gehend, sprach sie zu ihr wie zu einem Menschen. „Die Feinde kommen, Marmotte! . . . Die verfluchten Boches! Das Gesindel! Diese Räuber und Mörder! Es ist gut, daß das Fräulein fort ist. Hübsche junge Mädchen taugen da nicht her. Aber wir beide — wir wissen, was wir zu tun haben! Wir werden unser Vaterland rächen! Du und ich! Du und ich! Ja, wir wissen, was wir zu tun haben! — Laß sie nur kommen!!"

Jedes Wort zischte ordentlich vor Haß von den vertrockneten Lippen, zischte in das Katzenohr, drang wie ein glühender Haßgesang in das weiße Fell des Köpfchens.

Marmotte hörte zu und regte sich nicht. Sie war ja nur ein unvernünftiges Tier.

Leer lag die weite Zimmerflucht, in der man überall die Spuren des übereilten Aufbruches sah, und die Hausbesorgerin hob hier ein Kissen auf, legte dort eine verschobene, herabgerissene Decke zurecht und räumte Speisenreste ab.

So kam sie auch in das Zimmer des Hausherrn, das am meisten die Spuren des hastigen Aufbruches zeigte. Verstreute Papiere und Kleidungsstücke am Boden, der Schreibtisch mit offenen oder nur nachlässig halbzugeschobenen Schubladen, und im Gewehrschrank der Schlüssel! Gewiß hatte Herr Dubois eine Waffe zu sich gesteckt, aber die blanken Gewehre hingen alle still in einer Reihe.

Madame Meunier öffnete die Türe ganz weit und blieb nachdenklich davor stehen. Als Tochter eines Flurschützen fürchtete sie keine Waffen. Und sie überlegte. — Sechs Gewehre! Damit konnte man, — wenn man es schlau anfing, eine Menge Menschen töten! Eine Menge dieser verfluchten „Boches", die ihr schönes Vaterland zerstörten, die Frauen und Kinder mordeten.

Sie hockte sich auf den Boden und starrte wie hypnotisiert auf die blanken Läufe. Dabei hielt sie die Katze so fest an sich gepreßt, daß sie ein leises Fauchen ausstieß.

Die Alte lachte höhnisch.

„Ja, Marmotte, mein Tierchen, du brauchst mich nicht erst zu mahnen, ich tue schon, was du willst. Hin sollen sie werden! Alle hin!" — —

Ein dumpfes, brausendes, anschwellendes Geräusch — wie von ehernen Tritten, klang durch die geschlossenen Fenster und Läden. Die Frau fuhr auf. Ihr Gesicht war ganz verzerrt von Haß und Wut.

Mit schnellem Griff nahm sie die Gewehre aus dem Schrank, stellte sie an die Stühle, sah nach der Sicherung und nahm dann so viele sie tragen konnte in die Arme. Dabei wandte sie den Kopf nach dem Tier.

„Komm, — Marmotte, komm! Jetzt gehen wir in den Krieg. Wir! Wir!" — —

Sie ging in ihre Kellerwohnung und lehnte die Gewehre nebeneinander an den Tisch. Schweiß klebte an ihrer Stirn, und ein Büschel grauer Haare hing über dem Ohr.

Das Tier hinter ihr sah sie mit seinen gelben Augen an, als verstände es ihr Tun. Außer dem steil getragenen Schweif, stand ein Büschel gesträubter Haare längs des Widerristes.

Die Frau lief noch einmal hinauf, holte den Rest der Gewehre und verschloß dann alle Türen; vor dem Zimmer des jungen Mädchens blieb sie zögernd stehen. Sie wußte, da galt es erst Ordnung zu machen, denn Ivonne war schon in ruhigen Zeiten unordentlich, und nun erst heute, wo

Digitized by Google

man so kopflos geflohen. Sah die Alte aber erst all den Wirrwarr, konnte sie nicht anders als aufräumen, und das nahm ihr kostbare Zeit, denn der nervenaufpeitschende gewaltige, dröhnende Lärm draußen kam immer näher. Schüsse krachten, Schreie zerrissen die Luft . . . es wurde Zeit! Zeit! — —

Die alte Frau verrammelte die Korridortür so gut sie konnte. Widerstand sollten sie wenigstens überall da finden, wohin sie die Hand ausstreckten . . . Diese wilden, verfluchten Barbaren. Selbst wenn es auch nur ein ohnmächtiger Widerstand war.

Auch ihr Kellerzimmer verrammelte sie, schob die Kommode vor die Tür, verhängte das Fenster dicht und setzte sich endlich erschöpft auf den einzigen Stuhl, der inmitten des Zimmers stand. Ihre Brust arbeitete heftig, ihre Hände flogen, aus den matten Augen kamen einige Tränentropfen. Marmotte miaute leise und drängte sich an ihr Knie.

Sie nahm das Tier auf den Schoß und horchte auf den sich draußen verstärkenden Lärm. Kein Zweifel, — die Feinde waren nahe — ganz nahe! Nicht allein in der Stadt, sondern schon in den nächsten Straßen! Und nun schrie die Alte laut ein zusammenhangloses Gebet heraus:

„Gott! Mein Gott, töte sie! Vernichte sie! Laß die Mauern über sie stürzen, — auch wenn es unser Leben hier kostet . . . Zertritt sie, wie ich sie zertreten möchte" . . .

Und wieder krampften sich die Hände in Marmottes Fell, und sie stöhnte nur noch: „Ermorde auch du sie — wie ich sie ermorden will!"

Ganz leise klirrten die Scheiben, die graue, sich durch die Straßen windende Menschenschlange kam näher.

Da . . . . das war die erste Reihe der Feldgrauen vor ihrem Fenster . . . Sie sah die schweren, genagelten Stiefel, die sich gleichförmig hoben und senkten, sah derbe Gestalten, Gewehre, auf denen die Sonne blitzte . . . Bis zu den Gesichtern konnte sie aus ihrem Fenster nicht hinaufsehen, aber sie fühlte, daß eine eherne Woge erbarmungslos über sie, über ihr schönes Vaterland hinging, gegen die es keinen Widerstand gab.

Und diese Woge rollte weiter und weiter — endlos — ohne aufhören — immer in demselben gleichen Trift und Schritt . . . Ihr war, als müsse sie ersticken.

„Verflucht seien sie! Verflucht!" knirschte sie und wand den dürren Leib hin und her. Dabei drückte sie die Katze so gewaltsam an sich, daß deren rosige Schnauze sich krampfhaft öffnete, und in Erstickungsnot das rote Zünglein herausfuhr.

Dann schleuderte die Alte die Katze zu Boden und sah sich auch nicht mehr nach ihr um. Einem unwiderstehlichen Triebe folgend, ergriff sie eines der Gewehre . . . .

Ein Schuß krachte . . . .

Ihre steren Augen glaubten zu sehen, daß die Linie draußen eine Sekunde stockte.

Nun der zweite Schuß . . . .

Da hörte sie deutlich einen Aufschrei, sah zwei Füße stolpern . . . das Getön lauten Sprechens drang an ihr Ohr . . . Eine jubelnde Freude brannte in ihr auf . . . Einer weniger in der Schar der Feinde! Einer wenigstens weniger. Sie riß das Gewehr hoch und feuerte wieder.

Kolbenstöße donnerten gegen ihre Türe, — sie kamen also zu ihr! — Jetzt galt es . . . Wieder ein Schuß . . . und dann das leise Singen einer Kugel, die durch das Fenster eindrang und die Alte in die Brust traf. Mit einem Aufschrei brach sie zusammen, lag lang auf dem Fußboden, während das Blut in gewaltigem Quell aus ihrer Brust schoß. Kreischend vor Entsetzen stürzte sich Marmotte auf die Sterbende, ihr weißes Fell färbte sich rot, ihre Schnauze, mit der sie das Blut stopfen zu wollen schien, — tropfte.

Da brach die Türe ein. Drei Soldaten stürmten in den Raum. Mit einem grellen Schrei flüchtete sich die Katze in eine Ecke; hier stand sie, blutig, mit steilerhobenem Schweife, mit gesträubtem Rückenhaar und funkelnden Augen, bereit, sich auf jeden zu stürzen, der ihr nahe kam.

Aber das tat niemand. — Die Soldaten sagten: „Sieh das verängstigte Tier", und neckten es gutmütig. Dann beugten sie sich über die Tote. Hier gab es nichts mehr zu schaffen. Mit einem wilden Satz entfloh die Katze durch die offene Türe; keiner kümmerte sich um sie.

Den Verwundeten brachte man in die verlassenen Räume des Fabrikbesitzers. Die Kugel hatte ihn sehr unglücklich getroffen, er wimmerte leise. In Ivonnes Schlafzimmer bettete man ihn, mitten in die weißen Möbel, die duftende Wäsche. Er aber merkte es kaum, daß er verschmutzt und verwildert in eine solche Umgebung kam, die der strikte Gegensatz zu ihm war, — fiel sofort in einen ohnmachtähnlichen Zustand.

— — Als er nach Stunden daraus erwachte, sah er allerdings erstaunt um sich. Die Seide der Kissen kühlte so wohltuend, der feine Irisduft streichelte die entwöhnten Sinne wie eine süße Erinnerung an die Heimat, an schöne Frauen und heitere Lebensstunden.

Er seufzte tief auf.

Von dem Ruhebett neben ihm erhob sich das Gesicht eines ganz jungen Soldaten, den man einer Fußverletzung wegen hier auch untergebracht hatte.

„Willst du was, Kamerad?"

„Nein", sagte der andere, „ich freue mich nur über das schöne Bett."

Der junge Soldat humpelte mühselig heran, in der einen Hand hielt er einen duftenden Handschuh, in der andern einen seidenen Strumpf.

„Schau, so lebt man hier," lachte er und legte beides auf die seidene Daunendecke, „das laß ich

Digitized by Google

mir gefallen! Und der hier, gehört wohl das alles?" Er langte dabei ein Bild vom Kaminsims, — aus dem ein feines, wunderhübsches Mädchengesicht hervorlugte, und legte es auf die Decke. Es war dämmerig geworden, und der Verwundete nahm das Bild auf und besah es gründlich.

Wie hübsch und heiter das Gesichtchen war, — und in wie trostloser Flucht mochte sie zuletzt dieses entzückende Zimmer verlassen haben, das so recht ein Nest für ein schönes junges Mädchen abgegeben hatte.

Wieder sah er um sich. Die Schatten der Dämmerung verliehen allen Dingen einen noch größeren, magischen Reiz, und dann nahm er wieder das Bild auf und vertiefte sich in die anmutigen Züge.

Da — ein scharfes Fauchen an seinem Ohr, — wie der Atem eines heißen Hasses, und scharfe Katzenkrallen zogen rote Striemen über seine Hand. Er ließ das Bild fallen und wandte den Kopf.

Auf dem Kissen, dicht neben seinem Kopf, wo sie so oft in Friedenstagen sanft geruht, stand Marmotte. Ihre glühenden gelben Augen starrten ihn feindselig an, steil standen ihr Schweif und die Haare auf dem Rücken. Das Mäulchen, noch rot vom Blut der Erschossenen, stand halb offen, so daß man die Spitzen der scharfen Zähne sah.

„Ach so — du gehörst hierher, willst wohl meine Neugier strafen", sagte der Verwundete und versuchte die Katze zu streicheln. „Braves Tier!" Aber mit einem fauchenden Laut war Marmotte verschwunden, als hätte sie der Boden verschluckt.

„Armes Tier!" dachte der Verwundete noch einmal und legte sich zurück. „Es merkt auch den Ernst des Krieges. Wie sehr verwöhnt wird es vordem gewesen sein." —

„Hast du die Katze gesehen, die hier herumstreicht?" fragte er nachher seinen Kameraden. „Von wessen Blut mag ihr Fell so rot sein?"

Der andere erzählte von der erschossenen Alten im Keller, deren Kugel den Kameraden getroffen. Der dachte ein wenig nach.

„Ja, der Krieg ist hart", sagte er nachdenklich. „Wenn du kannst, füttere doch das Tier. Es erinnert mich an die Heimat. Meine Mutter hat auch ein weißes Kätzchen."

Ein paar Stunden später sagte der Jüngere: „Höre, Mensch, es ist merkwürdig, aber man sollte glauben, dieses Biest haßt uns genau so wie seine tote Herrin. Ich fand es, halbverdurstet an den Kacheln der Küche leckend, goß ein bißchen Milch in eine Schale und stellte sie dem Tier hin. Dazu lockte ich in allen Schmeicheltönen, sprach ihm auch freundlich zu, — aber es rührte sich nicht aus seiner Ecke, sah mich nur mit bösen Funkeln und Fauchen an, — gerade wie ein haßerfüllter Mensch. Dann ging ich hinaus und ließ die Katze mit ihrer Milch allein. — Als ich nach einiger Zeit wiederkam, war es noch immer dasselbe, die Milch unberührt, das Tier in seiner Ecke."

„Dann laß sie laufen."

„Das sagst du so! Ich hatte ein unbehagliches Gefühl, — am liebsten hätte ich sie erschossen. — Sie war wirklich wie ein Mensch, du."

Aber der Verwundete begann zu fiebern, er hörte nicht mehr zu. Leise vor sich hinmurmelnd, verfiel er in einen Zustand der Willenslosigkeit und Betäubung. — —

Es war drückend schwül im Zimmer, aus der Ferne hörte man Geschützdonner. Weit öffnete der Jüngere Fenster und Türe.

Draußen regte sich kein Lüftchen, Glut nur spien Häuser und Straße aus. Der Viertelmond schien mit schwacher Helle in das weiße Zimmer, in dem einer in Schmerzen röchelte, der andere in tiefem, schwerem Schlaf laut atmete.

Durch die offene Tür schleicht lautlos etwas Geschmeidiges-Weißes. Mitten im Zimmer bleibt die Katze stehen und dehnt den schlanken Leib wie ein Raubtier. Noch immer trug das weiße Fell die dunklen Blutflecken. Unhörbar schleicht das Tier bis an das wohlbekannte Bett, mit einem gewaltigen Satze springt es lautlos darauf neben den fiebernden Schläfer. Der Kopf des Mannes und der des Tieres standen hell im dämmernden Licht. Da hob die Katze behutsam die Vorderpfoten und stellte sich quer über den Liegenden. Die Augen glühten, unter den zurückgezogenen Lefzen funkelten die spitzen Zähne. Wieder stand der Schweif steil in die Höhe, waren die Haare an dem Rist gesträubt. Ein Bild des wütenden Hasses stand das Tier unbeweglich, und starrte auf den Schläfer.

Dessen Adern pochten, die Muskeln zuckten unruhig, war, als fühle er etwas ihm Feindseliges. Dann schlug er plötzlich groß und voll die Augen auf. Noch halb ohne Bewußtsein faßte er nach dem Kopf des Tieres und drückte ihn seitwärts. Schwer seufzte der Kamerad aus tiefem Schlaf auf, ohne zu erwachen. Aber der Verwundete fühlte sich plötzlich frei und leicht, er hob den Kopf und sah auf das kleine weiße Tier, das nun ermattet und regungslos auf ihm lag, dessen Herz er wild schlagen hörte, — und eine große Zuversicht kam über ihn.

So würden sie den Haß der nach ihnen allen gegriffen hatte auch abwehren und ersticken, daß später niemand mehr von seiner Wildheit wußte, nach einer großen Versöhnung der Völker. Diese Katze hier, schien ihm das Sinnbild des Kommenden. Denn obgleich er seine Hand zurückgezogen, um sie nicht zu töten, — rührte sie sich nicht mehr. Und erst als er eine leise Bewegung machte, sprang sie vom Bett, dehnte die Glieder, leckte das Schnäuzchen, aber es lag keine grimmige Feindseligkeit mehr in der Art wie sie jetzt langsam aus dem Zimmer schlich.

Digitized by Google

Allerlei

Altes deutsches Wortgut. Die Verdeutschungslust unserer Zeit hat viel altes deutsches Sprachgut wieder zu Ehren gebracht. So sind die jetzt immer häufiger gebrauchten Wohnungsbezeichnungen Erdgeschoß, 1. und 2. Stock ebensowenig Erfindungen des Sprachvereins wie die Bücherei, sondern sie wurden im deutschen Sprachgebiete lange vor der Gründung unseres Sprachvereins gebraucht. Schon im 18. Jahrhundert redeten Bürger, Voß und Herder von der Bücherei. Nicht immer sprach man von der perfekten Köchin; eine fertige Köchin suchte man bereits 1823 im Dresdner Anzeiger. Lange hat man von Holbein dem Älteren, dem Jüngeren gesprochen; unsere Kaufleute können also auf senior und junior verzichten, ohne daß man sie der Neuerungssucht anklagen kann. Manchem klingt vielleicht Ordnung einer Festlichkeit gesucht, er entwirft lieber ein Programm, und doch findet man den deutschen Ausdruck oft in Zeitungen vom Anfange des vorigen Jahrhunderts. Wenn Sarrazin in seinem Verdeutschungsbuch Kunstkoch für Traiteur empfiehlt oder Tesch in seinem Wörterbuch „Fremdwort und Verdeutschung", Insertion durch Einrückung ersetzen will, so bringen beide hier wie in sehr vielen anderen Fällen altes Sprachgut zur Geltung, denn schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts spricht das Zwickauer Wochenblatt vom Kunstkoch, ist ihm die Redensart „gegen Erstattung der Einrückungsgebühren" geläufig. Auch die Abkürzung N. S. (= Nachschrift) für P. S. (= Postskriptum) ist alt, man findet sie etwa in einem Briefe Kestners an seine Lotte Ende August 1772.

Wenn man also jetzt auf den Dienst dieser und vieler anderer Fremdwörter verzichtet, so widerfährt ihnen dasselbe Schicksal, das sie in einer fremdwortfroheren Zeit guten deutschen Wörtern bereiteten.

Deutscher Sprache Ehrenkranz. Unter diesem Titel hat der Greifswalder Universitätsprofessor Dr. Paul Pietsch im Verlage des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins eine reichhaltige Sammlung dichterischer Äußerungen über unsere Muttersprache in zweiter Auflage erscheinen lassen. Der Deutschen Sprache Ehrenkranz erneuert den Titel eines Buches über das Fremdwortunwesen, das Hans Heinrich Schill, ein tüchtiger Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, herausgegeben hat. An ihn richtete mit der Anrede „An den Chorion" der Straßburger Professor der Dichtkunst Johann Matthias Schneuber 1644 ein Gedicht, das in volkstümlicher und formenschöner Weise Wert und Würde der deutschen Sprache preist und damit das Lob des edlen und unüberwindlichen deutschen Volkes verbindet. Da das Gedicht Anklänge an die heutige Zeit enthält, in der wir im Felde und in der Sprache für alles, was deutsch ist kämpfen, so mögen einige Verse daraus folgen:

An den Chorion, als derselbe der Deutschen sprach Ehrenkranz außgehen liesse.

Edele Deutschen ihr habet empfangen
Träffliche gaben und himmlischen preis,
Meyster zu bleiben und herrlich zu prangen
Über die völker auf mancherley weis:
Euch mußten gerahten
Die mannliche thaten
In mächtigem krieg,
die feinde zu schlagen
zu tödten und jagen,
Daß alles im lande sich freüet im Sieg.
Dapfere tugend und Sitten zu üben
waret ihr rühmlich vor alters gewohnt;
Redliches Leben und träuliches lieben
wurde vom Himmel so gnädig belohnt
mit künsten und sprachen
und heylichen sachen,
biß eüere zier
die Ehre gewonnen,
daß under der Sonnen
sich seeliger niemand könt preisen als ihr.
Wärden die Deütschen schon häfftig getruket,
tringen sie dannoch wie Palmen empor,
mitten im feüer die zunge sich schmucket,
thut es auch anderen sprachen weit vor.
Und sollte der brande
Verlöschen im lande,
so würde man sehn
die sprache verjünget
mit ziehrat umringet
Auß eygener aschen wie Fönix erstehn.

Johann Matthias Schneuber (1644).

International. Das Wort international wurde 1789 von dem Engländer Bentham geprägt. Es fand aber schwerer als andere Fremdlinge Aufnahme in unseren Wortschatz. Noch 1844 schrieb der Rechtsgelehrte Heffter: „Ich nenne das Völkerrecht noch immer bei seinem alten Namen, nicht wie es manche mit fremder Zunge zu nennen angefangen haben: internationales Recht". Erst die Weltausstellungen verschafften ihm festen Boden bei uns, und allmählich ward es zu einem der vielen für unantastbar gehaltenen Fremdwörter, bis der Weltkrieg kam, der deutsche Art in der Sprache wieder zu Ehren brachte. So erlitt auch das Wort international Einbuße. Es ist zwar in einzelnen Redensarten — etwa von der roten Internationale — zunächst so fest in unserm Sprachgebrauch eingewurzelt, daß ihm nicht wie andern Leidensgefährten der Todesstoß droht, aber man ist schon recht hübsch von ihm abgerückt. Dafür sind ein paar Dutzend neue Wortverbindungen mit Welt aufgekommen: man schilt die Weltkultur als ein leeres Spiel mit Worten, man nennt den Dollar die Weltmünze, Rosenfreunde reden vom Weltrosenmarkt, politische Zeitungen schildern den Weltwucherer England, Lhotzki, einer der immer zahlreicher werdenden fremdwortreinen Schriftsteller, nennt Dinge von internationaler Tragweite Dinge, die für die ganze Welt Bedeutung haben. Ein in edlem Deutsch geschriebener Kriegsaufsatz sagt für internationales Import- und Exporthaus weltumfassendes Durchgangsgeschäft. Vor dem Kriege war Berlin ein internationaler Jahrmarkt, jetzt nennt es Stratz in seinem neuesten, in reinem Deutsch abgefaßten Roman einen Völkerjahrmarkt. Die Überlegenheit klarer deutscher Ausdrücke über verschwommene Fremdwörter zeigt sich in den jetzt immer mehr für international in Aufnahme kommenden Verdeutschungen zwischenstaatlich, überstaatlich, zwischenvölkisch. Man beachte den feinen Unterschied der Wörter zwischenstaatlich und zwischenvölkisch. So sprach der Dresdner Oberbürgermeister in seiner Antrittsrede von den Bahnen unseres zwischenstaatlichen Verkehrs, der Staatssekretär a. D. Dernburg will das Völkerrecht auf überstaatlicher Grundlage aufbauen, ja, ein die „Fremdwortwürger" öfter bekämpfendes Tageblatt brachte sogar einen Aufsatz über zwischenvölkisches Zusammenwirken.

M. Rau (Zwickau).

Inhalt des Heftes 15: Der Herr Direktor. Roman von Else Croner. — Der Roman einer schönen Frau. Von Richard Freyen. — **Beiblatt:** Wintermorgen. — Saat im Schnee. Zwei Gedichte von Paul Friedrich. — Dreikönigstag. Von A. M. Witte. — Nachtposten. Gedicht von Hans Kreitling. — Die Katze. Erzählung von H. Schobert. — Allerlei.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 13. Januar 1917. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 16

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Der Herr Direktor / Roman von Else Croner

4. Fortsetzung.

Frau Rauhenburg fuhr nach Haus. Die Feier hatte sie angestrengt. Sie kränkelte viel in letzter Zeit. Häufige nervöse Erkältungen zwangen sie zu zurückgezogener Lebensweise. Wenn nur Hilde da wäre! Sie war des vielen Alleinseins müde.

Der letzte Brief von Hilde war so voller Heimweh. Er ging ihr gar nicht aus dem Sinn. Sie zog ihn hervor und las ihn noch einmal:

„Liebe Eltern. So schön der Frühling hier in Oberbayern auch ist, mich zieht es mächtig heim zu Euch. Ich bin doch jetzt auch ganz gesund. Wie lange soll ich denn noch hier bleiben? Und über Ostern bekommt Referendar Becker Urlaub. Nicht wahr, länger als bis zum 1. April brauche ich's hier nicht mehr auszuhalten? Froh kann ich doch nur bei Euch sein. Schreibt bald, wann ich abreisen kann und seid vielmals gegrüßt von Eurer Hilde."

Frau Leonore stand in Gedanken versunken am Fenster und schaute auf das Blumenbeet voll junger Vorfrühlingspflanzen. Und ihre Gedanken kamen und gingen und kehrten doch immer wieder zu dem einen zurück, den sie liebte.

Sie, die Mutter, die reife Frau, sah ihn noch heute so, wie er gewesen war in den Tagen, da er um sie geworben hatte. Damals, als sie gerade so alt war wie jetzt Hilde.

Eine liebende Frau vergißt solche Stunden nie; das erste starke Liebesempfinden dringt durch die Seele und erfüllt sie, wie das Leben selber. Damals stieß Frau Leonores Fuß auf keinen Stein. Sie wußte damals nicht einmal, was Steine auf dem Liebesweg sind! Ein Ton von kristallener Reinheit lag über ihrer ersten Liebeszeit, den sie nicht vergessen konnte. Es gab nichts Gekünsteltes, nichts Scheinwertiges in ihrer Liebe. Hier hatten zwei Menschen, die liebend und stolz zugleich ins Leben schauten, ihr gemeinsames Dasein aufgebaut, aus herzlicher Neigung, aus klarer Erkenntnis der gegenseitigen Vorzüge, aus inniger Hochachtung.

Und jetzt? Wenn die Grundlage fest und gut war, weshalb fehlte ihrem Ehebau die grade, himmelanstrebende Richtung und das krönende schützende Dach? Weshalb trug jeder seine Ziegelsteine nach einer andern Richtung? Weshalb bauten sie nicht gemeinsam weiter? Weshalb fehlten die farbenfrohen Blumenbeete vor den Fenstern ihres Hauses, und die Säulen und die Balkons? Eine große Steinvilla hatten sie sich erbauen können, und es steckte viel Arbeitsenergie und Kopfarbeit in diesem Eigenhaus, das sie bewohnten. — War es denn so sehr viel schwerer, innerlich aufzubauen? Ehekünstler, Ehebaumeister zu sein? Jeder Tag, der unharmonisch in einer Ehe verrinnt, ist ein Ziegelstein, der zwecklos vergeudet wurde, dacht Frau Leonore.

Sie dachte zurück, weit, weit zurück.

Wie der flotte Hellmuth als Student im letzten Semester in ihr Leben getreten war, blutjung noch, und doch schon so weltmännisch gewandt und selbstsicher im Auftreten. Auf dem Philologenball hatte er sie zuerst gesehen. Er hatte sich ihr sofort vorstellen lassen, und so-

Digitized by Google

fort wußte sie auch, daß sie Eindruck gemacht hatte. An mehr dachte sie damals nicht. Nur daß sie sich noch nie mit einem Herrn so ausgezeichnet unterhalten hatte. Am Tage darauf gab er in ihrem Elternhause die Karten ab. „Was will er?" fragte der Vater. Die Mutter hatte gelächelt.

Dann kam ein Ausflug, dann eine kleine Gesellschaft zu Hause — und ein paar Wochen später, als er eben seinen Oberlehrer gebaut hatte, hielt er um ihre Hand an, in der sicheren, ruhigen Selbstverständlichkeit, daß sie nicht nein sagen würde. Und sie hatte sich jubelnddankbar zu ihm bekannt. So stolz und glücklich war sie, daß er glaubte, sie wäre die rechte Lebensgefährtin für ihn. Ihre Phantasie dichtete zu den vorhandenen Vorzügen noch strahlendere hinzu. „Er, der Herrlichste von allen", ganz im Chamissoschen Sinne war ihr Hellmuth Rauhenburg. „Und ist er's denn — trotz allem und allem — nicht auch heute noch?" fragte eine leise, schüchterne Stimme in ihr.

Fortgefegt, wie eine Fata Morgana, war Doktor Wagner aus ihren Gedanken. Konnte denn irgendein Mann auf der Welt an Hellmuth Rauhenburgs Maßstab gemessen werden? Hielt irgendeiner dem Vergleich stand? Wie märchenhaftes Glück waren die ersten Ehejahre verflogen. Sie hatte sich darüber gefreut, daß sie schön war — für ihn. Seine Blicke folgten ihr zärtlich-beobachtend, wenn sie durch die Wohnung ging. Er schätzte Frauenschönheit. Ihr Wuchs, ihr reiches, blondes Haar, ihre rosige Schönheit, der Schmelz ihres anschmiegenden Wesens, die Melodie ihrer Stimme entzückten seine schönheitstrunkenen Sinne täglich von neuem. Dann zog Klein-Hilde ins Haus ein und viele frohe, glückliche Jahre folgten.

Und dann? Dann war es plötzlich, als ob die Sonne unterging, und ein heftiger Windstoß kam und an ihren Ehemauern rüttelte. Das Schrecklichste war, daß sie das beide in einem Alter traf, in dem man die Dinge naturgemäß schwer nimmt, und in einer Zeit, in der der Weltkrieg wie eine einzige riesige Dissonanz alle kleinen persönlichen Dissonanzen mit blutigem Lächeln überschrift und unausgeglichen ließ. Wo jetzt in einer solchen gigantischen Zeit persönliche Disharmonien entstanden, da blieben sie ungeklärt, ungelöst, wenn nicht ein besonders starker Wille kam, der einte und wieder zusammenfügte. —

In den Tumult ihrer Empfindungen tönte ein Klingeln, ein frohes Lärmen, ein Rufen: „Mammi, wo bist du? Ich hab's nicht mehr ausgehalten, hab eure Antwort nicht abgewartet, bin ausgerissen, und hier bin ich." Mutter und Tochter fielen sich zwischen Lachen und Weinen um den Hals; Frau Leonore war ebenso glücklich wie Hildegard. Die ersten Stunden verflogen. Frau Rauhenburg war plötzlich, als wäre der Friede wieder eingekehrt, der Friede — und — vielleicht das Glück. Sie zog die Tochter an sich, fest, hielt sie umschlossen.

---

8. Kapitel.

Das Frühjahr brachte, wie alle Jahre, viel Gartenarbeit für Frau Rauhenburg und Hilde. Es war ihr besonderer Ehrgeiz, so viel wie möglich ohne fremde Hilfe auszukommen. Hilde stand im hellen Sonnenschein als Gärtnerbursche in den Stachelbeersträuchern und pflückte Beere um Beere für den unersättlichen Magen des großen Weckapparates. Das halbe Jahr Oberbayern hatte sie aus den eckigen Übergangsjahren in das Stadium der jungen Dame hinübergeleitet. Ihr reiches, hellblondes Haar, das in einen Nackenknoten geschlungen war, und die viel dunkler schattierten Augen und Brauen gaben dem kindlich-herben Gesicht schon seinen Reiz. Es zeigte nicht die weiche Nachgiebigkeit der Mutter, es war schon ein Tropfen Rauhenburgsches Blut in ihr.

Hilde hielt einen Augenblick in ihrer Arbeit inne und strich sich das Haar aus dem heißen Gesicht. Da hörte sie Schritte vom Haus her und tiefe Männerstimmen, die sie kannte.

Sie stutzte und lauschte, und ihr Herz fing launisch an, plötzlich in schnellerem Tempo zu klopfen.

„Hildegard," rief des Vaters laute Stimme ihr entgegen, „hier ist Herr Leutnant Becker, der dich begrüßen will."

Digitized by Google

Sie sah einen Moment hoch, entgegnete hastig: „Ich will mich nur schnell umkleiden, ich sehe ja verboten aus."

Aber da stand Herr Referendar Becker in Leutnantsuniform, mit dem Kreuz geschmückt, auch schon neben ihr: „Keine Umstände, gnädiges Fräulein, Sie haben mich so oft im einfachen Soldatenrock gesehen, warum soll ich Sie nicht auch mal als Gärtnerin bewundern dürfen? Ich wollte mich Ihnen nur persönlich als Offizier vorstellen; ich komme direkt aus dem Feuer."

Sie sah wieder hoch, halb verlegen und halb interessiert: „Bitte, erzählen Sie mir, wie es Ihnen ging, Herr Leutnant."

Der Vater war ans Telephon gerufen worden.

Hilde und Leutnant Becker waren langsam zu einer Gartenbank gegangen, die unter einem blühenden Apfelbaum stand.

„Zunächst möchte ich wissen," begann Referendar Becker, ohne einen Blick von ihrer zierlich-schlanken Erscheinung zu lassen, „ob Fräulein Hilde überhaupt noch an mich gedacht hat, ehrlich und offen."

Sie lachte: „Beantwortet man sonst jede Karte? Strickt man sonst so schöne warme, wollene Handschuhe? Spart man sonst jeden Pfennig Taschengeld für süße Feldpostsendungen?"

Ein leichter Windstoß schüttelte die Apfelzweige. Wie ein dichter, zartfarbiger Blütenregen fielen die Blüten auf ihr Haar und bildeten einen entzückenden Rahmen zu dem rosigen Gesicht. Als ob der Frühling selbst sie grüßte!

Dann sagte Leutnant Becker: „Ja, Fräulein Hilde, das ist alles aber schon ziemlich lange her; in den letzten Wochen blieb ich ohne ein Lebenszeichen."

Wieder lachte Hilde: Sollte sie ihm verraten, daß sie aus Oberbayern ausgerissen war, weil . . . ja, weil . . . Plötzlich wurde sie rot und meinte nur: „Ich wußte ja, daß Sie bald hier sein würden."

„Und Sie freuten sich darauf, Fräulein Hilde? — Ehrlich und offen, Soldatenkinder sagen immer die Wahrheit!"

Da senkte sie das Köpfchen ein wenig und antwortete nur zwei Worte: „Tage gezählt."

Leutnant Becker hatte sich unwillkürlich erhoben.

Sie hörte seine Atemzüge durch die Mittagsstille. Straff aufgerichtet stand er. Er sah sie an. Tief gesenkt war ihr Kopf. Ihre Hände umklammerten den Korb mit den Beeren. Und nur wie ein Hauch, leise, kamen ihre Worte zu ihm: „Wie lange bleiben Sie hier?"

Ein Hochgefühl lohte in ihm auf. „Weshalb zögerst du noch?" fragte er sich selber.

Das Schweigen fing an, Hildegard zu bedrücken. In dem zarten Gesicht stieg eine tiefe Röte auf.

„Ich habe eine leichte innere Verletzung, und vorläufig vier Wochen Urlaub", sagte er.

Dabei beugte er sich über sie und fügte leise hinzu: „Wenn man die Tage zählt, hat man sich lieb, Hilde."

Über ihren Körper rann ein leichtes Beben.

Sie schlug die Augen zu ihm auf.

„Hilde, süße, kleine Hilde!"

Und er beugte sich noch tiefer und küßte sie.

Der Herr Hauptmann wetterte ein wenig, als er den Stand der Dinge erfuhr. Im Prinzip hatte er gegen den Schwiegersohn nichts einzuwenden, aber war denn das eine Art? So das Kind zu überfallen?

„Ich bin noch aus der alten Schule, lieber Freund," sagte er dem etwas verdutzt vor ihm stehenden jungen Offizier, „da sprach man e r s t mit den Eltern, und ging dann, wenn alles klappte, zu seinem Mädchen. Aber Sie scheinen meine Einwilligung wohl für überflüssig zu halten, Herr Leutnant? Einen eigenmächtigen Feldzugsplan ohne dazu erteiltes Kommando tadle ich, selbst dann, wenn er gelingt."

Der Leutnant stand stramm vor dem Herrn Schwiegervater in spe, ohne mit der Wimper zu zucken, und doch lachte der Schalk ihm aus den vorschriftsmäßig gradaus gerichteten Augen.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, aber Liebe läßt sich nicht kommandieren."

„Aber doch wohl bremsen und zügeln, nicht wahr, Sie Heißsporn? Undiszipliniertheiten dulde ich weder im Regiment, noch im Zivilberuf, noch in meiner Familie. Und wenn Sie Wert darauf legen, je zu meiner Familie

Digitized by Google

zu gehören, so unterstehen auch Sie künftig meinem Kommando, verstanden? In allen Dingen!"

Einen andern Schwiegersohn hätten diese fast drohend gesprochenen Worte wohl einschüchtern oder gar abschrecken können, aber Erich Becker kannte seinen Rauhenburg und wußte ganz genau, daß er eigentlich nur der Ordnung wegen schimpfte.

„Und von offizieller Verlobung und dergleichen kann natürlich noch keine Rede sein", fuhr Hauptmann Rauhenburg fort. „Hilde ist ja noch ein Kindskopf; ein Jahr ist der mindeste Aufschub, den ich verlange. Denkt ihr beide dann noch ebenso wie heut, — dann in Gottes Namen!"

Mehr hatte Doktor Erich Becker für den ersten Ansturm nicht erwartet.

„Danke gehorsamst, Herr Hauptmann, erst gehe ich noch einmal hinaus und hole mir das Kreuz 1. Klasse."

Rauhenburg klopfte ihm auf die Schulter: „Bravo."

„Und dann mache ich mein Assessor-Examen."

„Selbstverständlich."

„Dann wird die erste frei werdende Richterstelle angenommen — und sei es das kleinste Nest — und dann — wird geheiratet."

„Mit dem kleinsten Nest" war Rauhenburg nicht so ganz einverstanden, aber das waren ja spätere Sorgen. Der Schwiegersohn gefiel ihm eigentlich ausgezeichnet.

Frau Rauhenburg konnte sich in den Gedanken, eine erwachsene, dreiviertel-verlobte Tochter zu haben, noch kaum hineindenken. Für die Eltern war und blieb Hilde „das Kind". Und sie sahen es noch immer lieber, wenn sie mit ihren 25 weißen Kaninchen beschäftigt war, als wenn sie an Erichs Arm durch den Garten ging und Zukunftspläne schmiedete.

„Denke, Erich, Papa will, daß ich noch ein volles Jahr auf die Handelsakademie gehen soll", sagte sie ihm.

„Auf die Handelsakademie," wiederholte Doktor Becker in komischem Entsetzen, „was soll denn die künftige Frau Amtsrichter mit den handelskundlichen Kenntnissen? Wozu denn das, Hilde? Ich lege gar keinen Wert darauf, daß du die Schreibmaschine und Stolze-Schrey beherrschst."

„O bitte, ich lerne da auch Wechselrecht und Handelsgesetze."

„Es genügt doch, wenn einer in der Familie damit Bescheid weiß."

„Und Geschäftsbriefe französisch und englisch schreiben."

„Ich bedaure, keinen Kundenkreis im Ausland zu haben."

„Und Wirtschaftsgeographie."

„Mir sind Wirtschaftskenntnisse lieber."

Hilde wurde ganz kleinlaut.

„Na, freust du dich denn nicht, wenn ich z. B. dir deine Urteile schreiben kann und du nur zu diktieren brauchst?"

„Dazu bezahlt der Staat ja Stenographen. Bei meiner Frau würde ich Klavier spielen höher schätzen als tippen."

Hilde fragte: „Und weiter soll ich gar nichts mehr lernen, Erich?"

„Im Gegenteil, sehr viel sogar. Aber ich habe mir meine Frau nie mit kaufmännischer Ausbildung vorgestellt. Ich möchte z. B., daß du Kunstgeschichte und Literatur treibst, auch ein bißchen Philosophie und Nationalökonomie, ich möchte, daß du Interesse für die Dinge gewinnst, die mich außerhalb meines Berufes bisher glücklich gemacht haben. Ich habe schon öfter bei dir ein bißchen auf den Busch geklopft; klug genug bist du für all diese mehr geistigen Dinge; es fehlt dir nur die Leitung, der Ansporn."

Hilde machte ein ganz bedenkliches Gesicht: „Weißt du, Papa ist so sehr fürs Praktische. Er nennt das alles, was du liebst, immer mit etwas Geringschätzung „die ästhetisch-literarische Bildung". Und dann —, wenn der eigene Vater doch nun mal Direktor der Handelsakademie ist, hat man als Tochter gewisse Verpflichtungen. Ich werde das eine Jahr Handelsschule eben mit in den Kauf nehmen und nebenbei sehr fleißig Kunst- und Literaturgeschichte treiben, damit ich mich später als Frau Amtsrichter nirgends blamiere. — Papa könnte sich eine andere Ausbildung als die technisch-kaufmännische bei mir gar nicht denken."

Erich Becker war zwar noch immer nicht ganz einverstanden und redete von „Frauen-

Digitized by Google

schule" und „Oberlyzeum", aber Doktor Rauhenburg ließ sich in Punkt Bildungsfragen und Lehrgang nicht an den Wagen fahren. „Vorläufig bestimme ich über die Fortbildung meiner Tochter", erklärte er mit Nachdruck, „später, wenn sie erst Ihre Frau ist, können Sie sie so schöngeistig wie nur möglich beeinflussen; ich werde dann gegen Ihre ästhetisch-literarische Richtung nichts mehr einzuwenden haben."

---

9. Kapitel.

Inzwischen trieb Eugenie Holger weiter ihr Spiel.

Sie benutzte jede Gelegenheit, um mit dem Mann, der sie so stark anzog, zusammen zu kommen; er machte ihr das nicht leicht, war spröde und reserviert und hielt sich streng in den Grenzen.

Das Bureauleben schuf ihr auch nicht immer vorteilhafte Situationen. Sie war und blieb bummlig, lässig in ihren Pflichten, und war dann sehr verwundert, wenn der Direktor diese Nachlässigkeiten ernst nahm.

Heute hatte er sie wegen ihrer flüchtigen Stenogramme zu sich bestellt.

„Fräulein Holger," empfing er sie, „Ihre Stenogramme sind mehr als flüchtig. Ich prüfte es selbst nach, Sie machen sinnentstellende Fehler, machen Fehler in der Rechtschreibung und lassen stilistische Unmöglichkeiten seelenruhig stehen. Hier bitte, sehen Sie mal, mein Fräulein, in der ganzen Abhandlung nicht drei sinnvolle Sätze."

Sie sah ihn von unten herauf lächelnd an.

„Da gibt's nichts zu lachen, Fräulein Holger, ich meine es ernst."

Sie erschrak einen Augenblick bei dem drohenden Ton. Dann aber lächelte sie doch wieder, noch bittender, noch verführerischer als vorher:

„Ach Gott, Herr Direktor, die Stenogramme und die Abhandlungen, das ist doch alles Schnickschnack. Ja doch, fahren Sie bloß nicht schon wieder auf, sehen Sie mich nicht so bitterböse an. Ich will mich ja bessern, werde mir Mühe geben, wenn's durchaus sein muß. Sehen Sie, als Sie mich heut früh rufen ließen, dachte ich mir: freilich wird's einen kleinen Krach geben, und er wird mich ausschelten wie einen Musketier, aber das ist ganz einerlei die Hauptsache ist doch, ich sehe Sie mal wieder, und diese Freude sollen Sie mir nicht verderben, Herr Direktor."

Er war sprachlos. War das der ganze Eindruck seiner Moralpredigt? Die Freude, ihn zu sehen, sollte er ihr nicht verderben!

Welcher Mann bleibt ganz ungerührt, wenn hübsche Frauenaugen in stumm-beredter Sprache bitten, eindringlich und hingebend bitten?

„Ich will Ihnen jetzt keine weiteren Vorwürfe machen, Fräulein Holger. Meine Zeit ist ohnedies um. Ich muß nach Haus."

„Ich auch, Herr Direktor. Und als Entschädigung für den schlechten Empfang vorhin und für die Standrede bitte ich um die Erlaubnis, Sie ein Stückchen begleiten zu dürfen. — Ich sprach Sie ja so sehr lange nicht", fügte sie leise hinzu.

Er sagte gar nichts. Sie hielt's für Einverständnis und jubelt innerlich. Heimlich beschloß sie, recht bald wieder die Stenogramme so schlecht zu schreiben, daß er sie wieder zu sich bestellen mußte.

Nun verlor sie keine Minute der kostbaren Zeit. Schnell knüpfte sie ein Gespräch an.

„Ich sehe Sie alle 4 bis 6 Wochen einmal, Herr Direktor, und auch das nur, wenn der Zufall hilft."

„Ich wüßte wirklich nicht, weshalb Sie mich öfter sehen wollten, Fräulein Holger."

„Ach, reden Sie nicht so kränkend. Sie fürchten doch nur, es könnte auffallen. Sie haben Angst, vor Ihrer Gattin, vor den Leuten . . . ."

„Weshalb denn Angst? Sie phantasieren mal wieder", sagte er abwehrend.

„Seien Sie mal offen, Herr Direktor, wenn Sie frei wären, ich meine ganz frei und ungebunden, ... und Sie könnten eine Frau wählen, die Sie lieben, ... würden Sie dann . . . .

So weit durfte sie nicht gehen.

Digitized by Google

Überhaupt dieses unverhüllte Sichantragen, wie ihn das abstieß!

Da fragte sie noch einmal, dringender:

„Wenn Sie Witwer wären, oder Junggeselle, oder geschieden, — — nur als Phantasiespiel gedacht, Herr Direktor, erschrecken Sie nicht, — — würden Sie dann unter diesen Umständen mich .... weniger schlecht behandeln?"

Jetzt fuhr der Direktor hoch. Diese Worte verrieten ihm doch allzu deutlich Eugenie Holgers Charakter, ihr Wünschen und Hoffen.

Eine Frau, die sich so wenig kostbar machte? So offen ihre Gefühle zeigte? So wenig von dem scheuen Stolz besaß, den er an Frauen liebte? Eine Frau, die er nicht achten konnte?

Er fühlte, wie sie sich förmlich an ihn klammerte mit ihren Wünschen.

Sie waren bis in die Nähe seines Hauses gekommen.

Oben auf dem Balkon stand Frau Rauhenburg; an ihrem raschen Verschwinden merkte er, daß sie bereits bemerkt worden waren.

Rauhenburg machte sich Vorwürfe über seine Unvorsichtigkeit. Und doch war es nötig, daß er Fräulein Holger ein für allemal den phantastischen Unsinn ausredete.

„Selbst wenn ich .... unverheiratet wäre", er umging absichtlich das Wort „geschieden", „mein Fräulein, — — auch dann wären Sie keine Frau für mich. Sie zwingen mich sehr offen zu sein. Und nun, bitte, provozieren Sie ähnliche Unterhaltungen nicht wieder. Sie kennen nun meine Ansicht."

Dabei verabschiedete er sich.

Oben empfing ihn seine Frau mit sehr ironischen Bemerkungen.

Er suchte sie erst zu beschwichtigen, dann aber regte sich im Gefühl seiner Unschuld wieder der alte Trotz in ihm.

„Es paßt mir nicht, daß du mich zur Rede stellst, wenn ich es wage, zehn Minuten lang mit Fräulein Holger zu reden. Im übrigen solltest du dir und mir die Zeit nicht noch durch kleinliche Vorwürfe verbittern."

Sie sah ihn fassungslos an. Ein Zittern flog durch ihren Körper.

„Hellmuth, — — so sehr liebst du sie?"

Jede Spur von Farbe war aus ihren Wangen gewichen.

„Wen meinst du?" fragte er. Dann begriff er plötzlich.

So ernst die Situation auch war, in der Erinnerung des Gesprächs, das er eben hatte mit Eugenie Holger führen müssen, mußte er innerlich lächeln; und ein wenig weicher sagte er:

„Ich liebe sie nicht, und ich habe mir nichts vorzuwerfen."

Aber Frau Rauhenburgs Gedanken kehrten zu der Szene zurück, die sie eben beobachtet hatte, und schon wieder umgab sie ihr Stolz wie ein undurchdringliches Panzergewand: „Ich kann mit Fräulein Holger nicht in einer Stadt zusammen leben; für uns beide ist hier nicht Raum."

Frau Leonore wurde immer unzugänglicher, zog sich immer mehr in sich selbst zurück; war's da nicht überflüssig, noch auf eine Änderung zu warten?. Und doch fühlte er bei aller Unnahbarkeit Leonores, daß sie ihn öfter verstohlen so eigen ansah, so prüfend beobachtete.

* * *

Die süß-herbe Frühlingsluft drang durch die geöffneten Fenster in das Büro. Frau Holger schaute sehnsüchtig auf die Straße hinaus. Die schönste Sonne da draußen, und sie mußte hier festsitzen, noch viele Stunden lang und langweilige Schreibarbeiten erledigen. Rauhenburg hielt streng darauf, daß sie die Bürozeiten pünktlich innehielt. Er war überhaupt nach dem letzten Gespräch noch zurückhaltender. Wie schwer er ihr alles machte. Nicht mal scherzen ließ er mehr mit sich. Sie hätte so gern, so für ihr Leben gern mal wieder mit ihm angebandelt. Aber er ging ja auf gar nichts ein, gab ihr gar keine Gelegenheit, mal nett zu sein.

Da saß er Tür an Tür mit ihr, kam alle Augenblicke mit einem Auftrag oder einer dienstlichen Frage zu ihr ins Zimmer, und stets sah er in ihr nur eine Sekretärin, die mechanisch seine Anweisungen befolgte.

Digitized by Google

Er zwang sie durch seine kurz angebundene autoritative Art zu zweckentsprechendem, dienstlichem Verkehr, aber in ihrer Phantasie ersehnte sie noch immer Oberwiesenthaler Rückfälle.

So oft sie aber einen solchen Oberwiesenthaler Ton ihm gegenüber anschlug, hatte er sie in ihre Grenzen zurückgewiesen.

Sie dehnte und streckte sich auf ihrem Kontorsessel. Nein, diese Maisonne war ja sinnbetörend.

Heute früh hatte sie sich um eine Stunde verspätet, und Rauhenburg hatte das übel genommen. Nun saß er da drin, sprach kein überflüssiges Wort mit ihr, und wenn sie ihn ansprach, sah er so gewollt-unleidlich aus, daß es zum Davonlaufen war.

Da hörte sie seine Glocke; das galt ihr.

Genau, wie sie sich sein Gesicht vorgestellt hatte, saß er da, die Augen mit so viel Unausstehlichkeit und Vorwurf auf sie gerichtet, daß sie gar nicht hinsehen mochte, sondern gradaus, an ihm vorbei, ins Blaue schaute.

„Ich warte seit einer runden Stunde auf die Zirkulare zur Unterschrift, Frau Holger, träumen Sie denn?"

Frau Holger dachte nicht an Zirkulare und Unterschriften; sie dachte nur: „Wie ist's möglich, daß ein und derselbe Mensch so verschieden sein kann. In Oberwiesenthal hatten dieselben Augen sie so unwiderstehlich angezogen, hatten sie lachend und gütig angeschaut, und jetzt sah Rauhenburg aus wie der Wolf im Märchen, der die Blumen und süße Beeren suchenden Kinder mit Haut und Haar verschlingen möchte.

Die Gedanken drängten sich ihr so lebhaft auf, daß sie ihnen irgendwie Ausdruck geben mußte. „Herr Direktor, wir vertragen uns seit letzter Zeit so schlecht."

„Weil Sie nicht Ihre Pflicht tun, Frau Holger."

„Herr Direktor, seien Sie doch ein kleines bißchen freundlicher; ich erfriere in Ihrer Gegenwart; ich halte das nicht aus," und immer erregter werdend, sich fast überstürzend, fügte sie hinzu: „Mir geht es überhaupt mit keinem Menschen so wie mit Ihnen. Sie sind veränderlicher als Quecksilber; man steigt und fällt in Ihrer Gunst, ohne daß man weiß weshalb und wieso. Ich bin doch heute dieselbe Eugenie Holger wie damals in Oberwiesenthal. Aber Sie? Sie sind ein ganz anderer; damals waren Sie ritterlich, liebenswürdig, galant, konnten nett plaudern und froh lachen, und ich vergaß, daß Sie doppelt so alt und zehn mal so würdig sind wie ich. Und jetzt schüchtern Sie mich mit jedem Blick und jedem Wort derart ein, daß ich mich kaum noch in Ihr Zimmer traue. Immer sagen Sie irgend etwas Unfreundliches, immer haben Sie Ausstellungen. Nie empfangen Sie mich mit einem Lächeln, mit einem entgegenkommenden Wort wie früher. Ich brauche das, wenn ich nicht die Freude an meiner Arbeit verlieren soll. — Diese absichtliche Unleidlichkeit steht Ihnen ja gar nicht, Herr Direktor. Wenn Sie mich so böse ansehen wie eben jetzt, sehen Sie alt und häßlich aus; dagegen wenn Sie gut gelaunt sind und so nett aus den Augen herauslachen, wirken Sie jung und reizend."

„Ich will gar nicht reizend wirken, Frau Holger. Ich habe es Ihnen doch neulich schon gesagt, beschäftigen Sie sich überhaupt etwas weniger mit meiner Person und etwas mehr mit Ihren Pflichten. Sie nehmen Ihre Stellung noch immer zu spielerisch; das rechte Verantwortungsbewußtsein fehlt Ihnen. Mehr Ernst und Pflichttreue."

Für Doktor Rauhenburg war Frau Holger eine Art pädagogisches Experiment. Er wollte sehen, ob man nicht doch noch einen brauchbaren, ernst arbeitenden Menschen aus ihr machen könnte. Aber Mühe und Geduld kostete es freilich, und die richtige Mischung von Nachsicht und Konsequenz, wie ihre Charakteranlage es erforderte, war auch nicht immer einfach zu finden.

Sie hatte ein paar Monate unter seiner ständigen Aufsicht fleißig gearbeitet. Seit einiger Zeit aber schien ihre Bummelnatur, ihr Hang zur Faulenzerei und Vergnügen wieder durchzubrechen. Mehrmals war sie ohne Grund unentschuldigt fortgeblieben. Und heute morgen schon wieder diese eigenmächtige Verkürzung ihrer Dienststunden. Er wollte ihr noch einmal scharf ins Gewissen reden.

„Frau Holger, wenn wir gute Freunde bleiben wollen, müssen Sie sich überhaupt

Digitized by Google

etwas genauer nach meinen Wünschen richten." „Ach, wenn Ihre Wünsche sich doch nicht immer nur auf so unsympathische Dinge beziehen würden, Herr Direktor", antwortete sie seufzend.

„Sie wissen, unter welchen Voraussetzungen ich Sie engagiert habe, Frau Holger. Ich setze keinem Menschen gern den Stuhl vor die Tür, besonders in diesem Fall täte ich's doppelt ungern, denn ich weiß, daß dann nie im Leben etwas Brauchbares und Vernünftiges aus Ihnen würde. Sie sind ja vorläufig noch wie ein Kind, das nur dann arbeitet, wenn es beaufsichtigt wird."

„Ich arbeite überhaupt nur, weil Sie es durchaus wollen, weil es Ihnen Freude macht. Ohne Sie würde ich längst ausgerissen sein, irgend wohin, meinetwegen wieder als Krankenschwester — nur nicht dieses stundenlange Festsitzen-Müssen und die viele mechanische Schreibarbeit. Ach, Herr Direktor, was glauben Sie wohl, wieviel lieber ich jetzt eine Stunde spazieren ginge, in den Stadtpark, wo es kühl schattig und luftig ist, wo man elegant gekleidete Menschen sieht; im Musikpavillon spielen heut die Gardeschützen, und im Parkkaffee kann man an runden kleinen Marmortischen Kaffee trinken — und ringsherum pulsiert das Leben." — Und ihre Augen ergänzten die Sehnsuchtswünsche und fragten eindringlich: „Warum gehen Sie nicht mit mir dorthin? Warum sprechen wir uns nur noch im Büro? und immer nur über so langweilige Dinge?"

Der Direktor saß stocksteif da, malte mit dem Bleistift kleine Kreise auf ein vor ihm liegendes Blatt Papier und sah sie gar nicht an.

„Er will mich eben nicht verstehen," dachte Frau Holger, und ein paar Tränen hingen in ihren Wimpern, „mit einem einzigen Wort könnte er mich glücklich machen, und er tut's nicht; ich würde ihm ja um den Hals fliegen, in der Stube herumtanzen, wenn er heute Nachmittag, statt mir hier Moral zu predigen, mit mir in den Stadtpark ginge! Es ist ja gar nicht auszudenken, wie wunderschön das wäre!"

„Rauhenburgchen!" kam es unhörbar fast, wie ein Sehnsuchtsruf, über ihre Lippen. Es war wie ein letzter Versuch, den ihr entgleitenden Mann durch unverhüllte Zärtlichkeit festzuhalten.

Aber sie hatte sich verrechnet. Die entgegengesetzte Wirkung trat bei Rauhenburg ein. Nichts als Mitleid empfand er, als sie so bettelnd und bittend vor ihm stand. Wie sollte er ihr denn helfen? Durch Freundlichkeit jedenfalls nicht; das führte sie ja immer tiefer in den Strudel ihrer eigenen überhitzten Gefühle. Er hätte ihr gern etwas mehr stolze Zurückhaltung eingeflößt; hätte lieber eine Unfreundlichkeit und krasse Unhöflichkeit von ihr hingenommen, als dieses bittende Liebeswerben Tag für Tag. Die sonst so energielose Frau bewies hier eine Ausdauer, die ihn wunderte. — Fast wie eine Krankheit, der sie sich selbst nicht entziehen könnte, trug sie es mit sich herum.

„Was hat sie eigentlich an mir?" fragte sich Rauhenburg innerlich; er war Jahrzehnte älter als sie, und ihr gegenüber viel häufiger schroff und abweisend, als liebenswürdig. Was reizte sie trotzdem immer von neuem? Weshalb konnte sie sich nicht daran gewöhnen, nichts als den Chef in ihm zu sehen?

Es war doch schwieriger, als er geglaubt hatte, einer verliebten Frau die Liebe abzugewöhnen. Dieses pädagogische Experiment erforderte in hohem Maße Takt und erzieherisches Geschick und sichere Festigkeit. —

Vor allem mußte ihr der Glaube genommen werden, daß dienstliche Pflichtversäumnis durch ein Scherzwort einfach wieder gut zu machen waren.

Eugenie Holger schaute mit innerer wachsenden Unruhe auf seine Hände, die noch immer Bleistiftkreise zeichneten. Wenn Rauhenburg einen nicht ansah, sondern die Blicke fest auf die Tischplatte richtete, so war das stets ein schlechtes Vorzeichen für den, mit dem er redete. Er hatte dann meist etwas Unangenehmes zu sagen und wollte sich durch Blicke nicht beirren lassen. Auch jetzt wußte er ganz genau, wenn er Frau Holger in ihre fast immer verwunderten Augen sah, so würde ihre recht beredte Augensprache hemmend auf das, was er ihr zu sagen hatte, wirken. Seine lange Praxis hatte ihn gelehrt, jungen und

Digitized by Google

auch älteren Menschen zu heilsamen Zwecken unangenehme Wahrheiten zu sagen. Er hatte es darin sogar bis zu einer, von den ihm Unterstehenden oft schmerzhaft empfundenen Meisterschaft gebracht.

„Er kann einen mit 5 Worten seelisch derart niederdrücken, daß man 5 Wochen dazu braucht, um sich davon zu erholen", hatte Frau Holger mal von ihm gesagt. Aber eins hatte er bei aller seiner liebevoll und eindringlich geübten Selbsterziehung zur Grobheit doch noch nicht gelernt: den Partner oder die Partnerin, der die Flut der Freundlichkeiten galt, dabei anzusehen.

Hätte er jetzt aufgesehen, nur einen Blick in Eugenies feuchtschimmernde Augen getan, so würde er nicht nur den Faden für seine moralphilosophische Vorlesung verloren haben, sondern hätte sie sogar noch getröstet: „Nehmen Sie's doch nicht so tragisch, was ich da sage; so zu Herzen nehmen dürfen Sie sich's nicht; mein Schelten klingt ja immer viel schlimmer, als es gemeint ist, das müssen Sie doch wissen."

Aber er sah eben nicht hin, zeichnete weiter, entzog sich ihren Bittschriften einreichenden Blicken.

„Blicke, die ihn nicht erreichten," stellte Frau Holger traurig fest.

„Wenn die Bummelei so weiter geht, Frau Holger, so kürze ich Ihnen Ihr Gehalt; ich ziehe Ihnen für jede versäumte Stunde 50 Pfennige, für jeden Tag drei Mark ab. Ich warne Sie, damit Sie sich danach richten können."

Frau Holger schien zu Tränen gerührt, reumütig und voll guter Vorsätze, aber — am nächsten Tage blieb sie ganz fort, am übernächsten auch, und am dritten Tag darauf erschien sie wieder im Büro, in einem neuen Hut und Kleid. Auf Rauhenburgs erstaunte Fragen gab sie gar keine Antwort. Am Monatsersten zog er ihr „die Strafgelder", zirka 8 Mark ab.

Sie weinte — aber vergebens, er blieb fest. „Das ist schlecht und hart", schluchzte sie. „Jeder Pfennig ist bei mir eingeteilt; ich kann nun mehrmals kein Mittagbrot essen."

Er zuckte die Achseln.

„Sie, ja Sie leben im Überfluß, und unsereinem gönnen Sie nicht mal ein Mittagessen. Sparen Sie doch an anderen Dingen als an meinem Zuspätkommen. Ich will mich überhaupt nicht so viel von Ihnen erziehen lassen, ich bin 25 Jahre alt, erwachsen genug dächte ich. Und Sie tun doch nichts als mich quälen und an mir herumnörgeln und mir das Leben schwer machen." Aber die 8 Mark bekam sie doch nicht. Ein paar Tage darauf legte Rauhenburg ein Paket neben sie hin.

„Frau Holger, ich war gestern auf der Jagd hier in der Nähe bei einem befreundeten Gutsbesitzer; ich hatte Glück und schoß einen Bock, und da habe ich mir die Rehblätter für Sie zurücklegen lassen. Bitte hier, nehmen Sie das mit, ihre Wirtin soll sie Ihnen zurecht machen. Ob das wohl für ein paar Mittagbrote reicht? Was meinen Sie?"

Das war seine Art. Erst schonungsloses Vorgehen, dann doppeltes Wiedergutmachen in irgendeiner Form.

Schluß folgt.

Digitized by Google

Der Roman einer schönen Frau / Von Richard Freyen

2. Fortsetzung.

Das schlimmste war, daß auch zwischen Horst und Ada selber sich solche Nebel drängten Ein gleichgültiges Gespräch konnte Abgründe aufreißen zwischen ihnen und am meisten über Dinge, worin sie geglaubt hatten, einig zu sein. So sprachen sie über Richard Wagner, den sie beide liebten. Horst tadelte seinen Charakter und mit der ihm eigenen unfehlbaren Sachlichkeit hatte er für jedes seiner Worte Beweise in Fülle.

Ada unterbrach ihn mit leidenschaftlicher Kopfbewegung: „Ich bitte dich, Horst, mache dich nicht klein, indem du andere herabziehst. Wenn ein Mann groß ist, wirklich groß, so kann nichts ihm schaden in meinen Augen; entweder liebe ich ganz, mit allen Fehlern, vielleicht wegen der Fehler, oder gar nicht."

Horst war durch ihren Ton gekränkt: „Du wirst noch bittere Enttäuschungen erleben. Du bist eine Romantikerin!"

Ada warf trotzig hin: „Meinetwegen. Lieber Romantikerin als Spießbürgerin!"

So brach, trotz aller Vermittlungen und Versöhnungen immer wieder der latente Gegensatz durch. Am schlimmsten war's in der Wohnungsfrage. Da Horst in der Residenz bleiben sollte und schon jetzt seinen Ysenburger Posten wieder verlassen hatte, so hatte sich Frau von Mörner selbst erboten, mit ihrer Orts- und Sachkenntnis den jungen Leuten zu helfen und war selber überall vorgefahren. Nur eine Wohnung kam ihrer Meinung nach in Frage. Diese schien allerdings alle Vorzüge für häusliches und geselliges Leben zu vereinigen. Horst hatte dankbar der Mutter für ihre Mühe die Hand geküßt, vollkommen einverstanden.

Zum Entsetzen aller lehnte Ada kaltblütig ab. Sie fand es unmöglich, in einer gleichmäßigen und gleichgültigen Häuserfront eine Etage zu bewohnen, und war's auch in der vornehmen Ringstraße. Sie wollte im Freien wohnen, im eigenen Haus, mit Park, und Blick und Wegen ins Freie. Alle praktischen Vorzüge, die großen Wirtschaftsräume usw., die Frau von Mörner pries, nannte sie Hausfrauenkram, der vielleicht Dienstboten interessieren könne. Für Vorzüge, wie den, daß man mit dem General von Lichtenau im selben Hause wohnen würde, hatte sie nur ein spöttisches Lachen. In ihrer Gereiztheit rief sie, daß sie dafür danke, von der Straße, in der sie wohne, ihre Vornehmheit zu borgen. „Ich nehme an: wo wir wohnen, wird immer vornehm sein!" Und dabei stampfte sie unglaublicherweise mit ihrem eleganten Stiefel, leise zwar, aber vernehmlich auf den Teppich, womit alle Verhandlungen ein Ende hatten, da ihre Exzellenz einen Weinkrampf bekam.

In peinlichster Verlegenheit trennte man sich. Ada hatte zwar auf Horst's Bitte einen Versöhnungsversuch gemacht, den Frau von Mörner auch gerührt angenommen hatte, was sie jedoch nicht hinderte, eine Viertelstunde darauf von neuem eine Spitze nach Ada zu senden. Horst wohnte jetzt ganz bei den Eltern und Ada hatte das Gefühl, daß man gegen sie wühlte. Aus allen Briefen ihres Verlobten glaubte sie das zu spüren.

In diese Tage fiel die Einladung zu Hofe, zunächst zu einem intimeren Cercle beim Erbprinzen. Telephonisch und darauf in langem Brief mit ausführlichen Anweisungen für Benehmen und Toilette setzte Horst seine Braut davon in Kenntnis. Diese nahm mit großer Gelassenheit alles hin. Als aber der hohe Tag herannahte, nahm sie ein leichtes Unwohlsein zum Anlaß, durch eine Depesche ihrem Verlobten ihr Nichtkommen mitzuteilen, alles weitere ihm überlassend.

---

9. Kapitel.

Mit einer Geschwindigkeit, die Ada selber grausen machte, hatten die kleinen Wölkchen, die über dem lichten Himmel ihrer frühen Brautzeit gezogen waren, sich ausgewachsen zu schweren Gewitterwolken. Ada war sich nicht klar darüber, wieviel von ihrer Erbitterung mit ihrem Zustand zusammenhing; sie fühlte nur eins: es war etwas eingetreten, woran ihre Liebe nicht vorbeihuschen konnte, etwas, das hinweg mußte aus der Welt oder — —"

Digitized by Google

Was sie am tiefsten quälte, war die Frage, die sie früher lächelnd beiseite geschoben hatte und die auf einmal sie alpschwer bedrückte, die Frage, ob sie in seinem Leben nur ein etwas neben vielen anderen, vielleicht nur ein Mittel für andere Zwecke war, oder ob ihn die Liebe zu ihr mit jenem welterleuchtenden Glück durchglühte, wie sie es als höchstes ersehnte. Und es schrie auf einmal in ihr: „Jetzt muß sich's zeigen!"

Sie hatte erwartet, irgend etwas Ungeheures würde geschehen. Zum mindesten würde er absagen im Schloß, zu ihr eilen im Nachtzug, vielleicht im Auto übers Gebirge. Nichts dergleichen geschah. Er telephonierte nur sofort zurück, ob Ada nicht doch noch kommen könne, worauf Ada durch ihre Zofe sagen ließ, es sei unmöglich. Ähnlich blieb es in den nächsten Tagen. Da wichtiger Dienst Horst an die Residenz fesselte, kam er erst am Sonntag.

Schon als er ins Zimmer zu Ada trat, fühlten beide, daß die wenigen Tage sie um Jahre entfremdet hatten. Auch Horst konnte unter der lächelnden Ruhe nicht ganz den Groll verbergen. Auch ihm war die Angelegenheit zur Prinzipienfrage geworden. Es mußte sich zeigen, ob in Zukunft das, was er als Pflicht erkannte, oder ob Adas Launen herrschen sollten. Nur Laune sah er in Adas Benehmen. Hatte sie doch selbst nicht für nötig befunden, ihr Unwohlsein als bedenklich hinzustellen. Wie sollte da er, der unerbittlich gegen sich selber war, mehr darin sehen?

Urplötzlich war das Gewitter da. Horst warf ihr vor, sie sei eigensinnig und trotzig, sie kenne das Leben nicht und hätte nicht jene eiserne Disziplin gegen sich selbst, die in gleicher Weise die wahre Dame auszeichne wie den Offizier oder den Gentleman.

Ada hörte mit eisigem Schweigen an. Daß sie ihm recht geben mußte, erbitterte sie noch mehr. Sie hatte ihm ins Gesicht schleudern wollen, daß er in ihr nur ein Mittel für seinen Ehrgeiz und seine Eitelkeit sähe, daß er für ihr tiefstes Wesen kein Verständnis habe, daß, selbst wenn alles nur eine Laune gewesen sei, er habe forschen müssen, ob nicht ein Tieferes dahinter stecke. Indessen sie brachte keinen Laut aus der Kehle, stand nur blaß da und starrte ihn an, der hastig im Zimmer auf und ab ging.

So fuhr er fort. Er setzte ihr mit haarscharfer Dialektik auseinander, daß sie im Unrecht wäre und daß, selbst wenn sie in der Sache im Recht sei, sie formal die gröbsten Verstöße begangen habe. Im übrigen wurde er allmählich ruhiger; er fühlte seine Logik als so überlegen, nahm ihr Schweigen auch als Zugeständnis, so daß er mildere Töne anschlug, davon sprach, daß er vergessen wolle, wenn sie verspräche, in Zukunft nicht mehr eigensinnig sein zu wollen. Er bot die Hand zum Frieden, ganz offen, mit herzlichem Tone sogar, der zeigte, daß es ihm ernst war.

Ada jedoch schlug aus. Sie bat nur, allein sein zu dürfen.

Aufs tiefste gekränkt trat er zurück. Wie aus fernem Nebel hervor vernahm Ada seine Stimme, die sie anflehte, nicht trotzig zu sein: „Ein Mann kann einmal die Hand zum Frieden bieten! Zum zweitenmal kann er's nur noch unendlich schwer!"

Langsam wandte sich Ada zum Fenster, hörte, wie er zur Tür ging, stehen blieb, noch einmal fragte, zögernd ein banges Lebewohl sprach, was sie mit stummem Neigen des Kopfes beantwortete. Dann ging er.

Seit dieser Stunde war Ada gestört in allem Denken. Ungeheure Dumpfheit lag über ihr. Vergebens rang sie dagegen, vergebens suchte sie Klarheit. Ein Vermittlungsversuch von Bruder Alfons, mit dem Horst gesprochen hatte, verschlimmerte alles. Ada erklärte, Horst vorläufig nicht sehen zu wollen. So reiste dieser am Sonntag abend nach Hause, ohne zurückgerufen zu sein.

Am nächsten Tage schrieb er, einfach, herzlich, gütig, ohne ein Wort des Vorwurfs. Selbst zwischen den Zeilen fand Ada nichts Bitteres, nichts Böses. Die Wirkung war erschütternd. Zum erstenmal löste sich Adas Schmerz in Tränen, Tränen herbsten Wehs und schwerster Reue. Zugleich aber kam es über sie wie furchtbare Klarheit. Sie ging an ihren Schreibtisch, entnahm ihm große, weiße Bogen, die sie nie sonst benutzte, und mit den großen, eckigen Buchstaben ihrer Hand sagte sie ihm, daß sie sich trennen wollten. Sie gab zu, schwer gefehlt zu haben, gab zu, daß er im

Digitized by Google

Recht wäre, aber es sei ihr die Erkenntnis gekommen wie eine Offenbarung, daß sie sein Weib nicht werden könne. Sie wollte milde schreiben, versöhnlich und ohne Groll, und doch kamen ihr die Worte hart, ohne Güte. Sie wußte selber kaum, was sie schrieb. Als sie den Umschlag schloß, zitterte sie am ganzen Körper, daß sie sich halten mußte beim Aufstehen. Gewaltsam raffte sie sich zusammen, kühlte im Schlafkabinett Augen und Wangen, dann klingelte sie nach Johann. Sie befahl ihm, möglichst ungesehen zur Stadt zu reiten und den Brief als eingeschriebene Eilpost zu befördern.

Am nächsten Tage erst eröffnete sie den andern, was sie getan. Man war starr; auch Tante Adelheid war es, obwohl sie nachher behauptete, alles vorausgesagt zu haben. Alfons tobte; er warf der Schwester vor, sie kompromittiere das ganze Haus und sich selbst, er nannte sie zuletzt eine eingebildete, unreife Person. Herr Sendtner blieb kühl; er blätterte in den Börsenberichten, strich nervös seinen buschigen, weißen Schnauzbart und schüttelte nur zuweilen den Kopf. Erst beim Aufstehen sagte er, Ada ernst anblickend: „Vielleicht besinnst du dich noch. Das sind so Weiberlaunen! Deine Mutter war auch so!"

Ada saß wie aus Stein gehauen, hörte alles und erwiderte nichts.

Dann kam ein Telegramm von Horst, nur wenige gute Worte. Ein Eilbrief folgte, der alles als momentane Verwirrung deutete und goldene Brücken zum Rückzug baute. Er bat sie, nur billig zu sein und ihm gegenüber das gelten zu lassen, was sie selber als das Höchste gepriesen hatte, kleine Fehler zu übersehen um der großen Liebe willen.

Ada preßte die Hand ans Herz. „Wie schwach man sein kann! Er hat recht und doch kann ich nicht!" Und für sich fügte sie hinzu, leise, nach einer Pause: „Oder war wirklich die große Liebe nicht da?"

Die nächsten Tage verlebte Ada in tiefster Einsamkeit. Der Vater war kühl und unnahbar, Alfons zuweilen ausfallend, Tante Adelheid sagte gar nichts, wenigstens nicht mit Worten. Die Stadt lag drüben grau im Novemberdunst, wie ein feindliches Lager.

Ada hatte nicht zurückgeschrieben. Sie wollte ihn bitten, nicht zu kommen, aber sie konnte sich nicht aufraffen. Und auf einmal war er da. Ada hatte am Fenster gestanden, ganz zufällig, und sah einen Mietswagen die Serpentinen zu ihrem Berghaus hinaufkriechen. Obwohl deren täglich viele an Sendtners Tor anfuhren, war in ihr urplötzlich die überwältigende Gewißheit gewesen, daß Horst darin saß. Hinter den Stores gedeckt, sah sie ihn aussteigen. Ihr Herz schlug zum Zerspringen, kaum blieb ihr Kraft, die Riegel zu schließen, dann sank sie betäubt auf ihren Divan. Alles blieb still zunächst. Horst sprach unten mit den andern. Dann hörte sie seinen Schritt auf der Treppe, hörte klopfen, leise, dann lauter. Krampfhaft preßte sie die Hände vor die Ohren, um nicht zu hören. Aber bald vernahm sie die Stimme des Vaters, drohend, donnernd, sah die Tür erzittern unter gewaltigen Stößen. Dann nichts mehr.

Als sie aus tiefer Ohnmacht erwachte, sah sie in des alten Sanitätsrats ängstliches Gesicht. Ihr Blick ging starr umher. Horst von Mörner war fort. Der Arzt hatte ihn entfernt.

---

10. Kapitel.

Wenn Ada später zurückdachte an die Zeit nach diesem Bruch, so war, was in ihrer Seele erschien, ähnlich dem, was einem nach qualvoller, aufgeregter, im Schnellzug verbrachten Nacht verbleibt: die Erinnerung an ein großes, grausiges Dunkel, ein paar jähe Helligkeiten dazwischen mit fremden Stimmen und fremden Menschen, dann wieder Nacht und schwere, qualvolle Träume.

Sie wußte, daß niemand sie begriff; tat sie es doch selber kaum. Und sie war ehrlich genug, sich zu gestehen, daß diejenigen am wenigsten verstanden, die auf ihre Seite traten. Viel waren es nicht.

So hatte Yvonne gleich geschrieben, im selben lustigen Plauderton, in dem sie vor kurzem zur Verlobung gratuliert hatte. Ihr Rezept war einfach: Côte d'azur, Blumenkorsi, Karneval — Männer gäb' es dabei genug! Schmerzlich lächelnd legte Ada den Brief beiseite.

Digitized by Google

Fia Pfeiffer griff in resoluten Sätzen ein. Kurzer Hand warf sie auch Mörner auf den großen Kehrichthaufen, wohin ihrer Meinung nach alle Männer gehörten. Ohne mehr als die ärmsten Tatsachen zu kennen, schrieb sie von den Sklavenketten der Frau und von der Freiheit, die jede sich selber erringen müsse, da die Ehe in ihren alten Formen für moderne Menschen unmöglich sei. Sie lud Ada nach Zürich ein, wo unter dem freien Himmel der Schweiz neue Ideen und neue Menschen heranreiften, die alle Vorurteile und allen Philisterkram der sogenannten Gesellschaft über den Haufen werfen würden.

Die dritte, die Ada recht gab, war Lily Kuhlen. Sie war, sobald sich die Nachricht von dieser Entlobung wie Feuer im Heuboden unter den Ysenburgern verbreitet hatte, sofort zu Ada geeilt und hatte sich unter wildem Schluchzen an Adas Brust geworfen.

Ada mit einem bitteren Zug um den Mund, wartete, bis der runde weiche Körper in ihren Armen sich etwas beruhigte. Dann brachte sie Lily auf einen Sessel zum Sitzen, rückte eine Kristallschale von Pralinees in ihre Nähe und forderte sie auf, zu sprechen. Und Lily floß nun über von Erbitterung gegen die Männer, denn auch sie hatte ihre Erfahrungen gemacht. Ada ließ sie reden, obwohl sie nur mit halber Aufmerksamkeit den wirren, von Schluchzen unterbrochenen Sätzen Lilys folgen konnte. Aber folgendes schien sicher. Lilys heimlicher Bräutigam war avanziert, und zwar war er als Pfarrer mit fast 3000 Mk. Gehalt in irgendein Gebirgsdorf gekommen. Dadurch ermutigt, hatte er sich ein Herz gefaßt und war zu Herrn Kuhlen, dem geldgewaltigen Chef der Firma Kuhlen, Herbert & Co. gegangen. Zitternd hatte Lily, oben im Treppenhaus stehend, gesehen, wie sein schwarzer Gehrock in den Räumen des Vaters verschwand. Lange hatte es nicht gedauert, da war er wieder herausgekommen; aber ohne zu ihr hinaufzublicken, war er davon gestürmt die Stufen hinunter, als hätte ein Fußtritt ihn beflügelt. Dann hatte der Vater von der Höhe seines Drehstuhls herab, während die Feder hinter seinem Ohre gefährlich nach Lily zielte, der Tochter erklärt, er müsse die Tinte literweise getrunken haben, wenn er sein gutes Geld einem dummen Pfarrer geben sollte. Das alles aber war nicht das schlimmste! Ideal veranlagt, wie sie war, hatte Lily sofort, als sie des Vaters grimmigen Blick nicht mehr sah, an ihren Geliebten geschrieben, sie würde alle Armut und Not mit ihm teilen! Aber schon am Abend hatte er mit den klingendsten Phrasen erwidert, nie würde er es übers Herz bringen, in seine arme Hütte seine über alles geliebte Braut zu führen, die gewohnt sei, in Samt und Seide zu schlafen. „So etwas denkt sich so ein Mensch!" schluchzte Lily. „Und dabei hat er noch Angst vor dem Konsistorium, das ihn wegen Entführung von Unmündigen belangen könnte. O, ich, ich wäre für ihn gestorben!"

Ada strich der armen reichen Erbin über das verwaschene Blondhaar, während diese vor ihr in Tränen zerfloß. „Wer das kann," dachte sie, „so in Schluchzen und Schimpfen allen Schmerz von der Seele schwemmen!" Dann tröstete sie, tröstete sie mit ein paar naheliegenden billigen Worten, die Lily sichtlich wohl taten. Sie selber dachte dabei: „Was ist Trost? Wie einfach für solche Leute das Leben ist." Von sich selber sagte sie kein Wort. Als Lily Horst schlecht machen wollte aus Dankbarkeit für Adas Zuspruch, hob Ada nur die Hand: „Du tust ihm Unrecht, Lily. — Die Schuldige, das bin wohl ich selber."

Nicht lange darauf reiste Ada gen Süden. Sie hatte den alten Hausarzt, der immer das tat, was seine Patienten meinten, zu überzeugen gewußt, daß ihre Lungen angegriffen seien und daß Italien am besten geeignet sei zur Kur. Herr Sendtner, der erst versucht hatte, auf Tante Adelheids Rat, streng zu sein, gab bald nach, zumal Ada aussah, daß sie vor ihrem eigenen Spiegel erschrak.

Als Reisebegleiterin gewann man eine ältere Dame von vornehmen Formen, Frau von Schäwen. Zwar hatte Tante Adelheid, die selber von ihrem Manne getrennt lebte, heftig protestiert, weil Frau von Schäwen geschieden sei. Aber Ada, der die verständnisvolle, leichtironische Menschenkenntnis der welterfahrenen Dame gefiel, bestand bei ihr. In der Tat fand Frau von Schäwen die rechte Art, Ada zu behandeln. Sie belästigte sie in keiner Weise mit Trost oder Ermahnung, nur mit leiser Resignation sprach sie zuweilen ganz allgemein aus

Digitized by Google

eigener Erfahrung heraus: „Die Leiden des Herzens haben ihre Krisen wie gastrische Fieber. Die längsten unglücklichen Lieben dauern ein paar Jahre. Gebrochene Herzen auf Lebenszeit kommen nur in minderwertigen Romanen vor."

Sie reisten nach Venedig, Rom, Neapel. Ada besah pflichtgemäß Kirchen und Museen, atmete aber erst auf, als sie in Sizilien zwischen Orangenbäumen hoch über dem Meere eine Villa gefunden hatte, wo sie in der Sonne sitzen, lesen und nachdenken konnte, während der Blick sich in ruhige blaue Fernen verlor.

Nicht immer dachte sie gleich über das Geschehene. Es gab Tage, wo sie bereit war, alle Schuld auf sich selber zu nehmen, aber auch solche, wo sie sich sagte, daß alles mit unerbitterlicher Notwendigkeit so kommen mußte. Sie bemühte sich, nichts zu beschönigen, Horst nicht herabzusetzen, obwohl es auch geschehen konnte, daß die scharfe, gezierte Stimme der Schwiegermutter sie halluzinatorisch verfolgte, wo sie in Gedanken noch einmal alle Bitterkeit heraufbeschwor und ihn haßte. Dann konnte sie die Hände zusammenkrampfen wie zur Abwehr, ihr war, als seien sie auch in den glücklichsten Stunden sich fern und fremd gewesen, als hätte sie nur ein Idealbild von ihm geliebt, nicht ihn. Und es gab Nächte, in denen sie schlaflos in die Kissen schluchzte, bis die Sonne dem jonischen Meere entstieg.

So wurde Winter und wieder Frühling. Auch Ada spürte es. Sie fühlte den ersten Blütenduft und die stärker werdende Sonne. Es gab Tage, wo nach grauen Nebeln unendlicher lichtblauer Himmel wurde voll Perspektiven in grenzenlose Fernen. Tage kamen, wie sie einst sie gekannt, voll einer Hoffnung, nicht zu fassen und nicht auszusagen, und die doch den Atem stocken ließ vor Seligkeit.

Schon kam zwischen Frau von Schäwen und ihr eine Rückkehr gen Norden zur Sprache. Da fand sich ein Brief von Fia Pfeiffer ein. Abermals lud sie nach Zürich, und im Lichte des kommenden Frühlings besehen, erschien der Gedanke an ein Studium Ada auf einmal nicht mehr lächerlich, sondern fast lockend. Fia schrieb auch von Heinrich, daß er ein großes Stipendium bekommen habe und in Florenz lebe. Auch seine Adresse stand da. Und so kam plötzlich Ada die Lust an, Heinrich zu überraschen. Wie eine fixe Idee war's. Vielleicht wußte er sogar Rat, und jedenfalls sehnte sie sich nach seinen kecken Sprüchen über Kunst, Leben und alles übrige.

So kam's, daß kaum eine Woche später im Hall eines vornehmen Florentiner Hotels Heinrich Pfeiffer ihr gegenüber saß. Ada sah sofort, daß das geschnittene Haar und der kurze englische Schnurrbart ihm nicht mehr so sonderbar standen wie damals, als sie sich zum letztenmal sahen. Auch trug er einen gut sitzenden italienischen Anzug und einen hellen Borsalino, so daß man kaum mehr an Schwabing dachte, wenn man ihn sah. Im übrigen war er siegessicherer denn je. Er hatte Bilder verkauft und die Sezessionen in Berlin und Wien stellten ihn aus.

„Also Sie sind glücklich?" fragte Ada, die im hellen Prinzeßkleid ihm gegenüber saß.

Heinrich lehnte sich in seinen Klubsessel zurück. Es tat ihm wohl, daß sie ihn für glücklich hielt. Er wollte nicht als Schmachtender vor ihr gelten. Er hatte in der Tat ziemlich rasch im Wirbel der Tätigkeit seinen Liebesschmerz betäubt. Erst jetzt, wie sie ihm zulächelte, fühlte er wieder stärker, was sie ihm gewesen. „Nur meine Göttin ist noch unvollendet!" sagte er lächelnd.

Im übrigen verabredeten sie, zusammen die Uffizien, San Marco, das Or San Michele zu besuchen. Auch schlug Heinrich einen Ausflug ins Emathal, ins Chiantiland und andere schöne Dinge vor.

So blieb Ada in der lichten Stadt mit den schlanken Türmen, die umrahmt war von den blühenden Bergen des Frühlings. Heinrich war unerschöpflich in neuen Ideen und gestand sich selber kaum, daß er sich wieder verliebte. Ada merkte es und lächelte melancholisch. Sie war ihm dankbar, daß er nie Persönliches sprach. „Eigentlich ist es selbstverständlich!" dachte sie. „Aber es gibt so wenig Leute, die das Selbstverständliche tun. Man muß dankbar sein, wenn's einmal geschieht."

Aber einst geschah es doch, daß Ada begann. Es war abend und sie saßen zusammen vor San Miniato, das ihr lieb war vor vielem. Tief unter ihnen lagen Stadt und Fluß in leisem Dämmern, fern ging die Sonne unter in

Digitized by Google

rosigen und goldflammenden Wolken. Dann kam die Nacht und die Lichter der dunklen Stadt wie die Sterne am Himmel begannen zu leuchten. Ein herber Frühlingshauch war um sie her, so köstlich, daß Heinrichs Zigarette sogar erlosch.

In dieser Stunde sprach Ada von dem, was geschehen war. Unbeweglich wie eine Statue lehnte sie, den Kopf in die Hand stützend, an der Estrade. Sie erzählte ohne Schonung für sich. Heinrich ehrte schweigend das bittere Schicksal, das sie vor ihm entrollte.

Auch als sie geendet hatte, sprach er erst nach einer Weile: „Sie haben mir das Recht gegeben, mich Ihren Freund zu nennen, Fräulein Ada. Sicherlich sind Sie viel zu stolz, um von mir zu wünschen, daß ich alles entschuldige. Wir sind nicht mehr so harmlos wie unsere Großväter, die meinten, daß alle Beziehungen zwischen Menschen, wenn diese nur gut und recht handelten, harmonisch aufgingen. Was ist Recht und Unrecht? Gibt es überhaupt etwa, was mit so groben Waagen zu wägen wäre? Aber danach frage ich gar nicht. Da ich vielleicht wirklich Ihr Freund bin, so weiß ich nur, daß ich in jedem Fall auf Ihrer Seite stehe! Nicht um das Geschehene zurechtzulügen! Nur um vielleicht zu helfen! Und man braucht Freunde am meisten dann, wenn man sich schuldig fühlt."

Ada starrte, ohne sich zu rühren, in die golddurchflimmerte südliche Nacht. „Ich glaube, Sie verstehen! Ich weiß weder Trost noch Entschuldigung. Ich bin dafür dankbar, daß ich jemand sagen kann, wie furchtbar es auf mir lastet, daß ich mein Wort gebrochen habe. Daß ich zu schwach war, um so stark zu sein, wie ich es von mir selber fordere!"

Heinrich nickte: „So habe ich Sie beurteilt. Sie sind zu ehrlich, um sich selber zu belügen. Aber die Ehrlichkeit ist eine schwere Sache! Vielleicht schwerer noch sich selber als andern gegenüber."

Ada suchte das Gespräch abzubiegen, das sie zu bedrücken begann. Im leichten Tone fragte sie: „Noch eine Erklärung sind Sie mir schuldig, Herr Pfeiffer! Was meinten Sie mit jener Vignette, die Sie mir zur Verlobung schickten?"

Heinrich lachte: „Ach so! Das war halb ironisch, halb ernst, wie ich immer bin. Aber ganz einfach! Mir schien es schon schade, daß Sie alle Ihren vielen köstlichen Gaben dem einen in den Schoß warfen — —"

„Fänden Sie das schlimm?"

„Ja! Vergeudung! Aber vielleicht sind Sie den andern wiedergewonnen. Ach, Fräulein Ada, ich wage nicht wieder anzufangen! Aber Sie hätten die Gaben, unendlich viele Menschen zu beglücken, ihnen die Idee von etwas Höherem zu geben!"

Ada lächelte bitter! „Meinen Sie wirklich?"

Heinrich nickte: „Versuchen Sie nur. Sie könnten lebendig das wirken, was die Kunst mit toten Gebilden will: Schönheit geben, Sehnsucht nach Vollendung! Das ist vielleicht das Einzige, was in der Welt sich lohnt!"

„Und wüßten Sie einen Weg dazu?"

„Nicht einen, aber tausend! Welchen Sie nehmen, der führt hin! Fangen Sie irgendwo an und Sie werden Glück verbreiten, wohin Sie kommen!"

Ada richtete sich auf. Ihr Blick ging gedankenvoll ins Weite.

„Versuchen könnte ich es. Und nicht sich herabziehen lassen!

Eine herrliche Idee, durch das Leben so wirken wie die Kunst wirkt. Glück verbreiten, Sehnsucht nach Vollendung!"

Es war ihr auf einmal, als sei das alles ganz leicht. Heinrichs Frische, der Rausch des Frühlings, die Schönheit der südlichen Nacht, alles kam zusammen, ihr das Leben so lockend und verheißend erscheinen zu lassen, wie nie vorher.

Sie stand auf und schritt mit Heinrich im Mondglanz die breite Marmortreppe hinab, und als sie untertauchte in das Dunkel der langen Zypressenallee, die hinab führt ins Tal, war ihr, als könne sie wirklich ins Leben hinunter einen Strahl von Glück und Schönheit tragen.

Zweiter Teil.

1. Kapitel.

Auch jenseits der Alpenpässe war es Frühling geworden. Weiß blühte es um den licht-

Digitized by Google

blauen Zürichsee, und alle Hügel quollen über von Grün. Frau von Schäwen, erfahren in solchen Dingen, hatte in einem Luxushotel am Bergwald hoch über der alten Stadt mehrere Zimmer gemietet. Sie gaben den Blick frei über See und Hügelland, auf die stolzen Formen des Utlibergs und die weißen Alpen der Ferne.

Ada öffnete die Fenster, soweit sie spannten. Sie konnte nicht genug haben von der süßen Luft, die draußen wehte. Wie eine Genesende war sie durchschauert von lang nicht empfundenem Lebensdrang. Als sie vor dem Spiegel stand, hoch aufgerichtet, im weißen Abendkleid, das in weichen Falten zu Boden floß, sah sie zum erstenmal seit langer Zeit mit Bewußtsein die eleganten Linien der schmalen Hüften und des blendenden Nackens, über dem sich der schwere Knoten braunen Haares bauschte.

Als sie mit Frau von Schäwen langsam zwischen den kleinen Tischen des Speisesaales hindurchschritt, an denen allerlei Smokings und helle Roben saßen, fühlte sie mit leisem Gefallen, daß hinter ihr viele Blicke dem weichen Knistern ihres Kleides folgten.

Man machte am selben Abend die Bekanntschaft eines jungen Herrn von großer Gefälligkeit und Eleganz. Es ging höchst ungezwungen vor sich, da Herr Capteyn, so stellte er sich vor, nicht lange nach origineller Anknüpfung suchte, sondern ohne weiteres vom Wetter begann. Ada fand Gefallen an dieser Ungeniertheit und zum Erstaunen Frau von Schäwens lachte sie so herzlich wie lange nicht über die harmlosen Scherze, die Herr Capteyn auftischte, und ebenso über seine Biographie, die er gleich zum Besten gab. Er war der Sohn aus einer großen Chemikalienfabrik in Hamburg und hatte eigentlich nichts weiter zu tun, als ins Geschäft des Vaters hineinzuwachsen. Leider bestand der Alte darauf, daß der Sohn den Doktortitel erwürbe. „Ich und Doktor!" lachte er und sah mit trübseligem Blick seiner veilchenblauen Augen an seinem tadellos gebügelten Anzug hinab. „Was braucht man den Doktor, wenn man anderthalb Millionen erbt? Dabei hab' ich's noch nicht zum Abitur gebracht, sondern bin abgegangen, nachdem ich drei Jahre lang die Obersekunda mit Erfolg besucht habe, wie in meinem Zeugnis steht! Dann war ich in Heidelberg bei den Vandalen aktiv und bin jetzt hier, weil man in der Schweiz ohne Matura den Doktor kriegen kann."

Ada teilte ihm mit, daß auch sie zu studieren gedenke. Capteyn zeigte sich ebenso entzückt, daß sie bleiben wollte, wie erstaunt über ihren Plan zu studieren. Eine Dame von Adas Taille, so drückte er sich aus, habe es doch nicht nötig, über Büchern zu hocken! Er für sein Teil haßte das Laboratorium, das die Hände verdarb und einen zwang, in Röllchen zu gehen, da anständige Oberhemden sofort verderben würden.

Ada besah seine gepflegten Finger. „Viel sieht man ihnen nicht an," sagte sie lachend. Capteyn erwiderte mit einem Seufzer: „Ja, Ja! Ich weiß nicht, ob ich Leider! sagen soll oder Gott sei Dank!" Er war entzückt, daß Ada Tennis und Polo spielte, und er machte sich anheischig, sie zu lancieren, wie er sagte.

Plötzlich jedoch blieb er mitten in seinem Geplausch mit vor Schrecken offenem Munde stecken. Seine Augen erblickten in dem eleganten Speisesaal des Hotels etwas, das so schnell nicht zu fassen war. Erschien da ein weibliches Wesen mit flachem Hut auf kurzem Haar, das in seinem roten Reformkleid sich ungeniert zwischen den Smokings und feinen Abendroben hindurchschob! Und nun geschah das Unerhörte! Ganz ungeniert legte die Erschienene Ada, die ihr bisher den Rücken zugewandt hatte, die Hand auf die Schulter. Ada hatte kaum die spitze Nase und den Kneifer darauf erblickt, als sie herzlichst die Angekommene begrüßte. Capteyn rückte etwas ab, verlegen wegen des allgemeinen Gaffens. — Indessen es half nichts. Ada stellte vor: „Fräulein Pfeiffer."

Die Sache war die, daß Ada durch einen Hotelboten an Fia ihre Ankunft gemeldet hatte mit der Ankündigung, sie morgen aufzusuchen. Fia war darauf mit einem großen Veilchenstrauß herbeigeeilt und durch keinen Kellner zu halten gewesen. Zu Capteyns Erleichterung bat Ada sofort ihren Besuch auf ihr Zimmer, wo Frau von Schäwen sie allein ließ.

Fia war wie gewöhnlich in lebhafter Er-

Digitized by Google

tasse, zumal Heinrichs Ironie sie jetzt nicht im Zaune hielt. „Herrlich, daß Sie das Land der Freiheit gefunden haben, Fräulein Ada! Schade nur, daß Sie eine Anstandsdame mitbringen, jetzt wo Sie teilnehmen wollen an der neuen gewaltigen Bewegung, die durch die Frauenwelt geht."

Ada brachte mit Mühe die begeisterte Frauenrechtlerin zum Sitzen. Die Frage, ob sie lieber Rotwein oder Tee trinke, trieb diese von neuem empor. Natürlich war sie Alkoholgegnerin wie alle modernen Frauen und meinte auch damit eine Mission zu erfüllen, wie sie überhaupt ihr ganzes Leben als eine Reihe von Missionen im Dienste der Menschheitsbefreiung ansah.

Eine Zigarette und ein Glas Limonade beruhigten sie endlich und ein gemütliches Gespräch entwickelte sich. Wie gewöhnlich kam unter den revolutionären Reden ein im Grunde harmloses und warmes Gemüt heraus, das verständnisvolle Worte für Adas Erleben fand, und ernsthaft ging Fia daran, für Ada ein Studienprogramm zu entwerfen. Zwar durfte Ada offiziell nur acht Stunden belegen, Fia jedoch schlug ihr mindestens 30 vor, die sie unbedingt hören müsse. Dazwischen deklamierte sie von Fortschritt und Freiheit und bereitete Ada vor auf all die interessanten Menschen, die sie ihr vorführen würde. Ada hörte, behaglich zurückgelehnt, alles an, während die blütenduftende Nachtluft und das Mondlicht hereinwehten in die offene Balkontür.

Zuletzt, als das Gespräch ganz vertraulich geworden war, rückte Fia mit einer besonderen Neuigkeit vor, nachdem Ada versprochen hatte, keine falschen Vorurteile zu zeigen, Fia liebte und wurde geliebt. Es war ein hochbedeutender Mann, der nicht gefangen war in den törichten Ideen der altmodischen Männer. Er liebte die Frau um des Geistes willen, nicht wegen der armseligen Äußerlichkeiten, die für den Durchschnittsmann den Wert der Frau ausmachen. Wenn er auch arm war und die Gesellschaft ihn ausstieß, so würde diese Gesellschaft schon spüren, wer es sei, und sie, Fia, sei glücklich, ihm helfen zu können.

Ada hörte mit halbgeschlossenen Augen zu. Sie dachte, wenn ich nicht hinsehe auf das rote Sackkleid und das geschnittene Haar, könnte ich glauben, irgendeine Lily Kuhlen säße da und schwärmte. Vielleicht ist's wirklich dasselbe. Laut fragte sie: ob nun Fia ihn heiraten werde, trotz ihrer Ehefeindschaft.

Fia loderte auf: „Niemals! Wir, die wir die verlogene sogenannte Gesellschaft, diesen in seinen Grundsätzen faulen Staat bekämpfen bis aufs Messer, wir sollen von dem uns die Erlaubnis holen für unsere Liebe? Niemals! Wir modernen Menschen lachen über alle Ehen und Standesämter. Für uns ist die Liebe frei und durch unsere Liebe allein sind wir tausendmal enger verbunden als durch allen Paffensegen!"

Ada schwieg. Im Grunde fand sie Fias Pathos komisch und begriff nicht, wie man sich über so harmlose Einrichtungen wie die Ehe aufregen konnte.

Als Fia ging, fiel Ada ein, daß sie nicht den Namen jenes Mannes wisse. Fia antwortete scheu: „Siwinna heißt er. Sie werden ihn ja wohl kennen lernen. Aber erst müssen Sie sich eingewöhnt haben in Zürich. Vorläufig würden Sie ihn kaum verstehen. Er ist zu eigenartig und zu sehr Individualität, um leicht zu gefallen."

Natürlich war Ada um so neugieriger, obwohl sie ein Vorgefühl hatte, als ob Fias große Worte etwas verbergen sollten. Trotzdem! Sie freute sich des Neuen, das ihrer wartete.

Lange noch stand sie auf dem Balkon und genoß die frühlingsduftige Sternennacht. Eine große, weiße Wolke hing seltsam gewunden über Stadt und See, sonst war das blaue Dunkel von unerhörter Klarheit. Wiederum kam die unbändige, langverdämmte Lebenslust über Ada wie ein Fieber. Unten vom Garten her flutete lustiges Lachen. Wieder fiel ihr ein, was Heinrich gesagt hatte in ähnlicher Stunde: Schönheit geben! Sehnsucht nach Vollendung! Glück verbreiten!"

Als sie sich entkleidete, geriet ihr Blick in den Spiegel. Sie stand hochaufgereckt, nur wenig bekleidet. Und plötzlich mußte sie die Arme ausrecken, so wie Heinrich seine Göttin hatte malen wollen — Glück verbreitend — Sehnsucht nach Vollendung! —

Digitized by Google

2. Kapitel.

Frau von Schäwen lächelte über die neue Ada: „Es ist, als wollte sie versäumte Jahre in Wochen nachholen!" dachte sie.

Ada war beständig unterwegs. Am nächsten Tage nahm Fia sie mit in die Universität. Obwohl sie selber kaum Zeit hatte, zum Essen vor lauter Kliniken, Kollegien und Privatstunden, ließ sie sich nicht nehmen, Ada überall einzuführen. Dabei gewann es den Anschein, als zeige sich Fia mit einem gewissen Wohlgefallen neben der schönen Freundin, obwohl ihre Häßlichkeit noch grotesker wirkte neben Adas gepflegter Eleganz. Lächelnd dachte diese: „Wenn Fia nicht täglich versicherte, wie erhaben sie wäre über solche Dinge, so müßte ich annehmen, sie renommiere mit mir." In der Tat beobachtete Fia genau die Wirkung, die Adas schlanke Schönheit in den dumpfen Gängen der Universität ausübte. Indem sie über die „Männchen" spottete, wies sie Ada beständig darauf hin. Obwohl Ada nur einfache englische Blusen und keinerlei Schmuck trug, war sie in wenigen Tagen allen Studenten bekannt. Alles drängte nach, wenn sie mit dem elastischen, rassigen Gang, der stolzen Nackenhaltung und dem ihr eigenen großen, ein wenig fremden Blick durch die muffigen Räume der Universität schritt. Kam sie in einen Hörsaal, so füllten sich hinter ihr die Bänke dichter. Männliche Blicke liebkosten scheu von weiten den weißen Hals und das volle, gepflegte Haar. Nasen mit und ohne Brillen schnupperten nach ihren diskreten, erlesenen Parfüms.

Ada lächelte zu allem. Sie merkte auch, daß die Dozenten zuweilen nur für sie allein zu sprechen, oder sie ganz zu ignorieren schienen, was Ada als das Gleiche empfand.

Ada hatte lange nicht so viel belegt, wie Fia gewünscht hatte. Sie hörte einiges über Kunstgeschichte, weil sie glaubte, dadurch tiefer eindringen zu lernen in die Geheimnisse der Kunst. Zu Fias Mißfallen ließ sie sich jedoch wenig imponieren durch die Gelehrsamkeit der Professoren. „Warum stellte man Kanzeln auf für Lehren, die man in Büchern auch finden kann?" fragte sie. „Bloß damit man diese ungeschulten Stimmen und diesen ahnungslosen Vortrag genießt? Warum pflegen diese Leute ihre Bärte nicht? Meinen sie wirklich, man könne in ungebürsteten Röcken besser über Kunst reden?"

Fia tadelte ernstlich: „Sie stecken noch ganz im Dilettantismus!"

Ada lachte. „Meinetwegen! Lieber noch Dilettant sein, als einen Beruf aus allem machen, alles Schöne mit diesem trocknen Ernst übergießen, wie das diese Leute mit den ungepflegten Bärten tun."

Fia erboste sich: „Sie reden wie ein deutscher Backfisch, so altbacken! Sie sehen nur den Menschen, nicht was er vorträgt!"

„Natürlich!" lachte Ada. „Ich meine, wir Frauen sollten stolz darauf sein, daß wir noch den Sinn haben für lebendige Männlichkeit. Diese Professoren sind wandelnde Bücher, und schlecht eingebundene dazu."

Fia hoffte viel von der Züricher Atmosphäre, wie sie sagte. Sie führte Ada ein in allerlei Kaffeehäuser, darin die moderne Jugend sich traf. Ada fand Vergnügen daran, diese Jünglinge im überlangen Haar und überbunten Krawatten, wie diese Jungfrauen mit Haarschnecken und bloßen Hälsen zu betrachten. Sie saßen vor zeitungsbeladenen Marmortischen, brüteten über Umstürze und Reförmchen und stießen zwischen ihren, nicht immer tadellos reinen Zähnen unendliche Mengen von Zigarettenrauch und revolutionären Ideen aus, die Ada gleich dunstig erschienen.

Sie selber saß in völlig beherrschter Haltung, wie immer, unauffällig und doch unfehlbar elegant gekleidet, dazwischen und hörte zu. Auf die andern wirkte ihre überlegene Ruhe wie Herausforderung. Die Mädchen mit den Sackkleidern und dem schlampigen Gang ließen spitze Bemerkungen fallen über Modepuppen und Korsetteleganz, die ein Verbrechen am kommenden Geschlechte sei. Diese Gereiztheit der Mädchen wurde noch vermehrt durch das Benehmen der Jünglinge; denn diese richteten alle ihre individuellen Ansichten über Welt und Gesellschaft, ihre Paradoxa und anarchistischen Ideen nur an Ada, weil sie glaubten, ihr zu imponieren.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Erinnerung

In nebelhafter Ferne
Die Heimat liegt so traut,
Es blicken Frankreichs Sterne
Aufs kampfesmüde Haupt.
Die Waffen klirren leise
Zur Hut in stiller Nacht
Und eine alte Weise
Ist in mir aufgewacht!
Ein kleines Pragerliedel
Vom schönen Böhmerland,
Am Bande leicht die Fiedel,
Der Spielmann zieht durchs Land.
Wie oft in frohen Zeiten
War's meiner Mutter Sang,
Bis mich zum Reiten, Streiten,
Der Völkerkrieg verschlang!
Jetzt mag die Mutter sitzen — —
Horch! Vorne springt's heran!
„Visier vierhundert! Schützen!" —
Im Kampf der Traum verrann.

Hans Kreitling.*)

Von unseren unerlösten Brüdern / Von Olga Dittmar

Vor wenigen Sommern machte ich mit Bergfreunden eine Wanderung durch das Hersental hinauf bis Palai, durch Lusern, Safraun und Vielgreit. Aber nicht davon will ich erzählen, auch nicht von der herrlichen Alm der Lafrauner, dem „Milligrübi" (Milchgrübele), das mittlerweile zum „Blutgrübi" geworden ist.

Ich will — die Grenze überschreitend, von den „Slegern" erzählen, den Bewohnern von Slege oder „Asiago", wie es die Italiener umgetauft haben. —

Auf freiem Felde kam uns ein Trupp Burschen entgegen, breitschulterig, blond, mit starkem, langem Oberkörper und verhältnismäßig kurzen Beinen — Hünengestalten aus der Zeit, da die Goten und später die Bajuvaren dies Land mit seinen herrlichen Bergen, seinen großen, dunklen, schweigenden Wäldern bevölkerten.

Weiter drinnen, am ersten Brunnen, standen plaudernde Mädchen, beinahe alle blond, selten eine dunkelhaarig.

Wir vermeinten, in kerndeutschen Landen zu sein, denn kerndeutsch waren die Gestalten und Gesichtszüge der Burschen und Mädchen.

Mit welcher Leichtigkeit letztere die Stangen mit den gefüllten Wasserkesseln auf ihre kräftigen, wohlausgebildeten Schultern hoben! Und als sie „buongiorno" sagten, wie klang das weiche „dsche" der Italiener so hart im Munde dieser Mädchen, gerade so hart, als spräche ungefüge deutsche Zunge die weichen, italienischen Laute.

Wir redeten die Mädchen deutsch an, denn der Kurat von Palai hatte uns gesagt, wir dürften in Slege ruhig deutsch sprechen; die Sleger sprächen auch deutsch, allerdings etwas absonderlich klingend . . . das Deutsch des Mittelalters.

Doch die Mädchen standen da und gaben keine Antwort. Einige lachten bloß.

Da fiel mir ein Sprüchlein ein, vom Walter von der Vogelweide, dessen Gedichte im alten Deutsch wir als Kinder in der Schule schon immer besonders gern lasen, wohl weil der Minnesänger vom Vogelweiderhof von seinem Marmorpostament aus in unser Schulzimmer am Walterplatz zu Bozen hineinschauen konnte.

Vielleicht lauteten die Verse des Sprüchleins so ähnlich wie die Sprache der Sleger.

Ich mußte wahrhaftig lachen, während ich das Verslein zitierte, und die Mädchen lachten mit mir, als ich begann:

„Diu Welt ist uzen schoene, wiz, grüen unde rot
Und iman swarzer Farbe, vinster sam der töt."
„Die Welt ist außen schön, weiß, grün und rot
(die Farben Italiens)
Und immer schwarzer Farbe, — finster wie der Tod."

*) Verfasser des Feldpostbriefes aus der Sommeschlacht, zurzeit in französischer Gefangenschaft.

Digitized by Google

Kaum hatte ich gesprochen, rief ein alter Mann, der bislang am Brunnen gestanden war, ganz erstaunt: „Ear Podat cimbar!“ (d. h. der Herr spricht cimbarisch). Ein wenig cimbarisch war ja auch die Sprache Walters von der Vogelweide.

Und nun ging es los! Ein Kauderwelsch von „Italienisch“ und „Vogelweidersprache“.

Der Alte hatte endlich dank seines guten Mundwerks die Oberhand gewonnen und gebot den schwatzenden Mädchen Ruhe.

Eine Weile ging es noch schwer mit dem Verstehen. Aber nach und nach faßten wir einzelne Brocken heraus, und wahrhaftig, das waren altbayerische Dialektwörter, wie wir mit Staunen feststellten. Auch in Südtirol gebräuchliche Ausdrücke waren darunter, wie: „in keit lassen“ (Ruhe geben), „bol“ (wenn, sobald), „lei“ (nur), „Kelln“ (Schöpflöffel), „Pfoad“ (Hemd), „Langes“ (Frühling).

Das alte Herrlein mußte mit ins Wirtshaus wandern. Dort trank er mit uns und rauchte dabei eine kurze Pfeife, wahrhaftig eine regelrechte „Regglpfeife“, wie sie die Sarntaler, die Passeirer, die Eggentaler und die Regglberger schmauchen!

Andere Sleger setzten sich zu uns. Sie kamen gerade daher wie Tiroler Bauern, wie Altbayern. Sie hatten auch ganz deren ruhiges Gelaß und gestikulierten nicht, wie es bei den Welschen Sitte ist.

Noch Feierabend hörte man die jungen Sleger Burschen draußen im Wirtsgarten „bocce“ spielen, ein echt italienisches Kegelspiel. Sie schimpften einander mit welschen Worten, nur ab und zu fiel ein altdeutscher Sleger „Brocken“ dazwischen.

Da klagten die Väter bitterlich, daß die Österreicher sie damals nicht aufgenommen hatten bei der Grenzbestimmung Tirols. Wären sie „österreichisch“ geblieben, hätten die Söhne mit den Tirolern ihre Militärjahre abgedient, sie wären deutsch geblieben. So aber — mußten die Jungen im italienischen Heere ihrer Dienstpflicht nachkommen und — um nicht immer ihrer Sprache wegen verspottet zu werden — lernten sie mehr und mehr italienisch, kamen fast als Italiener zurück in die Heimat. Nur der strengen häuslichen Zucht, die in Slege von den Kindern völlige Unterwerfung verlangt, sei es zu verdanken, daß — weil die alten Sleger inmitten ihrer vier Wände nur die alte Sprache duldeten — immer etwas davon noch auf die Jungen sich erhielt.

Der Alte ließ es sich nicht nehmen, uns auch in das Museum von Slege zu führen. Was gab es da für prächtige Funde aus vorgeschichtlicher Zeit. Und in einer Ecke stand ein alter Schrank, auf welchen er besonders hinwies. „Hier sain die Briefe von den sieben Kameun“ (Gemeinden). Klang die Inschrift nicht rein Deutsch?

Aus einer Ecke zog er etwas ... in altes, vergilbtes Papier gewickelt. Er löste den Bindfaden und packte aus — langsam — bedächtig.

Mit wehmütigem Stolz entfaltete er eine weiße Fahne, die Fahne von „Roß“. Jene Fahne, welche die damals schon urdeutschen „Roßer“, die „Sleger“, die „Albereuter“, die „Rainer“, die „Mittebalder“, und wie sie sonst noch heißen mögen, als Hörige der stolzen Dogenrepublik Venedig zu Kriegszeiten vorangetragen. Und weil sie so tapfer waren, erhielten sie das Privileg, jederzeit mit ihren Waffen den Kirchgang antreten zu dürfen im Gegensatz zu den welschen Gemeinden ringsum, in welchen das Waffentragen innerhalb des Kirchenbereichs zu Friedenszeiten untersagt war.

Aus den „sieben Gemeinden“ und den südlicher gelegenen „dreizehn Gemeinden“ mit demselben altdeutschen, nunmehr welsch untermischten Volksstamme, rekrutiert Italien heute noch größtenteils seine berühmten, bewährten Alpinitruppen.

Demnach sind heute noch die Nachkommen edler deutscher Völker gegen ihren Willen zu welschen Söldlingen herabgewürdigt und gezwungen, gegen ihre deutschen Stammesbrüder zu kämpfen.

Warum spricht man in deutschen Landen nie von diesen „unseren unerlösten Brüdern?“

Warum ließ man bloß den Welschen das „unrechte Recht“, von unerlösten Brüdern, von unerlösten Gebieten zu sprechen, zumal es deutsches, urdeutsches Land ist, wonach es welscher Ländergier solange schon gelüstet!

Ein frischer Luftzug zog durch die modrige Museumsstube von Slege, und das Bannerholz zitterte in der Hand des Alten. Wie das weiße, gestickte Fahnenband flatterte, als freute es sich der deutschen Laute — als wollte es Antwort geben.

Fragend schauten die treuen Augen des alten Slegers mit dem deutschen Herzen und dem deutschen Gemüt auf die Gesichter der Deutschen — uns — aus der Monarchie ... und in dem Blick lag eine stumme Bitte.

Mit schwerem Herzen trennten wir uns von Slege. Ein Gedanke bewegte uns gemeinsam.

„Mutter Österreich“ hatte da eines ihrer Kinder, der besten eines, auf schmutziger Straße liegen lassen — und nun muß sie suchen gehen ...

Geh suchen, liebe Mutter! Du, mit dem allzeit gütigen Herzen, du, mit dem fröhlichen Gemüt, du, in deren Armen sich Kinder aller Stämme glücklich einten — wie konntest du auch nur eines verlieren und deiner Liebe entraten lassen?

Der „deutsche Bruder“ im „Reich“ wird suchen helfen, wird dafür Sorge tragen, daß keines der Kinder des Südens, die nach deutscher Hilfe so sehnlichst verlangen, in Zukunft verkümmern.

Und wenn der Frieden ins Land kommt, dann mögest du „altdeutsches Banner von Roß“ die rotweißen, die gelbschwarzen Bänder neben deinem weißgestickten flattern lassen und nicht mehr vermodern und trauern in der Ecke der Museumsstube von Slege!

Digitized by Google

Herbstbirken

Herbstbirken stehen weiß und leer
Vorm dunklen Tannenwald,
Ein windig Fähnchen weht drüberher,
Ein Wölkchen hellrosa bemalt.

Und Kinder spielen am Mühlberghang,
Das Schönste ist Königin,
Nun haschen sie sich den Waldweg entlang
Und eilen davon und dahin.

Und Vögel fliegen hoch droben fort,
Herbstblüten verflattern im Wind,
Und drüben schläft mein Heimatort
Und mein totes, geliebtes Kind . . .

Rudolf Dietrich.

Ski- und Rodel-Heil / Humoreske von Wolfgang Kemter

In Karl Henning spukte ein ruheloser Geist. Seit er von seinem Vater ein kleines Vermögen geerbt und sich selbständig gemacht hatte, waren kaum fünf Jahre vergangen, und in diesem Zeitraume hatte er in fünf verschiedenen Orten fünf verschiedene Geschäfte gegründet, geführt und wieder verkauft. Es ging ihm dabei nicht gerade schlecht und auch nicht gut. Nicht schlecht, weil er wirklich mit einem gewissen Genie und wertvollem Weitblick gleich herausfand, welches neue Geschäft in dem betreffenden Orte Aussicht auf rasches Emporblühen hätte, und nicht gut, weil seinem unsteten Wesen zähe Ausdauer fehlte. Bevor das Geschäft sich entwickeln konnte und aus den Kinderschuhen kam, kreuzten und durchschwirrten hundert neue, andere Ideen sein Gehirn, die alle weit größere und raschere Erfolge versprachen, so daß er das eben gegründete Unternehmen ohne langes Handeln um billigen Preis hingab und schleunigst ein neues, viel rentableres begann.

Bei diesen Transaktionen, wie das schöne kaufmännische deutsche Wort heißt, hatte sich betrübenderweise sein Ererbtes nicht vermehrt. Das machte aber Karl Henning wenig Sorgen, denn gerade hatte er eine neue, großartige Idee verwirklicht, die ihn in lächerlich kurzer Zeit zum reichen Manne machen mußte, und gerade so gut war, als wenn er irgendwo in Australien Gold in hellen Haufen aus dem Sande grübe.

In einem kleinen Alpendorfe, 800 Meter über dem Meere, hatte er diese Goldgrube gegründet. Angeregt von dem fabelhaften Emporblühen des Sportes, in erster Linie des Wintersportes, hatte er mit seinen letzten Mitteln in diesem Dörfchen ein kleines Haus gekauft, dieses entsprechend umgebaut und dort ein Spezialgeschäft für Sportartikel aller erdenklichen Art eröffnet. Das Dorf war der Ausgangs- und Treffpunkt einer großen Anzahl von Touristen, ganz in seiner Nähe erhob sich ein erstklassiges Alpenhotel, und im Winter war es einer der ersten Wintersportplätze geworden, den Sportsleute aus aller Herren Länder besuchten. Was war selbstverständlicher, als das gerade das Geschäft, das Karl Henning diesmal seinem kühnen, erfinderischen Geiste verdankte, einzigartig gedeihen mußte. Sein Lager war hervorragend bestellt und mußte das Entzücken jedes Touristen erregen. Bergstöcke, Eispickel, Seile, Wetterkragen, Genagelte, Lakernen, papierleichtes Aluminiumgeschirr, Kochapparate, Ferngläser, Rucksäcke und Ansichtskarten von allen umliegenden Spitzen waren in gefälliger Weise in seinem Laden zur Schau gestellt. Für den Wintersport war er besonders gut eingerichtet. Skis aller Arten und Systeme mit den neuesten, bewährtesten Bindungen, Seehundfelle und Schneeschuhe, dann aber auch Rodel zu Dutzenden standen für Liebhaber und Käufer bereit.

Da Karl Henning auf einen Massenabsatz rechnete, gab er alle Artikel trotz der erheblichen Zuführungskosten zu den gleichen Preisen ab, wie sie unten in den Städten bestanden . . .

Der Sommer hatte nicht viel Kundschaft gebracht, das enttäuschte Karl Henning nicht, denn noch war es in Touristenkreisen zu wenig bekannt, daß dort oben in luftiger Höhe alles, was sie zu ihren Fahrten benötigten, zu den gleichen Preisen zu bekommen war, wie im Tale.

Karl Henning hatte dieses einzige Mal das Wort „Geduld" auf seinem Programm und tröstete sich mit dem alten Spruche: „Gut Ding will Weile haben."

Er setzte seine ganze und nicht geringe Hoffnung auf den kommenden Winter, denn schon von Anfang November ab waren sämtliche Zimmer des großen Hotels bestellt, ein ständiger Skilehrer würde den ganzen Winter hindurch Unterricht erteilen, die Gemeinde sorgte durch eigene Leute für die tadellose Instandhaltung der Rodelbahn, und für Januar oder Februar waren vom Sportausschusse große Ski- und Rodelrennen geplant.

Da mußte es Geschäfte geben, und Karl Hen-

Digitized by Google

ning sah mit Zuversicht in die Zukunft, die Ansicht, daß seine neue Idee glänzend sei, hatte er mehr denn je und die Aussicht auf die Verwirklichung seiner Pläne war gut.

Der Winter kam früh und mit ihm Ski- und Rodelfahrer in Menge. Wenn Karl Henning vor seinem Geschäfte stand, konnte er weit hinunter den in Schlangenwindungen zum Orte heraufführenden Weg übersehen. Lange bevor die Heraufsteigenden das Dörfchen erreichten, konnten sie von dieser Stelle aus gesichtet werden. Und nun herrschten schon bald zwei Monate die idealsten Schneeverhältnisse, und Sportsfreunde kamen in Scharen, aber, wenn Karl Henning da unten wieder einen Trupp Sportler unter der Last ihrer Skis und Rodels langsam bergan keuchen sah, entfuhr ihm immer häufiger ein grimmiger Fluch. Das war es ja, was ihm allmählich die gute Laune nahm, alle die Leute brachten Ski und Rodel, überhaupt die ganze Ausrüstung schon mit. Fast niemand fühlte das Bedürfnis, bei Karl Henning zuzukehren und bei ihm etwas zu kaufen. Tage vergingen, an denen seine Ladenglocke nie ertönte. Von all den Hunderten von Schneebrettern und Schlitten, die sausend über die tiefverschneiten Hänge fuhren, waren kaum ein halbes Dutzend in seinem Laden gekauft.

Das war betrübend und nicht vielversprechend. Karl Henning kamen denn auch so ganz allmählich Gedanken, ob seine neue Gründung die in sie gesetzten Erwartungen erfülle oder ob er nicht damit einen Lufthieb getan habe. Wenn dieses Geschäft nicht vorwärts kam, dann saß er fest, und kein Mensch konnte ihm helfen. Nur um einen Schundpreis, der kaum für seine Verbindlichkeiten reichte, könnte er dieses Geschäft verkaufen, und er mußte dann wieder zum Wanderstabe greifen, der diesmal gleichbedeutend mit Bettelstab war.

Das waren keine erfreulichen Weihnachtsgedanken für Karl Henning, aber er ließ den Kopf nicht lange hängen, noch standen die großen Rennen bevor und — Ende gut — alles gut.

In der letzten Woche des Januars sollten die mittels großzügiger Reklame in allen Landen bekannt gemachten Rennen stattfinden, und schon am 15. Februar war für Karl Henning ein beträchtlicher Wechsel fällig. Konnte er ihn einlösen, war alles gerettet, wenn nicht, alles verloren. Aber er war Optimist und gehörte nicht zu der kleingläubigen Schar der Fatalisten.

Der Januar ging dahin, ohne ihm eine nennenswerte Einnahme zu bringen, und nun war nur mehr eine Woche bis zum Sportfeste.

Die Reklame tat ihre Wirkung. Von allen Windrichtungen strömten die Sportler, Damen und Herren, herbei. Aber alle ohne Ausnahme brachten ihre Sportgeräte selber mit.

Wie eine schwarze Schlange kroch es den ganzen Tag den Weg herauf, und weithin blitzten in der Sonne die Rodelkufen und die hellen Bretter der Skis. Da zog sich Karl Henning murrend in sein Schreibstübchen zurück und starrte tiefsinnig vor sich hin. Plötzlich erhellte sich sein Gesicht, und ein höhnisches, fast dämonisches Lächeln glitt über dieses. Sein ideenreiches, einer mächtig sprudelnden, unerschöpflichen Quelle gleichendes Gehirn hatte blitzartig ein Gedanke durchzuckt, der ihn zu dem lauten Ausrufe veranlaßte: „Gut, in drei Teufelsnamen, wenn das Schicksal nicht will, so brauch ich Gewalt . . .“

Da vom Hotelbesitzer über Nacht eine große Anzahl von Skis und Rodeln versorgt werden mußten und bereits einige Diebstähle vorgekommen waren, für die er haftbar war, hatte er in der Entfernung von etwa hundert Metern vom Hotel einen riesigen Schuppen erbaut, in dem nun die Sportgeräte der Hotelgäste aufbewahrt wurden. Jeder Gegenstand erhielt eine Nummer und sein Besitzer die gleiche, gegen deren Vorweisung er jederzeit sein Eigentum zurück erhielt. Diese Einrichtung hatte sich vortrefflich bewährt.

Der Vortag der Rennen war gekommen. Jeder verfügbare Raum des großen Hotels war besetzt. Früh ging man an diesem Abend zur Ruhe, da der kommende Tag nicht nur an die am Rennen Beteiligten, sondern auch an die Zuschauer, große Anforderungen stellen würde. Da wollte man am Morgen gut ausgeruht sein.

Eine klare, dunkle Winternacht lag über dem Hochtal, wie Edelsteine funkelten Millionen von Sternen.

Um die zweite Morgenstunde wurde der Portier des Hotels durch einen hellen, rötlichen Schein geweckt, der in seine Kammer fiel. Aufspringend erkannte er mit einem Blicke, daß der große Schuppen in lichterlohen Flammen stand.

In fünf Minuten war das ganze Hotel alarmiert, und, während die Damen laut aufkreischten, eilten die Herren, Hilfe zu leisten. Da vollkommene Windstille herrschte, bestand für das Hotel nicht die geringste Gefahr, der Schuppen natürlich war verloren, und von ihm und seinem ganzen Inhalt nach kaum zwanzig Minuten nur mehr Asche und Rauch übrig.

Am Morgen kamen noch weitere Scharen von Sportsleuten und erfuhren, was in der Nacht geschehen war und, daß nun die Rennen kaum abgehalten werden könnten, da der Mehrzahl der gemeldeten Teilehmer ihre Geräte verbrannt waren. Da kam dem Hotelier ein Gedanke, der eigentlich selbstverständlich war. Er trat in die Halle, wo die Sportler beisammen saßen und etwas verärgert beratschlagten, was zu tun sei, und rief: „Meine Herrschaften, erlauben Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß wir hier im Orte ein tadellos eingerichtetes Sportartikelgeschäft haben, wo Sie alles nach Wunsch erhalten können.“

„Sie haben recht. Aber ganz klar“, tönte es von allen Seiten, und eine ganze Prozession wallfahrte zu Karl Hennings Laden.

Digitized by Google

Zwei Stunden später war dieser leer an Skis und Rodel, aber die Kasse voll von blauen und braunen Scheinen und blinkendem Golde.

Die Rennen wurden, etwas verspätet zwar, aber programmäßig abgewickelt und verliefen ohne weiteren Zwischenfall zu aller Zufriedenheit. Über die von Karl Henning bezogenen Geräte herrschte eine Stimme des Lobes, ein Urteil: Erstklassig.

Als am folgenden Tage die Sportler wieder talwärts zogen und in bester Laune von den Abfahrten und den erzielten Zeiten sprachen, da stand Karl Henning mit liebenswürdigem Lächeln vor seinem am Ende des Dorfes gelegenen Geschäfte, und herzlich und aufrichtig klang sein Abschied: „Auf Wiedersehen, meine Herrschaften, Ski- und Rodel-Heil!"

Trotz

Und wenn du gehst, mir ist's nicht leid,
Mich macht es nicht betrübt.
Wie weint' ich dir wohl Tränen nach!
Hab' dich ja nur geliebt!

Und Lipp' auf Lippe drück' ich fest,
Und fest die Hand aufs Herz
Und wenn du gehst, mir ist's nicht leid,
Ich fühle keinen Schmerz.

Ob auch die Lippe zucken mag,
Das Auge auch sich trübt;
Ich kann noch lachen, wenn du gehst,
Hab' dich ja nur geliebt!

Zum Lachen zuckt die Lippe nur,
Es ist kein Trennungsschmerz . . .
Und Lipp' auf Lippe drück' ich fest,
Und fest die Hand aufs Herz.

Maria John.

Bücherbesprechungen

Ernst Eschmann: **Der Zirkustoni.** Eine Geschichte für Kinder und Kinderfreunde. Mit Buchschmuck von Martha Schmid. Verlag: Art. Institut Orell Füßli, Zürich. Preis in Pappband geb. 3 M.

Im Gegensatz zu vielen Kindergeschichten, die nur lose aneinander gereihte Szenen uns vorführen, steht „Der Zirkustoni" von allem Anfang an im Vordergrund und beherrscht die ganze Geschichte. Sie ist nicht nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Leben dieses aufgeweckten Knaben, sondern ist sein Leben selbst. Folgerichtig entwickelt sich Tonis Schicksal aus seinen Anlagen heraus, er wird durch Blumen und Dornen seines eigenen Glückes Schmied. Was wird die Jugend dazu sagen? Sie wird dem wackeren Jungen zujauchzen, denn sie wird sich in ihm vielfach selbst wieder erkennen; Tonis Freuden und Leiden sind auch ihr Paradies und Sorgenland. Besonders den jungen Tierfreunden sei das kleine Buch ans Herz gelegt. Die schönen, einfachen Zeichnungen von Martha Schmid bieten Anschauung und Illustrationen der besten Art, kurz: „Der Zirkustoni" wird bald unter die beliebtesten Jugendbücher eingereiht werden und dem pädagogischen Zug der Schweizerliteratur alle Ehre machen.

Sophie Jacot Des Combes: **Moses.** Eine Erzählung aus der Sagenzeit des Volkes Israel. 186 S., 8° Format. Verlag: Art. Institut Orell Füßli, Zürich. Preis 3,50 M.

Ein Leser, der Sophie Jacots „Moses" zur Hand nimmt, legt vielleicht das Buch, nachdem er wenige Seiten überflogen hat, geärgert weg und denkt: „Das kann ich in der Bibel lesen!" Er täuscht sich. An das Buch der Bücher erinnert freilich das Thema, und die Verfasserin hält oft und ohne Scheu am Wortlaut der alten wunderbaren Mosesgeschichte fest, in der Erkenntnis der unübertrefflichen Kraft und Klarheit der biblischen Sprache. Doch je weiter wir in Sophie Jacots Werk eindringen, um so deutlicher fühlen wir, daß wir es mit keiner Nachahmung, sondern mit einer eigenartigen Umschöpfung zu tun haben, die alte Gestalten neu sieht und aus Namen Menschen formt, die uns immer mehr fesseln und die im zweiten Teil wie die Helden eines Dramas Dichterworte von tiefer Schönheit zu uns sprechen. Nur mit genauer Kenntnis Ägyptens konnte Sophie Jacot so anschaulich schildern und nur mit selbst erlebten Kämpfen den im Verzicht siegenden Moses schaffen.

Wer den Schluß gelesen hat, wird getrost wieder nach dem Anfang greifen und den ganzen Roman ein zweitesmal auf sich einwirken lassen.

Nanny von Escher.

Clara Schott: **Die Ausgewiesenen.** Roman in Bildern aus dem Kriegsjahre 1914—1915. Verlag Deutsche Handels-Gesellschaft Schleppegrell & Co., Leipzig. Preis brosch. 3,50 M., geb. 4,50 M.

Der hochinteressante Roman bringt in seinem belebten und wechselreichen Inhalt ein Kulturbild. Mit tiefer Vaterlandsliebe geschrieben, läßt er uns in Schicksale vieler Menschen blicken, denen es nicht vergönnt war, auf heimatlichem Boden zu bleiben. Ein Buch von absoluter Eigenart, kein landläufiger Liebesroman. Die rühmlichst bekannte Verfasserin gibt darin lebenswahre Typen aus der russischen Kolonie zu Leipzig, die uns vor und nach Kriegsausbruch so lebhaft entgegentreten, daß wir ihr Schicksal mit großem Interesse verfolgen. Wir lernen „Die Ausgewiesenen" in ihren Volkseigentümlichkeiten kennen, und ganz besonders ist es die Heldin des Buches, Marga Petrowitsch, die uns durch ihr zu tiefem Mitleid zwingendes Schicksal fesselt. Der Hauptgedanke des Romans: ein Vergleich deutscher und russischer Kultur, ist hier von einer menschenkundigen, lebenserfahrenen Schriftstellerin vortrefflich durchgeführt. Kein Leser wird das Buch aus der Hand legen, ohne Gestalten daraus liebgewonnen zu haben und ohne dem Stoffe das regste Interesse entgegenzubringen!

Digitized by Google

Allerlei

Das gute Beispiel. Wir lesen schon viele Monate die Verordnungen der Behörden, die in das Wirtschaftsleben jedes Haushalts tief eingreifen und dadurch den Sprachgebrauch unseres Volkes stark beeinflussen. Namentlich hat das reine Deutsch dieser Verordnung manchem heimischen Worte im Kampfe gegen die Fremdwörter zum Siege verholfen. Wer spricht heute noch von Maximalpreisen statt Höchstpreisen? Die Konsumenten und Produzenten, der Konsum und die Produktion weichen vor den Verbrauchern und Erzeugern, dem Verbrauch und der Erzeugung oder Herstellung. Der Rohstoff treibt das Rohmaterial oder Rohprodukt siegreich zurück. Sehr viele hielten es bis zum Kriegsausbruch für geziert, anstatt von Delikatessen und Delikatessenhandlung von Feinkost und Feinkosthandlung zu reden, aber die Verordnungen haben auch diese Wörter annehmbar gemacht. Vor Jahren waren viele Kaufleute darüber empört, daß man von einem Kleinhandel sprach, weil sie die deutsche Bezeichnung als eine Erniedrigung ihres Standes ansahen, jetzt haben die Erlasse das Wort zu Ehren gebracht. Die neuen Wörter haben sogar schon frische Triebe erhalten wie Feinkostware, Feinkostwurst, Kleinhandelszuschlag, Überverbrauch, rohstoffarm — ein trefflicher Beweis ihrer Lebenskraft. Rau (Zwickau).

Der Krieg in der Kunstgeschichte. Ein altes Wort sagt zwar: „Wenn Mars die Weltbühne betritt, verhüllen die Musen ihr Haupt." Aber auf die Malerei und die Bildhauerkunst hat es eigentlich nie Anwendung finden können. Die Künstler aller Zeiten und aller Orten wurden mehr oder weniger stets von den herrschenden Zeitereignissen beeinflußt, und so tritt uns von altersher der Krieg in künstlerischen Darstellungen entgegen. In riesengroßen Reliefs wurden die Siegestaten der Herrscher Ägyptens an den Wänden der von ihnen gestifteten Tempel der Nachwelt erhalten, verherrlichte die assyrische Kunst ihre ruhmgekrönten Helden. Während aber, alten Überlieferungen gemäß, die ägyptischen Könige sich vor den andern Figuren durch fast übermenschliche Größe auszeichneten, wurde bei den Assyrern die königliche Würde nur dadurch angedeutet, daß der siegreiche Monarch den Mittelpunkt des Bildwerkes einnahm.

Das republikanische Griechenland vergangener Tage hielt allerdings gleichfalls die Siegestaten seines Volkes auf Wandgemälden fest, hob aber niemals einen der Führer besonders hervor. Auch traten in der hellenischen Kunst an Stelle der großen Völkerschlachten mehr Einzelkämpfe nicht allzu vieler Gestalten. Das zeigt sich besonders in dem Reisegeschenk, welches König Attalos von Pergamon für die Akropolis zu Athen stiftete, und das aus vier Gruppen besteht, die den Kampf der Götter gegen die Giganten, den der Athener gegen die Amazonen, die Perserschlacht bei Marathon und des Königs eignen Sieg über die Kelten darstellen, alle zusammen aber den Sieg der Kultur über die Barbarei versinnbildlichen. Einzelne besonders schöne Figuren dieser oder jener Gruppe sind in Marmornachbildungen auf die Neuzeit gekommen, wie z. B. die jenes Kelten, der, auf sein Schild gelagert, sich selbst den Tod gegeben, und der unter dem nicht ganz richtigen Namen „Der sterbende Fechter" bekannt ist.

An den trojanischen Krieg mahnt das bedeutendste Denkmal rhodischer Kunst: Die Laokoongruppe, die lediglich drei Gestalten zeigt, nämlich jene, der mit seinen Söhnen durch Schlangenbiß getöteten Priesters, der gelegentlich der Belagerung Trojas vergebens gemeint hatte, ein großes hölzernes Pferd, das die Griechen vor der Mauer der Stadt errichtet, hineinzuziehen. Außerdem wurde in einer offenen Wandelhalle in Delphi die Zerstörung Trojas durch ein großes Wandgemälde dargestellt. —

Die römische Kunst baute sich auf der griechischen auf. Im Gegensatz aber zu der griechischen Sitte, nicht einzelne Helden hervorzuheben, liebte dies besonders die Kaiserzeit Roms gar sehr, wie zahlreiche Siegessäulen mit den auf ihnen angebrachten Kaisergestalten beweisen. Durch Jahrhunderte hindurch bleibt es sich dann gleich, daß auf den allermeisten Schlachtenbildern die Feinde beinahe widerstandslos den heranstürmenden Siegern erliegen, oder daß Engel in den Lüften mitkämpfen und dem betreffenden Helden schirmen, wie zahlreiche Gemälde des Mittelalters noch beweisen.

Eigenartigerweise blieb das Christentum ohne beachtenswerten Einfluß auf die Kunst im Kriege. Es konnte die Kämpfe nicht ganz aus der Welt schaffen, an denen das Mittelalter besonders reich war, nur treten jetzt streitbare „Ritterheilige" in die Erscheinung, wie die verschiedenen Darstellungen des heiligen Georg, des heiligen Michael usw. Entweder erscheinen diese selbst, im Kampf mit einem Ungetüm, oder sie beschützen christliche Helden, die gegen die Ungläubigen kämpfen. Den großen Schlachtenbildern gesellten sich im Zeitenlaufe solche kleineren Umfanges zu, die allmählich in die vervielfältigende Kunst des Kupferstiches und des Holzschnitts übergingen. Daneben kommt mehr und mehr auf den Schlachtenbildern auch das Landschaftliche zur größeren Geltung, wie man auf einzelnen Soldaten- und Landsknechtsbildern jener Tage schon bemerkt. Die klassische Zeit beginnt alsdann mit der ehemaligen Heldenvergötterung, den in der Luft kämpfenden Geistern längst verstorbener Krieger oder schützender Engel aufzuräumen. Selten nur taucht noch vereinzelt eine Erinnerung an jenes Zeitalter auf, wie in der Kaulbachschen Hunnenschlacht. Zum Vorwurf der neueren Gemälde werden einzig und allein die Kämpfe an sich — obwohl in vielen Schlachtenbildern der letzten 150 Jahre wieder der die Schlacht leitende Feldherr im Vordergrunde des Bildes steht, wie der Große Kurfürst, Friedrich II., Blücher, Kaiser Wilhelm I., Prinz Friedrich Karl, Moltke usw., freilich aber stets nur dann, wenn dieser tatsächlich handelnd in den Lauf der Schlacht eingriff, nicht nur, um als künstlerischer Mittelpunkt des Bildes zu wirken.

Im Laufe der Zeiten wurde es den Künstlern auch mehr und mehr ermöglicht, wahrheitsgetreue Schilderungen zu geben. Die Maler der letzten Jahrzehnte begleiteten das Heer in die Schlacht. Sie durften den Kriegsschauplatz besuchen, gewannen dadurch selbst den allein richtigen Überblick und waren nicht gezwungen, ein Phantasiegemälde, lediglich nach den Berichten anderer, zu schaffen.

Der heutige Stellungskrieg macht es freilich zur Unmöglichkeit, den Überblick über „eine ganze Schlacht" überhaupt zu gewinnen. Bei dieser ungeheuren Ausdehnung des Schlachtfeldes vermag kein einziger Künstler „die" Schlacht im Bilde festzuhalten, sollte es ein noch so großes Wandgemälde werden. In diesem Kriege kann der Maler lediglich ein einzelnes Ereignis auf der Leinwand festhalten, wie es die Griechen ferner Tage schon taten; freilich sind diese Ereignisse an sich bezeichnend genug, um die bedeutenden Leistungen ahnen zu lassen, die unser tapferes Heer seit mehr denn zwei Jahren vollführt. A. M. W.

Inhalt des Heftes 16: Der Herr Direktor. Roman von Else Croner. — Der Roman einer schönen Frau. Von Richard Freyen. — **Beiblatt:** Erinnerung. Gedicht von Hans Kreitling. — Von unseren unerlösten Brüdern. Von Olga Dittmar. — Herbstbirken. Gedicht von Rudolf Dietrich. — Ski- und Rodel-Heil. Von Wolfgang Kemter. Trotz. Gedicht von Maria John. — Bücherbesprechungen. — Allerlei.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 20 Januar 1917 — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Heinrich von Sybel

(Adolf Graf von Baudissin)

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 17

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Der Herr Direktor / Roman von Else Croner

Schluß.

Frau Holger bedankte sich, aber Tags darauf fehlte sie wieder; als Rauhenburg gegen 11 Uhr ins Büro kam und ihren Platz leer fand, klingelte das Telephon; er nahm den Hörer und lauschte immer aufmerksamer werdend Frau Eugeniens Worten:

„Hier, Frau Holger. Guten Morgen, Herr Direktor. — Ja, ich komme heute nicht, und überhaupt nicht mehr. Warum? Ich habe einen sehr netten Türken kennen gelernt, mit dem ich mich gestern verlobt habe. Anfang nächsten Monats reisen wir nach Konstantinopel, wo er ein großes Modengeschäft hat. — Nicht wahr, Herr Direktor, selbst wenn er schon verheiratet ist, schadet das doch nichts in der Türkei? Er schwört zwar beim Barte des Propheten, noch keine Frau zu haben. Aber man ist ja dort weniger skrupulös in solchen Dingen. Danke, Herr Direktor! — Ziehen Sie mir den heutigen Tag nicht wieder ab. Verlobung ist doch ein stichhaltiger Grund! Mich persönlich von Ihnen verabschieden kann ich auch nicht mehr. Mein Verlobter ist nämlich von einer alttürkischen Eifersucht, er möchte mich am liebsten unverschleiert mit keinem Mann reden lassen. Er kennt Sie übrigens aus der orientalischen Gesellschaft, er sagte, Sie hätten Paschahallüren, er möchte Sie nicht zum engeren Bundesgenossen. Bitte, sagen Sie nicht mehr, daß ich's mit meiner Stellung nicht ernst genommen hätte, Herr Direktor. Ich finde, als Sekretärin der orientalischen Gesellschaft konnte ich doch gar nichts Stilvolleres tun als mich mit einem Türken verloben. Mohammed — so heißt er — ja, nicht wahr, so für alle Tage ist das kein Kosename, besitzt in Konstantinopel eine weiße Marmorvilla, die direkt am Bosporus liegt. Besuchen Sie uns mal dort, Herr Direktor, wenn Sie Ihre geplante Orientreise machen. Ich werde, auf Mohammeds Wunsch, zum Islam übertreten. Sie finden das alles sehr überraschend und wunderbar? Ja, was wollen Sie? Allah ist Allah. Leben Sie wohl, Herr Direktor. Behalten Sie mich in freundlichem Andenken!"

Rauhenburg stand einen Augenblick wie entgeistert vor Frau Holgers leerem Platz. Unter ihrem Pult lagen noch die Spuren ihrer Persönlichkeit, ein Karton Pralinees, eine Puderquaste und ein Leihbibliotheksbuch. —

„Ich glaube, dieses pädagogische Experiment ist nicht geglückt," sagte er laut, und wie aus einer längeren Gedankenkette heraus; dann wiederholte er sinnend: „Allah ist Allah."

* * *

Kurz vor ihrer Abreise nach Konstantinopel bat Frau Holger noch einmal um eine Unterredung mit Rauhenburg. Sie bevorzugte jetzt den telephonischen Verkehr.

„Herr Direktor, heute Abend, ja? In einer eiligen und wichtigen Angelegenheit. Bitte sagen Sie nicht nein. Es ist ja das letzte mal im Leben. Nur für eine halbe Stunde. Ach bitte! Seien Sie nett! Ich brauche Ihren Rat."

Digitized by Google

Er überlegte nicht lange. Das letzte Wort war ausschlaggebend.

Sie saßen sich noch einmal gegenüber im Palastrestaurant, wie bei ihrer ersten Begegnung.

Er hatte einen Gartenplatz reservieren lassen und saß schon am Tisch, als sie kam. Langsam durchschritt sie den großen Garten; es bereitete ihr ein wohliges Behagen und eine schmeichelnde Empfindung, zu beobachten, wie die Blicke Rauhenburgs sie voll Interesse musterten.

Ihre äußere Erscheinung in dem exotischen Schnitt eines Seidenkleides aus „Mohammeds Modenbazar" fiel allgemein auf. Frische rote Rosen waren mit zwei brillantbesetzten goldenen Halbmonden am Halsausschnitt und Haar befestigt. Durchbrochene Florstrümpfe lugten aus Silberbrokatschuhen hervor. Ein leiser Moschushauch umwehte sie. Wie zwei Rubinen leuchteten die Lippen.

„Sie sehen ja schon ganz phantastisch-orientalisch aus, Frau Holger, strahlend wie Suleika. Wie geht's denn Ihrem Hatem?" Frau Holger wußte nichts von Hatem und Suleika. „Sie meinen Mohammed," fragte sie, „eben deshalb wollte ich Sie ja sprechen. Denken Sie, der Mensch hat mir nicht die Wahrheit gesagt. Er ist bereits dreimal verheiratet, ich habe mich bei dem deutschen Konsulat erkundigt. Was tue ich nun? Er sagte, er hätte gefürchtet, ich würde ihn nicht heiraten, wenn ich die Wahrheit wüßte, aber seine Liebe wäre viermal so heiß wie die der deutschen Männer, und ich wäre seine Hauptfrau, die Erste, seine Königin, die übrigen drei wären nur Dienerinnen. Was meinen Sie, Herr Direktor? Soll ich den Menschen nun heiraten mit seinen drei Frauen? Werde ich mich für eine solche türkische Ehe eignen? Soll ich Haremsdame werden? Stellen Sie sich vor, einen Mann mit drei andern teilen! — Ich habe ja keinen Menschen, der mir vernünftig raten kann, außer Ihnen. Sie wissen doch mit den türkischen Verhältnissen Bescheid."

Rauhenburg interessierte der Fall.

„Sie müssen sich die Türkei nicht gar zu phantastisch vorstellen, auch Harem und Ehe sind dort reformiert worden. Ich wundere mich überhaupt, daß Ihr Freund mehrere Frauen hat. Im allgemeinen ist das durchaus nicht mehr die Regel, die modernen, wirtschaftlichen Verhältnisse gestatten in den meisten Fällen keinen Harem mehr. Der moderne Türke ist froh, wenn er nicht mehr als eine Frau zu ernähren braucht."

„Aber Mohammed hat doch nun mal mehrere."

„Ein Beweis, wie vermögend er sein muß. — Lieben Sie ihn denn, Frau Holger?"

„Er liebt mich. Ist das nicht besser als umgekehrt? Selber lieben mag schöner sein, aber behaglicher ist's, geliebt zu werden. Ich bin so viel im Leben herumgestoßen worden, daß ich jetzt mehr für die Behaglichkeit bin. Was hat eine Frau auch davon, wenn sie verliebt ist und absolut nicht wieder geliebt wird."

Rauhenburg überhörte die Anspielung der letzten Worte und sprach von der Balkanpolitik, von dem aufstrebenden Volk der Türken, von dem neuen Kulturideal, das er sich grade von deutsch-türkischem Zusammenschluß versprach, von dem wachsenden deutschen Einfluß im Orient, von den deutschen Banken und industriellen Unternehmungen, den deutschen Schulen und Akademien, von den seltenen Naturschönheiten und den Sitten des Landes. „Und auch Sie, Frau Holger, können sich dort als Frau eines angesehenen Mannes sozial betätigen, stellen Sie Ihre Krankenpflegekenntnisse in den Dienst des roten Halbmondes, wirken Sie vorbildlich, machen Sie dem Ruf der deutschen Frau Ehre."

Von diesem Gesichtspunkt aus hatte Frau Holger ihre Mission noch nicht betrachtet. Aber sie freute sich, daß Rauhenburg ihr von der Heirat nicht abgeraten hatte. Hier waren die Aussichten für eine geschiedene und unvermögende Frau nicht günstig, was hatte sie aufzugeben?

Der warme helle Sommerabend umschmeichelte ihre Phantasie. Und Frau Holger befand sich den ganzen Abend über in einem beständigen Rausche. Es war etwas Erwartungsvolles in ihr. Ihre Augen strahlten Rauhenburg an, ihre Stimme hatte einen weichen, verführerischen Klang. „Rauhenburgchen, liebstes Rauhenburgchen, wenn Sie mir doch in der Türkei begegnet wären! Da hätte es gar nichts geschadet, daß Sie verheiratet sind. Nur

Digitized by Google

hier im Abendland hat man so seltsame Begriffe. Ich werde den Gedanken nicht los, wie einzig schön es wäre, wenn Sie Mohammed wären, und ich wäre Ihre offiziell angetraute vierte Frau. In acht Tagen ist meine Trauung, aber bis dahin . . . Rauhenburgchen, der Schein ist doch gegen uns; es glaubt's keiner, daß wir nur immer so sittsame Zusammenkünfte hatten, Ihre eigene Frau glaubt's auch nicht . . .

Rauhenburg stieß es ab, daß sie wenige Tage vor ihrer eigenen Ehe überhaupt derartige Gedanken erwog. Er zog seine Taschenuhr. Viertel elf Uhr. Wenn er sich beeilte, konnte er noch rechtzeitig den Vorortzug erreichen und seine Frau überraschen. Frau Holger erschrak. Hatte sie denn wieder etwas Unvorsichtiges gesagt? Ihre Mienen nahmen einen gespannten Ausdruck an.

Die letzten Worte Frau Holgers hatten tief verstimmend und beunruhigend auf den Direktor gewirkt. Er fühlte sich zwar rein und schuldlos, aber eine quälende Sehnsucht nach seiner Frau stieg bei Eugeniens zärtlichen Worten in ihm auf. Wenn Leonore doch einmal ihn so anschaute! — Die Ähnlichkeit der Stimmen quälte ihn.

Eugenie streckte die Hand aus, ihr alabasterweißer Arm hob sich aus dem halboffenen Ärmel.

„Ich kann doch nichts dafür, daß ich Sie so entzückend finde, vom ersten Tage an lieben mußte."

Ein erstaunter und zugleich warnender Blick des Direktors hinderte sie am Weiterreden, und der Zeigefinger seiner Rechten legte sich Vorsicht heischend quer über seinen Mund. Er sah, daß sie rot geworden war und zitterte. „Mein Gott," rief sie und blickte mit kläglicher Miene zu ihm auf, „was habe ich denn gesagt?" Die Tränen waren ihr nahe.

„Gar nichts haben Sie gesagt, Frau Holger", sagte er, „aber Sie sind ermüdet und bedürfen der Ruhe; wir wollen aufbrechen."

Er winkte einen Wagen heran, sagte dem Kutscher Frau Holgers Wohnung und verabschiedete sich von ihr.

Sie erwiderte nichts, tastete mit der Hand nach den Blumen, die er ihr zum Abschied geschenkt hatte und schloß die Augen. —

* * *

Der nächste Tag war ein Sonntag. Rauhenburg saß im Kreise seiner Familie am Frühstückstisch im Garten.

Frau Rauhenburg fragte im Laufe des Gesprächs, wo er gestern abend gewesen wäre.

Der Direktor biß sich auf die Lippen, es war so peinlich, eine Unwahrheit zu sagen, er tat es ungern und hielt es doch im Interesse des häuslichen Friedens für nötig. Wäre seine Frau nicht ohnedies so empfindlich eifersüchtig, er hätte ihr glatt die Wahrheit gesagt. So nannte er ihr den Namen eines Freundes, Professor Kruse, mit dem er ein Glas Bier getrunken hatte.

Das vergnügte Lächeln, das eben noch auf Frau Leonorens Antlitz geschwebt hatte, wich rasch einem Ausdruck peinlichster Überraschung.

„Aber was hast du denn, Leonore?" fragte er erschrocken.

„Was ich habe?" antwortete sie, und ihre Züge nahmen den Ausdruck tiefster Empörung an. „Du bist gar nicht mit Professor Kruse zusammen gewesen."

„Aber wie — wie kommst du denn darauf?" fragte er verblüfft.

„Professor Kruse hat gestern abend bei uns telephonisch angefragt, weshalb man den Herrn Gemahl denn gar nicht mehr zu sehen bekommt. Er läßt bitten, einen Abend der nächsten Woche für ihn frei zu halten."

Unter anderen Umständen hätte Frau Leonore sicherlich über das furchtbar verdutzte Gesicht ihres Mannes gelacht. In diesem Augenblick aber hatte sie keinen Sinn für Humor, und ihm mit flammenden Augen in das verstörte Gesicht blickend, sagte sie langsam und betonend: „Spare doch die Ausflüchte. Du warst mit Frau Holger zusammen."

Sie zog sich von ihm zurück und stellte sich an das Fenster, um ihn nicht ihr zuckendes Gesicht sehen zu lassen, das dem Weinen nahe war. Er machte nicht mehr den mindesten Versuch, die Wahrheit abzustreiten.

„Aber Leonore, ich bitte dich, so sei doch . . ., was glaubst du denn eigentlich?"

Sie richtete sich hoch auf. In ihrer Haltung

Digitized by Google

und in ihren Mienen prägte sich das Bewußtsein ihrer Frauenwürde aus. „Ich lehne es ab, auf Einzelheiten einzugehen. Du wirst selbst am besten wissen . . .“

„Aber du irrst“, fiel er ihr erregt ins Wort, „wenn du glaubst, daß ich mir irgend etwas Ernstliches hätte zuschulden kommen lassen. Ich gebe zu, daß es Unrecht war, Professor Kruse vorzuschützen. Aber du hast so furchtbar strenge Ansichten über Frau Holger und neigst so sehr zur Eifersucht, daß ich nicht wagte, dir die Wahrheit zu sagen. Ich war einfach noch eine Stunde mit Frau Holger im Palast-Restaurant, gab ihr Rat und gute Lehren mit auf den Weg. Beides war sehr nötig.“

Er legte seinen Arm um ihre Taille.

Sie machte sich durch eine abwehrende Bewegung los.

„Ich bin der Ansicht, daß ein anständiger Mann, ein Familienvater, nicht in die Gesellschaft einer Frau Holger gehört“, entgegnete sie verweisend.

„Und ich bin der Ansicht, daß man gegen seinen Mann nicht zu unduldsam sein soll, sonst muß man es sich selbst zuschreiben, wenn er gelegentlich zu einer Notlüge seine Zuflucht nimmt.“

Sie zog wieder ihre Stirn in krause Falten. Alle ihre guten Vorsätze waren plötzlich verschwunden. „Ich will nicht mit dir streiten, sondern dir nur bemerken, daß ich heute auf deine Gesellschaft verzichte und dich bitte, bei Tisch nicht auf Hilde und mich zu rechnen.“ Dabei schritt sie entschlossen nach dem Hause zu und schloß sich in ihrem Zimmer ein.

In tiefem Mißmut lag Rauhenburg in seinem Gartenstuhl. Wie hatte er sich auf diesen Sommersonntag mit Frau und Kind gefreut. Eine Reise nach Süddeutschland hatte er mit ihnen besprechen wollen — nun hatte er zu nichts mehr Lust. Die voll erblühten roten und weißen Rosen, sonst seine Freude und sein Stolz, die roten Glaskirschen am Zwergbäumchen zu seinen Füßen erhielten keinen befriedigten Blick wie sonst, die strahlende Junisonne schien ihm zu flimmernd — heiß, eine Fliege belästigte ihn mit rücksichtsloser Hartnäckigkeit, und der Leitartikel in der Zeitung langweilte ihn; die ganze Landschaft schien ihm unbelebt. Und er war hergekommen, mit der heimlichen Erwartung, daß doch wieder alles gut werden müsse, voll Sehnsucht nach der einen, die er allein liebte, die noch heute sein Herz schneller pochen ließ, die es in der Hand hatte, ihm Sonnenglück zu schenken oder ihn ruhelos zu machen.

Er wartete Stunde um Stunde.

Seine Stimmung verfinsterte sich. Um ihr nachzulaufen, sie zu bitten, dazu war er zu stolz.

Er ließ sich das Mittagbrot auf sein Studierzimmer bringen.

Sie holte ein Buch aus der Bibliothek, ohne sich nach ihm umzudrehen. Er fragte kurz:

„Du willst also nicht?“, und er begann seine Sachen für die Abfahrt zurecht zu legen. Sie tat ihm ein paar Schritte nach, drehte aber wieder um und schüttelte energisch mit dem Kopf „Nein“.

Dann schnallte er den Säbel um und ging ohne Gruß zur Bahn.

* * *

Frau Eugenie fuhr mit ihrem Gatten nach dem Bahnhof. Auf der türkischen Botschaft hatten sie sich trauen lassen. Jetzt sollte sie der Orientzug in kürzester Frist in ihre neue Heimat führen. Sie lehnte in ihrer duftigen, hellen Sommerrobe und einem Blumenhütchen im Polster des Wagens. Ein Gepäckauto mit vielen Koffern, Hutschachteln und Kartons folgte.

Der Wagen stockte. Ein Regiment Soldaten zog mit klingendem Spiel vorbei, junge, eben ausgebildete Truppen. Dem Zuge voran ritt ein Hauptmann, kerzengerade aufgerichtet, in der Linken die Zügel, die Rechte leicht in die Seite gestützt. Er plauderte mit einem neben ihm reitenden jüngeren Offizier.

Eugenie durchfuhr ein heißer Schreck. Hauptmann Rauhenburg kreuzte noch einmal ihren Weg; wie ein letzter Abschiedsgruß prägte sich ihr das Bild ein, er an der Spitze seines Zuges.

Sie beugte sich aus dem Wagen heraus. Wenn er sie doch bemerken würde. Vergeblich, er blickte nach der entgegengesetzten Richtung, deutete jetzt mit der ausgestreckten Rechten auf ein freies Gelände jenseits des Bahnkörpers.

Die Soldaten, ermüdet von der Übung, und

Digitized by Google

doch elastisch, marschmäßig ausschreitend, sangen jetzt ein Volkslied.

„Muß i denn, muß i denn zum Städtlein hinaus", klang es Frau Eugenie nach. Sie sah ihnen entgeistert nach.

„Liebe Eugenie, was fesselt dich denn derart? Soldaten wirst du auch bei uns in der Türkei jetzt genug zu sehen bekommen. Sogar nach deutschem Musterstil eingekleidete, feldgrau wie diese hier", bemerkte der Gatte. „Nein, wie diese hier doch nicht," sagte Eugenie, „der Abschied wird einem schwer."

Elftes Kapitel.

Rauhenburg hatte eine Berufung in das Handelsministerium erhalten, vorläufig nur auf Kriegszeit. Aber bei seiner hervorragenden Intelligenz war wohl an einer glänzenden Laufbahn nicht zu zweifeln.

Frau Leonore empfand eine tiefe Freude über diese Auszeichnung, sie sah ihren Gatten im stillen wieder mit Bewunderung an und fühlte den innigen Wunsch, das alte Verhältnis in ihrer Ehe wieder herzustellen. Was sie niemals für möglich gehalten hätte, trat ein — ihre Gegnerin kam ihr zu Hilfe und zerstreute die letzten Zweifel an der Treue Rauhenburgs. Eugenie Holger mochte wohl Gewissensbisse empfinden, daß sie sich in die einst so harmonische Ehe Frau Leonores eingedrängt hatte. Und so fand Frau Rauhenburg eines Morgens auf ihrem Schreibtisch den Brief einer Freundin, die im stillen mit Besorgnis das Verhalten Eugenie Holgers beobachtet hatte und der sie ebenso nahe gestanden hatte wie Frau Rauhenburg. Sie hätte gern schon früher die Vermittlerin gespielt, wenn sie von beiden Seiten genügend eingeweiht gewesen wäre. Nun zögerte sie keinen Augenblick, Frau Rauhenburg als Einlage ein Schreiben Eugenie Holgers mitzusenden, das sie selbst schon mit wachsendem Erstaunen und tiefer Befriedigung gelesen hatte. Der Brief lautete:

Konstantinopel, den 20. Juni.

„Verehrte gnädige Frau.

Ich weiß ja, daß Sie ein gewisses Interesse für mein Lebensschicksal gehabt haben, und so will ich Ihnen, gnädige Frau, jetzt mitteilen, wie es mir geht.

In Gedanken höre ich Ihre Art, Fragen zu stellen, aber diesmal geht das Frage- und Antwortspiel nicht so wie sonst, sondern ich möchte lieber wie der Traumgott im Andersenschen Märchen meinen bunten Schirm aufspannen und Sie entführen, weit, weit fort, bis in das stille Suleiman-Viertel hierher, wo die malerische gelbe Fassade unserer Villa aus der grünen Landschaft heraus leuchtet.

Mein Arbeitszimmer, in dem ich mich augenblicklich befinde, ist so eigenartig stimmungsvoll, daß selbst ich hier mit Vergnügen geistig arbeite und auf Anregung meines Gatten Goethes westöstlichen Diwan ins Türkische übersetze, um mich in meiner neuen Heimatssprache zu üben.

Ein Riesenteppich deckt den ganzen Fußboden, rings um die Wände herum läuft ein niedriger, breiter, türkischer Diwan, als Umrahmung des ganzen großen feierlichen Raumes. In der Mitte steht mein Schreibtisch und mein Sessel davor, beides deutsches Fabrikat.

Mein Mann entwarf den Plan zu dieser Villa selbst und hat sich dabei eines architektonischen, hier sehr beliebten Zauberkniffes bedient: er machte die Natur zu seiner Mitarbeiterin, indem sich vor den Glaswänden unversehens der Anblick auf die wundervolle Landschaft eröffnet. Man kennt bei uns in Deutschland ein derartiges bauliches Hinarbeiten auf die Perspektive nicht. Man wird von dem überwältigenden Ausblick einfach gefangen genommen. Drei Wände meines Zimmers bestehen aus Glas. Mit einem Blick umfaßt das Auge die blauen Flächen des Bosporus und die wundersamen Moscheenprofile. Alles wirkt wie ein von Künstlerhand entworfenes Naturpanorama.

Was den Zauber dieses Zimmers noch ganz besonders erhöht, ist der Effekt auf der einzigen festen, nicht durchbrochenen Wand: Hier ist eine Phantasielandschaft angebracht, echte Wandmalerei, eine Kolonnade, die in ein idyllisches Tal hinausführt. So wird die Täuschung, daß man sich mitten im Freien befindet, vollkommen.

Nun sind Sie mit der nächsten Umgebung vertraut, und schon höre ich Ihr ungeduldiges Fragen: Nun weiter, Ihre Ehe? Ihr Mann? Ihre Rivalinnen im Harem? Ach Gott, ich

Digitized by Google

muß lachen, wenn ich an die Haremsvorstellung denke, die Sie alle in Deutschland haben. Für mich bedeutet Harem — eine Reihe der bevorzugtesten, schönsten Gemächer, eine Luxusausstattung und eine Schar jederzeit bereiter Dienerinnen, die freilich auch Muhammets Frauen sind, mich aber herzlich wenig kümmern. Schließlich ist doch alles nur Anschauungssache. Unsere türkischen Frauen sind eben in anderen Vorstellungen erzogen, und man denkt und empfindet, sowie man nur einen Fuß auf den Balkan gesetzt hat, so verblüffend schnell türkisch. —

Ich wüßte manchen deutschen Mann, der sich recht gut als Regent eines Harems ausnehmen würde und es vielleicht noch besser als Muhammed verstehen würde, Ordnung und System in die vielseitig weibliche Interessensphäre zu bringen, der auch hier organisieren würde. . . .

Und jetzt, gnädige Frau, möchte ich, wie der Traumgott, einen anderen Schirm aufspannen.

Meine Gedanken fliegen zurück von Mohammed zu Rauhenburg. (Einen Phantasie-Treubruch kennt der Koran nicht) Rauhenburg! Bei dem Namen versinkt die ganze Märchenpracht des Orients, und ich sehe mich wieder, wie einst, als kleine Lehrerin und Sekretärin dem hohen, strengen Chef gegenüber. Wie Kinobilder zieht alles an mir vorüber. Erst Rauhenburgs Gunst, die Tage der Freundschaft und Freude. — Dann seine Abwehr, die Tage des Grams und Harmes. Und — heute lächle ich über beides! Damals weinte ich, wie er mit so erstaunlicher Geschicklichkeit mir half, meine Schulstelle los zu werden, — wie er mir als Privatsekretärin keine Privatgefühle für ihn gestattete. Und ich sehe Ihre fragenden Augen fest auf mich gerichtet: „Wie stand Hellmuth Rauhenburg zu Ihnen?" Hier sage ich Ihnen die lautere Wahrheit: Ich war verliebt in ihn, wie man es nur Anfang Zwanzig und als alleinstehende junge Frau ist, ich liebte sein Äußeres und sein Inneres, seine Macht und seine Weichheit, seine Freundlichkeit und seine Unfreundlichkeit, seine Güte und seine Rauheit, ich wäre auf der Stelle mit ihm zusammen türkisch geworden, und mit Freuden nicht nur seine vierte, sondern auch seine vierzigste Frau geworden. Wie ein Sonnengott strahlte er in mein Leben hinein.

Aber — Seine Majestät wollten sich eben nicht lieben lassen. Ich habe Rauhenburg recht deutliche Avancen gemacht — er verstand nicht, wollte nicht verstehen. Er blieb fest, kühl, unnahbar, unerreichbar wie der Orion. Den Grund, verehrte Frau? Weil Hellmuth Rauhenburg in seine eigene Frau verliebt ist, viel mehr als er selber weiß und ahnt! Das ist des Pudels Kern!

Mohammed sagt mir, ich wäre die schönste Frau, die er in Deutschland kennen gelernt hätte. Für Rauhenburg war ich nicht schön, nicht begehrenswert, nicht einmal reizvoll, weil eine andere seine Seele und Sinne besitzt: die eigene Frau.

Und ich verstand das, als ich Frau Rauhenburg einmal gesehen und gesprochen hatte. Sie hat klassischen Edelklang.

Mein Schicksal ist nun nicht Hellmuth Rauhenburg, sondern Mohammed Hairi-Effendi geworden. Die Türkinnen fügen sich demütig in ihre Eheloſe. Alles ist Kismet.

Schicken Sie mir deutsche Bücher. Ich werde sie ins Türkische übersetzen. Vorläufig bin ich noch beim westöstlichen Diwan und beherzige ihn, während ich die Kriegsberichte unserer verbündeten Armeen lese.

„Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du in reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten." —

Und wenn Sie's nicht interessiert, was ich Ihnen schrieb, so denken Sie, es war ein Märchen aus Tausend und eine Nacht, frei erzählt nach wahren Quellen

von Ihrer Ihnen sehr ergebenen
Frau Eugenie Holger-Hairi-Effendi."

Dieser Brief, der in so eigentümlicher Mischung halb Lebensbeichte, halb türkisches Kulturbild enthielt, bewegte Frau Rauhenburg tief. Sie hätte nicht Frau sein müssen, wenn sie das spannende, fast wie ein Märchen klingende Lebensbild, das sich ihr da entrollte, nicht lebhaft interessiert hätte. Sie war auch gewohnt, zwischen den Zeilen zu lesen und verstand leiseste Andeutungen; sie sah die Briefschreiberin vor sich, sah auch ihr Lächeln, hörte ihre Seufzer durch den Brief klingen, atmete den Moschusduft, der dem Briefpapier ent-

Digitized by Google

strömte, und vernahm das leise Rascheln weicher türkischer Seidengewänder. Sie war ganz im Bilde. Frauenbriefe besitzen ja jene unerklärte Macht und Zauberkraft, Empfindungswellen in ungebrochener Stärke zu übertragen. Eine Frau vermag ihre ganze Seele in einen Brief zu legen, all ihr Wünschen und Hoffen und Sehnen; oft liegt in einem einzigen Gedankenstrich eine ganze Kette unausgesprochener Gedanken umschlossen, und hinter einem einzigen Fragezeichen stehen schüchtern und scheu zehn weitere heimliche Fragen für den, der zu lesen versteht. Frauen leben sich in Briefen aus, sie schmiegen sich selbst in die Zeilen, sie wählen die Worte, wie Männer Liebkosungen wählen.

Über Frau Rauhenburgs Züge glitt ein Lächeln, während sie einzelne Stellen des Briefes noch einmal las. Dieser Brief war wahr und echt, das fühlte sie. Immer wieder dachte sie an die Worte des Briefes: „Hellmuth Rauhenburg ist in seine eigene Frau verliebt, viel, viel mehr, als er selber ahnt."

Weshalb machten diese Worte sie nur so glücklich, viel mehr als das ganze schöne übrige Kulturbild aus der Türkei?

Dieser Brief enthielt ja viel Köstlicheres als nur die Seelenanalyse Frau Holgers, hier war endlich schwarz auf weiß der klare Beweis, der allen Zweifeln und aller Unruhe Frau Leonorens ein Ende machen mußte. „Dieser Brief ist wahr", dachte sie.

Kein Schatten lag im Weg, Rauhenburgs Treue leuchtete untadelig und rein aus Frau Holgers Bekenntnissen, ihr Sirenensang und süßes Locken war abgeprallt an dem starken Bollwerk, das tiefinnerliche Gattenliebe, starkes Familiengefühl und stolze Verantwortung errichtet hatten. Hieran mußten alle Künste wirkungslos scheitern.

Frau Leonore war zumute, als sprängen plötzlich tausend Eisenringe, die ihr Herz und Hirn gefesselt hatten. Befreiend, erlösend — und auch beschämend, aber doch unendlich beglückend wirkten Frau Holgers Bekenntnisse. Zweifel schwanden, und Glaube und Vertrauen kehrten wieder. — Wenn sie nur jetzt auf der Stelle Hellmuth sprechen könnte.

* * *

Die Rauhenburgschen Ehegatten wollten am Abend im Opernhaus den Parsifal hören.

Frau Leonore hatte noch keine geeignete Stunde gefunden, um sich mit ihrem Gatten auszusprechen. Aber ihr war, nachdem sie Frau Holgers Brief gelesen hatte, zumute, wie seit ihren ersten Ehejahren nicht. Ihr war, als habe sie ihrem Mann viel, viel abzubitten.

Der Charfreitagszauber rauschte an ihnen vorüber, und die Feierklänge des Abendmahls zogen durch ihre Seele. Parsifals Kampf und Läuterung und Sieg.

„Hellmuth", sang es in Frau Leonorens Innern.

Rauhenburg kannte seine eigene Frau kaum wieder, so verändert sah sie aus. Die Musik setzte sich in eigenartige Empfindungswellen in ihr um. Wie Gralsritter umringten sie ihre starken geläuterten Gefühle und hielten Wacht vor der kostbaren Jaspisschale der Ehe mit dem Herzblut der Treue.

Wie einen jahrelangen schweren Bann lösend, wirkte das Gralsmotiv auf Frau Leonore.

Langsam verließen die Gatten die Oper, und stiegen in eine Droschke, die sie in langsamem Trabe nach dem Esplanadehotel brachte.

„Hellmuth!" Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und schmiegte sich eng an ihn. Ihr so lange zurückgedämmtes Gefühl brach hervor, ohne sich länger zügeln zu lassen.

„Es gibt nichts Schöneres und Lieberes für mich als das Gefühl, dir mehr zu sein als jede andere Frau. Weißt du denn nicht, wie ich mich danach gesehnt habe, dir Frau Holger zu ersetzen."

Fast erschrocken blickte er auf sie herab. „Wie kommst du denn jetzt auf Frau Holger, Leonore?" Er war verwirrt.

„Ich — ich glaubte, du brauchtest mich gar nicht mehr, du hattest so wenig Sinn für mich und meine Angelegenheiten." Dann aber sprudelte es hervor. Sie sagte ihm, was sie seit langem in sich verschlossen hatte, ihre Herzenseinsamkeit, ihre Sehnsucht, ihren Stolz, der sie zwang, zurückzutreten, wenn sie ihn mit Frau Holger beschäftigt glaubte, ihr wachsendes Mißtrauen, bis sie heute nachmittag mit tiefer Beschämung und doch mit glückseligem Empfinden Frau Holgers Brief gelesen hatte. Er

Digitized by Google

hörte ihr zu, staunend, überrascht. In sein Leben fiel plötzlich wieder der Sonnenstrahl einer alten, neuerwachten, herzerwärmenden Liebe, die immer neben ihm in der Stille gewaltet und die doch fast verschüttet worden war.

„Hellmuth," flüsterte sie, „ich bin eine große Törin gewesen; du weißt nicht, wie weit meine Phantasie mit Frau Holger ging."

Es war, als risse ein Schleier von ihren Augen.

„Weil du kein Vertrauen zu meiner Liebe hattest, mich nicht kanntest, trotz achtzehnjähriger Ehe", sagte Rauhenburg. Sie neigte den blonden Kopf in demütiger Erkenntnis.

Dann fand sie den Mut, alles auszusprechen. „Ich dachte, du liebst Frau Holger mehr als mich, ich sah mich betrogen, klammerte mich in meiner Vereinsamung an Wagner, den ich ja gar nicht liebte, und für den ich nie mehr als Freundschaft empfunden habe." Da atmete er tief auf.

Sie waren im Hotel angelangt. Oben in ihrem Zimmer stand ein Rosenstrauß.

Rauhenburg zog seine Frau an sich und küßte sie, heiß und leidenschaftlich, wie seit langer Zeit nicht mehr. Und auch er sprach sich alles von der Seele herunter, was ihn zu Eugenie Holger hingezogen hatte, wie es erst nur der gleiche Stimmenklang gewesen wäre, wie Eugenies Organ an Leonores eigene weiche, klingende Stimme erinnert hätte, wie er oft, wenn Leonore ihm kühl und abweisend begegnet war, sich so sehr nach all der liebenswürdigen Schmiegsamkeit und den herzlichen Plauderstunden gesehnt habe, die einem geistig angestrengt arbeitendem Mann nur eine Frau zu schenken vermag. Und wie ihm dann doch immer wieder Leonores Bild vorgeschwebt hatte, so daß er innerlich und äußerlich festgeblieben war, und daß Eugenie Holger ihn nur beschäftigt, nicht gefesselt hätte. Sie verstand jetzt alles.

Durch das geöffnete Fenster tönte das Weltstadtleben, laute Zeitungsausrufer, trotz der vorgerückten Stunde; Truppen von Soldaten zogen zum Bahnhof.

„In einer so großen, weltbewegenden Zeit ist das Einzelschicksal eigentlich gleichgültig, habe ich mir oft zum Trost in meiner Einsamkeit gesagt", meinte Leonore.

Er schüttelte den Kopf.

„Das ist eine traurige Philosophie", sagte er und umfaßte sie zärtlich: „Nichts ist gleichgültig, jedes Einzelschicksal ist ein Teil der ganzen Volksseele. Unser Volk braucht jetzt mehr als je starke, frohe, ungebrochene Menschen, Männer wie Frauen. Wir wollen wieder aufbauen, im großen wie im kleinen, Leonore. Du bist 36, ich bin 50 Jahre alt. Wenn auch der Zenit überschritten ist, — vor uns liegt noch ein gut Teil Leben, noch eine Spanne Zeit, die wir froh nützen können." Sie schwieg einen Augenblick, dann sah sie ihn liebevoll an.

„Meinst du nicht," sagte sie, „daß wir oft unnütz leiden, indem wir die Dinge, die uns beunruhigen, in unserer Phantasie vergrößern und vergröbern, statt ihnen beherzt entgegenzutreten?"

Sie hatte den Hut abgenommen. Ihr feiner Kopf hob sich leicht von dem roten Samt des Sofas ab; jetzt errötete sie und sah dadurch mädchenhaft jung aus. Aus ihren Blicken leuchtete es wie eine große, stille Freude, die sie wunderbar verjüngte und verschönte.

Er sah ihr froh in die Augen, nahm ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

„Was nun auch kommt, Leonore, wir werden es Hand in Hand durchleben, du und ich. Wir haben viel nachzuholen."

Sie nickte. „Ja, Hellmuth, ich beging tausend Fehler, war zu stolz, hielt mich dir zu fern und ging der Aussprache immer wieder in unbegreiflicher Angst aus dem Wege."

Rauhenburg schloß die Fenster, zog die schweren Vorhänge zu. Lautlos still war es jetzt im Zimmer. Starker Rosenduft erfüllte den Raum. „Wie auf der Hochzeitsreise ist's", zog es Frau Leonore durch den Sinn. Ihr Mann stand dicht neben ihr, aus seinen lächelnden Augen blitzten tausend Zärtlichkeiten ihr entgegen, fragend, werbend, erwartend, bis ihre glückseligen Blicke ihm antworteten. Sanft und bestimmt zog er sie an sich; dicht neben ihm auf dem Sofa saß sie, umschlungen und beschützt von seinem Arm. Wie ein köstliches Geschenk genoß sie jeden Blick und jeden Kuß, weil sie fühlte, daß der Mann, der heute noch ebenso

Digitized by Google

wie am ersten Tage ihrer Ehe, ihr Glück und Seligkeit bedeutete, auch ihr ungeteilt gehörte.

„Du ahnst nicht, wie ich litt, Liebster, seit Frau Holger in dein Leben trat. Schon, daß sie dich liebte, schreckte und peinigte mich. Weißt du, Hellmuth, es ist wie in den alten deutschen Epen, du bist der Ritter, der auszog und Abenteuer erlebte, dem ein Liebestrank gereicht wurde, der ihn aber nicht trank, der auf einer weiten, langen Reise allerlei Gefahren bestand und dann endlich nach langer Abwesenheit heimkehrt zu Frau und Kind."

„Der Ritter bleibt jetzt daheim bei seiner herzliebsten Ehefrau", antwortete er zärtlich.

Und Frau Leonore fühlte, was ihr so restlos wohl tat, daß sie ihm nicht nur die Mutter seines Kindes war, nicht nur die Hausfrau, die er achtete, nicht nur die Gattin, gegen die er Pflichten hatte, sondern mehr als alles: die Eine — Einzige, die Frau seiner Wahl, auch heute noch die Geliebte, die er auf den Flügeln seiner eigenen sonnigen Liebe weit forttrug, in die glückseligen Gefilde, in denen Wunsch und Erfüllung, Traum und Erleben, Seele und Körper ohne Grenzen ineinander fließen, jene irdisch — überirdischen Gefilde, in denen Frau Phantasie unbeschränkte Königin ist und Schönheit, Kraft und Vertrauen ihre verantwortlichen Minister sind. Die roten, aufgeblühten Rosen dufteten voll und süß, und über dem dunklen Zimmer lag der Märchenglanz der Liebesehe.

*

Der Roman einer schönen Frau / Von Richard Freyen

3. Fortsetzung.

Ada parierte mit Liebenswürdigkeiten, weil ihr schien, daß alles nicht ernst genommen wurde. Nur einmal erregte sie einen Höllensturm, als sie behauptete, daß der Frack, vorausgesetzt, daß man ihn zu tragen wisse und Figur habe, ein Kleidungsstück von Geschmack sei, und daß über Konventionen nur solche Leute schimpften, die sie nicht zu beherrschen wüßten. In Wirklichkeit seien alle strengen Formen eine Erleichterung, keine Erschwerung des Lebens.

Innerlich lachte sie manchmal, wenn sie am blauen See hinreitend, der modernen Menschheit gedachte, die sich auf den Divans der Cafés rekelte. „Wenn ihr wüßtet, wie schwer die Freiheit ist! Wieviel Kultur der Haut dazu gehört, den Hals frei zu tragen. Und gar wieviel Disziplin es bedarf, um seinen Geist frei zeigen zu können!" Indessen, sie gab es auf zu widersprechen, sie hatte genugsam erkannt, daß die Freiheitsdogmatiker am allerwenigsten Widerspruch vertragen.

Sie erholte sich, indem sie von Capteyn sich andere Wege führen ließ. Er hatte Ada in den internationalen Sportkreisen Zürichs bekannt gemacht. Ada zählte bald als ausgezeichnete Tennis- und Golfspielerin zu jener Aristokratie der Sportplätze, die sich mit einem besonderen Lächeln grüßt. Nirgends bewährte sich Adas wundervoller Wuchs so sehr als im engen Sportkostüm. Sie besaß jene vornehme Ruhe des Spiels, die keinen Schritt zu viel tut und auch der schwierigsten Leistung den Anschein der Leichtigkeit gibt. Jede Bewegung zeugte von jener kraftvollen Grazie, die der Reiz und die Kunst des Spiels sind.

Capteyn fand in Adas Dasein einen neuen Grund, seine Praktika zu schwänzen. Er spielte vor Ada die Rolle des schmachtenden Pagen. Auch an Frau von Schäwen wußte er sich heranzubiedern, indem er ihr in lustiger Weise den Hof machte, was die alte Dame sich lächelnd gefallen ließ, als gälte es wirklich ihr. Ada taten Capteyns Aufmerksamkeiten besonders wohl, wenn sie aus der Universität nach Hause kam. Er hatte jene nie fehlende Leichtigkeit des Auftretens, die sich selbst Keckheiten herausnehmen darf. So mußte ihn Ada ausschelten, wenn er ihren Rocksaum küßte, nachdem er ihr aufs Pferd geholfen hatte. Er erbat darauf, sie möge ihn zu lebenslänglichem Tragen ihres Jacketts verurteilen. Mit Vorliebe beichtete er Ada

Digitized by Google

seine Liebesgeschichten. Ada lachte ihn aus, denn sie glaubte, er prahle, da sie solchen bodenlosen Leichtsinn weder bei ihm noch bei den Mädchen für möglich hielt. Sie hielt ihn für harmlos, und nannte ihn gern ihren kleinen Kameraden.

Was sie sonst in der Sportwelt kennen lernte, kam nur als Typus, als Tennispartner oder als Kavalier in Betracht. Man spielte zusammen, sprach über Sport, Wetter und gemeinsame Bekannte, mehr verlangte man nicht.

Besonders ein Herr Breimeyer aus Dresden bemühte sich um Ada. Sein Lebenszweck schienen schlanke Bälle beim Tennis und raffinierte Coups beim Billard zu sein. Er hatte es damit und einigen anderen bei seinen dreißig Jahren schon zu vollendeter Glatze gebracht. Seine breite, etwas aufdringliche Liebenswürdigkeit war Ada unangenehm, doch schätzte sie ihn als Gegenspieler zu sehr, um ihn zu meiden.

Mit einem englischen Ehepaar, Mr. und Mrs. Stout, kam Ada öfter zusammen, da sie im gleichen Hotel wohnten. Auch sie waren Helden im Tennisspiel, eine Lebensaufgabe, der sie abwechselnd in allen fashionablen Orten der Erde oblagen. Es waren Leute, die keine tiefen Schmerzen und keine tiefen Freuden kannten, die von dem Tode ihres Kindes in derselben leisen, sympathischen Art sprachen wie vom letzten Rennen, und mit denen gut umzugehen war, wie mit gepflegten Pferden oder Hunden.

Solche Menschen schienen Ada recht für diese Frühsommerzeit, die licht und wolkenlos war wie der Sonnenhimmel über dem Limmattal. Ada *wollte* heiter und glücklich sein. Nur selten gestand sie sich, daß irgendwo hinter ihr am Wege ein Dunkles, Schreckhaftes lauerte, davon sie gewaltsam die Augen wegwendete und das noch zuweilen anklopfte bei ihr, wie der Nachtföhn an den Läden rüttelt.

Nur vereinzelt kamen Stunden, wo er ihr nahe war, den sie nie in Gedanken mit Namen nannte. Dann konnte sie denken: „Wenn er krank würde! Wenn ihm ein Unglück geschähe! Er nach ihr riefe!" Sie erschauerte innerlich bei solchen Gedanken. Aber sie dachte sie nicht zu Ende, obwohl sie wußte, sie würde hineilen, würde alles, alles vergessen! Aber es geschah nichts. Wolkenlos stand der Sonnenhimmel über dem Limmattal.

---

3. Kapitel.

Ada lebte schon einige Wochen in Zürich, aber noch hatte sie Fias Mann (Ada wußte nicht recht, ob sie ihn so nennen durfte unter modernen Menschen) nicht kennen gelernt.

Die jungen Leute im Caféhaus, die Ada nach ihm fragte, machten sie nur neugieriger, statt ihre Neugier zu stillen. „Er hat etwas Geniales, Dämonisches!" sagten die Mädchen mit den Haarschnecken. „Er lebt einsam, ganz seinen eigenen Ideen", meinten die langhaarigen Jünglinge. „Übrigens soll er in Moskau einen Gouverneur ermordet haben!"

Nur ein alter Bohémien, der „hehrwürdige Errr", widersprach. Er war ein ehemaliger Offizier, dem man trotz seines schäbigen Anzugs noch einstige Haltung ansah und der durch widrige Lebensumstände in diese Kreise verschlagen war, obwohl er besonders Ada gegenüber mit seiner Verachtung gegen alle Bohéme nicht zurückhielt. Er meinte: „Ein ehrgeiziger Narr ist der Siwinna! Ein Schauspieler wie alle Bohémiens. Ich muß das wissen, denn ich sitze mitten drin. Teils spielen sie vor anderen, teils mimen sie sich selber vor. Übrigens war der Siwinna wirklich auf der Bühne; wär's heute noch, hätte er kein Bein gebrochen. So nimmt er statt des Romeo den genialen Umstürzler! Und Dumme gibt's immer genug, die ihm seine Mimenkünste zahlen."

Ada wußte nicht recht, wem sie glauben sollte. Da ihr vor dem zynischen „hehrwürdigen Errn" graute und sie dachte, es wäre zu schrecklich für Fia, wenn er recht hätte, so neigte ihr Gefühl mehr dazu, den anderen zu glauben. Diese sagten, der „Hehrwürdige" sei neidisch auf Siwinna. Er habe selber große Pläne gehabt. Da ihm alles mißraten sei, so reiße er alle anderen herunter, die etwas wollten.

Da lernte Ada unerwartet den großen Revolutionär selber kennen. Sie war mit Capteyn bis spät in den Abend gesegelt, und da es ihr kühl geworden war, schlug sie vor, etwas Wärmendes in einem Café am Ufer zu trinken.

Digitized by Google

Kaum waren sie eingetreten, als ein Haufe der langlockigen Jünglinge sie umdrängte und an ihren Tisch nötigte. Capteyns entsetzte Winke reizten Ada gerade zum annehmen, und so blieb auch jenem nichts übrig, als im blau-weißen Seglerkostüm sich unter diese abenteuerliche Intelligenz zu setzen.

Fia war sichtlich verlegen, und diese Verlegenheit kam von einem nachlässig auf einem Divan gelagerten Manne her, der über Zeitungen brütete. Eine rote Arbeiterbluse umschloß ihn bis an den Hals, das dunkle Gesicht mit dicken struppigen Brauen erschien noch dunkler, da es schlecht rasiert war. Mit tiefliegenden Augen starrte er auf Ada. Fia stellte ihn vor: „Herr Siwinna — Fräulein Sendtner."

Nur durch lässiges Kopfnicken, ohne die Zigarette aus dem Munde zu nehmen, grüßte der Fremde, und ließ sich nicht im Genuß seiner Zeitungen stören. Erst eine Weile danach legte er mit verächtlichem Fluch das Blatt weg, ließ sich eine neue Zigarette geben, deren man ihm beflissen von mehreren Seiten reichte. Während alles wartete, was er sagen würde, richtete er seine Augen auf Ada und fragte: „Sie studieren hier?"

Ada war verblüfft. Sie fühlte, wie alles sie anstarrte. Sie suchte durch Lachen ein peinliches Gefühl los zu werden. So sagte sie zurück: „Man meint, Sie wären ein Inquisitor! Sind Sie Gegner des Frauenstudiums?"

Eine Bewegung entstand, einige kicherten. Siwinna machte eine verächtliche Geste, hob die Augen ein wenig: „Es wird wenig Menschen auf der Erde geben, die den Frauen so unumschränkte Rechte geben wie ich", sagte er großartig.

Ada war nicht gewillt, sich imponieren zu lassen. Ironisch fragte sie zurück: „Sie studieren wohl auch?"

Wieder entstand Bewegung. Alles schien gespannt, was Siwinna erwidern würde. Dieser richtete sich langsam empor, ein unheimlicher Blick kam aus den umbuschten Augenhöhlen: „Ich weiß nicht, was Sie studieren nennen! Wenn Sie darunter das privilegierte Paragraphenschlucken verstehen, wodurch man in der sogenannten Kulturwelt zu Ämtern gelangt, dann studiere ich nicht. Wohl aber studiere ich, wenn Studieren Lernen, Höherstreben, Kämpfen heißt!"

Ada unterlag ein wenig dem suggestiven Pathos, das von jenem ausging: „Sie müssen doch Ziele haben!" fragte sie ernsthaft.

Siwinna erwiderte hart: „Ziele, wozu Ziele? Vielleicht habe ich welche! Vielleicht ist es mein Ziel, diese ganze verlogene kapitalistische Kultur vom Fundament aus zu vernichten. Vielleicht aber ist's auch der ganze Plunder nicht wert." Er ließ sich bei diesen Worten müde zurücksinken.

Ada lächelte: „Es wäre doch schade, Herr Siwinna. Es würde unendlich viel Schönes mit in die Luft gehen, wenn Sie die ganze Kultur sprengen wollten."

„Fräulein Sendtner zum Beispiel", sagte einer der Langlockigen und weckte spöttisches Lachen damit.

Siwinna richtete seine tiefliegenden Augen auf Ada: „Das, was Sie das Schöne nennen," sagte er fauchend, „ist nur eine Schmarotzerpflanze ohne jede Existenzberechtigung! Solange noch diese maßlose Ungerechtigkeit in der Welt besteht, solange Tausende, Millionen verkommen in Elend und Not, ist alle sogenannte Schönheit ein Verbrechen an der Menschheit."

Wiederum lachten die andern, und Ada, die eine Beziehung auf sich spürte, wurde verlegen.

Da aber mischte sich plötzlich Capteyn ein. Er hatte bisher verärgert dabei gesessen, ohne zu verstehen, worum es sich handelte. Jetzt aber schien ihm, daß Ada beleidigt würde und er hielt es an der Zeit, einzugreifen und diesen Gesellen, die ihn wütend ärgerten, eins auszuwischen. Er beugte sich vor und sagte möglichst von oben herab zu Siwinna: „Erlauben Sie! Unterstehen Sie sich etwa Fräulein Sendtner, die in meiner Begleitung ist, zu insultieren? Ich erkläre Ihnen, daß all Ihr Gerede dummes Geschwätz ist, und daß man die Polizei auf Sie aufmerksam machen sollte, Herr — — —"

Alles erstarrte. Siwinna war ein wenig erblaßt, dann griff er mit gespielter Ruhe nach der Zeitung.

„Herr!" fuhr ihn nochmals Capteyn an, „wollen Sie mir antworten oder — — —"

Ada hatte sich erhoben und legte dem wütenden Capteyn, der zu allem bereit schien, die

Digitized by Google

Hand auf die Schulter. „Holen Sie mein Jakett und zahlen Sie", sagte sie ruhig und schnitt damit jeden Streit ab. Zu den anderen gewandt, fügte sie lächelnd hinzu: „Die Meinungsverschiedenheiten scheinen zu groß, um heute Abend gelöst zu werden." Dann gab sie, während Capteyn widerwillig gehorchte, jedem der Anwesenden die Hand. Nur Siwinna tat, als wäre er in seinem Artikel versunken, so daß er nicht sähe. Fia, die den ganzen Abend kein Wort gesprochen hatte, war totenblaß vor Schrecken. Sie, die sonst so Redegewandte, schien in Siwinnas Gegenwart die Sprache verloren zu haben.

Als Ada mit Capteyn den Seekai entlang ging, schalt er: „Warum haben Sie mich zurückgehalten? Ich hätte diesem sozialistischen Lump etwas auf sein unrasiertes Maul gegeben, daß er — —"

„Lieber Capteyn," lachte Ada, „Sie faßten die Situation falsch auf. Er wollte mich ja gar nicht beleidigen, er wollte mir nur imponieren. Das ist so die Manier dieser Leute. Statt durch Höflichkeit wollen sie durch Grobheit wirken, aber imponieren wollen sie alle."

Trotzdem beschäftigte Ada der Vorfall mehr als sie Capteyn gestand. Sie dachte an Fia und konnte sich nicht eines leichten Mitgefühls erwehren. „Vielleicht aber bin ich wirklich zu bürgerlich in meinen Forderungen an Männer!" dachte sie.

Am nächsten Tage traf sie die Freundin: „Ein unglückliches Zusammentreffen gestern abend", sagte Fia verlegen.

Ada lächelte. Sie suchte der Freundin zu helfen. „Keineswegs. Ich fand es sehr interessant."

Fia sah Ada mit dankbaren und doch ängstlichen Augen an. „Er gefällt nicht jedem. Er ist zu sehr Persönlichkeit — —" sagte sie.

Aber es schien Ada, als klänge ihr Ton nicht ganz mehr so siegessicher wie am ersten Abend.

---

4. Kapitel.

Wenige Tage nachher meldete der Zimmerkellner bei Ada, die im Schaukelstuhl auf ihrem Balkon einen Roman las, einen Herrn. Ada war erstaunt, zumal das ironische Blinzeln des vornehmen Kellners manches ahnen ließ. Mit Worten äußerte er nur, daß der Herr keine Karte abgegeben habe.

Noch mehr aber erstaunte Ada, als in der Tür Siwinna erschien, der dem Kellner ohne weiteres nachgegangen war. Er trug wiederum die rote russische Arbeiterbluse unter der Jacke und hatte Hut und Stock mit ins Zimmer gebracht. Da Ada ihn lächelnd, wenn auch zurückhaltend grüßte, entfernte sich der Kellner mit erstaunten Blicken.

Siwinna, dessen Verlegenheit sich unter der gewaltsamen Sicherheit nur schlecht verbarg, setzte sich auf Adas Wink und bemerkte sofort, Fia dürfe auf keinen Fall ahnen, daß er hier sei. Kurzerhand verlangte er Adas Ehrenwort.

Ada, die ebenfalls Platz nahm, entgegnete befremdet, sie denke nicht daran, ein blindes Versprechen zu geben. Wenn es die Sache erfordere, würde sie gewiß nicht indiskret sein.

Siwinna entnahm seiner Tasche eine Zigarette und steckte sie an, ohne Ada um Erlaubnis zu bitten. Gutgelaunt holte Ada einen Aschenbecher.

„Sie müssen nämlich wissen," erklärte er, daß Fia wahnsinnig eifersüchtig ist, besonders auf Sie, Fräulein Sendtner! Sie brauchen sich nicht zu verwundern. Die Menschen sind selten so modern, wie sie glauben. Im Grunde ist Fia — —"

Ada waren diese Geständnisse peinlich. Sie brach ab. „Was führt Sie zu mir, Herr Siwinna?"

Siwinna schluckte hinunter. Erst nach einer Weile faßte er sich. „Ich weiß durch Fia, Fräulein Sendtner, daß Sie ein lebhaftes Gefühl haben für die Ungerechtigkeit unserer sozialen Zustände, obwohl Sie selber im Reichtum geboren sind."

Ada schüttelte den Kopf: „Es ist möglich, daß ich etwas derartiges gesagt habe. Aber Sie können nicht verlangen, daß ich Sozialistin bin."

Siwinna hob die Hände: „Gewiß nicht! In gewissem Sinne ist zwar jeder moderne Mensch Sozialist. Wir alle haben ein Empfinden für soziale Gerechtigkeit. Ich komme in einem schwierigen Fall. Ich weiß nicht, ob Sie die Verhältnisse in Rußland kennen?"

Digitized by Google

Ada sah auf: „Höchstens aus Büchern."

Siwinna rückte sich zurecht: „Dann kennen Sie es nicht! Es ist tausendmal schlimmer als alle Romane es zu beschreiben wagen." Er fuhr mit leiserer Stimme fort: „Die Geschichte des Mannes, um dessentwillen ich hier bin, gehört auch hierher — — Akimow heißt er und ist heute dreißig Jahre alt, obwohl sein Haar schneeweiß ist, als wäre er achtzig. Er ist grau geworden bei den Schrecken, die er erlebt hat. Dabei war er aus reichem Hause, ein Kaufmannssohn, hätte im Gelde wühlen können, aber ging hin und verschrieb sich der großen Sache der Befreiung. Sie wissen, daß in Rußland die Revolution vorbereitet wird, daß der ganze Boden unterwühlt ist, weil das Volk in den Kot gestampft wird. Viele waren wie Akimow. Auch seine Frau, eine Generalstochter, die ihre Eltern und ihren Reichtum verloren hatte, ihres Mannes willen und um der großen Sache, der er diente. Beide studierten damals in Kiew auf der Universität. Nun, sie hatten noch keine Bomben geworfen. Um einer lächerlichen, armseligen Sache willen — es war verboten, in Gruppen von mehr als dreien auf der Straße zu stehen — hetzte man die Kosaken auf sie. Akimow leistete Widerstand, ward ergriffen und zum Galgen verurteilt. Man begnadigte ihn am Tage vor der Hinrichtung und schickte ihn nach Sibirien."

„Und seine Frau?" fragte Ada im Banne von Siwinnas eindrucksvoller Darstellung.

„Darauf komme ich", sagte Siwinna, der genau die Wirkung auf Ada beobachtete. „Seine Frau war durch einen Zufall nicht in Kiew gewesen und darum den Häschern entgangen. Jetzt beschloß sie, den Mann nicht zu verlassen, ihm, dem sie ihr Wort gegeben hatte, treu zu bleiben in allen Schrecken Sibiriens. Sie hat es getan, ist mitgekommen in den Bagno, bis er es hat erleben müssen, daß diese Frau vor seinen Augen von betrunkenen Soldaten brutalisiert und dann in den Jenissei geworfen wurde."

Ada hörte schauernd zu: „Warum erzählen Sie mir das?"

„Das werden Sie gleich hören", fuhr Siwinna fort. „In jener Nacht zerbrach Akinow seine Ketten. Mit einem stumpfen Messer tötete er die betrunkenen Wachen bis auf den letzten Mann und dann entkam er. Er entkam unter den grausigsten Gefahren, aber sein Haar ist weiß geworden in jener Nacht. — Er lebt jetzt hier."

Ada sah auf: „Er lebt jetzt hier?" fragte sie, tief in Gedanken. Und leise fügte sie hinzu: „Ich möchte ihn sehen, für den jene Frau das tat — —"

Siwinna schüttelte den Kopf: „Sehen läßt er sich nicht, denn er geht nie unter Menschen — er hat genug davon. Aber sie könnten ihm helfen. Er hat nur einen Wunsch, seine Mutter wieder zu sehen. Die aber hält man zu Hause unter Polizeiaufsicht. Man hat die Eltern der Beihilfe bezichtigt, ihr Vermögen konfisziert. Der Vater ist tot, die Mutter aber stirbt im Elend vor Sehnsucht nach dem Sohne. Aber man läßt sie nicht reisen, gibt ihr den Paß nicht, weil man weiß, wo sie hin will. Und der Sohn sitzt hier, kann nicht hinüber, weil er kein Geld hat. Wäre das nicht, er könnte vielleicht mit falschem Paß über die Grenze kommen. Und nun, Fräulein Sendtner, darum bin ich hier," fuhr Siwinna jetzt, Ada mit dunklen Blicken anschauend, fort, „Sie könnten helfen, Ihnen wär's ein Leichtes, zwei Menschen glücklich zu machen — —"

Ada sah ihn gedankenvoll an. In ihr war die Idee aufgestiegen, was sie getan hätte, wenn Horst von Mörner in jener Lage gewesen. — Sie wollte den Gedanken abschütteln, aber eine tiefe Erregung blieb. Wie so oft, bemerkte sie mit tiefem Schrecken, daß sie alle Dinge noch immer auf ihn und sich selber bezog. Um sich wieder zu gewinnen, fragte sie Siwinna, der sie gespannt ansah: „Sagten Sie nicht helfen? Wie soll ich helfen?"

Siwinna lachte unbeholfen: „So wie man in dieser kapitalistischen Welt immer am besten hilft."

Ada entnahm ihrem Schreibtische ein Scheckformular und schrieb eine beträchtliche Summe auf.

Als Siwinna den Schein sah, meinte er zögernd: „Wenn Sie das doppelte gäben, dann könnte er morgen reisen."

Einen Augenblick überlegte Ada. Wieder kam ihr die Frau in den Sinn. Sie atmete tief und unterschrieb einen zweiten Schein.

Digitized by Google

Eilig versenkte Siwinna beide Blätter in eine abgegriffene Ledertasche. „Verstehen Sie jetzt, warum Fia nichts wissen soll?" fragte er. „Glauben Sie, daß Akimow einen Pfennig nehmen würde, wenn er wüßte, wie ich zu dem Gelde gekommen bin? Er muß meinen, ich hätte es irgendwo verdient und gäbe es ihm. Und Sie wissen, Fia mit ihrer raschen Zunge! Also Sie verraten kein Wort, daß ich hier war?"

Ada verzog die Lippen: „Meinetwegen", sagte sie, während leises Unbehagen die Stimme trübte.

„Und dann", sagte Siwinna, indem er Hut und Stock ergriff, „werde ich demnächst wiederkommen und Ihnen erzählen."

Vor Adas Gedanken erschien wieder der spöttische Kellner: „Ach nein", sagte sie. „Schreiben Sie mir lieber. Man redet leicht im Hotel. Sie verstehen, als junge Dame — —"

Siwinna machte ein merkwürdiges, halb spöttisches, halb beleidigtes Gesicht, dann verschwand er sehr rasch. Dabei sah Ada zum erstenmal, daß er hinkte. Ada konnte sich eines unangenehmen Gefühls nicht erwehren, wie sie das sah. Aber dasselbe Gefühl verfolgte sie auch später, wenn sie an die ganze Szene zurückdachte.

Um sich davon zu befreien, erzählte sie, als sie im Garten mit Frau von Schäwen den Tee nahm, was geschehen war.

Frau von Schäwen lächelte mit der feinen Ironie, mit der sie alle Dinge im Leben begleitete: „Die Geschichte ist raffiniert ausgedacht. Soviel Edelmut, Großmut, Mutterliebe — auch soviel Tyrannei gibt es gar nicht in der Welt. So was wird nur erfunden, um auf die Tränendrüsen zu wirken. Die Menschen halten sich vielmehr ans Mittelmaß, nicht zu gut, nicht zu schlecht."

Für Ada war solcher Skeptizismus immer schmerzlich. „Sie glauben also, es käme nicht vor, daß eine Frau für ihren Mann alle Not, Gefahr, auch den Tod auf sich nähme?"

Frau von Schäwen nippte am Tee: „Mir sind solche Dinge sehr selten begegnet im Leben. Je banaler man die Menschen nimmt, um so richtiger trifft man es."

Ada stieß ihre Tasse zurück: „Lieber hundertmal schlimme Erfahrung machen, als so die Welt sehen!" rief sie fast zornig aus. „Und wenn die Menschen wirklich so wären, wie Sie sagen, ich werde doch an sie glauben!"

Die alte Dame schüttelte leicht ihr schönes graues Haar: „Man muß sehr stark sein, um das zu können!" sagte sie. „Übrigens da wir bei so ernsten Dingen sind, noch ein Wort!" fuhr sie fort. „Ich glaube, Sie müssen überhaupt vorsichtiger werden im Verkehr mit Männern. Mir scheint, die ideale Freundschaft, die Sie von ihnen verlangen, ist auch eine der Forderungen, die Sie herabstimmen sollten."

„Woran denken Sie?" fragte Ada. „An Capteyn oder gar Siwinna?"

„An alle diese und noch viele andere. Ich sage nichts bestimmtes. Sie müssen bedenken, daß Schönheit wie jeder andere Reichtum auch eine Gefahr ist. Man sagt von Königen, daß sie keine Freunde haben. Die ganz schönen Frauen haben sie auch nicht."

„Und Sie meinen nicht, daß es möglich sei, zu wirken wie ein Kunstwerk mit dem, was einem das Schicksal gegeben hat, ganz rein, ohne häßliches Begehren zu wecken?"

Frau von Schäwen lächelte kühl: „Wir alle sind Menschen. Ich glaube nicht einmal, daß die meisten den Kunstwerken so gegenüberstehen, wie Sie es meinen."

---

5. Kapitel.

Ada fand bald Gelegenheit, über die Richtigkeit von Frau von Schäwens Worten nachzudenken.

Am wenigsten wunderte es sie bei Herrn Breymeyer aus Dresden. Ada hatte seit Anfang eine Abneigung gegen diesen verfrühten Kahlkopf verspürt. Als er sich jedoch herausnahm, in Adas Gegenwart unzweideutige Geschichten zu erzählen, wurde Ada eisig. Obwohl sie, wie alle innerlich sicheren Naturen, keineswegs prüde war, empfand sie die Herabsetzung, die darin lag, wenn man es wagte ihr solche Dinge zu bieten. Im Kreise der Boheme, wo sie ein fremder Gast war, hatte sie zu lachen vermocht über solche Dinge; in ihrer Welt war das anders. Hier wurde sie Herrn Breymeyer gegenüber von jener kühlen Gelassenheit, die schärfer abscheidet als aller Zorn der Welt.

Digitized by Google

Auch Capteyn gab Ada zu denken. Sie hatte ihn behandelt wie einen guten Pudel, dem man die Ohren kraut und sagt, er sei ein trefflicher Bursche.

Trotzdem ging Ada manchmal die Devotion zu weit. So fuhren sie am himmelblauen Junitag auf dem See. Ada stand am Heck des Dampfers und Capteyn neben ihr, während in der Ferne die Türme der Stadt in immer blasseren Farben erloschen. Plötzlich faßte ein Windstoß den leichten Schleier, der um Adas Schultern lag, und wehte ihn weit hinab ins brodelnde Kielwasser. Das sehen, die Jacke abwerfen und mit blitzschnellem Hechtsprung über Bord stürzen, war für Capteyn die Tat weniger Sekunden. Auf Adas erschreckten Ruf eilten Reisende und Mannschaften zusammen. Drunten tauchte vergnügt grinsend Capteyns Blondkopf auf, wenige Stöße und er hielt den triefenden Schleier hoch in der Rechten. Grimmig schimpfend warfen einige Bootsleute ihm einen Rettungsring zu. Während der Dampfer stoppte, wurde der Schwimmer triefend an Bord geschafft. Auf alles Schelten der Mannschaft hatte Capteyn nur die Antwort: „Ich zahle alles." Dann überreichte er Ada, der die Sache höchst peinlich war, den nassen Schleier und zog sich in den Heizraum zurück, um sich trocknen zu lassen. Dort suchte ihn Ada auf, um ihm eine Strafrede zu halten. Er hörte mit komisch-demütigem Gesicht an und schüttelte dabei von Zeit zu Zeit das triefende blonde Haar, und wieder mußte Ada an einen Pudel denken. Als Ada zu Ende war, bemerkte er trocken: „Ich bedaure nur, daß Sie nicht hineingefallen sind. Sie selbst hätt' ich noch lieber herausgeholt!"

Höchst sonderbar ging die Sache mit Siwinna weiter. Wenige Tage nach jenem Besuch kam ein Brief von ihm, auf schlechtem Papier geschrieben. Er appellierte wieder an Adas Diskretion. Im übrigen enthielt das Schreiben nur die Mitteilung von Akimows Abreise, sonst eine Menge verwirrter Erzählungen und Redensarten, die offenbar den Verfasser interessant machen sollten. Ada wußte nicht, was sie erwidern sollte und ließ es daher. Kurz darauf kam ein neuer Brief, der um eine postlagernde Antwort bat. Zwischen den Zeilen und auch ein wenig auf den Zeilen stand allerlei Andeutendes, daß das Zusammenleben mit Fia ihn nicht glücklich mache. Der Brief gab Ada zu denken. Etwas weibliche Neugier und ein gewisses Vergnügen am Abenteuerlichen kamen zusammen, um Ada wirklich antworten zu lassen. Sie schrieb zwar kühl und zurückhaltend, aber immerhin so, daß Siwinna daraus die Berechtigung laß, sie um ein Rendezvouz zu bitten. Er schrieb, er habe sehr Wichtiges mit ihr zu sprechen, das sie selber und Fia anginge. Im übrigen bat er abermals um strengste Diskretion. Diesmal ärgerte sich Ada. Sie schrieb ihm kurz zurück, er solle, wenn er Indiskretionen befürchtet, ihr keine Gelegenheit geben, solche zu begehen. Zu einem Zusammentreffen habe sie vorläufig keine Zeit.

Das war richtig bis zu gewissem Grade. Es sollte ein großes Tennistournier stattfinden, wozu die besten Spieler der internationalen Kreise von Luzern nach Zürich kommen wollten, um sich mit den hier Wohnenden zu messen. Da Ada eine der gewandtesten Spielerinnen Zürichs war, so konnte sie sich nicht entziehen, und Tag um Tag galt es hartnäckiges Trainieren.

In der Universität war sie selten zu Gast. Je länger sie die theoretischen Auseinandersetzungen über Kunstwerke und Kunstgeschichte anhörte, um so mehr wurde sie abgestoßen. Wie da das blühende Leben der Schönheit seziert und ausgeweidet wurde, bis man einen Haufen toter Begriffe gewonnen hatte, das ertrug sie nicht. Ihr kam vor, wenn sie nach solchen Vorlesungen mit Capteyn zusammen war, der nie ein Buch las, aber gesunde Augen hatte, als verstünde der mehr von Kunst als jene theoretischen Brillenträger. Deren trockner Ernst, ihre Unfähigkeit, Wichtiges und Unwichtiges zu unterscheiden, waren Ada widerlich wie die schlechte Luft ihrer Hörsäle. Fast wäre Ada darum mit Fia in Streit geraten. Diese hatte den subalternen Respekt aller studierenden Frauen vor der Gelehrsamkeit und warf Ada vor, sie sei oberflächlich. „Lieber oberflächlich als verstaubt und vertrocknet," erwiderte diese. Und so ging sie in ihrem blendend weißen Sportkleid, den großen Panama über dem braunen Haar, lieber auf den Tennisplatz am See, wo Wind war und Sonne.

Überhaupt waren ihre Beziehungen zu Fia unmerklich gewandelt. Diese, nicht gewohnt sich

Digitized by Google

zu beherrschen, weil sie das für unnatürlich hielt, zeigte der früheren Freundin ein mürisches Gesicht. Ja, ihre Mißstimmung konnte sich in Worten entladen. So sprach sie unvermutet aus: „Ja, für reiche Leute ist das Leben ein Kinderspiel." Es fielen Bemerkungen wie „Schmetterlingsexistenzen" und „Modedamen". Ada verstand das nicht. Sollte Fia wirklich eifersüchtig sein? Oder hatte sie finanzielle Schwierigkeiten? Ada entschied sich für letzteres und wollte das Gespräch darauf bringen, zumal der „Hehrwürdige Err" im Café bemerkt hatte, Siwinna ließe sich von Fia einfach „aushalten".

Freilich hatte Ada kaum eine vorsichtige Frage gewagt, so brach sie schon in heftigen Ausfällen los. Ob Ada glaube, man könne nur mit kirchlicher Erlaubnis glücklich sein? Oder ob sie meine, das Glück freier Menschen hänge davon ab, daß sie Geld wie Heu hätten? Ada schwieg darauf, nahm sich aber vor, der Sache nachzugehen und sie sagte darum Siwinna auf eine erneute Anfrage ein Zusammentreffen zu, ohne indessen Zeit und Ort anzugeben, da sie zunächst mit dem Tournier zu stark beschäftigt war. Übrigens bemerkte sie eines Tages, daß von einer zwischen Büschen versteckten Bank Siwinnas hohle Augen ihrem Spiele zuschauten, obwohl er sich nicht näher herantraute, Capteyns wegen, wie Ada dachte. Sie tat indessen, als sähe sie ihn nicht, wenn es sie auch innerlich amüsierte und sie vielleicht sich selbst nicht bewußt war, daß sie kokettierte mit ihm.

Dann kam das Tournier. Zwar hielt sich Luzern sehr tapfer in den Gruppenspielen. Ada ließ sich mehrmals wichtige Bälle entgehen, wie sie meinte, weil Breymeyer auf ihrer Seite spielte und ihre übergroße Empfindlichkeit für Antipathien ihr die Freiheit nahm. Im letzten Einzelspiel jedoch, wo Ada allein gegen die beste Spielerin Luzerns, eine ältliche Engländerin kämpfte, gewann sie so glänzend, daß der Sieg für Zürich gerettet wurde.

Zum Abschluß fand ein Fest im Garten eines vornehmen Hotels am See statt, wo bei Bowle und italienischen Ampeln alle Gegnerschaft in ausgelassener Geselligkeit sich löste. In Ada klang das Bewußtsein ihres Triumphes nach; der köstliche Abend, die Musik und das Lachen hübscher Menschen, die sie alle feierten, berauschten sie und niemals, glaubte sie, wäre sie so heiter gewesen.

Der Höhepunkt des Abends war die Verteilung der Preise. Breymeyer hielt von einem Stuhl herab eine Rede, in der er für jeden ein passendes Wort suchte. In der lachenden Feststimmung klang alles geistreich und witzig, und reicher Beifall lohnte seine Worte. Zuletzt wandte er sich mit besonderem Schwung an Ada. Als Siegespreis und besondere Huldigung des Züricher Klubs überreichte er ihr einen hübschen, kronenartigen Stirnreif aus Silber, der die Widmung trug: „Unserer Königin!" „Und wahrlich," so führte Breymeyer aus, „sie ist die Königin unseres Spiels gewesen, sie hat uns alle mitgerissen und begeistert, und ihr zu Füßen legen wir alle, wie die Ritter des Mittelalters auf ihren Tournieren vor der Königin des Festes, unseren Dank und unsere Huldigung nieder!"

Ada hatte gelächelt, weil sie fühlte, daß all die Gesichter, die auf sie gerichtet waren, das erwarteten. In Wirklichkeit hatte sie das seltsame Gefühl, das sie oft mitten im lautesten Lärm überkam, als sei alles Traum und Gaukelspiel, in dem sie selber eine Rolle mime und doch zugleich unbeteiligt und mit innerem Grauen von irgendwo zuschaue. Und manchmal war ihr, als stünde ungesehen im Dunkeln ein Gesicht, davor ihr graute.

Schon aber umdrängte man sie von allen Seiten mit vollen Gläsern und jauchzendem Zuruf. Wie erwachend aus einem Traume gab sie Bescheid, und als zuletzt Breymeyer herantrat mit vollem Becher und ihr anbot, Versöhnung zu trinken, da wich sie nicht aus und ließ Glas wider Glas klingen. Darauf bot er ihr den Arm zum ersten Tanz. Und dann flog sie unermüdlich auf gestählten Knöcheln, berauscht von Jugend und Glück, von Arm zu Arm. Sie dachte nicht mehr, mit wem sie lachte, wem allen sie Rede und Antwort stand. Sie fühlte sich nur als Königin, wie auf dem blitzenden Stirnreif stand.

Am eifrigsten von allen war Breymeyer bemüht um sie. Er schob sogar Capteyn sehr unsanft beiseite. Wiederholt rühmte er sich, daß die Idee mit der Inschrift und der Spange von ihm gekommen sei. Als eine Pause im Tanzen war, schlug er Ada, die stark erhitzt war, eine Runde durch den Garten vor. Ada, die

Digitized by Google

sich treiben ließ und lachte, als wolle sie etwas betäuben, gab ihm den Arm. Sie ließ es geschehen, daß er sie hinabführte in den Park, wo unter alten Kastanien die Schatten dichter wurden. An einer Balustrade lehnend schauten sie auf den nachtdunklen, flimmernden See, während hinter ihnen fern die Musik verklang. Plötzlich fühlte sie sich gepackt, mit wildem Griffe umschlungen und zwei gierigen Augen und einem schwülen Mund ganz nahe. Mit blitzschnellem Griffe stieß sie den Fächer vor, so daß des andern begehrliche Lippen nur die Seide des Fächers trafen. Dann entglitt sie aalgewandt seiner Umschlingung. Breymeyer, höchst verdutzt, suchte zu lachen. Ada aber zerbrach den kostbaren Fächer und warf ihn zu Boden: „Sehr geschmackvoll, Herr Breymeyer, mein Fächer ist unbrauchbar, seit Sie ihn geküßt haben!" Dann ging sie rasch, ohne sich umzusehen, zurück.

Indessen, die Stimmung war dahin. Sie merkte, daß ihre Hände zitterten. So bat sie Capteyn, sie unauffällig nach Hause zu bringen. Da Ada keinen Wagen wollte, gingen sie zu Fuß am Seeufer hin. Blasser Mondschein versilberte die Wellen und tauchte die Berge in tiefes Schwarz. Auf der Limmatbrücke lehnte sich Ada an die Brüstung und sah hinaus ins schimmernde Gewelle des Sees, das im Unendlichen sich zu verlieren schien. Wieder war ihr, als stünde ihr jene Gestalt nahe, die unsichtbar ihre Schritte begleitete, überall hin.

Capteyn vermochte, wie alle naiven Leute, das Schweigen nicht zu ertragen. Die Gelegenheit schien ihm günstig, etwas zu sagen, was ihn lange bedrückte.

„Ich bin eifersüchtig gewesen heute," fing er an, in komisch-schmollendem Ton.

Ada kehrte zurück aus der Unendlichkeit. Sie sah ihm ins gutmütige Pudelgesicht: „Sie haben kein Recht zur Eifersucht, Capteynchen! Sie wissen, daß Sie nur mein Kamerad sind!"

Capteyn seufzte und kraute sich im Haar: „Das ist's eben. Aber es ist doch nichts Gescheidtes mit der Kameradschaft. Wäre es nicht besser, wir heirateten?"

„Ach, Sie meinen, ich sollte eine in der Reihe Ihrer Liebschaften werden, von denen Sie mir erzählten?" lachte Ada..

Capteyn verschwor sich. In ungewohnter Beredtsamkeit suchte er Ada eine glänzende Zukunft auszumalen. Er erbte die Fabrik und damit mehrere Millionen. „Die feinsten Pferde könnten wir halten, ein Leben führen wie die Götter — —"

Ada legte ihm die Hand auf den Arm und schaute ihn ernsthaft an: „Es geht nicht, Capteynchen. Ich langweile mich schon bei meinem eigenen Reichtum genug. Was soll ich mit Ihrem — —"

Capteyn versuchte es mit Sentimentalität: „Ich dachte mir's."

Ada wandte sich zum Gehen. „Wenn ich wirklich Ihnen etwas gewesen bin, Capteynchen, so werden Sie sich trösten. Übrigens könnte ja sein, daß ich gebunden wäre."

Capteyn sagte nichts mehr, sondern trottete wie ein braver Pudel neben Ada her. Diese suchte ihn zu erheitern und erzählte ihm die Geschichte mit Breymeyer und dem Fächer.

Capteyn war empört: „Ich fordere ihn! Er hat sich auch gegen mich unerhört benommen."

Ada protestierte: „Nein, totschießen wäre eine zu harte Strafe. Aber wenn Sie wollen," fügte sie in plötzlicher Laune hinzu, „so sagen Sie ihm von mir, er verstünde sich aufs Tennisspielen besser als aufs Küssen. Dort träfe er nicht so ungeschickt neben das Ziel."

Capteyn brummte nur etwas Unverständliches. Man kam vor dem Hotel an und Ada ging auf ihr Zimmer.

Als sie Licht gemacht hatte, fiel ihr Blick auf einen Brief. Sie erbebte beim Anblick der feinen, wie lithographierten Schrift und mußte sich halten, um nicht zu fallen. Es war die Hand Horst von Mörners.

---

6. Kapitel.

Mit zitternder Hand riß Ada den Brief auf. Er enthielt wenig Zeilen. Horst schrieb, er plane wegen angegriffener Nerven einen Alpenaufenthalt. Da er über Zürich käme, wolle er versuchen Ada zu sprechen. Alfons habe ihm die Adresse gegeben. Er bat um ruhige Unbefangenheit, um weiter nichts. Falls Ada nicht abschriebe, käme er in acht Tagen.

Ada schloß in dieser Nacht die Augen nicht. Es war schwül im Zimmer, und selbst durch die

Digitized by Google

geschlossenen Stores glaubte sie den Mondschein zu spüren, der draußen umging. Ihr Herz schlug schwer und stark wie eine Glocke bei Brand. Vergebens spannte sie ihren Willen an, sich zu beruhigen. Es ging nicht; wie ein Schwarm stechender Bienen überfielen sie tausend kleine Erinnerungen. Sie stand schließlich auf, setzte sich ans Fenster und ließ die kühle Nachtluft über Stirn und Körper wehen. Allmählich wurde sie ruhiger. Ihr war, als hätte sie je und je so gesessen und seiner geharrt. Noch einmal las sie den Brief. Und diesmal erschien ihr notwendige Form, was sie erst eisige Kühle berührt hatte. Sie sagte sich, er hatte ja gar kein Recht zu mehr. Und wie ein wunderbarer weicher Frühlingswind kam das Glück über sie bei dem Gedanken, daß hinter diesen Zeilen vielleicht seine große tiefe Liebe stünde. Sie wußte aber selber nicht, wie ihr geschah. Es ward eine große Ruhe in ihr, licht und weit wie die Mondnacht über See und Gebirge, weggeweht erschien, was je sie geschieden, nur das Gute und Große blieb. Sie sah ihn wieder, ihr entgegenkommend auf dem Kuhlenschen Feste, sie spürte seine Nähe wie damals, als er neben ihr saß in der dunklen Loge und sie drunten vom Holländer sangen, dem friedlosen Manne, der Ruhe suchte in seines Weibes Liebe. Sie fühlte, sie wäre bereit gewesen zu sterben für ihn, in jeder Minute. Sie wollten nicht rechten, nicht markten um Schuld und Nichtschuld. Sie spürte das eine nur, daß sie nie ihn vergessen hatte, daß sein Bild sie begleitet hatte auf allen Wegen. Und hatten sich hundert Wolken dazwischengeschoben, seine Liebe war das Licht gewesen, davon alle Dinge der Erde Glanz und Farbe empfangen. Weit beugte sie den Kopf zurück und senkte die Wimpern. Sie wollte glauben, wollte alles Kleine und Niedrige, das sie getrennt, hinwegjagen wie einen Rauch, und nur die große, reine Liebe ihm weihen, eine Liebe, die sich sehnte, zu schenken und Glück zu geben, weit hinaus über alles Erdenmaß. Und zurücktretend vom Fenster mußte sie niederknien, und während sie durchrüttelt wurde von unaussprechlichem Gefühl, rannen ihr Tränen unsagbarer Seligkeit über Wangen und Hände. In dieser Stunde wurde ihr klar, daß sie ihn sehen würde.

Freilich, als der Tag anbrach, suchte Ada umsonst die wundervolle Stimmung zurück, die geschwunden war wie der Mondeszauber der Nacht. Allerlei Bedenken klopften an. Sie beschloß, vorläufig nicht zu schreiben. Dafür trieb sie die erstaunte Frau von Schäwen zu einer Reise. Man erklomm den Rigi, stieg nach Weggis hinab. Dann hielt es Ada nicht, sie mußte zurück.

In Zürich eilte sie zu Fia, dem einzigen Menschen, mit dem sie sich aussprechen konnte. Sie erwartete die Freundin an der Klinik. Fia aber erklärte, keinerlei Zeit zu haben, auch dann, als Ada sie bat, ihr nur eine halbe Stunde zu widmen. Fia sah blaß und bitter aus. Ada spürte heimlichen Haß. Da bäumte ihr Stolz sich auf und sie ließ die Freundin ziehen.

Teils um sich abzulenken, teils um ernsthaft mit ihm über Fia zu sprechen, schrieb Ada nun ihrerseits an Siwinna. Sie wollte ihm vielleicht auf diskrete Weise eine Unterstützung anbieten, die Fia nie genommen hätte. Er antwortete, daß er sehr gerne bereit sei zu einer Zusammenkunft, lud sie aber vorher für den nächsten Abend ein zu einer großen Versammlung, auf der er zu sprechen denke.

Ada ging in der Tat hin, in Begleitung der langlockige Jünglinge, die überall mittaten, wo etwas geschah. Es handelte sich um einen Streik der Bäcker von Zürich, der die Stadt schon mehrere Tage unterhielt. Große Mißstände waren aufgedeckt, seit zwei Tagen gab es kein frisches Brot mehr, und auf der heutigen Versammlung sollte ein Ultimatum gefaßt werden. Ein berühmter sozialistischer Redner war aus Deutschland gekommen.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

An unsere Leser!

Am 30. Januar d. J. feiert Freiherr von Schlicht, dessen erste humoristische Romane in der Deutschen Romanzeitung erschienen, seinen 50. Geburtstag. Die Leser unseres Blattes, die sich an Schlichts Muse erfreut haben, finden in diesem Heft sein Bild als besondere Beigabe. Im folgenden bringen wir neben einer lustigen kleinen Geschichte aus Schlichts Feder eine Reiseschilderung, die dem Buche „Was ich so erlebte" entnommen ist.*)

In den Katakomben von Paris / Von Freiherr von Schlicht

Als ich meinen Abschied erhalten hatte, blieb ich in Schleswig wohnen. Wie wohl jeder Mensch, liebte auch ich meine Vaterstadt über alles. Sie ist so hübsch und malerisch an dem Schleibusen gelegen und sie hat in nächster Nähe die herrlichsten Waldungen. Dazu kamen mein hübsches Haus, der reizende gesellige Verkehr, und wenn ich mir auch manchmal sagte, daß ich nicht ewig in Schleswig wohnen bleiben könne, da die Stadt für einen jungen Schriftsteller, der doch etwas erleben müsse, auf die Dauer zu klein sei, dachte ich vorläufig nicht allzu ernsthaft daran, fort zu ziehen. Dagegen ging ich, um etwas zu erleben, wieder auf Reisen, und zwar zunächst nach Paris. Mit dem Morgenzug kam ich dort an, auf dem Gare du Nord waren die Arbeiter mit dem Ausbessern der Gleise beschäftigt und bei Ausbruch dieses Krieges mußte ich wieder daran denken, wie schon damals die Arbeiter mit geballten Fäusten den aus Deutschland kommenden Zug begrüßten und ich hörte wieder ganz deutlich ihr verächtliches und haßerfülltes: „Voilà les Prussiennes". Natürlich sah ich mir in Paris alles an, was man als Fremder gesehen haben muß, und da ich sehr liebenswürdige Führer hatte, die mir Paris zeigten, bekam ich manches zu sehen, was andere nicht zu sehen bekommen. Besonders gern erinnere ich mich auch heute noch eines reizenden Abends, den ich bei zwei deutsch-russischen Damen verlebte, deren Vater früher Gouverneur von Warschau gewesen war. Die eine dieser Damen war damals eine berühmte Künstlerin, die Porträts auf Elfenbein malte. Ich erwähne diese beiden Damen aber hauptsächlich deshalb, weil ich in ihnen die beiden ersten Gesundbeterinnen in meinem Leben kennen lernte. Damals in Paris waren sie allerdings geistig noch ganz normal, aber als ich sie bald darauf in Deutschland wiedersah, waren sie fanatische Anhänger der Gesundbeterei geworden und sie suchten mich hauptsächlich auf, um mich und meine Feder für ihr Gesundbeten zu gewinnen. Als ich sie aber mit der mir angeborenen Deutlichkeit für vollkommen verrückt und übergeschnappt erklärte, kündigten sie mir für immer die Freundschaft und schwuren mir, selbst dann nicht für mich beten zu wollen, wenn sie einmal hörten, daß ich mit dem Tode ränge. Na, bis heute habe ich ja noch nicht gerungen. Dafür aber wäre ich beinahe in Paris auf eine andere Art für immer von der Erde verschwunden. Ich hatte mich verleiten lassen, die Katakomben, die sich bekanntlich unter Paris in ungeheurer Ausdehnung erstrecken, nicht unter der staatlichen Führung durch die Polizei zu besichtigen, sondern ich hatte mir einen Privatführer gemietet, der mir versprochen hatte, mir in den Katakomben

*) „Was ich so erlebte" von Freiherr von Schlicht, ist soeben im Verlage von Otto Janke erschienen. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Digitized by Google

viel mehr und viel Interessanteres zu zeigen, als diejenigen zu sehen bekämen, die sich der offiziellen Führung anvertrauten. Das war, wie sich nachher sehr bald herausstellte, ein ganz plumper Schwindel, auf den ich aber glatt hineinfiel. Ich zog also mit meinem Führer los, der mit dem Totengräber unter einer Decke steckte. Die beiden führten mich durch das unterirdische Labyrinth, durch die dunklen Gänge, die teilweise so niedrig sind, daß man sich fortwährend bücken muß, um sich den eigenen Schädel nicht einzurennen, während man in diesen Gängen zwischen zahllosen Totenschädeln, die sich zu beiden Seiten aufeinander gestapelt erheben, hindurch schreitet. Totenschädel an Totenschädel, hunderte, tausende und abertausende und es ging immer weiter, immer tiefer hinunter, bis wir plötzlich vor einem grundlosen Brunnen standen, und an einem Stein wurde mir gezeigt, was da in diese Tiefe hinunterstürze, komme nie wieder an die Oberfläche des Wassers. Ich bin ganz gewiß nicht das, was man in meiner Heimat eine Bangbüxe nennt, aber trotzdem wurde mir plötzlich etwas sonderbar zumute und ich sagte mir im stillen: was dann, wenn diese beiden Männer, die du doch gar nicht kennst, plötzlich über dich herfallen, dir dein Geld abnehmen und wenn sie dich dann für immer in diesen Brunnen hinabwerfen, in dem du elendiglich ersäufst und in dem du verschwindest, ohne daß dein Leichnam jemals wieder an die Oberfläche kommt? Der Gedanke war mir nicht sehr sympathisch, das schon deshalb nicht, weil ich für den Abend zu einem guten Diner eingeladen war. Ich versuchte meine Gedanken zu verscheuchen und folgte meinen beiden Führern, als diese nun weiterschritten. Aber kaum hatten sich meine Nerven wieder beruhigt, da sah ich, wie die beiden Männer die Köpfe zusammensteckten und leise miteinander tuschelten und flüsterten. Gewiß, ich war keine Bangbüxe, aber ich war mit den beiden Männern allein in den Katakomben, die nur alle vierzehn Tage für die Fremden geöffnet werden. Ich war so tief in die Gänge der Katakomben hinuntergeklettert, daß uns die Stille des Todes umgab, daß von dem Lärm des großen Paris, das über uns flutete, auch nicht das leiseste zu hören war. Unwillkürlich griff ich nach meinem Taschenmesser. Viel hätte es mir gewiß nicht geholfen, aber es war wenigstens eine Waffe. Da sah ich, wie mein Führer mit seinem dünnen Spazierstock durch die Luft fuchtelte und dabei wohl unbeabsichtigt einem Totenschädel eins über den Kopf gab und mit Freuden hörte ich, wie der Totengräber den anderen barbarisch anfuhr und es sich auf das energischste verbat, daß man seine Toten, wie er es nannte, in dieser rohen Weise berühre. Da wußte ich, daß der Totengräber ein guter Mensch sei und sich ganz sicherlich mit keinerlei Mordgedanken trüge. Aber was hatten die beiden, als sie gleich darauf wieder die Köpfe zusammensteckten, nur so geheimnisvoll miteinander zu flüstern? Und plötzlich erzählten sie es mir, der Totengräber hatte den Weg verloren, selbst er, der jahraus, jahrein hier unten arbeitete, fand sich in diesem endlosen Labyrinth nicht mehr zurecht. Ich fühlte, wie mir für eine kurze Sekunde das Herz still zu stehen drohte, denn auch der Gedanke, hier unten tagelang nach dem Wege zu suchen, bis man vor Hunger und Entkräftung tot umfiel, hatte für mich absolut nichts Verlockendes. Einen Augenblick standen wir drei ratlos da. Dann machten wir uns auf gut Glück auf die Suche, während uns vor Nervosität der kalte Schweiß von der Stirn lief. Und wir hatten Glück, wir hatten viel mehr als das. Nach einer Viertelstunde des Herumirrens sah ich plötzlich auf dem Boden eine von mir fortgeworfene Zigarrenspitze mit einem Zigarrenstummel liegen. Da waren wir gerettet. Dem Totengräber gelang es wieder, sich zu orientieren, wir stiegen immer höher und höher hinauf, bis wir endlich über uns das Pariser Straßenleben wieder hörten, das Rollen der schweren Wagen, das Hupen der Autosignale und schließlich auch das Stimmengewirr. Eine Viertelstunde später standen wir wieder auf der Straße und atmeten in vollen Zügen die frische Luft. Als erstes steckte ich mir eine neue Zigarre an und dachte dabei: „wie gut, daß du nie den Rat deiner Ärzte befolgt und daß du dir das viele Rauchen nicht abgewöhnt hast. Hättest du es getan und hättest du da unten in den Katakomben nicht geraucht, bis du die Spitze fortwerfen mußtest, du ständest jetzt ganz gewiß nicht hier oben, sondern wärest dort unten elendiglich umgekommen." — Und selten hat mir eine Zigarre so gut geschmeckt wie an jenem Mittag als ich dem Leben und der goldenen Sonne zurückgegeben war.

Lebenskreise

Draußen wurde das Leben weit,
War von Haß und Gefahren umlauert,
Immer zum Bluten und Sterben bereit,
Tod hat auf seiner Schwelle gekauert.

Brüder, wie gern zög' ich wieder nach Haus,
In die Beengtheit von friedvollen Tagen.
Lieber ist mir ein Rosenstrauß
Als der Purpur, den Schwerter schlagen.

Hellmuth Unger.

Digitized by Google

Männe / Eine Hundegeschichte von Freiherr von Schlicht

Als ich vor nunmehr neun Jahren in den Hafen einer ruhigen und glücklichen Ehe einlief, war von all den Geschenken, mit denen meine Frau mich am Hochzeitstage überraschte, für mich das Liebste und Schönste, ihr toter Hund. Natürlich nicht der tote Hund als solcher, denn der war begraben und verscharrt, zum größten Leidwesen meiner Frau, aber zu meiner Freude. Persönlich hatte ich den Hund nicht kennen gelernt, aber meine Frau hatte mir viel von ihm erzählt, er war ihr bester, treuester Freund gewesen, er hatte nur aus Tugenden bestanden und seine kleinen Untugenden konnte man gar nicht als solche bezeichnen, denn daß er jedem männlichen Besucher an die Beine fuhr und diesem das Beinkleid zerriß, war doch mehr scherzhaft, als für den Besucher schmerzhaft und daß er die Damen, die zu Besuch kamen, in die Beine biß und ihnen die Strümpfe entzwei riß, da er mit Vorliebe unter die Röcke zu schlüpfen pflegte, war doch auch mehr scherzhaft als schmerzhaft. Und auch sonst war der Hund, ein Black and Terrier, der auf den Namen Piepel hörte, frei von allen Fehlern gewesen. Er hatte höchstens einen besessen, er hatte vom frühen Morgen bis zum späten Abend gekläfft und gebellt und wenn ihm des Nachts in seinen Träumen irgend etwas nicht paßte, hatte er die Bellerei und die Kläfferei fortgesetzt. Meine Frau war schließlich an dieses Bellen so gewöhnt gewesen, wie ein Uhrmacher an das Tick-tack seiner Uhren, sie hörte es gar nicht mehr, sie empfand es wenigstens nicht als Störung, für mich bei meiner Arbeit aber wäre der Hund im Hause eine Unmöglichkeit gewesen. Das sah meine Frau selbst ein, aber trotzdem, lieber hätte sie auf die Ehe mit mir verzichtet, als daß sie sich jemals von ihrem Piepel getrennt hätte. Das war keine leere Redensart, das war ihre felsenfeste Ueberzeugung und an der hätte sie auch festgehalten, wenn ihr Piepel nicht eines Tages an einer Portion Gift gestorben wäre, die man ihm hatte vorsetzen müssen, um das Leiden seines Alters, dem Blindsein und vor allen Dingen der Würmerplage, ein Ende zu machen. Piepel hatte seine Hundeseele ausgehaucht und als er tot war, hatte meine Frau sich halb tot geweint — ganz tot nur deshalb nicht, weil man sich überhaupt nicht totweinen kann. Piepel war tot, aber das nicht allein. Meine Frau hatte sich geschworen, sich nie wieder einen Hund anzuschaffen, damit ihr Herz nicht zum zweitenmal halb durchbräche, wenn sie auch den zweiten Hund wieder vergiften lassen müsse. Nie wieder!

Wenn eine Frau „nie wieder" sagt, dann hält sie es selbstverständlich auch, aber es fragt sich nur wielange.

Meine Frau hielt es sieben lange Jahre und das hatte ich offengestanden weder den sieben Jahren, noch meiner Frau zugetraut.

Dann aber kam eines Tages ein Brief. Ich saß in dem schönen Wildbad und badete gegen meinen Rheumatismus und meine Frau saß in Bad Elster und badete gegen ihren Rheumatismus. Und von dort aus schrieb meine Frau mir eines Tages, ob ich wohl sehr böse sein würde, wenn sie sich doch wieder einen Hund anschaffte, sie habe ihn vor ein paar Tagen gesehen und sich sofort in ihn verliebt. Er sei ein Dackel mit so wunderschönen krummen Beinen, wie sie nur ein ganz echter Dackel haben könne und er sei spottbillig, er koste nur zwanzig Mark, ob ich wohl böse sein würde.

Wenn eine Frau sich erst danach erkundigt, ob ihr Mann böse wird, dann weiß sie ganz genau, daß er einen Wutanfall bekommt. Der kam denn auch über mich, nicht etwa, als ob nicht auch ich ein Hundefreund wäre, auch ich liebe die Hunde, aber nur solche, die nicht mir gehören und die nicht bei uns im Hause sind. Gegen die Hunde habe ich gar nichts, aber ich hasse das Hundegebell, das geht mir auf die Nerven, das kann ich einfach nicht ertragen. Aber trotzdem behielt ich diesen Einwurf vorläufig noch zurück und schrieb meiner Frau lediglich: Ich bitte Dich herzlichst, überlege Dir die Sache mit dem Dackel nochmals reiflich, die zwanzig Mark, die er kosten soll, spielen ja schließlich keine Rolle, aber denke daran, daß es mit den zwanzig Mark allein nicht getan ist. Wie ich letzthin in unserer Weimaraner Zeitung las, ist die Hundesteuer dort von zwanzig Mark auf vierzig Mark erhöht worden. Dazu kommt die Schwierigkeit, jetzt im Kriege einen Hund gut zu ernähren. Woher willst Du für ihn das Fleisch nehmen, das er schließlich doch braucht?

Die Antwort lautete genau so, wie ich es erwartete: das Fleisch wollte sich meine Frau für den Dackel von ihrem Munde absparen und wegen den Hundesteuern brauche ich mir keine Sorgen zu machen, die würde sie schon bezahlen, um die brauche ich mich nicht zu bekümmern, denn ich gäbe ihr für die Wirtschaft einen so anständigen Zuschuß, daß es mir sicherlich nicht darauf ankommen würde, ihr auch noch die vierzig Mark für die Hundesteuer zu geben. Ich wäre doch sonst immer so gut, warum ich gerade dieses Mal nicht gut sein wolle, sie wünsche sich doch den Hund so leidenschaftlich, denn der sei so ruhig und so still wie kein zweiter. Um sich mit ihm anzufreunden, habe sie ihn schon ein paarmal bei sich in ihrem Zimmer gehabt, er säße auch jetzt, während sie mir schriebe, zu ihren Füßen und sähe sie mit seinen klugen Augen an, aber er habe noch nicht ein einzigesmal gebellt, selbst als sie ihm vorhin versehentlich auf den Schwanz getreten habe, hätte er nicht geheult oder gewinselt, sondern hätte nur etwas unwillig mit dem Kopf geschüttelt, sie ver-

Digitized by Google

bürge sich dafür, daß der Dackel mich nie bei meiner Arbeit stören würde.

Ich schrieb zurück „Dein Dackel scheint mir ein Idiot zu sein, anders vermag ich es mir wirklich nicht zu erklären, daß er mit dem Kopf schüttelt, wenn Du ihn auf den Schwanz trittst. Und ein Hund, der nicht bellt? Das kommt mir so vor, wie eine Amme, die nicht stillt, wie ein Klavier, das nicht gespielt wird, wie eine Köchin, die jeden Mittag zur vollsten Zufriedenheit ihrer Gnädigen kocht, wie ein Schaf, das nicht blökt, oder wie ein Stubenmädchen, das am Quartalsersten ihrer Herrschaft kündigt, weil es nach ihrer Ansicht zuviel Lohn bekommt. Zuviel, nicht zu wenig. Ich könnte Dir noch hundert solche Unmöglichkeiten aufzählen, aber die größte von allen ist ein Hund, der nicht bellt. Der Dackel, der noch nicht Deiner ist und es hoffentlich auch nicht werden wird, muß also entweder an einer momentanen Lähmung seiner Stimmbänder leiden, oder der Dackel ist ein ganz raffinierter Hund und will sich durch sein jetziges Nichtbellen bei Dir einschmeicheln. Was er in der Hinsicht jetzt mit schlauer Berechnung versäumt, wird er später schon nachholen, dafür verbürge ich mich. Davon aber ganz abgesehen, denke an den qualvollen Tod Deines seligen Piepels und an die Würmer, die ihn schon bei Lebzeiten halb auffraßen. Auch Dein Dackel, so jung er heute auch noch ist, wird eines Tages alt werden und die Würmer bekommen, denn die bekommt jeder Hund so sicherlich, wie jeder Mensch jetzt im Kriege keine Butter....“

Meine Frau schrieb zurück: „Du irrst Dich. Ich habe gestern allerdings ganz durch Zufall zwei Pfund Butter aufgetrieben, also Dein Vergleich hinkt wie jeder andere. Und warum verdirbst Du mir die Freude an der Gegenwart dadurch, daß Du die Zukunft in schwarz malst? Gewiß, auch der Dackel wird eines Tages alt und wacklig auf den Beinen werden, aber bis dahin ist es ja noch lange hin. Auch Deine Befürchtung ist unnötig, ich habe den Dackel gestern genau untersuchen lassen, er hat nicht die leiseste Veranlagung, jemals Würmer zu bekommen, auch in der Hinsicht bildet er eine rühmliche Ausnahme seines Hundegeschlechts. Deshalb habe ich ihn mir gestern auch schon fest gekauft, ihn sogar schon bezahlt und nun sage was Du willst.

Das tat ich denn auch und telegraphierte: „Bitte Dich dringend, Kauf sofort wieder rückgängig zu machen, ich zahle dem Verkäufer jede gewünschte Entschädigung, Eilbrief folgt.“

Dann setzte ich mich hin und schrieb einen langen, langen Brief, in dem ich meine Frau an alles erinnerte, was sie früher mir selbst auseinandersetzte, wenn das Gespräch darauf kam, wie froh sie eigentlich darüber sei, daß ihr Piepel nicht mehr lebe. „Was soll aus dem Hund werden, wenn wir auf Reisen gehen? Soll der mit uns zusammen zum Aerger der anderen Reisenden in der ersten Klasse fahren, oder willst Du den vielleicht in die Hundeabteilung sperren lassen, wo er Hunger und Durst leidet und sich unter Umständen Rheumatismus und sonst noch was holt? Und wenn er zu Hause bei den Mädchen bleibt, wer weiß, ob die in der jetzigen Zeit, wo sie selbst nicht im Ueberfluß leben, gut für ihn sorgen. Was dann, wenn auch die Mädchen einmal auf Urlaub fahren wollen? Dann kann man die doch nicht nur des Hundes wegen dauernd an das Haus fesseln. Aber noch eins, denke an unsere täglichen Spaziergänge in Weimar nach Belvédère, Du begleitest mich bis dort hinauf und während ich noch durch den ganzen Park gehe, kehrst Du um, weil es Dir sonst zu weit wird und oft mußt Du sogar mit der Elektrischen zurückfahren. Ich kann den Hund nicht mit mir nehmen, weil im Park keine Hunde geduldet werden, er müßte Dich also zurück begleiten und wo bleibt er, wenn Du die Bahn benutzen mußt? In den Wagen darfst Du ihn nicht mit hineinnehmen, er müßte also hinterher laufen und das wäre eine Grausamkeit und Tierquälerei, die ich Dir nicht zutraue. Bedenke noch vieles andere. Wo soll der Hund des Nachts schlafen? Auf dem Korridor, damit er mich anbellt und Dich weckt, wenn ich später als Du schlafen gehe? Oder etwa bei Dir in Deinem Zimmer? Der Gedanke allein ist unästhetisch. Denke auch an den Schmutz, den er Dir bei schlechtem Wetter in das Haus trägt, denn wenn der Dackel auch angeblich eine Ausnahme seines Geschlechtes bildet, daß er sich jedesmal, bevor er in das Haus tritt, an dem eisernen Abkratzer die Pfoten reinigt, das glaubst Du doch wohl selber nicht.“

So ging das noch eine ganze Weile weiter. Ja, dies alles auf Ehr' schrieb ich meiner Frau und noch mehr. Und der gewünschte Erfolg blieb dann glücklicherweise auch nicht aus. Meine Frau schrieb mir zurück: „Ja, sie sähe es ein, ich hätte vollständig recht, sie hätte sich das alles vorher überlegen müssen, aber bei diesem Dackel sei es nun zu spät, weil sie ihn sich bereits gekauft habe.“ Und dann hieß es wörtlich: „Ich kann Dir nur wiederholen. Du machst Dir viel zu viel unnötige Gedanken. Der Dackel kann ruhig bei mir im Zimmer schlafen, ohne daß das irgendwie unästhetisch wäre — des Dackels wegen brauchen die Mädchen, wenn sie mal auf Urlaub fahren wollen, nicht zuhause bleiben — dem Dackel wird kein Parkwärter etwas tun, wenn er Dich einmal nach Belvédère begleiten sollte — den Dackel können wir, wenn wir reisen, ruhig mit in unsere Fahrabteilung nehmen, oder wie das schöne Wort Coupé sonst jetzt auf deutsch heißt, ohne daß sich die anderen Mitreisenden darüber beschweren werden. Und nun bitte ich Dich eins, söhne Dich mit meinem Dackel aus und sei friedlich.“

Ich aber dachte nicht daran, mich auszusöhnen und friedlich war ich erst recht nicht. Ich bekam

Digitized by Google

sogar auf den Dackel eine, mit Respekt zu sagen, stinkende Wut, nicht wegen seiner Fehler, die sich später sicher herausstellen würden, sondern wegen seiner jetzigen vielen Tugenden. Schon auf der Schule habe ich die sogenannten Musterknaben immer verprügelt, weil sie mir ekelhaft waren und nun sollte ich mit einem Musterhund Freundschaft schließen? Das ging mir wider die Natur, denn wenn ein Hund nun einmal ein Hund ist, dann soll er auch einer sein, sonst ist er eben kein Hund. Ich war wütend, ein klein wenig wütend auch auf meine Frau, mir kam es so vor, als habe sie mich etwas damit necken wollen, daß sie mir ihren Dackel vordeklinierte, auf jeden Fall war ich es meiner schriftstellerischen Ehre schuldig, ihr zu beweisen, daß ich trotz des Dackels das Deklinieren auch noch nicht verlernt habe und deshalb schrieb ich: „Ich strecke die Waffen, ich bin besiegt wie die Russen bei Tannenberg, demnächst fahre ich nach dem Osten und ertränke mich in den Masurischen Seen. Vorher werden wir uns ja aber noch einmal sehen und wenn wir uns in der nächsten Woche in Frankfurt am Main treffen, um zusammen noch ein paar Wochen nach Königstein im Taunus zu gehen, dann tue mir die einzige Liebe und schicke vorher den Dackel mit dem Mädchen nach Hause, bringe ihn nicht mit nach Frankfurt, denn d e r Hund würde die Freude des Wiedersehens mit Dir trüben, d e s Hundes Leben hing an einer sehr dünnen Hundeleine, — d e m Hund würde ich sehr bald das Genick umdrehen, — d e n Hund will ich erst so spät wie möglich mit meinen eigenen Augen sehen, am liebsten sogar gar nicht."

Ich konnte mir nicht helfen, meine Deklination gefiel mir nicht recht, es kam mir so vor, als sei meine Frau mir in der Kunst über, aber mir war nichts Besseres eingefallen und einen Zweck würde es doch nicht haben, denn daß meine Frau den Hund mit nach Frankfurt bringen würde, davon war ich so felsenfest überzeugt, wie — aber da jeder Vergleich hinkt, sagte ich mir im stillen ganz einfach nur: w i e!

Wie aber soll man aus einer Frau klug werden, denn als ich meine Frau bald darauf in Frankfurt traf, hatte sie den Hund nicht bei sich. Sie zerrte ihn nicht an der Leine hinter sich her, sie trug ihn nicht auf dem Arm, sie hatte ihn auch nicht in ihrem Handkoffer verpackt und ihn auch nicht in der großen Handtasche versteckt. Meine Frau hatte tatsächlich meinen Wunsch erfüllt, aber trotzdem war das Wiedersehen etwas gedrückt. Ich las es in den Augen meiner Frau, sie hätte mir am liebsten gleich stundenlang von dem Dackel erzählt, sie aber las in meinen Augen: Sprich mir von allen Tieren dieser Erde, nur von dem Dackel sprich mir nicht. Wir saßen uns ziemlich schweigsam gegenüber und verzehrten unser Kriegsmittagessen, bis es Zeit wurde, den Zug nach Königstein zu besteigen, wo ich in dem großen, schönen, weltbekannten Hotel Stern bereits Zimmer für uns bestellt hatte.

Als ich am nächsten Tage von einem einsamen Spaziergang zurückkehrend mein Zimmer betrat, dachte ich, mich solle der Schlag rühren, denn mitten im Zimmer stand der Dackel und sah mich mit treuherzigen Augen an, die mich zu fragen schienen: Was habe ich dir denn eigentlich getan, daß du so schlecht auf mich zu sprechen bist? Dieser stummen Anklage gegenüber schwand mein Groll etwas dahin, zumal ich meiner Frau darin recht geben mußte, was sie mir früher geschrieben hatte. Der Dackel war wirklich auffallend hübsch, aber das Schönste an ihm waren seine krummen Beine. Ich sah es voraus, auf diese krummen Beine würden alle Dackel in Weimar eifersüchtig und neidisch werden. Und noch eins söhnte mich mit ihm aus, er bellte nicht, als ich in das Zimmer trat, er bellte auch nicht, als ich mich zu ihm niederbeugte, um ihn, wenn auch etwas widerstrebend, zu streicheln. Er bellte selbst dann nicht, als ich ihn nun, um ihn auf die Probe zu stellen, absichtlich auf den Schwanz trat, wie meine Frau es versehentlich getan hatte. Nein, er bellte wirklich nicht, sondern wackelte nur mit dem Kopf, erst von links nach rechts, dann von rechts nach links, dann von oben nach unten und von unten nach oben, aber dann gab er so merkwürdige, sonderbare Töne von sich, daß ich ihm zurief: „Verehrter Herr Dackel, dein Halsscharnier scheint mir nicht ganz in Ordnung zu sein, trotz der fettlosen Zeit muß das einmal irgendwie eingefettet werden, komm' her, ich verstehe zwar nichts davon, aber trotzdem mach' mal den Schnabel auf und sage mal a."

Erneut wollte ich mich zu dem Dackel niederbeugen, da klang plötzlich ein frohes, helles Lachen an mein Ohr und als ich mich umwandte, stand meine Frau im Zimmer.

Warum lachst Du denn nur? wollte ich sie fragen, bis ich plötzlich nicht mehr zu fragen brauchte, denn jetzt erst sah ich, daß der Dackel zwar ein Dackel war, aber kein lebender, sondern ein mehr als täuschend nachgemachter, künstlich präparierter Dackel, der die sonderbaren Halstöne nur deshalb von sich gab, weil man ihm einen Mechanismus in den Hals hineingebaut hatte.

Nicht mit dem klügsten Gesicht von der Welt stand ich da, denn nun erst wurde mir klar, warum dieser Dackel mich durch sein Bellen niemals bei der Arbeit stören würde. Nun erst sah ich ein, warum der tatsächlich in jeder Hinsicht eine Ausnahme des Hundegeschlechtes sei. Nein, sehr geistreich war mein Gesicht nicht, und es wurde dadurch nicht klüger, daß meine Frau mich immer aufs neue auslachte, weil ich auf den Hundekauf derartig hineingefallen sei und ihr so ernsthafte und erregte Briefe geschrieben habe, über die sie sich mit dem Mädchen in Bad Elster halb krank gelacht hätte.

Meine Frau lachte und schon, um mir nicht

Digitized by Google

noch dümmer vorzukommen, als das ohnehin der Fall war, lachte ich schließlich mit, aber eins schwur ich mir im stillen: nie wieder darauf hinein zu fallen, wenn meine Frau mich erneut fragen solle, ob ich ihr böse sein würde, wenn sie sich einen Hund kaufe. Nie wieder, oder doch erst recht, denn wer kennt sich bei einer Frau aus und wer konnte wissen, ob meine Frau sich das nächstemal, wenn ich nicht böse würde, nicht als Gesellschafter für den ausgestopften Dackel einen lebenden kaufen würde, oder einen anderen Dackel, der gar kein Dackel, sondern eine Ulmer Dogge oder ein Neufundländer war?

Bis jetzt ist das allerdings noch nicht geschehen, aber davon, daß der Tag kommen wird, vielleicht schon während der nächsten Sommerreise, bin ich fest überzeugt, denn wozu hätte mir meine Frau sonst so oft erzählt, sie würde sich nie wieder einen Hund wünschen?

Wenn eine Frau schon sagt: nie wieder! Das heißt auf deutsch: nicht heute oder morgen — aber eines Tages ganz bestimmt!

*

Nun leg' ich all den bunten Tand . . .

Nun leg' ich all den bunten Tand,
Der meine Ruhe oft gestört —
Und leg' mein Herz in deine Hand,
Daß es für immer dir gehört.

Sieh — heiß war oft mein junges Blut.
Nun bebt mein Herz in Qual und Scham.
Hab' du mich lieb und mach' mich gut,
Denk' nicht wie arm ich zu dir kam!

Ich seh' in deiner Augen Grund
Nur Liebe, tiefe Liebe stehn.
Es läßt ein Kuß von deinem Mund
Zu neuer Tat mich auferstehn.

Nach aller Irrfahrt in der Welt
Find' ich an deinem Herzen Ruh'.
Nun ist die Zukunft aufgehellt:
Dir strömt jetzt voll mein Leben zu!

Hanns Heinrich Bormann.

* **Bücherbesprechungen** *

G. Behrend: **Der Grenzturm.** Ein Roman. Berlin, Martin Warneck. Preis brosch. 4 M., geb. 5 M.

Der Roman nimmt seine Gestalten aus längst vergangenen Tagen. Der Verfasser schildert schlicht, aber eindringlich, weiß dramatisch zu fesseln und, was die Hauptsache ist, läßt auch unser Gemütsleben an den Ereignissen teilhaben. Der Grenzturm, die Scheide zwischen zwei ritterlichen Geschlechtern derer von Halleneck und von Bergen, ist der Schauplatz der Handlung. Sie umrankt eine Chronik, die besagt: „Wenn wieder eine Halleneckerin wird einen Bergen lieben, muß dieser Liebe wegen der Herr der Halleneck sein Leben lassen." Damit ist das tragische Moment der Handlung gegeben. und die es verkörpernde Gestalt, der widerwärtige aller besseren Regungen bare Ritter Leichlingen von Kluftenstein, der das Besitztum des zum Spieler herabgesunkenen alten Grafen Heinrich von Halleneck in seine Hand zu bringen versucht, fällt schließlich dem in der Welt sich behauptenden Guten zum Opfer, freilich auch der alte Graf selbst, der damit den Schicksalsspruch der Chronik erfüllt. Die Liebe triumphiert über das Schlechte, und aus den Trümmern des Grenzturms erwächst ein neues Glück der vereinigten Geschlechter Halleneck und Bergen.

Besonders reizvoll ist die Geschichte der ersten Liebe des Grafen Heinrich dargestellt, das buntbewegte Treiben bei der Hochzeitsfeier, psychologisch fein der Charakter der stolzen, sanften Gattin Christina, die in einem furchtbaren Gewittersturm (hier weiß der Verfasser außerordentlich anschaulich und packend zu gestalten) ihr Leben lassen muß. Der durch das ganze Werk schreitende gleichsam gute Genius ist der Narr Rigo, zusammen mit dem alten Pförtner Henning, zwei prachtvolle Schöpfungen. Nicht unvergessen seien auch die hie und da in die Handlung eingestreuten Lieder des Narren, von denen besonders: „Ein jedes Spiel hat Reize viel" hervorgehoben zu werden verdient.

Wir begrüßen in dem Grenzturm ein gutes Buch, das, vorzüglich ausgestattet, seinen Weg gehen und viele Freunde finden wird. Man merke sich den Namen G. Behrend, wir werden noch Gutes von ihm zu erwarten haben.

Hans Morgenthaler: **Ihr Berge.** Stimmungsbilder aus einem Bergsteiger-Tagebuch. Mit 33 Federzeichnungen vom Verfasser. 144 S. 8°. Verlag: Art. Institut Orell Füßli, Zürich. Brosch. 2 Fr., in Leinwand geb. 3 Fr.

Eine Sammlung prächtiger Skizzen und Stimmungsbilder aus den Alpen, die der Verfasser durch eigene Federzeichnungen von echt künstlerischem Charakter recht wirksam zu bereichern gewußt hat. Das von begeisterter Liebe zur Bergwelt erfüllte Büchlein, das nicht mit Unrecht als das „Gebetbuch des Alpenwanderers" bezeichnet worden ist, wird bei allen Naturfreunden gute Aufnahme finden.

Inhalt des Heftes 17: Der Herr Direktor (Schluß.) Roman von Else Croner. — Der Roman einer schönen Frau. Von Richard Freyen. — **Beiblatt:** Die Schale. Gedicht von K. Berner. In den Katakomben von Paris. Von Freiherr von Schlicht. Lebenskreise. Gedicht von Helmuth Unger. Männe Eine Hundegeschichte von Freiherr von Schlicht. Nun leg' ich all den bunten Tand . . . Gedicht von Hanns Heinrich Bormann. Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke, Ausgegeben am 27. Januar 1917. — Druck von A. Gehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 18

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Der wilde Rosenbusch / Roman von Alfred Maderno

1. Kapitel.

Leuchtendes Juniglück im Rheintale.

Tatfrohes, nervenstarkes Leben und Schaffen an den reichen Ufern des Stromes, zielbewußte Arbeit im Verein mit den hilfsbereiten Wogen, die, arbeitsbraun von Aussehen, mit gleichmäßiger Kraft und Ausdauer dahinzogen.

Aber auch Daseinsfreude und verständnisvoller Genuß der Feiertagsgaben, die auch der strengste Werktag spendet.

Im Rücken der uralten Stadt, deren Fundamente die Spuren trotzigen Römerwillens aufweisen, niederblickend auf ihre hellroten neuen und moosverbrämten greisen Dächer, die alle eine einzige, aber innige Liebe besitzen: den gewaltigen deutschen Dom, zieht zwischen Gärten, vielbunten Anlagen und Villen eine Promenade, die mit bezaubernden Ausblicken die Sorgfalt vergilt, die ihr die umsichtigen Väter der Stadt zuwenden.

Fremde verweilen viertelstundenlang an den Aussichtsplätzen, einem neuen Stücke ihrer großen deutschen Heimat die Herzen erschließend, Einheimische wandern in Erholungsstunden diese Promenade und die Wege ihrer Anlagen, nicht stolz, nein, tiefbefriedigt von der wechselreichen Schönheit der Stätte, die ihnen, da sie ihr entstammten, von ihrer eigenen Frische und Anmut gegeben.

Und wohlbegüterte Bürger besitzen hier oben ihre Wohnhäuser.

Von prunkenden Gärten umgeben, stehen sie da im breiten Sonnenlichte, der Lohn, das Ergebnis fleißiger, haushälterischer Jugendarbeit.

Gereifte Menschen, deren Hoffnung und Wunsch solch ein eigenes Heim viel länger gewesen, als sie es nun besitzen durften, blicken aus verschwenderisch hohen und weiten Fenstern hinein in die farbige Pracht der Gärten und hinaus ins Land, dem ihre Pflichten und Arbeit gehörten.

Und an ihre Ohren klingt die sorglose, wohllaute Fröhlichkeit der Jugend, die in den Räumen dieser Villen, auf den Wegen dieser Gärten ihre ersten Schritte versucht und von Anfang an nichts anderes gekannt hatte als die Bequemlichkeit und Schönheit ihres Zuhause.

Wer sie geschaffen, wie sie entstanden, das kümmerte die Jugend nicht, die sich unbewußt, aber ohne Vorbehalt zum Rechte bekannte, es besser zu haben als jene, denen sie die Jugend dankten oder zu danken hatten.

— — — — — — — — — — — — — —

In der geräumigen, schattigen Laube eines dieser Gärten, der mit bunten, edlen Blumen und großblättrigen Pflanzen verschwenderisch umging, saß um einen runden Tisch ein halbes Dutzend bildhübscher junger Mädchen, alle sechs ungefähr gleichen Alters, just in dem Jahre, das aus Spiel und Übermut hinüberleitet zu sonderbaren Ahnungen und Erkenntnissen.

Nur hinüberleitet, aber noch nicht gänzlich von Harmlosigkeit und kindlichem Übereifer befreit.

Digitized by Google

Das lehrte ein Blick auf die quecksilbrige Schar, das bewies ihr hurtiges Plaudern und springquellgleich aufsprühendes Lachen, das weithin vernehmbar war.

Horchte von der Straße jemand danach oder eins im Nachbargarten?

Die Mädchen kümmerte dies nicht.

Von allem, was sich außerhalb der kühlen, dämmrigen Laube befand und ereignete, erregten höchstens der goldige zitternde Juniglanz, die Fülle der Blumen oder ein besonders sehnlicher Vogelruf das Interesse und Wohlgefallen der jungen Schar.

Zu andern Zeiten verhielt es sich nicht anders und heute ganz besonders nicht.

Heute — das unablässige Scherzen sprach zwar wenig dafür — tagte der Freundschaftskreis der Sechzehnjährigen in einer außerordentlich wichtigen, möglicherweise sogar folgenschweren Angelegenheit, die nun endlich zur Sprache und Abstimmung zu bringen, eines der Mädchen sich ernstlich anschickte.

Begreiflicherweise war dies der Backfisch, dem sich die Neugierde der Freundinnen aus dem Grunde zuwenden sollte, da er, wenn auch ohne seine Absicht, dazu ausersehen war, jene wichtige Angelegenheit öffentlich bekannt zu machen.

Daß Hanna Negra überdies die einzige Tochter des Gartenbesitzers war, schien dabei nur von zufälliger Bedeutung zu sein, durfte aber, genau besehen, doch nicht so nebensächlich bewertet werden, wozu man sich auf den ersten Blick verleitet sehen konnte.

Die Freundinnen besaßen von dem bevorstehenden Ereignis noch keine blasse Ahnung. Sie zu überraschen, hatte Hanna geschwiegen; und nun wollte sich keine Gelegenheit bieten, keine Pause im ohrenbetäubenden Geschnatter, die Angelegenheit zur Sprache zu bringen.

Man kam jeden Sonnabend bei Hanna Negra zusammen, zur schönen Jahreszeit bei gutem Wetter in der Laube hier, die anderen Male in ihrem entzückenden Mädchenzimmer. Außergewöhnliche Vorfälle hatten sie noch niemals zusammengerufen, wie sollten die Mädchen diesmal auf den Gedanken kommen, daß ihr heutiges Beisammensein einem besonderen Anlasse zu gelten haben werde?

Durch Verabreichung einiger herzhafter Püffe und Verschwendung ihrer kräftigen, klaren Stimme war es Hanna jetzt endlich gelungen, die Unruhe der Freundinnen einzudämmen und die für ihre Aufgabe erforderliche Stimmung vorzubereiten.

„Ich habe euch etwas sehr Wichtiges mitzuteilen!"

„Nun, schieß nur los!" erscholl es in der Runde, und die Mädchen rückten näher an den Tisch heran.

Daß erst jetzt einigermaßen Ruhe und Aufmerksamkeit eintraten, mußte weniger der in Aussicht gestellten Neuigkeit, als vielmehr dem sonst gewiß bedauerlichen, jetzt indes glücklichen Umstande zugeschrieben werden, daß die Kuchenteller und Schokoladetassen, gründlich geleert, die Erfüllung ihres Daseinszweckes bewiesen.

„Nun schieß man los" !

Der auf so klassischem Boden sicherlich schlecht angebrachte Zuruf verhieß aber wenigstens die Absicht aufzuhorchen, und Hanna brachte als nächste Folge der Aufforderung drei Briefe zum Vorschein.

Ein fünfstimmiges Ah der Überraschung zerriß für eine Sekunde die erwartungsvolle Stille, der jedoch nicht Zeit gelassen wurde, den Riß zu flicken, denn fünf Mädchen konnten sich der hitzigen Fragen: „Briefe? — Drei Briefe? — An dich? — Alle drei an dich? — Oder an wen?" nicht enthalten.

Von der Würde ihrer Aufgabe und dem Ernst des Augenblickes immer mehr durchdrungen, aber auch befriedigt von der sichtlichen neugierigen Erregung der Freundinnen, hob Hanna Negra mit bedeutungsvoller Gelassenheit den dunklen hübschen Kopf, ließ die von frühzeitigem Ernst überschatteten Blicke langsam im Kreise herumgehen und legte dann die drei Briefe einzeln vor sich auf den Tisch.

„Drei Briefe, jawohl, mir übergeben, aber für uns sechs bestimmt."

Diese Mitteilung, die immerhin überraschend kam, brachte sofort eine Veränderung für die Gemüter der fünf Zuhörerinnen.

Also auch für sie bestimmt! Das war etwas anderes und hörte sich bei weitem angenehmer an, als wenn die Briefe nur für Hanna bestimmt gewesen wären und deren Großmut es

Digitized by Google

gestattet hätte, den Freundinnen davon Mitteilung zu machen.

So aber, und das schickte sich auch, besaßen sie alle das gleiche Recht auf diese Briefe und ihren Inhalt, den die begehrlichen Augen schon durch das Papier hindurch zu ergründen suchten.

Natürlich rief es von allen Seiten, nun hatte man ja das Recht dazu: „Von wem? — Gib her! — Was steht in den Briefen?"

Hanna aber legte die schmalen Hände schützend auf das ihr anvertraute Gut und rief mit gemäßigter, indes entschiedener Stimme in den Chorus hinein: „Wir haben zwar ausgemacht, daß bei unseren wöchentlichen Zusammenkünften keine von uns so etwas wie einen Vorsitz führen solle; aber in der Angelegenheit, über die wir jetzt zu beraten haben, müßt ihr mir schon erlauben, ein paar Worte zur Einleitung vorauszuschicken. Und die möchte ich allein sprechen", fügte Hanna mit einem deutlichen Blick auf Lore von Wetterstein hinzu, die gerade Miene machte, die Sprecherin zu unterbrechen.

Grete Hoffer, die neben Lore saß, unterstützte die gerechtfertigte Absicht Hannas mit einem freundschaftlichen Rippenstoß, den sie dem schlanken Offizierstöchterlein versetzte.

„Jetzt mußt auch du still sein", flüsterte sie der Freundin zu.

Hanna fuhr fort: „Diese Briefe habe ich gestern und heute erhalten. Wenn ihr den Inhalt erfahren haben werdet, wird es euch nicht mehr wundern, daß sie an mich und nicht an eine von euch gerichtet sind. Bernhardine Daimler, Josefine Pfister und Hilda Graßl bitten um Aufnahme in unseren Freundschaftskreis, genannt ‚Der wilde Rosenbusch'. Hier sind die Gesuche der drei Mädchen." Damit entnahm Hanna den Briefumschlägen die besagten Schriftstücke.

Zehn Augenpaare blickten einander fragend an.

Hanna selbst, die ja Zeit gehabt hatte, die Gesuche zu studieren und zu erwägen, betrachtete prüfend die Mienen der Freundinnen.

Noch war kein Wort gefallen.

Dabei konnte es natürlich nicht bleiben.

„Wir müssen nun darüber beraten", mahnte Hanna, indem sie die Briefe entfaltete und mit der flachen Hand glattstrich.

„Ich denke, daß sich hier nichts ereignet hat, das beraten zu werden verdiente", ließ sich als erste Lore von Wetterstein vernehmen.

Das vornehme Mädchen vermutete oder befürchtete wohl gar unebenbürtige Eindringlinge.

Die genannten Namen, man hatte sie ja nicht behalten, hatten auch nach gar nichts geklungen.

Gewiß, Lore war unter den sechs Freundinnen die einzige Adelige; das brauchte man nicht zu vergessen. Aber die übrigen Mädchen stammten doch immerhin aus Familien, die in der ganzen Stadt bekannt und angesehen waren. In einem anderen Falle weilte sie doch nicht unter ihnen und in der Gartenlaube eines Bürgerlichen und ließ sich nicht mit bürgerlichem Kuchen traktieren.

Aber im Hause eines Justizrates konnte man sich das schon gefallen lassen.

Ebensowenig brauchte man sich der herzlichen Freundschaft der übrigen Mädchen zu schämen.

Da war Luise Angermann, Joachim Angermanns des reichen Kunst und Künstler fördernden Privatiers Tochter, dann Grete Hoffer, deren Vater sich als Medizinalrat außerordentlicher Bedeutung rühmen durfte. Pastor Gerhardt lebte zwar seit dem frühen Tode seiner Frau sehr zurückgezogen, doch wußte man, daß ihm die vornehmsten Häuser der Stadt offen standen. Also konnte ein vertrauter Verkehr mit seiner Tochter Ella keinerlei Schaden bringen. Traud Förster schließlich hatte zwar keinen Vater mehr, immerhin erfreute sich ihre Mutter, eine stille, vornehme Dame, als Witwe eines einst gesuchten Rechtsanwaltes allgemeiner Wertschätzung. Es war stadtbekannt, daß Frau Förster ihr kleines Vermögen sehr geschickt verwalten mußte, um auf dem Niveau ihrer Herkunft zu bleiben und ihrer Tochter eine entsprechende Erziehung zuteil werden lassen zu können. Da sie dies aber in einer so durchaus feinen Art und Weise verstand, mußte man es ihr zur Ehre anrechnen, und entschädigte ihre Tochter gerne in gleicher Weise für so manche unverdrossen hingenommene Entbehrung.

Digitized by Google

Nein, nein, ob sich Lore von Wetterstein nach rechts oder links im Kreise ihrer Freundinnen umblickte, sie befand sich in tadelloser Gesellschaft. Doch so sollte es auch bleiben.

So war es immer schön gewesen, und sie hatten einander genügt, wozu da den Kreis vergrößern und gleich um drei Mädchen?

Nein, für Lore gab es nichts zu beraten oder zu überlegen. Dies war ihre Meinung und die sprach sie auch offen und kurz aus.

Nun würde man ja die anderen hören.

Traud Förster, die immer praktisch dachte, griff die Sache bei einem anderen Ende an und steuerte auf den ihrer Ansicht nach wesentlichsten Punkt los.

„Wer sind die Mädchen? Lies die Namen nochmals vor, Hanna!"

Hanna entsprach dem Wunsche.

„Bernhardine Daimler? Ihr Vater besitzt die große Schuhfabrik", besann sich Traud.

„Und einen Verkaufsladen in der Ludwigsstraße", wußte Ella zu berichten.

„Nee, eine Schustertochter? Und überdies besucht sie bereits die Selekta, ist also gewiß älter als jede von uns." Luise Angermann rümpfte merklich das Näschen, während sie ihre Weisheit vorbrachte.

„Warum will sie denn gerade zu uns?" wollte Grete Hoffer wissen, erwartete aber keine Antwort. Sie war ein gutmütiges Mädchen, das das Leben und seine Freuden selbst viel zu sehr liebte, um nicht auch dem lieben Nächsten alles Gute zu gönnen. Daher wollte sie auch eine Ablehnung so zartfühlend als nur möglich vorbringen.

„Also, stimmen wir ab?" fragte Hanna.

„Welcher Ansicht bist denn du?" begehrte Traud zu wissen.

„Ich schließe mich der Majorität an."

„Wir sind alle dagegen", erklärte Lore ziemlich selbstsicher und entschieden.

„Alle?"

Die fünf Mädchenköpfe nickten.

„Aus welchem Grunde? Wir müssen Fräulein Daimler doch einen glaubwürdigen Grund für unseren Entschluß angeben, der sie nicht verletzen darf. Ihr seht, man sucht die Freundschaft des ‚Wilden Rosenbusches', also scheint man ihn zu achten. Da müssen wir doppelt auf sein Ansehen bedacht sein."

Den Mädchen leuchtete dies wohl ein, und sie gaben sich Mühe, einen ausreichenden Grund, wenn er auch nur vorgeschützt werden sollte, ausfindig zu machen.

Schließlich wußte Luise eine geschickte Ausrede.

„Fräulein Daimler ist uns zu fremd. Wir sechs aber kennen einander schon zu lange, um nicht im voraus zu fühlen, daß ‚Der wilde Rosenbusch' durch die Aufnahme eines bisher keinem seiner Mitglieder bekannten Mädchens aus dem Gleichgewicht kommen würde."

Luises Worte fanden ungeteilten Beifall.

„Erledigt", entschied Hanna, legte Fräulein Daimlers Brief zur Seite und griff nach dem zweiten Schreiben.

„Josefine Pfister kennen wir alle. Sie besucht mit uns die oberste Klasse der Höheren Mädchenschule. Ihr gegenüber können wir von einer ähnlichen Ausrede nicht Gebrauch machen."

„Du bist dafür, auch ihr Gesuch abzulehnen?" fragte Grete.

Hanna biß sich auf die Lippe. Sie fühlte, daß sie zu voreilig gewesen war und ihre Absicht zu deutlich zu erkennen gegeben hatte.

Lore kam ihr zu Hilfe.

„Ihr Vater ist doch Käsestecher!"

„Ich denke Käsehändler en gros." Hanna bemühte sich, ihrer etwas ins Wanken geratenen Unparteilichkeit wieder auf die Beine zu verhelfen.

„Ach, das ist doch das Nämliche," beharrte Lore, „meint ihr nicht auch?"

Lore widersprach man nicht gerne. Sie mußte doch am besten wissen, was sich schickte und wie weit man gehen durfte. Und übrigens, hatte Hanna nicht als erste ihre Ansicht verraten?

Ja, Luise, Ella, Traud und Grete meinten es auch.

Darum schwiegen sie.

„Also nicht?" fragte Hanna.

„Nein", kam es wie aus einem Munde.

„Und der Grund?"

Der war diesmal nicht so leicht anzugeben.

Eine dachte angestrengter nach als die andere. Minutenlanges Nachdenken führte zu keinem Ergebnis.

Da entschied Hanna: „Darüber sprechen

Digitized by Google

wir später. Jetzt wollen wir noch das dritte Gesuch prüfen. Auch Hilda Graßl kennt ihr alle, wenigstens dem Namen nach und vom Sehen. Sie besucht die Klasse nach uns, dürfte also etwas jünger sein als wir. Ihr Vater besitzt, wie ihr wißt, eine Champagnerfabrik."

„Ach, Champagner", flüsterte Grete und lehnte sich verklärt lächelnd zurück. Sie schien über dieses Wort den Ernst der Sache vergessen zu haben.

„Hast du überhaupt schon einmal Champagner getrunken?" fragte Lore mißtrauisch, „echten, französischen?"

„Papa erhält zuweilen Probesendungen, daß er die Marke seinen Patienten empfehle." Doch kam diese Erklärung wie aus weiter Ferne.

Lore zeigte sich davon auch wenig erschüttert. Sie hatte eine Erwiderung auf der Zunge, doch gebot es die Wohlerzogenheit, Hanna, die eben zu sprechen begonnen hatte, Aufmerksamkeit zu schenken.

„Also, wie verhaltet ihr euch zu Fräulein Graßls Besuch? Grete scheint mir nicht mehr beschlußfähig zu sein", fügte Hanna mit einem lächelnden Blick auf die Freundin hinzu.

„Ist Herr Graßl Hoflieferant?" erkundigte sich Luise vorsichtig.

Ja, und soviel ich weiß, auch Lieferant eines österreichischen Erzherzogs." Traud wußte gut Bescheid, und der Ton, in dem sie ihr Wissen vorbrachte, klang wenig nach Mißmut.

„Kennt eine von euch Hilda Graßl persönlich?" fragte Hanna.

„Ja, ich", beeilte sich Ella lebhaft zu versichern. „Als sie konfirmiert wurde, also vor noch gar nicht langer Zeit, kam sie öfter zu Papa, und einige Male hat mich Papa dann ins Zimmer gerufen."

„Glaubst du, daß sie zu uns passen würde?" Sogar Lore glaubte, Anteilnahme bezeigen zu dürfen, ohne ihrer Vornehmheit etwas zu vergeben. Schließlich war sie davon überzeugt, daß die Freundinnen ihr gewiß nicht die vertrauliche Bekanntschaft eines unmöglichen Geschöpfes zumuten und sich selbst einer solchen aussetzen würden.

Und Hoflieferant sowie Lieferant eines österreichischen Erzherzogs, das war immerhin etwas, das nach Ansehen aussah. Vielleicht wurde Herr Graßl über kurz oder lang auch noch Kommerzienrat? Sein Fabrikat freilich vermochte ihr nicht viel besseres als Mißtrauen einzuflößen.

Ella erklärte, daß sie keinen Grund wisse, warum Hilda Graßl etwa nicht in „Den wilden Rosenbusch" passen könne. Sie machte ja zwar einen noch etwas kindlichen Eindruck, doch dies könne ebensogut bloße Täuschung sein.

„Ist also jemand dagegen, Hilda Graßl in ‚Den wilden Rosenbusch' aufzunehmen?" Hanna sah sich erwartungsvoll im Kreise um.

Auch diesmal klang das „Nein" wie aus einem Munde, doch es klang wesentlich anders als das erstemal.

Einen Augenblick schien Hanna über etwas nachzudenken. Dann sagte sie rasch: „So, nun haben wir auch einen schönen Grund, die Ablehnung des zweiten Gesuches zu begründen."

„Ja, welchen denn?" Alle waren begierig, den Grund, der ihnen soviel Kopfzerbrechen bereitet hatte, kennenzulernen.

„Infolge Annahme eines anderen Gesuches, das uns früher vorgelegt wurde als das Deine, sieht sich ‚Der wilde Rosenbusch' leider nicht in der Lage usw. usw. Hildas Brief kam ja auch in der Tat als erster an."

„Fein!" wisperten die Mädchen, während Grete noch immer lässig zurückgelehnt da saß und „Champagner" murmelte.

---

2. Kapitel.

„Der wilde Rosenbusch" hatte das Gefühl, den offiziellen Teil seiner Sitzung mit vollendetem Anstand erledigt zu haben.

Nun durfte man wieder seinen Gedanken und Empfindungen freien Lauf lassen.

Schade, die Kuchenteller waren geleert; ein Nachfüllen gab es in dem sonst so freigebigen Hause Negra nicht.

Die Frau Justizrat berücksichtigte beim Vorliegen der Näschereien ohnehin das Maximum, das ein junger Magen aufzunehmen und zu behalten imstande war. Übereifen sollte sich in ihrem Hause keines der Mädchen.

Da es aber nicht das erstemal war, daß sich „Der wilde Rosenbusch" noch lange vor

Digitized by Google

Schluß seiner Wochenversammlung vor geleerten Tellern sah, fügte er sich auch diesmal dem herzlosen Geschick und ließ sich die gute Laune nicht verderben.

Grete war ja um etwas besser daran als ihre Freundinnen. Für sie hatte der Gedanke an Champagner so eine Art Nachtisch verkörpert.

Die übrigen Mädchen schienen weniger Verständnis dafür zu besitzen, und die kribbelnde Frische der Jugend ersetzte ihnen das prickelnde Schäumen des Champagnerweines.

Immerhin sei davor gewarnt, Grete Hoffer für lasterhaft zu halten.

Nachdem also beschlossen worden war, die Gesuche der Fräulein Daimler und Pfister mit glaubwürdiger Begründung abzulehnen, Hilda Graßl aber in aller Förmlichkeit einzuladen, behufs Aufnahme zur nächsten Sonnabendsitzung des „Wilden Rosenbusches" zu erscheinen, verlangten die tausenderlei albernen und frühreifen Einfälle, die aus Jungmädchengehirnen geboren werden, ihre Rechte, und der Garten des Justizrates Negra hallte alsbald wider von der sorglosen Fröhlichkeit der jungen Schar.

Wie konnten da in der Laube die leisen Tritte gehört werden, die sich jetzt auf dem mit feinem gelben Sande bestreuten Wege der Gartenecke näherten, wo „Der wilde Rosenbusch" seit seinem Bestande zur schönen Jahreszeit und bei guter Witterung zu tagen pflegte?

Es erscholl aber kein Geschrei der Überraschung, sondern das aufrichtiger Freude, als über den sonnenhellen Eingang der Laube ein schmaler Schatten fiel und gleich darauf ein zierlicher alter Herr, in hellgraues Lüster gekleidet und mit seidigen Silberhaaren unter dem schwarzen Hauskäppchen, vor dem blühenden Mädchenkreis stehenblieb.

„Sonne, Blumen und Jugend! Gott sei Dank, daß ich nicht vor die Wahl gestellt bin, sondern daß ich mich gleich der heiligen Dreieinigkeit erfreuen darf! Recht guten Tag, liebe Kinder!"

Trotz ihrer Sanftheit besiegte die feine, leise zitternde Stimme des alten Herrn schon nach den ersten Worten den brausenden Chorus der Mädchen.

„Fein, daß du da bist, Onkel Fidibus", begrüßte Hanna den seltsamen Besuch und ergriff beide Hände des alten Mannes.

„Schön und brav von dir, daß du schon so früh kommst, Onkel", lobte Traud, die wie Hanna dem Eingang der Laube am nächsten saß, den alten Herrn.

Schon war dem eigenartigen Gaste einer Jungmädchengesellschaft auf der Rundbank Platz gemacht worden, und der mit Onkel angesprochene alte Herr saß auch bereits so zwanglos und mit sichtlicher Behaglichkeit unter der Mädchenschar, als wäre er der Großvater oder doch zum mindesten der richtige Onkel der sechs Backfische gewesen.

Und doch war weder das eine noch das andere der Fall. Wer es am meisten bedauerte, hätte sich schwer beurteilen lassen. Und so können wir mit ruhigem Gewissen behaupten, daß der Jammer auf Gegenseitigkeit beruhte.

Onkel Fidibus aber war nicht mehr und nicht weniger als der Besitzer der kleinen Nachbarvilla, deren nicht unbedeutender Garten an den des Justizrates grenzte, mit dem er überdies durch ein kleines Pförtlein in Verbindung stand.

Diese Türe war ungefähr so alt wie „Der wilde Rosenbusch." Nur um wenige Wochen jünger, und verdankte ihr Vorhandensein außer der Zustimmung des Justizrates dem gewiß selbstlosen Wunsche Onkel Fidibus', seine zahlreichen Erdbeerbeete, Himbeer- und Stachelbeersträucher von den immer dazu bereiten Mitgliedern des „Wilden Rosenbusches" geplündert zu sehen.

Jene Beete und Sträucher wiederum erzählten sich an lauen Abenden, daß sie seit dieser für sie ja nicht besonders vorteilhaften Einrichtung mit noch größerer Sorgfalt gehegt und gepflegt würden.

Daß Onkel Fidibus durch das Pförtchen den Garten seines Nachbars betrat, geschah zur schönen Jahreszeit einige Male in der Woche. Regelmäßig jedoch an Sonnabendnachmittagen, wenn Hanna Negra ihre Freundinnen bei sich versammelte. Wie ihm dies eigentlich zur Gewohnheit geworden war, darüber hätte der alte Mann heute keine Auskunft mehr zu geben vermocht, wenngleich die Anfänge dieser Gepflogenheit noch gar nicht sonderlich weit zurücklagen.

Digitized by Google

Onkel Fidibus wußte nur, daß er Hanna und ihre Freundinnen liebte so wie sie ihn. Güte der Jugend. Für den alten, alleinstehenden Herrn mußte dies Ursache und Grund genug sein, sich sein Verhältnis zum „Wilden Rosenbusch" zu erklären. Und wer sonst nicht über den Zaun guckte, fragte nicht danach.

Daß die muntere Mädchenschar lachend und übermütig in den Garten des Onkels stürmte, geschah indes nur an klaren Sommertagen, wenn die Beete und Sträucher eine hinreichende Menge reifer Beeren aufwiesen, zur Plünderung also dringend aufzufordern schienen.

Jedesmal mußte dann die Frau Justizrat die Mädchen begleiten, denn der alte Herr besaß und vertrat recht gefestigte strenge Ansichten, zum besten der Jugend und, wie er bei Gelegenheit betonte, zur Wahrung der Ordnung im allgemeinen.

Darin, daß er in der Laube des Nachbarsgarten ein Stündlein mit den jungen Mädchen verschwatzte, vermochten er und niemand eine Ungehörigkeit zu erblicken, weshalb sich Onkel Fidibus auch so ungezwungen gab und die Vertraulichkeit der Mädchen für das nahm, was sie in Wahrheit auch sein sollte, für treue Anhänglichkeit an den bewährten Freund ihrer Jugend und Beschützer wie Verteidiger ihrer Rechte und Streiche.

„Ja," sagte Onkel Fidibus, „ich habe euch länger als eine Stunde lachen und plaudern hören, so daß mich meine Mittagsruhe gar nicht mehr freute. Nur eine Viertelstunde lang seid ihr auffallend ruhig gewesen. Da habt ihr wohl", Onkel Fidibus wies auf die geleerten Kuchenteller, „dieser Herrlichkeit hier ein schmerzloses Ende bereitet?"

„Aber wo denkst du hin, Onkel!" rief Luise Angermann über den Tisch herüber und sah den alten Herrn mit vorwurfsvollen Blicken an, „du meinst in der Tat, wir sitzen eine geschlagene Viertelstunde lang ruhig da und stopfen Kuchen und Schokolade in uns hinein, bis es nichts mehr davon gibt oder bis wir nimmer können? Wie kleine Kinder, meinst du? Und dabei sind wir doch schon erwachsene Mädchen! Aber dafür willst du noch immer nicht den richtigen Blick bekommen, siehst uns noch für Kinder an und behandelst uns danach."

Onkel Fidibus überhörte den scherzhaften Ton in Luises Worten keineswegs, und doch klang es seltsam ernst, beinahe feierlich, als er nun erwiderte: „Weiß Gott, den Blick, von dem du sprichst, Luise, habe ich noch nicht und will ihn auch gar nicht bekommen. Was denkt ihr wohl: Wie viel Tage sind denn eurem alten Onkel noch gegönnt? Haben wir nicht vor vier Wochen meinen 77. Geburtstag gefeiert? Und sagen nicht die Leute: der Herr Georg Heidenreich wird alt, recht recht alt?"

„Wer sagt das? Niemand sagt das; das bildest du dir nur ein, Onkel." Hanna legte ihre Hand auf des alten Mannes Arm und sah ihm mit ihren großen ernsten Augen forschend ins Gesicht.

Nein, Onkel Fidibus sah für sein hohes Alter verhältnismäßig noch sehr frisch aus. Sein Befinden litt noch keinerlei Sorgen.

Gleichwohl beharrte der alte Herr bei seiner Meinung.

„Das müßt ihr doch selber auch sehen, Kinder, und weil ich es selbst am besten fühle, mag ich auch nicht, daß in meinen letzten Tagen etwas anders werden soll, daß vor allem ihr anders werdet. Seit vier Jahren, seit euer Freundschaftskreis besteht, dem wir mit viel Ach und Weh einen so schönen Namen gegeben haben, seit vier Jahren also weiß ich wieder, daß zu Sonne und Blumen ein Drittes gehört, die Jugend! Und ich habe allen Grund, Gott zu danken, daß es eure Jugend ist."

„Onkel, du bist wohl nicht ausgeschlafen!" ließ sich Lore vernehmen. „Sonst redetest du nicht so melancholisch daher. Wir sind ja ganz angesteckt davon. Da, sieh nur," und damit gab sie Ella einen wohlmeinenden Rippenstoß, „die da hast du schon auf dem Gewissen. Nein, was die wieder für Augen macht!"

Ella schrak sichtlich auf.

„Auf welche fette Trift hast du denn deine Gedanken gerade geschickt?" Grete sah die Freundin mit gutmütigen Blicken von der Seite an. „Wohl den Rhein abwärts, gelt? Fängt mit B an und hört mit N auf, was? Die Welt ist bucklig dort, aber das macht nichts, wenn die Studenten nur bunte Mützen tragen. Ist's etwa nicht so?"

Digitized by Google

„Du bist unausstehlich, Grete!" schmollte die Geneckte und senkte das errötende Gesicht tief auf den Tisch.

„Und du bist verliebt", gab Grete würdevoll zurück.

„Du hast Grund, solche Reden zu führen", wandte sich Luise an sie. „Bloß, daß du es nicht soweit gebracht hast und übers Pennal nicht hinausgekommen bist."

Jetzt errötete Grete, aber dank ihrem vollblütigen Organismus gelang ihr dies weit besser als Ella.

„Ei, ei!" Onkel Fidibus schnalzte ganz leise mit der Zunge und ließ seinen erhobenen Zeigefinger Pendelbewegungen ausführen. „Sieh mal einer die Grete an! Wie heißt denn der Beneidenswerte?"

„Denk nur mal, Onkel," Lore tat ganz bestürzt, „Peter Staffel! Ein so unmoderner Name! Wer heißt denn heute so!"

„Hm, hm", machte der Onkel, „und er ist?"

„Oberprimaner", erklärte Luise und nickte dem Onkel vielsagend zu, wobei sie außerdem mit den Achseln zuckte.

„So, so. Nun, ich halte den Oberprimaner Peter Staffel nicht für gefährlich."

„Du bist abscheulich, Onkel", entrüstete sich Grete schwer gekränkt.

„Himmlisch bist du, Onkel Fidibus", versicherten die Freundinnen liebevoll.

„Onkel Fidibus —? "

„Ja, Ella?"

„Sag einmal —?"

„Nun?"

„Ach, — nichts!"

„So sag 's doch nur", drängte Luise, die, irgend etwas Interessantes witterte.

Ella schüttelte den Kopf.

„Dann will ich es sagen", erklärte Hanna bestimmt. „Ich kann mir schon denken, um was es sich handelt."

Die aufmerksam gewordenen Mädchen blickten Hanna erstaunt an.

Auch Ella sah verwundert auf.

„Wie solltest du dir das denken können?"

„Als ob das so schwer wäre, nach dem, was eben gesprochen wurde."

Ella sah die Freundin etwas ungewiß an.

„Dann sag 's aber, bitte, lieber nicht."

„Nee, wir wollen wissen, was dahinter steckt!" rief es im Kreise.

„Weißt du, Onkel," sagte Hanna, ohne sich um Ellas Verlegenheit zu kümmern, „Ella will dich fragen, ob ein Bonner Student gefährlich ist."

„Nein, so etwas!" ereiferten sich die Mädchen, die Ella ansahen, daß Hanna nicht daneben geschossen hatte.

Grete aber hatte ihre Ruhe wiedergefunden.

„Du bist ein Kalb, Ella", meinte sie mitleidig.

„Albern", entschied Hanna und richtete sich gerade auf. „Überhaupt albern, sich zu verlieben. Meinst du nicht auch, Onkel?"

„Was soll ich da meinen, Kind? Wie kann ich alter Junggeselle wissen, ob es albern ist, sich zu verlieben?"

„Warst du denn nie verliebt?" Luise näherte sich dem Onkel um ein gutes Stück und richtete ihre klugen grauen Augen erwartungsvoll auf den alten Herrn.

„Das weiß ich doch heute nicht mehr", wehrte dieser lächelnd ab.

„Onkel Fidibus wird verlegen", stellte Traud sofort fest. „Wer einmal verliebt gewesen ist, kann das doch nicht mehr vergessen."

„Woher weißt du denn das so gewiß?" Hanna sah Traud scharf ins Gesicht.

Keine Miene veränderte sich darin, während das Mädchen knapp antwortete, daß es sich das so denke.

Es schien, als sei Herr Heidenreich den letzten Worten der Unterhaltung nicht mehr ganz gefolgt. Als habe die Anspielung auf seiner eigenen Jugend Tage Bilder vor seiner Seele erstehen lassen, die er mit geistigem Auge, nun sie einmal da waren, noch rasch festhalten wollte, für wenige Traumminuten, ehe sie wieder langsam vorüberglitten, wer wußte, wohin.

Da weckten ihn Luises Worte zur Gegenwart.

„Erzähl' uns doch etwas aus deiner Jugend, Onkel", bettelte das Mädchen.

„Von meiner Jugend?" Der alte Herr sprach es wie zu sich selbst und gedachte der Mädchen nicht, unter denen er saß, als er ebenso nachdenklich fortfuhr: „Ich habe nie —",

Digitized by Google

da unterbrach er sich aber noch rechtzeitig und verstummte ziemlich jäh, wie erschrocken.

Nein, so durfte er zu den jungen Menschenkindern nicht reden. Das durfte er ihnen nicht sagen, was immer seine heimlichsten und ernstesten Gedanken gewesen waren. All die Jahre her, seit er verständig denken konnte.

„Nein, nein, nein, ein andermal. Wenn ein alter Mensch von seiner Jugend reden soll, darf man ihn damit nicht überfallen. Das ist keine so einfache Sache, wie ihr euch wohl denkt. Hat schon eine von euch einmal ein Puppentheater gesehen, so eines aus Urgroßvaters Tagen? Zuweilen läßt es sich in einem alten Hause unter dem Gerümpel der Dachkammer entdecken."

„Im Museum ist eins ausgestellt," rief Grete, „erinnert ihr euch? Aber was ist's mit dem Puppentheater?"

„So müßt ihr euch die Erinnerung eines alten Mannes vorstellen. Wer nach soundso vielen Jahren solch ein Theater wieder instand setzen will, das lange, lange Zeit vergessen irgendwo im Halbdunkel gestanden, der hat da mancherlei zu tun, ehe er das Spiel hübsch beisammen hat. Viel Staub will von den Figuren und Kulissen gewischt werden, die eine oder andere Figur ist wohl gar in Verlust geraten oder nicht sogleich auffindbar. Die Drähte, an denen die Puppen hängen, liegen verwirrt, verrostet, noch so, wie sie der letzte Spieler liegen ließ, wie er sie vielleicht hinwarf, als er sein Spiel um welcher Ursache willen jäh unterbrechen mußte; und auch der Vorhang und Prospekt gleiten nimmer recht in ihren Lagern. Beinahe könnte es einem die Mühe verdrießen, an das Durcheinander Hand anzulegen und Leben in die toten Gegenstände zu bringen. Gelingt es aber doch und steht das zierliche Spiel in seiner ganzen Naivität, sichtlich die Spuren eines verrauschten Jahrhunderts tragend, dann vor einem da, dann freut es einen doch, und man blickt zurück in eine andere Welt. Seht, und so müßt ihr euch dies auf meine Erinnerungen übertragen denken. Da müßte ich in meinen frühesten Erlebnissen herumstöbern, ehe ich euch von meiner Jugend erzählen könnte. 77 Jahre, weiß eine von euch, wie lang das ist und wie weit sie zurückführen, in ein, man kann wohl sagen, ganz anderes Leben?"

„Nein, das wissen wir nicht", sagten die Mädchen leise.

Und der alte Herr nickte nur langsam, aber oft und oft mit seinem schimmernden Haupte.

„Aber weißt du was, Onkel", unterbrach Hanna nach einigen Minuten die seltsame Stille.

„Ja?"

„Du könntest einmal anfangen, dir das Puppentheater deiner Erinnerung zurechtzulegen. Du sollst uns nicht wiedererkennen, wenn du es uns vorführst."

Onkel Fidibus lächelte.

„Ich kenne euch schon heute nicht mehr. Eben sagte ich noch früher, daß ich euch gar nicht anders haben wolle, als ihr all die Jahre her wart, so kindlich heiter und harmlos. Und nun, wovon haben wir gesprochen? Von Verliebtsein und fernen, fernen Jugendtagen! Also werde ich mich, scheint es, doch daran gewöhnen müssen, dafür Blick und Verständnis zu bekommen, daß auch ihr älter werdet. Doch genug davon für heute! So frisch, wie ihr hergekommen seid, müßt ihr auch wieder heimgehen. Sonst denken eure Eltern, Gott weiß, was euch über die Leber gekrochen ist. Drum sagt mal, warum ihr früher eine Viertelstunde lang so ruhig gewesen seid."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Roman einer schönen Frau / Von Richard Freyen

4. Fortsetzung.

Ada wurde merkwürdig ergriffen, als sie in den riesigen, menschenwimmelnden Saal trat. Nie vorher hatte sie so in einer Masse darin gesteckt. Erstaunt beobachtete sie die biederen, ernsthaften Leute, die an langen Tischen vor ihrem Biere saßen. Das also waren die Sozialdemokraten, von denen Alfons immer mit so viel Abscheu geredet hatte? Sie setzte sich mit ihren Begleitern an einen noch leeren Tisch und blickte interessiert umher, obwohl der Zigarrendunst ihr heftig die Augen beizte.

Plötzlich entkauchten Siwinnas breiter Hut und rote Bluse der Menge. Er war offenbar nicht wenig erfreut, Ada zu sehen. „Heute abend sollen Sie mich kennen lernen!" sagte er, sich aufreckend. Ada wunderte sich, daß Fia nicht da war. Siwinna antwortete nur durch eine Geste, denn ungeheures Getöse der Menge begrüßte eben die Ankunft des berühmten Gastes. Alles stieg auf die Stühle, während eine Anzahl von Männern auf einem Podium Platz nahmen.

Der Vorsitzende, ein Hüne mit grauem Bart, erteilte nach einleitenden Sätzen, dem deutschen Redner das Wort. Ada hatte dessen Namen zu Hause oft mit einem Beiton von Abscheu erwähnen hören. Er erwies sich als untersetzter, stiernackiger Mann mit rotbraunem Vollbart, in den er beim Sprechen mit breiter Hand zuweilen hineingriff. Mit sympathischen vollem Organe sprechend, schilderte er zunächst die Lage der streikenden Bäcker, ihr freudloses Leben in trüben unterirdischen Räumen, wie sie die Nächte hindurch sich mühen und am Tage kargen Schlaf suchen mußten, damit die Bourgeois warme Semmeln zum Frühstück erhielten. Dabei begann die Gestalt des Redners zu wachsen, seine Gesten wurden wilder und zuletzt tobte er wie ein Löwe in seinem Käfig umher auf dem Podium, daß die anderen scheu beiseite rückten. Auch Ada wurde mitgerissen von der Erregung der Menge. Mit unbegreiflicher Leidenschaft fühlte auch sie, daß etwas geschehen müsse. Atemlos folgte sie mit ihren schönen Augen jeder Geste des Redners, der jetzt seine roten Fäuste wie zum Kampfe mit imaginären Feinden reckte und Bomben zu schleudern schien ins Lager der Gegner. Dabei riet er im Grunde nur zu Besonnenheit und Ruhe.

Ungeheurer Beifall lohnte dem Redner. Nur Siwinna, der schon während der Versammlung hohnvolle Zwischenrufe gemacht, pfiff zu Adas Erstaunen auf einem hohlen Schlüssel gellend in den tosenden Beifallssturm.

Ein Teller ging im Saale um, worauf auch Adas Begleiter zur Hilfe für die Streikenden kleine Münzen legten. Ada, noch immer ganz hingerissen, schüttelte alles Gold, das sie bei sich hatte, darauf. Nur Siwinna gab nichts. Als Ada ihre Börse entleerte, lachte er nur höhnisch: „Tropfen auf heiße Steine."

Auf der Bühne erschienen neue Redner, meist aus der Reihe der Streikenden, die, armselig aussehend, mit dürftigen Worten die Schilderungen ihrer Not brachten und genau wie der Hauptredner betonten, sie wollten nicht rohe Gewalt anwenden, sondern nur die Sympathien der öffentlichen Meinung gewinnen.

Endlich, als die Stimmung schon bedenklich abflaute, erhob sich Siwinna. Er suchte Adas Augen und strich sich den Rock glatt: „Jetzt werde ich eingreifen," sagte er.

Bald stand er oben. Als der Vorsitzende seinen Namen ausrief, erhob sich wirrer Lärm. Einige schrien: „Herunter mit dem Schwätzer, dem Radaubruder!" Andere nahmen seine Partei, bis die Präsidentenglocke mühsam Ruhe schuf.

Dann sprach Siwinna. Seine Augen glühten in tiefen Höhlen, seine Stimme klang heiser, schneidend scharf. Jedes Wort war gezielt wie ein Messerstich. Er wolle nicht über die Sache reden, erklärte er, denn die sei die gerechteste der Welt. Ihm käme es auf die Taktik an. „Die mit Recht so beliebte öffentliche Meinung, von der so viel geredet werde, ist keinen Batzen wert. Hätte der Hauptredner halb so viel Kraft in seine Gedanken als in seine Gesten gelegt, so hätte er das einzige Mittel empfehlen müssen, was helfen könne, den Generalstreik. Nicht indem man die Mäuler, nicht einmal indem man die Portemonnaies auftut, ist der Sieg zu errin-

Digitized by Google

gen. Wenn die anderen Gewerbe nur einen Funken von Solidarität hätten, so legten sie die Arbeit nieder und proklamierten den Generalstreik! Nur Radikalmittel helfen!"

Wilder Lärm brach im Saale aus. Auch Ada hatte sich erhoben. Siwinna sah hohnlachend auf die geballten Fäuste. Von den Tischen der zahlreichen russischen Studenten brüllte man Bravo, was die Wut der andern noch verschärfte. Da keine Ruhe zu erzwingen war, stieg Siwinna hinab. Blaß, aber in trotziger Haltung ging er an seinen Tisch. Ada schien er nicht zu sehen. Die langlockigen Jünglinge beglückwünschten ihn: „Da war noch Schneid dahinter", erklärten sie. Droben sprach indessen der Hauptredner das Schlußwort, worin er Siwinna einen unklaren Hetzer nannte, der keine Ahnung habe, was Generalstreik bedeute. Von Siwinna trug ihm das nur den Hohnruf: „Frühling!" ein, was beinahe zu Tätlichkeiten der Menge geführt hätte.

Auf dem Rückweg durch die nächtlichen Arbeiterviertel schloß sich Siwinna an Ada an. Diese war noch tief erregt von dem, was sie erlebt hatte. Sie sprach es aus, daß sie zum ersten Male diesen schweren, sozialen Problemen so offen ins Gesicht gesehen habe und, daß sie schmerzlich empfände, so wenig helfen zu können, wo so viel Hilfe not sei.

Siwinna wußte diese Stimmung zu nutzen. Er erbot sich, Ada einzuführen in diese Dinge. „Überhaupt haben wir ja wichtige Dinge zu sprechen!" sagte er lauernd von der Seite.

Ada nickte: Diesmal muß ich um Diskretion bitten, denn es gehe Fka an. Ich werde Ihnen schreiben. Morgen erwarte ich Besuch."

„Gut, gut! Es eilt nicht!" sagte Siwinna mit deutlichem Triumph, wie Ada schien. Sie stockte einen Augenblick. Sollte er sie mißverstanden haben? Indessen drängten andere zwischen sie und so kam es zu keiner weiteren Aussprache.

---

7. Kapitel.

Ada hatte an Horst von Mörner nicht geschrieben; sie ließ geschehen, was kommen mußte. Endlich war der Tag da. Ein kurzes Billett Mörners, aus einem Hotel am See datiert, erbat 5 Uhr Nachmittags als Zeit für den Besuch. Ada war einverstanden. Sie legte ein dunkelblaues Tuchkleid an, ohne jeden Schmuck. Dann ordnete sie das Empfangszimmer mit großer Sorgfalt. Einen vollen Strauß von weißen Rosen, der das ganze Zimmer durchduftete, wollte sie erst in ihr Schlafzimmer tragen; aber auf der Schwelle kehrte sie um und trug ihn zurück auf den Tisch des Zimmers, das Horst aufnehmen sollte.

Pünktlich, wie er immer gewesen, erschien er. Er trug einen grauen, neuen Reiseanzug mit tadellos weißer Weste. Er schien ruhig nur seine Augen konnte Ada nicht sehen. Auch über Ada war große Ruhe gekommen, sie wunderte sich selbst, wie genau sie alles wahrnahm. Sie sah, daß er keinen Kneifer, wie früher, sondern eine goldene Brille trug. Nur ihr Herz schlug so heftig, daß sie zu spät erst merkte, wie ihre Hand an die Brust griff.

Mit schweigender Geste wies Ada auf einen Sessel. Er folgte, indem er die bügelglatten Beinkleider ein wenig aufzog beim Niedersitzen. Dann begann er im leichten Ton zu erzählen, er sei am Abend zuvor in Zürich eingetroffen und habe schon die ganze Bädeckeraftronomie erledigt.

Ada, ebenfalls die Anrede vermeidend, entgegnete, der eigentliche Reiz Zürichs erschlösse sich erst bei längerem Verweilen. Mit plötzlichem Ruck jedoch raffte sie sich zusammen und fügte fast hart hinzu: „Aber wir sind nicht hier, um Beobachtungen über Zürich auszutauschen."

Er lächelte und wischte dabei ein Stäubchen von der Seidenweste.

„Und doch kommt man manchmal auf Umwegen besser zum Ziel — eine alte Diplomatenregel!"

Ada, die nur gewaltsam ihre wachsende Erregung niederhielt, erwiderte gepreßt: „Ich meine, wir ließen am besten alle Diplomatie."

Einen Moment lang, das erstemal, trafen sich ihre Blicke. Einen Moment lang schien es, als wolle er aufspringen, die Arme entbreiten, ihr entgegenjauchzen, einen Moment nur, dann senkte sich sein Kopf ein wenig. Er wollte sich nichts vergeben. Beiseite sehend, sagte er: „Es ist viel, viel Schutt wegzuräumen zwischen uns!"

Adas Blick hing an seinem Gesicht, traurig

Digitized by Google

und angstvoll wie der eines Wildes, das den Schuß erwartet.

Er fuhr fort mit gerunzelter Stirn: „Ich bin nicht gekommen zu rechten. Und doch, über Einiges muß ich Erklärungen haben. Diese Dinge liegen in meinem Weg wie Prellsteine, an denen ich täglich von neuem anstoße. Ich weiß nicht, ob ich mich klar ausdrücke?"

Ada nickte; sie empfand dumpf: „Wie geschickt er die Worte setzt! Nur nicht verraten, was man fühlt! Ich könnte das nicht!"

Er sprach weiter, ruhig, sachlich: „Ich räume gern ein, daß auch ich Anlaß zu Mißverständnissen gegeben haben mag! Daß auch ich Fehler begangen habe. Aber prüft man unbefangen die Tatsachen, so wird doch niemand leugnen können, daß ein so grelles Mißverständnis zwischen Anlaß und Konsequenzen vorliegt, daß nur momentane Verwirrung den Grund abgeben kann. Bis zu gewissem Grade ist alles aus den Umständen erklärbar. Indessen ein Verlöbnis, das — wie mir auch heute noch scheint — die besten inneren wie äußeren Vorbedingungen für eine glückliche Ehe bot, zerreißt man doch darum nicht wie ein Stück wertloses Papier."

Ada war aufgestanden, sie konnte die Erregung nicht meistern und wandte sich ab. Nur ihre Hände griffen blind hinein in den Strauß von weißen Rosen, deren eine zerblätternd den Boden bestreute. Sie merkte es nicht. Sie fühlte nur eins: „So sprach der Mann nicht, der sie liebte, wie sie geliebt sein wollte! So sprach einer, dessen Eitelkeit gekränkt, dessen Pläne zerstört waren, einer der es sich selbst und der Welt schuldig zu sein glaubte, sie zurückzuerobern!

Auch Mörner hatte sich erhoben, ungewiß, wie er Adas Wesen, die immer noch schwieg, zu deuten hatte.

Ada empfand, daß sie sprechen mußte. Langsam wandte sie den Kopf. Sie fühlte, daß zwei große Tränen ihr in die Augen traten, aber ihr Mund war herb und streng. Und so sprach sie: „Ich glaube, es hat alles so kommen müssen."

Mörner nickte nervös. Die schmalen Fechthiebe auf seiner Wange traten dunkelrot hervor. "Warum?" fragte er ebenfalls scharf.

Ada senkte die Stirn. „Das kann ich nicht sagen. Ich weiß nur, daß es so ist. Mir ist unsagbar weh zumute. Ich habe Stunden gehabt, wo ich doch an die Möglichkeit geglaubt habe, vielleicht habe ich sie ersehnt als das Höchste in der Welt. Aber jetzt — —" Sie stockte. „Ich will offen sein! Jetzt weiß ich, es kann nicht werden!"

Sie rang ein Schluchzen nieder und fuhr dann fort, sich aufrichtend: „Nehmen Sie an, daß es an mir, nur an mir liegt. Ich weiß, ich bin die Frau nicht die Sie sich wünschen. Vielleicht habe ich gehandelt wie ein törichtes Kind. Vielleicht wie eine Nachtwandlerin, die unbewußt den Weg findet. Vielleicht ist, was ich heute tue, nicht besser. Ich kann's nicht erklären — — Und doch glaube ich, es ist das Rechte."

Mörner, um dessen Mund es bebte, trat ihr näher. Er griff nach ihrer Hand. „Ada!" rief er mit einem Tone, wie sie ihn nie gehört. „Ada! Das sollte das Letzte sein? Und es sollte keinerlei Anpassung möglich sein?"

Ada war zurückgewichen. Sie preßte die Hände vors Gesicht, erschüttert von seinem Ton: „Seien Sie nicht böse! Ich will Ihnen meine Hand nicht weigern. Und doch — — Ich weiß, Sie haben mir nie Böses getan! Sie haben mich reich, unendlich reich gemacht, gerade durch das Leid! Aber, es kann nicht sein — —"

Seine Augen blinzelten nervös, seine Zähne zernagten die Unterlippe.

Ada trat auf ihn zu. Die Hand hinhaltend, sagte sie tonlos, mit gesenkter Stirn: „Leben Sie wohl! Denken Sie an mich, so gut, wie ich immer Ihrer denken werde!"

Mörner zögerte einen Augenblick man sah, wie er kämpfte, dann ergriff er die Hand, Adas schöne, schmale Hand. Er beugte sich ein wenig, vollkommen beherrscht. So führte er sie zu leisem Kuß an die Lippen. Dann richtete er sich auf, verbeugte sich nochmals mit geschlossenen Hacken, nur ganz leise schmerzhaft lächelnd. Dann wandte er sich zur Tür. Noch einen Augenblick stand er da, schien etwas sagen zu wollen. Seine Haltung war korrekt, fast militärisch straff, dann ging er.

Ada sah nicht mehr. Als die Tür sich geschlossen hatte, lauschte sie noch, bis seine Schritte verklangen. Sie eilte in ihr Schlaf-

Digitized by Google

zimmer, warf sich nieder, und den Kopf in die Kissen pressend, weinte sie laut und erschütternd wie ein Kind.

---

8. Kapitel.

Eine halbe Stunde darauf war Ada auf dem Wege nach Fias Wohnung. Sie, die in ihrer vornehmen, ruhigen Gelassenheit nie Hast zu kennen schien, stürmte beinahe. Sie mußte sich aussprechen, wenn sie nicht ersticken sollte. Und Fia war die Einzige, bei der das möglich war. In Ada war ein Gefühl grausiger Leere; es war ihr, als seien jetzt die letzten Wurzeln herausgerissen von etwas, das noch immer hatte keimen wollen. Nur eine Furcht war geschwunden. Sie hatte geglaubt, er litte um sie, wie sie um ihn gelitten. Jetzt wußte sie, es war anders. Jetzt, wo sie ihn gesprochen hatte, war ihr klar geworden, daß er in ihr nicht das gesucht hatte, um dessentwillen sie geliebt sein wollte, jenes Tiefste, Weibliche, Menschliche, das hinter aller Erscheinung lebte. Jetzt wußte sie, er hatte in ihr die schöne, begehrte, reiche Frau geliebt, die repräsentieren und bezaubern würde und mit ihm den von Fürstengunst und Menschenehre besonnten Weg zur Größe geben würde, wie er sie sich dachte.

Ada war in diese Straße gekommen, in der Fia wohnte. Erst als sie vor ihrem Hause stand, fiel ihr ein, daß sie nie bei der Freundin gewesen war. Nun erst dachte sie auch an Siwinna. Er hatte ihr am Morgen noch einen Eilbrief geschrieben, und am Vormittag hatte Ada ihn im Hotel abweisen lassen. Aber es schien ihr feige, umzukehren. Langsam stieg sie das dunkle Treppenhaus hinauf.

In der Tür, an der zwei Visitenkarten die Bewohner nannten, erschien Siwinna. Sein finstres Gesicht erhellte sich, als er Ada sah. Er war in dem roten russischen Kittel, den er immer trug, nur daß er keine Jacke darüber hatte.

Kühl, verhalten fragte Ada nach Fia, die sie allein sprechen müsse.

Siwinnas Blick lauerte mißtrauisch: „Fia ist eben weggegangen. Aber es ist vortrefflich, daß Sie kommen. So kann ich Sie noch sprechen vor meiner Reise." Mit ungewandten Gesten bat er sie einzutreten.

Ada zögerte auf der Schwelle. Sie wollte umkehren. Aber in plötzlicher Angst vor den eigenen Gedanken folgte sie doch. Vielleicht zerstreut es mich, dachte sie.

Siwinna führte sie in ein Zimmer, wo wildeste Unordnung herrschte. Schränke klafften auf, halb offen stand ein Koffer inmitten des Zimmers. Siwinna entschuldigte alles mit der Reise.

Ada setzte sich, ohne abzulegen, auf einen Stuhl: „Warum reisen Sie so plötzlich?" fragte sie.

Siwinna machte eine Geste: „Das ist noch Geheimnis, aber Sie werden es erfahren."

Ada sah im Zimmer umher. Ein plötzliches, bitteres Mitleid stieg in ihr auf, als sie die Armlichkeit sah, worin Fia hauste. Sie glaubte jetzt zu verstehen, warum Fia sie fern gehalten hatte.

„Herr Siwinna!" sagte sie plötzlich. „Es ist mir lieb, daß ich Sie spreche. Ich habe schon lange den Eindruck, daß Fia schwere Sorgen hat und ich fürchte, daß sie finanzieller Natur sind. Sie verzeihen meine vielleicht dreiste Frage: Meinen Sie, daß ich ihr irgend wie helfen könnte? Ihr direkt etwas zu sagen, ist wohl unmöglich."

Siwinnas Gesicht verzog sich. Es war unklar, ob er gekränkt war oder lächelte. Er schien nachzusinnen. „Allerdings eine heikle Sache!" meinte er dann. „Ganz unrecht haben Sie nicht, es ist uns in letzter Zeit nicht gut ergangen. Wir hatten große Zahlungen, auch ich hatte jenem Akimow geholfen, so kommt es, daß wir stark in Bedrängnis sind. Aber Sie haben recht, Fia würde nie etwas annehmen."

Wieder stieg in Ada ein Verdacht auf, doch drängte sie ihn zurück. „Ich könnte vielleicht Ihnen etwas geben, und Sie fänden wohl ein Mittel, es Fia, ohne daß sie es ahnt, zu übermitteln."

Siwinna machte noch immer ein gekränktes Gesicht: „Es ist das natürlich auch mir sehr peinlich", sagte er. „Aber Ihnen zu Gefallen will ich versuchen. Ich müßte sagen, ich hätte einen unerwarteten Verdienst gehabt oder etwas ähnliches."

Digitized by Google

Ada nahm ihre Handtasche, in der sie gewöhnlich ein paar Scheckformulare bei sich trug, mit denen sie auf der Reise zu zahlen pflegte. Sie unterschrieb auf dem Tische, den Siwinna beflissen abräumte. Sorgfältig versenkte er dann die Scheine in seine Tasche.

Ada stand auf. Siwinna aber hielt sie zurück: „Ich muß Ihnen nur sagen, was mich zu Ihnen geführt hat, Fräulein Ada — —"

Ada war peinlich berührt durch die vertrauliche Anrede.

„Ich habe wenig Zeit," sagte sie, ohne sich zu setzen.

Siwinna entzündete eine Zigarette: „Zunächst ist da jener Akimow, von dem ich Ihnen neulich erzählte. Er ist leider an der Grenze erkannt worden und wird hingerichtet, wenn nicht Hilfe kommt."

Adas Blick verfinsterte sich. Sie hatte, je länger sie nachgedacht hatte über diese Geschichte, das Gefühl des Dupiertseins nicht loswerden können. So entfuhr es ihr jetzt: „Und da soll ich wohl nochmals Geld hergeben?"

Siwinna hob die Hände: „Wer hat das gesagt? Meinen Sie am Ende gar, ich wollte Sie ausbeuten?"

Ada besah ihn kalt: „Nach Ihrer Frage muß ich wirklich Verdacht schöpfen."

Siwinna tat gekränkt: „Dann sage ich kein Wort mehr. Das habe ich nicht verdient! Ich glaube an Ihre menschliche Güte zu appellieren — —"

Ada schüttelte den Kopf: „So sagen Sie, was ich sonst tun soll?"

Siwinna aber ging aufgeregt im Zimmer auf und ab: „Das kann ich nicht mehr, nachdem Sie mich so beleidigt haben! Einen solchen Verdacht, mir gegenüber! Der ich alles Geld verachte! O, ich hätte ganz anderes von Ihnen erwartet!"

Ada wurde ungeduldig: „Sprechen Sie, wenn noch etwas ist," sagte sie, sich wendend.

Siwinna blieb vor ihr stehen, reckte sich empor: „Ja, ich will sprechen, obwohl Ihre Beleidigung saß wie ein Peitschenhieb! Ich will Ihnen sagen: als ich neulich abend sah, wie Sie ergriffen waren von dem sozialen Elend, das sich auftat vor Ihnen, da dachte ich: In der steckt Größe! Die könnte vielleicht das leisten, was keine sonst vermag. Sie könnten mir Gefährtin sein auf meinem Weg, den ich mir vorgezeichnet habe — —"

Ada verstand nicht.

Siwinna fuhr fort: „Ich muß weit ausholen. Sie haben neulich vielleicht zum ersten Male gesehen, wie es unter der Oberfläche unserer sogenannten Kultur aussah. Er war verhältnismäßig harmlos, dieser Bäckerstreik. Ich aber habe tiefer gesehen, ich könnte Ihnen Abgründe zeigen, wovor Sie erstarren würden, mehr als wenn Sie in die Hölle hinabschauten. Nun, ich habe mir als Ziel gesetzt, hier Hilfe zu bringen. Wie Hannibal habe ich als halber Knabe geschworen, der Todfeind dieser ganzen verlogenen Gesellschaft zu sein — —"

Ada unterbrach ihn, sein Deklamieren mißfiel ihr: „Was habe denn ich zu tun mit dem, was Sie sagen?"

Siwinna biß sich auf die Lippen: „Mißverstehen Sie mich nicht. Aber mir geht es so: ich brauche Unterstützung, weil ich innerlich ein weicher Mensch bin. Ich müßte eine Frau haben, die stark wäre. Nicht wie Fia, die armselig versagt hat. Aber Sie — — Sie! Mißverstehen Sie mich nicht, ich verlange nichts von Ihnen, was Ihre Anschauungen verletzen könnte. Aber ich fühle, wenn Sie mich unterstützen wollten, dann könnte ich das, was ich mir vorgesetzt habe — —"

Ada war starr. Fast hätte sie laut herausgelacht, als sie den Menschen mit dem wirren Haar und der schmutzigen Bluse so sprechen hörte. „Das sagen Sie mir in diesem Hause?" fragte sie verächtlich.

Siwinna sah beiseite: „Sie haben mich mißverstanden, völlig mißverstanden. Aber ich sehe, auch Sie sind zu klein, um zu verstehen, was ich will. Auch in Ihnen habe ich mich getäuscht. Und Sie wollen nicht einmal nachdenken? Ich darf nicht einmal Ihnen schreiben?"

Ada erwiderte: „Ich habe nachgedacht."

Siwinnas Gesicht verzerrte sich: „Gut!" sagte er höhnisch. „Sie stoßen also meine Hand zurück, die ich Ihnen bot? Nun, ich sage, hüten Sie sich! Wenn ich Ihr Freund nicht sein werde, bin ich Ihr Feind! Und ich sage Ihnen, daß ich hassen kann wie wenig Menschen! Sie sollen es spüren — —"

Digitized by Google

Ada stand an der Tür: „Leben Sie wohl, Herr Siwinna!" sagte sie spöttisch. „Es ist möglich, daß Sie mich betrogen haben, damals und heute, irre ich mich, soll es mir leid tun. Sonst behalten Sie das Geld als ein Trinkgeld von mir." Damit schloß sie die Tür.

Hinter ihr scholl ein gellendes Hohngelächter.

Ohne Kühlung brach die Dämmerung herein und lag wie dicker Dunst in den Gassen. Ada fürchtete sich heimzukehren in die Wände, die alles miterlebt. Sie strebte zum See. Er lag wie geschmolzenes Blei, düster und schwer. Nur zuweilen atmete er mühsam wie in schwerem Traum. Buntes Volk flutete am Ufer. Hastig, nicht rechts, nicht links blickend, ging Ada durch die Menge, ein wenig beruhigt durch den Zwang, den die Gegenwart vieler Menschen ihr auferlegte. Nur innerlich war ihre Seele verdüstert wie von schweren Wolken, denen gleich, die um die Gipfel der Berge hingen.

Sie war weit hinausgekommen, wo wenig Menschen nur waren. Plötzlich hörte sie ihren Namen nennen. Sie zuckte zusammen und erblickte Capteyn in weißem Sportkostüm, der den Hut keck im Nacken hatte.

„Er kommt wohl nicht?" fragte er, die englische Pfeife aus den Zähnen nehmend.

„Wer kommt nicht?" entgegnete Ada erblassend.

Capteyn lachte: „Ich schleiche schon eine Viertelstunde hinter Ihnen her. Ich vermute, Sie suchen jemand — —"

Ada lächelte gefaßt: „Ja, mich selber!"

Capteyn rückte den Hut in die Stirn. Er begriff solche Reden nicht, fand sie flausig, wie vieles bei Ada.

Adas Blick war an den Segeln hängen geblieben, die gespenstig wie weiße Schatten über die dunklen Wasser glitten. Eine Idee kam ihr. „Wollen Sie mir einen Gefallen tun, Capteynchen?"

Dieser legte die Hand aufs Herz: „Tausend!" beteuerte er.

Ada lachte: „Einer genügt. Aber es ist nicht einfach. Ich mag nicht ins Hotel zurück. Nehmen Sie mich in ihr Boot und fahren Sie mich hinaus aufs Wasser, irgend wohin, wo es still und einsam ist. Aber eine Bedingung, Sie dürfen kein Wort sprechen."

Capteyn schaute kopfschüttelnd Ada an, die noch immer mit großen Augen und herbgeschlossenem Munde auf die lautlos durchs Dunkel gleitenden Segel starrte. Er widersprach nicht. Man ging zurück und ließ sich zu Capteyns Segler rudern. Bald war alles Linnen gelöst, und auch sie glitten langsam und lautlos in die warme Nacht.

Ada saß am Bug; den Kopf in die Hände gestützt, während ihr Strohhut neben ihr lag, starrte sie in dunkle Fernen. Nur am Ufer strahlten weiße Lichter, aufgereiht wie Sternblumen am Bachesrand, und wiederflimmernd aus unendlichen Tiefen. Bald war ihr Boot allein, da alle andern hafenwärts glitten. Der Himmel war schwarz. Zuweilen nur entzuckte großes Wetterleuchten, fächerartig aufspreizend, dem Gewölk um den Albisstock.

Ada empfand den leichten Wind, gegen den sie kreuzten, wie große Gnade. Es war ihr, als könnte sie mit tiefen Atemzügen die Kühle, die Stille in sich hineinholen. An Capteyn, der manchmal an den Tauen arbeitete, dachte sie nicht. Ihr war, als versänke alles, ihr ganzes früheres Leben auf der Fahrt ins Dunkle. Auch Mörner! Vielleicht fuhr er weit schon davon! Ada wünschte, er möge glücklich werden. Wenigstens sagte sie so zu sich selber. Zuweilen noch tauschte Einzelnes auf aus ihrem Gespräch. „Anpassen!" hatte er gesagt. Erst jetzt nahm Ada den Gedanken auf. Vielleicht wäre es gegangen, vielleicht hätte auch sie sich eingefügt unter Hofräte und Exzellenzen. Vielleicht hätte auch sie die Sehnsucht vergessen, die noch immer sie durchglühte, die Sehnsucht zum Großen, Unendlichen! Nein, lieber in Trauer und Einsamkeit durchs Leben gehen mit der Sehnsucht im Herzen, als in satter Zufriedenheit, und wenn selbst ein Herzogshut segnend darüber schwebte! Was sie nie erfaßt hatte, schien ihr plötzlich klar. Sie wußte, was sie trennte. Ja, er war ein vorzüglicher Mensch, klüger, feiner, vornehmer als die meisten andern, sicher würde er hoch steigen als Beamter auf den Staffeln der Ehre und würde dessen würdig sein. Aber Ada wußte, was ihm fehlte: bei all seinen klaren, schätzbaren Vorzügen, das eine, das nicht zu

Digitized by Google

fassen und nicht zu greifen war, die große, dunkle, unendliche Sehnsucht, die vielleicht Torheit war und Trug und doch erst die Perspektiven des Lebens weitete ins Ewige und Unermeßliche. Ada fühlte in dieser Stunde, daß diese Sehnsucht es war, der sie leben wollte, daß sie glauben würde an das Unberechenbare, Unfaßbare der Welt, die groß war über alle Einzelwirkung hinaus, daß sie glauben würde an dieses Ungeheure wie an die Sonne oder die Sterne des Alls, ob auch hundertmal Wolken dazwischen hingen. Und auf einmal war ihr, als glitte sie dem entgegen, wie sie hinausfuhr ins Dunkle, ein Gefühl überkam sie, so weit, so grenzenlos, so unfaßbar, daß sie auf einmal sich selbst vergessen und die Arme ausbreitend hinausjauchzte oder schluchzte, sie wußte es selber nicht, in die unendliche Stille.

Capteyn, der, aus seiner kurzen Pfeife rauchend, am Steuer saß, schnitt eine Grimasse. Er hatte Gedanken nach seiner Art. Als einfache und robuste Natur witterte er hinter allen „Flausen" Adas eine überflüssige Komödie, um zu dem zu kommen, das nach seiner Ansicht jedes Weib ebenso begehrte wie er selber. Zwar war an Ada immer etwas gewesen, was ihn zurückschreckte und ihn in die Rolle des guten harmlosen Jungen zwang, aber es gab doch Dinge, so neulich ihr spöttischer Gruß an Breymeyer, die nur ganz anders zu deuten waren. Und nun diese Fahrt in die Nacht und der Schrei?

Er stand auf und tastete nach vorn. Um sich unauffällig zu nähern, tat er, als müsse er ein Tau festmachen, wobei er wie zufällig seine Hand auf Adas Schulter stützte. Ada entzog sich ihm lachend: „Ich habe Sie wohl erschreckt, Capteynchen?"

Dieser war ernüchtert durch den klaren Ton ihrer Stimme. Er brummte etwas Unverständliches und zog sich zurück ans Steuer. Dort dachte er mit jener billigen Frauenkenntnis, wie sie junge Männer beim Bier sich prahlend und zotend vermitteln: „Es ist noch nicht soweit!"

Mehr und mehr erlosch der Wind, die Segel hingen schlaff wie Gardinen. Auch war für Ada die wunderbare Stimmung verschwunden, urplötzlich wie ein Regenbogen erlischt, der eben alles mystisch überhellt hatte. Sie schlug vor, mit Rudern ans nächste Uferstädtchen heranzufahren, da sie der Gedanke an Frau von Schäwen beunruhigte, die sie vermissen würde.

Capteyn brummte zwar, doch ergriff er die Ruder und mit Adas Hilfe brachte er in einer halben Stunde das Boot ans Land.

Alles war dunkel im kleinen Uferort. Nur die Terrasse eines Gasthofs hoch überm See war noch erleuchtet. Dort erfuhren sie, daß der letzte Zug nach Zürich bereits vorüber sei. Was war zu tun? Gutgelaunt telephonierte Ada an Frau von Schäwen und man belegte Zimmer.

Dann nahmen sie Platz auf der reblaubumsponnenen Terrasse, die den Blick frei gab auf den dunkeln See und den schwerwolkigen Nachthimmel. In Ada war eine ausgelassene Lustigkeit, die sie selbst als Reaktion gegen alles, was hinter ihr lag, empfand. Sie bestellte den teuersten Wein, den der Keller barg, und nachdem sie köstliche Forellen gespeist, entzündete auch sie eine Zigarette.

Capteyn war wortkarg und mürrisch. Ada dachte, er schleppe sich noch mit dem Korbe des letzten Abends und beschloß, ihn zu trösten.

Sie brachte das Gespräch auf die Liebe. Es ergab sich, daß Hans Capteyn nicht viel darüber nachgedacht hatte. Als er jetzt einen Versuch machte, kam wenig Gescheites heraus. Er meinte, die meisten Flausen der Weiber gäben sich in der Ehe von selber. Geistige Bedürfnisse seien auch nichts als Flausen.

Als letzte Gäste erhoben sie sich. Die Wirtin begleitete Ada aufs Zimmer, nachdem sich Capteyn verabschiedet hatte.

Als Ada allein war, knöpfte sie ihr blaues Tuchkleid auf, schmerzlich lächelnd, als ihr zu Sinn kam, für wen sie es angelegt hatte. Dann machte sie, von allen engenden Hüllen befreit, die körperlichen Übungen, die ihr tägliches Bedürfnis waren und die auch jetzt die Spannung der heißen Glieder etwas lösten. „Nur nicht daran denken", beschloß sie, als sie die süße, lindenblütendurchduftete Nachtluft durchs offne Fenster hereinkommen spürte und hinaussah auf den schwarzen See, jenseit dessen die fernen Lichter von Zürich flimmerten.

Ada untersuchte die Riegel. Dann löschte sie das Licht. Aber die ländlich-dicken Kissen

Digitized by Google

waren zu heiß. Sie stand bald wieder auf, legte einige leichte Kleidungsstücke an, und nur von dünner Decke verhüllt, bettete sie sich auf dem Sofa. Im Nebenzimmer, wo Capteyn wohnte, war ebenfalls noch Geräusch. Ada sah ein lachendes Gesicht vor sich. Die Szene von eben hatte sie merkwürdig erregt. Sie wollte ihm zürnen, vermochte es aber nicht. Er war ein guter Junge, dachte sie, nahm das Leben, wie es sich bot, genoß es, ohne Skrupel. Vielleicht war es das Klügste! Warum sich nicht hineinstürzen wie in ein kühlendes Bad? Die Früchte brechen, da Sommer war? Unheimlich überrieselte es Ada. Ihre Zähne klapperten leise. Erst allmählich versank sie in unruhigen Schlaf. Der Geist des Weins beschwor allerlei Gestalten in erschreckender Deutlichkeit. Sie sah sich auf dem Sportplatz, aber man spielte Haschen. Mörner war da, Breymeyer, Capteyn, auch Siwinna entkauchte den Bäumen. Man hetzte sie hierhin und dorthin. Schon spürte sie Capteyns Hand auf der Schulter.

Sie fuhr empor. War das auch Traum? Waren das nicht wirkliche Laute am Fenster? Und da, ganz deutlich erschien eine menschliche Gestalt im Rahmen. Ada erkannte Capteyn. Sie war wie gelähmt an allen Gliedern. Jetzt stieg er über die Brüstung, leise, vorsichtig. Er konnte offenbar noch nicht sehen in der Dunkelheit. Wie der Blitz war Ada hoch, trat ihm entgegen. Aber ehe sie sprechen konnte, griffen heiße Hände nach ihr, rissen sie näher. Mit aller Kraft spannte Ada die sehnigen Arme, ihre Hand greift in des andern Kragen, reißt ihn nieder, er taumelt, verliert, da er nicht sieht, den Halt und stürzt.

Ada entreißt sich. Ein Sprung, sie erreicht das Licht, blendende Helle füllt den Raum. Ehe Capteyn sich gefaßt hat, sagt Adas Stimme, keuchend: „Noch das Geringste und ich schreie um Hilfe. Ich habe die Hand an der Klingel."

Capteyn wagt sie nicht anzusehen, die hoch aufgereckt, nur mit leichtem Unterzeug bekleidet, an der Wand steht. Er macht eine bittende Geste.

Ada keucht: „Ich zähle bis drei — — Dort ist die Tür — — Eins — —"

Noch immer zögert Capteyn, greift täppisch nach dem Hals, wo der Kragen zerrissen ist — —

„Zwei!" sagt Ada drohend.

Capteyn stolpert zur Tür, riegelt auf. Dann geht er. Kaum ist er draußen, so schließt Ada den Riegel hinter ihm.

Jetzt erst beginnt sie zu zittern, so heftig, daß sie sich setzen muß. Dann wäscht sie sich hastig und wild, an allen Stellen, wo er sie berührt hat. Unsagbarer Ekel schüttelt sie. Das Bild der vornehmen Mutter, des stolzen kraftvollen Vaters steht vor ihr. Darum sollten sie die Tochter in jahrzehntelanger Sorgfalt großgezogen haben, damit ein angetrunkener Lustling — — „Nein!" sagte sie laut. Sie fühlte, daß es aus war mit dem Schlaf. Sie ging ans Fenster und sah die Passage, die jener genommen, über die Gitterbalken des Rebendachs der Terrasse.

Sie mußte ins Freie. Sie legte ein Goldstück auf eine Schale, dann schlich sie leise die Treppe hinab, drehte den von innen steckenden Schlüssel der Tür, trat auf den Hof. Plötzlich fuhr wütend der Kettenhund aus seiner Hütte. Mit hastigem Sprunge war Ada am Tor. Hinter ihr verhallte das Gebell. Sie aber läuft, läuft, läuft. Ein Knecht, der im Dunkel Pferde schirrt, leuchtet blöd mit der Laterne nach ihr, sie aber läuft und läuft, als sei etwas unbeschreiblich Grausames hinter ihr. Erst als sie die letzten Häuser hinter sich hat hoch überm See, macht sie Halt.

Langsam wurde es hell. Das Gewölk des Abends hatte sich gespalten. Wallender Nebel überspann die Tiefe. Ada beschloß, zu Fuß zurückzukehren nach Zürich. Je heller es wurde, um so heller wurde es in ihrer Seele. Sie ging durch Wiesen, die durchblumt waren von Ranunkeln und Margueriten und süß dufteten im schweren Tau. Und wie sie hinwanderte in den lachenden Morgen, und die Schrecken der Nacht verflogen wie Gespenster, kam sie sich vor wie ein verirrtes Kind, das den Weg nach Hause gefunden hat. Wieder fiel ihr die Mutter ein und der Vater und sie dachte, daß er in wenigen Tagen Geburtstag hatte. Leise Rührung überkam sie. War er nicht ein alter Mann, und sie, die Tochter, reiste in der Welt umher, ohne ihm sein Alter zu erhellen? Eine merkwürdige Zärtlichkeit kam über sie. Wie fremd war sie dem Vater! Wie selten, seitdem sie erwachsen war, hatte sie ihm ein liebes Wort

Digitized by Google

gesagt, ihm, den sie doch achtete, weil er so stark und so tüchtig war! Und innerlich jubelnd faßte sie den Entschluß, heimzukehren, den Vater zu überraschen zum Geburtstag und von nun an ihm sich zu widmen als gute Tochter. Was ihr schon oft in den Sinn gekommen war in letzter Zeit, der Wunsch zu helfen, zu nützen, zu wirken, schien auf einmal ein Ziel gewonnen zu haben. Vielleicht konnte sie auch Gutes schaffen für die Arbeiter zuhause, um die sie sich nie gekümmert, was ihr noch neulich in der Versammlung so klar zum Bewußtsein gekommen war. Sie lächelte glücklich vor sich hin, dieser Zukunft entgegen, und wie jetzt drüben hinter dem Zürichberg aus zerrissenem Gewölk die Sonne brach, nahm sie das als glückliches Vorzeichen für ihre Pläne.

---

10. Kapitel.

Im Hotel wurde Ada von Frau von Schäwen mit einer kleinen Rede empfangen. Um sie zu versöhnen, gestand Ada, wie recht sie Capteyn beurteilt habe. Sie erzählte gemildert, nur soviel als nötig war, um ihr künftiges Verhalten dem jungen Manne gegenüber zu erklären.

Frau von Schäwen lächelte ihr müdes Lächeln: „Ein billiger Triumph für mich! Man hat immer recht, wenn man in diesen Dingen pessimistisch ist. Auch Sie selber sind nicht ohne Schuld."

Ada sah sie an: „Ist es Schuld, an die Möglichkeit reiner Beziehungen zwischen Mann und Weib zu glauben?"

Frau von Schäwen sah sie traurig an und schüttelte leicht ihren schönen Kopf: „Ob es eine Schuld ist, weiß ich nicht. Es haftet dem Wort etwas kleinbürgerliches an. Aber ich weiß, daß das Unglück meines Lebens daher kommt, daß ich denselben Glauben hatte wie Sie. Darum muß ich heute bei fremden Leuten Unterschlupf suchen."

Ada ergriff herzlich die Hand der alten Dame: „Ich meine, so etwas sollte man nicht bereuen. Und ich hoffe, Sie werden mich nie zu den fremden Leuten zählen. Sie müssen bei mir bleiben auch jetzt, wo ich nach Hause will — —" Und sie entwickelte ihre Pläne.

Frau von Schäwen nickte zu allem. Auch das hatte das Leben sie gelehrt, Dinge zu verschweigen, die andere nicht gerne hörten.

Ada aber legte sich nieder und schlief fest und schwer, bis die Glocke zum Lunch rief.

Beim Mittagessen erfuhr sie, daß eine Dame in rotem Reformkleid zweimal nach ihr gefragt hätte, zuletzt in recht unpassender Form, daß man sie jedoch abgewiesen habe.

Ada beschloß, nun selber zu Fia zu gehen. Mit leisem Grauen stieg sie wieder den dunklen Treppenflur hinauf, wo sie gestern mit Siwinna die letzte peinliche Szene gehabt hatte. Sie nahm an, daß er abgereist war.

Fia empfing Ada in demselben unaufgeräumten Zimmer, worin Ada mit Siwinna gesprochen hatte. Sie war in einem häßlichen grauen Negligé und starrte, da sie die Brille abgesetzt hatte, mit roten, entzündeten Augen Ada entgegen.

Sie schien starr vor Erstaunen über Adas Erscheinen. „Sie kommen hierher?" fragte sie, jedes Wort betonend.

„Warum nicht?" erwiderte Ada. „Sie waren doch auch bei mir?"

Fia lachte grell. „Jawohl! Warum nicht?" Sie fauchte wie eine Katze und stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch, unter dem sie stand. „Warum nicht? Nachdem, was Sie sich vorher geleistet haben? Wollen Ihren Triumph auskosten bis auf den letzten Tropfen?"

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke.

Umsonst

Herz, was nutzte dir dein Aufwärtsstreben,
Was dein Zukunftshoffen kühn erdacht?
Ach, aus lichten Träumen stürzt mein Leben
Flügellahm in sonnenlose Nacht!
Ein Umsonst steht über meinem Wagen
Und am Mark des Stammes nagt der Wurm;
Herrlich schien er hehr in's Blau zu ragen
Und war doch zerhöhlt, mein Schaffensturm,
Geh denn hin zur Rüste ohne Hoffen
Herz, dein Wollen nimm mit dir hinab
Gleich dem Alpenjäger von den Schroffen
Deiner Sehnsucht riß dein Wunschseil ab!
Andre mögen einst das Ziel erringen,
Glücklicher, begnadeter als du,
Der zerrissnen Saiten letztes Klingen
Säusle Trost in deine ew'ge Ruh!
Friedlos wildes Herz, sei doch zufrieden,
Hat auch nie dein höchster Traum gelebt,
Eins hat dir das Schicksal doch beschieden,
Eins: Du hast gelitten und gestrebt!

Paul Friedrich.

Johann Caspar Lavater / Von Paul Pafig

Mut und Unerschrockenheit, zumal Übermächtigen und vom Schicksale Begünstigten gegenüber haben von je für sich eingenommen und den Beifall aller rechtlich Denkenden und Aufrechten gefunden. Der noch immer tobende Weltkrieg bezeugt es, täglich aufs neue, in welchem kühner Wagemut gegenüber einer Welt von Feinden auf Seite der Unseren seither unerhörte Triumphe feiert. Auch die Pioniere des Geistes machen darin keine Ausnahme, und wenn ein Held der Feder durch ein mutiges Wort Mißstände aufdeckt und abstellen hilft, die seit langem wie ein Krebsschaden am Volkskörper fraßen, dann darf auch er des Beifalls aller Gutgesinnten sicher sein. Als daher der kaum zwanzigjährige Kandidat der Theologie Johann Caspar Lavater in Zürich durch eine von edlem Feuer durchglühte Schrift das tyrannische und ungerechte Treiben des Landvogtes Grebel, der zudem ein Schweizersohn des damaligen allmächtigen Bürgermeisters war, aufzudecken wagte und eine Untersuchung gegen den Beschuldigten veranlaßte, die mit dessen Verurteilung zu strenger Strafe und Herausgabe des schmachvoll erpreßten Gutes endete, da hatte der wagemutige Jüngling alle rechtlich Denkenden auf seiner Seite und ließ sich durch den Haß der Aristokraten nicht anfechten. Kein Geringerer als ein Goethe urteilte über diese Tat, „sie gelte mehr als hundert Bücher", ohne zu ahnen, daß er selbst zwölf Jahre später (1774) mit dem tapferen Geisteshelden einen Freundschaftsbund schließen werde, der freilich bei der Verschiedenheit ihrer Charaktere im Laufe der Zeit merklich erkaltete. Lavater, der am 15. November 1741 als Sohn eines Arztes geboren war, zählt zu den merkwürdigsten Erscheinungen unserer Literatur. Schon frühzeitig trat er in Beziehungen zu den Hauptträgern der damaligen schweizerischen literarischen Bewegung, und Bodmer und Breitinger wurden seine Lehrer und regten ihn selbst zu dichterischem Schaffen an. Später unternahm er wiederholt längere Reisen, vor allem nach Deutschland, wo er bei dem Prediger Spalding zu Barth in Pommern sich weiter für das geistliche Amt ausbildete, das er sich bereits mit 10 Jahren zum Lebensberuf erkoren hatte. Dabei vergaß er nicht, mit den bedeutendsten Männern der Zeit Bekanntschaft zu machen, was ihm für seine spätere schriftstellerische Tätigkeit sehr zustatten kam. Vor allem zog ihn der fromme Messiassänger Klopstock, den er in Quedlinburg kennen lernte, mächtig an. Denn Lavater war eine tief angelegte, religiöse Natur und neigte stark zur Mystik und Schwärmerei. Auch mit dem allverehrten Gellert, dem Sänger geistlicher Lieder und Oden, dem Aufklärer Mendelssohn, dem Kunstkenner Oeser, Goethes einflußreichem Freunde und Gönner, Jerusalem, Ernesti u. a. knüpfte er Bekanntschaft an. Als

Digitized by Google

erste reife Frucht seines eigenen Dichtens bot er seinem Volke die „Schweizerlieder", die freilich stark an ihr Vorbild, die Gleimschen Kriegslieder, erinnern. In seine Heimat zurückgekehrt, finden wir ihn in verschiedenen geistlichen Ämtern, zuletzt als Pfarrer am St. Petri in Zürich. Als redegewandter, begeisterter Prediger erntete er reichsten Beifall, und als später die große französische Revolution auch auf die freie Schweiz ihren Einfluß geltend machte, gehörte er, wie so mancher andere Geisteshelb (Schiller, Klopstock) zu ihren Bewunderern, um freilich später gleich jenen sich von den Greueltaten der Schreckensmänner mit Abscheu abzuwenden. Aber die Einmischung in die Politik wurde auch für ihn verhängnisvoll. Als die Franzosen infolge der helvetischen Staatsumwälzung Zürich besetzten, eiferte er in seinen Predigten unerschrocken gegen die übermütigen Sieger und deren demokratische Parteigänger und wurde infolgedessen im Jahre 1799 verhaftet und nach Basel weggeführt. Fast einen Monat (16. Mai bis 10. Juni) schmachtete er in Gefangenschaft, dann durfte er nach Zürich zurückkehren. Hier aber ereilte ihn ein tragisches Geschick. Als Masséna die Stadt aufs neue eroberte, wurde er, in selbstlosester, mutiger Aufopferung, den Verwundeten auf der Straße Hilfe leistend, von einer feindlichen Kugel getroffen und schwer verwundet (26. September 1799). Großmütig verbot er, nach dem Meuchelmörder zu forschen, und ertrug standhaft 15 Monate lang das schmerzvolle Siechtum, das die Folge der Verwundung war. Ja, der todesmutige Held des Geistes war noch unausgesetzt bis an sein Ende tätig, predigte noch zuweilen und führte rastlos die Feder weiter, die ihm erst der Tod aus der Hand nahm (2. Januar 1801).

Man muß sich das Lebensbild Lavaters — der Ton des Wortes liegt auf der zweiten Silbe — gegenwärtig halten, um sein schriftstellerisches Wirken zu verstehen und zu würdigen. Reiche, fast schrankenlose Phantasie, die sich zuweilen mit Vorliebe auf solche Gebiete verirrt, die menschlichem Forschen verschlossen sind und wohl für immer verschlossen bleiben werden, Empfänglichkeit für alles Gute und Neue, Hingabe bis zur Selbstaufopferung und tiefe, lautere Frömmigkeit, die freilich zur Schwärmerei neigte — das sind die Hauptgrundzüge in Lavaters Leben und Wirken, die er auch in seinen Schriften nicht verleugnet. Sein Stil ist ungemein fließend, vielfach kraftvoll und begeisternd, zuweilen leidenschaftlich und abenteuerlich: so recht das Spiegelbild des merkwürdigen Mannes, der ihn schrieb, nach dem bekannten Worte: „Le stile çest l'homme". —

Außer den „Schweizerliedern" haben wir „Christliche Lieder" von ihm, ferner Dramen („Abraham und Isaak"), Epen („Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn", „Joseph von Arimathia"), Predigten, eine „Handbibel" u. a. m. Eine besondere Gruppe bilden seine mystischen Schriften („Aussichten in die Ewigkeit", „Pontius Pilatus, oder der Mensch in allen Gestalten, oder Höhe und Tiefe der Menschheit" usw.) Die Mitte zwischen beiden Gruppen hält Lavaters merkwürdigste Schrift, der er hauptsächlich seinen Ruf, auch jenseits der Meere, verdankte: „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" (Leipzig, 1775—78, „vier Versuche"), zu deren eifrigsten Mitarbeitern u. a. auch Goethe gehörte, wie überhaupt unsere Klassiker zu dem eigenartigen Buche fast durchweg eine zustimmende Stellung einnahmen, während z. B. Lichtenberg, Musaeus, Nicolai u. a. es aufs heftigste angriffen. Am treffendsten wohl äußerte sich über das innerste Wesen des Werkes der biedere „Wandsbecker Bote" Matthias Claudius, der in seiner humorvollen Art u. a. meint: „Das ist'n Buch, wie mir in meiner Praxis noch keins vorgekommen ist. Was da für Gesichter darin stehen, groß und klein, ehrenfest und ehrenlos, sauer und süß, schief und krumm usw., und so viele Schnabels und Nasen und Münde, die gar an keinem Gesicht sitzen, sondern so in freier Luft schweben! Einige Gesichter sind rabenschwarz, das müssen wohl Afrikaner sein usw. Soviel ich verstanden habe, sieht Herr Lavater den Kopf eines jeden Menschen und sonderlich das Gesicht als eine Tafel an, darauf die Natur in ihrer Sprache geschrieben hat: Allhier logieret in dubio ein hochtrabender Geselle! Ein Pinsel! Ein unruhiger Gast! Ein Poet! und Wilddieb! und Rezensent! Ein großer, mutiger Mann! Eine kleine, freundliche Seele usw. usw. Es wäre sehr naiv von der Natur, wenn sie so jedwedem Menschen seine Kundschaft an die Nase gehängt hätte, und wenn irgendeiner die Kundschaften lesen könnte, mit dem möchte der Henker in Gesellschaft gehen" usw. Auf einer seiner häufigen Reisen war Lavater auch des großen Preußenkönigs Friedrich II. ansichtig geworden. Daher fehlt auch dessen ausdrucksvoller Kopf nicht im Buche, wozu er u. a. folgendes bemerkt: „Mit unbeschreiblicher Neugier habe ich vor zwölf Jahren (1763) den Moment erwartet, das Schrecken und Erstaunen von Europa von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Alle die unzähligen Porträts von ihm, in eins zusammengeschmolzen, standen vor mir, bis auf den Moment, wo der Große, er selber, vorbeiritt, ungefähr so, wie wir ihn hier (auf dem Bilde) erblicken. Wie die Sonne die Sterne verdrängt, weg auseinmal alle Bilder von ihm! O wie ein ganz anderer stand er vor mir! Damals wußte ich noch nicht, was Physiognomie war; aber den Schauder vergesse ich nicht, der durch mich herabfuhr, als ich ihn selber sah. . . . Nicht auf die Art schön, wie unphysiognomische Maler ihn idealisieren, nicht auf die Art groß, ganz und gar nicht schön; aber dennoch von der Natur, von seines Wesens erstem Anschuß an, zum

Digitized by Google

großen Manne, zum König und Monarchen angelegt und geformt. Unter allen Menschengesichtern ist noch keines vor mein Auge gekommen, das so ganz eigentlich zum Königsgesichte geschaffen zu sein schien. Alle Neider — doch ein König ist zu hoch, um Neider zu haben, als seine Neben-Erdenkönige? — alle Neider und alle Antiphysiognomisten müssen beim Anblicke dieses Mannes, wo nicht sagen, doch empfinden: Ein großer Mann!" usw. vor allem war es das wunderbare große Auge des Königs, das ihn bannte. „Ich habe dieses Auge lange und nahe angesehen. Mehr treffend als blendend! Durchdringend als blitzend!" . . . Und so kommt er zum Schlusse, daß selbst mit verdecktem Auge der Physiognomist, wenn er mit der äußersten Fingerspitze von der Höhe der Stirn bis ans Ende der Nase dieses Antlitzes herabgleiten würde, ausrufen müßte: „Ein prädestinierter König oder Welterschütterer! Ohne Taten lebt der nicht, so wenig als ohne Odem. Vordrang, hohes Selbstgefühl, das in Menschenverachtung ausarten muß, weil es seinesgleichen nicht finden kann und die Nächsten bei ihm vielleicht gerade die Kleinsten sind." Heute ist das merkwürdige Buch so gut wie fast vergessen und wird höchstens noch als literarisches Kuriosum bewertet. Und doch steckt ein wahrer Kern in ihm. Nur liegt unseres Erachtens die Sache umgekehrt. Nicht die Natur prägt von vornherein dem Antlitz einen bestimmten Stempel auf, sondern die seelischen und geistigen Regungen, Leidenschaft und Neigungen formen im Laufe der Jahre das Antlitz um und spiegeln sich schließlich auf und in ihm wider. Ergänzend tritt zur Physiognomik hier die Phrenologie, der Gall später in seiner Schädellehre die Wege gebahnt hat. Und so darf auch Lavaters geistvoller Versuch, in das geheimnisvolle Gebiet einzudringen, nicht unbeachtet bleiben. Was wir aber am meisten an ihm schätzen und bewundern, das ist die Kühnheit und Unerschrockenheit, womit er bis an sein Lebensende für Wahrheit und Recht eintrat, auch in seiner literarischen Tätigkeit, die ihm, den treuen Sohn seiner Schweizerheimat, zu einem wackeren Vorkämpfer deutschen Schrifttums macht.

*

Dichter

Wir wandern irrend an zerbrochnen Stäben,
Wie Bettler, um der Menschen Hof und Haus
Und harfen unsrer Seele dunkles Leben
In Tönen, die wir selbst nicht kennen, aus.

Gleich blinden Priestern strecken wir die Hände,
Die bittenden, empor zum süßen Licht;
Wir schenken Fremden unsres Segnens Spende
Und schaun doch selbst die heilige Sonne nicht.

Franz Lüdtke.

*

Von heiligen und unheiligen Frauen / Von Florentine Gebhardt

Die ungeheuerlichsten Anforderungen hat der Weltkrieg von seinem Beginn an schon an die Kräfte des Einzelnen wie der Gesamtheit gestellt. Und in der großen Prüfung, welche er über die Völker, vor allem über unser deutsches Volk verhängt hat, zeigt es sich, zu welchen Leistungen menschliche Kraft gesteigert werden kann. Wir Mitlebenden sehen es mit Staunen und Bewunderung, was die Helden unter unseren Männern draußen und drinnen ertragen und vollbringen; und fast an Wunder scheint es uns zu grenzen, was Frauenkraft — selbst bei den Schwachen — zu schaffen, zu wirken, zu dulden vermag.

Große Zeiten sind die Wiege menschlicher Größe. Da wird das Wunderbare Alltagserscheinung. Das ehedem Alltägliche wirkt abstoßend und unnatürlich, das Kleine häßlich und unwürdig im Rahmen der großen Zeit, nur das Große ist selbstverständlich.

In gewöhnlichen Zeiten allerdings sahen die Menschen mit anderen Augen. Und es hat Zeiten gegeben, in denen Frauengröße als etwas Absonderliches angestaunt wurde. Die hervorragende Frau wurde, wenn sie edlen Gemüts war und Segen wirkte, als Heilige verehrt, ja sogar von der Kirche heilig gesprochen. Wenn ihr Streben und Handeln dagegen menschenfeindlich war als Zauberin verklagt und verurteilt. Mindestens hat sie die Sage, der Volksmund verurteilt, mißgönnt ihr selbst die Ruhe des Grabes und läßt sie als Gespenst umgehen, als Schreckbild oder Warnerin aller, die ihrem Blute verwandt sind oder sonst in irgendeiner Beziehung zu ihrem Stamme stehen.

Überall in deutschen Landen — nur von deutschen will ich reden — trifft man auf Sagen, welche das Andenken solcher heiligen oder unheiligen Frauen bewahren. Daß es, wenigstens bei den heiligen Frauen, fast ausschließlich solche von äußerem Rang sind, ist erklärlich. Denn nur hochgestellte Frauen haben in jenen Zeiten Gelegenheit

Digitized by Google

und Macht gehabt, eine weitgehende segensvolle Wirksamkeit auszuüben. Einzelne von ihnen verdanken ihre Heiligsprechung weniger ihren Taten, als ihrer übermenschlichen Demut und Dulderkraft. Wer kennt nicht die Geschichte der heiligen Genoveva, der Gemahlin des Pfalzgrafen Siegfried, der unschuldig der Treulosigkeit Angeklagten, die in Geduld und Ergebenheit ein Leben in Verbannung trug? Die himmlischen Heiligen hatten sie auf wunderbare Weise erhalten, und an der Stelle, wo Siegfried sie wiederfand, erbaute er eine Kirche, die später auch ihr Grab umschloß, in der Nähe von Andernach am Rhein, im Eifellande. Vom Rheinland aus nahm die Genovevasage ihren Weg durch das ganze Land. Kirchlich heilig gesprochen ist die Genoveva der Sage freilich nicht; die eigentliche St. Genoveva ist nämlich eine andere Namensschwester französischer Abstammung, die um 450 lebte und Paris vor den Hunnen gerettet haben soll; sie gründete später das Kloster, St. Denys. Wenn man aber in Deutschland die heilige Genoveva nennt, so denkt jeder an die schöne Pfalzgräfin, die edler Dulderin. — Die anderen heiligen Frauen, die ich nennen will, gehören der Geschichte an und danken ihren Heiligenschein der Kirche. Es sind: Die hl. Kunigunde, die hl. Hedwig und die hl. Elisabeth.

Der Wirkungskreis der heiligen Kunigunde, der Gemahlin Kaiser Heinrichs des Zweiten, der auch der Heilige heißt, lag in Süddeutschland. Die alte, ehemalige Kaiserstadt Bamberg, der Bischofsitz, bewahrt das Andenken an seine Schutzheilige getreu bis auf diesen Tag. Auf einer der Regnitzbrücken steht ihr lebensgroßes Standbild. Alle Kirchen bergen Andenken oder Reliquien von ihr. Im Dom ist ihr herrliches Grabmal, auf dessen Deckel sie neben ihrem ebendort begrabenen Gatten dargestellt ist.*) Seltsamerweise ist auch sie in den Verdacht der Treulosigkeit geraten und mußte sich durch ein Gottesurteil reinigen. Sie ging unversehrt daraus hervor und Heinrich tat kniefällig Abbitte. Der Ankläger aber wurde lebendig verbrannt. Die Darstellung dieser Legende zeigt ein altes Bild in der St. Gangolfkirche. Der Domschatz enthält unter anderem ihren Schädel, von goldener Krone umschlossen. Viele Kirchen und Klöster sollen von ihr gestiftet worden und sie sehr wohltätig gewesen sein. Von ihrer Frömmigkeit zeugen auch noch ihre wertvollen, handgeschriebenen, mit köstlichen Initialen versehenen Gebetbücher in der Kgl. Bibliothek.

Einem süddeutschen Geschlechte entstammt auch die vielgepriesene heilige Hedwig; dem der Grafen von Andechs, die bei Partenkirchen auf Burg Werdenfels ihren Stammsitz hatten, später sich aber Grafen von Meran nannten. Sie vermählte sich bekanntlich mit dem Herzoge von Schlesien, Heinrich dem Bärtigen und dadurch ist sie die Heilige des nordöstlichen Deutschland geworden. Ihr Sohn war jener Herzog Heinrich der II. von Schlesien, der in der sog. Mongolenschlacht 1241 fiel. Sie selbst begab sich auf das Schlachtfeld und suchte die Leiche des im Siege gefallenen Helden, sie an den sechs Zehen seines linken Fußes erkennend, um sie nach Breslau zu überführen. — Von Hedwigs Frömmigkeit, Keuschheit, Wohltätigkeit, ihren täglichen Bußübungen und Gebeten werden Wunderdinge erzählt. Ihrer Stadt Crossen a. d. Oder war sie eine Mutter. Allerlei Sagen gehen dort noch von ihr im Schwange.

Bei weitem mehr noch durch Sage und Dichtung im ganzen Reiche, ja der ganzen Welt bekannt ist die dritte dieser heiligen Fürstinnen, die Nichte der hl. Hedwig, die Landgräfin Elisabeth von Thüringen. Die Tochter des Ungarnkönigs kam als vierjähriges Mägdlein, dem thüringischen Erben Ludwig verlobt, an den Hof des durch den Sängerkrieg berühmt gewordenen Landgrafen Hermann. Blutjung vermählt, von dem sich einem Kreuzzug anschließenden Gatten unter der Obhut ihres Schwagers Heinrich Raspe zurückgelassen, ward sie mit ihren Kindern bekanntlich durch diesen heimtückischen Mann von der Wartburg vertrieben, als die Kunde von Ludwigs plötzlichem Tode kam und Heinrich Raspe sich zum Stellvertreter des kleinen Erbgrafen Ludwig machte, dem er später der Sage nach Gift beibringen ließ, worauf er selbst Landgraf wurde. Elisabeth lebte in der Verbannung unter der Zucht des überstrengen Konrad von Marburg, legte sich die härtesten Kasteiungen und Bußübungen auf und starb, kaum 30 Jahre alt. Das Volk hat ihre rührende Gestalt in seinem Herzen bewahrt, Maler und Dichter sie verewigt, die Legenden von ihr sind zahlreich.

In späteren Jahrhunderten hat man keine Frau, auch wenn sie die edelste Fürstin war, mehr zu einer Heiligen erklärt. Und doch hat es auch in späteren Zeiten bis in die jüngsten hinein manch eine Heilige gerade unter den Fürstinnen gegeben. Von noch Lebenden will ich nicht sprechen. Aber die Gestalt einer noch nicht lange Dahingegangenen dürfte wohl im Andenken der Mitwelt wie eine Heilige hochgehalten zu werden verdienen. Wer denkt nicht so an Carmen Sylva, an Elisabeth, Königin von Rumänien?! Auch sie war eine Deutsche, wird deshalb immer eine von Deutschlands heiligen Frauen in der Weltgeschichte bleiben.

Schluß folgt.

*) Das Grabmal ist von Tillmann Riemenschneider, einem der berühmtesten Bildhauer seiner Zeit (um 1500). Auch ein Domportal trägt die Figur Kunigundens.

Digitized by Google

Wunsch

Ich möchte heimatwärts am Meere träumen,
Wo Kiefern rauschen sonnenüberflammt,
Und meine Hände möcht' ich ruhvoll tauchen
In heißbesonnten weißen Dünensand.

Und in den blauen Himmel möcht' ich schauen,
Einschläfernd süß im Ohr den Wellenklang
Und jenes Rauschen, das im Ried dem Kinde
Schon seine alten Heimatlieder sang.

Doch keines Menschen Nähe dürfte stören,
Wenn Einsamkeit in jener Stunde spricht
Zu einem Heimgekehrten, der begnadet,
Trinkt seiner Heimat wundersüßes Licht.

Alice Marie Heinevetter.

✱

Dem Andenken an Lilly Braun / Gewidmet von A. von Nathusius

Ich werde deinen Rosengarten nie vergessen, den Teetisch unter den schattigen Bäumen, das stille gelbe Haus mit den Großmutkermöbeln und den Urgroßmutterbildern aus poetischer Zeit. Ich werde deine Prinzessinnenhände nie vergessen, dein gütiges Lächeln, die große Linie, die stets in dir, um dich war. Nie werde ich die vielen Fahrten zu dir vergessen an Sommerabenden, wenn die Grillen sangen und der Wald geheimnisvoll duftete. Es wurde mir immer festlich zumute, wenn die Maschine meines braunen Wagens kriegerisch zu trommeln begann und ich fröhlich bestimmte: „Nach Zehlendorf."

Denn ich hatte dich ja gefunden, wie man Kostbarkeiten findet, an die man nicht mehr glaubt: „mit Staunen und Ergriffenheit. „Zur Kameradschaft sind die Frauen noch nicht fähig" hat irgendwo mein großer Lehrer gesagt. Du warst der Kamerad, von dem meine Seele geträumt.

Ich will sie nicht vergessen, die stillen Winternachmittage am Kamin bei dir, wenn wir Jugenderinnerungen tauschten bei Kerzenlicht und knisterndem Holz. Hundert gleiche Gewohnheiten verbanden uns, wir hatten so viel gleiche Liebhabereien, so viel stille, zähe und heiße Zärtlichkeit für diese und jene Dinge, die unsere Kindheit geschmückt und unsere Jugend geleitet — bis sie uns dann irgendwie entglitten waren im Kampf, den wir beide liebten. Aber in heimlichen, festlichen Stunden, die wir uns manchmal bereiteten, tauchten alle diese Dinge wieder auf, winkten mit bleichen Händen und traurigen Blicken. Dann schwiegen wir oft und und konnten uns vor Tränen nur wie durch einen Schleier sehen.

Aber meistens ging die Rede wild und heiß. Wenn ich höhnisch und verbittert harte Fragen tat und mit Fanatismus alle die niedlichen Ideale auf den Kopf stellte bis sie umfielen, wie leeres Stroh, — dann trafst du mir entgegen, mit Ruhe und Sachlichkeit, mit deinem geschulten Geiste, deinem überlegenen Wissen.

Ich lernte von dir. Wie oft traf mich dein überzeugendes Wort in die innerste Seele. Wie oft schlugst du eine Brücke über einen Abgrund, den mein Haß unüberbrückbar fand. Und zogst mich mit auf dieser Brücke. — —

Ich sehe dich in deinem Rosengarten stehen. Du trugst ein weißes Kleid und winktest mir. Mein Wagen bog um die Ecke. Ich aber sah dich im Abendsonnenrot, übergroß, kühn und tapfer stehn. Damals prägte sich voll Inbrunst in mir das Wort: „Der Mut ist die einzige Tugend auf der Welt."

Ich will der Burgunderabende gedenken bei mir, wenn die roten Nelken zu dem Purpurweine glühten. Sie werden nicht mehr glühen — mir ist, als könnte ich diesen Wein nicht mehr trinken, weil er das Blut der Kameradschaft ist. Er brachte uns oft auf ganz sonderbare Fahrten und Themen, der alte verschwiegene Freund!

Aber vergessen will ich, daß wir uns in letzter Zeit etwas ferner standen, weil du den Weg zu verlassen schienst, auf dem wir weiter gehen mußten, trotz der Weltkatastrophe. Wir haben uns scharf auseinandergesetzt und wurden doch wieder die Alten — — —

Wir verabredeten einen unserer Abende. Aber ehe du kamst, traf mich die furchtbare Botschaft deines Todes. Ich habe dich im Fieber gerufen und nach dir geweint — — —

Aber ich möchte einst gehen wie du: Aufrecht und plötzlich, die Fahne der Tugend voll Mut auf meinem Wege entrollt.

„Lasset uns tapfer sein die paar Tage auf Erden" schreibe ich auf deinen unvergänglichen Stein.

Digitized by Google

Allerlei

Helsingfors. Als ich im letzten Sommer zum dritten Male nach Finnland kam, wirkte Helsingfors auf mich überraschend. Die Stadt hat sich bedeutend vergrößert und macht in der Architektur nunmehr einen weit mehr geschlossenen Eindruck. Der Reiz dieser nordischen Großstadt, wenn man von einer solchen schon sprechen kann, liegt nicht am wenigsten darin, daß hier eine moderne Stadt mitten in Felsenwildnis eingebaut und von einem Kranze von Granatklippen umgeben ist. Und bevor sich das Schiff dem Hafen näherte, mußte es sich erst durch einen Irrgarten stark befestigter Inseln und Felseneilande hindurchwinden. In der Tat, die Natur hat es diesen skandinavischen Ländern leicht gemacht, sich gegen feindliche Einfälle zu verteidigen. Die Schärenbildung ihrer Küsten macht sie nahezu uneinnehmbar, und Helsingfors mit seiner Festung Sweaborg im besonderen gilt als uneinnehmbar. Das wissen auch die Russen recht gut, und deshalb haben sie es sich angelegen sein lassen, das Lotsenwesen in ihre Hand zu bekommen. Von schwedisch-finnischer Seite wird nun über die Unfähigkeit der russischen Lotsen geklagt, die „Nov. Wremja" aber behauptet natürlich, daß das russische Lotsenwesen vollständig in Ordnung sei, daß aber in verschiedenen Fällen die Finnen die Fahrmarken und Signalzeichen böswillig zerstört oder beschädigt hätten (was ich ihnen gar nicht verdenken kann).

Mein erster Weg, als ich in Finnlands Metropole angelangt war, galt dem Wahrzeichen Finnlands, dem Denkmal Alexanders des Zweiten auf dem Senatsplatze vor der majestätischen Nikolaikirche. Wie oft hatte ich hier in früheren Jahren gestanden und meine Wünsche mit denen Finnlands vereinigt! Und dennoch hatte die Vergewaltigung dieses unglücklichen Landes ihren weiteren Verlauf genommen, wenn auch der Tyrann Bobrikow gefallen und Stolypin, der dessen Gewaltsystem fortzusetzen sich bemühte, aus dem Leben gegangen war. Die weiteren Schicksale Finnlands aber werden davon abhängen, ob es den Kampf so lange hinziehen kann, bis der germanische nordeuropäische Staatenbund ihm Hilfe bringt.

Von neuen Architekturen fand ich in Helsingfors das finnische Nationaltheater („Suomen Kansallisteatteri") vollendet vor, es fehlt ihm indessen die charakteristische finnische Note, es könnte ebensogut in Dänemark oder Schweden stehen. Das an demselben Platze („järnvägstorget") gelegene neue Bahnhofsgebäude von dem im übrigen sehr zu schätzenden Eliel Saarinen ist dagegen kurzer Hand als eine Entgleisung, um im Bilde zu bleiben, zu bezeichnen. Und das neue, große Gebäude der Hypothekenbank an der Esplanade ist zwar modern im Stil und interessant, aber es könnte wiederum ebensogut in Wien stehen, als in Helsingfors. Dagegen ist das neue Telephongebäude wiederum einmal ein Treffer, originell und zugleich ausgesprochen finnisch anmutend. Es lehnt sich dabei bewußt an das ältere bemerkenswerteste Gebäude von Helsingfors, das Haus der Versicherungsgesellschaft Pohjola von Gesellius, Lindgren und Saarinen an. Das aus Granit gebaute Telephongebäude bildet nach links einen stark vortretenden Risalit, der nach oben zu einem Turm auswächst, während nach rechts ein Erker mit Rundfenster aus der Fassade hervortritt. Dazwischen im mittleren Stockwerk eine Gruppe von sechs, durch Säulen getrennten Fenstern. Die Form der Säulen erinnert an Ägypten, aber die ornamentale Behandlung ist finnisch. Auch im übrigen ist das Ornament an diesem Gebäude originell und charakteristisch.

Ebenfalls eine bedeutungsvolle und interessante neue Architektur bildet die neue Kirche der Vorstadt Sörnäs.

Die Schönheit der Stadt als solcher liegt freilich nach wie vor nicht in den angeführten und nicht in den klassizistischen Gebäuden des deutschen Architekten Engels und seines Nachfolgers Nyström, wenn sie auch zum Teil sehr monumental wirken, sondern einmal in der schon erwähnten Lage der Stadt und andererseits in der im Herzen der Stadt gelegenen, nach dem Hafen hinunterführenden Parkstraße, die unter den Namen Esplanade bekannt und berühmt ist.

Ich hatte aber nun den Wunsch, die bauliche Ausdehnung der Stadt, wie sie naturgemäß besonders an der Peripherie erkennbar wird, zu betrachten und machte zu diesem Zweck eine Radtour um die Stadt. Zunächst den großstädtischen Vestrakajen hinauf in das moderne Villenviertel, hier also wie bei allen Großstädten im Westen gelegen, mit reizvollen Ausblicken auf die See hinunter und die gegenüberliegenden Inseln mit dem Nyländischen Jachtklubpavillon und Klippans Pavillon. Dann senkt sich die Straße und führt zum Wasser hinab, gegenüber tauchen mehrere Felseninseln auf, nackt und kahl und außerweltlich. Nun eine ganz neue Vorstadt mit hohen Zinshäusern, zum Teil im allermodernsten Wiener Stil gebaut. Weiter Sandviks Norrakajen, ein Hafen, wie eine neue Stadt anmutend, aber voll von Leben. Dann lang sich hinziehende industriereiche Vorstädte, die zum Teil das Bild unserer Hafenstädte mit allen seinen Schattenseiten bieten. Nun aber tritt der finnische Urwald dicht an die Vorstadt heran. Endlich wieder über den Boulevard Vestra Henriksgatan in die eigentliche Stadt zurück.

Anschließend hieran mögen einige Zahlen über das Wachstum der Stadt am Platze sein. Im Jahre 1890 hatte die erst 1817 zur Hauptstadt erklärte Stadt 61 530 Einwohner, im Jahre 1900: 88 711, und in diesem Jahre 140 000. Die Einwohnerzahl verdoppelt sich also innerhalb fünfzehn Jahren. Ganz und gar modern ist sie auch in dem Sinne, daß das Eisenbahnnetz des Landes nicht nur bis ins Zentrum der Stadt, sondern bis in die verschiedenen Häfen der Stadt ausgedehnt ist.

Dr. Heinrich Pudor.

Zur freundlichen Beachtung! **Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an Otto Janke's Verlag. Beide Adressen: Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.**

Inhalt des Heftes 18: Der wilde Rosenbusch. Roman von Alfred Maderno. — Der Roman einer schönen Frau. Von Richard Freyen. — **Beiblatt:** Umsonst. Gedicht von Paul Friedrich. — Johann Kasper Lavater. Von Paul Pasig. — Dichter. Gedicht von Franz Lüdtke — Von den heiligen und unheiligen Frauen. Von Florentine Gebhardt. — Wunsch. Gedicht von Marie Alice Heinevetter. — Dem Andenken an Lilly Braun. — Gewidmet von A. von Rathusius. — Allerlei.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke, Ausgegeben am 3. Februar 1917 — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 19

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Der wilde Rosenbusch / Roman von Alfred Maderno

1. Fortsetzung.

„Ach, das hätten wir nun bald vergessen," rief Hanna, „aber siehst du, so gut hast du uns unterhalten. Und wenn ich die Sache jetzt besehe, so finde ich, daß wir eigentlich noch furchtbar kindisch sind."

„Gräme dich darum nicht, Hanna. Solange ihr so kindisch seid, wie du es meinst, kann euch das Leben nichts anhaben. Aber sprich nur weiter!"

„Ja, Onkel, die Sache ist nämlich die. ‚Der wilde Rosenbusch' bekommt eine neue Knospe."

Der alte Herr verstand. Immerhin war er erstaunt.

„Nach vier Jahren?"

„Meinst du, es sei nicht vorteilhaft? Dann können wir ja —"

„Das kommt darauf an. Doch mische ich mich da nicht hinein. Dazu verstehe ich von Jungmädchendingen viel zu wenig. Ihr wollt also noch ein Mädchen in euren Kreis aufnehmen?"

„Eigentlich haben drei darum gebeten, aufgenommen zu werden; aber wir denken, eines ist gerade genug."

„Und auf wen ist denn da eure Wahl gefallen?"

„Wir haben uns für Hilda Graßl entschieden, die Tochter des Champagnerfabrikanten Graßl. Du kennst doch die Firma? Graßl & Weiler, Hoflieferanten und Lieferanten eines österreichischen Erzherzogs."

„Das war das Ausschlaggebende?" fragte der Onkel schnell und etwas boshaft.

„Nicht doch," versetzte Hanna ein wenig verlegen, „ich erwähnte es nur nebenbei, damit du doch genau unterrichtet seist."

„Ach so! Das leuchtet mir auch ein. Und wer sind denn die anderen Mädchen?"

„Der einen Vater ist der Schuhfabrikant Daimler, mit dem Verkaufsladen in der Ludwigstraße, du weißt doch? Und die andere stammt aus der Käsehandlung Pfister."

„Und die haben nicht Gnade vor euren Augen gefunden?"

„Ja, weißt du, Onkel, Bernhardine Daimler kennen wir so gut wie gar nicht. Und Josefine Pfister, die ja unsere Klasse besucht, die würde doch nicht so recht zu uns passen. Da, sieh dir nur einmal das geschmacklose Briefpapier an, auf dem sie um die Aufnahme in unseren Kreis bittet." Hanna schob dem alten Herrn den Brief hin.

Sollte die Welt nicht einstürzen, so mußte Herr Heidenreich die Ansicht Hannas teilen.

Links oben war eine fliegende weiße Taube auf das blaßblaue steife Papier aufgedruckt und die trug einen mit fünf roten Siegeln verschlossenen Brief vorsintflutlichen Formats im Schnabel. Man bedenke: fünf Siegel! Knallrote noch dazu! In einer Zeit, die jede starkfarbige Wirkung ängstlich vermied! Und dies das Briefpapier eines jungen Mädchens!

Herr Heidenreich schob Hanna den Brief wieder zu.

„Es gibt hübschere Briefbogen, das will ich gerne zugeben. Doch meint ihr nicht, daß

Digitized by Google

es ein gutes Werk gewesen wäre, sich des Fräuleins anzunehmen und ihm einen besseren Geschmack anzulernen? Sicherlich trägt sie Verlangen danach, sich mehr gute Gewohnheiten, als sie daheim vielleicht beobachten kann, zu eigen zu machen. Sonst hätte sie euch nicht um Aufnahme in den ‚Wilden Rosenbusch' gebeten."

Der Onkel hatte nicht so unrecht.

Die Mädchen sahen das wohl ein und konnten sich eines peinlichen Gefühls nicht erwehren.

Indes — nein, die Sache ließ sich unmöglich machen. Man blamierte sich ja sonst vor der ganzen Schule, vor allen Mädchen der Stadt womöglich. Wo blieb denn der Stolz des „Wilden Rosenbusches", der gefürchtete, geachtete, sei's auch belächelte Stolz? Aber von wem belächelt? Vom gelbbraunen Neid! Nein, nein, christliche Gesinnung in Ehren, aber so weit durfte man sich nicht vergessen. Hilda Graßl, das war übergenug, das mußte man den Onkel einsehen lehren.

Die Mädchen, die sich die ganze Zeit über passiv verhalten hatten, erwarteten von Hanna, daß sie schon die richtigen Worte finden werde. Hier, wo sie jetzt saßen, hatte doch Hanna, als Tochter des Besitzers dieser Laube, das entscheidende Wort zu sagen. Immer gönnte man es ihr ja nicht; aber in diesem Falle regte sich keine Eifersucht.

Hanna selbst schien sich dieser Pflicht bewußt zu sein. Sie wußte auch schon einen geschickten Ausweg.

„Du hälst uns für hochmütig, Onkel? Das sind wir aber ganz und gar nicht; wir berücksichtigten bei unserer Wahl vielmehr die Worte, die mein Vater zuweilen gebraucht. Du weißt doch, Onkel, Papa ist ein heftiger Gegner der Sozialdemokratie. Und diese Schuster und Käsehändler, auch wenn sie Fabrikanten sind, nennen sich doch durchwegs Sozialdemokraten."

„Natürlich, natürlich!" Herr Heidenreich schien ganz Feuer und Flamme. „Aber sag mal, die Champagnerfabrikanten sind keine Sozialdemokraten?"

„Onkel! Sozialdemokraten trinken doch keinen Champagner!"

„Nein?" Onkel Fidibus schauspielerte vorzüglich. „Ach ja, richtig, das habe ich gar nicht bedacht; freilich trinken die keinen Champagner. Wie klug du doch bist, Mädel!"

Der alte Herr lächelte wie ein Faun.

---

3. Kapitel.

Wenn Ella Gerhardt aus der Schule, von einem Ausgang oder gar von der Wochenversammlung des „Wilden Rosenbusches" heimkehrte, und war es ein noch so sonnenfroher Tag, so legten sich schon auf dem Nachhausewege schwere Schatten auf das junge Gemüt, und ein jedesmal stürmisch sich aufdrängender Trotz, für den einmal die Bezeichnung Trauer, dann Angst die richtige gewesen, verscheuchte den besten Teil des Frohsinns aus ihrem Herzen und verdunkelte die guten Eigenschaften des tiefveranlagten Mädchens.

Ja, wären nur die Tage der Trauer geblieben, hätte sich wenigstens die Zeit der Angst zurückhalten lassen!

Dies waren ja gewiß nicht Jahre, um die auch nur ein Mensch das aufblühende Kind hätte beneiden müssen. Immerhin aber waren sie besser und weniger den Charakter sowie jede gute Veranlagung zerstörend gewesen als die an ihre Stelle getretene Zeit des Trotzes.

Trauer und Angst bleiben bei aller Erkenntnis der dunklen Seiten des Lebens immer noch Fügsamkeit, Resignation.

Trotz aber heißt und erfordert Kampf und Widerstand, und stetes Kämpfen ermüdet, ermattet vor allem ein junges Menschenkind, das nur in die Sonne geschickt gehörte, um sich sein Herz für die frostigen Wetter der reifen Lebensjahre gründlich vorzuwärmen.

Nichts davon für Ella Gerhardt, das schöne Pfarrerstöchterlein.

Selbst wußte es nicht mehr, wann es in seines Vaters Haus zum letzten Male gelacht hatte.

Und auch Tränen waren eine seltene Erscheinung geworden.

Tränen und Trotz — die Alliteration stimmte nicht.

Tränen und Trauer, das gibt ein anderes Bild.

Digitized by Google

Und dieses Bild bot Ella zuweilen auch jetzt noch.

Draußen, wo die ewigen Schläfer unter Blumen und glänzendem Marmor ruhten, wo auf dem Wipfel eines düsteren Lebensbaumes ein einschichtiger Vogel so sonderbare Weisen sang, und wo man den Lebensmüden, die ihr Tagewerk vollbracht, das Kreuz, an dem sie so schwer getragen, auf ihrem letzten Ruhebette erhöhte, dort draußen, vor ihrer Mutter efeuübersponnenem Hügel, vermochte Ella noch Tränen zu finden.

Und dann fühlte sie, daß das Gute in ihr, das Erbstück der frühentschlafenen Mutter, aus ihrem Herzen nicht getilgt, nein, nur tiefer in dieses versenkt worden war und einmal, ja, einmal sich aus dem Wuste von Haß und Erbitterung emporringen konnte ans Licht, um ihr selbst und anderen zum Segen zu werden.

Einst, ja, einst! — — —

Die Freundinnen neckten sie, wenn sie merkten, daß sie ihre Gedanken so weit vorausschickte, wohin sie neben jenen flogen, die zu ihm eilten, ohne den jenes Einst nicht kommen konnte. Zu Walter Meißl, dem Bonner Studenten.

Ja, wenn der auf Ferien nach Hause kam, wenn sie die und jene Ecken bestimmt hatten, wo sie sich trafen, wenn Ella aus der Schule heimkehrte und wenn sie eine wirkliche oder eine geschickt vorgeschützte Besorgung zu machen hatte, dann erhielt ja das junge Leben wieder etwas Farbe und Frische, Wärme und ausdauernde Kraft.

Dann bot sich auch hin und wieder die Gelegenheit, in eine weniger besuchte Anlage hineinzuschlüpfen, sich dort von zwei sicheren Armen umschlingen zu lassen und unter stürmischen Küssen alles, alles, was nicht zur Jugend gehörte, zu vergessen und dafür das Lachen, das unendlich wohltuende Lachen wieder zu erlernen.

Das mochten die Freundinnen nur ahnen, darüber mochten sie sich ruhig lustig machen, weil sie es nicht verstanden. Keine von ihnen hatte es ja so gut wie sie, wenn sie bei Walter sich ihrer Jugend bewußt wurde, keine von ihnen aber hatte es so schlecht, wenn diese Zeiten vorüber waren und Ella die Kette der grauen Alltage auf ihrer Seele lasten fühlte. — — —

Bei ihrer Mutter frühem Tode war der Vater, Pfarrer Gerhardt, über Nacht ein anderer Mensch geworden.

Wochen hindurch sah er sein Kind aus so seltsamen Augen an, als begreife er nicht, daß etwas, das von seiner Frau stammte, dem sie das Leben gegeben, nicht auch hatte sterben müssen, daß es leben konnte, leben wollte.

Doch was sollte ihm dieses Leben?

Was sollte er mit dem Mädchen, er, dem alles Weibliche auch dann noch ein verschleiertes Geheimnis geblieben, als er selbst ein Weib, sein Weib, in seinem Hause walten sah?

Mit Beben war er vor einem Wunder gestanden, und ein Wall hatte sich zwischen sein Leben als Gatte und sein Wirken als Priester geschoben.

Aber dann war die rauhe Faust des unversöhnlichen Schicksals auf den blütenzarten Bau seines Glückes niedergeschmettert, hatte den Traum, der in dieser Stunde zur Wahrheit wurde, von seiner Seite gerissen, so daß er sich verstört und entsetzt an den Trost seines Berufes klammerte, aber den Weg ins Leben zurück nicht wieder fand.

Doch der Wall war geblieben, und hinter ihm hatte er sein Kind gelassen, hatte er sein Kind vergessen. Er fand nicht hin zu ihm, seine Pflicht als Vater aber gebot ihm, einen brauchbaren Menschen aus seinem Kinde zu machen.

Da bat Pfarrer Gerhardt seine um etliche Jahre ältere Schwester, bei seinem Kinde Mutterstelle zu vertreten und ihm die schwerste Sorge und Last seines Lebens abzunehmen.

Der Pfarrer fühlte nicht, daß er damit die einzige Möglichkeit von sich stieß, jemals wieder zur Ruhe und Zufriedenheit zurückzufinden.

Fräulein Katharina Gerhardt kam also ins Haus ihres Bruders.

In jenes Haus, in dem ein anderes Weib das Pfand einer reinen, innigen Liebe zurücklassen mußte, in dem jene andere Frau die besten Eigenschaften ihres Wesens verschwendet hatte, in den wenigen Jahren, die der Him-

Digitized by Google

mel sie jenen Menschen, die sie verdienten, gegönnt.

Katharina Gerhardt fühlte, daß hier ein anderer Geist geschaffen und geherrscht hatte als jener, der ihr bisheriges Heim durchwehte.

Das Fräulein witterte schon bei seinem Eintritt in das Haus des Pfarrers eine ihr unbekannte, seltsam gereinigte Atmosphäre, und es war ihr erstes, sich davor zu wappnen.

Dazu war sie zu lange Zeit selbständig gewesen und auch schon zu alt geworden, um in dem Hause, in das man sie gerufen hatte, weil man sie brauchte, den Willen einer Toten neben dem ihrigen fortleben zu lassen.

Nicht bei ihrem Bruder — den ließ sie vorerst ungeschoren in seinem Arbeitszimmer — wohl aber bei der Köchin, die der jungen Frau aus dem Elternhause in die Ehe gefolgt war, fing die Sache an.

Wie sich diese Person innerhalb ihrer vier Wände aufspielte! Und wie sie kochte! Eigenmächtig und so reichhaltig, wie sie, Katharina Gerhardt, es sich an den höchsten Feiertagen nicht gegönnt hatte.

Ein Kampf mit der wortgewaltigen, nur ihrem Herrn treu ergebenen Köchin sah von vornherein nach einer Niederlage des Fräuleins aus. Folglich durfte es nicht erst zum Kampfe kommen, sondern die Person mußte aus dem Hause.

Eine Amtsreise, die den Pfarrer über vierzehn Tage von daheim fernhielt, kam seiner Schwester sehr gelegen, um während seiner Abwesenheit der Köchin zu kündigen und sie das Haus verlassen zu sehen.

Als der Pfarrer zurückkehrte, erstattete Fräulein Gerhardt ihrem Bruder zum ersten Male Bericht über ihre neu auf sich genommenen hausfraulichen Leistungen.

„Lene hat vor drei Tagen das Haus verlassen."

„Lene? Ja, warum denn? Und ohne sich von mir verabschiedet zu haben?" Der Pfarrer sah seine Schwester erstaunt an.

„Du warst doch noch nicht wiedergekehrt."

„Hat es denn so gedrängt mit dem Aufunddavongehen? Und warum ging sie überhaupt? Lag ein Grund vor? Sie machte ihre Sache bisher doch ausgezeichnet. Ich fühlte es ja am besten in der Zeit, da ich mit Ella allein war."

„Davon wirst du nicht viel verstanden haben. Aber den Grund willst du wissen? Nun, weil bei uns eine Köchin überflüssig ist."

„Hat Lene das als Grund angegeben?"

„Das wäre noch schöner gewesen! Wie du fragst! Nein, das besorgte ich schon selbst, und du mußt es doch auch einsehen. Eine Köchin für drei Leute! Hat denn deine Frau gar nichts gekannt oder mitangegriffen?"

Der Pfarrer war schon müde. Die Härte der letzten Worte hatte ihn nicht mehr getroffen.

„Tu, was du für gut hälst", meinte er nachgiebig und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

Die folgenden Mahlzeiten gingen nur noch mit Störungen vorüber.

Die Tante brachte Gerichte auf den Tisch, die Ella, weil sie sie nicht kannte, entschieden zurückwies.

„So sieh zu, wie du satt wirst!" entschied die Tante kurz und bündig, und der Pfarrer, der seine Blicke und Gedanken woanders hatte, dachte, daß dies schon die richtige Erziehung sein werde.

Ein paar Tage später weinte das Kind zu jämmerlich.

Der Pfarrer erhob sich, um nach der Ursache zu sehen.

„Ich habe den Hund weggegeben", erklärte seine Schwester.

„Ellas kleinen Hund? Aber weshalb denn?"

Lene, die gelieferte Köchin, hatte ihn dem Kinde gebracht, gerade, als die schwere Zeit übers Haus gekommen war. Das Kind sollte einen Spielgefährten haben. Nun war er weg, der einzige Freund, und Ella klagte zum Gotterbarmen.

„Weshalb?" Die spitzige Nase der Tante begann sich bereits intensiv zu röten. Ein Zeichen, daß Sturm im Anzuge war.

„Weshalb? Weil ein Hund Wartung braucht und einen Hund nur halten kann, wer über das nötige Dienstpersonal verfügt.

„Das war doch der Fall, als du kamst," wagte der Pfarrer einzuwenden, „aber du hast Lene ja selbst aus dem Hause getan."

„Ich muß dich bitten, Valentin, dich nicht

Digitized by Google

in meine Angelegenheiten zu mischen, wenn ich hierbleiben und mich zu deinem Besten weiterplagen soll."

Der arme Valentin hatte die Türe zu seiner Studierstube schon von innen zugemacht.

Das war also der Hund gewesen.

Jetzt kam die Reihe an das Kind.

System gehörte in die Sache; dann ging's im Handumdrehen. Und freie Hand mußte man haben.

Daß die Tante Ella schon frühzeitig zu häuslichen Arbeiten anhielt, durfte ihr niemand übel vermerken.

Doch selber jedes höheren Gedankens gänzlich bar und ohne Verständnis für Seelenhunger und Seelennahrung, entzog Katharina Gerhardt dem Kinde jede freie Minute, die dieses für sein Gemüt verwenden wollte, um es an den kalten, starren Ring des Alltags zu schmieden, mit dem die Tante seinerzeit zur Welt gekommen zu sein schien.

Das Kind sah die Spiele seiner Altersgenossinnen und Mitschülerinnen. Sich selbst aber sah es davon ausgeschlossen. Die Tante litt keine Freundschaften.

Nur Sonntags hielt es die Tante für angebracht und verantwortlich, ein paar Schritte in die Natur hinauszugehen. Im übrigen aber konnte man das Haus nicht allein lassen und dem lieben Gott den Tag stehlen. So wäre auch ein kleiner Ausflug mit dem Dampfboot der Tante als unsühnbares Verbrechen erschienen.

Bevor Ella mit anderen Mädchen ihres Alters öfter beisammen war und durch sie erfuhr, was es eigentlich hieß, jung zu sein und das Leben vor sich zu haben, empfand sie nur die Einsamkeit und das stete unruhige Gebaren der Tante, die, wenn sie nicht irgendwo etwas zu fegen wußte, in jeden Winkel ihre Nase hineinsteckte, als drückende und entmutigende Last.

Nie aber regte sich ein Drang, Widerstand zu leisten und den Gehorsam zu verweigern.

So wurde Ella zwölf Jahre alt.

Da kam die Stunde, in der die Tante zum ersten Male erkennen mußte, daß andere Leute auch einen Willen besaßen und sich nicht scheuten, um ihm gehörig Nachdruck zu verleihen, auch einmal ein Unwetter über sich ergehen zu lassen.

Auf einem Schulfeste war es, als Frau Justizrat Negra den Pfarrer ansprach und ihm eine Absicht vortrug, die den weltfernen Mann für ein paar Minuten aus seiner Verlorenheit aufrüttelte.

„Wie Sie wissen, Herr Pfarrer, besitzt meine Hanna keine Geschwister. Ich halte es indes nicht für vorteilhaft, das Kind noch weiterhin nur in meines Mannes und meiner Gesellschaft aufwachsen zu lassen. Ich fürchte, es könne sich geistig zu rasch entwickeln. Ein vorzeitiger Ernst ist ihm ohnehin eigentümlich. Wir müssen trachten, unseren Kindern die Jugend solange als möglich zu erhalten, müssen uns dies gerade zu einer Zeit angelegen sein lassen, wo sich die Jugend in ihren Eigenheiten zu äußern beginnt. Hanna befindet sich jetzt in diesem Alter. Sie ist eben zwölf Jahre alt geworden, und da will ich ihr einen Kreis von Freundinnen schaffen. Das heißt, sie soll ihn sich selbst wählen, wobei ich sie nur beraten will. Eigentlich ist es bereits soweit. Mein Kind hat schon gewählt, und ich fragte es nach den Mädchen, die es besonders liebt und zu Freundinnen haben möchte, und hörte mit Freuden, daß es auch ihre Ella dazu zählt. Nicht wahr, Herr Pfarrer, Sie geben doch Ihre Einwilligung dazu, daß sich Ella mit den übrigen Mädchen, es sind noch vier außer ihr," Frau Negra nannte die Namen, „einmal in der Woche bei Hanna trifft und daß die Mädchen unter meiner Aufsicht so recht von Herzen jung miteinander sind?"

„Mit tausend Freuden, verehrte gnädige Frau," versicherte der Pfarrer, „und ich danke Ihnen unendlich für die Wohltat, die Sie meinem Kinde und mir erweisen wollen."

„Ihr Fräulein Schwester wird es doch sicherlich auch begrüßen, wenn ihr hin und wieder die Sorge um Ella erleichtert wird?"

„Dies ist durchaus meine Ansicht, gnädige Frau, und ich danke auch im Namen meiner Schwester für Ihre übergroße Güte." Doch war der Pfarrer für diese Versicherung nicht mehr verantwortlich zu machen.

Er dachte sogar nicht mehr daran, seine Schwester von seinem Gespräche mit der Frau Justizrat in Kenntnis zu setzen.

Die Angelegenheit schien geordnet zu sein

Digitized by Google

und war zu klar, als daß sie den Pfarrer noch weiter hätte beschäftigen können.

Mit Ella hatte Frau Negra selbst gesprochen.

Das Kind jubelte aus dankbarem Herzen.

Die Tante erfuhr auch von ihm nichts.

Papa wußte davon, er hatte mit Hannas Mutter gesprochen und würde wohl auch mit Tante Katharina geredet haben. Was Ella bevorstand, ging ihr über die Frage, ob die Tante davon wisse und was sie dazu sage.

Der Krach kam also erst, als sich Ella am nächsten Samstag Nachmittag zum Ausgehen richtete und dazu ihr bestes Kleid aus dem Schrank nahm.

Die Tante, die ruhelos durch das ganze Haus geisterte, mußte sie bald erspäht haben.

„Was soll denn das? Was machst du denn hier? Du willst wohl gar ausgehen? Heute ist doch kein Tag dazu. Wo willst du denn hin?"

Tante Katharina rieb sich die Nasenspitze, dieser beim Erröten behilflich zu sein.

„Wohin?" fragte das Kind erstaunt. Heute war doch Samstag. Das mußte die Tante ja ebensogut wissen wie sie.

„Ja, wohin, wenn ich fragen darf!"

„Nun, zu Hanna doch."

„Zu welcher Hanna?"

„Zu Hanna Negra."

„Negra? Kenne ich nicht. Aber was sollst oder willst du denn dort?"

„Frau Justizrat Negra hat Hanna erlaubt, jeden Samstag einige Freundinnen einzuladen. Heute kommen wir zum ersten Male zusammen. Es sollen immer dieselben Mädchen sein."

„Was geht denn das mich an! Woher stammt denn diese Einrichtung? Davon weiß ich ja kein Wort!"

„Hat dir denn Papa nichts davon gesagt?"

„Dein Vater?"

„Frau Negra hat mit Papa alles besprochen und seine Zustimmung erhalten."

Tante Katharina fegte hinüber in das Zimmer ihres Bruders.

„Eben treffe ich Ella beim Ankleiden. An einem Werktag! Und was sagt sie, wohin sie geht? Zu einer Frau Justizrat Soundso, die ich gar nicht kenne, zu einem Mädchenkränzchen, von dem ich nichts wissen will. Ja, bin ich denn noch wer, oder bin ich der Niemand hier im Hause, daß man es nicht der Mühe wert findet, mir auch nur ein Wort davon zu sagen? Daß ich überhaupt nicht gefragt werde!"

Der Pfarrer hatte erst gar nicht zugehört. Bei Erwähnung der Frau Justizrat horchte er aber auf. Er fing an zu verstehen, er erinnerte sich.

„Ja, ja, ganz recht. Die Sache ist vollkommen in Ordnung. Frau Justizrat Negra hat mich um meine Einwilligung ersucht, und ich wußte keinen Grund, aus dem ich sie hätte verweigern sollen. Es wird für Ella sehr gut sein, wenn sie mehr unter ihresgleichen kommt."

„Und ich? Ich habe natürlich nichts dabei zu reden?"

Der Pfarrer hatte ursprünglich die Absicht, sich bei seiner Schwester zu entschuldigen und sein Versäumnis, ihr von seiner Abmachung mit Frau Negra Mitteilung zu machen, damit zu begründen, daß er es einfach vergessen habe. Der scharfe Ton in der Rede seiner Schwester gab ihm jedoch einen anderen Gedanken ein.

„Du hast," der Pfarrer blieb bei der Frage seiner Schwester, „so will mir scheinen, in meinem Hause viel zu viel zu reden. Nun erlaube auch ich mir einmal dieselbe Frage, der du einen so starken Nachdruck zu geben wußtest: und ich? Habe ich gar kein Recht, ohne dein Einverständnis meinem Kinde etwas zu gestatten und eigenmächtig eine Verfügung zu treffen?"

Fräulein Katharina schnappte nach Luft.

„Wozu," jappte sie, als sie sich einigermaßen gefaßt hatte, „wozu hast du mich denn in dein Haus gerufen? Wozu bin ich gekommen, wozu habe ich die Last deines Haushaltes auf mich genommen, wo ich es doch allein viel schöner und besser hatte? Wozu muß ich die Ungezogenheiten deines Kindes mitansehen und darunter leiden? Wozu mir, wie jetzt, Trotz bieten und von dir gerade ins Gesicht sagen lassen, daß ich nichts zu reden habe, obgleich ich doch für alles sorgen muß? Wozu, frage ich dich? Sage mir nur das eine, wozu?"

Der Pfarrer schnitt mit der Hand durch die Luft.

„Wenn du dies alles durchaus wissen

Digitized by Google

willst, wird es wohl am besten sein, in der Nachbarschaft einen vorgedruckten Fragebogen herumgehen zu lassen."

Damit nahm er wieder seine Predigt vor, die er für den folgenden Tag vorbereitete.

Fräulein Katharina sah sich verabschiedet und verließ geräuschvoll die Stube.

Ella hatte sich mittlerweile aus dem Staube gemacht, und so fand die Tante niemand, an dem sie ihren Zorn auslassen konnte. Aber es kochte in ihr. Dem Bruder die Freundschaft zu kündigen und sein Haus zu verlassen, wozu sie im ersten Augenblicke Lust empfand, schien ihr doch nicht die beste Lösung des Konfliktes zu sein. Wollte sie es auch angeblich allein schöner und besser gehabt haben, so entsprach dies keineswegs der Wahrheit. Der Bruder hatte sie aus einem entlegenen Nest in die große Stadt gerufen und ihr in seiner Schwäche ein weiteres Feld für ihr Herrscherbedürfnis eingeräumt, als sie es bisher besessen. Aber nach dem, was sie nun zu hören bekommen hatte, schien ihr hier jemand das Heft aus der Hand reißen zu wollen. Der Bruder? Nein! Hinter ihm steckte Ella, seine Tochter. Auch nicht richtig. Wildfremde Leute wagten es, in ihre Rechte einzugreifen! Aber gerade gegen die sah sie sich machtlos. Nun, der vergeudete Werktagsnachmittag sollte Ella dafür um so teurer zu stehen kommen. Als ob sie in ihrer Jugend derlei gekannt und genossen hätte.

Fräulein Katharina dachte nicht daran, daß dem unverträglichen Mädchen die Schulkameradinnen ängstlich ausgewichen waren.

Und Ella sollte es besser haben? —

Ja, Ella hatte es besser. Von jetzt an.

Das vornehme Haus, der wundervolle Garten und die freundliche Dame hatten sie im ersten Augenblick bezaubert.

Was war ihres Vaters Haus, was ihr eigenes Stübchen dagegen, in das die Tante sofort hereingestürzt kam, wenn sie sich nur ein Viertelstündchen tagsüber dort aufhalten wollte.

Was besaß Hanna Negra für ein entzückendes Zimmer! Ganz neu eingerichtet zu ihrem zwölften Geburtstag.

Und das Beisammensein mit den Freundinnen! Wie viel Neues sie da hörte, was für Einfälle die Mädchen hatten, was man alles verabredete und vereinbarte! Und Sonnabend für Sonnabend sollte es so sein!

Eine Welt voll Freuden öffnete sich vor dem vernachlässigten Kinde, das erst sein eigenes Selbst begreifen lernen mußte.

Wie oft saß sie stumm unter den Freundinnen, die von Dingen zu sprechen wußten, die ihr bisher gänzlich fremd geblieben waren.

Es kam Ella vor, als besäßen ihre Kameradinnen bereits die Fähigkeit zu urteilen, wie sie es an Tante Katharina beobachtet hatte; doch klang das hier ganz anders und forderte zur Beteiligung auf.

Monate verstrichen, Jahre.

Zu Hause, das mußte sich Ella ja sagen, wurde es immer unleidlicher. Der Vater hatte sich noch mehr in seinen Beruf eingesponnen, da er die Wahrnehmung machte, daß es ihm nicht gut tat, sich öfters einem Attentat seiner Schwester auszusetzen. Die Entwicklung seines Kindes beobachtete er nur flüchtig. Ella war immer gesund, immer schweigsam, woran er also gewohnt sein konnte. Wer hätte neben Fräulein Katharina auch Lust gehabt, eigene Ansichten zu vertreten?

Die sparte natürlich nicht, an allem ihren Senf zu verschwenden, und suchte sich mit Vorliebe dazu jene Stunden aus, in denen Ella vom „Wilden Rosenbusch" heimkehrte.

Diesen Namen trug der Kreis der Freundinnen nun schon seit Monaten. Mit einem alten, freundlichen Herrn, einem Freunde der Familie Negra, den Hanna seiner langen Pfeife wegen neckte und Onkel Fidibus getauft hatte, ersannen sie diesen Namen, und er war auch das Schönste, was sich die Mädchen als Erinnerung an ihre glücklichsten Jahre ins spätere Leben mitnehmen konnten.

Wie grausam war es daher, wenn sich nach den Stunden sorglosester Jugendfreude eine Flut heftiger, gemütloser Worte auf das arme Mädchen ergoß, das wie eine frische, gesunde Knospe aus dem Sonnenschein des Frohsinns unter abgedorrte Ranken geriet.

Aber je kälter es daheim wurde, desto mehr Sonne drängte von außen an das durstige junge Gemüt heran, desto tiefer aber verwundeten es die harten Reden der Tante, als sich ihm zum ersten Male das heiligste Geheimnis des Lebens erschloß.

Digitized by Google

Auch davor, hier gleichfalls ihre fühllosen Hände anzulegen, um zu zerstören, schreckte die Tante nicht zurück.

Sie mußte von irgendeiner Seite erfahren haben, daß Ella errötete, wenn von einem jungen Manne die Rede war.

Fräulein Gerhardt hätte auch dies verstehen müssen, hätte sich sagen müssen, daß die Tanzstunde an keinem Mädchen vorübergehen kann, ohne sein stürmisches Herz mit sehnsuchtsvollen Ahnungen zu erfüllen.

Allerdings hatte sich die Tante geweigert, Ella in die Tanzstunde zu führen, weshalb Frau Negra das Mädchen unter ihren Schutz genommen hatte. Aber dazu war ihr die Freundlichkeit der Dame willkommen genug, diese in anzüglichen Reden, die Ella das Blut zum Herzen trieben, der Gewissenlosigkeit jungen, ihr anvertrauten Mädchen gegenüber zu bezichtigen.

„Was soll denn aus einem Mädchen wie du werden, das sich mit kaum fünfzehn Jahren nach dahergelaufenen Burschen umsieht und alles andere im Kopfe hat, nur nicht das eine, wie es die berechtigten Wünsche seiner besorgten Tante erfüllen könne?" Bisweilen konnte die Tante auch milder reden und sich als Märtyrerin aufspielen.

„Walter Meißl ist kein dahergelaufener Bursche, Tante." In Ella regte sich der Trotz.

„Jeder Student ist ein Taugenichts," erklärte Fräulein Katharina schon wesentlich schärfer, „und wer an einem von ihnen Gefallen findet, ist selbst nichts wert. Daß du dich nicht unterstehst, mit dem Burschen auf der Straße zu reden oder ihn mir gar ins Haus zu bringen."

Darüber war Ella allerdings anderer Meinung. Übers Reden auf der Straße nämlich.

Aber ins Haus bringen, ihn, der ihr die Sonne bedeutete, in dieses Haus? Gott schütze sie und ihn davor!

Aber der Tante opferte sie ihn und ihr junges Glück nicht. Das hielt er in seinen starken Händen, und er würde ihr auch helfen, es zu verteidigen.

---

4. Kapitel.

Die Familie Negra saß gerade beim Mittagessen, als das Stubenmädchen die Meldung erstattete, von der Firma Graßl & Weiler seien zwei Flaschen Schaumwein abgegeben worden. Außerdem habe sich dieser Brief für das gnädige Fräulein dabei befunden.

Damit überreichte das Mädchen Hanna das verschlossene an sie gerichtete Schreiben, worauf es das Zimmer verließ.

„Was ist denn los?" fragte der Justizrat, zuerst seine Tochter, dann seine Gattin scharf anblickend. „Zu welchem Zwecke habt ihr denn Champagner bestellt?"

„Wir haben ihn nicht bestellt, Papa", versicherte Hanna, die das Schreiben sofort geöffnet und die wenigen Zeilen hurtig durchflogen hatte. „Aber sieh nur, wie nett von Hildas Papa, uns zwei Flaschen Champagner zu schicken!"

„Wirklich nett", stimmte Frau Negra bei, und sich an ihren Mann wendend, klärte sie diesen über die ihm nicht ganz einleuchtende Gratissendung auf. „‚Der wilde Rosenbusch' hat ein neues Mitglied erhalten, Hilda Graßl, die Tochter Herrn Graßls, des Inhabers der Champagnerfabrik Graßl & Weiler. Hilda wird heute zum ersten Male im ‚Wilden Rosenbusche' erscheinen, nachdem sie vorgestern mit ihrer Mutter bei mir Besuch gemacht. Die Aufnahme Hildas sollen nun die Mädchen mit Schaumwein feiern, ist's nicht so, Hanna? Ich vermute, daß Brief und Sendung dies bezwecken."

„Ja, du hast ganz recht, Mama. O, wird das fein! Grete trifft bestimmt der Schlag, wenn sie die Flaschen erblickt."

„So," meinte der Justizrat wieder in gleichmütigerem Tone, „die Sache geht also nur euch Mädels an; nun, dann kann's mir ja recht sein. Es ist zwar ein unglaubliches Getue mit eurem ‚Wilden Rosenbusch', aber die Leute scheinen wenigstens zu wissen, was sich schickt."

„Inwiefern? Die Sendung, so sinnig ich sie finde, kam mir völlig überraschend." Frau Negra hatte ihren Gatten mißverstanden.

Er hielt ihr dies vor.

„Ich beziehe meine Worte darauf, daß

Digitized by Google

Herr Graßl den Wein Hanna und nicht mir schickt. Das hätte doch auch der Fall sein können. Nur wäre ich dann nicht so gelassen geblieben."

„Ach so meinst du das, Papa! O nein, Graßls sind gar nicht ungebildet. Sie wissen wirklich, was sich schickt."

„Das habe ich als erster zugegeben. Über den Grad der Bildung liegen uns weiter keine Dokumente vor. Gewiß schätze ich Herrn Graßl, wenngleich ich ihn weiter nicht kenne, und rechne es ihm hoch an, daß er es, obgleich von sehr bescheidener Herkunft und aus recht kleinen Anfängen heraus, zu etwas Ganzem gebracht hat."

„Du kennst Herrn Graßls Familie, Papa?"

„Weiter nicht. Ich weiß nur, was die ganze Stadt weiß, daß sein Vater Kellermeister in der Weinhandlung Weiler war. Der junge Weiler und der junge Graßl haben dann die heutige Firma gegründet, beziehungsweise auf solidem Fundament aufgebaut. Aber sag einmal, Hanna, wie lange wird denn euer ‚Wilder Rosenbusch' fortbestehen? Ihr beginnt ja nachgerade erwachsen zu sein —"

„Aber Heinrich, mit sechzehn Jahren erwachsen!"

„Was willst du? Wenn ich mich recht besinne, verlaßt ihr doch alle sechs im Juli die Höhere Mädchenschule."

„Dann kommt aber noch ein Jahr Selekta, Papa."

„Von mir aus. Lernen und Bildung hat noch niemand geschadet. Also, ‚Der wilde Rosenbusch' soll noch weiterbestehen?"

„Hast du seit neuestem etwas dagegen einzuwenden, Heinrich?"

„Nicht daß ich wüßte. Es interessiert mich nur gerade zu wissen, wie lange eine solche Einrichtung zu fesseln vermag."

„Du scheinst eine längere Dauer in Zweifel zu ziehen? Bestehen die Stammtische von euch Männern vielleicht nicht generationenlang und noch länger?"

„Das dürfte doch wieder etwas anderes sein."

„Nur bedingt", lächelte Frau Negra. „Nein, ich bin dafür, ‚Der wilde Rosenbusch' soll bestehen bleiben, solange dies eben auf natürliche Weise möglich ist. Eines oder ein paar der Mädchen werden sich über kurz oder lang doch verheiraten, und dann zerflattert alles von selbst. Man weiß doch nie, was alles kommt und kommen kann."

„Ich heirate bestimmt nie, Mama", erklärte Hanna lebhaft. „Aber ‚Der wilde Rosenbusch' muß bestehen bleiben, ganz richtig, wie Mama sagt, solange es eben geht. Denk doch nur an Onkel Fidibus! Was soll denn der ohne uns mit seinen hunderttausend Beeren anfangen?"

„Ja, das möchte ich auch wissen, wie lange ihr Herrn Heidenreich noch bei dem kindischen Namen nennen werdet? Seitdem er seine meterlange Pfeife nimmer raucht, paßt dieser Name ja gar nicht mehr."

„Onkel Fidibus ist so gut, Papa."

„Habe ich etwa das Gegenteil behauptet? Gewiß ist er gut. Zu gut ist er. Er verzieht euch, weil er an euch einen Narren gefressen hat. Mein Geschmack wäre es ja nicht, mit dummen Mädchen zu schäkern; aber freilich, wenn man —" Der Justizrat schwieg etwas unvermittelt, indes dazu durch einen gelinden Stoß veranlaßt, den ihm seine Frau unauffällig unterm Tisch versetzt hatte.

Der Justizrat verstand, ebenso wie seine Gattin erkannt hatte, wo er hinauswollte.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Roman einer schönen Frau / Von Richard Freyen

5. Fortsetzung.

Ada blieb erstaunt. Sie setzte sich nicht. Sie blickte nur in das verzerrte Gesicht. „Ich verstehe Sie nicht", sagte sie ruhig. Wenn ich etwas falsch gemacht habe, so war's doch nur gut gemeint."

Die andere wand sich ordentlich vor Lachen, einem bösen, keifenden Lachen: „So, Sie verstehen nicht? Allerdings, was brauchen Leute wie Sie zu verstehen! Sie spielen ja nur und das geht ohne Gedanken. Und gut gemeint haben Sie's? Sagten Sie nicht so? Ja, ja, Ihr denkt euch nie etwas Schlechtes, Ihr auf den Mann dressierten Weibchen!"

Ada sah sie ernst an: „Fräulein Fia, beruhigen Sie sich doch. Was hat Sie so aufgebracht?"

Fia hörte nicht. Ein Schluchzen niederkämpfend fuhr sie in rasendem Wortschwall fort: „Jetzt spielen Sie die Unschuldige! Aber ich habe die Beweise gesehen! Haben Sie ihm nicht Briefe geschrieben, ihm Geld gegeben, daß er mich im Stich lassen konnte? Umsonst tut man doch so etwas nicht! Pfui Teufel! Hinter dem Rücken von Menschen, die sich ihre Freunde genannt haben. Das ist der Dank!"

Ada unterbrach sie fest: „Das ist alles wahnsinnig entstellt. Lassen Sie mich doch sprechen!"

Fia aber überschrie sie: „So, entstellt soll das sein? Sie wollen entstellen! Er hat mir die Briefe, die Scheine gezeigt! Gott, es ist ja so leicht, diesen Männchen den Kopf zu verdrehen! Reden vom neuen Menschentum und fallen auf die älteste, plumpste Koketterie hinein! Das will ich Ihnen sagen, was Ihr Triumph ist! Womit haben Sie ihn gefangen? Mit Ihren geschnürten, entstellten Taillen, mit Ihrer sogenannten Schönheit, die nichts weiter ist als eine gemeine Spekulation."

Sie überschrie sich, bekam einen Hustenanfall. „Aber Fräulein Fia", beruhigte Ada. „Sind Sie nicht selbst in diesem Moment wie eine Frau alten Schlages, die keine Vernunft aufkommen läßt?"

Fia stieß nach der Hand, die sich ihr herzlich näherte. „Berühren Sie mich nicht", schrie sie. „Oh, ihr meint, wir hätten kein Fleisch und Blut? Wir sollten uns ducken vor euch, weil ihr ein paar sogenannte Reize mehr habt?" Sie wies nach der Tür.

Ada entgegnete, nun selber erregt: „Offenbar hat Herr Siwinna alles falsch dargestellt. Ich hatte gestern mit ihm hier eine Szene! Er hat mir seine Feindschaft angekündigt. Er will uns beide entzweien."

„Also Sie leugnen nicht, daß Sie hier waren, während ich weg war", schrie Fia, die nur dies gehört zu haben schien. „Und das sagen Sie mir in meinem Hause? Dort ist die Tür!" Sie reckte abermals krampfhaft den Arm aus.

Über Ada kam plötzlich Klarheit. Sie mußte warten, bis Fia ruhiger war. Bitteres Mitleid stieg ihr auf. Aber sie empfand, daß es grausam, harte Grausamkeit wäre, das zu zeigen.

Sie wandte sich zur Tür: „Ich werde Ihnen schreiben, Fräulein Fia. Wenn Sie alles ruhig erwägen, wird diese Reue für Sie selbst am schmerzlichsten sein!"

Dann ging sie mit schweigendem Gruß. Als sie hinabstieg ins dunkle Treppenhaus, hörte sie von oben noch Fias Stimme, die ihr gellend nachrief: „Eitle Kokette!"

Auf der Straße kam herbe Bitterkeit über sie. Gewiß, es war klar, hier lag eine Intrigue Siwinnas vor. Aber hatte sie selbst nicht Grund gegeben zu dem allen? War sie nicht leichtsinnig gewesen? Hatte sie nicht falsche Hoffnungen entstehen lassen? Hatte sie nicht doch das ganze Spiel mit Siwinna ein wenig als kitzelndes Abenteuer empfunden? War nicht zuweilen ein wenig Eitelkeit dabei gewesen, wenn sie sah, wie dieser Vorkämpfer des modernen Frauenrechts sie heimlich beim Tennis beobachtete? Ada war ehrlich genug gegen sich, das einzugestehen. Sie dachte an Frau von Schäwens Warnung. Sollte sie recht haben? Sollte die Schönheit wirklich nicht ein Segen, nur eine Gefahr sein? Sie wehrte sich noch gegen den Gedanken, als sie plötzlich aufgeschreckt wurde.

Ein breiter Filzhut schwenkte sich vor ihr. Dahinter kam das Gesicht des „Hehrwürdigen Errn" hervor, der ihr triumphierend zulachte.

Digitized by Google

„Haben Sie schon gehört?" Mit höflicher Geste erbat der ehemalige Offizier und jetzige Bohéme die Erlaubnis, sie begleiten zu dürfen.

„Habe ich das mit Siwinna nicht vorausgesagt? Nach seiner letzten Gastrolle im Bäckerstreik hat man ihm etwas auf die Finger gesehen. Und er ist schleunigst verduftet!"

Ada sah gespannt in die verschmitzt schmunzelnden Züge des Hehrwürdigen. „Wissen Sie Genaueres?"

„Nein. Vermutlich aber hat er das Vertrauen einiger Gewerkschaften böse mißbraucht. Er soll nach Paris sein. Ich möchte nur wissen, woher er das Geld dazu hat."

Ada errötete bei diesen Worten. Sie fragte: „Sie halten ihn also für einen Schwindler?"

Der Hehrwürdige lachte: „Er gehörte zur Kategorie der ehrlichen Schwindler, er belügt sich vor allem selber, schauspielert vor andern und sich selbst eine große Rolle! Sein Schlußeffekt bei den Streikenden kommt ihm nur etwas teuer. Übrigens hat er mir neulich erzählt, er würde auch Sie, gnädiges Fräulein, herumkriegen; das ganze Café hat's gehört. Sie hätten schon seines Geistes einen Hauch verspürt."

Ada lachte kühl, völlig beherrscht. „Da hat er recht, wenn auch anders als er meint." Sie verabschiedete sich und fuhr nach Hause.

Dort befahl sie sofort die Rechnung und machte sich ans Packen, während Frau von Schäwen ihre Sachen zusammenräumte. Ein Kellner überbrachte einen Brief. Ada erkannte die ungeübte Knabenhand Capteyns.

Mißtrauisch öffnete sie den Umschlag, Capteyn bat demütig-wehmütig um Verzeihung. Dem Alkohol schob er die Schuld zu. Auch habe er geglaubt, Ada meine es so. Im Klub hätte man eine Wette gemacht, Breymeyer, die Stouts und noch ein paar Herren, daß Adas Sprödigkeit nur Verstellung wäre.

Weiter las Ada nicht. Von grausigem Ekel geschüttelt, zerknüllte sie das Blatt, trat es mit Füßen. Hastiger noch als vorher ging sie ans Packen. So also stand's. Das war die große Sehnsucht, die von ihrer Schönheit ausging, das war das Glück, das sie verbreitete? Man wettete auf sie wie auf ein Tier, das es zu erjagen galt! Widerlich! Widerlich!

In ihre Hände fiel der silberne Stirnreif, den man an jenem Abend mit schönen Worten ihr überreicht hatte. Bitter lächelnd las sie die Inschrift: „Unserer Königin!" So schrieb man und so meinte man's! Vielleicht war in jenen Stunden die Wette geschlossen worden.

Mit starkem Griff zerbog sie das Metall, brach es in Stücke und warf es zum Fenster hinaus, wo es klirrend in den Staub rollte.

In der Nacht noch verließen sie Zürich. Ada, in deren Nerven die Erregung dieser Tage noch fiebrig spukte, warf sich unmutig umher in den harten Kissen des Schlafwagens. Wie ihr zuweilen geschah, träumte sie denselben Traum weiter, den sie in voriger Nacht geträumt. Wieder spielten sie Haschen, wieder waren Mörner, Capteyn, Siwinna, Breymeyer hinter ihr. Aber auch Fias Lachen gellte ihr in den Ohren auf, als sie sich umwandte, sah sie Fia mit verzerrtem Gesicht eine große Laterne nach ihr schwenken. Gierentstellte Männergesichter glühten auf, ein Hund heulte und klirrte mit der Kette. Ada lief, wie vom Tode gehetzt und erwachte im Schweiß gebadet. Aus dem harmlosen Spiel war eine rasende, lüsterne Jagd geworden.

Dritter Teil.

1. Kapitel.

Mit leisem Tadel gegen sich selbst hatte Ada festgestellt, daß das Leben in Freiheit und Reichtum ihr keine Befriedigung brachte. Fast als Schwäche empfand sie das. „Als ob man von außen her eine Sanktion für sein Dasein brauchte, seinen Wert müßte bestätigen lassen, wie ein Kleinbürger, der alles in bar ausrechnen muß! . . . Da steht man so, wie Millionen von Menschen zu stehen wünschen, hat alles, was die Welt zu bieten vermag, und ist nicht fähig, glücklich zu sein!" Und doch dachte sie mit Verachtung an Existenzen wie Mr. und Mrs. Stout, die die Erde ansahen wie ein Luxushotel, speisten, spielten, auf fashionable Art sich langweilten und eines Tages starben, ohne je anderes erlebt zu haben.

Ada hatte es sich wunderschön gedacht, den Vater zum Geburtstag zu überraschen, und

Digitized by Google

hatte unterwegs mit großer Sorgfalt Geschenke gewählt. Aber sie mußte erfahren, daß es Leute gibt, denen sehr schwer Liebe zu zeigen ist. Herr Sendtner, den die Tochter in der Ferne mit williger Phantasie sich als alternden, liebebedürftigen Mann gedacht hatte, gehörte dazu.

Als Ada an seinem Geburtstage eintrat in die weite Halle des Vaterhauses, erfuhr sie, daß Herr Sendtner verreist war. Als der Vater, zwei Tage darauf, von Paris nach Hause kam, waren Adas Blumen verwelkt. Er küßte Ada auf die Stirn, lobte die Geschenke und saß fünf Minuten danach in seinem Bureau und diktierte Geschäftsbriefe.

Gewiß, er war alt. Schneeweiß war das noch immer üppige Haar, der energische Schnauzbart. Aber doch lebte er ganz in seinen Geschäften, bald in Budapest, bald in London oder Barcelona. In den Stunden, die er daheim verbrachte, saß er dann mürrisch und stumpf im Sessel, zu müde, um Adas Aufmerksamkeiten nur zu bemerken. Er sah nicht die Blumen, die Ada hinstellte vor ihn, er bemerkte kaum, wenn sie einen hingeworfenen Wunsch liebevoll erfüllte. Achselzuckend mußte Ada nach wenigen Wochen sich sagen, daß ihr warmherziger Plan, das Alter ihres Vaters mit Liebe zu umgeben, ein Traum gewesen war.

Eine Zeitlang versuchte sie darauf, für Arbeiterwohlfahrt zu wirken. Auch hierfür fand sie nur Gleichgültigkeit beim Vater, Hohn beim Bruder. „Machst du auch diese sentimentale Mode mit?" fragte dieser. „Es hieße ja den Kerlen zugestehen, daß sie recht hätten, wollten wir ihnen so entgegenkommen. Nie in der Welt ist es ihnen so gut gegangen. Nachgiebigkeit macht sie nur anspruchsvoll und unzufrieden!" Man hinderte Ada, wo es ging, sich zu betätigen, und sie stieß auch unter den Arbeitern bei den Versuchen, die sie machte, auf soviel Mißmut und Mißtrauen, daß sie selbst zurückschauderte.

Wie ein Wink des Schicksals kam in dieser Zeit ein Brief von Adas in Berlin verheirateten Halbschwester. Ada kannte Luise nur wenig, da diese geheiratet hatte, als Ada noch Kind war. Nun hatte die Schwester geschrieben, bittere Klagen wie gewöhnlich, und Ada, die aus Pflichtbewußtsein den Brief las, dachte: „Wieder dies kleinliche, banale Gejammer, das den Männern das Recht gibt, uns zu verachten. Wie schamlos, andere Menschen damit zu belästigen, daß man keine Französin für die Kinder findet, der der Mann nicht nachstellt! Wie müssen diese Kinder geraten, wenn solche Dinge geschehen, schlimmer noch, wenn von solchen Dingen nach außen gesprochen werden kann."

Dieser Gedanke hielt Ada fest. Täglich betrachtete sie das Bild auf ihrem Schreibtisch, das Edith, Frank und Ina, die drei Schwesterkinder darstellte, reizvoll wie Rubenssche Putten. Mit raschem Entschluß schrieb sie nach Berlin und bot sich selbst an als Erzieherin. Als Bedingungen stellte sie nur völlig unabhängiges Wohnen in der neuen Villa, deren Obergeschoß, wie sie wußte, nicht ganz ausgenutzt war. Nach einigem Zögern ging Luise auf Adas Vorschlag ein.

So kam Ada nach Berlin in die Grunewaldkolonie. Sie brachte Frau von Schäwen, Johann den Reitknecht und ein treffliches englisches Halbblutpferd mit, das der Vater ihr kürzlich geschenkt hatte.

Der Schwager, Bankier Leisetritt, empfing die schöne Schwägerin mit großer Zuvorkommenheit, Luise verhielt sich kühl. Ada merkte bald, daß sie für den Schwager eine neue Attraktion seines Hauses darstellte, dem er durch glänzende Diners, Einladungen aller möglichen Berühmtheiten und Ähnliches Glanz zu leihen strebte. Im übrigen war Max Leisetritt jovial, gutmütig, solange man seinem Selbstgefühl nicht zu nahe trat, und nachdem Ada ihm bedeutet hatte, daß sie eine gewisse Art von Witz liebte, gestaltete sich ihr Verkehr angenehm. Schwerer war Luise zu behandeln. Sie war eine etwas verblühte Dame und von jener verkniffenen Mürrischkeit, die ältere Frauen in Deutschland oft haben, weil sie es nie verstanden haben, den kleinlichen Ärger des Tages in nötiger Entfernung zu halten. Gegen Ada hatte sie von vornherein ein Mißtrauen, das daher rührte, daß Adas Mutter, ihre eigene Stiefmutter in ihrer vornehmen Gehaltenheit für sie immer etwas Unheimliches gehabt hatte, was sie auch bei Ada wiederfand. Sie litt unter der Vorstellung, die junge schöne Schwester verachte sie irgendwie, und sie fühlte in ihrer Gegenwart, gerade weil sie ihr das

Digitized by Google

nicht durchgehen lassen wollte, eine gewisse Unsicherheit, die sich bis zur Gehässigkeit steigern konnte.

Ada schien das nicht zu sehen. In gleichmäßiger Sicherheit bewegte sie sich im Hause, im Grunde abgeschlossen lebend. Nur für die Kinder hatte sie immer Zeit. Von der fernen Großstadt sah sie oft wochenlang nicht mehr als den Abglanz der Lichter am Nachthimmel. Auf den Soireen des Schwagers wirkte sie kühl und fremd. Selten umfaßte sie der Rausch des Tanzes. Für die Verehrung der Herren schien sie blind zu sein. Schwager Max in seiner jovialen Betriebsamkeit sprach ihr oft von Eroberungen, die sie mache. Sie legte so wenig Wert darauf, daß er wie die andern schlossen, sie habe eine heimliche Liebe. Ada, danach gefragt, lächelte, als sei etwas Wahres daran. Trotzdem war sie nicht sicher vor Annäherungen. Ein Dragonerhauptmann wollte ihr ewige Treue in der Kaffeepause eines Balles schwören; später erfuhr Ada, daß er sich vorher beim Schwager genau über ihr Vermögen informiert hatte. Ein fünfzigjähriger Herr mit einem atemberaubenden Titel, der eine Villa in der Nähe besaß, bot Ada in eingeschriebenem Briefe aufs bloße Sehen hin Herz und Haus: „Vielleicht hält er's wirklich für Liebe," dachte Ada, indem sie den Brief zerriß, und machte von nun an einen Umweg bei ihren Morgenritten. Ihr selber war oft, als sei ihr Leben ein Schattenspiel, eine bloße Wiederspiegelung von etwas, das irgendwo wirklich geschähe, blutvoll und lebendig. Aber sie fand das Wort nicht, den Zauber zu lösen.

Was sie hielt, waren die Kinder. Diese hatten zuerst die schöne, nie in spielerische Zärtlichkeit verfallende und unerbittlich strenge Tante gefürchtet. Aber bald trat eine Wandlung ein und sie hingen mit solcher Leidenschaft an Ada, daß die eigene Mutter daraus einen neuen Grund zur Mißgunst gegen Ada schöpfte. Ada übersah das, um der Kinder willen. Sie lächelte oft über deren Liebe: „Vielleicht ist es billig, sich von Kindern anbeten zu lassen. Und doch, vielleicht ist es mehr als die sogenannte Verehrung des Großen — —"

Man sah sie des Morgens mit der zierlichen Edith, dem wilden Frank und der kleinen ungeschickten Ina Reif schlagen auf übersonntem Rasen oder sie in ihrem reinen Französisch im Croquetspiel unterweisen. Das Schönste aber war, wenn sie des Abends in der halbdunklen Laube tief hinten im Garten Märchen erzählte. Sie saß dann, indessen sich die Kinder anschmiegten, in ihren weißen Shawl gehüllt und ihre Augen gingen irgendwo hin ins Ferne. Besonders die Märchen, die Ada selbst erfand, liebten die Kinder. Sie erzählte von einer Prinzessin, die wunderschön war und ein großes, goldenes Schloß besaß. Viele Prinzen kamen zum Werben. Aber es war ein Rätsel zu lösen, ein einfaches Spiel zu gewinnen, und dabei versagten sie alle. Viele der Freier versuchten es gar nicht, andere waren zu spitzfindig und sahen nicht, wie einfach die Lösung war. So blieb die Prinzessin allein. Die Kinder lachten über die dummen und allzu gescheiten Prinzen. Ada strich ihnen über die blonden Scheitel und dachte: „So streue ich in eure kleinen Ohren, was mir die Seele zersprengen will. Ihr findet es schön und lustig. Vielleicht begeistert es euch sogar und erweckt euch den Wunsch, so schön zu sein und so stolz wie jene Prinzessin. Und werdet vermutlich wie jene Prinzen, die alles bringen, nur das Eine nicht, das Einfachste und das Schwerste! Und doch reizt es mich, solche Dinge in eure Seelen zu streuen. Was weiß ein Sämann, was Wind und Wetter einst machen werden aus dem Samen, den er in braune Schollen geworfen? Wieviel Unkraut wird mit aufgehen? Was liegt daran? Was liegt überhaupt an den Früchten, die ein Mensch zu bringen hat? Vielleicht sind es die besten Stunden eures Lebens, wenn eure Wangen glühen, eure Augen leuchten in lichter Ahnung jenes Heldischen, Sieghaften, Großen, das wir später vergebens suchen im Alltag, wie Juwelen im Straßenstaub!"

---

2. Kapitel.

So verrannen Monate, Jahre. Ada sah die Tage kommen und gehen, wie man die Menschen auf Großstadtstraßen vorüberfluten sieht, die man vergißt, sobald sie vorbei sind.

Digitized by Google

Da geschah es plötzlich, daß Heinrich Pfeiffer wieder eintrat in Adas Leben. Lange hatte sie nichts gehört von ihm. Auch Fia hatte niemals geschrieben, obwohl Ada in langem Brief ausführlich ihr alles klargelegt hatte. Nur auf Ausstellungen hatte Ada zuweilen ein Bild von Heinrichs Hand entdeckt. Er hatte Karriere als Damenmaler gemacht. Er vermochte es, weiblichen Gesichtern einen eigentümlich sensitiven, fast dämonischen Reiz zu leihen, der ihn berühmt gemacht hatte. Oft hatte Ada vor diesen Bildern gestanden. Heinrichs Seele, so wie sie sich damals auf den Buchenhügeln offenbart hatte, als die Welt und die Zukunft noch unberührt vor ihnen lagen, die fand sie nicht.

Sie begegneten sich im Foyer eines Konzertpalastes. Ada erkannte ihn sofort, obwohl er glatt rasiert war und einen Frack trug. Er schien erfreut, ja erregt. Eine Frage jagte die andere. Er bat dringend, Ada möge ihn in seinem Atelier besuchen. Auch in seiner Wohnung! Seine Frau würde sich freuen, Ada kennen zu lernen!

Ada erstaunte: „Verheiratet, Herr Pfeiffer? Und nicht einmal eine Anzeige habe ich bekommen?"

Heinrich sah beiseite: „Ich wußte nicht, wo Sie suchen! Vielleicht auch hatte ich andere Gründe! Übrigens finden viele Leute sie nett! Nur Beethoven höre ich lieber allein."

Eine Woche später fuhr Ada bei Heinrichs Wohnung vor. Sie lag in einem Mietspalast des vornehmsten Westens. Erlesener Reichtum, wertvolle Möbel, seltene Teppiche füllten die Zimmer. Und Frau Aurélie (man sprach den Namen französisch aus) paßte in diesen Rahmen. Sie war eine üppige Erscheinung, und Ada erkannte sofort das Modell zu jener Herodias, die Heinrichs Namen bekannt gemacht hatte. Glitzernde Augen und feuchtrote Lippen stachen aus wachsbleichem Teint. Mit übergroßer Herzlichkeit kam sie Ada entgegen. Nur in den Brillanten ihrer Ohrringe glaubte Ada ein mißgünstiges Funkeln zu spüren. Ada beobachtete, wie es ihre Art war, während der lebhaften Unterhaltung. Sie fragte sich im stillen, was den kleinen Maler mit den feinen, ironischen Lippen und den ernsten Augen, die so begeistert leuchten konnten, an diese Frau gebracht haben konnte, die vielleicht schön sein mochte, nur nicht für ihn. Heinrich saß still dabei und ließ seine Gattin reden.

Plötzlich unterbrach er brüsk: „Verzeih, liebe Aurelie! Fräulein Sendtner war gekommen, mein Atelier zu sehen." Eine vermittelnde Bemerkung Adas überhörte er, klingelte und befahl einen Wagen.

Frau Aurelie lächelte betreten: „Ich weiß, daß mein Mann mich ungerne mitnimmt ins Atelier!" sagte sie mit einem Seitenblick.

Heinrich ging nicht darauf ein. „Ich hoffe, wir sehen Fräulein Sendtner öfter. Dann könnt ihr euch aussprechen. Heute wird sie die Bilder ihres alten Lehrers sehen wollen."

Als Ada im Auto mit Heinrich, der im Gehpelz und Zilinder neben ihr saß, dahinrollte, fragte sie, ob es nicht unbequem sei, das Atelier nicht im Hause zu haben.

„Je weiter, um so besser", sagte Heinrich. „Auch heute, wo ich im Reichtum sitze wie ein Bankdirektor, finde ich, daß nichts so inspiriert wie der Ausblick auf kahle Dächer, Vorstadthäuser, Bauplätze!" Es erwies sich, daß Heinrichs Atelier in reichstem Maße diesen Vorzug aufwies. Überhaupt war hier alles ebenso einfach, wie seine Wohnung prunkvoll war.

Ada ging langsam von Staffelei zu Staffelei und betrachtete schweigend die Studien und Bilder, die von den kahlen Kalkwänden niederschauten. Sie sah wohl den delikaten Reiz dieser Kunst, die das Geheimnis der Stoffmalerei der Terborch und Vermeer mit dem Raffinement der modern-französischen Kunst verband. Sie sah sogar die kleinen Tricks, durch die Heinrich seinen Damen, irgendeiner Frau Müller oder Frau Cohn den pikanten lasziven Reiz zu geben wußte, um dessentwillen sie weither zu ihm reisten. Ein unmerkliches Schiefstellen der Augen, ein nervöses Lächeln der Lippen, das war's.

Heinrich beobachtete Ada, wie sie mit hochgeschlagenem Schleier, aufgeknöpftem Persianerjakett, die Hände im Muff vergraben, vor seinen Bildern stand.

„Nun?" fragte er endlich nervös.

Ada hob die feingeschwungenen Brauen: „Ich habe damals genug gelernt bei Ihnen, um den exquisiten Geschmack, die große Kunst in

Digitized by Google

Ihren Bildern zu erkennen. Nur jenen Heinrich Pfeiffer, der das Göttliche im Weib malen wollte, den finde ich nicht!"

Heinrich hatte sich auf einen Hocker gesetzt und versuchte zu lachen: „Dazu hat man keine Zeit mehr, wenn man berühmt wird. Ich bin jetzt der Sklave meines Ruhms. Man weiß, daß ich komplizierte Frauenseelen malen kann, gut, so muß ich sie malen. Man will nichts anderes. Aber lassen wir das Kunstgesimpel. Reden wir von uns selber. Vor den Ohren fremder Frauen ging das doch nicht."

Ada suchte sein Auge: „Einer fremden Frau? Ich glaube nicht, daß wir Dinge zu besprechen haben, die Ihre Gattin nicht hören dürfte."

Heinrich lachte gezwungen. „Ich will Ihnen nichts vormachen. Sie haben scharfe Augen, doppelt scharfe, da Sie als Frau eine Frau beurteilen!"

Wieder bemerkte Ada, wie sein Blick ihr auswich: „Warum heirateten Sie?" fragte sie.

Heinrich zuckte mit den Schultern: „Vielleicht hat sie mich, nicht ich sie geheiratet. Wenn wir die Gründe für unsere Dummheiten übersähen, machten wir sie nicht. Übrigens fand ich sie schön, wenigstens abends, bei einem guten Souper, worauf sie sich versteht. Aber man sollte nur Frauen heiraten, die man auch morgens beim ersten Frühstück verträgt."

„Und Ihre Frau?"

„Sie liebt mich auf ihre Art. Vielleicht ist etwas Mütterliches dabei. Sie hat mich ja berühmt gemacht. Ihr Geld, ihre Beziehungen haben mir das Tor zum Erfolg gesprengt. Und geschiedene, unverstandene Frauen haben immer den törichten Ehrgeiz, Künstler zu protegieren. Vielleicht verliebte sie sich auch darum in mich, weil sie fühlte, daß ich sie im Grunde haßte. Ihre Eitelkeit hielt das nicht aus! Aber lassen wir das!"

Ada lächelte bitter: „Das genügt Ihnen? Und ehemals war Ihre Kunst Ihnen ein Erobern der ganzen Welt?"

Heinrich stand auf, machte ein paar hastige Schritte, dann steckte er die Hände in die Taschen: „Der Reichtum ist nicht so unangenehm, wie die Bibel tut. Sie, Fräulein Ada, Sie wissen nicht, was es heißt, immer nur einen Stehplatz im vierten Rang des Lebens zu haben, und dazu den Sinn für flimmernde Seide, Brillanten, exquisite Parfums. Natürlich sieht das nachher in der Balkonloge alles längst nimmer so berückend aus; aber um das zu wissen, muß man eben dringesessen haben. Wenn man's vorher sagt, ist man ein Schwätzer!"

„Und was ist aus der Göttin geworden, der Göttin von damals?"

Heinrich machte eine Geste: „Möglich, daß sie noch auf dem Speicher wartet. Übrigens kauft niemand heutzutage Göttinnen!"

„Damals malten Sie für sich selber!"

„Man wird vernünftiger! Den Idealismus überläßt man jüngeren Leuten! Wenn man berühmt ist, hat man keine Zeit mehr für solche Sachen!"

Ada sah ihn kopfschüttelnd an: „Ich habe die Idee, Herr Pfeiffer, Sie machen mir etwas vor, mir und sich selber, etwas, was Ihnen im tiefsten Grunde fremd ist."

Heinrich lachte ironisch: „Sie haben eine zu gute Meinung über meine Person."

Ada betonte: „Ich würde Ihre Göttin kaufen!"

Heinrich sah sie einen Augenblick an: „Würden Sie?" fragte er, und seine Augen glänzten auf. „Aber Sie wissen, daß ich Ihre Hilfe auch sonst noch brauchte."

Ada hob scherzend den Finger: „Sie wollen doch nichts sagen, was Ihre Frau nicht hören darf?"

Heinrich verzog kläglich das Gesicht: „Aber da wird es ja erst interessant!"

Ada lächelte kühl: „Sprechen wir also von Fia z. B."

Heinrich entzündete eine Zigarette: „Armes Hascherl!" sagte er, sein Zündholz in der Luft löschend. „Ist in einer Nervenheilanstalt! Mir ist nicht ganz klar, ob als Ärztin oder Patientin. Vermutlich beides! Übrigens leidet sie noch immer an der fixen Idee, Sie hätten ihr den Mann ausgespannt."

Ada blickte befremdet: „Auch nach meinem Briefe?"

„Selbsterhaltungstrieb!" bemerkte Heinrich trocken. „Sie muß es vor sich selbst rechtfertigen, daß sie in die Ecke geworfen worden ist wie eine Bananenschale, nachdem man ihr den Kern, ihre paar ersparten Franken, abge-

Digitized by Google

nommen hat. Was weiß so ein studiertes Weiberl vom Mann! Ahnt gar nicht, daß es ebenso leicht ist, einen zu erobern, wie es schwer ist, ihn festzuhalten — besonders ohne standesamtliche Hilfe. — Ich glaube, Fia hat diesen Kerl erst halb aus Mitleid, halb seiner schönen Reden willen aufgenommen. Nachher brach dann ihre Weiblichkeit los!"

Ada war aufgestanden, wehmütig ihn anschauend: „Mag es gewesen sein wie es will. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es viel, viel schwerer ist, durch die sogenannte Schönheit Glück zu geben, als wir damals dachten, wie wir bei San Miniate saßen."

Heinrichs Mienen spannten sich: „Im Leben vielleicht, nicht in der Kunst. Lassen Sie sich malen von mir, Fräulein Ada!"

Adas Blick schweifte über die Bilder auf den Staffeleien und an den Wänden: „Ich bin nicht Ihr Typ. Ich habe nichts Nervöses, nicht Dämonisches!"

Heinrich hob die Hände: „Eben darum! Meinen Sie, die sogenannten dämonischen Weiber imponierten einem auf die Dauer, wenn man nur leidlich scharfe Augen hat? Alles Kitsch! Aber mir schwebt noch immer ein Ideal vor, eine wirkliche Dame, die vielleicht das einzige Göttliche ist, was es gibt!"

Ada wich aus. Frau Aurélies funkelnde Ohrbrillanten leuchteten auf vor ihrem Geist: „Vielleicht später einmal. Nicht jetzt. Ach und ich fürchte, ich bin so weit entfernt von Ihrem Ideal — —"

Heinrich sah sie an: „Ideale stimmen nie mit der Wirklichkeit. Es kommt nur darauf an, daß man ein Ideal hineinsehen kann in diese Wirklichkeit!"

Ada blickte auf; gedankenvoll und ernst: „Das ist vielleicht eine große Wahrheit!" Dann ging sie, den Schleier über das edle Profil senkend.

---

3. Kapitel.

Durch Heinrichs Ankunft war ein neuer Wind in Adas Segel gekommen. Obwohl sie selber den Freund eher mied als suchte, spürte sie doch in allen Dingen die Nähe eines Menschen, der ihre Sprache verstand. Sie empfand es als tiefes Glück. Aber sie fürchtete es beinahe.

Zu Adas Erstaunen schien auch Frau Pfeiffer sich eifrig um sie zu mühen. Das Ehepaar machte am nächsten Sonntag Besuch bei Ada, zugleich bei Max Leisetritt. Dieser freute sich des berühmten Damenmalers als willkommener Attraktion für seinen Salon.

Eine dringende Einladung an Ada zum Tee von Frau Pfeiffer folgte bald, und ebenso rasch eine zweite, als Ada die erste abgelehnt hatte. „Fast aufdringlich!" dachte Ada. Doch ging sie hin, um nicht unhöflich zu erscheinen.

Frau Pfeiffer war allein. Die beiden Damen saßen in einem sehr tiefen, sehr weichen Sofa. Frau Aurélie war wieder von übergroßer Herzlichkeit, die Ada freilich ebenso unsympathisch war wie die zu große Weichheit des Sofas. Wieder schien Ada in allen Blicken etwas Lauerndes zu liegen. Jede ihrer Gesten schien Frau Pfeiffer abzufangen, nach hundert Kleinigkeiten fragte sie. Und dann wieder war es wie Angst in diesen üppigen Augen.

Ada beglückwünschte sie zu Heinrichs neuestem Erfolg, von dem die Zeitungen sprachen. Er sollte eine allerhöchste Dame malen.

Frau Pfeiffers weiches Gesicht umwölkte sich: „Wenn sie alle wüßten, was er nachher von ihnen erzählt! Das ist das Entsetzliche! Nichts ist ihm heilig. Neulich sagte er, er sähe alle Menschen nackt. Aber niemand könne standhalten."

Ada schüttelte sich: „Eine angenehme Vorstellung!"

Frau Pfeiffers weiche Odaliskenhand legte sich auf Adas rassige Rechte: „Oh, bei Ihnen nicht, gnädiges Fräulein! Von Ihnen allein spricht er ganz anders!"

Wieder fing Ada den Blick auf, der angstvoll lauerte. Plötzliches Mitleid überkam sie. Vielleicht wollte diese Frau ihr Geheimnis wissen, das den Gatten bezauberte. Vielleicht fürchtete sie in Ada die Gefahr und wollte die vermeiden, indem sie um ihre Freundschaft warb. Ada lächelte: „Es ist wohl jener Schleier, der über all unseren Jugenderinnerungen liegt, der Ihren Gatten mich weniger kritisch sehen läßt."

Frau Pfeiffer schüttelte bitter den Kopf:

Digitized by Google

„Sie glauben nicht, wie schwer er zu behandeln ist. Oft spricht er tagelang kein Wort! Immer nur die Kunst! Und immer diese Ironie! Will ich dann nett sein, wird er grob!"

Ada empfand diese Konfidenzen peinlich. Sie ging bald. Aber auf dem Rückweg dachte sie fast mit Mitleid an diese reiche und schöne Frau, die auch das Glück nicht hatte.

Sie kam von nun öfters mit ihr zusammen. Heinrich hatte für diesen Verkehr nur Spott. Er selbst war unausstehlich, wenn er hinzukam. Man atmete auf, wenn er ging. Einem Alleinsein mit Heinrich ging Ada aus dem Wege. Dafür nahm sie Frau Pfeiffer in ihre Kreise mit, die für Ada eine neue Welt waren. Frau Pfeiffer nämlich war Spiritistin. Wie Heinrich höhnisch in ihrer Gegenwart bemerkte, hatte sie sich den Geistern verschrieben, weil ihre Ehe sie enttäuscht hatte: „Vernünftige Frauen tun so etwas nicht. Alles mißverstandener Sexualtrieb!"

Trotzdem nahm Ada mehrfach an Sitzungen teil. Sie selber blieb ziemlich kühl bei allem, was das Medium tat. Seine Reden schienen ihr banal, die Taten, das Blumenmaterialisieren, Klopfen, Berühren, lächerliche Spielerei.

Indessen war es bei einer dieser Sitzungen, daß Ada eine Bekanntschaft machte, die tiefer in ihr Leben eingreifen sollte.

Die Sitzung begann wie alle, die Ada mitgemacht hatte. Im Hause einer Frau von Seydlitz, die mit Vorliebe Geister bei sich zu Gaste lud, wurde das eigens dazu eingerichtete Zimmer völlig verdunkelt, nachdem das Medium, eine ziemlich gewöhnlich aussehende ältere Person, an Händen und Füßen gefesselt worden war und sich zwei Damen, um es zu kontrollieren, daneben gesetzt hatten. Dabei wurde Harmonium gespielt. Dann begann der Spuk. Seltsame Klopftöne wurden hörbar an Decke und Wänden, und bald erklärten einige Teilnehmer, sie spürten sonderbare Berührungen. Man versuchte auch sprachlich mit den sich manifestierenden Geistern in Konnex zu kommen.

Ehe jedoch die volle Verständigung mit dem Geisterreich hergestellt war, geschah etwas Unerhörtes. Eine männliche Stimme rief plötzlich im Dunkeln: „Ich hab ihn!" Eine weibliche Stimme kreischte laut auf. Dann wurde grelles Licht, das zunächst alle blendete, das sich dann aber als elektrische Taschenlampe erwies. Zugleich ertönte ein dumpfer Fall.

Als man sich erholt hatte von dem Schrecken und Licht gemacht war, zeigte es sich, daß das Medium sich in Zuckungen am Boden wand, während an seinem Stuhl die abgestreiften Fesseln hingen. Inmitten des Saales stand ein mittelgroßer Herr, der Ada vorher noch nicht aufgefallen war. Ihm hatte die Taschenlaterne gehört und er hielt jetzt einen langen, zusammenlegbaren Eisenstab in der Hand, mit dem, wie er erklärte, der Spuk gemacht worden war.

Während man das in Krämpfen sich windende Medium beiseite schaffte, erklärte der Entlarver, den man Ada als einen Privatdozenten Doktor Heydorn bezeichnete, den Damen, die ihn mit feindlichen Blicken musterten, wie einfach es sei, auch versiegelte Fesseln zu lösen, und daß nicht Geistermacht, sondern gewöhnlicher Schwindel den ganzen Zauber bewirkt habe.

Obwohl nun für Adas Gefühl die Sache ganz klar lag, erstaunte sie doch über die Aufnahme durch die anwesenden Spiritisten. Statt dem Dozenten dankbar zu sein, herrschte feindselige Stimmung. Einige bezweifelten, daß das Medium den Stab benutzt hätte und verdächtigten offen den Entlarver. Andere waren geneigt, für diesen Fall den Betrug zuzugeben, erklärten aber, soviel andere Beweise für die mediale Kraft der Schwindlerin zu haben, daß dieser eine Fall nichts sage. Hier seien eben die Geister ausgeblieben, und aus Not habe das Medium diese Tricks gemacht.

Dabei bemerkte Ada mit Erstaunen, wie unsicher der Privatdozent diesem Ansturm gegenüber wurde. Er, der eben noch so scharf, überlegen, ja witzig gesprochen hatte, war jetzt sichtlich geniert. Ada betrachtete ihn genauer. Er stand verlegen da in seinem schwarzen Gehrock, mit der Uhrkette spielend; der Kopf mit der großen gewölbten Stirn schien zu schwer für die schmalen Schultern, und als man ihm gar vorwarf, er habe das Medium vermutlich gesundheitlich schwer geschädigt, dadurch, daß er es in seinem Trancezustand gestört, da konnte er nur noch durch Achselzucken sich verteidigen.

Digitized by Google

Die Damen wurden immer kühner. „Schon die Anwesenheit eines solchen Rationalisten muß ja das Medium lähmen!“ erklärte eine Stimme. „Gelehrter Aufkläricht!“ zischte es aus einer Ecke. Und erbost fragte man, wie es überhaupt möglich gewesen sei, daß man „so jemand“ zugelassen habe.

Ada empfand Mitleid mit dem gelehrten und doch so linkischen Manne. Sie trat auf ihn zu mit einer Frage und sogleich, als der Dozent auf seinem eigensten Gebiete war, gewann er auch seine Sicherheit wieder.

Beim Abschied schloß er sich an Ada und Frau Pfeiffer an. Er half ihnen sogar in die Jacketts, obwohl Ada lächeln mußte über seine ungewandte Art.

Auf der Straße hielt er sich an Adas Seite, ohne ein Gesprächsthema zu finden. Mitleidig gab ihm Ada ein Stichwort, indem sie auf den Spiritismus zurückkam. „Was mir am Okkultismus gefällt,“ äußerte sie, „sind nicht diese Spielereien. Aber dennoch scheint mir, daß er den Sinn offen hält für das Unbegreifliche in der Welt. Er läßt doch fühlen, daß es noch Dinge gibt, die vielleicht zu groß, zu weit, zu ungeheuer sind, um mit unsern armen Sinnen erfaßt zu werden.“

Doktor Heydorn reckte sich ein wenig. Er sagte streng, fast dozierend: „Für den Forscher existieren solche Gefühle nicht. Wir modernen Philosophen setzen unsern Stolz darein, mit beiden Händen in der Wirklichkeit zu stehen, nicht zu spekulieren und nicht zu phantasieren.“

Ada mußte lächeln. Sie empfand die gereckte Würde in Haltung und Sprache des andern. „Und Sie sind völlig zufrieden in dieser Beschränkung?“

Doktor Heydorn beharrte in seinem Ton: „Gewiß! Uns gibt die Wissenschaft dieselbe Sicherheit, die naive Zeiten aus der Religion geschöpft haben. Wenn gnädiges Fräulein sich wahrhaft in Plato, in Leibniz, in Kant vertieft hätten — —“

Ada unterbrach: „Aber mir scheint, auch diese haben die ganze Wahrheit nicht gefunden.“

Doktor Heydorn rief fast triumphierend: „Gewiß, aber sie lehren uns eben die Grenzen unseres Erkennens begreifen! Und auch diese Resignation gewährt Befriedigung!“

Ada schüttelte den Kopf: „Mir dünkt, gerade das Unerreichbare ist das Interessante!“

Doktor Heydorn verabschiedete sich, ein wenig zu lange den Hut in der Hand haltend. Ada ging nach einem Augenblick mit Frau Pfeiffer in ihre Wohnung. Sie fragte sie über Heydorn aus. Frau Pfeiffer wußte, daß er in ziemlich engen Verhältnissen lebte, da er nicht das Geschick hatte, sich Verbindungen zu schaffen und daher in seinem Beruf nicht vorwärts kam.

In Ada stieg ein Gedanke auf: „Ob er wohl Privatstunden gäbe? Mich würde es reizen, von einem klaren Kopf über diese Dinge wirklich Gründliches zu erfahren.“

Frau Pfeiffer glaubte, daß Ada ihm sogar einen großen Gefallen tun würde, da Heydorn, wie es hieß, sich ziemlich kärglich durchschlüge mit einem geringen Erwerb. Dazu unterstützte er noch seine Mutter davon.

Ada beschloß darauf, ihm zu schreiben.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

An Eine

So sind dir Krieg und Tod gekommen
— Ach, du hast Glück geglaubt! —
Und haben alles dir genommen,
Da sie den Liebsten dir geraubt.
Ich weiß, du weinst jetzt still in Nächten,
In Nächten, grau und bang,
Und trägst ein unerfülltes Sehnen
Das ganze Leben lang.

Du suchst das süße Gold der Träume,
Das einst auf deinen Wegen lag,
Und gehst wohl durch die Blütenräume
Noch oft der toten Jugend nach.
Mußt dich in Schwarz und Trauer kleiden,
Legst ab der Frauen bunte Zier,
Und noch bei jedem Sonnenscheiden
Schreit deine Seele laut und stirbt dran schier. —

Ich hab' in jungen Brausejahren
An deiner Liebe oft gedarbt;
Es ist in Freude und Gefahren
Die alte Wunde längst vernarbt.
Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß du nun bitterschwer und -lang
Erdulden sollst und schmerzlich klagen,
Was ich um dich einst litt und rang!

Fritz Alfred Zimmer.

Frau General / Erzählung von Magda Trott

Um die kleine Petroleumlampe hockten in dem Unterstande etwa zwanzig Soldaten. Nur einen matten Schein gab die Lampe von sich, denn das Petroleum war knapp. Die, die an dem kleinen runden Tische Platz gefunden hatten, waren damit beschäftigt, in der augenblicklich eingetretenen Ruhepause Briefe nach der Heimat zu schreiben, die anderen drängten sich an jene, denn es war recht kalt. In der hintersten Ecke saß auf dem dort angebrachten Brett ein Soldat, der den Kopf schwer hängen ließ. Er schien in trübe Gedanken versunken, denn als ihm einer der Kameraden die Hand auf die Schulter legte, fuhr er, wie erwachend zusammen.

„Bläst du schon wieder Trübsal, Kamerad Ehmke?"

Der Angeredete nickte schwer. „Ich muß wohl Gruner, die Briefe meiner Frau lauten immer trauriger. Das arme Weib! Sie hat nie Not gelitten, so lange ich für sie sorgen konnte und jetzt hat sie kaum das Nötigste zum sattessen. Von Tag zu Tag werden ihre Klagen leidenschaftlicher und mir damit das Herz immer schwerer. Ich sehe sie immer vor mir, meine Anna, wie sie hungernd mit den beiden Kindern zu Bett geht, weg sind die roten Wangen, weg die leuchtenden Augen und ich kann ihr nicht helfen. Und der Gedanke, Gruner, der ist mir so schrecklich, der verfolgt mich bei Tag und Nacht und ich wollte, es fände sich für mich eine erlösende Kugel, die mir endlich die ersehnte Ruhe verschafft."

„Aber Ehmke, wie kannst du so reden. Hast du mir nicht immer gesagt, daß deine Frau ein tapferer, lieber Geselle ist? Und so schlimm wirds mit der Not auch nicht sein. Dein kleines Frauchen malt vielleicht zu grau. Auch meine Frau, die doch in derselben Großstadt wohnt, hat unter der Knappheit der Lebensmittel zu leiden, aber bei ihr wohnt der Hunger nicht, sie schreibt mir mit ihrer alten Fröhlichkeit, daß die Kinder nach wie vor gesund und pausbäckig aussehen und daß man froh und zufrieden ist, weil es noch so reichliche Ersatznährmittel für alle die guten Sachen gäbe, die man sonst nicht bekommt."

Ehmke schüttelte den Kopf. „Deine Frau mag vielleicht von früher her reichliche Vorräte haben. Außerdem hat sie vielleicht mehr Mittel als die meinige, die sich mit dem halben Gehalt, das mir meine Bank noch immer bewilligt, durchhelfen muß."

Digitized by Google

Gruner lachte fröhlich auf. „Kamerad Ehmke, da bist du aber auf dem Holzwege. Mein Chef zahlt mir schon seit einem Jahre überhaupt keinen Pfennig Gehalt mehr. Vermögen haben wir beide noch nie besessen und so quält sich meine Frau mit dem durch, was sie als Kriegerfrau bekommt, außerdem stickt sie für ein Geschäft. Sie behauptet aber, sie lange vollkommen und so bin ich über das Schicksal meiner Kinder vollauf beruhigt, denn meine Frau Oberst hält Ordnung."

„Wer?" fragte Ehmke zurück.

Wieder klang fröhliches Lachen von Gruners Lippen. „Ja, meine Frau Oberst, so nenne ich meine Else. Schon immer hat sie daheim für mich den Namen ‚Frau Feldwebel' gehabt, weil sie manchesmal gar so energisch kommandierte. Seit Ausbruch des Krieges hat sie sich aber bei vielen Gelegenheiten so ausgezeichnet, daß ich sie allmählich weiter befördert habe. Und als sie neulich kaltblütig ihren goldenen Trauring dem Vaterlande gab, da habe ich meine Frau Major schleunigst zur Frau Oberst befördert und sie hat lachend diese Beförderung angenommen. Sie ist eine Prachtfrau, Ehmke, und ich wollte, deine Frau lernte sie kennen, sie würde sich gewiß herzlich an meine Else anschließen."

Ehmke nickte vor sich hin. „Es wäre wohl gut, wenn Anna eine Seele hätte, mit der sie sich aussprechen könnte."

Gruner schlug ihm auf die Schulter. „Schon gemacht, alter Freund. Gleich jetzt schreibe ich an meine Else, sie soll deine Frau und deine Kinder zum Kaffee einladen, da können die beiden Frauen sich gegenseitig ihr Herz ausschütten."

„In der jetzigen teuren Zeit kann man ja niemanden einladen", gab Ehmke gedrückt zurück. „Das macht unnötige Kosten."

„Meine Else wird's schon einrichten", lachte Gruner. „Mache dir deswegen keine Gedanken, Kamerad Ehmke, schreibe auch du sogleich an deine Frau und gib acht, meine Frau Oberst wird dein verzagtes Weibchen schon aufrichten." — — —

Frau Ehmke war nicht wenig erstaunt, als sie tatsächlich wenige Tage später eine Einladung der Frau Gruner zum Kaffee bekam. Anfänglich wollte sie ablehnen, aber da ihr der Gatte schon seit längerer Zeit so viel Liebes von seinem Kamerad Gruner mitgeteilt hatte, beschloß sie, diese Einladung anzunehmen und schrieb einige freundliche Zeilen an Frau Gruner, sie werde kommen, bäte aber, sich in dieser teuren Zeit keine Ausgaben zu machen, man könne jetzt unmöglich Gäste haben.

Gemeinsam mit ihren beiden Kindern machte man sich am festgesetzten Tage auf den Weg. Frau Ehmke war nicht besonders guter Laune, sie hatte wieder einmal vergeblich bei ihrem Kaufmanne nach Butter gefragt und so schalt sie den ganzen Weg auf die furchtbaren Zustände, die jetzt herrschten.

Endlich war man angelangt, ein niedliches Mädchen von acht Jahren öffnete der Läutenden mit artigem Knix die Tür und schon erschien auch Frau Gruner, um ihre Gäste in Empfang zu nehmen. Die beiden Frauen mochten gleichaltrig sein; auch in ihrem Äußeren ähnelten sie sich, nur lag auf den Zügen der Gastgeberin eine freundlichheitere Ruhe, während Frau Ehmke mürrisch dreinblickte. Kurze Zeit darauf saß man beim Kaffee. Erstaunt schweiften die Blicke von Frau Ehmke über den sauber gedeckten Tisch.

„O, was haben Sie da alles für Leckerbissen. Wir können uns dergleichen nicht leisten."

Frau Gruner lachte. „Loben Sie nicht zu früh, liebe Frau Ehmke, erst sehen Sie sich diese Leckerbissen einmal etwas genauer an."

Appetitlich auf einer großen Tortenschale schienen verschiedene Kuchenstückchen zu liegen. Die Stücke waren geschmackvoll angeordnet und so sah die Tortenschüssel ganz entzückend aus. Beim näheren Betrachten stellte es sich allerdings heraus, daß man es mit dünnen Brotschnitten, die teils mit Marmelade, teils mit Apfel- und Pflaumenmus gestrichen waren, zu tun hatte.

Frau Ehmke lächelte auch ein wenig. „Wie sind Sie erfinderisch, Frau Gruner. Auf eine solche Idee wäre ich niemals gekommen."

Die Gastgeberin strahlte über das ganze Gesicht. „Es macht mir Vergnügen, die Lebensmittel, die wir jetzt mit so großer Mühe erhalten, immer möglichst nett auf den Tisch zu geben. Dann bildet man sich ein, man hat noch die guten Dinge von einst. Manche dieser Brotschnitten habe ich auf der heißen Platte gedörrt und dann erst mit Marmelade bestrichen. So haben wir einen Hindenburgkuchen, der uns ganz ausgezeichnet mundet. Und seit die Kinder aus dem Lazarett für die Marmelade die Bezeichnung „Heldenfett" mitgebracht haben, seit der Zeit verzehren wir an manchen Abenden nach der Suppe eine prächtige Schnitte mit Heldenfett gestrichen. Sie können sich gar nicht denken, wie gut das schmeckt."

In dem kleinen Zimmer bei der fröhlich plaudernden Frau, wurde es Frau Anna immer gemütlicher. Kaffee gab es freilich nicht, nur Tee.

Milch ist jetzt schwer zu bekommen und da wir zu sehr an Kaffee mit Milch gewöhnt sind, hat uns der schwarze Kaffee nicht recht gefallen", erzählte Frau Else weiter. „Wir haben uns daher auf unseren Spaziergängen Blätter von Brombeeren und Walderdbeeren gesammelt und brühen uns jetzt daraus unseren Tee. Was Sie hier trinken, ist das Produkt unserer Mühe. Tee trinkt aber der Kenner immer ohne Milch und Zucker und so bilden wir uns ein, auch wir sind Teekenner und trinken, ganz wie die vornehmen Leute, unseren Tee unverfälscht."

Wie fröhlich lachten die Augen der Frau und Anna fühlte es warm in ihrem Herzen emporsteigen und lachte schließlich mit. Es dauerte auch gar nicht lange, da waren die beiden Frauen mit-

Digitized by Google

ten in ihren Hausfrauenfragen. Voller Staunen und Bewunderung vernahm Frau Ehmke, daß ihre Gastgeberin noch viel schlechter mit den Lebensmitteln daran war, als sie selbst. Frau Gruner hatte gar nicht die Zeit stundenlang durch die Straßen zu wandern, wo es dieses oder jenes zufällig gab, aber dennoch verstand sie ihren Kindern immer wieder nahrhafte und kräftige Mahlzeiten zuzubereiten und wenn wirklich einmal Fett, Zucker oder Marmelade fehlte, dann würzte man sich das Gericht mit einem heiteren Scherz oder man gedachte des Vaters, der im Schützengraben lag und nicht einmal an manchen Tagen seine warme Suppe hatte, der auch kein Federbett vorfand, der vielmehr in ewiger Gefahr lebte, der sich auf hartem Brett zur Ruhe streckte und der doch sein Los mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Zufriedenheit trug.

„Es wird mir wohl manchmal sauer, liebe Frau Ehmke", fuhr Frau Gruner fort, „mit dem Wenigen, was ich habe, durchzukommen. Aber ich wäre eine schlechte Frau, wollte ich meinem armen Manne noch meine Sorgen aufbürden. Als der Krieg ausbrach, da war in uns deutschen Frauen das feste Verlangen mitzuhelfen, ja womöglich mit zu kämpfen. Bei vielen scheinen das nur leere Redensarten gewesen zu sein. Jetzt, da wir den Kampf mit dem Leben merken, jetzt strecken viele Frauen die Waffen und wollen nichts mehr hören vom Weiterkämpfen. Sie sind der Feind im Rücken, denn jede vernünftige Frau muß sich ja sagen, daß sie, wenn sie dem Manne von ihrem Los vorjammert, ihm das Herz noch schwerer macht. So kämpfe ich mit und manchmal glaube ich wirklich, daß ich es ein bißchen verdiene, wenn mich mein lieber Mann — allerdings zu rasch — befördert, denn auch ich habe schon manche Schlacht geschlagen und gewonnen und hoffe, daß ich in diesem ganzen Kriege Sieger bleiben werde."

Frau Ehmke sagte schon lange nichts mehr. Ihr Kopf sank nur immer tiefer auf die Brust, die Röte der Beschämung brannte auf ihren Wangen.

Da klingelte es draußen und mit leuchtendem Gesicht wandte sich Frau Gruner zu ihrem Gast. „Die Nachmittagspost. Sie bringt mir sicherlich einen Brief von meinem Mann. Hilde lauf schnell und sieh nach."

Das Töchterchen eilte davon und kehrte gar bald mit einem Feldpostbrief wieder. Frau Gruner wandte sich an Frau Ehmke:

„Solch ein Brief ist natürlich immer eine große Freude für mich. Und da mein Mann schreibt, wenn er nur irgend Zeit hat, so reißen die Freuden bei mir nicht ab. Seine heiteren Briefe sind mir auch so oft ein Trost in dieser schweren Zeit. Wenn Sie erlauben, lese ich Ihnen einmal ein Stückchen aus diesem Briefe vor."

„Ich bitte darum."

Frau Gruner öffnete den Brief. „Mein lieber Oberst! ‚Sie sehen', wandte sie sich wieder an ihren Gast, ‚so nennt er mich immer', dann las sie ein Weilchen weiter. ‚Hören Sie nur, jetzt schreibt er auch von Ihrem Gatten.' Sie las: ‚Von meinem lieben Kameraden Ehmke habe ich Dir, lieber Oberst, schon oft berichtet. Du kennst ihn also ganz genau. Er ist mir immer der Liebste hier im Unterstande. Wir beiden passen ganz vorzüglich zusammen; nur hatte ich letzthin Mühe, ihm seine trübe Stimmung zu verscheuchen. Gestern aber war gar nichts mit ihm anzufangen und so hätte ihn beinahe das Unglück ereilt.'"

Erschrocken brach Frau Gruner mit Lesen ab, aber Frau Ehmke war aufgesprungen und faßte nach deren Arm. „Um Gottes willen, was ist geschehen! Lesen Sie!"

Rasch überflog die andere den Brief. „Es ist nichts, liebe Frau Ehmke, wirklich nichts. Er ist gesund und wohlbehalten."

„Lesen Sie! Lesen Sie", flehte die andere.

Da reichte ihr Frau Gruner schweigend den Brief. Und jene las von der großen Gefahr, in die sie selbst ihren Gatten gestürzt hatte. Gruner schrieb, daß die Klagen von der Heimat seinen Kameraden so schwermütig gemacht hätten, daß er an gar nichts anderes mehr denken könne als an die Seinen. Und als man dann wieder im Schützengraben lag, als von drüben her ein heftiges Feuer einsetzte, da vergaß Ehmke sich die nötige Deckung zu geben und wenn nicht Gruner den Kameraden noch im letzten Augenblicke fortgerissen hätte, wäre jener heute nicht mehr unter den Lebenden.

In wildem Aufweinen schlug Frau Ehmke die Hände vor das Gesicht. Mit milden Worten tröstete die andere und plötzlich schlang Frau Anna ihre Arme um den Hals der Gastgeberin. „Lassen Sie mich lernen, daß auch ich eine Mitkämpferin werde für unser Vaterland. Nie wieder soll eine Klage an die Front gehen, nie wieder will ich meinen Gatten in Lebensgefahr stürzen. Jetzt erst weiß ich, wie schlecht ich gehandelt habe und wie unwert ich des Mannes bin, der draußen unseren Herd und unsere Heimat beschützt."

Sie schluchzte leidenschaftlich und nur allmählich gelang es Else die Weinende zu beruhigen. Aber als man dann endlich schied, als sich die beiden Frauen nochmals in stummem Gelöbnis die Hände drückten, da war jener mürrische Zug aus Frau Annas Gesicht verschwunden, in ihren Augen lag eine stille Zuversicht und ein Gefühl der Zufriedenheit schwellte ihre Brust.

Frau Ilse aber setzte sich noch am gleichen Abend hin und schrieb ihrem Gatten einen langen Brief.

„Einen Sieg habe ich Dir zu melden, geliebter Gefreiter, und ich erwarte von Dir, daß Du mir diese Tat gebührend lohnst. Ich hoffe, die Beförderung wird nicht ausbleiben."

Im nächsten Briefe wurde die Frau Oberst zur Frau General ernannt.

Digitized by Google

Die Schale

Manchmal wohl, in guten Stunden,
Will der graue Tag versinken,
Und die Seele will gesunden,
Will wie einst das Leben trinken.

Und ich greife nach der Schale,
Träumend von erlosch'nen Sonnen,
Und ich weiß mit einem Male,
Daß das Leben mir zerronnen.

Was in lichter Schale zittert,
Fließt aus ungreifbaren Weiten,
Ist von totem Glück umwittert
Und von kühlen Ewigkeiten.

Karl Berner.

Von heiligen und unheiligen Frauen / Von Florentine Gebhardt

(Schluß.)

Unter den Frauen des Hohenzollernhauses sind es zwei, die noch heute fast wie Heilige angesehen werden: Luise Henriette, die Gemahlin des Großen Kurfürsten, die Mutter der armen Kriegswaisen vom Dreißigjährigen Kriege, deren Denkmal im Städtchen Oranienburg sich erhebt. Und — weit hinaus sogar über Preußens Grenzen, geliebt, verehrt, unvergessen — die Königin Luise! Auch um ihre Gestalt hat Sage und Dichtung einen Glorienschein gewoben. Ja, sie ist zum Sinnbild allen edlen deutschen Frauentums geworden. Nicht nur an den Stätten, wo sie eine Zeit lang gelebt, pflegt man ihr Andenken ganz besonders, wie in Berlin, Paretz bei Potsdam, Tilsit, Königsberg, in ihrer Heimat Mecklenburg-Strelitz — wohin immer sie den Fuß gesetzt, eine kürzere Spanne zu weilen, werden mit Stolz die Plätze gezeigt, die sie betreten. Hier gilt ganz besonders das Dichterwort: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, sie ist geweiht für alle Zeiten!" — Im alten Schloß Fürstenstein bei Salzbrunn in Schlesien gelten die Räume, in denen sie sich aufhielt, für die sehenswertesten. Der Platz im schönen Pyrmonter Kurpark, auf dem sie gern weilte, während ihres Badeaufenthaltes, ist mit ihrer Büste geschmückt. Und sogar im Bayerland, im Herzen des Fichtelgebirges, ist einer der merkwürdigsten Berge nach ihr „die Luisenburg" genannt. Inmitten, des wilden, gigantischen Felsengewirr's, mit seinen Klüften und Höhlen und gewaltigen Granatblöcken, lag ehedem wirklich eine Burg, die Losburg oder Luchsburg hieß sie, und Raubritter hatten ihr Wesen getrieben, bis Markgraf Albrecht Alzibiades, der hohenzollersche Herrscher Bayreuths, die Burg gleich anderen brach. Der Aberglaube des Volkes mied die unheimliche, verrufene Stätte, bis freie Geister, wie Alexander von Humboldt und Goethe, bis Naturfreunde wie Jean-Paul Friedrich Richter, der im nahen Wunsiedel daheim war, der Welt die Geheimnisse der Felsenwildnis öffneten, verständlich, liebenswert machten. In jenen Tagen war es, 1805, daß die Königin Luise in Alexanderbad am Fuße des Berges weilte, und oft und gern wanderte sie hinauf in die Felsenwildnis, wo sie „ihre letzten glücklichen" Stunden zubrachte. Seitdem heißt der Berg Luisenburg, und seit 1913 bis zum Ausbruch des Krieges wurde dort auf einem geradezu idealen Naturtheater ein Festspiel aufgeführt, das auch dem Andenken der Königin Luise, des Genius Preußens, geweiht war. Heute ist Luise nicht nur Preußens, nein, ganz Deutschlands Genius, ist unter den heiligen Frauen Deutschlands „die" Nationalheilige geworden. Nicht kirchlicher Heiligsprechung hat es bedurft — des Volkes Stimme, die hier wohl in Wahrheit Gottes Stimme war, hat die Heiligsprechung vollzogen. —

Ob unter den noch lebenden Frauen eine ist, die das Volk zu den Heiligen rechnen möchte, darüber darf ich noch kein Urteil fällen. Gewiß aber ist es, daß man manche noch im Leben Weilende verflucht und verdammt, als zu den Unheiligen gehörig, die da Verderben über zahllose Menschen heraufbeschworen hat. Wer denkt da nicht an die schönen Töchter des Königs Nikita von weiland Montenegro? An Elena von Italien und die Gemahlin jenes russischen Großfürstin, der einen Teil der Hauptschuld an dem Weltkriege trägt? An Carmen Sylvas Nachfolgerin? Auch die Kaiserin-Witwe von Rußland, die als eine der Führerinnen der Kriegshetzer gilt, rechnet die Welt dazu. Unheil haben diese Frauen heraufbeschwören helfen. Und wer das tut, ist — unheilig! —

Noch eine lebt, eine in diesem Sinne unheilige Frau. Vom Schicksal gestraft, halb vergessen, vereinsamt und alt — sie, von der der Kriegsdichter von 1870 sang: Und die Kaiserin Eugenie war besonders noch diejenige, die ins Feuer blies hinein!"

Die unheiligen Frauen von ehedem wurden als Hexen gerichtet, oder der Volksglaube verurteilte sie zum „Spuken", zum ruhelosen Wandern nach

Digitized by Google

dem Tode. Ob diese Mitschuldigen an Strömen vergossenen Blutes dermaleinst als Gespenster umherwandeln müssen, ist mir verborgen. Und eigentlich gehören sie nicht zu dem, wovon ich plaudere — sie sind keine deutschen Frauen. Deutsch sind auch nicht die unheiligen Frauen der Weltgeschichte, wie eine Königin Isabella, eine Katharina von Medizi, und andere, die mit Dolch, Gift und Blutgerüst das Leben ihrer Mitmenschen bedrohten — Fürstinnen auf italienischen, französischen und englischen Thronen. Unter den deutschen Fürstinnen ist keine so unheilig, daß ihr Wirken weittragende, schreckliche Folgen hatte. Dafür hat jedes ältere Schloß, jede ältere Stadt ihr richtiggehendes Gespenst, das Untaten der Vergangenheit nachtwandelnd büßen muß. Das allerbekannteste, das sogar in der Geschichte seinen Platz bekommen hat, ist die „Weiße Frau" des Hohenzollernhauses, die Gräfin Agnes von Orlamünde. Ihre Untat hat sie auch auf dem Gewissen. Ihr Gemahl, ein Sproß des mächtigen, in Oberfranken und Thüringen ansässigen und reichbegüterten Geschlechts, ließ sie nach kurzer Ehe, der Sage nach, mit zwei Kindern zurück. Als Witwe lernte sie einen Hohenzollern, den Burggrafen Albrecht den Schönen von Nürnberg kennen und begehrte ihn zum zweiten Gatten. Er aber soll geäußert haben, daß vier Augen dem Bunde im Wege wären, womit er die Schwiegereltern der Gräfin meinte. Sie bezog das Wort auf ihre Kinder und ließ sie ermorden, um den Gatten zu erringen.

Den Grabstein der gemordeten Kinder mit ihren Bildnissen bewahrt noch die Kirche des ehemaligen Klosters Himmelkron bei Bayreuth, in dem viele derer von Orlamünde die ewige Ruhe und z. T. herrliche Denkmäler gefunden haben. Auch Gräfin Agnes soll hier begraben liegen, nachdem sie den Schleier genommen und ihre Schuld als Nonne gebüßt. Nachdem sie zu Gericht gezogen, lange in Gefangenschaft saß — man sagt, auf der „Kemnate", einer kleinen, noch in Ruinen bestehenden Burg auf den Kalksteinfelsen des Saaleufers, nicht weit von Jena. — Alles das ist reine Sage. Die „Kemnate" war allerdings Orlamünder Besitz, wie ja auch die Stadt Kemnath in Oberfranken ehemals diesem Geschlechte gehört hat. Die Äbtissin Agnes von Orlamünde, war die Schwester des Gründers, der im Anfang des 13. Jahrhunderts lebte. Ihr Bildnis schmückt noch heute die Klosterkirche. Dort befindet sich ein Sarkophag mit einer schönen, langgewandigen Figur auf dem Deckel, der gern für den der „Weißen Frau" ausgegeben wird, aber der eines jungen Grafen des Geschlechtes ist. Wie dem auch sei, bekanntlich büßt sie noch heute als Gespenst, indem sie sich als Warnerin sehen läßt, wenn schlimme Ereignisse dem Zollernhause drohen. Der Geist ungezügelter Sinnenbegier, und Leidenschaft, der diese Frau im Leben durchglühte, hat später in Himmelkron, das mit ihrem Namen verbunden bleibt, auch sein Wesen getrieben, in dem Markgrafen Georg Wilhelm von Bayreuth und seiner Gemahlin Sophie, Prinzessin von Sachsen-Weißenfels, sowie dem Hofstaat, der sie umgab. Er wandelte das Kloster zum Schloß um, und das Lärmen und Jauchzen ausschweifender Lebenslust füllte die vormals geheiligten, der Buße geweihten Räume. Heute freilich ist solch unheiliger Geist wieder daraus verschwunden. Evgl. Diakonissinnen walten darin ihres segensreichen Lehramtes an den Zöglingen der Haushaltungs- und Industrieschule, die seit zweieinhalb Jahrzehnten dort erblüht ist. In dem reizenden Bayreuther Lustschloß Eremitage aber, das jener selbe Markgraf nach französischem Muster bauen ließ und wo er seine Feste feierte in den mit Wasserkünsten aller Art versehenen Grotten, er samt seinem Hofstaat zwar in Eremitenkleidung, aber wahrlich wenig eremitenhaft in seinem Treiben, da geht auch heute noch der Geist der „Weißen Frau" um. Nicht nur in dem Gemach, das nach ihr genannt wird und ein großes Ölbild von ihr an einer Wandfläche zeigt. Nein — sogar in dem großen, nur mit Oberlicht versehenen Kuppelsaal, den man den „Sonnentempel" nennt. Ganz ernsthaft wird dem Besucher berichtet, daß die „Weiße Frau" dort den Weltkrieg angezeigt habe: Im Frühjahr 1914 soll dieser Saal in mehreren aufeinanderfolgenden Nächten hellerleuchtet gewesen sein, ohne daß die Ursache ergründet werden konnte. — Als dann der Krieg ausbrach, da wurde das Gemunkel zur Gewißheit, das Zollerngespenst, die „Weiße Frau" hatte auch bei dieser geheimnisvollen Erscheinung ihre Hand im Spiel!

Arme Gräfin Agnes! Das Verbrechen, das du vor langen Jahrhunderten begangen, war gewiß schwer und unnatürlich. Aber sollte eine so zwecklose Buße, wie das Vorhersagen unabwendbaren Unglücks, nicht selbst dem Volksglauben widersinnig scheinen? — Oder müßte der Geist der unseligen, unheiligen Frau, den das vergossene Blut zweier unschuldiger Menschenkinder keine Ruhe finden läßt, sich nicht selbst jetzt schier engelsrein vorkommen angesichts der Ströme schuldlos geopferten Blutes, die verrinnen müssen um schnöder Herrsch- und Habgier und selbstsüchtigen Dünkels willen, welche die Führer einer verblendeten Nation in ihrem Handeln leiten? — Vielleicht wirst du, wenn diese Ströme nicht mehr fließen brauchen, auch zur Ruhe gehen können, „Weiße Frau!"

Digitized by Google

Mädchenlied

Wenn der Abend die Felder betaut,
Ruht unſ're Arbeit.
Dann erklingt lockend und laut
Das Lied unſ'rer Sehnſucht.
Für euch iſt's geſungen,
Brüder im Felde!

— Für manchen von euch iſt's verklungen,
Brüder im Felde!
Wir falten die Hände im Schoße und ſingen
In den dämmernden Abend hinaus,
Und die Nacht trägt auf dunklen, ſchweren Schwingen

Das Lied in unermeßliche Fernen.
Es beherrſcht mit herbem Sehnſuchtston
Das weite, ruhende, ſtille Land.
— — Brüder im Felde!
Auch Euch iſt ſeine Weiſe bekannt.

Käte John.

★ Bücherbeſprechungen ★

Philipp Berges: **Vom Stamme der Rieſen.** Roman aus der Gegenwart. Verlag von Gebrüder Enoch, Hamburg. Preis geh. 4 M., in Ganzleinen geb. 5 M.

Dem volkstümlichen und beliebten Namen dieſes hamburgiſchen Schriftſtellers braucht man keine beſonderen Worte beizufügen, weil alles, was aus ſeiner Feder kommt, der Teilnahme in weiteſten Kreiſen ohne weiteres ſicher iſt. Die große Reiſe durch alle Erdteile, von der Philipp Berges kurz vor Ausbruch des Weltkrieges heimkam und die glänzende Aufnahme ſeines Buches: „Eine Reiſe um die Erde", das inzwiſchen in vielen tauſenden von Familien ſeinen Platz gefunden hat, ſind noch in friſcher Erinnerung. Als das „Berliner Tageblatt" während des Weltkrieges eine Umfrage erließ, welche Bücher man in dieſer ernſten Zeit leſen ſolle, vereinigten ſich unter wenigen Büchern viele Stimmen auf „Philipp Berges" Reiſe um die Erde.

Gleich ſpannend und intereſſant geſchrieben iſt ſein neuer Roman „Vom Stamme der Rieſen" und iſt auch eine Frucht der großen Reiſe. Intereſſante Reiſeerlebniſſe führen unmittelbar in den Weltkrieg hinüber und geben dem Buche nicht nur einen geſchichtlichen Wert, ſondern den Reiz des Erlebten, des Selbſtgeſchauten, der äußeren und inneren Wahrhaftigkeit. Dennoch iſt es ein echter und rechter Roman, ſpannend, feſſelnd, vielgeſtaltig und farbig; es verleugnet ſich in ihm der Mann, den die auswärtige Kritik als „den gewandteſten, amüſanteſten und vielſeitigſten Feuilletoniſten unter den Hamburger Schriftſtellern" bezeichnet hat.

Karl Kuhls: **Das Monopol.** 2. Auflage. Sozialer Roman aus dem ruſſiſchen Volksleben. Sozialer Verlag, Berlin. 320 S. mit Einführung und Anhang. Preis broſch. 3 M., geb. 4,50 M.

Es iſt bisher nur wenig bekannt geworden, daß der Verfaſſer dieſes Aufſehen erregenden Buches über 40 Jahre als treuer Reichsdeutſcher in Rußland gelebt hat. Dieſe und andere in der Einführung mitgeteilten Tatſachen beanſpruchen ſchon an und für ſich die größte Beachtung. Der Roman behandelt da ruſſiſche Schnapselend in erſchütternden Bildern, muß aber trotz allen Elends, welches er vor uns aufrollt, als ein ideales Buch bezeichnet werden. Schon bei Erſcheinen der erſten Auflage vor dem Kriege, wurde von maßgebenden Kritikern (Eugen Zabel, Dr. Ella Menſch, Dr. Paul Rohrbach u. a.) auf die kulturgeſchichtliche und ethiſche Bedeutung des mit glänzender Plaſtik überaus ſpannend geſchriebenen Romans hingewieſen, den jeder Gebildete geleſen haben muß, der ruſſiſche Zuſtände richtig beurteilen will. „Das Monopol" wurde mit Tolſtois Auferſtehung, Macht der Finſternis und anderen Werken der ruſſiſchen Anklageliteratur in eine Linie geſtellt, zu den bedeutendſten Erſcheinungen der Gegenwart gezählt, ja als einer der beſten ſozialen Romane der Weltliteratur bezeichnet. Die wuchtige Anklage, die das unerſchrockene Buch gegen die ruſſiſche Regierung ſchleuderte, trug ihm ſofort ein Zerſurverbot im Zarenlande ein. Um ſo merkwürdiger iſt es, daß dieſelbe Regierung — der Not gehorchend — bald nach Ausbruch des Weltkrieges der Tendenz des Romans entſprechend, das Branntweimonopol aufhob und den Verkauf von Schnaps gänzlich verbot. Wird nun auch dieſes Verbot vielfach umgangen, indem das an den Soff gewöhnte Volk jetzt anſtatt Wodki Brennſpiritus oder Tiſchlerlack trinkt, ſo dürfte doch — wie Kuhls wohl mit Recht meint — der zähe Widerſtand, den die Ruſſen trotz ihrer gewaltigen Niederlagen bisher im Weltkriege bewieſen haben, dem Branntweinverbot zuzuſchreiben ſein. Auch allen, die ſich für die ruſſiſche Volkswirtſchaft intereſſieren, beſonders unſeren Beſitzern von „Ruſſen" und Freunden der Abſtinenz, ſei das mit rückſichtsloſer, warmherziger und glühender Wahrheitsliebe geſchriebene Buch beſtens empfohlen, um ſo mehr, als es neben der tragiſchen Wirklichkeit auch viele menſchlich verſöhnende und rührende Züge mit großer Charakteriſierungskunſt und hohem poetiſchen Reiz bietet. Wie geeignet das Buch auch für unſere Feldgrauen zur belehrenden und anregenden Lektüre iſt, beweiſt der Umſtand, daß die Kgl. Charité zu Berlin zur Verteilung im Kriegslazarett 24 Exemplare des Werkes beſtellte. Darum iſt das rechtzeitige Erſcheinen der 2. Auflage aufs wärmſte zu begrüßen.

Inhalt des Heftes 19: Der wilde Roſenbuſch Roman von Alfred Maderno. — Der Roman einer ſchönen Frau. Von Richard Freyen. — **Beiblatt:** An Eine. Gedicht von F. A. Zimmer. — Frau General. Erzählung von Magda Trott. — Die Schale. Gedicht von Karl Berner. — Von heiligen und unheiligen Frauen (Schluß.) Von Florentine Gebhardt. — Mädchenlied. Gedicht von Käte John. — Bücherbeſprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 10. Februar 1917 — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 20

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Der wilde Rosenbusch / Roman von Alfred Maderno

2. Fortsetzung.

Frau Negra wußte, daß Hanna und ihre Freundinnen an Herrn Heidenreich einen treuen Freund und in gewissem Sinne auch Lehrer besaßen. Was sie, die Mutter, manchmal nicht erreichte, gelang Onkel Fidibus spielend.

Das machten seine leise zitternde Stimme und das Silberweiß seiner Haare. Die verfehlten ihre Wirkung auf ein weiches Mädchengemüt nicht.

Und vor allem, nicht die Mutter sagte dieses und jenes und war dieser oder jener Meinung, sondern Onkel Fidibus, der erwiesenermaßen nur das beste seiner jungen Freundinnen im Auge hatte. Daß der Justizrat den alten Herrn unter einem anderen Gesichtswinkel betrachten mußte, sah Frau Negra wohl ein. Dem in seinem Berufe erfolgreichen, im besten Mannesalter mit einer eisernen Gesundheit gesegneten Gatten mußte der an seines Lebens Ziel stehende Greis abgenützt und vom Leben nur noch mitleidig geduldet erscheinen.

Frau Negra aber wollte nicht, daß ihr Kind den alten Mann jemals von dieser Seite betrachten solle.

Hanna war natürlich nicht entgangen, daß ihr Vater seine Rede an einer unpassenden Stelle unterbrochen hatte.

„Wolltest du nicht mehr sagen, Papa?"

„Ja," der Justizrat erfand sofort eine geschickte Ausrede, eine Fertigkeit, die er sich in seinem Berufe angeeignet hatte, „ich wollte noch etwas sagen, doch da glaubte ich im Kirschenkuchen einen Kern zu fühlen. Ich habe mich aber getäuscht", wandte er sich, wie um Vergebung bittend, an seine Frau.

„Dann sag es jetzt."

„Ja, ich meinte, daß ich Herrn Heidenreich wohl verstehen kann, wenn ich auch über manches anderer Meinung bin. Sein ganzes Leben, vor allem seine Jugend, war eben anders als jene, auf die ich zurückblicken kann. Ich kenne Herrn Heidenreich, solange ich denken kann. Unsere Väter kannten sich seit ihrer Kindheit. Als du zur Welt kamst, Hanna, besaß Herr Heidenreich noch die Apotheke unten am Markt, und wir bewohnten das Haus nebenan, das schon meinem Großvater gehört hatte. Zufällig sind wir nach Jahren auch hier oben Nachbarn geworden."

„Was weißt du sonst noch von Onkel Fidibus' Jugend, Papa? Bitte, erzähle doch."

„Das soll er euch doch selber erzählen. Er kann es ja auch viel besser. Übrigens habe ich keine Zeit mehr. Wir sind doch fertig?"

Frau Negra nickte.

„Schade," meinte Hanna, „gerade, wenn du gemütlich wirst, Papa, hast du keine Zeit mehr. Und Onkel Fidibus drückt sich auch immer um den Brei herum. Weißt nicht wenigstens du etwas, Mama?"

„Nicht mehr, als Papa eben erzählte."

Der Justizrat aber ließ absichtlich seinen Serviettenring zu Boden fallen, denn er fühlte, daß ihm bei Hannas Worten eine leichte Röte ins Gesicht gestiegen war. Ohne eigentlich einen triftigen Grund zu wissen, bemühte er

Digitized by Google

sich, seine Verlegenheit vor dem Mädchen zu verbergen.

Zwei Stunden später flatterten im Garten des Justizrats die Amseln erschreckt von ihren Zweigen.

Sie hatten sich bisher auf ihre stimmliche Begabung nicht wenig eingebildet; nun aber mußten sie die Segel streichen.

Was jetzt im Garten erschien und aus voller Kehle loslegte, das verbot den Versuch jedes Konkurrenzunternehmens.

Da räumte man lieber das Feld und nahm mit bescheideneren Leuten vorlieb, bei denen man noch auf Dankbarkeit rechnen konnte.

Burrr — und weg waren sie.

Aber die Sonne blieb, und auch die Blumen benahmen sich nicht feige.

Wer wollte sich denn vor jungen Mädchen fürchten, und vollführten die auch einen noch so lieblichen Spektakel!

Der konnte ja nicht in Abrede gestellt werden.

Hanna hatte Grete wirklich ganz, ganz leise ins Ohr geflüstert, daß, allerdings, daß es heute nachmittag wonnigen Champagner gebe.

Doch was nützte die Vorsicht?

Grete stieß einen so hellen Freudenschrei aus, daß die Freundinnen herbeistürzten und als Lohn für ihre Bemühung und Anteilnahme den Grund solcher Erregung zu erfahren begehrten.

Da verriet Hanna allen die süße Überraschung und durfte mit dem Erfolg zufrieden sein.

Lore von Wetterstein hielt sich zwar etwas steif und erkundigte sich mit sachverständiger Miene nach der Marke.

„Welche Marke?" Hanna begriff das nicht. „Welch eine Frage! Marke Graßl & Weiler natürlich."

„Deutsche Marke also!" Es klang ziemlich zuwartend.

„Muß denn alles minderwertig sein, was diesseits des Rheins erzeugt wird?" Traud bekundete ein nationales Gewissen.

Ella mischte sich nicht ins Gespräch, da sie noch nie im Leben Schaumwein getrunken hatte. Luise aber sekundierte Traud.

„Das behauptete ich auch gar nicht," verteidigte sich Lore, „doch scheint ihr von Champagner recht wenig zu verstehen, weil ihr so daherredet."

„Du brauchst ihn nicht zu trinken, wenn er dir zu minderwertig ist." Grete berechnete sofort, um wieviel auf diese Weise mehr auf sie käme. Zwei Flaschen dividiert durch fünf; denn die Tochter des Spenders konnte anstandshalber nicht mehr als ein paar Tropfen für sich beanspruchen.

Grete war mit ihrer Rechnung noch nicht zu Ende, als Hilda Graßl den Garten betrat.

Gegenseitiges leichtes Erröten, steife Händedrücke, starres Anglotzen. Dann glückliches Entdecken eines den Kontakt ermöglichenden Gegenstandes: sechs Mädchenköpfe beugten sich über einen kleinen, „süßen" Hund, den Hilda auf dem Arm trug.

„Ich habe ihn mitgebracht, weil ich dachte, er könne euch gefallen."

„Das war nett von dir."

„Beißt er?"

„Gelt, du beißt nicht?"

„Nein, artig ist er und ganz zahm."

„Wie heißt er denn?"

„Max. Aber du kannst ihn schon auf den Arm nehmen."

Hilda war bereits anläßlich ihres ersten Besuches bei Hanna von dieser darauf aufmerksam gemacht worden, daß sie die neuen Freundinnen sogleich mit du anzureden habe. Sie würden es ebenso halten.

Jetzt machte der kleine Hund die Runde durch sämtliche Mädchenarme, sodann hieß Hanna die Freundinnen in die Laube treten.

Die wohlgehäuften Kuchenteller ließen nicht lange auf sich warten, und zuletzt brachte das Mädchen die fürsorglich in Eis gebetteten Champagnerflaschen.

Ehrfürchtiges Schweigen begrüßte die seltenen gläsernen Gäste.

Grete errötete vor Freude, Hilda dagegen aus grundloser Verlegenheit.

Hanna aber nahm das Wort und sprach: „Wenn unsere neue Freundin so lustig ist wie das Geschenk ihres Papas, dann blickt ‚Der wilde Rosenbusch' vertrauensvoll in die Zukunft. Da du den Wunsch hast, unserem Kreise anzugehören, wirst du dich auch rasch darin zurechtfinden. Die einzige Bedingung, die wir

Digitized by Google

stellen und die wir dir auch schon mitgeteilt haben, in aller Gegenwart sei sie aber nochmals wiederholt, versteht sich eigentlich von selbst. Vertrauliche Mädchenfreundschaften außerhalb unseres Kreises gibt es von nun an für dich nicht mehr."

„Ich hatte bisher nur meine Schwester, die aber noch mit Tanzknopf und Diabolo spielt, und Maxl hier". Hilda hob den Hund in die Höhe.

„Schön," sagte Hanna mit Würde, „dann ist alles in Ordnung. Du wirst dich in unserer Gesellschaft auch sicherlich nicht langweilen. Trinken wir nun den Champagner sogleich oder wollen wir auf Onkel Fidibus warten?"

„Wer ist Onkel Fidibus?" fragte Hilda neugierig.

„Das vergaß ich vorgestern, dir von Onkel Fidibus zu erzählen." Hanna gab ihr nunmehr ausführlichen Bescheid.

Grete hatte es einen Stich ins Herz gegeben.

Ihre Rechnung, die sie trotz Hildas Erscheinen zu Ende geführt, hatte ein verheißungsvolles Resultat ergeben.

Und nun fragte Hanna, dieses Unglückswurm, ob man auf Onkel Fidibus warten wolle? Machte also gewissermaßen den Vorschlag dazu! Denn wozu fragte sie denn sonst? Und wenn Lore ihr Vorurteil nun doch bezwang und auch Hilda, obwohl es sich nicht schickte, mittrank, und schließlich auch Onkel Fidibus, ja, wozu hatte sie denn dann die schwierige Kopfrechnung aufgestellt, wozu hatte sich ihre Seele gefreut?

Da unterbrach Hanna ihre Erzählung, um auf ihre Frage zurückzukommen, die die Mädchen noch unbeantwortet gelassen hatten.

Gretes Herzschlag stockte.

Aber niemand gab sich Mühe, in ihrem Inneren zu lesen. Und da sie sich nicht laut dagegen erklärte, wurde einstimmig beschlossen, auf das Kommen des alten Herrn zu warten.

Dann erzählte Hanna weiter. Sie versagte es sich zum Schluß auch nicht, die dürftige Wissenschaft von des Onkels Jugend, die sie dem Vater vor wenigen Stunden entlockt hatte, vorzubringen, was die Gemüter der übrigen Mädchen sogleich zu beschäftigen begann.

„Woher weißt du denn das?"

„Papa hat es mit ein paar Worten angedeutet; aber dann ist es zu spät geworden."

„Gott, wie interessant," flüsterte Luise, „da hat der Onkel vielleicht einen ganzen Roman in seiner Jugend erlebt. Oh, ich glaube es schon. Wenn man so in seine Augen blickt —"

„Du liest wohl gerade wieder einen Roman, weil du so daherredest?" fragte Lore mit überlegener Neugierde.

Luise gab aber nicht den gewünschten Bescheid, sondern wandte sich an Hilda: „Liest du auch gerne Romane?"

„Furchtbar!"

„Was hast du denn zuletzt gelesen?"

„‚Die Martinsklause'", die Mädchen steckten die Köpfe zusammen.

„Die habe ich auch erst neulich gelesen; ich konnte gar nicht aufhören." Man sah förmlich, wie Luise innerlich den Roman nachlebte.

„Ja, ich weiß, deshalb habe ich ihn ja auch lesen wollen."

„Woher wußtest du das?" fragte Luise erstaunt und sah Hilda groß an.

Da errötete der Backfisch über und über.

Aber was half es? Antwort und Frage waren zu auffallend. Ausrede gab es keine.

Da bekannte Hilda die Wahrheit: „Dein Bruder hat es mir erzählt."

„So, du kennst meinen Bruder Fritz?"

„Ja, von der Tanzstunde her." Aber Hilda errötete noch mehr.

Wie kaltes Wasser wirkten da Hannas Worte: „Deshalb brauchst du doch nicht rot zu werden. Wir alle kennen Fritz."

Dann begann Hanna von etwas anderem zu reden.

Luise aber warf bisweilen einen prüfenden Blick auf Hilda. Seltsam, Fritz hatte ihr mit keinem Worte erzählt, daß er Hilda Graßl kenne. Selbst das letztemal nicht, als sie in seiner Gegenwart davon sprach, daß Hilda in den „Wilden Rosenbusch" aufgenommen werden solle. Maß er der Bekanntschaft keine Bedeutung bei? Doch warum dann die sichtliche Verlegenheit des Mädchens? Fritz ist ein Filou, dachte Luise, und bei Hilda kenne ich mich auch aus, wie mir scheint. So was nannte man doch eine Krott! Schleicht sich in den „Wilden Rosenbusch" ein, um sich möglichst unauffällig an mich heranzupirschen! Der Ge-

Digitized by Google

danke war gut und verdiente Anerkennung. Luise mußte heimlich lächeln. Dann trafen sich ihre und Hildas Blicke. Da wußte die Kleine vollends, daß sie durchschaut war. Aber — sie lächelte auch. Und das gefiel Luise. — — —

Am schweigsamsten verhielt sich Ella.

Es hatte, ehe sie fortging, zu Hause wieder Zank gegeben. Walter hatte eine Ansichtskarte geschickt, durchaus harmlose Worte, aber es war ihr nicht gelungen, die Karte abzufangen.

Der Tante war jede Veranlassung willkommen, Ella die Stimmung für jene Nachmittage zu verderben, an denen „Der wilde Rosenbusch" zusammenkam. Da sie Ella die Teilnahme daran nicht verbieten konnte, versuchte sie sich auf solche Weise zu rächen.

Die Freundinnen wußten nun schon lange, daß es Ella zu Hause nicht rosig hatte.

Wie verschieden doch das Leben seine Leute behandelte!

Hanna und Traud besaßen doch auch keine Geschwister; und doch fühlten sie sich ganz glücklich dabei. Freilich, weil ihnen die Sonne nicht entzogen wurde.

Ella hatte allen Grund, jede ihrer Freundinnen zu beneiden. Auch die jüngste.

Auch die trug ihr Geheimnis mit sich herum, aber welchen hellen Glanz zauberte es in ihre strahlenden blauen Augen!

Das Wort Tanzstunde war gefallen. Von dort aus hatte auch ihr Geheimnis, das den gleichen Namen trug, seinen Ausgang genommen. Aber was war Fritz gegen Walter! Der stand schon mit einem Fuße draußen im Leben, in dem er sich und ihr ein sicheres Heim einrichten wollte. Ein paar Jahre noch! Ganz genügsam wollten sie sein, um nur ja gleich heiraten zu können. Aber nur frei, frei von daheim!

Wenn Walter nur wenigstens wieder da wäre! Wenn der Juli doch schon um wäre, daß es doch hin und wieder eine Viertelstunde gab, die sie vergessen ließ, was sie quälte!

Vielleicht fand sich in der ganzen langen Zeit der Ferien zwei oder dreimal Gelegenheit, ein paar Stunden mit Walter beisammen zu sein. Ach, von diesen Stunden wollte sie dann soviel mitnehmen, daß es für die lange Zeit der nächsten Trennung reichte.

Viel, viel öfter sollte er sie diesmal küssen, und sie viel, viel fester an sich drücken. Noch inniger mußte sie an ihn denken können, wenn sie wieder allein war, um die Schatten und den Frost daheim nicht zu fühlen.

Daß sie es streng daheim hatte, daß wußte Walter ja; er wußte aber nicht, wie trostlos sich ihr Leben dahinzog, wenn sie aus den auf sie einstürmenden Gedanken, wie sich das Dasein verbessern?, keinen Ausweg fand.

Nur einmal war sie zu ihrem Vater geflüchtet und hatte sich bitter über die Tante beklagt. Hatte ihm vorgehalten, wie schön es ihre Freundinnen hätten. Immer und immer wieder hatte der Pfarrer genickt und seinem einzigen Kinde das braune reiche Haar gestreichelt, aber so ungeschickt, so hilflos.

„Wir sind arme Menschen, Ella", das war alles, was ihr Vater damals gesprochen hatte.

Er ertrug sein Los. Mehr ließ er an sich nicht heran.

Wenn ich von zu Hause fortginge, wenn ich eine Stellung suchte, überlegte Ella oft und oft. Für alle Möglichkeiten hatte sie nicht das Richtige gelernt. Die Höhere Mädchenschule und nun noch das Jahr Selekta, was sagte dies? Man galt für gebildet, konnte zur Not zwei fremde Sprachen verstehen, spielten wohl auch Klavier und war darauf aufmerksam gemacht worden, daß man auch eine Singstimme besaß.

Und das sollte fürs Leben genügen. Sollte genügen, um sich aus unerträglichen Fesseln zu befreien!

Nein, Ella hatte nur Walter, ihr volles Vertrauen zu ihm, ihre innige Liebe, die ihr über alles teuer war, da sie um sie auch leiden mußte.

Stillhalten, ein paar Jahre noch, dann nahm er auch ihr Leben in seine Hand und führte sie an die Sonne, nur an die Sonne — —

Ella verlor sich ganz in ihren Gedanken, während die Mädchen rings um sie scherzten und wichtig durcheinander plauderten.

„Wenn der Onkel jetzt nicht bald kommt," hörte sie Hanna nun sagen, „das Eis ist schon am Zergehen."

Solange hatte sie geträumt, daß die Stunde des Onkels darüber angebrochen war?

Ella raffte sich auf.

Da knirschte auch schon der feine gelbe

Digitized by Google

Sand, und Onkel Fidibus stand vor der freudig aufjubelnden Mädchenschar.

Er erhielt Hilda Graßl vorgestellt.

„Über dich haben wir Hilda bereits informiert."

„Du bist sehr umsichtig", lobte Herr Heidenreich Hanna lächelnd.

Er wollte auch an Hilda ein paar Worte richten, doch konnte es jemand Grete verdenken, wenn sie dem Onkel in die Rede fiel und ihn bat, sie sich für später zu merken?

„Es ist nämlich die höchste Zeit, Onkel Fidibus, diese Flaschen hier zu entkorken. Wir haben nur auf dich gewartet, darum darfst du auch nicht böse sein, wenn wir deine schöne Rede erst später hören wollen."

Grete hatte sehr schön gesprochen, und es ließ sich gegen ihre Worte auch nichts einwenden. Überdies war die Überraschung des Onkels zu groß, als daß er den Faden seiner Rede hätte behalten können.

„Kinder, Kinder," der alte Herr schlug die Hände zusammen, „wenn ‚Der wilde Rosenbusch' mit Champagner beginnt, dann muß mein Ende nahe bevorstehen."

Grete wollte in diesen Worten eine Gelegenheit erblicken, zu retten, was noch zu retten war.

Sie hatte sich ja inzwischen mit dem Gedanken abgefunden, keineswegs befreundet, daß Lore und Hilda doch mittrinken würden. Aber der Onkel war vielleicht noch herumzukriegen?

Schnell überfiel sie ihn.

„Wenn du fürchtest, daß es dir schadet, brauchst du nur einen ganz kleinen Schluck zu nehmen. Bloß der Feierlichkeit halber."

Zum ersten Male seit Bestand des „Wilden Rosenbusches" zeigte Herr Heidenreich jetzt sein wahres Gesicht.

Denn das war es wohl, wenn er auf Gretes fürsorgliche Worte in aller Ruhe versicherte: „Du brauchst keine Angst zu haben, mein Kind, Champagner schadet mir wirklich ganz und gar nicht."

---

5. Kapitel.

Herr Joachim Angermann wußte wieder einmal nicht, wo ihm der Kopf stand.

Das heißt, soviel muß vorausgeschickt werden, zu tun hatte er gar nichts.

Herr Joachim Angermann hatte nie etwas zu tun gehabt.

Er befaßte sich wohl einmal mit der Juristerei, vor gut dreißig Jahren etwa, aber dann war sein Vater gestorben, und das viele, viele Geld auf ihn, den einzigen Sohn, gekommen.

Da erachtete es Herr Joachim Angermann als seine heilige Pflicht, mit dem Gelde Besseres zu schaffen, als sich eine Ausbildung zu erwerben, die in erster Linie dem Staate zugute kommen mußte.

Dafür sollte sich sein guter Vater nicht zeitlebens geplagt und nur das Nötigste gegönnt haben, dazu ihn nicht die Sorge um die geschickte Verwaltung eines so großen Vermögens erwarten.

Joachim Angermann, dem eine schöne Seele mit ins Leben gegeben worden war, sah alsbald seinen Weg vorgezeichnet: sein Geld sollte den kulturfördernden Kräften zugute kommen, denen seine Vorliebe längst gehörte, der Kunst und ihren Jüngern, der Musik vor allem.

Selbst musizierte Joachim Angermann nur leidlich; doch gab er vor und bildete sich ein zu wissen, wie es gemacht werden müsse.

Nun liefen aber viele Leute herum, die das auch und noch besser wußten, und nur nicht das Geld dazu besaßen, sich in aller Sorglosigkeit hinzusetzen und drauflos zu schaffen.

Auf die fiel Joachim Angermanns Auge. Seine schöne, gutmütige Seele tastete nach ihnen und seine Brieftasche hatte Einsehen mit ihren Nöten.

In weniger als fünf Jahren war Herr Angermann trotz seinen nunmehr erst dreißig Jahren eine Berühmtheit.

Künstler sangen sein Lob.

Wie durfte er mehr vom Leben fordern?

Jeder Verein nannte ihn sein Mitglied, in vielen zählte er zu den Gründern, manchem gehörte er sogar als Ausschußperson an.

Natürlich wußte Herr Angermann alsbald nicht mehr, wo ihm der Kopf stand, damals schon, in Wahrheit aber hatte er auch damals gar nichts zu tun gehabt, und hätte ein viel friedlicheres Leben führen können, ohne sich Barbar schelten zu müssen.

Es gab zwar nicht wenig Leute in der

Digitized by Google

Stadt, die Herrn Angermann noch anders zu nennen pflegten. Gut deutsch und ohne klassischen Beigeschmack, ganz einfach Schafskopf.

Damit war ja allerdings etwas viel oder eigentlich recht wenig gesagt, und ein wenig Unrecht taten diese Leute Herrn Angermann immerhin. Wohltun und Talente fördern gehörten ja schließlich nicht zu den unehrenhaften Handlungen. Doch, und das war auch eine Ansicht, die sich verteidigen ließ, jene Leute besaßen eben von Geld und Geldeswert eine andere Meinung.

Dafür aber gab es auch wieder unparteiische Menschen, die gerechter über den Mäcen dachten und ihn sogar ganz nett fanden.

Herr Angermann war durchaus nicht unleidlich. Nicht einmal sichtlich stolz war er und nirgends spielte er sich auf.

Es gab daher Leute, die seine Gesellschaft aufsuchten, um so mehr, als er an vielen Stellen Einfluß besaß, auch wenn sie nicht direkt zur Kunst gehörten.

Aber Geld öffnet eben mancherlei Pforten, vor denen viele, die es nicht besitzen, oft zeit ihres Lebens vergeblich harren müssen. Herr Angermann aber trug den Zauberschlüssel immer in der Tasche. Und ein Schwanz dankbarer Freunde, Verehrer und Bewunderer fegte hinter ihm drein.

Wenn Herr Angermann über all das nicht oder wenigstens lange Zeit nicht zum Heiraten kam, so durfte dies niemand wundernehmen.

Viele aber erstaunten und sorgten sich sogar, allerdings mehr um sich als um ihren Gönner, als Herr Angermann eines Tages doch noch Zeit fand, sein Schifflein in den Hafen der Ehe zu steuern. Furchtbar gewöhnlich ausgedrückt, gelt? Aber gerade hier paßt es so schön.

Herr Angermann landete glücklich.

An seiner Seite befand sich nunmehr eine hübsche, frische, durch und durch gesunde Frau, was besagen soll, daß sie auch mit einem klaren Kopf zur Welt gekommen war.

Mit einem so klaren allerdings, daß er das Geld nicht übersehen hatte und die Annehmlichkeiten, die es verhieß.

Frau Julia hatte ihren um zehn Jahre älteren Mann — Herr Angermann war unterdessen also zum Vierziger geworden — übrigens recht lieb.

Gut war er ja von Haus aus, und vielleicht war es auch noch nicht zu spät, ihn auf einen vernünftigeren Weg zu bringen.

Frau Julia hoffte, dies spätestens in jenem Augenblicke zu erreichen, wenn einmal Kinder da wären.

Nun, die waren denn tatsächlich auch recht bald da.

Binnen drei Jahren besaß das Paar zwei Kinder. Einen Sohn und ein Mädchen.

Herr Angermann gab vor, damit vollkommen zufrieden zu sein, und seine Gattin wußte nicht, warum sie anderer Meinung sein sollte.

Sie machte sogar die Wahrnehmung, daß ihr Mann mit den Kindern, namentlich mit dem Buben, glücklich war und mit jedem Tage glücklicher wurde.

Mit Luise, dem Mädchen, war es eine andere Sache.

Da Joachim Angermann Fritz, den Buben, ziemlich stark in Beschlag nahm, fühlte er sich verpflichtet, Luise mehr der Mutter zu überlassen.

Der Bub, für dessen Werden ihn große Pläne bewegten, sollte ganz aus seinen Händen hervorgehen, und darum war es nur zu vernünftig, wenn er gleich von Anfang an dessen Erziehung zu seiner Aufgabe machte.

Was aus dem Buben werden sollte, ließ sich von jedermann unschwer erraten.

Ein berühmter Musiker, ein Komponist mußte Fritz werden!

Wozu steckten denn in ihm, im Vater, die dazu erforderlichen Fähigkeiten?

Auch in seiner Tasche! —

Joachim Angermann schien in der Tat Scharfblick, aber auch die eben erwähnten Fähigkeiten zu besitzen.

Denn Fritz, frühzeitig zum Klavierspiel angehalten, begann mit neun Jahren zu komponieren.

Der Vater blähte sich auf und beschränkte seinen Wortschatz auf die sich wenig voneinander unterscheidenden Fragen: „Was sagst du dazu? Was sagt ihr dazu? Was sagen Sie dazu?"

Wen Herr Angermann so fragte?

Von Frau und Tochter, vom Stubenmäd-

Digitized by Google

chen, von der Köchin angefangen die ganze Reihe durch bis zum Kohlenmann, der jeden Freitag seine Butte in der Küche entleerte.

Alle Welt fragte Herr Angermann so, und alle Welt war sich darüber einig, daß Joachim Angermann ein Wunderkind zum Sohne hatte.

Soweit besaß Herr Angermann aber immerhin moderne Ansichten, daß er sich gegen dieses Wort entschieden wehrte.

Sein Sohn Fritz war absolut kein Wunderkind.

Sein Sohn zeigte bloß, daß ein hervorragender Komponist in ihm stecke, der herauswolle, herausmüsse.

Nach der Zeit, die von Laien etwa als die richtige bezeichnet wurde, pflegte ein solch hoher Herr nicht lange zu fragen. Er sprengte eben die Hülle, wann er es für gut fand, setzte sich daneben und brachte eine Welt zum Staunen.

Frau Julia sah vorerst nur mit gutmütigem Lächeln zu.

Sie lächelte über die glückliche Begeisterung ihres Gatten, lächelte zu den schmeichelhaften Worten der Bekannten; doch zu den Tonstücken ihres Buben lächelte sie nicht.

Sie durfte das, ohne sich einer Versündigung gegen ihre Mutterpflichten schuldig zu machen. Fritz war bescheiden, ein guter Junge überhaupt, der auch seine um ein Jahr jüngere Schwester herzlich liebte.

Wenn man die beiden miteinander spielen sah, erkannte man in dem Buben wirklich nicht den werdenden großen Komponisten, den sein Vater bereits in ihm sah und auf das Dirigentenpult eines berühmten Orchesters hob.

Darüber lächelte Frau Julia. Dem Jungen aber strich sie zärtlich über den Scheitel.

„Nur fleißig üben, fleißig lernen. Auch der Acker gibt nichts von selber her. Er verlangt die Kraft, die Sorge und Ausdauer seines Herrn."

Frau Julia verstand selbst nicht viel von Musik. So viel aber schien ihr richtig und von Anfang an wichtig, daß Fritz, wenn wirklich ein Talent in ihm steckte, das seinen Mann seinerzeit ernähren konnte, um dieses Talent nicht betrogen werden durfte. Sollte aus dem Buben ein tüchtiger Musiker werden, so durften, wollte er selbst einer werden, so konnten ihn Fleiß und Ausdauer nicht verdrießen. Leicht gemacht durfte ihrer Meinung nach dem Buben die Kunst nicht werden. Heute war Fritz ja noch zu jung dazu, ihr Wesen und ihren Wert überhaupt zu begreifen; aber in ein paar Jahren schon mußten sich seine Fähigkeiten bereits in dem einen oder anderen Lichte zeigen, und dann wollte auch Frau Julia zu der Begeisterung ihres Mannes und den Reden der Freunde nicht mehr lächeln.

Von Joachim Angermann darf wiederum nicht geglaubt werden, daß er über der sichtlichen Erfüllung seiner schönsten Hoffnungen seine Pflichten gegen den kunstbeflissenen Teil seiner Nächsten vergessen habe.

Ganz und gar nicht.

Joachim Angermann war nunmehr in der Lage, einen Musikus fest anzustellen, in der Weise, daß er ihm die Kompositionen seines Sohnes zum Instrumentieren überließ und die Arbeit nicht schlecht bezahlte.

Sogar auf Dichter griff Angermanns Künstlerfürsorge über, indem er Lieder und Marschtexte ankaufte.

Mit den Jahren reiften auch hier großzügigere Ideen.

Herrn Angermanns Vater war Kaufmann gewesen. Es war daher gar nicht verwunderlich, wenn neben der schönen Seele auch ein Stückchen von der trefflichen Art seines Vaters in Joachim steckte.

Sie kam ja merkwürdig spät zum Durchbruch — Herr Angermann hatte den Fünfziger überschritten — aber sie blieb nicht aus.

Allerdings kam sie nicht, ohne Frau Julia mit ernstlichen Sorgen zu erfüllen.

Sobald schon sollte die Zeit angebrochen sein, für die sie sich vorgenommen hatte, nicht mehr zu lächeln?

Übrigens hatte Frau Angermann im Ernst nicht daran gedacht, daß eine solche Zeit unbedingt kommen müsse.

Doch nun war sie da, und Fritz trat erst in sein vierzehntes Lebensjahr ein.

Und das Unglück, Frau Julia fand das Wort nicht zu hart, entsprang der kaufmännischen Begabung ihres Gatten!

Wie doch bei manchem Menschen die

Digitized by Google

besten Eigenschaften ins Gegenteil umschlagen können!

Was aber, beim ewigen Zorn der Götter, hatte Herr Joachim Angermann eigentlich verbrochen?

Nun, die Sache war wirklich nicht danach, um zu spaßen.

Joachim Angermann ging nämlich von der Überzeugung aus, daß das Komponieren von Sinfonien, überhaupt die Pflege der sogenannten Verstandesmusik nicht zu dem Ergebnis führen könne, das ein angehender Künstler zunächst anzustreben hatte, bekannt zu werden.

Was nützten die schönsten Sonaten, wenn man nicht erfuhr, daß sie und von wem sie geschaffen worden?

Die Hauptsache war unstreitig, sich die Masse zu erobern, die man dann als Briefträger benützte.

Aber wie gewann man die Masse? Noch mehr, wie war sie zu erobern?

Doch nie und nimmer mit Verstandesmusik!

Der durfte nicht behaupten, die Massen zu kennen, der etwa diese Ansicht bestritt.

Nein, mit Märschen, Tänzen und vor allem mit Operetten eroberte man sie.

Damit jawohl!

Herr Angermann hielt es seit dieser Erleuchtung für seine Pflicht, dem Talente seines Sohnes zunächst eine praktische Richtung zu geben.

Er veranlaßte Fritz, Tänze und Märsche zu komponieren und sich auch — eine Operette zu überlegen.

Später, wenn er einmal einen Namen hatte, war dann noch immer Zeit, sich der sogenannten klassischen Musik in die Arme zu werfen.

Damit Geld zu verdienen, darauf war ja sein Sohn ‚Gott sei Dank' nicht angewiesen.

Er brauchte nur bekannt und so rasch als möglich bekannt zu werden.

Dann nahmen die Dinge von selbst ihren Lauf. Fritz war dann auch in den Jahren, seinen Weg zu sehen.

Gewiß, der Klavierlehrer sollte Fritz in Harmonie- und Kompositionslehre unterweisen, aber beileibe kein Wort von klassischer Musik faseln. Zweien Herren ließ sich nicht zu gleicher Zeit dienen, und die Eroberung der Masse ging allem voran.

Fritz war fügsam genug, den Wünschen seines Vaters zu entsprechen. Und der Klavierlehrer, der seine gutbesoldete Stellung gerne behielt, war gewissenlos genug, Herrn Angermann recht zu geben. Dem Musikus vollends, der die Werke instrumentierte, war es vollkommen gleichgültig, was für eine Arbeit ihm übergeben wurde.

Er witzelte über die naiven Kompositionen, nannte den alten Angermann ein Rindvieh und lebte auf dessen Kosten wie der Herrgott von Mannheim. Die Bekannten aber schwiegen entweder oder schüttelten, wenn sie unter sich waren, die Köpfe.

Frau Julia, die nichts von Musik verstand, war die einzige, die mehr für ihre Pflicht hielt, als nur den Kopf zu schütteln. Wie gesagt, glaubte sie ein Unglück zu erkennen, und war verzweifelt, nicht Mittel und Wege zu wissen, ihm zu steuern.

Ihre Sorge hatte sie zuerst zu ihrem Gatten geführt. Die Unterredung dauerte nicht lange und führte zu keinem Ende.

„Ich bitte dich, Julia, hör nur schon auf. Du kannst dir nicht einmal die Melodie der ‚Wacht am Rhein' merken und willst mir Vorträge über die Heranbildung eines Komponisten halten. Laß dies, bitte, meine Aufgabe und Sorge sein. Ich verstehe doch etwas davon. Von wem hat denn Fritz sein Talent? Von dir doch ganz gewiß nicht. Kümmere dich nur um Luise, die ich dir ganz überlassen habe. Viel wird wohl aus dem Mädchen nicht werden. Den Jungen aber laß mir allein. Seine Fähigkeiten sind im Grunde genommen mein Eigentum, über das ausschließlich ich das Verfügungsrecht besitze."

Herr Angermann hatte ziemlich gereizt gesprochen, wie es sonst gar nicht seine Art war.

Er schien indes gehört zu haben, daß Gereiztheit ein Recht und die markanteste Eigenschaft eines jeden Künstlers sei.

Frau Julia hatte, was sie nicht hören wollte, nur zu deutlich zu verstehen bekommen. Damit waren ihr aber auch die Hände gebunden. Wollte sie den Jungen nicht ganz verwirrt machen, durfte sie ihm selbst mit ihren Bedenken nicht kommen.

Digitized by Google

Der Klavierlehrer hielt deutlich und zäh zu ihrem Manne, und die Schule ging die ganze Sache nichts an.

Dort kam Fritz recht gut vorwärts, was der Vater, da er von Anfang an nichts anderes gewohnt war, weder zu beachten noch irgendwie zu bewerten schien.

Nach der Schule war dem Jungen das Konservatorium gewiß, und hier setzten die großen Gedanken Herrn Angermanns erst ein.

Vorderhand ließ er seine Gattin sein Tun verurteilen. Die Bedauernswerte verstand es eben nicht besser und verkannte seine genialen Absichten. Und seinen Sohn ließ er Unterhaltungsmusik schreiben.

Natürlich durfte Fritz keine Singposse und Operette, die im Stadttheater aufgeführt wurden, versäumen. Fritz sollte nur, sooft sich die Gelegenheit bot, sehen, wie es gemacht wurde und was die Leute für solche Musik gaben.

Herr Angermann hatte auch schon Schritte unternommen, einigen Kompositionen seines Sohnes zur Aufführung in Vereinen zu verhelfen. Der freigebigen Brieftasche erwies man gern das gewünschte Entgegenkommen, und da Fritz Angermann als Gymnasiast seine Werke nicht signieren durfte, gingen ihre Aufführungen unter einem Decknamen vor sich.

Dieser nur von einem Barbaren oder Geistesschwachen ersonnene Paragraph der Schulordnung vermochte Herrn Angermann weder einzuleuchten noch freudig zu stimmen.

Wie hätte da Bekannten und jenen, die es wissen wollten und ihm Gehör schenkten, gegenüber sein Mund nicht überfließen und der ganzen Stadt nicht kundtun sollen, daß sich unter dem Namen Friedrich Ermann sein eigener Sohn verbergen mußte!

Noch um einen Schritt weiter ging Joachim Angermann.

Er machte einen Dichter, der Mann nannte sich wenigstens so, ausfindig, der gewillt war, in kurzer Zeit einen Operettentext zu liefern.

Nach der stattgehabten Unterredung trat Herr Angermann ans Fenster und sah zu, wie der Mähnengewaltige das Haus verließ.

Herr Angermann hatte dabei die Empfindung, als ob jener Mensch nur so dahinstürzte, um sein verantwortungsreiches Werk sofort in Angriff zu nehmen.

Nach acht Tagen erschien er bereits vor Herrn Angermann und forderte, erwartungsvoll begrüßt, — einen Vorschuß. Er bat nicht; nein, er forderte, forderte ungestüm, denn so verlangte es das Genie.

Und Joachim Angermann war selbst Künstler genug, um diese Äußerung des Genies nicht zu verkennen. Er willfahrte der Forderung des Dichters, der daraufhin nach begeisterten Versprechungen stürmisch wie das erste Mal das Haus verließ — um sich nie wieder blicken zu lassen.

Zur Schande seines Berufes sei es gesagt, jener Elende hatte mit dem Vorschuß das Weite gesucht.

Herr Angermann war, als er sich übertölpelt sah, wiederum Künstler genug, um auch diese Kraftäußerung des Genies zu verstehen. Allerdings hielt er diese Erfahrung in seiner schönen Seele geheim.

Was aber die Hauptsache war, es gab genug andere Dichter. Die Hoffnung, zu einem Operettentext zu gelangen, war mit der Flucht des ersten Mitarbeiters noch nicht zertrümmert. Über Jahr und Tag befand sich Herr Angermann in dem Besitz eines solchen Textes.

„Das kalte Grauen", ein mexikanischer Stoff, reich an dramatischen Stellen, machte auf Joachim den tiefsten Eindruck.

Ja, das war etwas für das lebhafte Talent seines Sohnes. Das war aber auch etwas für die Masse. Ein mexikanischer Stoff! Da mußten die Leute daraufgehen wie Fliegen auf Zucker.

Fritz würde seine Sache ebenso gut machen, wenn nicht besser.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Roman einer schönen Frau / Von Richard Freyen

6. Fortsetzung.

4. Kapitel.

Wöchentlich zweimal erschien der Privatdozent der Philosophie, Doktor Heydorn, in Adas Wohnung. In dem Erker ihres Empfangszimmers, von wo man hinaussah über Gärten, Seen und dunkle Wipfel, ihr gegenübersitzend, suchte er sie einzuführen in das Labyrinth des menschlichen Erkenntnissuchens.

Ada bereitete es ein eigenes Vergnügen, sich mit dem Manne mit der hohen Denkerstirn und der scharfen Nase, auf der eine dicke Brille ritt, zu unterhalten. Denn in Wirklichkeit führte sie, nicht der Lehrer. Er hatte mit seiner Geschichte der Philosophie begonnen, wie er in seinen Kollegien tat, aber Ada war bald ausgewichen, indem sie erklärte, sie wollte nicht sehen, wie ein Irrtum den anderen ablöse. Er war darauf in eine langatmige Verteidigungsrede ausgebrochen, bei der das Wort „Wissenschaft" die Hauptrolle spielte. Ada hatte bei diesem Worte stets das Gefühl, als schlüge ihr die dumpfe Luft des Züricher Hörsaals entgegen, und sie erklärte zuletzt: „Ich will Erkenntnis, Philosophie, aber keine Wissenschaft!" Darauf war er aufgesprungen, hatte erklärt, dann sei dieser Unterricht unter seiner Würde.

Er blieb aber doch. Allmählich gelang es Ada, ihn aus sich herauszulocken und sie blickte hinein in dieses seltsame Leben. Er war der Sohn eines armen Sekretärs, war in der Schule immer als Erster aufgestiegen, glänzende Examina und reiche Stipendien hatten ihm das Studium ermöglicht, und so hatte er es früh zu dem Dozentenposten gebracht, den er noch immer inne hatte. Aber er hatte nie den Reiz des Spiels gekannt, schon seine Kurzsichtigkeit hatte ihn daran gehindert. Reisen hatte er selten gemacht und sie hatten ihm wenig gegeben. Selbst den Zauber des Weibes kannte er nur aus Dichtungen, denn im Leben fürchtete er sich vor der Geselligkeit. Es ging ihm sehr dürftig. Von dem kargen Ertrag seiner Kollegien ernährte er zugleich seine alte Mutter, an der er mit einer Ada komisch berührenden Zärtlichkeit hing. Ein Weiterkommen, ein Aufrücken in eine Professur zog sich in weite Ferne. Bei aller Gelehrsamkeit besaß er nicht jene geschäftsgewandte Glattheit, die auch in der Wissenschaft erst den Erfolg bringt.

Viele Leute wunderten sich, daß Ada diesen Verkehr nicht ermüdend fand. Luise glossierte es, daß Heydorn zu oft käme. Ada lachte sie aus: „Hast du je gehört, daß zuviel Gelehrsamkeit der Frauentugend gefährlich wird?"

Was Ada am tiefsten hinzog zu dem scheuen, gelehrten Manne, war wohl, daß sie den Einfluß spürte, der von ihr ausging. Sie merkte, daß die Stunden, die er bei ihr verbrachte, wie erste Frühlingsstrahlen waren, die in die Nebelatmosphäre seines Daseins brachen. Sie freute sich, daß sich sein Denken erwärmte, daß persönliches Wollen und Gefühl wach wurde unter den ungeheuren Massen aufgestapelten Wissens. Ihm selber war oft, als begriffe er erst jetzt, was er lange gewußt hatte. Jetzt erst wurde ihm zu eigen, was er seit Jahren besaß. Ein tiefer Sinn für Poesie, der nur verdunkelt war von allzu vieler Gelehrsamkeit, leuchtete auf. Heimliche Quellen öffneten sich, und so wurde er Ada zum Führer in blühende Gefilde, die er selbst erst wirklich entdeckte.

So lasen sie zusammen die Poesie der alten Inder und empfanden ihren geheimnisvollen Zauber. Auch er, der früher alles mit zergliederndem Verstande besehen hatte, spürte jetzt jene tiefen Schauder, die man in unterirdischen mystischen Gewölben erlebt, von denen man nicht weiß, wohin sie führen, von denen man nur ahnt, daß hier zu großen Göttern gebetet worden ist. Auch die Dichtung und die Philosophie von Hellas lasen sie zusammen. Es konnten Stunden vergehen, wo dieser gelehrte, zurückhaltende Mann in heller Begeisterung auflohte. Es war Ada ein Genuß, ihn dann die metallischen Rhythmen attischer Dichter lesen zu hören, auch wenn sie die Worte nicht verstand. Auch die Poesie der großen deutschen Zeit lasen sie gemeinsam. Er empfand sie anders als Ada. Er vermochte nicht wie sie den heroischen Schwung Schillers zu

Digitized by Google

lieben. Aber er öffnete ihren Sinn für die durchdachte, subtile Schönheit der Goetheschen Alterswerke. Und alles, worüber er sprach, war umspielt von den Glanzlichtern hundertfältigen Wissens.

Dann gab es Stunden, wo Ada mit großen Augen wie ein Kind an seinem Munde hing, wo sie allen Stolzes sich begab und über sich selber sich wunderte, wie sehr sie Weib war, wie dankbar sie war, daß ein überlegener Geist sie führt.

Und doch gab es Stunden, wo sie ihn verachtete.

Er hatte ihr erzählt, daß in der Gesellschaft für philosophische Kultur Professor Spitzbein, der berühmte Kant- und Platoforscher, Heydorns Oberkollege, reden würde. Ada äußerte den Wunsch, ihn zu hören.

So geriet sie in einem Abendkleid aus weißem Atlas mit geschlitztem Rock und apart garnierter Tunika aus Seidenmusselin mit irischen Guipürespitzen in jenes Restaurant der inneren Stadt, worin die Gesellschaft für philosophische Kultur tagte. Schon die Proportionen des Raumes waren Ada unsympathisch. Das schiefwinklige, oblonge Zimmer, dessen Längswand die Hörer dicht vor sich hatten, bedrückte Ada. Und erst das Publikum! Dicke, bebrillte Herren, deren Züge von mürrischen Bärten versteckt waren, saßen mit würdevoll gekreuzten Armen und nur zuweilen sprachen sie in tiefen Baßtönen mit den Nachbarn. Auch ihre Frauen waren da, ebenso aufgequollen und in lächerlichen Kleidern steckend, schwatzten sie unablässig. Dazwischen saßen junge Leute mit Zeitungen vor der Nase.

Schon bei ihrem Eintritt spürte Ada eine Feindschaft, und auch als sie saß, fühlte sie die frechen und ungenierten Blicke der andern im Rücken. Sie kannte den Bildungshochmut, der alle Kultur des Körpers und der Kleidung als äußerlich abtut. Heydorn, der ihr den Platz angewiesen hatte, war offenbar verlegen durch das Aufsehen, das Ada machte. Ada merkte das, wie sie alles an ihm merkte, der nicht gewohnt war, seine Mienen zu beherrschten. Mit plötzlichem Übermut warf sie den kühnen Reynoldshut in den Nacken und sagte lachend zu ihm, so daß einzelne der zischelnden Frauen es hören mußten: „Wenn manche Leute wüßten, wieviel mehr Geist zu einer tadellos schicken Robe gehört, als um über Literatur zu schwatzen!"

Der Redner des Abends trat aufs Rednerpult. Geheimrat Spitzbein war der dickste und bärtigste von allen und sprach mit leicht aufgeblasenen Backen, pathetisch und selbstbewußt über Platon. Noch wenn er sagte: „Hierüber ist sich die Wissenschaft nicht klar", klang es satt und anmaßend. Ada, die zuweilen Heydorn beobachtete, der mit gefalteten Händen dasaß, mußte plötzlich lächeln, wenn sie sich fragte, ob er einst auch so aussehen würde, wie jener Geheimrat.

Als die Rede zu Ende war, stieg dieser mit geschwellter Brust herab und ließ sich wohlgefällig vom Beifall umrauschen. Die darauffolgende Diskussion war eine wortreiche Fortsetzung dieses Beifalls. Auch Heydorn sprach einige Worte. Auch er leitete sie mit einem Lob des Geheimrats ein und schloß in gleicher Tonart.

Als er Ada nach Hause brachte, war diese ironisch und spitz. „Wie oft im Monat wird diese Komödie gespielt?" fragte sie. „Wo ist hier der faustische Drang, der glühende Eros zur Wahrheit, von dem diese fetten Menschen reden?"

Heydorn suchte sich zu wehren: „Es gibt repräsentative Formen in der Wissenschaft wie im gesellschaftlichen Leben! Gerade Sie, die Sie die Form so hoch schätzen, sollten das anerkennen."

Ada lachte verächtlich: „Ob es diese Menschen nicht anekelt, wenn sie sich im Spiegel erblicken? Oder wenn sie ihre Frauen ansehen, die doch ihr fleischgewordener Geschmack sind? Oh, wenn ich ein Mann wäre, so würde ich dazwischen fahren wie ein Habicht in einen Hausgluckenhof!"

Heydorn senkte den Kopf: „Ich erkenne die Berechtigung dessen, was Sie sagen. Auch ich bin innerlich geschieden von dieser Geheimratsphilosophie! Aber ich bin keine Kampfnatur. Außerdem bin ich abhängig von solchen Leuten. Meine Existenz hängt von ihrem guten Willen ab."

Ada warf spöttisch den Kopf zurück: „Lieber würde ich mir eine Kugel in den Kopf

Digitized by Google

schießen, als von solchen Leuten abhängig zu sein."

Heydorn fuhr fast demütig fort: „Gewiß, theoretisch haben Sie recht. Aber Sie haben nie den Zwang des Lebens erfahren. Ich habe auch für meine alte Mutter zu sorgen. Übrigens kommt noch eins hinzu. Wenn man die Geschichte in ihrer Gesamtheit überblickt, wenn man gewöhnt ist, über Jahrtausende hinwegzuspringen, so verliert man die Lust zum Kämpfen, zum Handeln. Man sieht, daß im letzten Grunde alles sinnlos und zwecklos ist."

Ada war fast zornig: „Wenn das der Sinn all Ihrer Weisheit ist, dann lieber nichts davon! Was soll alles Wissen, wenn es nicht hilft, uns stärker, freier, stolzer zu machen!"

Heydorn ging neben ihr, mit gebeugten Schultern: „Sie verlangen zu viel. Die Menschen sind keine Heroen!"

Ada lachte hart: „Das weiß ich! Aber Sie sollten wenigstens die Sehnsucht haben, es zu sein! Wenn auch nur im Kleinen!"

Sie waren aus einsamer Straße hinausgetreten auf einen menschenwimmelnden, lichtüberfluteten Großstadtplatz. Wie von einem plötzlichen Ekel vor dem Schwachen an ihrer Seite gepackt, rief Ada eine Droschke an.

„Sie verachten mich?" stammelte Heydorn, der ihre Stimmung erriet.

Ada reichte ihm kühl die behandschuhte Rechte: „Dazu habe ich kein Recht. Aber Sie können nicht verlangen, daß ich Hochachtung habe für eine Lebensanschauung, wie Sie mir heute sich offenbarten."

Durch die Scheiben des davonrollenden Autos sah sie ihn noch stehen, gebeugten Kopfes ihr nachstarrend. Sie lehnte sich in die Polster. Leise Verachtung schüttelte sie, in die sich höhnendes Mitleid mischte. „Warum sich mühen um Menschen?" dachte sie. „Was wird der Erfolg sein? Manchmal war es mir, als könnte ich Feuer aus diesem Stein wecken! Es ist schade! So viel Wertvolles ist da und doch wird nichts Ganzes daraus!"

---

5. Kapitel.

In den nächsten Tagen erwog Ada ernstlich, ob sie den Verkehr mit Doktor Heydorn nicht besser abbräche. Noch wäre es Zeit, dachte sie und schrieb ihm zunächst zweimal für die Stunde ab.

Indessen es ging nicht so leicht. Mehrmals fragte Doktor Heydorn dringend an, ob sie krank sei, und ließ nicht locker, bis Ada ihn empfing.

Er war nervös erregt, fand nicht Ruhe auf dem Stuhl und lief im Zimmer hin und her, mit dem Bleistift taktierend: „Ich habe lange und intensiv nachgedacht über das, was wir neulich abend sprachen. Mir ist vieles klar geworden: das Verlogene, Kleinliche, Unentschlossene meiner ganzen Existenz! Ich selber habe mir bisher niemals eingestanden, wie sehr ich im Grunde die Hohlheit und Verlogenheit dieses ganzen staatlich konzessionierten Wissenschaftsbetriebes einsehe! Wie unausstehlich diese mit Orden behängten Geheimräte sind, die sich als Nachfolger von Sokrates und Spinoza hinstellen! Die Philosophie, die wahre Philosophie ist kein Kompromiß mit dem Alltagsleben, sondern ein Kampf dagegen; und so werde ich sie von nun an auffassen!"

Ada beobachtete ihn erstaunt. Er trug den Kopf trotziger als sonst, wenn auch die ganze Haltung etwas Gewaltsames hatte. „Ich wußte nicht, daß Sie so empfinden", sagte sie.

Heydorn blieb stehen. Er fuhr mit der Hand durch den kurzen Vollbart, der das allzu kleine Kinn versteckte. „Ich auch nicht!" erwiderte er. „Erst durch Sie ist es mir klar geworden!"

„Und was gedenken Sie zu tun?"

Heydorn sah beiseite. Es zuckte nervös in seinen Mienen. „Noch weiß ich es nicht. Aber ich werde handeln, Sie sollen sehen! Sie werden mich nicht verachten, obwohl Sie bisher ein gewisses Recht dazu hatten! Ich werde diesen Geheimräten allen Fehde ansagen!"

Kopfschüttelnd sah Ada ihn gehen.

Sie trafen sich wieder auf einer Gesellschaft, die Max und Luise Leisetritt geladen hatten. Heydorn wirkte linkisch und unbeholfen in seinem schwarzen, mäßig sitzenden Gehrock zwischen eleganten Fräken und rauschenden Abendtoiletten. Man hatte ihn neben Frau Pfeiffer plaziert, während Heinrich Ada zu Tisch führte. Auch sonst drängten sich zwischen den Börsenleuten und Offizieren allerlei Berühmtheiten, die sich auf solchen

Digitized by Google

Festen gegen Bezahlung in Form von Naturalien ausstellten und mit ihrem Ruhm kokettierten wie Pfauen mit ihrem Schweif.

Heinrich war natürlich und heiter. Ada unterhielt sich so gut wie lange nicht, obwohl sie merkte, daß vier Augen jede ihrer Gesten kontrollierten. Erst gegen Ende der Tafel warf Heinrich, plötzlich ernst werdend, die Frage hin: „Warum meiden Sie mich?"

Ada sah ihm in die Augen: „Sie wissen so gut wie ich, wie schwer es für uns beide ist, befreundet zu sein!"

„Und Sie könnten nicht neben den Philosophiestunden auch Malstunden nehmen?"

„Nein! Philosophen sind nicht so gefährlich wie Künstler!"

„Sie meinen, Sie sind den Philosophen nicht so gefährlich. Übrigens zweifle ich daran. Der arme Kerl drüben hat meine Frau sehr gelangweilt, weil seine Augen immer bei Ihnen waren."

Nach Tisch kam Frau Pfeiffer zu Ada und umfing sie mit Liebenswürdigkeit und starkem Parfumgeruch: „Sie haben sich mit meinem Mann besser unterhalten als ich mich mit meinem Tischherrn, woran Sie ebenfalls schuld sind!"

Ada lächelte abweisend: „Nicht daß ich wüßte!"

„Sie spielen die Kühle!" drohte Frau Aurélie mit dem Fächer.

„Sie irren!" beharrte Ada, sich wendend. „Ich spiele überhaupt nicht!"

Frau Aurélie blinzelte: „Vielleicht wissen Sie es nur nicht!"

Doktor Heydorn stand in einer Ecke, die Hände auf dem Rücken, mit gesenktem Kopfe. Ada tat, als sähe sie ihn nicht. Sie stürzte sich in den Strudel des Festes und sprach nur noch mit fremden Herren.

Wieder erwog sie ernsthaft am nächsten Tage, ob sie abbrechen sollte. Aber Heydorn war so gedrückt, als er zur Stunde kam, daß sie es ihm nicht zu sagen wagte. Sie wagte sogar nicht einmal ihm abzuschlagen, als er sie bat, den langversprochenen Besuch bei seiner Mutter auszuführen. Ein wenig Neugier spielte auch mit und so ging sie.

Heydorn wohnte im Innern Berlins in einer kleinbürgerlichen Wohnung, die seine Eltern schon innegehabt. Die Treppe war ohne Teppich, nur mit Linoleum belegt. Die Klingel, noch nicht elektrisch, rasselte wie erschreckt. Eine alte Frau öffnete vorsichtig einen Türspalt, dann tat sie weit auf, als sie Adas hohe Gestalt erblickte.

Ein gutmütiges Greisinnengesicht schaute Ada entgegen. Hundert kleine Falten lächelten und zwei zittrige Hände griffen nach Adas von dunklem Glacé umschlossener Rechten.

Im Flur war es eng und dunkel. Es roch nach Kaffee und Kuchen. Doktor Heydorn erschien aus dem Arbeitszimmer und verbeugte sich in seiner steifen Art, die Ada stets an ein zuklappendes Taschenmesser erinnerte. Bewundernd strich die Mutter über das köstliche Seidenfutter von Adas Jackett, als sie es an den Nagel hängte.

Ein altfränkisches Zimmer öffnete sich. „Nun sollen Sie sehen, wie gemütlich wir es haben!" sagte die alte Frau.

Ada bestätigte das gern. Die Spätmittagsonne schien auf die polierten Möbel und ließ die Nippes auf den Kommoden und die rundgerahmten Stiche an den Wänden freundlich glitzern.

Aus einer dickbauchigen Kaffeekanne goß Frau Heydorn Kaffee ein in große Tassen. Ada laß die Aufschriften. „Souvenir" stand auf der ihren. Sie ließ sich die Geschichte der Tassen erzählen, die der Vater von Frau Heydorn selbst auf der Frankfurter Messe erstanden hatte.

Ada hörte mit wohlwollendem Interesse zu. Die Alte gefiel ihr wie ein altes Möbelstück aus Biedermeierzeiten. Sie fand es nicht einmal abgeschmackt, nur drollig, mit welch naiver Bewunderung die alte Frau den gelehrten Sohn behandelte. Durch launige Fragen brachte Ada die Mutter soweit, daß sie mit zärtlichem Stolz verriet, wie der Sohn zuweilen in Pantoffeln sich auf den Weg ins Kolleg mache. Dann holte Frau Heydorn Bilder, vergilbte Photographien, auf denen Doktor Heydorn noch als Knabe zu sehen war, schon damals mit einer Brille, die Hände steif herabhängend. Auch vom Vater sah Ada Bilder. Er mußte ein braver Mann gewesen sein, mit dem ausrasierten Vollbart und dem großen

Digitized by Google

Bratenrock. Frau Heydorn wischte sich die Augen, als sie von ihm sprach.

Allmählich jedoch begann die Atmosphäre auf Ada zu lasten. Die Sonne war weg. Jetzt erst spürte Ada, wie niedrig die Decke war. wie eng der Raum. Und auf einmal wurde ihr klar bewußt, daß Frau Heydorn in ihr die künftige Schwiegertochter sah.

„Mein Sohn hat mir viel von Ihnen erzählt!" sagte die Alte, Adas Hand tätschelnd. „Sie sollen so schön reiten und in einer vornehmen Villa wohnen. Und Klavierspielen sollen Sie auch so schön! Ich hab es auch einmal gekonnt." Sie stand auf, schlug das Tafelklavier an der Wand auf und griff die ersten Akkorde von „Freut euch des Lebens!"

Ada erschauerte. Es war ihr plötzlich, als säße nicht eine alte gutmütige Frau, sondern ein unheimliches Gespenst am Klavier. Mit plötzlichem Ruck fuhr sie empor und erklärte, gehen zu müssen.

Mutter und Sohn waren erschreckt. Die Alte versuchte, Adas Hand zu ergreifen. Mit nervöser Hast entzog sich Ada. Dann sich beherrschend, stellte sie noch ein paar Fragen mit vollendeter Liebenswürdigkeit, die ihre Gastgeber wieder beruhigten und alles natürlich erscheinen ließen. Sie warf noch einen Blick ins Studierzimmer des Doktors, wo es nach Staub und Büchern roch. Dann ging sie die Treppe hinab, rief unten den ersten Wagen an und befahl, so schnell wie möglich davon zu fahren. Es war wie eine Flucht.

Einige Tage darauf erschien Doktor Heydorn zur Stunde. Er trat sicherer auf und Ada merkte ihm etwas Besonderes an. Aber erst, als die Stunde um war, sprach er sich aus: „Mein Entschluß ist gefaßt!" erklärte er. „Ich werde meine Einwände und Anklagen gegen die moderne Philosophie in klare Sätze fassen und in der Gesellschaft für philosophische Kultur all diesen Geheimräten ins Gesicht schleudern."

Ada beobachtete ihn. Er sah sehr kriegerisch aus, und doch schien es ihr, als wolle er sich vor allem selber Mut machen mit seiner Entschlossenheit.

Heydorn, der offenbar mehr Bewunderung erwartet hatte, sah gespannt in Adas Gesicht: „Sie sagen gar nichts? Würden Sie nicht kommen, wenn ich jene Rede halten werde?"

Ada lächelte: „Wenn Sie denken, daß meine Anwesenheit — —"

„Gewiß, gewiß!" unterbrach sie Heydorn lebhaft. „Sie haben mich dazu angeregt! Ich weiß, daß ich etwas Gefährliches unternehme! Ich habe mit meiner Mutter alles besprochen! Sie ist eine tapfere Seele. Auch sie hat mir zugeredet."

Adas Stirne umwölkte sich leise: „Sie müssen wissen, was Sie tun! Ich denke mir, daß die Wahrheit vor sich selber das Höchste im Leben ist! Und Mannhaftigkeit ist so selten! Aber außer Ihnen darf niemand, auch i ch nicht in Betracht kommen!"

Heydorn sah sie an, als wollte er noch etwas sagen, etwas Schweres, Wichtiges. Aber Ada sah streng und abweisend aus. Sie dachte bei sich: „Vielleicht wäre es das beste, ich reiste ab von Berlin, irgendwohin in neue Verhältnisse hinaus."

---

6. Kapitel.

Ja, es gab Stunden genug, wo Ada am liebsten für immer ins Weite gefahren wäre, jenem ungeheuren Schicksal entgegen, an das sie noch immer glaubte. Was sie hielt, waren die Kinder. Mit glühender Liebe hingen sie an der schönen Tante, obgleich diese nie ihren Neigungen schmeichelte, sondern herb und streng war. Es gelang der Mutter nicht, diese Anhänglichkeit der Kinder zu erschüttern, so sehr sie es zuweilen versuchte, indem sie durch Geschenke, ja durch heimliches Einreden Ada zu verdrängen suchte. Ada wußte wohl, daß Luise eifersüchtig war. Sie tat nichts, um dies Gefühl aufzuregen, und doch empfand sie es stärker, je länger sie blieb. Sie erwog oft das Gehen. Und doch, wenn sie dachte, daß die Kinder dann irgend fremden banalen Menschen ausgeliefert werden sollten, wenn die Glut fürs Große und Edle, die sie selbst in den jungen Seelen entzündet hatte, etwa verflackern sollte, dann wurde ihr weh ums Herz und sie beschloß zu bleiben, bis sich die jungen Menschen so weit gefestigt hätten, um von selber sich zu erhalten.

Auch die Stunden mit Heydorn nahmen

Digitized by Google

ihren Fortgang. Ada wußte jetzt, daß er sie liebte, was sie zunächst von sich gewiesen hatte. Sie wußte, daß es das erste starke Gefühl seines Lebens war, keine große, weltdurchglühende Leidenschaft, mehr ein dumpfes ängstliches Schwelen, aber etwas doch, was die dumpfen, verstaubten Räume seiner Seele mit Glanz und Wärme füllte. Aber ebenso klar wußte sie, daß sie seine Gefühle nicht erwiderte. Was sie empfand, war ein kühles Interesse, gemischt mit Mitleid und ein wenig Verachtung, mehr nicht.

Dennoch schickte sie ihn nicht fort. Wohl schämte sie sich selber oft dieser Unentschlossenheit, aber sie konnte ihn nicht wegschicken, ihn, der schon, wenn eine einzige Stunde ausfiel, wiederkam wie ein geprügelter Hund. Und sie dachte: „Mag es sein! Wie oft fühle ich selbst, daß auch eine vergebliche Liebe mehr ist, tausendmal mehr als keine. Mag er umsonst hoffen, es wird ihn zum Manne machen, wird ihn beflügeln zu großen Zielen, die ich selber vielleicht nur ersehne, nicht wirklich vor mir sehe!"

Täglich ritt sie frühmorgens hinaus ins Freie, wie sie schon in Ysenburg getan. Nicht ganz so sonnig mehr lagen die Wege vor ihr, nicht ganz so verheißungsvoll die Ferne. Und doch wie damals konnte die Lust sie ankommen, alle Zügel schießen zu lassen und mit halbgeschlossenen Augen, während der Schleier ihres Hutes hinter ihr wehte, wie ins Grenzenlose hinauszujagen, bis sie erwachte und müde das Pferd nach Hause lenkte.

Einen einzigen gab es, der sie verstand, das fühlte Ada. Sie hatte Heinrich lange nicht mehr gesprochen, auch Frau Aurélie war ihr ferner gerückt. Seitdem diese sah, wie kühl Ada ihrem Manne gegenüber war, schien ihr Interesse für Ada zu verflackern.

Nun aber geschah es, daß wiederum Herrn Sendtners Geburtstag, der fünfundsiebenzigste diesmal, herankam, und Ada wußte, daß große Feierlichkeiten geplant waren für den mächtigen Mann. Auch Ada erwog, was sie zum Ehrentage des Vaters bringen könnte. Nach langem Bedenken schien ihr ein Bild von ihr selbst das beste zu sein, denn sie wußte, daß der Vater stolz war auf die Tochter und gern ihr Bild in sein Zimmer hängen würde. Sie beschloß, mit Heinrich zu sprechen. Dabei war sie ehrlich genug sich einzugestehen, daß es ihr eine willkommene Gelegenheit bieten werde, mit ihm zu sprechen.

So kam's, daß sie dem Maler eines Tages gegenüber saß in seinem Atelier an einem Novembernachmittag, wo lustig knackendes Feuer im Ofen lohte. In Rohrsesseln sitzend tranken sie Tee, den Heinrich servierte.

Heinrichs Augen leuchteten auf, als Ada von ihrem Plane sprach: „Ich wußte es, daß ich Sie malen würde. Ich wußte, daß das die Erfüllung sein würde für lange Entbehrungen."

Ada stützte das edle Profil auf die linke Hand und sah gedankenvoll ins Feuer: „Aber die Bedingung bleibt, daß wir niemals etwas sprechen, was Ihre Frau nicht hören dürfte. Ich kann und mag ihr nichts nehmen. Nur wenn Sie das versprechen, wirklich versprechen können, nur dann kann ich zu Ihnen kommen. Darum wollte ich erst Sie allein sprechen."

Heinrich nickte ernst: „Ich verstehe!" Dann mit schalkhaftem Augenaufschlag sagte er: „Aber heute male ich Sie doch nicht, heute braucht das Verbot doch noch nicht zu gelten."

Ada lächelte: „Vielleicht haben Sie recht, und es wäre gut, wenn manches Unausgesprochene weggeräumt würde zwischen uns. Ich habe schon oft mit Ihnen sprechen wollen über Ihre Frau, denn sie tut mir leid!"

Heinrich lachte höhnisch: „Das tut sie mir auch! Sie täte es mir noch mehr, wenn sie nicht mit mir verheiratet wäre. Vorausgesetzt natürlich, daß es auf der Welt etwas gibt, das der Mühe des Leidtuns wert wäre. Aber ernsthaft: Aurélie ist gewiß eine gutmütige Frau, sogar anständig, was man so nennt. Aber das sind alles negative Vorzüge. Sie bemüht sich sogar, mir zu gefallen, was deutsche Frauen so selten für ihre Männer tun. Wenn ich irgendeine Gräfin in Gelb male und dabei habe fallen lassen, Gelb wäre die schönste Farbe, so kann ich schwören, daß Aurélie darauf in Gelb erscheint. Sie finden das rührend! Aber ich sage Ihnen, Fräulein Ada, wenn echte Begeisterung das Herrlichste ist, was es auf der Erde gibt, die gemachte und unechte ist das Lächerlichste. Muß ich wirklich mein ganzes Leben dafür büßen, daß diese üppige reiche

Digitized by Google

Witwe einen Künstler hat heiraten wollen und ich so dumm war, darauf hineinzufallen?"

„Haben Sie ernstlich versucht, sie zu sich heraufzuziehen?"

„Lehren Sie ein Haushuhn das Fliegen! Nein, da wird alles banalisiert! Sie ahnt noch nicht im entferntesten, was ich vom Leben, von der Kunst will, jene Hochgespanntheit der Seele, jener höchste Aufschwung alles Seins, der aus dem ganzen Dreck des Lebens uns ein paar Minuten Ewigkeit herausdestillieren läßt. Schwamm drüber! Meine Frau würde jetzt sagen: ‚Was willst du? Du bist reich, berühmt, gefeiert! Na ja!' Glauben Sie, ich wünschte manchmal, daß sie mich quälte, mich eifersüchtig machte, irgend etwas, nur nicht dies behagliche, gutmütige Garnichts!"

Ada sann vor sich hin. Es war dunkel geworden. Nur das fahle Licht der laternenhellen Großstadt spiegelte durch die Glaswand des Ateliers. Nur ganz vage noch sah Ada Heinrichs Gestalt vor sich: bloß seine Zigarette glomm durchs Dunkel.

„Und glauben Sie nicht, daß Sie, wie die Künstler in Romanen das immer tun, niedere Instinkte entschuldigen durch Ihre Kunst? Gibt es überhaupt ein Kunstwerk, das es wert wäre, daß ihm ein Menschenschicksal geopfert würde?"

Heinrich erwiderte hart: „Als Künstler muß ich das glauben! Und bei jedem Künstler ist das, was Sie die niederen Instinkte nennen, so eng verbunden mit seinem Höchsten, wie die Wurzel einer Pflanze mit der Blüte."

Ada lächelte im Dunkeln. „Die Leidenschaft ist immer der beste Anwalt Ihrer Sache. Vielleicht lachen Sie mich aus: Ich aber glaube, daß ich — — wenn ich einem verspräche, ihn zu lieben, ich es halten würde und wenn — —" Sie stockte, denn ihr fiel plötzlich ein langvergangenes Erlebnis ein.

Heinrich aber hatte schon ihren Gedanken aufgenommen: „Ich glaube Ihnen, daß Sie das wollen. Ich glaube sogar, daß Sie es vielleicht könnten."

Ada sann nach: „Es muß möglich sein! Selbst wenn man einmal gefehlt hat, ich glaube doch, daß der Wille des Menschen alles, ja alles vermag, sogar die eignen Gefühle zu zwingen!"

Heinrich warf seine Zigarette weg: „Es hat Zeiten gegeben, wo ich überhaupt an so etwas wie Willen nicht glaubte. Heute beginne ich, ihn für möglich zu halten. Ich glaube gern, daß er das Größte vermag, aber nicht das Kleinste, das allergewöhnlichste, was einen jeden Tag herabzieht!"

Ada schwieg eine Weile. Endlich erwiderte sie: „Vielleicht käme das ganz von selbst, wenn man den Blick nur auf das Höchste und Größte gerichtet hätte!"

Heinrich erhob sich: „Ich werde es versuchen. Bisher hab' ich meine Kunst herabgezogen, nicht um Brot damit zu verdienen, nur den Kaviar dazu. Jetzt mache ich ernst. Ich werde Sie so malen, wie ich Sie sehe. Ich glaube, Sie sagten es einmal, man müsse so malen, wie das Leben sein sollte, oder wenigstens sein könnte. Gut, ich werde es versuchen!"

Ada lächelte: „Es würde mich freuen, Ihnen helfen zu können dabei. Was liegt daran, wenn ich nicht so bin! Wenn andere nur daran glauben könnten, wenn Sie das malen könnten in mir, worauf mein Wille geht. Vielleicht ist nur das es, worauf es ankommt, nicht der Rest!"

Plötzlich schrillte, hart und schreiend, die Glocke der äußeren Tür durch den dämmerstillen Raum. Heinrich wie Ada zuckten zusammen wie unter einem Peitschenhieb.

„Meine Frau!" sagte Heinrich und seine Stimme zitterte. Erst jetzt ward Ada bewußt, daß sie in tiefer Dunkelheit gesessen hatten. Sie sagte ruhig: „Öffnen Sie!"

Heinrich trat flüsternd näher: „Ich habe schon lange den Verdacht, daß sie mich überwachen läßt. Vielleicht hat sie der Portier telephonisch gerufen."

„Einerlei!" entschied Ada. „Stecken Sie Licht an und öffnen Sie!" Zum zweitenmal, noch greller, noch länger schrie draußen die Glocke.

Ada drängte: „Nein, ich will keine Heimlichkeit!"

Mit raschem Griff erleuchtete Heinrich den Raum. Dann öffnete er.

Im Vorraum erklang Frau Pfeiffers Stimme, hart und höhnisch: „Ich kam zufällig vorbei."

Digitized by Google

Sie erschien in der Tür, im langen schwarzen Sammetmantel, der ihre Figur ungünstig auftrieb: „Ah, Fräulein Sendtner", rief sie im Ton gespielten Erstaunens. „Sie hier? Und im Dunkeln?"

Ada suchte ihren Blick, ernst und fest, so daß die andere vorbei sah. „Ich bin gekommen, um Ihren Mann zu bitten, daß er mich malt."

„So? Und da haben Sie im Dunkeln angefangen?"

„Aurélie!" brach Heinrich drohend aus.

Ada wandte sich zu ihm. „Sie tun Ihrer Frau Gemahlin unrecht, Herr Pfeiffer, Sie scherzt nur. Ich halte sie für viel zu vornehm, um Ihnen oder auch mir nur in Gedanken zu nahe zu treten."

Frau Pfeiffer streifte mit scheuem Blick das schlanke, stolze Mädchen, das hochaufgerichtet vor ihr stand, das feine Gesicht leicht beschattet von dem großen Hut. Sie wollte etwas sagen, verfiel aber in nervöses Husten.

Ada bot ihr die Hand: „Ich könnte verstehen, wenn einen Moment lang ein Mißtrauen aufgetaucht wäre. Aber ich weiß, Sie werden es bekämpfen. Ich verspreche Ihnen, daß Sie keinen Grund haben werden."

Zögernd legte Frau Pfeiffer ihre Hand in die Adas. Dann sagte sie mit halb verlegenem, halb boshaftem Lächeln: „Dann will ich nicht weiter stören!" Und ohne sich halten zu lassen, ging sie.

Heinrich und Ada sahen sich an, als sie allein waren. Heinrich verzog die Mundwinkel: „Da haben Sie das Kleinliche, das Erbärmliche. Glauben Sie, daß solches Mißtrauen einen direkt zu den schlimmsten Dingen treiben kann?"

Ada lächelte: „Es ist möglich, daß es das kann. Aber es sollte es nicht."

„Sie wollen gehen?" fragte Heinrich, als er sah, daß Ada sich rüstete.

„Für heute ist die Stimmung zerrissen. Ich wollte noch einiges mit Ihnen sprechen, über Dr. Heydorn z. B., aber das hat Zeit bis zu einem andern Male."

Heinrich half ihr ins Jackett, mit dem Blick den feinen Nackenansatz kosend: „Armer Kerl, der Heydorn!" sagte er.

„Wieso?" fragte Ada finster.

Heinrich lachte: „Na, er hat meiner Frau erzählt, wozu Sie ihn angestiftet haben. Wenn ein Mensch so eine kapitale Dummheit macht, dann tut er es nur, weil er etwas davon erhofft."

„Sie meinen, er glaubte mich dadurch zu gewinnen?" fragte Ada mit gerunzelten Brauen. „Sie meinen, er täte es nicht, weil er sich klar geworden ist über seine unwürdige Stellung?"

Heinrich zuckte spöttisch die Schultern: „Man verrechnet sich immer, wenn man auf Heroismus, überhaupt Größe oder so etwas zählt!"

Ada blickte zornig: „Sie meinen also nicht, daß es möglich sei, einen Mann herauszureißen aus seinem dumpfen Leben, ihn zu seinem Größten und Besten anzuspornen?"

Heinrich erwiderte kühl: „Eine Zeitlang vielleicht. Aber die Vögel, die zu hoch fliegen, in die Sonne wollen, fallen alle in den Dreck."

Ada ging mit trüber Stirn.

---

7. Kapitel.

Die Sitzungen bei Heinrich begannen. Es schien Ada, als hielte er ohne besondere Anstrengung sein Gelübde. Denn er war bald so vertieft in die Arbeit, daß er völlig vergaß, sie zu unterhalten. Lächelnd beobachtete ihn Ada, wie er mit gerunzelter Stirn und gepreßten Lippen sich mühte, bis er urplötzlich alles wegwarf, was er gemacht hatte: „Es ist so verflucht einfach, sogenannte komplizierte Seelen zu malen, und so verteufelt kompliziert, einfach und groß zu malen — —" rief er dann aus.

Auch Frau Aurélie tauchte zuweilen auf, saß eine Zeitlang, schwatzte und wurde von Heinrich grob behandelt. Gegen Ada hatte ihr Wesen sich geändert. Es war keine offene Feindschaft, es war aber auch nicht die frühere Zutunlichkeit. Ada merkte das und konnte sich ebenfalls eines feindlichen Gefühls nicht erwehren. „Man mag noch soviel über das Unschöne solcher weiblichen Gereiztheiten sich klar sein, man unterliegt ihnen doch!" dachte sie.

In Wirklichkeit hatte Frau Pfeiffer keinen Grund zur Eifersucht. Es war Ada, als rücke Heinrich ihr durch das häufige Zu-

Digitized by Google

sammensein ferner. Als sie ihn nur selten sah, war er ihr als der feine, verständnisvolle Künstler erschienen. Jetzt sah sie ihn in seinen kleinen Launen und Stimmungen, die ihr unsympathisch waren. Dabei führte er selber immer die Beherrschtheit als Ideal im Munde. Besonders sein Verhalten zu seiner Frau verzieh ihm Ada nicht. Sie empfand es als Geringschätzung ihrer selbst, daß er in ihrer Gegenwart sich so gehen ließ. Als sie ihm davon sprach, wurde er ausfallend.

So kam es, daß dieser Verkehr mit Heinrich, bei dem sie Vertrauen gesucht hatte, ihr nur ihre Einsamkeit tiefer zum Bewußtsein brachte. Oft, wenn sie abends am Fenster stand und hinaussah in die schwarze Nachtwelt, in der der Springborn rann wie ein ewiges Stundenmaß, dann kam ihr mit Grauen zu Sinn, wie ihre Jahre verstrichen. Wieder kam ihr der Gedanke, ob es nicht besser sei, alle Fesseln zu sprengen, sich hineinzustürzen ins Leben, sich treiben zu lassen, wohin es wollte. Nur das Leben zu spüren, das irgendwo fluten mußte, während sie abseits stand.

In solcher Stunde konnte es geschehen, daß Heydorns Bild ein neues Licht für sie empfing. Es war klar, daß er ein anderer geworden war, daß er sicherer auftrat und den Kopf stolzer trug. War es nicht ein Ziel, eine Aufgabe, diesem Manne die Kraft zu geben, die ihm fehlte? Dann konnte ein warmes Gefühl aufsteigen in ihr, die Lust sie anwandeln ihm zu schreiben, ihn froh, glücklich, reich zu machen! Und doch, wenn sie ihm gegenüber saß, so begriff sie nicht mehr jene Gefühle. Denn immer geschah etwas, eine ungelenke Bewegung, ein Mißgeschick, irgendeine Kleinigkeit, die ihn auf Meilen entrückte.

So waren sie eines Abends im Innern der Stadt in einem Konzert gewesen, einem jener leisen Quartettabende, die Ada liebte und woran Heydorn durch sie Geschmack gefunden hatte. Angeregt durch die Töne mochte Ada nicht gleich nach Hause gehen und bat Heydorn, sie auf einem kleinen Gang durch den Tiergarten zu begleiten.

Langsam schritten sie durch den nachthellen Park. Sie sprachen wenig. Der Weg führte an stillem, zwischen Rosen gebettetem Wasser, das die Zweige der Bäume von beiden Seiten schwarz überschatteten. Plötzlich fuhr Ada zusammen. Es war ihr, als sei mitten aus der dunklen, totenstillen Flut ein Laut, ein menschlicher Schrei gekommen. Ihr Blick bohrte sich in die Schatten. Regte sich's nicht dort unten? Schwamm da nicht etwas Weißes? Und wieder jetzt, deutlich, unverkennbar, erschütternd der Schrei!

„Ein Mensch!" keuchte Ada, Heydorn am Arme packend. Tastend suchte dieser nach seiner Fernbrille.

Schon aber ist Ada am Wasser. Der dort mit dem Tode ringt, scheint zu merken, daß Hilfe naht. Wieder schreit er, aber der Schrei erstickt im Gurgeln.

Auch Heydorn steht jetzt bei Ada. Er hat seine Brille gefunden. „Ich würde hineinspringen," stammelt er, „aber ich kann nicht schwimmen!"

Ada sieht ihn an, einen Augenblick. Hilflos regt er sich auf. Mit raschem Griff wirft sie den seidenen Mantel ins Gras. Schon ist das weiße Gesicht versunken im Wasser. Es gluckst nur dumpf an der Stelle.

„Ihre Hand!" ruft Ada dem Doktor zu und taucht ins Wasser. Aber sie faßt den Ertrinkenden nicht. Sie muß tiefer hinein. Bis an die Brust im Wasser stehend, gelingt es ihr, dem Wiederauftauchenden die Hand zu geben, die dieser umkrallt. Mit höchster Anspannung gewinnt sie das Land. Mühsam mit Heydorns Hilfe zieht sie den Ertrinkenden nach und bettet ihn auf den Rasen.

Ein junges Weib ist's. Die weiße Bluse klebt über jungen Formen. Das lange Haar hängt in gelösten Strähnen. Ada bemüht sich, sie zu beleben, sie macht jene pumpenden Bewegungen, die die Lungen anregen. Allmählich öffnen sich die Augen.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

* Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke. *

In der Nacht

Wenn der Tag im Westen zum Schweigen geht,
Eine schwarze Brücke baut
Die Nacht zum Morgen, den Sturmschrei durchweht,
Und die Gräben sind kugelbetaut.

Alle Nächte sind schweigsam und tief,
Sind schlaflos und seltsam schwer,
Und wenn ich fragend nach Westen rief,
Kam heimliche Antwort her.

Und Wind, der durch deutsche Felder sprang
Und Ruch ihrer Ernten bringt,
Der streicht vorüber mit zitterndem Klang,
Wie das Meer, das in Muscheln singt.

Dann blühen versteckte Träume zur Nacht,
Ich kann ihr Singen verstehn,
Ich höre Weisen im Winde sacht,
Wie die Glocken der Heimat gehn.

Hellmuth Unger.

Der Zweikampf / Eine Erzählung von E. Hampe

„Der Franzmann im Graben!" Eine rauhe Stimme schrie's in unsern tiefen Stollen hinunter, daß die klitschigen Wände der unterirdischen Behausung dumpf und geisterhaft davon widerhallten. Wie Nattern fuhren wir aus unserem Halbschlummer empor, rissen das Koppel um den Leib und stürzten die steilen Stufen bis in den Graben hoch. Wie war es möglich? Und wo war der Franzmann eingedrungen?

Der helle, lebhafte Knall naher Gewehrschüsse gab Antwort. Nach links drängten wir, einer hinter dem andern, zwischen den lehmigen Grabenwänden entlang, rutschend und stolpernd, indes über unsere Köpfe hinweg immer zahlreicher die Infanteriegeschosse unruhig die Luft durchschwirrten.

Noch war keine Alarmbesetzung im Graben aufgezogen; die Beobachtungsposten standen wie gemeißelt an ihren Schießscharten und forschten angespannt durch den Sehschlitz, während die Rechte den Stiel der Handgranate wurfbereit umklammert hielt. Einen fragten wir im Vorbeilaufen nach dem Feind.

„Ganz links in der Sappe ist er drin. Und dann wohl noch ein Stück im Graben. Aber der ‚kalte Hannes' hält ihn schon auf", gab der zurück, ohne den durch den Sehschlitz gebohrten Blick zu wenden.

Also weiter, weiter nach links! Und der „kalte Hannes" ist schon da; das ist immerhin eine Beruhigung. Denn der kalte Hannes war einer der ältesten und tüchtigsten Kriegskumpanen der Kompagnie, die seiner Unerschrockenheit schon manchen schönen Erfolg verdankte. Als so einmal in Galizien die Russen mit Übermacht in unseren Grabenabschnitt eingedrungen waren, hatte er ganz allein noch in dem Grabenstück weiter mit dem Kolben gegen die Russen angekämpft, so daß wir diesen breitschultrigen Riesen bei unserem Gegenstoß noch immer in voller Arbeit fanden, wie er unermüdlich seinen Kolben schwingend, jeden Russen niederschmetterte, der sich zwischen die beiden Schulterwehren wagte, die er verteidigte. Und viele andere Male mehr hatte er so dem Regiment geholfen, in dessen Reihen er wegen seiner unerhörten Kaltblütigkeit unter dem Namen des „kalten Hannes" überall bekannt war. Nun war er wieder an der rechten Stelle! Wir atmeten auf. Dann gab es zumindest für den Franzmann einen längeren Aufenthalt.

Endlich hatten wir den linken Flügel erreicht. Richtig, da stand ja gemächlich und breit auf dem Auftritt hinter der Schulterwehr, die sich an die vorletzte linke Sappe unseres Abschnittes anschloß, unser Hannes und schwang mit der ruhigen Sicherheit eines Meisterwerfers eine Handgranate nach der andern in das vom Franzmann besetzte Grabenstück, so daß eine jedesmal hinter die nächste Schulterwehr, die andere hinter die übernächste fiel, und in diesem gleichmäßigen Wechsel immerfort, wodurch dem Franzmann auf der Strecke der nächsten beiden Schulterwehren sicherlich die Luft

Digitized by Google

zum Vorwärtskommen vergehen mußte. Eine wohltuende Ruhe ging von den gleichmäßigen dumpfen Aufschlägen der Handgranaten aus, die Hannes mit der Genauigkeit und Unermüdlichkeit einer Maschine in das von Rauchwolken bereits überzogene Grabenstück hineinfeuerte, während die anderen Kameraden ihm nur immer neue Wurfmunition zureichten. Um das wütende, über den Graben haarscharf hinwegpeitschende Infanteriefeuer des Feindes kümmerte sich Hannes überhaupt nicht.

So konnte denn zunächst in aller Ruhe daran gegangen werden, den Graben gegen das vom Feind besetzte Stück verteidigungsfähig abzuschließen. Im Handumdrehen war der um die Schulterwehr herumführende Graben ganz mit Sandsäcken ausgefüllt, Schießscharte neben Schießscharte auf diesem Sandsackwall angebracht und mit Schützen besetzt worden. Nun hieß es, sich ein genaues Bild von der neuen Lage erschaffen. Hannes, der jetzt endlich im Werfen ausspannen konnte, gab es uns.

Der Franzmann hatte tatsächlich, wie längst schon befürchtet, unsere Sappe am weitesten links, an die eine von ihm vorgetriebene Sappe fast unmittelbar heranreichte, unterminiert gehabt und jetzt in die Luft gesprengt. Durch die infolge der Sprengung entstandene Verbindung war er nun von seiner Sappe aus in unsere und von dieser in unseren Graben gelangt. Indem wir jetzt unsere vorletzte Sappe mit der Front nach links besetzt hielten, standen wir also gleichlaufend zu seiner neuen durch die Verbindung seiner und unserer Sappe in der Flanke entstandenen Stellung. Es galt nun festzustellen, ob dieser plötzliche Vorstoß nur eine Erkundung oder das Vorspiel eines nachfolgenden größeren Angriffs darstellte. Wir wurden gar schnell darüber belehrt.

Denn während wir noch mit der Verbesserung unseres Grabens nach der bedrohten Flanke fieberhaft beschäftigt waren, schossen plötzlich mit lautem Zischen mehrere breite, lodernde Flammengarben aus der neuen französischen Stellung in gestrecktem Bogen auf uns zu, schlugen prasselnd auf das dürre Strauchwerk vor unserer Sappe nieder und erstickten in einem schwarzen, stinkenden Meer von Qualm.

Aha! Flammenwerfer hat der Franzmann also schon drüben. Dann ist er wohl vorbereitet und plant einen Angriff in großem Stil. Nur gut, daß die Entfernung doch etwas zu weit für seine Feuerspritzen zu sein scheint. So muß er schon selbst kommen, wenn er uns haben will.

Lebhafte Stimmen, unterdrückte Rufe aus dem besetzten Grabenteil und das Gepolter vieler hastiger Schritte lassen keinen Zweifel, daß der Franzmann sich zum weiteren Angriff rüstet. Eine helle, scharfe Kommandostimme dringt vor allen durch; ein energischer Führer scheint den Sturm drüben anzuleiten.

Es verlockt, den sicherlich vollgepfropften feindlichen Graben mit Handgranaten zu bewerfen. Mit kräftigem Schwung sausen schon einige aus unserem Grabenstück hinüber. Aber die Entfernung ist auch hierfür zu weit. Sie krepieren alle vor dem Ziele. Selbst Hannes, der als einer der ersten es versuchte und als bester Weitwerfer gilt, reicht nicht bis hin.

Unser Werfen hat drüben scheint's die Unruhe gesteigert. Klirren, Stimmengewirr! Die harte, befehlende Stimme klingt heiser vor Wut. „En avant!" schallt es deutlich herüber.

„Achtung!" geht es durch unseren Graben. Wir sind alle Mann auf der Hut. Nur Hannes stößt ein paar harte Flüche vor sich hin, wütend, daß sein Wurf nicht bis zum Franzmann langte. Und plötzlich — schwingt er sich kurz entschlossen auf die Brustwehr hoch, daß von seinem Druck die Grabenwand nachsackt, schnellt oben auf der Deckung auf und springt mit erhobener Handgranate einige Sätze gegen das feindliche Grabenstück vor.

Im gleichen Augenblick ist drüben eine hohe, sehnige Männergestalt im Blaugrau des Franzmanns aus dem Graben herausgeschnellt, den Revolver in der Rechten vorgestreckt, den Kopf zu seinen Leuten halb rückwärts gewendet, sie mit einem alles übergellenden „en avant!" zum Sturm anfeuernd.

Im gleichen Augenblick stehen sich die zwei keine dreißig Schritt entfernt auf offener Deckung gegenüber: Hannes und der französische Führer!

Einen Augenblick ist auf beiden Seiten alles zur eisigen Ruhe erstarrt; aller Augen hängen atemlos gespannt an den beiden Gestalten auf dem offenen kleinen Kampfplan.

Der französische Offizier hat seinen Revolver auf Hannes abgefeuert, aber die aufgeregte Hand verfehlte das breite Ziel. Jetzt will er zum zweiten Male ruhiger und besser zielen, doch unterdes ist Hannes in kalter Ruhe fertig geworden. Die abgestreifte Handgranatenschnur lässig fallen lassend, hebt er die Stielgranate, wiegt sie leichtfedernd in der Faust, um sie dann mit blitzschnellem Schwung, begleitet von einem derben Wort, abschnellen zu lassen — dem Franzosen mitten vor die Brust, daß der mit grellem Aufschrei in Feuer und Rauch gegen den Graben zurückschlägt.

Es ist alles nur ein Augenblick. Schon ist der Zweikampf also beendet, schon ist Hannes einige Sprünge weiter vorgesetzt, die Bestürzung beim Feinde wahrnehmend, schon krachen seine anderen Handgranaten vernichtend mitten in das überfüllte feindliche Grabenstück — gellende Schreie mischen sich in das dumpfe Krachen —, schon sind mit einem Ruck unsere Leute hoch, stehen an des kalten Hannes Seite und pfeffern in das Franzosengedränge hinein, was sie können —! Dann ist das Grabenstück wieder unser, der Franzmann heraus-

Digitized by Google

geworfen auf demselben Wege, wie er hereingekommen war. Wir räumen auf — —.

Nach einer Stunde ist es wieder so still wie vor dem feindlichen Vorstoß. Nur die Zentnergeschosse unserer schweren Artillerie ziehen mit dumpfem Heulen durch die Luft und schlagen in kurzer Reihenfolge mit berstendem Krach auf des Franzmanns Graben. Uns klingt es wie schönste Melodie, wissen wir jetzt doch den feindlichen Angriff vereitelt.

Die einfache Besetzung ist wieder eingetreten, die abgelösten Mannschaften kehren in gehobener Stimmung in ihre Unterstände zurück. Ich gehe durch den Graben, um den Hannes zu suchen, den Mordskerl, der in erster Linie zu dem Erfolge beigetragen hatte. Ich konnte ihm eine große Freude machen; am Fernsprecher hatten wir es gehört, seine Tat sollte nicht unbelohnt bleiben. Er hatte sich immer im stillen so heiß das „Kreuzel Erster" gewünscht; das zweiter Klasse trug er schon über ein Jahr.

Draußen im Graben, in einer Nische hockend, traf ich ihn. Er hatte seinen Stahlhelm zwischen den Beinen zu Boden gestellt, den Kopf in beiden auf die Knien gestützten Armen vergraben, wirr hing sein struppiges Haar ihm über die Stirn, als sei es ihm immer noch zu heiß in dieser kalten Winterluft.

„Nanu, Hannes?" rief ich ihn verwundert an. Der ganz in sich zusammengesunkene Riese richtete langsam den Kopf hoch und sah mich an. Das breite, harte Gesicht trug einen unbekannten, qualvollen Zug.

„Was soll's?" fragte er gleichgültig.

„Fein habt Ihr das gemacht!" sagte ich ihm herzlich. „Und der Lohn wird nicht ausbleiben. Das Kreuzel Erster, schon lang verdient —"

Aber ich stockte. Selbst die Erfüllung des heißesten Wunsches schien diesmal nicht bei Hannes zu verfangen. Er wehrte müde mit der schweren Faust ab und senkte wieder den Kopf zu Boden. Stier fiel sein Blick auf allerlei Briefzeug, das in seinem niedergesetzten offenen Stahlhelm durcheinanderlag, und ein schmerzliches Zucken ging über sein Gesicht.

Bestürzt, was geschehen sein mochte, rüttelte ich ihn auf.

„Hannes," sagte ich, „kalter Hannes, was ist denn nur los mit dir? Freuen sollteste du dich — und da bläst du Trübsal, zum erstenmal!"

Hannes ermannte sich, griff in die Briefschaften seines Stahlhelms und zog unter den Briefen ein Bild hervor, das er mir entgegenstreckte. Das Bild zeigte einen schlanken französischen Offizier, voller Lebenslust ein glücklich lächelndes junges Weib am Arm haltend, und vor diesem Paar zwei kleine, liebe Kinderchen. Ein glückliches Familienbild aus Friedenszeiten!

„Dös fand ich bei dem Franzmann, den ich mit meiner Handgranate zerschlug", stammelte Hannes, jedes Wort stoßweise hervorbringend.

„Schauens," fuhr er fort, wie glücklich der gewesen sein mag, hatte so liab's Weibl und Kinderl —"

Ein Zucken ging durch des Riesen Körper.

„Ich woaß, wia's tut, hatt' früher auch mal Weib und Kind gehabt!"

Und dann leise nach einer neuen kurzen Pause:

„Jetzt moan ich halt immer, der liabe Gott hätt' da in dem Zweikampf mich schoan liaber fallen lassen sollen — — —"

Heftiger schütterten des Riesen breite Schultern.

Da strich ich dem alten Kriegskumpanen wie einem lieben, törichten Kinde leise über die Stirn:

„Du mußt nicht traurig sein, Hannes; der liebe Gott wird das sicher schon besser wissen."

Und dankbar schauten des Riesen feuchtglänzende Augen mich an.

✤

Regenabend in der Altstadt

Der feine Regen rinnt in dunkler Nacht,
Er spinnt die alten, halbentlaubten Bäume
In einen dichten Nebelschleier ein
Und breitet über sie der Wehmut Träume.

Von tausend Wünschen ist der Abend schwer
Die sich in Laute nicht zu formen wagen,
Weil sie der Regen scheu und zagend macht,
Und die nun tonlos um Erlösung klagen.

Kein Licht durchschimmert mehr das Nebelgrau;
Die Häuser stehn im Dunkel wie verlassen
Und nur der Wind geht ruhelos und rauh
Durch stille, menschenleere Vorstadtgassen.

Der feine Regen rinnt. — Vom nahen Turm
Hallt tief und dumpf die späte Abendstunde.
An hoher Giebel Trost zerschellt der Ton
Und schwimmt verklingend in die weite Runde.

Der feine Regen rinnt in dunkler Nacht,
Es ist, als wollt' das sachte stete Fließen
Wie ein verträumtes Kinderwiegenlied
Die Augen tagesmüder Menschen schließen.

Dora Arnold, Lübeck.

✤

Digitized by Google

Lüttjer / Eine Erzählung von Hans Anton Schütt

Sie nannten ihn alle Lüttjer. Die großen Geschwister taten es zuerst und dann auch die Eltern. Woher der Name eigentlich stammte, wußte man nicht so recht; Plattdeutsch war es nicht und auch kein Hochdeutsch. Aber das Wort paßte so gut für den jüngsten Bruder, den Kleinen, der etwas hinternach gekommen war. „Lüttjer", das klang so gutmütig, etwas mitleidiger Spott lag darin und Liebe natürlich auch und dann — ja, recht viel Überlegenheit. Mein Gott, wie erwachsen, wie vollständig kam man sich vor, wenn man den Kleinsten ansah, der mit seiner schmächtigen Gestalt, den ungelenkigen Bewegungen und diesen Augen, diesen schüchternen Kinderaugen! Lüttjer sagten die Geschwister obenhin, aber sie hatten ihn doch alle ganz gern. Er ließ sich so gut bemuttern, ja man konnte eigentlich machen mit ihm, was man wollte, und Lüttjer fand es ganz in der Ordnung, daß man ihn so nannte. Diese großen Geschwister! Er hatte viel Respekt vor ihnen und schaute zu ihnen herauf. Wenn man abends in der Stube beisammensaß oder Besuch da war, saß Lüttjer still in einer Ecke und hörte zu, was die anderen sprachen. Er verstand vielleicht gar nicht einmal recht, um was es sich handelte, meist waren es auch gewöhnliche Dinge, die man beredete, aber es war so schön, stillzusitzen und anderen zuzuhören, überhaupt, andere vergnügt zu sehen. An sich selbst dachte Lüttjer nicht. Sollte er sich an diesen Gesprächen beteiligen? Nein, das erwartete man gar nicht von ihm. Er hätte auch nichts zu sagen gewußt, und wenn er einmal etwas dazwischenwarf, so lachten die anderen gleich, auch, wenn er es ganz ernsthaft gemeint hätte. Sie riefen ihm dann irgendeine scherzhafte Bemerkung zu, die immer anfing: „Ach, Lüttjer, du . . ." und die ihn jedesmal ein bißchen kränkte. Es war gerade so, dachte er manchmal, als käme Besuch, man sagte recht freundlich: „Guten Morgen" und schlüge ihm dann die Tür gleich wieder vor der Nase zu. Das sollte keinen Menschen verletzen! Aber Lüttjer dachte dann wieder: die Großen wissen das gewiß alles viel besser als du, das beste ist, du schweigst still, und das tat Lüttjer von da ab auch immer.

Nicht, daß Lüttjer etwa dumm gewesen wäre, in der Klasse saß er eigentlich immer in der ersten Reihe. Ostern machte ihm nicht viel Sorge, ohne Anstoß kam er von einer Klasse zur andern. Nur — die Geschwister lachten — so klein war er, so unbeholfen, ein Kind durch und durch und sollte jetzt schon bald konfirmiert werden! Lüttjer erwachsen sein! Es war ein Spaß. Man konnte sich das ganz und gar nicht vorstellen. Man lachte schon beim bloßen Gedanken.

Und auch Lüttjer gab den Geschwistern recht. Er kam sich selbst so wenig „groß" vor. Wenn er dagegen die Geschwister ansah, sich mit ihnen verglich. Ihm schien es unmöglich, jemals zu solcher Höhe hinaufzugelangen. Das bekümmerte Lüttjer im stillen recht. Er machte sich überhaupt mancherlei Gedanken, für die er noch viel zu jung war. In der Schule gab es oft Unverträglichkeiten. Lüttjer dachte dann wohl bei sich: du tust doch den andern nichts zuleide, was wollen sie dann immer von dir? Aber zu Hause vergaß er alle diese Sorgen, da setzte er sich in eine Ecke und las ein Buch oder hörte zu.

Und dann eines Tages war Lüttjer konfirmiert. Es gab viel zu lachen. Lüttjer lachte mit, aber im Grunde kränkte ihn das alles wieder, und er hätte weinen mögen. Die großen Geschwister hatten gewiß recht, sich über ihn lustig zu machen. Der neue Anzug stand ihm ganz und gar nicht, dazu der enge Kragen! Nein, das Erwachsensein wollte ihm nicht gefallen.

Lüttjer ging schon in Sekunda und noch immer trug er seinen alten Namen mit sich herum. Eines Tages kam er aufgeregt, wie man es an ihm gar nicht kannte, nach Hause. In den Ausdrücken, die er von seinen Schulkameraden gehört hatte, schalt er auf Franzosen und Russen. Nun gäbe es Krieg, und er wolle nicht zu Hause bleiben. Die Eltern lachten: das sind törichte Redensarten; Lüttjer, ein Soldat? Man würde ihn auch gar nicht nehmen. Die ganze Sekunda meldete sich freiwillig. Warum sie es taten, wußten es diese großen Knaben? Ja, Deutschland war in Not. Alle waren begeistert. Sie hatten doch erst in der vorigen Klasse von den Befreiungskriegen gesprochen, und jetzt lasen sie Theodor Körner: „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen." Man wußte schon, was Krieg hieß. Und sangen sie nicht so oft: „Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns." Und dann: alle stellten sich freiwillig, da wollte eben keiner zurückstehen, auch Lüttjer nicht. Er ließ sich ja doch so gerne lenken, es war so schön, es den anderen nachzutun.

Der Vater gab ihm die Erlaubnis. Die Geschwister waren sehr erstaunt — Lüttjer! Doch es war ja lächerlich, nie würde man ihn nehmen.

Lüttjer kam nach Hause: Genommen! Die Heimat brauchte Soldaten. Die Mutter weinte, die großen Geschwister schalten: „Es wäre unverantwortlich, nicht zwei Tage hielte er die Anstrengungen aus!" Lüttjer selbst wurde etwas beklommen zu Sinn, wenn er an Kaserne und dergleichen dachte. Er hatte allerhand in der Zeitung gelesen von bösen Unteroffizieren, doch wurden nicht alle seine Schulkameraden in derselben Kaserne ausgebildet? Dies Gefühl der Gemeinschaftlichkeit tröstete ihn.

Es erging ihm in der Kaserne besser, als er erwartet hatte. Natürlich, man mußte sich recht viel gefallen lassen, aber den übrigen erging es nicht besser als ihm. Lüttjer lernte viel während

Digitized by Google

dieser kurzen Zeit. Mancherlei, über das er zu Hause vergeblich nachgesonnen hatte, wurde ihm jetzt klar. Er erkannte, was Wille heißt, ein Wort, das er bisher nicht verstanden hatte. Überhaupt legte er in viele Wörter, die ihm sonst wie leere Papierhüllen erschienen waren, einen Sinn. Er fand heraus, daß es verkehrt sei, sich allein nach anderen zu richten. Man mußte selbst einen Willen haben. Auf sich selbst stehen, selbständig sein, nun wußte er endlich, welchen Sinn dies Wort in sich barg.

Als Lüttjer das erstemal auf Urlaub kam, fand er seine Brüder noch im Hause vor, wie ehedem. Der älteste war nicht abkömmlich und der zweite, ja der hielt eine ganz lange Rede, wenn man auf Militärverhältnisse zu sprechen kam. Ganz klar war diese Rede nicht, er selbst verstand auch wohl kaum alles, was er vorbrachte, aber er sprach gut, und alle nickten, wenn er geendigt hatte: „Ja, er hatte wohl recht."

Dann eines Tages hieß es: Lüttjer kommt hinaus! Ob nach Osten oder Westen, wußte er nicht. Die ganze Familie brachte ihn zum Bahnhof. Lüttjer war etwas betreten, daß man soviel Wesen um ihn machte. Die großen Geschwister! Seinetwegen hatte sich der Bruder vom Dienst freigemacht. Er fühlte ja nicht, wie sie alle stolz auf ihn waren . . .

Lüttjer lag im Schützengraben. Er schrieb immer: „Mir geht es gut", auch wenn er tagelang im tiefen Lehm stand und in der Nacht vor Kälte erstarrte. Einmal schrieb er etwas verwirrt und regellos. Man merkte dem Briefe die freudige Aufregung an. Es war wohl nicht möglich: Lüttjer hatte das Eiserne Kreuz bekommen. Die Brüder waren fast bestürzt. Aber hinterher erzählten sie es jedem, der es nur hören wollte. Und dann kam wieder so eine verworrene Karte. „Ich komme auf Urlaub", stand darin zu lesen.

Wieder war die ganze Familie am Bahnhof versammelt. Noch immer war der älteste Bruder unabkömmlich, und des zweiten Rede hatte sich noch um ein gutes Stück verlängert. Richtig, Lüttjer sah aus dem Fenster. Aber war das Lüttjer? So hatte er noch nie von weitem hergewinkt, so geschickt war es ihm noch nie gelungen, aus dem Abteil zu klettern, so hatte er noch nie seine Freude zu zeigen vermocht, war das Lüttjer? Seltsam, niemand brauchte mehr die alte Anrede.

Als sie dann alle zu Hause um den Tisch saßen, da mußte Lüttjer erzählen. Es machte sich ganz von selbst, daß er das tat, und wie klar und anschaulich er alles beschrieb. Die Schwestern schrien, ohne zu wollen, auf, als Lüttjer von dem gefährlichen Patrouillengang erzählte. Aber daß er dafür das Kreuz bekommen habe, erschien ihm selbst zuviel Ehre, und er wunderte sich, das niemand der Brüder das aussprach. Nein, im Gegenteil, sie verhielten sich ganz still und horchten auf. Sie mußten doch nachher am Stammtisch mit ihrem jüngsten Bruder prahlen. Lüttjer, da bestand kein Zweifel, bildete den Mittelpunkt, heute abend, und in allen war ein staunendes Wundern: „Sieh, unser Jüngster, wer hätte das gedacht."

Spät am Abend erst ging man ins Bett. Wie vertraulich und gar nicht ein bißchen herablassend ihm die Brüder die Hand schüttelten und wie die Schwestern mit ihm scherzten, aber anders als sonst, ganz anders . . . die großen Schwestern . . . Und auch der Vater, wie eigentümlich das klang, als er ihm „Gute Nacht" wünschte in der alten Heimat..

Sie waren alle hinausgegangen. Lüttjer saß mit der Mutter allein im Zimmer. Rauch von Zigarren erfüllte die Luft. Die Lampe brannte ein wenig dunkler. Wie still war es jetzt in der Stube. Die Uhr tickte . . .

„Mutter", fing Lüttjer nach einer Weile an.

„Nun, mein Kind", die Mutter sah auf.

„Am schönsten ist es doch zu Hause," sprach Lüttjer weiter, — „aber ganz wie früher kann ich mich doch nicht heimisch fühlen."

„Was ist es denn, das dir fehlt, Hans?"

„Ja — ich weiß nicht — wie nennt ihr mich denn jetzt alle."

„Wir — dich, wie sollten wir dich denn nennen?"

„Nun, so wie früher."

„Wie früher?"

„Ja, Lüttjer."

Da trat die Mutter ganz dicht an ihn heran und streichelte ihm den Kopf. Tränen traten ihr in die Augen. „Lüttjer," sagte sie leise, „ja, du bist es doch noch, und du bleibst es auch — unser Lüttjer."

Graue Fahrt

Feuchtkalte Nebel legen
Sich tief auf Wald und Ried,
Und leise singt der Regen
Ein müdes Schlummerlied.

Im dunklen Tannenbuhle
Der Wind nun schlafen will, —
Am Horizont die Mühle
Steht still, unheimlich still.

Die breiten Flügel ragen
Schwer auf in's Wolkentuch,
Als müßten Lasten sie tragen
Schwer, mit dem schwersten Fluch.

In ausgefahrnen Gleisen
Mein Wagen rollt dahin, —
Weh, daß ich selbst auf Reisen
Kein Sonnenbringer bin!

Thiele Kieser.

Digitized by Google

Allerlei

Vom Antikenhandel in der Türkei. Es ist selbstverständlich, daß in einem in grauer Vorzeit auf hoher Kulturstufe stehenden Land, in dem viele Zeugen aus jenen versunkenen glanzvollen Zeiten künden, der Antikenhandel blüht. Und damit geht ebenso selbstverständlich der Antikenschwindel Hand in Hand. So ist es auch in der Türkei, wo die Phantasie des Orients ihn wohl noch üppiger gedeihen läßt, als anderswo. Nicht nur in den großen Hafen- und Küstenstädten, sondern auch im Innern des osmanischen Reiches, soweit es die Eisenbahnen dem Verkehrsleben wieder erschlossen haben. Ja, sogar noch darüber hinaus, denn auch die Karawanen vermitteln sowohl den Antikenhandel als auch den Antikenschwindel. Der Unkundige kann also überall ganz gewaltig hereinfallen, und hier wie dort wertvolle Funde machen. Namentlich der Archäologe! Ich möchte noch sehr bezweifeln, ob man in Konstantinopel, Smyrna und Brussa mehr mit Altertümern angeführt werden kann, als in Angora, Kaisari, Konia, Erzerum und Trapezunt. Und umgekehrt glaube ich, daß man in den erstgenannten Städten oft viel leichter zu verbürgt echten Antiken kommt, als an den Orten ihres Ursprungs.

Fast noch wichtiger zum Erlangen von Altertümern als Geld ist Zeit. Zeit und Geduld! Da der Orientale beides in viel höherem Maße besitzt als der schnelllebige, nie Zeit habende Europäer, muß man überhaupt damit rechnen, aber niemals mehr, als wenn man sich in den Besitz einer heiß gewünschten Antike setzen will. Daher kommt es nicht zuletzt, daß die sich vorübergehend in den türkischen Städten aufhaltenden Fremden zumeist unechte Antiken erwerben. Selbst dann noch, wenn sie auf diesem Gebiete nicht einmal zu den Laien gezählt werden können. Man muß beim Erwerben von Altertümern ungeheuer diplomatisch vorgehen, wenn man zum Ziel kommen will. Sobald die Händler merken, daß man auf irgendeinen Gegenstand erpicht ist, versuchen sie mit ungeheurem Raffinement seinen Wert um das Doppelte und Dreifache zu erhöhen und geben sich den Anschein, als ob ihnen am Verkauf gar nichts gelegen sei. Darin sind die Griechen, Armenier und Juden ganz besonders gewandt, da ja auch in ihren Händen vorwiegend der Antikenhandel ruht. Selten, und nie ausschließlich, befaßt sich ein Türke damit, es sei denn mit alten echten Teppichen, Decken, Taschen und Geweben. Sehr oft findet man in türkischen Läden, deren Inhalt gar nichts mit Altertümern zu tun hat, einige Antiken zum Verkauf ausgestellt, unter denen man mitunter wertvolle Funde machen kann.

Einige heitere Antiken-Erinnerungen knüpfen sich an meinen zweijährigen Aufenthalt in Konia auf der anatolischen Hochebene. Die alte Stadt, von der aus die Bagdadbahn ihren Weg nimmt, hat eine glänzende Vergangenheit, von der noch viele stumme und doch so beredte Zeugen künden. Wir, die zurzeit des Bahnbaues in Konia weilenden Deutschen, waren, namentlich im Anfang unseres dortigen Aufenthaltes, von einer wahren Antikenwut befallen, die sich natürlich einige geriebene und gerissene Leute, die vorher alles, aber keine Altertumshändler gewesen waren, zunutze machten. Es waren das vorwiegend Armenier. Wir hatten gelegentlich einer Spazierfahrt in die Umgebung der Stadt einen türkischen Grabhüter, einen einfachen Hodscha, kennen gelernt, der uns alle möglichen Antiken ins Haus schleppte und dabei absolut ehrlich zu Werke ging. Für die Echtheit oder Wertlosigkeit der Antiken Kleinasiens besaß er viel Verständnis und auch einen natürlichen Geschmack. Manchmal aber, wenn er glaubte, etwas ganz Besonderes zu bringen, zog er minderwertige Erzeugnisse europäischer Fabriken aus den weiten Falten seines Kaftans. Nachdem ich unseren biederen Ahmed-Effendi darum einigemal tüchtig ausgelacht hatte, ließ er sich solche Gegenstände, die man ihm nach Hinterlegung einer kleinen Summe zum Verkauf an uns anvertraut hatte, nicht mehr in die Hände stecken.

Außer ihm brachten uns ein Grieche und ein Armenier fortwährend die unglaublichsten Antiken ins Haus. Der Grieche, ein Ausbund an Geriebenheit und Beredtsamkeit, kam eines Tages mit einem Päckchen an, das er sich verschwor, nicht zu öffnen, wenn ich ihm nicht zuvor verspreche, die darin enthaltene und über jeden Zweifel erhabene Antike weder belächeln, noch um ihren Preis feilschen zu wollen. Ich versprach alles — aber wer hätte angesichts der Altertümer, die er da sorgsam vor meinen Augen auspackte, keine Lachkrämpfe bekommen? Sie bestanden in einer zerschundenen Badepuppe und einem der Vorderpfoten beraubten Porzellanhündchen: beides Zehnpfennigspielsachen, die wahrscheinlich eines der Eisenbahnerkinder im Schmutz der Straße verloren hatte. Noch heiterer war das Erlebnis, das ich kurz vor unserer Abreise von Konia mit unserem armenischen Antikatschi hatte: er, der den Griechen noch an Unverfrorenheit um ein Beträchtliches übertraf, kam eines Abends atemlos bei mir an. Unter dem Arm trug er einen in ein dickes Paket schmutziger Watte eingehüllten Gegenstand und erzählte mir, sich zur Beteuerung seiner Worte oftmals bekreuzigend, daß er mir die kostbarste Antike bringe, die jemals in Anatoliens heiliger Erde gefunden worden sei. Da mir der Preis aber wahrscheinlich wieder zu hoch sei, wage er ihn einstweilen noch gar nicht zu nennen. Ich solle mir erst das viele Jahrhunderte vor Christo entstandene Götzenbild einmal in aller Ruhe betrachten und mir überlegen, welches Angebot ich ihm machen wolle.

Während seiner Rede, die ich mit keinem Wort unterbrach, wickelte er mit vieler und beabsichtigter Umständlichkeit die schmutzige Watte von dem Gegenstand, und ich muß sagen, daß meine Neugierde den Höhegrad erreicht hatte, als er die letzte Umhüllung, ein goldgesticktes Tüchlein von herrlicher, alter Arbeit, löste. Und da stand sie vor mir, die vielhundertjährige, kostbare Antike, und zwar in Gestalt eines Wachskopfes von der Art, wie sie die häckselgefüllten Puppenleiber der europäischen Markbasare zu krönen pflegen. Aus einem nasenlosen, furchtbar zerkratzten Antlitz sahen mich blinde Glasaugen an, auf die zerzaustes Flachshaar niederfiel. Einen Moment stand ich starr. Dann aber brach ich in ein so unbändiges Gelächter aus, daß der Armenier tief empört seine Antike einpackte und, die Haustür ins Schloß schmetternd, den Schauplatz seiner Niederlage verließ. Und dann fiel mir auf einmal ein, wo ich die kostbare Antike schon gesehen hatte: unter der prächtigen Weihnachtstanne, die die Güte des Baudirektors der Bagdadbahn am letzten Weihnachtsfeste armen Kindern aus Konia geschmückt hatte. Da war mir auf dem Gabentisch der Mädchen die aus Deutschland bezogene Wachspuppe begegnet, und ich hatte ihr damals ihre große Zukunft im Kreise lieber Bekannten scherzweise vorausgesagt. Daß meine Ahnung sich aber so bald und obendrein an mir erfüllen sollte, hätte ich nicht gedacht.

Johanna Weiskirch.

Inhalt des Heftes 20: Der wilde Rosenbusch. Roman von Alfred Maderno. — Der Roman einer schönen Frau. Von Richard Freyen. — **Beiblatt:** In der Nacht. Gedicht von Hellmut Unger. — Der Zweikampf. Erzählung von E. Hampe — Regenabend in der Altstadt. Gedicht von Dora Arnold, Lübeck. — Lüttjer. Erzählung von Hans Anton Schütt. — Graue Fahrt Gedicht von Thilo Kieser. — Allerlei.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 17. Februar 1917. — Druck von A. Gehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 21

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Nachdruck verboten

Der wilde Rosenbusch / Roman von Alfred Maderno

8. Fortsetzung.

Siebzehn Jahre war der Bengel alt geworden. Aber — Mutter und Schwester besaßen ein scharfes Auge dafür: er war lang nimmer der frische Junge von einst. Etwas Blasiertes hatte manch hübschen Zug aus seinem Gesicht und Wesen getilgt. Eine unnatürliche Überlegenheit, mehr ein Überlegentun, äußerte sich zu den unpassendsten Gelegenheiten. Bei alledem machte Fritz durchaus nicht den Eindruck eines zufriedenen jungen Menschen.

Für Kameradschaft und Gottes freudige Natur, für einen gesunden, vernünftigen Sport oder irgend eine andere jugendliche Begeisterung schien ihm jeglicher Sinn zu fehlen.

Schien ist zu wenig gesagt. Den jungen Mann freuten nicht einmal seine eigenen musikalischen Schöpfungen.

Auf eigene Kosten hatte Joachim Angermann einige Lieder und Tänze seines Sohnes drucken lassen und überschwemmte nun damit Bekannte und Redaktionen, Kapellmeister und Vereinsvorsteher.

Das Geld spielte keine Rolle, das Geld hatte auch alle vernünftigen Regungen in Joachim Angermann erstickt. Und hatte anderen Leuten den Mund verklebt.

Nun war Fritz mit der Vertonung des „Kalten Grauens" fertig geworden.

Kein Wunder, daß sein Vater weder aus noch ein wußte, wo es galt, die deutschen Operettenbühnen für die neueste, die erste größere Schöpfung seines Sohnes zu interessieren und zu gewinnen.

Joachim Angermann überlegte ernstlich, ob hierfür nicht eine Schreibmaschine und ein dazu gehöriges Fräulein vonnöten sei. Da er aber nicht sicher war, daß auch seine Gattin diese Notwendigkeit einsehen werde, schob er die Angelegenheit auf unbestimmte Zeit hinaus und besorgte alles allein.

Fritz rührte keinen Finger dazu. Er ließ den Vater tun, was der für gut hielt.

Tag für Tag war es ein größerer Unsinn als der andere, ein größeres Unheil als das vorher angestiftete.

Herr Angermann wußte in seinem Dünkel nicht, wo ihm der Kopf stand. Damit hatte es, wie immer man die Wendung verstehen mochte, seine traurige Richtigkeit.

Doch am wenigsten kümmerte sich Fritz darum.

---

6. Kapitel.

Dies war nun Fritz, Luises Bruder, den der ganze „Wilde Rosenbusch", ohne zu erröten, zu kennen vorgab. Auch Hilda Graßl brauchte in Zukunft nicht mehr verlegen zu werden, wo sie von Luise einmal gründlich durchschaut war.

Luise war diese Entdeckung nicht ungelegen gekommen.

Sollte es möglich sein, daß ihr Bruder doch irgend einer jugendlichen Regung — und sollte man sie auch eine Torheit nennen müssen — fähig war, und stand die kleine Hilda Graßl

Digitized by Google

damit irgendwie im Zusammenhang, so erwuchs vielleicht daraus eine Möglichkeit, Fritz dem gutgemeinten, aber verderblichen Einfluß seines Vaters wenigstens etwas zu entziehen. Wenn Hilda dabei helfen konnte, so sollte sie es auch tun.

Dies stand bei Luise schon nach wenigen Wochen fest und sie scheute sich nicht, ihre Mutter ins Vertrauen zu ziehen.

Frau Julia hörte ihre Tochter aufmerksam an.

Das Kind redete in der Tat gar nicht so unvernünftig und trug sich jedenfalls mit einer guten Absicht, die sie selbst hatte fallen lassen müssen.

Warum sollten Fritz und Hilda einander auch nicht lieb haben?

Weil sie beide noch so jung waren?

Darin vermochte Frau Julia keinen Grund zu erblicken. Von vornherein bestand die Gewähr, daß Fritz Hilda heiraten konnte, wenn es sich im Laufe der Zeit zeigte, daß sie für einander geschaffen waren. Und das sollte sich zeigen, ohne daß es auch nur jemand einfallen durfte, von einer Verlobung zu sprechen.

Luise beschloß, Hilda, ohne mit ihr darüber zu reden, in deren eigener Absicht entgegenzukommen, und forderte das Mädchen auf, sie recht oft zu besuchen.

Wenn da also etwas zwischen Hilda und Fritz zum Klappen kommen wollte und sollte, so mußten sich die Dinge von selbst und unter ihrer und Mutters Aufsicht entwickeln.

Hilda und Luise wurden also innige Freundinnen.

Man mußte das junge, süße Ding auch recht bald liebgewinnen. So natürlich gab es sich und steckte voll soviel harmloser Jugendseligkeit, daß es unverständlich bleiben mußte, wenn dieser Liebreiz nicht sein glücklich zu schätzendes Opfer finden sollte.

Hilda und Fritz verstanden es aber, sich musterhaft zu verstellen, als sie sich zum ersten Male in Luises Gegenwart sahen.

Die erblickte darin eine gute Vorbedeutung für das Gelingen ihres Planes, wußte allerdings nicht, daß sich die beiden fast täglich auf der Straße sprachen und Hilda Fritz bereits davon in Kenntnis gesetzt hatte, daß sie nun öfters bei Luise zu Besuch sein werde.

Wenn Luise auch noch dies gewußt hätte, würde sie in das Gelingen ihrer Absicht nur noch mehr Vertrauen gesetzt haben.

So ging das Schuljahr zu Ende, der Hochsommer kam, und die Zeit der Ferien begann.

Alle Jahre her war es so gewesen, daß auch „Der wilde Rosenbusch" seine regelmäßigen Versammlungen für die Dauer der Ferienwochen unterbrach. Denn von Traud und Ella abgesehen, erwartete die Mädchen am Ende eines jeden Schuljahres eine schöne Reise oder Sommerfrische.

Auch die Familie Graßl pflegte zu dieser Zeit für einige Wochen zu verreisen. Doch in diesem Jahre konnte sich Herr Graßl nicht dazu entschließen, seiner Gewohnheit treu zu bleiben.

Für diesen Herbst versprach man sich nämlich eine ungewöhnlich gute und reiche Weinlese, was in Herrn Graßls Leben einen äußerst wichtigen Faktor ausmachte.

Seit sein Kompagnon vor drei Jahren gestorben war, ruhten die Lasten des noch immer im Aufblühen befindlichen Geschäftes auf seinen Schultern allein. Und in welcher Angelegenheit hätte er sich wohl am wenigsten vertreten lassen mögen, wenn nicht gerade beim Einkauf einer neuen Ernte?

Noch blieben ja die prallsaftigen Trauben an den Stöcken der Besitzer hängen, noch mußte sich die Sonne ein wenig liebreich ihrer annehmen, um ihnen die letzte Reife zu geben, aber schon wollten auch die Weinhändler ihre Hände über dem Reichtum halten, und keiner gönnte es dem andern, ihm auf einer berühmten Lage zuvorzukommen.

Zwar besaß Herr Graßl, wie die größte Zahl seiner Konkurrenten, rheinabwärts selbst ausgedehnte und ergiebige Rebenanpflanzungen, doch ihr Ertrag ergab in normalen Jahren gerade die für die Spezialmarke der Firma erforderliche Menge.

Zur Fabrikation der übrigen Sorten mußten Einkäufe gemacht, diese aber vorher gründlich erwogen und abgeschlossen werden.

Und gerade in diesem Jahre, wo vielleicht von einem einzigen Tage viel abhing, mochte sich Herr Graßl keine unvorhergesehene günstige Gelegenheit entgehen lassen. Dem Vergnügen oder der gar nicht so unnotwendigen

Digitized by Google

Erholung wollte er die günstigen Aussichten des neuen Geschäftsjahres nicht zum Opfer bringen.

Also mußte es umgekehrt der Fall sein.

Trotz der Versicherung ihres Gatten, daß dies durchaus nicht nötig sei, erklärte sich Frau Graßl ohne weiteres bereit, gleichfalls zu Hause zu bleiben. Allein glaubte sie sich der Sommerfrische nicht erfreuen zu können. Erika war noch so klein, daß es sich völlig gleichblieb, wo das Kind seinen Tanzknopf peitschte und seine Springschnur schwang. Bloß Hilda sollte nach dem Willen der Eltern die Ferienfreuden nicht vermissen müssen. Sie war in ein rasches Wachstum geraten, und Sorgfalt konnte nicht schaden. Doch wie dies bewerkstelligen?

Durfte man das Mädchen einer bekannten Familie mitgeben? Durfte man bereits die Eltern einer der neuen Freundinnen Hildas um diese Gefälligkeit bitten? Konnte man verlangen, daß jene Leute die damit verbundene Verantwortung auf sich nahmen?

Frau Graßl vertrat die Meinung, daß man all das nicht wissen könne, ohne die Leute vorher gefragt zu haben. Und dazu besaß man in diesem Ausnahmefalle sicherlich das Recht.

Hilda schien sich ja ganz besonders mit Luise Angermann angefreundet zu haben. Wie oft steckte das Mädel doch in der Familie des reichen Privatiers, und oft genug hatte sich auch Luise bei Graßls blicken lassen. Da mußte es die Mädchen doch hart ankommen, ihren herzlichen Verkehr so plötzlich und für einige Wochen gänzlich einzustellen.

Angermanns wollten nach Hildas Erzählung ja bereits in acht Tagen abreisen. Auf St. Ulrich im Grödnertal war die Wahl der Familie gefallen, und Hilda beneidete die Freundin um die Wunder der Dolomitenwelt, die sich ihr erschließen sollte.

Frau Graßl sprach nun zunächst mit ihrer Tochter: „Was meinst da dazu, soll ich Luises Eltern bitten, dich nach St. Ulrich mitzunehmen?"

Hildas Augen leuchteten auf. Dieser Gedanke, so nahe er auch lag, war keinem der Mädchen bisher gekommen.

„Ach ja, Mama, bitte, tu das. Ist Papa auch dieser Meinung? O, wie fein, wie fein! Bestimmt nehmen sie mich mit, du wirst sehen, ganz bestimmt."

„Du kannst ja vorher Luise fragen, sie kennt doch ihre Eltern besser. Möglicherweise sprichst du gleich selbst mit Frau Angermann und ich mache die Angelegenheit dann nur noch offiziell perfekt."

„Du hast recht, Mama, heute noch will ich mit Luise sprechen, und gefällt ihr unser Plan, so gehe ich sogleich zu ihrer Mama. Das Weitere machst dann du." — — —

Luise tippte sich ziemlich heftig an die Stirn, als Hilda einige Stunden später ihre Bitte, die mehr einem Vorschlag gleichsah, vorbrachte.

„Daß wir nicht längst daran gedacht haben, Hilda! Selbstverständlich kommst du mit uns. Meinen Eltern wird es nur recht sein. Wenn ich Gesellschaft habe, ist ihnen das immer recht. Und Fritz wird auch kaum böse sein, wenn du mit uns kommst. Meinst du nicht auch?"

„Fritz hat doch dabei nichts zu sagen!"

Die Antwort befriedigte Luise vollauf.

Dann gingen die beiden Mädchen zu Frau Angermann und stellten ihr die Sache vor.

„Aber herzlich gerne, Kind, wenn dich", Frau Angermann pflegte die Freundinnen ihrer Tochter nur mit du anzureden, „wenn dich deine Eltern uns anvertrauen, mein Mann und ich werden uns nur freuen. Auch Luises und Fritz' wegen. Da könnt ihr dann zu dritt Ausflüge machen. Gelegenheit dazu dürfte in St. Ulrich ja reichlich vorhanden sein. Hol mir Papa herüber, Luise!"

Herr Angermann wußte ohnehin nicht, womit er sich gerade beschäftigen solle, und erschien darum augenblicklich im Wohnzimmer.

„Gelt, Joachim, wir nehmen Fräulein Graßl gerne nach St. Ulrich mit? Ihr Papa kann diesmal aus Geschäftsrücksichten nicht verreisen."

„Famos, liebes Fräulein, da bedarf es keiner Anfrage Ihrerseits und keiner Überlegung unsererseits. Wir reisen in acht Tagen; das wird Ihnen Luise wohl schon gesagt haben. Sie können doch auch bis dorthin fertig sein?"

„Bis heute abend, wenn es sein müßte", ereiferte sich Hilda in ihrer hellen Freude und

Digitized by Google

stürmisch dankte sie Luisens Eltern für ihre Bereitwilligkeit. Dann besann sie sich aber, daß sie der Sache auch einen gesellschaftlich tadellosen Anstrich geben mußte. „Mama hat mich nämlich nicht beauftragt, die Angelegenheit mit Ihnen zum Klappen zu bringen; sie meinte nur, ich solle Sie fragen, ob sie Ihre Zustimmung selbst einholen dürfe."

„Das wissen wir schon, Hilda", Frau Angermann lächelte dem Mädchen freundlich zu, „aber es braucht gar nicht so feierlich zuzugehen. Natürlich wird es mir lieb und gut sein, mit deiner Mama selbst noch über die Sache reden zu können. Doch die Hauptsache ist und bleibt, daß wir dich gerne mitnehmen und nur wünschen, daß es dir auch gefallen möge."

Hilda stürmte glücklich davon, während Luise ihren Bruder aufsuchte, um ihm die Neuigkeit vorzutragen.

„So? Na, von mir aus!" Mehr ließ sich Fritz Angermann nicht entlocken.

Das klang zwar wenig jauchzend, aber Luise war nicht auf den Kopf gefallen.

---

7. Kapitel.

Acht Tage später waren vom „Wilden Rosenbusch" fünf Knospen in die schöne Welt hinaus verschwunden.

Es hatte noch einen fröhlichen Abschied von den Daheimbleibenden und von Onkel Fidibus gegeben, die nun ihrer Ansicht nach nichts anderes zu tun hatten, als auf die versprochenen Ansichtskarten zu warten.

Der Justizrat, den es an einem fremden Orte nie länger als zwei oder drei Tage litt, und der darum auch davon nichts wissen wollte, sich für ein paar Wochen gleich an einen Fleck zu setzen, Tag für Tag dieselben Spaziergänge zu machen und die nämlichen Menschen zu sehen, der Justizrat also reiste mit Frau und Tochter im Berner Oberland herum.

Der Medizinalrat Hoffer verleugnete auch diesmal seine Vorliebe für den Taunus nicht. Die vorteilhafte Nähe des erfrischenden Waldgebietes hatte ihn schon vor Jahren veranlaßt, seine Erholungswochen dort zu verbringen. Ereignete sich daheim in der Praxis wirklich ein dringender Fall, so konnte er mit dem nächsten der zahlreichen Züge dem Rufe Folge leisten, ohne deshalb auf die Ferien ganz und gleich verzichten zu müssen. Meist konnte er sogar noch am selben Tage zu seiner Familie zurückkehren. Am liebsten war es ihm natürlich, es geschah während dieser Wochen nichts, was seine Gegenwart erforderlich machte.

Der Major von Wetterstein konnte nur seinen Damen, nicht aber auch seinen Söhnen, die beide jünger waren als Lore, geschweige denn sich selbst die Annehmlichkeiten einer Sommerfrische gönnen.

Der Haushalt verschlang, um standesgemäß geführt werden zu können, das ganze Jahr über Geld genug. Darum durfte für die Ferienzeit nicht mehr ins Auge gefaßt werden, als was nach außen erforderlich war.

Dazu genügte, wenn Frau von Wetterstein mit Lore drei Wochen an der Ostsee zubrachte und der Major vorgab, ein Urlaubsgesuch nicht verantworten zu können. Die jüngeren Kameraden wußten ohnehin das ganze Jahr über so viele triftige Gründe zur Erlangung eines Urlaubs vorzubringen, so daß wenigstens die älteren Offiziere ihrer Pflichten eingedenk bleiben mußten. Um nicht allein zu sein, mußten die beiden Buben auch daheim bleiben.

Die empfanden dies aber gar nicht so sehr als Zurücksetzung. Ein paar Wochen mit Papa und dem Burschen allein zu Hause sein zu dürfen, das war für sie Erholung und Abwechslung genug. Lore ging doch immer wie eine ausgestopfte Prinzessin herum, und zu Mama kamen in einem fort alle möglichen Damen zu Besuch, so daß man nur höchst selten auf dem glatten Parkett des Salons mit dem mächtigen Eisbärenfell Polarfahrer spielen konnte. Waren die beiden aber weg, dann ließ sich dieses schöne, interessante Spiel tagtäglich nach Herzenslust ausführen, ohne daß man jedesmal gestört, vertrieben und gescholten wurde. Das Schelten kam erst, wenn Mama wieder zurückkehrte, die Stiefelspuren auf dem Fußboden entdeckte und konstatierte, daß das Fell des nordischen Ungeheuers wieder ein paar Büschel Haare eingebüßt habe. Doch wurden die Scheltworte dann im Pauschal verabreicht

Digitized by Google

und hingenommen. Seine Luft hatte man aber wenigstens unverkürzt genossen. —

Hilda Graßl endlich weilte mit der Familie Angermann in St. Ulrich.

Zum ersten Male hatten sich Luises Eltern für Tirol entschlossen und sich sogleich für einen seiner herrlichsten Plätze entschieden.

Es zeigte sich allerdings, daß sie nicht die einzigen waren, die vom Ruhme St. Ulrichs gehört hatten und Verlangen trugen, seine Schönheit mit eigenen Augen zu schauen.

Aber auf den Wegen und Steigen, die aus dem Grödnertale seitwärts in den Bereich des Schlern oder der Langkofelgruppe führten, in den Lärchenwaldungen, die im Tale selbst dahinzogen, ließen sich doch unschwer Punkte erreichen, wo man sich ein paar Stunden lang der ersehnten Stille erfreuen, seinen Blick an den wunderlichen Gebilden der Dolomiten haften lassen und vor dem ergreifenden Walten einer ungebändigten Urgewalt sich der eigenen Nichtigkeit besinnen konnte.

Von den fünf Menschen, die da vom Rhein in das entlegene Grödnertal gekommen waren, befand sich nur Frau Angermann in der richtigen Stimmung, von der ungebärdigen Natur, die sich hier Schritt für Schritt äußerte, so viel aufzunehmen, was erforderlich ist, um eine neue Stufe in den aufwärtsstrebenden Pfad des Lebens zu bauen.

Dorthin ließ es sich dann in der Erinnerung zurückkehren, dort durfte man von neuem verweilen und empfand wieder, was man damals empfunden, als es einem gegönnt war, sich dieses Ruheplätzchen für spätere Traumfahrten zu sichern.

Das Alter sichert sie sich bewußt; die Jugend weiß vom Werte einer solchen Lebensweisheit noch nichts.

Für sie lebt nur die Gegenwart, und für sie allein nur will die Jugend leben.

Gleichviel, ob Ozeanwogen Kunde von nie völlig durchforschten Fernen, die noch Wunder der Schöpfungstage bergen, bis vor die Füße der Jugend hinbringen, gleichviel, ob dräuende Felswände ein gebieterisches Halt zu rufen scheinen: „Steht und seht, auch wir werden die Ewigkeit nicht schauen!“ — Die junge Jugend lacht und stürmt über solche Warner hinweg, die Jugend, die dort weiterbauen möchte, wo Gott aufgehört hat. — — —

Den jungen Leuten in St. Ulrich jagten die Tage nur so dahin.

Fritz hatte dabei nichts zu sagen; wie er selbst erklärt hatte, war es ihm auch völlig gleichgültig; aber der Tatsache entsprach doch, daß sich Hilda und er niemals im Wege standen, daß sie bisweilen sogar zusammen- oder, was noch bedeutungsvoller und den früheren Reden widersprechender war, auseinanderfuhren, wenn sie eine Zeitlang allein gewesen waren und dann ein drittes sich zu ihnen gesellte.

Doch dies hatte seine Gründe. Das dritte zwar nicht; wenigstens nach dem Glauben der beiden nicht; wohl aber das Zusammen- und Auseinanderfahren.

Hilda und Fritz hatten sich nämlich in St. Ulrich auch eine Stufe gebaut.

Längst war es ihr Wunsch gewesen, und sie hatten es sich gegenseitig öfter als einmal an den Lippen angesehen; aber erst angesichts der starren, rissigen Dolomitentürme hatten sie sich zum ersten Male geküßt.

Diese Erinnerung an St. Ulrich konnte ihnen niemand rauben. Und wußten sie sich dereinst auch nimmer zu erinnern, wohin dieser Weg und wo er über den Bach geführt, wie jene Halde im Volksmunde hieß, welchen Namen jener Schuttkegel trug und wie der Krämer hieß, der erste dort neben der Kirche, und ob sie die Kellnerin im Gasthof Moidele oder Hanni gerufen — daß sie sich in St. Ulrich im Grödnertale zum erstenmal geküßt hatten, hinter dem fünften Lärchenstamm rechts vom verwitterten Wegkreuz, dessen wußten sie sich noch nach dreimal dreißig Jahren erinnern können, wenn ihnen die Liebe ein so hohes Alter vorausbestimmt hatte.

Zu komponieren brauchte Fritz in diesen Wochen nicht.

Sein Vater hatte es zwar verstanden und es sich nicht entgehen lassen, das Talent seines Sohnes, der vor ein paar Wochen noch die Unterprima besucht hatte!, unter den Sommerfrischlern bekannt werden zu lassen und ins richtige Licht zu rücken.

Die Aufforderung verschiedener Sommergäste, auf dem nicht ganz gleichgesinnten Kla-

Digitized by Google

vier der Gaststube einige Kompositionen zum besten zu geben, konnte daher für Fritz nicht überraschend kommen.

Er kam ihr nach, dem Vater zuliebe, der etwas anderes von seinem Sohne auch nicht erwartet hätte.

In der Sommerfrische ist der Beifall noch billiger zu haben als zu Hause unter den günstigsten Vorbedingungen.

Und da Herr Angermann alles für bare, klare Münze nahm und unbesehen einsteckte, gewann er die Überzeugung, daß der Aufenthalt in St. Ulrich auch für ihn nicht verloren war.

Hatte er doch das Seinige getan, um seinem Sohne und dessen Talent zu weiterem Bekanntwerden zu verhelfen. Tat er dies doch in der weitblickenden Erwägung des Umstandes, daß hier Leute aus aller Herren Länder beisammen saßen, die über kurz oder lang wieder zu ihren heimischen Penaten zurückkehrten und dort von ihren Erlebnissen in der Sommerfrische erzählten.

Wie vielen hatte Herr Angermann, als sie abreisten, beim Abschied die Hand gedrückt und dazu mit hochgezogenen Augenbrauen nochmals, zum zehnten Male wohl bemerkt: „Wenn Sie also früher oder später, vielleicht auch schon bald, von Fritz Ermann hören, dann denken Sie ja daran, daß Sie den jungen Künstler kennen und schon einmal gehört haben!"

Man versprach's und bedankte sich. Vielleicht hat es sich der oder jener auch wirklich gemerkt. Doch fürs nächste hörte man nichts von Fritz Ermann. Da gaben es wohl auch die Gutmütigsten auf, darauf achtzugeben.

Joachim Angermann aber dachte bei solchen Abschiedsworten immer an das Manuskript des „Kalten Grauen", das er an zehn deutsche und vierzehn österreichische Bühnen verschickt hatte.

Vor der Hand war in der Sache nichts weiter zu tun. Nach den Ferien würden dann die Antworten der Direktionen kommen, dann kam wohl auch ein Verleger gesprungen und was sonst noch alles hinzugehörte, um in den Mund der Leute zu gelangen.

Die Direktion des heimatlichen Stadttheaters hatte Herr Angermann mit der Operette seines Sohnes nicht beglückt. Er hielt es bei aller Überzeugtheit von dem Werte der Arbeit doch nicht für vorteilhaft, seinen Sohn, solange der noch Schüler des Gymnasiums war, dermaßen öffentlich zur Geltung kommen zu lassen.

Trotz dem Decknamen konnte sich die Wahrheit herumsprechen und unliebsame Folgen für Fritz nach sich ziehen.

Man sollte Joachim Angermann nicht nachsagen dürfen, daß er sich auf der einen Seite für seinen Jungen auf den Kopf stelle und auf der anderen derweil den Boden unter den Füßen verliere.

Nur die Ferien sollten schon einmal um sein und das Handgemenge der Direktoren, das Ringen des Publikums vor den Billettschaltern beginnen!

---

8. Kapitel.

Daheim, in der alten Stadt am Rhein, ging für soundso viele das Leben unterdessen in der gewohnten Weise hin, aufgeputzt nur mit neuen Erfahrungen und Beobachtungen, wie wir Menschen sie mit dem täglich zunehmenden Alter machen.

Wenn Beobachtungen nur auch Erfahrungen zur Folge haben, Erfahrungen, die wir uns zunutze machen dürfen, dann haben wir im Spiel des Lebens schon viel gewonnen, mehr als den Einsatz, und wir können eine neue Karte belegen.

Auch Traud Förster, ordentliches Mitglied des „Wilden Rosenbusches", von glücklichster Jugend also gezeichnet und für die von Blumen begleiteten Wiesenwege des sonnigen Jugendlebens geschaffen, sah sich trotz all dem bemüßigt, mit offenen Augen durchs Leben zu gehen und auch mit noch nicht siebzehn Jahren schon ernstlich an die Zukunft zu denken.

Nächte voll kluger Erwägungen hatte es Frau Förster gekostet, aber da sie sich zur rechten Zeit dazu entschließen mußte, hatte sie auch den richtigen Weg gefunden, ihr einziges Kind von der zu keiner Zeit als der unsrigen so notwendigen Ansicht zu überzeugen, daß der innere Halt des Lebens und die Quelle seiner Befriedigung auch für Frauen und Mädchen in der Selbständigkeit und Unabhängigkeit von

Digitized by Google

gleichmütig und nur allzu selbstverständlich übernommenen Gewohnheiten zu suchen und zu finden sei.

Die Tage des verträumten Zuwartens, bis der „Richtige" kommt, jener Richtige, der ja auch wieder aus Gewohnheit kommt, diese Tage haben für unsere Mädchen merklich an Reiz und Achtung eingebüßt.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß man die Mädchen diese Frage betrachten und zu sich selbst in das richtige Verhältnis bringen lassen, und braucht in den meisten Fällen an der erhofften Wirkung nicht zu verzweifeln.

Seitdem sich unsere Mädchen darüber im klaren und einig sind, daß sie nicht allein für weibliche Tugend und Tüchtigkeit die Achtung und Verehrung des Mannes zu fordern berechtigt sind, sondern in gleicher Weise für die selbst erkämpfte Fähigkeit, im Leben allein stehen und sich ohne Schutz durch seine Wetter schlagen zu können, seitdem hat sich das Bild des Alltags deutlich geändert und ist auch eine gesunde Frühreife in unsere Jugend gekommen.

Diesen richtigen Weg hatte Frau Förster ihre Tochter zu führen verstanden.

Des Mannes Leben, auch wenn ihn ein großes Vermögen der Sorge um das tägliche Brot enthebt, bleibt wertlos, wenn es nicht der Arbeit gehört und der Sorge um das Wohl aller.

Dies muß auch die Erkenntnis der Frau sein, wenn es ihr daran liegt, von ihrem Leben als von einem wertvollen Gute zu sprechen.

Dieser Überzeugung hat der Drang zur beruflichen Tätigkeit zu entspringen und nicht der erbitterten oder resignierenden Feststellung, daß der „Richtige" nun wohl nicht mehr kommen werde.

Nur wenn das Weib in seiner Jugend Kraft und Frische die Arbeit will und zur Arbeit greift, wird es auch im Berufsleben das Weib bleiben, das der Mann immer lieben wird, und es sei auch um seiner Schwächen willen, die es zu keiner Zeit wird verleugnen können.

Traud Förster wußte also ihren ferneren Weg vorgezeichnet.

Sie kannte seinen weiteren Verlauf natürlich nicht und vermochte nur seinen Ausgangspunkt zu bestimmen. Ihn zu lenken, daß er sie ans Ziel führe, das war ihre Aufgabe, in die das Schicksal eingreifen durfte, wenn es ihm gefiel.

Traud war nicht bange. Sie war auch nicht betrübt, wenn sie daran dachte, daß sie nur noch ein Schuljahr, die Selecta mit ihrer letzten Bildungsaufgabe erwartete und daß dann das Leben kam, sie in seine prüfende Hand zu nehmen.

Ja, mit dem „Wilden Rosenbusch" war es dann wohl vorbei.

Das Leben würde Beruf heißen und — auch dies sah Traud ein — dieses Leben verlangte, daß sie sich schon jetzt für seine Pflichten vorbereitete.

Traud trat darum schon in der ersten Woche nach Schulschluß in einen kaufmännischen Kurs ein, der ihr mit Einbeziehung der freien Stunden des kommenden Schuljahres die grundlegenden Kenntnisse für eine aussichtsreiche Berufstätigkeit vermitteln sollte.

Die paar Wochenstunden, die Traud an diesen Kurs aufwenden mußte, nahmen ihr nicht die Möglichkeit, sich vom überstandenen Schuljahre zu erholen und für das nächste zu stärken. Sie war darum vollkommen der Ansicht ihrer Mutter gewesen, daß es um ihrer Stimmung willen vorteilhafter sei, schon jetzt, wo die Mehrzahl der Freundinnen ausgeflogen und Traud ohnehin auf sich angewiesen war, mit dem Kurse zu beginnen, und nicht erst im Herbst, mitten aus einem von anderen Gedanken erfüllten Leben heraus.

Kamen die Freundinnen nach wenigen Wochen wieder zusammen, dann war es gewiß, daß Traud an ihrer neuen Beschäftigung bereits Gefallen gefunden hatte und sie nicht mehr als zu ihrem Jugendrecht im Widerspruch stehend empfand.

Und Traud fand Gefallen. Sie fand sogar recht bald Freude an der Beschäftigung, die ihr so vertraut werden sollte wie bisher die Pflichten der Schule.

Die Freundinnen wußten um Trauds neue Beschäftigung. Nur dachten sie jetzt, wo sie die Freuden der Ferien genossen, Ausflüge machten, viel Neues, Schönes sahen und hin und wieder auch tanzten, kaum oder doch nur selten daran, daß Traud unterdessen lernte und ernste Dinge im Kopf hatte.

Digitized by Google

Ella Gerhardt und Onkel Fidibus waren die einzigen aus der Freundschaft, die von Anfang an Gelegenheit hatten, Traud unter dem Einflusse ihrer neuen Pflichten zu beobachten.

Onkel Fidibus machte ja etwas ängstliche Augen und blickte recht verlegen um sich, als Traud eines Tages in seinem Wohnzimmer stand, um ihm von ihren neuen Eindrücken zu erzählen.

Er, der alte, alleinstehende Junggeselle, empfing Mädchenbesuch! Das ging doch eigentlich ganz gegen seine Gewohnheit; noch mehr, es widerstrebte seiner Empfindung.

Seiner alten Haushälterin wegen, das wußte er, brauchte er sich darüber keine Gedanken zu machen. Die besaß selbst nicht die Fähigkeit zu denken.

Aber die Leute, deren Reden zu fürchten und deren Ansichten zu respektieren er doch von Jugend auf gewohnt und bemüht war!

Onkel Fidibus vermochte sich nicht zu verstellen.

Er konnte behaglich schweigen, wenn er über irgendetwas nicht sprechen wollte, konnte hartnäckig den großen Schweiger spielen, wenn ihm die Sache sehr gegen den Strich ging, aber daß ihn etwas bewegte, nachdenklich stimmte oder beunruhigte, das konnte er nicht verbergen.

Und Traud kannte Herrn Heidenreich viel zu lange und gut, um nicht auch heute den Grund seiner Verlegenheit zu erkennen.

„Onkel Fidibus, weißt du, wie du mir vorkommst?" Traud fand Gefallen daran, sich in gutmütiger Weise über die Hilflosigkeit des alten Herrn lustig zu machen.

„Na, wie denn?"

„Wie ein Sekundaner, der zum ersten Stelldichein zu spät kommt und ‚sie' nicht mehr vorfindet, wenn sie überhaupt erschienen war, dafür aber von einem Professor erwischt wird."

„Dann muß ich ja einen guten Eindruck auf dich machen", versuchte Onkel Fidibus zu scherzen. Noch war ihm nicht danach zumute.

„Nee, durchaus nicht, Onkel, einen sehr schlechten."

„Das weiß ich wohl; so meinte ich es auch."

„Nein, nein, einen noch viel schlechteren, als du meinst. Sieh nur, nicht einmal einen Stuhl hast du mir angeboten!" Traud tat schwer gekränkt.

Herr Heidenreich aber errötete aufrichtig beschämt.

Eine Unaufmerksamkeit, besonders Damen gegenüber, ließ er sich nicht gerne zum Vorwurf machen. Nicht, daß er es dem verübelt hätte, der ihn nicht schonte. Aber gegen sich selbst wurde er alsdann unleidlich.

„Ach bitte, verzeih, liebe Traud," begann er zu stottern, „doch nun siehst du ja selbst, wie alt und hilflos ich geworden bin. Wenn man es auch nur gelten ließe!"

„Nichts lasse ich gelten, gar nichts von all dem, was du über alt und hilflos faselst." Traud setzte sich in eine behagliche Sofaecke. „Gar nichts bist du geworden, sondern ein Hasenfuß bist du geblieben und schämst dich, daß dir kein Anstandsdrache zur Seite hockt, während du Damenbesuch zu empfangen gezwungen bist. Ich sage nicht empfängst, denn, wie du selbst zugeben mußt, der Empfang, so überhaupt von einem geredet werden kann, ist herzlich flau."

Onkel Fidibus besaß seinen jungen Freundinnen gegenüber eine dicke, geduldige Haut. Geneckt zu werden, tat ihm nur zu wohl. Die Leute, die darum wußten, sagten auch, daß Herr Heidenreich, wie Samson, so lange er seine Haare besaß, nicht zu überwältigen war, vom Alter nicht überwunden werden könne, so lange sich der „Wilde Rosenbusch" um ihn kümmerte.

Onkel Fidibus erwiderte die scherzhafte Strafpredigt Trauds auch nur mit einem demütigen Lächeln. Liebe und Güte fühlte er doch aus allen Worten, und man durfte es nicht zu den selbstverständlichsten Erscheinungen zählen, daß die Jugend sich des Alters annahm. Keines der Mädchen besaß doch auch nur irgendeine Verpflichtung ihm gegenüber.

„Nun beruhige dich nur, Onkel Fidibus, und laß die Grillen, die du gefangen hast, wieder springen. Du mußt bedenken und darfst nicht vergessen, daß ich nun kein junges Mädchen mehr bin, so im gewöhnlichen Sinne meine ich, sondern ein Geschöpf, das darauf aus ist, den Männern gleichgestellt zu werden. Folglich darf ich darum auch meinen Onkel Fidibus besuchen, wenn es mir beliebt, ohne daß der

Digitized by Google

deshalb um seinen hochachtbaren Ruf besorgt zu sein braucht. Mir kann niemand mehr etwas anhaben, ich bin bereits emanzipiert." Traud sagte dies ganz großartig, aber alle fröhlichen Teufelchen der Jugend lachten dabei zu ihren Augen heraus. „Ich besuche nämlich seit vierzehn Tagen einen kaufmännischen Kurs."

„So?" Onkel Fidibus nahm sehr interessiert dem Mädchen gegenüber Platz. Er hatte von dieser Absicht Trauds früher einmal gehört, doch lange nicht mehr daran gedacht. Nun war es ihm neu. „So? Tust du das? Nun, es ist recht. Als alter Mensch gewöhnt man sich zwar nicht so schnell an die Äußerungen der neuen Zeit; wenn man aber nicht imstande ist, ihr Vorhandensein zu leugnen, muß man schließlich auch einen Grund finden und ein Einsehen haben, ihre Berechtigung anzuerkennen. Freut dich die Arbeit wenigstens?"

„Ich glaube, dies behaupten zu können."

„Das ist mir sehr lieb zu wissen. Und du denkst ernstlich daran, nach Absolvierung der Selecta und dieses Kurses eine angemessene Stellung anzustreben?"

„Ganz im Ernst, Onkel. Damit greife ich nicht blindlings in mein Leben ein. Ich habe mir alles wohl überlegt und fürchte keinerlei Enttäuschung."

„Schade, daß ich nicht um dreißig oder wenigstens um zwanzig Jahre jünger bin," klagte Herr Heidenreich, „damals habe ich noch etwas bei den Leuten gegolten, da bot sich, als ich noch unten am Platz in meiner Apotheke stand, wovon ich euch oft erzählte, nicht selten die Gelegenheit, in der Öffentlichkeit ein Wörtlein mitzureden. Da wäre es mir wohl ein Leichtes gewesen, eine passende Stellung für dich zu finden. Aber, du mein lieber Gott, vor dreißig Jahren! Wer hätte da an so etwas gedacht? Da war der Krieg kaum vorüber, den sie dort jenseits des Rheins mit aller Gewalt haben wollten, und wir, wenn auch der Sieg unser blieb, hatten, weiß Gott, andere Dinge im Kopfe als Frauenberuf und Frauenstudium. Und wie sieht die Welt heute aus? Zu viel Zeit ist uns gelassen, an uns selbst zu denken. Daher die Auswüchse."

„Auswüchse?"

„Verzeih, ich vergaß wieder, daß ich mich bereits mit der Sache abgefunden habe. Übrigens, schreiben die Mädels oft? Und siehst du Ella dann und wann?"

„Dann und wann, ja, Onkel; du gebrauchst die richtigen Worte. Du weißt ja, ich betrete nicht gerne das Haus ihres Vaters. Ich kann einmal diese Person, Ellas Tante wollte ich sagen, nicht leiden. So kommt Ella mitunter zu mir, und zuweilen begegne ich ihr auf der Straße. Sie tut mir ja zu leid."

„Immer die alte Geschichte, meinst du?"

„Ja und nein. Aber Walter Meißl ist wieder da."

„Hm!"

„Du hast recht, Onkel, man weiß wirklich nicht, was man dazu sagen soll. Ist Walter Meißl in Bonn, dann kann einem Ella leid tun. Außer uns hat sie dann niemand, der ihr ein gutes Wort gibt. Ihr Vater wird ja von Tag zu Tag sonderlicher. Und kommt der Student auf Ferien, dann ist Ella wie ausgewechselt, jawohl. Sie liebt Meißl, und er ist schließlich auch kein so übler Bursch. Aber meinem Gefühl nach macht sie zuviel Wesens von ihm und ihrer Liebe."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Roman einer schönen Frau / Von Rich. Freyen

7. Fortsetzung.

Ein Liebespaar ist herbeigekommen, neugierig gaffend. Ada heischt von dem Manne einen Wagen. Verdutzt gehorcht er dem Befehl; das Mädchen hilft die Gerettete auf eine Bank tragen. Immer mehr neugieriges Volk sammelt sich, angelockt wie die Raben vom Aas. Plumpe Witze werden laut. Einer entzündet unter dem Gelächter der übrigen ein Streichholz, um der Geretteten ins Gesicht zu leuchten. Hart von Ada zurückgewiesen, zieht er sich mit dummem Feixen zurück.

Dann kommt der Bote mit einem Schutzmann. Man bringt die Gerettete in den Wagen, der in der Nähe hält. Ada, die ihre nassen Kleider mit dem Abendmantel verhüllt, händigt ihm eine größere Summe aus. Dann fuhr sie selber nach Hause, sich umzuziehen.

Sie zitterte vor Frost in dem Automobil. Erst jetzt fiel ihr Heydorn ein. Ein Mann, der nicht schwimmen konnte! Sie mußte an Capteyn denken, der eines Schleiers willen über Bord sprang. Nein! dachte sie. Und wieder stieg ihr, wie ihr zuweilen geschah, die enge Stube mit der niedern Decke auf. Mit Grauen, ja mit Ekel dachte sie daran zurück. Es ging ihr damit, wie manchen Reisenden, die aus Neugier hinabgestiegen sind in alte Verließe und die nun das Bild nicht mehr los werden. Sie schalt sich selbst ob dieser Gefühle. Aber sie ward nicht Herr darüber.

Sie schlief die ganze Nacht nicht. Sie wußte nicht, war's die Erregung, war es Fieber, was sie wach hielt. Immer wieder tauchte das Bild der Ertrinkenden auf. Was mochte sie bewogen haben, den Tod zu suchen? Die Liebe, vermutlich die Liebe! Was stand sonst in den Zeitungen als Grund? Aber es war Ada, als müßte sie jene um eine Liebe beneiden, die so stark war, um lieber den Tod zu wählen als das Verzichten.

---

8. Kapitel.

Noch ganz befangen von ihrem Erlebnis, kam Ada zu Heinrich. Er war nicht allein. Ein fremder Herr hob sich aus einem Sessel, eine hünenhafte, breitschultrige Gestalt, die doch schlank und rassig wirkte. Selbst Ada mußte emporblicken zu ihm. Ein paar scharfe graue Augen blickten nieder zu ihr; schmale herbe Lippen lächelten ein wenig scheu.

„Baron Rosen — Fräulein Sendtner", stellte Heinrich vor.

Ada war gewohnt, daß Heinrich zu ihrer Unterhaltung zuweilen Gäste einlud. Der Baron, der Ada beim Ablegen half, bat um die Erlaubnis, bleiben zu dürfen. Er sei auf der Durchreise in seine Heimat und nur für einen Tag in Berlin.

„Denken Sie nur!" rief Heinrich Ada zu, während er seine Pinsel suchte. „Reist dieser Mensch nach Rußland, um den verrückten Krieg in der Mandschurei mitzumachen! Ein denkender Mensch des 20. Jahrhunderts.

„Sie sind doch kein Russe?" fragte Ada den Fremden musternd.

„Nein, gut deutsch! Ein Balte, aus Estland!" sagte Rosen, sich langsam setzend, als Ada Platz genommen hatte.

Heinrich war noch erregt von einem Gespräch, das vorausgegangen war: „Da ist man Nachkomme der Deutschordensritter, die alles Land bis Petersburg erobert haben!" rief er. „Da ist man reich, gebildet, versteht sogar etwas von Kunst, und fährt nun in die Mandschurei, um sich totschießen zu lassen, zu Ehren des heiligen russischen Despotismus!"

Rosen lächelte ironisch: „Wenn man die Sache von außen betrachtet, haben Sie recht, lieber Herr Pfeiffer. Aber es sind da noch einige Imponderabilien. Vielleicht würde das gnädige Fräulein verstehen, wenn ich sie erzählte."

Ada, der die grandseigneurhafte Gelassenheit des Barons außerordentlich sympathisch war, erwiderte: „Es interessiert mich sogar!" Und sie merkte es kaum, daß ihre Augen länger als es Sitte war, auf ihm ruhten, wie er mit leicht gekreuzten Beinen, leger die Arme auf die Sessellehne streckend, bequem und doch völlig beherrscht sich im Lehnstuhl zurückbog.

„So müssen Sie ein Stück meiner Biographie anhören, die sonst wenig interessant

Digitized by Google

ist!" sagte er. „Ich bin als zweiter Sohn auf einem Majorat in Estland zur Welt gekommen. Das war ein Fehler, der alles andere nach sich zog. Da ich Freude am Reiten und solchen Dingen hatte, die mein Freund Pfeiffer mit unnachahmlichen Naserümpfen ritterliche Künste nennt, so wurde ich Offizier bei einem Petersburger Dragonerregiment."

„Daß Sie es wurden, ist nicht der Fehler! Daß Sie es blieben!" unterbrach Heinrich.

Rosen lachte: „Verzeihen Sie, ich habe mich schon seit Jahren zur Disposition stellen lassen. Hätte ich mich dann nicht auf Reisen begeben, so hätte ich neben vielen anderen guten Dingen auch Ihre Bekanntschaft nie erlebt."

„Durch alles das aber sind Sie noch nicht vernünftig genug geworden, um sich in einem lächerlichen Krieg von irgendeinem Gelben totschießen zu lassen."

Rosen entnahm ein goldenes Etui seiner Tasche. Mit raschem Blick der Augen bot er es Ada an, erbat dann für sich die Erlaubnis zum Rauchen und entzündete eine Papyros: „Es ist nicht eigentlich um das Totschießen, sondern des Kämpfens willen, daß ich in den Krieg gehe!" bemerkte er trocken. „Im Grunde tun wir doch alle Dinge um ihrer selber willen, Sie Ihr Malen, ich das Kämpfen. Oder um den Rausch, den diese Dinge geben. Meinetwegen nennen Sie es auch anders."

Ada fragte dazwischen: „Und Sie haben niemand, um dessentwillen Sie den Tod vermeiden möchten?"

Rosen erwiderte: „Ich hatte meine Mutter bis vor kurzem. Herr Pfeiffer hat noch mein Bild für sie gemalt. Daher unsre Bekanntschaft. Aber sie hat sich des Bildes nicht lange gefreut. Jetzt wird niemand um meinen Tod sich grämen. Selbst Herr Pfeiffer wird nur sagen: ‚geschieht ihm recht für seine mittelalterlichen Ideen!'"

Heinrich brummte etwas. — —

Rosen lachte: „Verstellen Sie sich nicht. Übrigens gebe ich gerne zu, daß so mittelalterliche Dinge wie Ehre im Spiel sind!"

„Ehre, Ehre!" sagte Heinrich achselzuckend. „Was ist Ehre genau analysiert? Dasjenige, was unsere Nebenmenschen, die nie sich die Mühe geben, uns zu verstehen, von uns schwatzen. Weil Sie sich scheuen, von ein paar Petersburger Leutnants für feige gehalten zu werden."

Rosen unterbrach: „Sie irren! Nicht auf die andern kommt's bei der Ehre an, sondern auf einen selber. Die andern sind nur zufällige Spiegel, worin man sich selbst erblickt. Das sitzt zu tief, als daß es mit dem Verstande zu fassen wäre. Aus diesem Instinkt, der vielleicht unklar ist, aber den der Mensch haben muß, aus dem kommen unsere besten Taten. Ich rede sehr ungeschickt, aber ich glaube, Sie verstehen."

Er hatte sich wieder an Ada gewandt, die gedankenvoll nickte.

Rosen fuhr fort: „Der Verstand, den Herr Pfeiffer als das Höchste im Leben preist, ist in Wirklichkeit nicht das Wertvollste. Der echte Mensch beginnt erst da, wo er, ohne zu denken, das Rechte tut. So wie man, ohne zu denken, einem Menschen in Lebensgefahr helfen würde." —

„Man, man!" unterbrach Heinrich hitzig. „Man ist natürlich immer sentimental! Ein Mensch aber, der sich seines Wertes bewußt ist, wird es sich überlegen, einem beliebigen Kerl beizuspringen."

Ada hatte interessiert zugehört. Sie wandte sich an Rosen: „Und halten Sie das für ein besonderes Verdienst?"

Rosen hob die Achseln: „Verdienst? Nein. Das Selbstverständliche ist kein Verdienst. Mir erzählte kürzlich ein Herr, der keineswegs sentimental ist, eine Geschichte. Er sah, wie im Roten Meer, von niemand sonst bemerkt, ein Schiffsjunge von Bord glitt. Schon schnappen die Wellen nach ihm. Niemand ist an Deck. Da schreit jener Herr um Hilfe, springt, als andere herbeieilen, selbst mit einem Rettungsring über Bord und erwischt den Jungen noch rechtzeitig."

„Ich hätte das Boot genommen!" rief Heinrich dazwischen.

„Bis das klar gewesen wäre, hätten den Jungen längst die Haifische gefressen."

„So hätte das beiden passieren können."

„Möglich, aber daran dachte jener Herr nicht. Er dachte eben überhaupt nicht, sondern tat instinktiv das Richtige. Er legte es sich selbst nicht als besonderes Verdienst aus. Nur hätte

Digitized by Google

er sich es selber wohl nie verziehen, wenn er die Tat unterlassen hätte. So ist es in meiner Lage, es sind Imponderabilien da, die mich eben nötigen, in den Krieg zu gehen."

Ada beobachtete den Baron: „Und dachte jener Herr nicht an seine Mutter?"

Der Baron lächelte: „Ich glaube, seine Mutter hätte ihm recht gegeben!"

„Auch wenn er von den Haifischen gefressen wäre?"

„Auch dann — —", er stand auf.

„Wann reisen Sie?" fragte Heinrich.

„Heute abend", erwiderte Rosen. Er verbeugte sich vor Ada. Einen Augenblick hielt er deren Hand: „Vielleicht begegnen wir uns irgendwo wieder?"

Ada erwiderte herzlich den kraftvollen Druck seiner Rechten: „Es würde mich freuen!" Dann sah sie zu, wie der Baron mit raschem Schwung seinen braunen, mit Sämischleder gefütterten Mantel um die Schultern warf, sich nochmals verneigte, um von ironischen Scherzen Heinrichs geleitet, davon schritt.

Als Heinrich zurückkam, war er mürrisch. Mit einem Fußstoß schob er die Staffelei beiseite. Auf Adas verwunderte Frage, was er habe, sagte er knurrig: „Ich ärgere mich über die Menschen. Über diesen Mann mit den mittelalterlichen Ideen und auch über Sie, die Sie natürlich sich imponieren lassen dadurch."

Ada erstaunte: „Gewiß, ich finde Herrn von Rosen sympathisch, aber das ist doch kein Grund für Sie, zornig zu werden?"

Heinrich ging auf und ab. Über die Schulter warf er ihr zu: „Immer das alte Heldenideal, dem ihr Frauen nachlauft! Einen modernen Menschen begreift ihr nicht!"

Ada lächelte: „Vielleicht ist im tiefsten der Frauenseele ein etwas, was immer gleich bleibt. Mir gefiel es von Herrn von Rosen, wie er seine Rettungsgeschichte erzählte."

„Sie meinen, er wäre es selber gewesen? Billige Bescheidenheit!" höhnte Heinrich. „Wenn Sie es so leicht errieten!"

Ada schüttelte das Haar: „Ich habe scharf acht gegeben, es war keine Renommage. Sie selber haben ja nichts gemerkt. Übrigens, warum darüber streiten! Ich sehe ihn vermutlich niemals wieder."

„Obwohl Sie möchten?"

Ada antwortete nicht. „Denken Sie an Ihr Versprechen!" sagte sie und ging gedankenvoll.

---

9. Kapitel.

Endlich war Dr. Heydorn mit seiner Schrift fertig. Auch Ada erhielt eine Einladung zu der Sitzung, worin er seinen Vortrag halten wollte. Ada wunderte sich, daß es Wahrheit werden sollte, denn in der letzten Zeit war ihr Heydorn so kleinlaut und gedrückt erschienen.

So kam Ada abermals in jenen schlecht proportionierten Raum mit den häßlichen, schlechtgekleideten Menschen, in dem die philosophische Kultur zu Hause sein sollte.

Heydorn war bereits anwesend. In seinem schlecht sitzenden Gehrock lief er nervös von Bekannten zu Bekannten. Als Ada eintrat, wurde Heydorn rot. Er geleitete sie linkisch an einen Platz und setzte sich einen Augenblick neben sie: „Ich muß ein Geständnis ablegen", sagte er, verlegen unter sich blickend. „Bitte, deuten Sie es nicht falsch! Ich habe mir überlegt, daß es doch eine unangenehme theatralische Szene wäre, wenn ich sozusagen hier als Wolf in die Schafherde einbräche! Eigentlich sogar geschmacklos! Ich habe darum den Vortrag sehr milde gestaltet. Aber im Buche, da bringe ich alles! Unabgeschwächt!"

Ada sah ihn an, wie er nervös durch den dünnen Bart strich, der sein schwaches Kinn nur dürftig verdeckte. Wieder stieg das verächtliche Mitleid in ihr auf: „Sie müssen wissen, was das Rechte ist", sagte sie. Es klang härter als es sollte.

Heydorn suchte scheu ihr Auge: „Sie meinen, es sei Feigheit?"

Ada erwiderte: „Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie nur tun sollen, was Sie selbst für recht halten. Meine Ansicht kommt nicht in Betracht."

Heydorn suchte verlegen eine Antwort. Schon aber trat der geschwollene Vorsitzende, Geheimrat Spitzbein, heran und fragte gönnerhaft: „Wie ist's, Herr Kollege?"

Heydorn fuhr hoch und stammelte, sich verbeugend: „Ganz recht, Herr Geheimrat, ganz recht — —"

Digitized by Google

Blaß und befangen stand Heydorn am Pult. Die Augen klebten am Manuskript, und wieder schien es Ada, als sei die stark gewölbte Stirn viel zu schwer für den schwachen Unterbau des Gesichts und die dürftigen Schultern.

Was er sagte, klang Ada klug und fein. Er begann mit einem historischen Überblick und zeigte, wie sich die echte Philosophie stets feindlich zu den herrschenden Mächten gestellt habe, und wie ihr gerade aus dieser Gegnerschaft die beste Kraft erwachsen sei. Er zeigte, wie die Philosophen unverstanden, ja gehaßt waren, und zwar darum, weil sie ein Ideal hinstellten vor das Volk, für das es sich wirklich hätte begeistern können. Aber dann wehe dem Althergebrachten! So kam es, daß die wahre Philosophie nur zu oft absichtlich niedergehalten und in ihrer Verbreitung gehemmt wurde und daß Unbedeutendes wider Gebühr Anerkennung fand; anders müßte es in Zukunft werden und der Wahrheit müsse eine Gasse geschaffen werden.

Heydorns Vortrag wurde nur mit geringem Beifall aufgenommen. In der Diskussion traten nur allgemein gehaltene Erwiderungen zutage, in der die ideale Gesinnung des Vortragenden beiläufig anerkannt, aber vor zu weitgehenden Konzessionen an das Volk gewarnt wurde. Die einzelnen Redner drückten sich absichtlich mit Geschick um den eigentlichen Anklagepunkt der Rede herum. Heydorn fand nicht den Mut, seine Ansicht noch einmal zu unterstreichen, und die ganze gewollte Wirkung des Vortrages ging verloren.

Am nächsten Tage kam Heydorn zu Ada zur Stunde, und es fand sich Gelegenheit, über den Vortrag zu sprechen. Heydorn suchte sich von vornherein zu entschuldigen und den Mißerfolg auf die Verständnislosigkeit seiner Zuhörer zu schieben.

„Mir ist jetzt klar, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als ein neuer Gedanke in einen Geheimratskopf. Solange ich für mich arbeitete, glaubte ich, ich könnte durch Argumente überzeugen. Unsinn! Unterordnung will man überall! Nur nicht rütteln an dem, was fest ist, am wenigsten an dem, was die Eitelkeit angeht!"

Ada betrachtete ihn. Die Schläfen waren eingesunken, tiefe Falten lagerten um seinen Mund: „Und wollen Sie nun den Kampf weiterführen?" fragte sie.

Heydorn spielte erregt mit den Händen: „Ich bin nicht geschaffen zum Kampf. Meine ganze bürgerliche Existenz steht auf dem Spiel. Auch meine Mutter lebt ja von den dürftigen Einkünften meiner Kollegien. Nicht nur, daß ich mir meine Zukunft versperre, man kann mir meine hiesige Stellung unmöglich machen. Der Bann der Wissenschaft ist mindestens so stark wie der des Papstes."

Ada sagte ruhig: „Dann lassen Sie es! Ausrichten werden Sie doch wenig!"

Heydorn sah sie starr an, „Sie verachten mich?" rief er. „Ja gewiß, Sie verachten mich? O, wenn Sie wollten! Und doch, ich werde es tun! Um Ihretwillen werde ich es tun! Sie werden mir die Kraft geben!"

Er griff nach ihrer Hand.

Ada wehrte ihm: „Nicht um meinetwillen!" rief sie. „Wenn Sie es nicht um Ihrer selber willen tun — —"

Er aber hatte ihre Hand ergriffen, stürzte auf die Knie und bedeckte Adas Finger mit wahnsinnigen Küssen. „Heute noch gebe ich das Manuskript in Druck!" schrie er.

— — — — — — — — — — — — — —

Als sie allein war, noch bebend vor plötzlichem Schreck, erwog Ada, wie sie ihn zurückhalten könne von seiner Torheit, und sie beschloß, Heinrich um Hilfe zu bitten.

Da schlug, völlig unerwartet, ein Telegramm ein in der Villa im Grunewald. Herr Sendtner, Adas Vater, war im Schnellzuge zwischen Brüssel und Köln vom Schlage gerührt als Leiche gefunden worden.

Luise, die nie vorher um den Vater gesorgt hatte, verfiel in hysterische Krämpfe. Ada blieb äußerlich beherrscht. Kühl und sachlich besprach sie sich mit dem Schwager.

Da die Abreise erst am Abend stattfinden konnte und in der Stadt noch viel zu erledigen war, ließ Ada anspannen und fuhr zunächst bei Heinrich vor, der sie zur Sitzung erwartete.

Als sie eintrat, rief er ihr entgegen, noch an der Staffelei beschäftigt: „Ich bin heute ganz mutlos! Der Teufel hole meine Hände! Immer spielen sie mir den Streich, malen raffiniert, wo ich Einfachheit will, weiter nichts."

Dann erst bemerkte er Adas starren Blick:

Digitized by Google

„Wir brauchen das Bild nicht fertig zu machen," sagte sie ernst, ein Schluchzen niederzwingend: „Mein Vater wird keinen Geburtstag mehr feiern!"

Heinrich suchte nach Worten. Ada ließ ihn dazu nicht kommen. Sie fuhr fort, kühl und sachlich: „Ich bin hier, Ihnen das zu sagen, ehe ich reise. Und noch eine Bitte habe ich. Wir sprachen neulich von Dr. Heydorn. Sie meinten, sein Plan sei eine Torheit. Auch ich bin zu der Ansicht gekommen, daß es viel schwerer ist, einem Menschen zu helfen, als ich geglaubt hatte. Tun Sie für mich, was ich nicht zu tun vermag. Gehen Sie zu ihm. Halten Sie ihn zurück von der Veröffentlichung jener Schrift."

Heinrich versprach es. „Er ist ein armer Kerl!" sagte er. „Es ist so furchtbar schwer im Leben, das Richtige zu tun. Ich selber spüre es. Ich weiß jetzt, warum ich selber nicht fertig werde mit dem Bilde, warum es mir nicht glückt, das zu machen, was ich innerlich will. Weil ich selber ein halber Mensch bin, weil ich nicht den Mut hab zu brechen mit dem, was an mir hängt wie ein Bleigewicht."

Ada sah ihn ernst an.

Heinrich fuhr fort: „Ich habe Ihnen versprochen, nichts Persönliches zu reden in den Sitzungen. Ich habe es gehalten, obwohl es mir innerlich furchtbar schwer geworden ist."

Ada erhob sich: „So schweigen wir auch jetzt. Es ist immer besser zu schweigen. Das Wort ist schon der Anfang der Tat. Das Bild wird doch nicht fertig."

„Sie wollen nicht länger sitzen?" schrie Heinrich auf.

Ada senkte den Kopf: „Ich habe das Gefühl, daß diese Reise ein Abschnitt werden wird. Ich muß fort aus Berlin. Ich habe es lange gewußt. Leben Sie wohl! Ich habe viel zu besorgen."

Sie stand da, mit sich selber ringend, um einen Sturm von Gefühlen zu beschwichtigen, die die Brust durchtobten. Ihr Blick war abgewandt, ging hinaus über die Dächer in die Ferne, ihr Mund war herb und festgeschlossen. Lange sah Heinrich sie an, als wolle er sich ihr Bild fest in die Seele pressen.

Dann schieden sie.

Was weiter geschah, die Vorbereitungen, die Heimfahrt, die Ankunft in Ysenburg, flogen für Ada vorbei wie die Bilder eines Traumes. Es war wie ein Erwachen, als sie im großen Saale des Vaterhauses allein mit dem Toten sich fand.

Hier in dieser weiten Halle, wo er zuweilen Empfänge gehalten wie ein Fürst, lag der Vater. Selbst der Tod hatte die Kraft der buschigen Brauen, die Wucht des schwerausladenden Kinns nicht zu brechen gewußt. Um seinen Sarg türmten sich Hügel von Blumen, Kränzen, Schleifen und was an Huldigungen aus Nah und Fern zusammenströmte, um noch im Tode den Mann zu ehren, dessen unermüdlicher Wille im Leben sich weithin erstreckt hatte und der keine andere Freude gekannt hatte, als diese unerschütterliche Machtbegier. Ada kniete an seinem Sarge. Betäubender Duft ging aus von den sterbenden Blumen und Kränzen. Sie suchte sich an den Vater zu erinnern, wie er gut gewesen war gegen sie als Kind, und wie sie ihm immer doch fremd geblieben war. Zum erstenmal regte sich ein Schluchzen in ihrer Brust. Was hatte er im Grunde gehabt vom Leben? War er nicht vorübergejagt an allen Blüten des Daseins dem Phantom seiner Macht nach? Und plötzlich erschütterte sie ein Gedanke: War nicht sie selber dem Vater gleich? Jagte nicht auch sie einem Ideal nach, das nirgends Erfüllung fand, und versäumte das Beste? Würde nicht auch sie einst liegen wie der Vater, wenn es zu spät war zum Leben? Langsam kamen ihr die Tränen. Ein unsagbarer Jammer erfüllte sie um diesen Mann, ein bitteres, schmerzliches Mitleid mit dem, dem Ehre und Ansehen geworden war wie wenigen im Leben, und der doch einsam und arm gewesen in seiner Seele.

— — —

In dieser Stunde ward es Ada klar, daß ein neues Leben beginnen müsse.

---

10. Kapitel.

Für kurze Zeit nur kehrte Ada nach Berlin zurück, nachdem die Heimat sie länger gehalten, als sie gedacht hatte. Sie wußte im voraus, daß vieles anders geworden war. Sie wußte, daß im Hause der Schwester sie schwere

Digitized by Google

Kämpfe erwarteten, sie wußte, daß Heydorns Broschüre dennoch erschienen war, sie wußte, daß im Hause Pfeiffer schwere Dinge vorgefallen waren. Heinrich hatte Ada nur kurz mitgeteilt, daß er ganz in sein Atelier übergesiedelt sei. Was der Grund dafür war, ahnte Ada mehr, als daß sie es klar erkannt hätte aus einem Briefe Frau Aurélies, der nichts enthielt als blinde, verzerrte Schmähungen. Es war Ada unmöglich gewesen, darauf zu antworten.

Nun kam sie an. Sie fühlte die Feindschaft im Hause ihrer Geschwister. Die Schwester war höhnisch und kühl, der Schwager betreten, die Kinder jauchzten ihr nicht entgegen wie sonst. Was war geschehen? Man hatte Edith und Frank, deren Erziehung Ada bisher fast allein geleitet hatte, bei Adas Weggang in eine Schule geschickt. Dabei hatte sich nach Luisens Ansicht sonnenklar erwiesen, wie verkehrt Adas Methode gewesen sei. Nichts als Anstöße hatte es gegeben, beständige Klagen über Trotz und Auffässigkeit waren von den empörten Lehrern ins Elternhaus gesandt, und nun weigerten sich die Kinder, in die Schule zurückzukehren.

Ada ließ die Kinder erzählen. Sie kannte Ediths spröde Art. Irgend ein kleines Unrecht war ihr widerfahren, das sie nicht erdulden wollte. Da auch der Lehrer seinerseits den kleinen Fehler nicht zurücknahm, so war das Kind in Trotz und Erbitterung getrieben worden, aus denen es nicht herausfand. Ada sprach eine halbe Stunde mit ihr. Sie sagte ihr, daß der wahre Stolz auch im schweigenden Ertragen von Unrecht sich offenbaren könne. Da ging in Ediths klaren, tränenschweren Kinderaugen ein Verstehen auf, ein schöner stiller Glanz wie Abendleuchten nach einem Regen. Schweigend und tapfer ging sie am nächsten Tage zur Schule.

Luise hatte alles mit angesehen. Aber sie empfand keine Freude, nur neue Mißgunst über Adas raschen Sieg. Von ihr selber hatten die Kinder keinen Zuspruch angenommen, sondern nur nach Tante Ada geschrien. Luise entschied: Die Kinder müssen fort von Hause, in strenge Zucht! Ich habe keine Zeit, mich um sie zu kümmern." Ada widersprach nicht. Es war ihr unsagbar bitter, und doch fühlte sie, daß sie ihr Leben nicht hingeben konnte an fremde Kinder. Sie fühlte, sie brauchte Eigenes, etwas das ihr, ganz ihr gehörte. Sie fühlte, daß sie abbrechen müsse mit allem.

Gerade in diesen Tagen, da Ada nach Berlin kam, erschien in einer der angesehendsten Zeitungen eine Besprechung von Heydorns Broschüre: „Die Befreiung der Philosophie". Sie wurde in tausend Fetzen zerrissen. Man warf ihm vor, nur aus persönlichen Motiven, weil er keine Professur erhalten habe, hätte er jenes Pamphlet verfaßt. Den Namen des Rezensenten glaubte Ada von Heydorn früher gehört zu haben als den eines seiner schlimmsten Konkurrenten, der in geschmacklosester Weise dem dicken Geheimrat schmeichelte und der sich vermutlich durch diese Besprechung die Sporen verdienen wollte. Gleichgiltig legte Ada die Zeitung bei Seite.

Sie schrieb an Heydorn ein paar Worte. Sie hatte in ihrer Abwesenheit ein paar Briefe von ihm erhalten, die indessen so sonderbar und verworren gewesen waren, daß sie stets nur kurz geantwortet hatte.

Jetzt erschien er selber, nervös und überreizt und völlig vernichtet, besonders durch jene Rezension. Ada suchte ihm zuzureden, den von persönlicher Bosheit diktierten Artikel mit Verachtung zu strafen, wie sie selber es getan.

Er hörte nicht. Unvermittelt kam es zu einer heftigen Szene. Er warf ihr vor, sie habe ihn zu unverantwortlichen Torheiten verlockt, seine Stellung ruiniert, ihn selber und seine Mutter ans Hungertuch gebracht.

Ada war empört! „Sie wissen genau, daß ich Sie eher zurückgehalten habe!"

„Mit Worten ja! Aber mußte Ihre ganze Haltung mir nicht Hoffnung machen, Sie würden mich stützen, würden mich, wenn ich — ?"

Ada unterbrach ihn, hoch aufgerichtet: „Wer sagt Ihnen, daß ich Sie nicht gestützt hätte! Sie aber machen mir es unmöglich, durch Ihre wilde Erregtheit! Ich hätte Sie gehalten, dem Staat und allen Geheimräten zum Trotz! Wenn Sie sich gehalten hätten! Aber so machen Sie es mir unmöglich!"

Statt zu antworten, brach Heydorn in einen wilden Weinkrampf aus. Als er sich einigermaßen gefaßt hatte, ergriff er den Hut

Digitized by Google

und rannte davon. Zu spät sagte sich Ada, daß sie einen Menschen vor sich gehabt, dessen Nerven völlig zerrüttet waren.

Am nächsten Morgen brachten die Blätter die Nachricht, daß der Privatdozent der Philosophie Dr. Heydorn im Grunewald einen Selbstmordversuch gemacht habe und schwer verletzt in die Charité geschafft sei. Luise überreichte mit hämischem Lächeln Ada die Zeitung. Ada verzog keine Miene. Sie befahl ihr Pferd und ritt in den Wald, wo er am einsamsten war. Nur Johann in weitem Abstand folgte ihr. Niemand sah, was in ihr vorging. Als sie zurückkam, erschien sie beinahe heiter.

Am Nachmittag fuhr sie zu Heinrich ins Atelier. Der erste Blick zeigte ihr, wieviel sich geändert hatte.

Heinrich im weißen Kittel lachte ihr bitter entgegen: „Sie finden mich wieder als Junggesellen etabliert! Wie ein Anfänger schlafe ich in der Dachkammer nebenan, was die Polizei nicht erlaubt. Aber gerade das gefällt mir. Gott, wie jung bin ich wieder!

Seine Lustigkeit tat Ada weh. Offenbar ahnte er nicht, was Heydorn geschehen war. Sie sagte es ihm mit kurzen Worten.

Er schien nicht erstaunt, nicht einmal ergriffen: „Er ist bei aller Schwäche ein Trotzkopf. Ich habe ihn damals bearbeitet, mit beiden Fäusten sozusagen. Er aber hatte sich's in den Kopf gesetzt, seine Schrift zu veröffentlichen. Als ich ihm andeutete, es wäre Ihr Wunsch, daß es nicht geschehe, da tat er's gerade."

Ada sah starr in einen Winkel: „Dennoch kann ich mich nicht freisprechen von Schuld."

Heinrich zuckte die Achseln: „Schuld, Schuld? Sie haben das Beste gewollt. Irrtum ist keine Schuld. Oder vielleicht doch? Übrigens wird er noch nicht tot sein, wenn er in der Charité ist. Dort kriegen sie ihn wieder gesund! Bei Leuten, die sterben wollen, glückt es ihnen immer!"

„Gebe es Gott!" sagte Ada tief seufzend. Ihr Blick durchsuchte den Raum: „Wo ist das Bild?" fragte sie.

Heinrich senkte den Kopf: „Das müssen wir von neuem anfangen! Eine trübe Geschichte! Aber dazu müssen Sie sich setzen!"

Ada, die bisher nicht zur Ruhe gekommen war, gehorchte. Heinrich erzählte: „Als Sie weggingen an jenem Abend, da ist mir die Klarheit gekommen. Ich bin nicht nach Hause gegangen, sondern habe das Bild von neuem begonnen, gleich am nächsten Tag, so wie Sie am Abend standen, den Kopf über die Schulter gedreht und in die Weite schauend. Und da ist es das geworden, was ich wollte! Da ist aus all den Skizzen und Entwürfen das Ganze geworden. Es waren die glücklichsten Tage meines Lebens! Ich konnte nicht nach Hause! Ich bin, wie als Anfänger, abends in Fuhrmannskneipen gesessen oder in den Wald gelaufen und habe hier kampiert. Doch als es dann fertig war, ging ich heim. In einer Art Taumel erzählte ich von dem großen Glück, dem ungeheuren Glück, das mir geschehen war. Und als ich dann wieder kam ins Atelier, war das Bild fort, gestohlen von meiner eigenen Frau, vielleicht vernichtet!"

Ada sah ihn starr an: „Und was geschah dann?"

Heinrich lachte höhnisch: Meine Frau stellte mich vor eine Alternative: entweder die tote Leinwand oder sie selber!" sagte sie. „Nun, ich verzichtete natürlich auf sie und bekam daher auch die Leinwand nicht. Tote Leinwand! Was ahnt so ein Weiberl, wie viel mehr Leben, Seele, Blut auf einer Leinwand sein kann, als auf zwei Beinen herumläuft."

Ada fragte bitter: „Und Ihre Frau?"

Heinrich erwiderte: Mein Advokat arbeitet an der Scheidung!" Und plötzlich die Arme reckend, rief er aus: „Und jetzt werde ich von neuem malen! Jetzt wird es glücken!"

Ada stand auf mit ernstem Blick: „Nein!" sagte sie, „ich verlasse Berlin!"

„Das tut doch nichts!" rief Heinrich aus. Jetzt bin ich ja frei, frei, frei!"

„Eben darum," erwiderte Ada, ihm die Hand reichend. „Leben Sie wohl! Fragen Sie nicht, warum es nicht sein kann. Aber es wird besser sein, daß wir uns trennen."

Und ehe er sich gefaßt hatte, war sie gegangen.

Zu Dr. Heydorn kam Ada nicht mehr. Die Blumen, die sie ins Krankenhaus gesandt, waren von der Mutter zurückgeschickt worden. Der Arzt teilte Ada mit, daß jede Aufregung

Digitized by Google

Gefahr bedeute. So hielt auch dies Ada nicht an Berlin, zumal es besser gehen sollte.

Im übrigen erfuhr sie später auf indirektem Wege, daß die Angelegenheit Heydorns einen unerwarteten Verlauf nahm. Einige liberale Zeitungen nämlich griffen den Fall auf, um dem Geheimrat Spitzbein etwas auszuwischen. Man war dem Philosophen wegen gelegentlicher Ausflüge aufs politische Gebiet nicht grün und benutzte den Anlaß, um ihm vorzuwerfen, er habe aus persönlichen Motiven einen begabten jungen Forscher niedergehalten und zur Verzweiflung getrieben. Spitzbein, aus Furcht vor dem Skandal, dementierte sofort und erließ die Erklärung, er habe schon vor längerer Zeit Heydorn als Professor an einer kleineren Universität vorgeschlagen. Nur aus Rücksicht auf Heydorns Nervenzustand sei die Berufung noch nicht erfolgt. Wenige Tage darauf erschien dann die Notiz in den Blättern, Dr. Heydorn, der erfreulicherweise auf dem Wege der Genesung sei, habe den Ruf angenommen.

Vierter Teil.

1. Kapitel.

Es war ein silberner Vorfrühlingstag mit feinem Reif und hellblauen Fernen, als Ada im Rivieraexpreß gen Süden fuhr. Ihr gegenüber saß Frau von Schäwen, ein spannendes Buch lesend. Ada hatte das Fenster tief herabgelassen und ließ sich die köstlich kühle Luft über Wangen und Nacken rieseln, fing sie auf in den losen Armeln und den Falten der Seidenbluse und empfand den reinen Hauch wie körperliche Liebkosung. Und dabei war ihr, als bliebe hinter ihr in der grauen Stadt alles Trübe und Unklare zurück, und die Freiheit, die Freiheit erwarte sie.

Im Schlafwagen gings über die Alpen. Als sie erwachten, sahen sie in goldgrüne Frühlingspracht. Mit Schaumweiß und Meeresblau umfing sie bei Genua die volle Harmonie des Südens. Adas Seele war voll zum Überfließen von unbeschreiblicher Sehnsucht nach Leben und Fülle und Schönheit!

Nizza! Schon beim Einlaufen in die Halle erkannte Ada Yvonne. Sie stand da, mit großen, neugierigen Augen im feinen Oval des Gesichts. Im flachen, blumigen Hut, unter dem kokett das lichte Blondhaar hervorlugte, im mattblauen, mit üppigen weißen, spitzengarniertem Kleide sah sie aus wie der Frühling, der sie umgab. Mit zierlichem Schrei flatterte sie Ada entgegen und überströmte sie mit französischer Herzlichkeit.

Sie stellte ihren Gatten vor, der im grauen Ulster zurückgestanden hatte. Er kam mit lässigen Bewegungen und leichtem Wiegen der breiten Schultern heran, deutlich den vornehmen Mann markierend. Ada hatte den Eindruck, daß er sie durch die gleichgültig gesenkten Wimpern genau betrachte, beinahe abschätze wie ein teures Pferd.

Sie fuhr mit Yvonne im offenen Wagen durch die Gartenstraßen Nizzas. René von Montlucon folgte mit Frau von Schäwen. Yvonne plauderte unaufhörlich wie ein Springbrunnen: „Wie hübsch du bist, Ada! Ein wenig herb, aber soviel Linie! Mir war fast bang, du kämst als vertrocknete deutsche Jungfer! Ein Glück, daß du nicht verheiratet bist!

Adas Blick glitt an Yvonnes knabenhaft schmalen Hüften hinab: „Du hast keine Kinder?"

Yvonnes große Blauaugen blinzelten erschreckt: „Was soll ich damit bei der heutigen Mode? Aber auch du wirst unsern Herren gefallen! Wir werden uns gut stehen! Man muß uns zu Füßen liegen! Ich weiß schon jemand für dich! Ich hoffe, unsere Sonne wird deine nordische Kühle schon auftauen!"

Adas Blick überflog den tiefblauen Meereshorizont, der eben auftauchte zwischen weißen Häusern: „Ich spüre es bereits und mir ist fast ein wenig bange!"

Man hielt vor einem Palasthotel der englischen Promenade, wo die Montlucons wohnten und für ihre Gäste Zimmer gemietet hatten. Hohe Balkonfenster öffneten sich über Palmenwipfeln dem Meere zu, über dem tieferer Glanz das Sinken der Sonne verkündete.

Frisch gebadet, ein wenig ausgeruht, in neuer Toilette ging Ada zum Diner. Yvonne mit ihrem Gatten erwartete Ada in der Halle.

Digitized by Google

Neben ihnen erhob sich ein dritter Herr aus dem Sessel bei Adas Nahen. Er war von auffallender Eleganz, sehr schlank, mit ein wenig nach vorn geneigten Schultern und dunklen Chopinaugen unter seitwärts gescheiteltem schwarzen Haar. Ada, sonst kühl Herren gegenüber, war beim ersten Anblick gefangen durch die eigentümlich verbindliche Art seiner Bewegungen und seines Lächelns. Yvonne stellte vor: „Der Baron d'Allonnes.

Dieser ließ einen raschen Blick von Ada zu Yvonne spielen. „Ich hatte Frau von Montlucon im Verdacht, daß sie einen Triumph für sich selber gewinnen wolle, indem sie solche Hymnen von ihrer Freundin sang, um mich nachher zu enttäuschen. Ich bitte alles ab!" Mit leichter Verbeugung vor Yvonne hob er zugleich einen Sessel für Ada heran.

Man plauderte. René de Montlucon entwarf in drolliger Weise, auch im Sprechen den Ausländer spielend, ein Programm für die nächsten Tage: Concours hippique, Oper in Monte Carlo, eine Yachtfahrt nach Korsika. Baron d'Allonnes war weniger gesprächig; nur hier und da warf er eine witzige Bemerkung ins Gespräch. Sonst ließ er seine dunklen Augen zuweilen wie nachdenklich auf Ada oder Yvonne ruhen. Ada ließ alles an sich vorüberziehen. Sie fühlte sich leicht und elegant in dem leichten und eleganten Milieu. Aller Ernst ihres früheren Lebens schien ihr nur lächerlich.

Als man vom Diner aufstand, war die südliche Nacht hereingebrochen. Ada, müde von der Reise, hatte jeder Unternehmung für den Abend entsagt. So wandelte man auf der Terrasse des Hotels auf und nieder. Blaue Lichter verbreiteten diskretes Licht. Zuweilen bewegte ein Meereshauch die Wedel der Palmen. Aus dem Hotel schwamm leise Musik heraus. Ada ging zwischen Yvonne und d'Allonnes.

Yvonne hatte sich in Adas Arm gehängt: „Ist es nicht schöner, tausendmal schöner als in eurem Nebel?"

Ada lächelte: „Da ich gerade dem Nebel entwischt bin, erscheint es mir hier wie im Paradies. Aber wird euch dies Leben nie langweilig?"

Yvonne lachte ihr klingendes Lachen: „Bei Gott, zuweilen wohl! Aber was ist zu tun? Übrigens haben die Herren den Sport, das Spiel, die Politik. Mein Mann zum Beispiel läßt sich eben als Deputierter aufstellen für die königstreue Partei."

Ada war erstaunt, sie wußte wenig von der inneren Politik Frankreichs.

Hektor d'Allonnes gab einige Erklärungen: „Was man im Ausland als Frankreich ansieht, diese lächerliche Republik der Advokaten und Krämer, existiert für uns, die wir uns als die wahren Vertreter Frankreichs ansehen, in keiner Weise. Jene blamieren uns täglich vor Europa, wir dagegen halten die Tradition des alten Frankreichs fest. Damals war Frankreich groß. Der König thronte in Versailles wie die Sonne im Weltraum, und die Monarchen Europas kreisten um ihn als Planeten in größerem oder geringerem Abstand. Wir, der Adel im Bund mit der Kirche, wir werden einst den König zurückführen."

Yvonne seufzte: „Wenigstens reden wir davon.

Ada bemerkte nachdenklich, es sei doch kaum möglich, jene Zeit bei den völlig veränderten sozialen Verhältnissen wieder heraufzuführen.

Hektor machte eine unwillige Geste: „Sprechen auch Sie, gnädiges Fräulein, die Phrasen der Literaten und anderer Unzufriedener nach? Die Unterschiede zwischen den Menschen sind göttliche Einrichtung! Es wäre undankbar, wenn wir auf das verzichten wollten, was die Geburt uns geschenkt hat! Was ahnen die, die uns Müßiggänger und Schmarotzer schelten, welche Kunst, welche Tradition welche Mühe dazu gehört, das Leben vornehm zu genießen?"

Yvonne schmiegte sich an Ada: „Wir und die Sonne werden dir deine nordischen Grillen austreiben liebe Ada!"

Ada lächelte melancholisch: „Ich wollte, es gelänge."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

In Feindesland

Vollmond geistert über den Argonnen.
Drunten im Gesträuche, reglos, schwer,
Liegt versteckt ein Schütze. Das Gewehr
Hält im Anschlag hart sein Griff umsponnen.

Sieh, da wird's lebendig in der Lichtung.
Zweige knistern. Sorglos äugt ein Reh,
Schußgerecht. Was säumst du Schütze — he?
Schöner läuft kein Wild dir in die Richtung!

Doch des Königs Schütze harrt versonnen,
Regt sich nicht. Des Feindes Blei traf gut.
Näher grast das Rehlein, wohlgemut . . .
Vollmond geistert über den Argonnen.

Bernhard Schäfer.

Das Erkennen / Von Heinrich Leis

Sie wäre schließlich doch nicht die rechte Frau für ihn geworden, dachte Georg Herwig, wie er über die Landstraße ausschritt, die feindwärts künstliches Gestrüpp der Faschinen deckte. Es klang fern das Trommeln von Gewehrschüssen, das sich anhörte wie Schlagen oder Rollen von Kugeln gegen eine hohle Wand. Wenn ein kleiner Trupp von Mannschaften, die irgend wohin zur Ablösung, zum Schanzen oder zur Leitungspatrouille gingen, ihm begegnete, hing um sie eine Wolke weißen Staubes. Eigentlich ärgerte ihn, den weiten, staubigen Weg gemacht zu haben, vom zerschossenen Dorf, wo der Beobachtungsposten lag, bis ins Quartier seiner Batterie. Aber gegen Abend fuhr der Autopark sicher wieder Baumaterial an die Front, da konnte er mit einsteigen und sich zurückrattern lassen . . . Es wunderte ihn, solange keine Post von Daheim bekommen zu haben, und es beunruhigte ihn zu gleicher Zeit. Er meinte, seine Mutter müsse erkrankt sein. Und dann kamen seine Gedanken wieder auf das Mädchen. Gern hatte er sie und mochte sie sich schwer aus dem Herzen reißen. Aber ob eine Verbindung mit ihr sein Glück geworden wäre? Er analysierte vor sich selber, wie es stand zwischen ihr und ihm. Er war zu grüblerisch, zu kleinlich sozusagen, was ihm fehlte, war der große Zug, das Leben zu fassen und einzufangen. Er sah sich auf dem besten Weg zu verknöchern mit seinen jungen Jahren. Da kam der Krieg als jäher Windstoß . . Daß er schließlich auch mit hinaus mußte, der nie geglaubt hätte, noch einmal Militärdienste zu tun, mit seinen kurzsichtigen Augen und seinen schwachen, durch reichliches Studieren angegriffenen Nerven. War denn das, dem er zustrebte, alles was das Dasein umfaßte: Arbeiten . . . Arbeiten . . . Arg hart kam ihm das Leben an in den neuen Verhältnissen. Alle Gedanken und alle Zweifel, die er an sich selber hatte, brachen doppelt stark hervor in der ungewohnten Umgebung. Wie er die Soldaten, die Kameraden, von einer üppigen Naturkraft strotzen sah, die er beinahe fürchtete . . . Ihr lautes, lärmendes Selbstrecht des: „Da bin ich!" fiel ihm auf die Nerven. Er fühlte sich in die zweite Reihe geschoben, unnütz, isoliert. Und ähnlich gings doch auch daheim schon, im Verkehr mit anderen. Das war der Punkt, nach dem er sein Verhältnis zu Magda zu erklären hatte. Sie kannte ihn vielleicht besser, als er sich selbst gekannt haben mochte vor dem nun zweimonatigen Kriegsleben, das ihn ganz durcheinander rüttelte . . . Sie war sehr klug und das zog ihn an, mehr als der Reiz samtbrauner Augen und goldblonder Lockenfülle. Aber das beeinträchtigte auch sein Auftreten wieder, ihr gegenüber. Jetzt erst mochte ihm aufgehen, wie er manchmal steif und hilflos war, unter dem Bann dieser braunen Augen. Und was er damals für Freundschaft hielt oder — sollte er's eingestehen — Liebe . . . war es nicht mehr Spielerei? Er wußte

Digitized by Google

noch den unvergnüglichen Abend, damals, wie sie ihn so auffällig vernachlässigt hatte, um wie ein Vogel im Saal vom einen zum andern herumzuflattern. Und er stand verbittert dabei, mit erstickem Zorn in der Brust. Schäkerei war alles, schnell vergessener Flirt — und er war ein Narr. Aber wie er nachher vor der Einberufung stand, wurde sie ernster, und beim Abschied, feldgrau an der Bahn, wähnte er, habe er's feucht in ihren Augen schimmern sehen ... Nun, fuhr er selbstquälerisch fort, das Kind weint, wenn man ihm ein schönes Spielzeug abnimmt. Oder man gibt ungern alte Gewohnheiten auf ...

Sie schrieben sich regelmäßig. Nur kurze Kartengrüße. Er war kein Freund davon, seine innersten Gedanken und Gefühle schriftlich niederzulegen, wovon ihn besondere Scheu zurückhielt. Und so antwortete auch sie. Wie anders herzlich und besorgt klangen der Mutter Briefe, wenn sie nachfragte nach all seinen kleinen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten, bekümmert an die Gefahr mahnte, in die der unerbittliche Gang des Krieges ihn warf, und mit ihrer Sorge und Herzensangst ihn anflehte, sich zu schonen, um sein Leben besorgt zu sein. Wenn er diese Briefe las, war's ihm wie eine körperliche Liebkosung. Und von Magda ... geistreiche, kurze Sätze, kühl hingeworfen ... „Gut gehts dir ja!", als ob sie Herr wäre über die Unbeständigkeit des Geschickes und über den Zufall, der den tödlichen Flug der Geschosse lenkt. Nun sind es drei Wochen, seit er sich hinausgemeldet hat, zur vorgeschobenen Beobachtung. Es hat manchmal schon Granaten im Dorf gehagelt, daß ein Getöse prasselte und widerhallte mit berstenden Mauerstücken, und der Schützengraben mit dem Beobachtungsstand lag den ganzen Tag oft im feindlichen Feuer. Aber das war ihm noch lieber als in der Batterie Dienst zu tun, wo es immer Schanzarbeit gab, jenes schwere Schleppen der Baumstämme und Eisenschienen zur Deckung und das ewige Schippen an dem Netz der Laufgräben, an den Geschützstellungen oder was es sonst im Rücken der Kampftruppen zu tun gab. Nun seit diesen drei Wochen hat er keine Nachricht mehr von daheim. Weder einer von Mutters lieben Briefen noch von Magdas knappen Kartengrüßen hat ihn da vorn erreicht. Die Kameraden im Quartier hatten ihm doch versprochen, was etwa für ihn ankam, nachzusenden. Vielleicht daß doch ein Brief liegen geblieben war, sich irgendwo in der Batterie verirrt hatte, wenigstens Mutter hätte ihn solange nicht warten lassen. Zumal er — wie er allerdings bereute — nach Hause geschrieben hatte, er werde näher an den Feind herankommen, den er bisher nur fern aus Kanonendonner und Flintenknallen gehört. Er wußte nicht, war's eine leise Angst gewesen, vor dem Ungewissen, das ihn geheimnisvoll in Abenddunkel aus den gerissenen Mauerlöchern angrinste, als er zum erstenmal die Zerstörung des Kriegs greifbar um sich hatte; oder ein Gefühl des Stolzes, das ihn prahlen ließ mit etwas wie besonderem Mut ... vielleicht beides: An die Mutter dieses ungewisse Bangen, Magda gegenüber der Stolz. Aber er hätte es doch nicht schreiben sollen. So machten sie zu Hause sich unnütz Gedanken. Vor allem die Mutter ...

Er ging grübelnd des Wegs. Seine Stiefel waren weiß geworden vom aufquirlenden Staub. Nun kam er an den Bahnhof. Das war die Lebensader, die sie in ihrer Abgeschlossenheit, in dem Urweltdasein des Feldlebens noch mit der gewohnten behaglichen Welt des Friedens verband, mit der großen Ferne. Da blinkte auch der Kirchturm ihres Dorfes schon schiefrig glänzend, zwischen grünen Baumspitzen. Ein Radler holte Georg Herwig ein. Er fuhr auf und sah dem Mann ins Gesicht. Das war die Ordonnanz der Batterie. Sie riefen sich einen flüchtigen Gruß zu. „Post holen, Kamerad?" fragte der Radler sich umkehrend, „hast heute zwei Briefe dabei!" Es ist eine angenehme Erwartung, eine behagliche Spannung jedesmal, wenn man einen Gruß von der ersehnten Heimat empfängt, wenn man die liebe Handschrift auf dem Umschlag liest und errät, daß gute Nachrichten darinnen stehen in dem Brief. Aber da war noch etwas anderes in Georg Herwig, das unbewußt aus der Tiefe seines Empfindens aufstieg, das ihm in den Adern freudig zuckte, ein unbestimmtes Hoffen — er hätte nicht zu sagen gewußt, was es bedeutete — und fühlte doch das Befreiende, ein Aufatmen, wie Verheißung eines Glückes. Es trieb ihn, das letzte Stück der Straße schneller vorwärts zu kommen, um bald im Quartier zu sein. Die Bäume zur Seite des Fahrwegs standen staubbehaucht mit schimmerndem Laubwerk in der Sonnenglut. Bauern ließen den Pflug durch die Felder furchen, ein schwerfälliger Zug von Kühen ging schleppfüßig zur Weide. Im Dorf war das lebhafte Bewegen der im Quartier liegenden Mannschaften, wo auf den Straßen die planüberspannten Wagen der Bagage hielten. Große Haufen von Patronen lagen aufgeschichtet auf Haardecken. Georg Herwig ging durch den Pferdestall, wo die Packpferde am Hafer knabberten und stieg da die schmale Leiter herauf. Oben, in dem ehemaligen Heuschober lagen die Kanoniere von seiner Korporalschaft. Nun waren sie alle draußen im Dienst, die weißgetünchte Bude stand leer mit den hölzernen Pritschen, den Zeltplanen, Decken und den rings an den Wänden hängenden Ausrüstungsstücken. Auf der Fensterbank lagen die Briefe. Zu oberst erkannte er Magdas Hand. Er lächelte ein wenig überrascht. Einen Brief von ihr — er hätte nur eine Karte erwartet, höchstens. Was sie schreiben mochte ... Darunter, von Mutter, der wohlbekannte, blaugraue Umschlag. Einen Augenblick zögerte er, dann — war es Neugier — riß er Magdas Brief zuerst auf. Drei volle Seiten ...

Digitized by Google

und fing zu lesen an . . . seltsam verändert der Ton, wie sie schrieb . . . „Wir haben fast drei lange Wochen nichts mehr von Dir gehört, kein Lebenszeichen, auch Deine Mutter nicht, wie sie sagte. Du wirst Dich wundern — ich war bei ihr — weil ich mir recht viel Sorge um Dich machte. Geht's Dir aber gut, so schreibe bald, wenn auch nur ein paar Zeilen. Wir warten darauf, auch Deine Mutter ist sehr ängstlich." Er dachte nach — merkwürdig — und er hatte doch regelmäßig geschrieben, und nur ein Zufall war's, der diese Briefe aufgehalten hatte . . . es sollte ihm gleich sein, welch ein Zufall — ob Truppentransporte die Geleise sperrten, daß der Postverkehr stockte — er jubelte auf, er pries diesen Zufall, der ihm Magdas Herz unverhüllt offenbarte. Denn der Brief vermittelte ein plötzliches Erkennen, ein Verstehen ihrer Gesinnung. Das war nicht Getändel, nicht oberflächliches Erkundigen . . . So gab man sich nur einem gegenüber, den man lieb hatte. Es ging ihm wohlig über den Rücken, wie wenn die Sonne, lange von Regenwolken eingesperrt, durchbräche und mit blauer, safter Wärme ihm liebkose. . . Kein Grübeln, keine Zweifel mehr, die wichen wie die windzerwehten Wolken, vor seinem goldigen Zukunftstraum! Als er dann von Mutters Sorge las, streichelte er den blaugrauen Bogen, gleichsam um alle Bangigkeit des Mutterherzens wegzutilgen, ihr durfte er's ja schreiben, was er fühlte, so recht, wie's ihm zumute war.

Er holte sich die Feder und das Tintenglas vom verstaubten Wandbrett. Wenn auch ein paar Tage, schließlich eine Woche verspätet, die Briefe würden schon ankommen. Gegen Abend stand er wartend am Bahnhof, um auf den Autopark zu lauern, der ihn mit an die Front zurücknehmen sollte. Die tiefe Sonne glühte am Himmel brandrot zwischen bäumenden Wolken. Der Staub hing weißlich in der Luft als blaßfarbenes Gewebe. Der abendliche Vogelgruß aus den Bäumen jubelte ihn an, während in der Ferne die Artillerien ein Toben begannen wie grollendes Gewittern. Die Pioniere waren am Schaffen mit den Eisenschienen und den Baumklötzen, die Autos kamen herangerasselt und wurden beladen. Wagen standen in langer Reihe hinter der Deckung der Faschinen mit kopfhängenden Gäulen. Als Georg Herwig auf das eisenbepackte Auto zu oberst kletterte, an der Schienenlast Halt fassend, war ihm die Freude im Herzen noch wie eine munter rieselnde Quelle; der schwere Kraftwagen führte ihn feindwärts, gegen Westen. Da standen mit blauem Dunst die Berge, schwerbefestigte Höhenlinien, wo ein zäher Gegner sich eingenistet, aber nun im Abendrot grüßten sie ihn wie Künder seines größten, plötzlich offenbar gewordenen Glücks.

✱

Mütter

Die ihr einst trugt in Luft und Schmerzen,
Ihr gebt sie her für's Weltgericht!
Ihr opfert sie mit starkem Herzen,
Doch eure Tränen zeigt ihr nicht — —!

An Hügeln fern, wo Kranz und Klage
Umflicht, was Jugend euch gebar,
Bau'n stolz verwund'ne, hohe Tage
Für euch den ew'gen Dankaltar!

Ob heiß euch auch mit Leid begegnet
Die klirrend schwere Eisenzeit:
Mit Blut hat heiligend gesegnet
Sie euren Schoß in Ewigkeit — —!

Bruno Pompecki.

✱

In der Nacht / Von Hedwig Forstreuter

Die Nacht geht auf lautlosen Füßen durch das Haus, ihr langes Gewand schleift über den Grund und weckt dort geheimnisvolle Töne, die wie Stimmen lebender Wesen durch das Schweigen flüstern. Erinnerungsschwer, zukunftsbang — — Und ein junges Ohr erhebt sich lauschend, Augen durchdringen voller Angst die Dunkelheit: Was wandert dort in den Gängen, was rauscht so seltsam und klagt? — Ferne Stimmen, die näher kommen, die rufen, — wie kannst du schlafen in diesen Nächten, da deutsche Helden wachen und kämpfen?

Deutsche Helden, — sie sagt es leise dem Herzen nach, aber in der Dunkelheit liegt ein Lächeln um ihren Mund; das gilt nur dem einen, dem Lieben, um den sie bangt Tag und Nacht.

Sie setzt sich empor auf ihrem Lager, das Kissen stützt sie — ja, nun will sie wachen wie die im Felde, — wer könnte schlafen, wenn die Seele

Digitized by Google

so von Bildern erfüllt ist. — Wie lange wartet sie schon? — Monate — —. Sieben Monate lang ging ihr Flehen in schweren Nächten zum Herrn — heiß, stürmend, dann scheu, wie matte Vögel fliegen — voll heiliger Inbrunst und Klarheit zuletzt, da sie im Leiden wuchs.

Die Minuten gehen. Sie fühlt die Entschwindenden wie Sandkörner durch ihre Hände rinnen und wieder übermannt sie das ohnmächtige schwere Gefühl wie vor Jahren, als sie, damals noch Braut, dem Liebsten zum Jagen fuhr! Sie hielten an einer niederen Kiefernschonung, hinter der schon der Schilfgürtel des Sees begann. — „Du wartest hier, bis ich pfeife. — Komm auf keinen Fall eher auf den Weg herausgefahren; Weidmannsheil!"

Und er schritt davon. Die Kiefern schlossen ihre grünen Zweige hinter ihm, ein Sumpfvogel rief. — Sie war allein mit ihrer kleinen Schwester, die jetzt von hinten die Arme um sie schlang: „Glaubst du, daß er den Bock bekommt? Vater hat schon vergeblich auf ihn gepirscht. Es ist ein ganz Heimlicher — —" Sie fühlte die Wärme der Kinderwange an ihrem Gesicht und wisperte zurück: „Still, da rief ein Kuckuck — wie lange leb' ich noch?" — Sie lauschten, doch der Vogel schwieg und nur das Stampfen der Pferde, die sich gegen die Fliegen wehrten, das schläfrige Summen der Insekten klang. Vor ihnen auf dem Wiesenausschnitt schwankte das Wollgras wie ein silbernes Meer und von Zeit zu Zeit strich eine Ente darüber hin.

„Eigentlich tut mir der Bock leid", flüsterte die Kleine. „Wenn er doch heut nicht herauskräte." — Da krachte es auch schon dumpf und hart. — Die Pferde zuckten und standen dann ruhig. Volle Spannung die nächsten Minuten. Ob er getroffen hat?

Sie wagen nicht zu atmen und hören nun ein Brechen und Rauschen, dann ein Plätschern wie von Wasser — der See — Sie blicken sich an; gewiß ist der Bock im Todessprung im Wasser niedergebrochen .... Nun muß ihn der Jäger holen. Lange lastende schwere Viertelstunden. — Die Pferde warfen ungeduldig ihre Köpfe, gepeinigt von Insekten. Das Wollgrasmeer scheint sich zu verdunkeln im Abendschatten, der Wald seufzt. „Ich habe Angst", sagt die Schwester und die Braut sieht mit starren Augen auf die Schonung, ob nicht ein grüner Hut sich zeige, ein liebes lachendes Gesicht. —

Dämmerung quillt auf vom Grunde. — „Dürfen wir nicht fahren, nach ihm suchen? Es ist so schwer, hier still zu stehen?" — Die Ältere bekommt kaum die Lippen von einander. „Wir müssen sein Signal abwarten; ich darf nicht von der Stelle."

Stumm aneinander gedrängt starren sie in die Nebel, die von der Wiese aufsteigen. Hören den Ruf des ersten Käuzchens, fahren zusammen, lauschen mit allen Fiebern ihrer Seelen.

Und die Braut bangt in diesen Augenblicken um ihr junges Glück; sie fürchtet, sie weiß nicht was; sie denkt an Wilderer, an das Plätschern im See — und dennoch in aller Angst wagt sie nicht das Verbot zu durchbrechen, nicht aus Furcht vor einem Vorwurf, sondern aus dem eingewurzelten Pflichtbewußtsein der Soldatentochter.

Aber das Herz bricht ihr fast dabei. Und die Hände, die das Leder der Zügel halten, sind eiskalt. — Eine Nachtschwalbe schießt über den Weg, ein langer schwarzer Schatten, wie ein Unheilsbote. Fast rühren ihre Schwingen den Wagen, der so stumm in den Geleisen steht. Da — wie ein silberner Sang, eine himmlische Botschaft kommt es leise und fein über die Schonung gezogen.

Ein Pfiff und noch einer — und nun knacken die Zweige, ein Gesicht scheint aus der Dämmerung: „War das eine Arbeit! Verzeiht; es hat lange gedauert. Aber ich mußte den Bock erst aus dem See fischen und das ging gar nicht so einfach. Seht — ein guter Sechsender!" Die Mädchen schauen und versuchen sich zu freuen, nun liegt der Bock in der Gabel des Wagens und der Jäger steigt auf: „Ihr seid so still? — Angst gehabt?"

Sie fühlt noch heute den Kuß, beschwichtigend, abbittend, den er ihr gab und dann sah sie seine Augen, in denen heiß das Erleben des Jägers stand und die von der Tiefe ihrer Angst nichts ahnten. Sie schwieg und als sie auf den Weg lenkten, sah sie über dem schwarzen Wald einen grünlich blinkenden Stern stehen. Voller Trost. —

An diese Stunden denkt die einsame Frau. Sie erschienen ihr bisher als die angstvollsten ihres Lebens. —

Aber nun kam ein neues Warten bei einem ernsteren Jagen. Und wie damals gilt ihr der Befehl: Du bleibst an deiner Stelle — — Und wenn diesmal ein Ruf an sie ergeht, aus dem langen Schweigen, dann ist es, weil der Liebste verwundet liegt oder — — —

Sie denkt das nicht zu Ende. Sie kann es nicht. Geduldig will sie warten wie einst. Die Stimmen der Nacht flüstern um sie mit den Lauten des Waldes und wenn sie die Augen schließt, sieht sie den grünen Stern wieder, der so trösflich blickt.

Vielleicht steht er zu dieser Stunde über einem Schützengraben in Feindesland und zwei Augen suchen ihn, zwei liebe deutsche Augen — die wissen, daß sie hier in Sehnsucht wacht. — —

Digitized by Google

Erhörung

Ich schrei zu dir, du unerforschte Macht,
Die mich erhebt, verstößt, beglückt und peinigt ..
Ich schrei zu dir, aus meines Busens Nacht
Ersteh' die Flamme, deren Glut mich reinigt.

Was meine Seele sah, die Augen laß es schauen
In dieser ahnungsvollen Werdenacht . . .
Gib meiner Faust die Kraft, dein ewig Bild zu hauen
In Erz und Stein verkünd' es deine Macht.

Ich schrei zu dir .. Gib Leben oder Tod —
Enthülle dich. — Auf daß in Demut neige
Mein Wesen sich. Erhöre mich, starrer Gott ..
Der Schleier fällt — ich schaue und ich schweige.

Ziska Luise Schomber.

Allerlei

Von den Engländern einiges selbst erlebtes, buchstäblich wahres. Außergewöhnliche Umstände hatten mich mal gezwungen, statt mit einem deutschen, mit einem englischen Dampfer der Castle Line nach Südafrika zu fahren.

In der mir angewiesenen Kabine der zweiten Kajüte befanden sich sechs Betten, immer zwei übereinander, die ich mit fünf Engländern zu teilen hatte.

Die Reise von Southampton nach dem Cap währt vierzehn Tage.

Gleich am ersten Reisetage — wir fuhren von Southampton ab — besprach ich mit dem Badesteward, daß ich täglich frühmorgens ein Bad nehmen wollte, und daß er mir — gegen Zahlung von zehn Schillingen (gleich 10 Mark) für die ganze Reise — täglich ein Paar Stiefeln putzen sollte, welche ich nach dem Bade in der Kabine vorfinden wollte.

Ins Bad begab ich mich in Morgenschuhen, die man auf englisch Shlippers zu nennen beliebt.

Diese Schuhe, sogenannte Kamelhaarsocken, die ich aus Berlin mitgebracht hatte, weckten schon den Spott meiner Kabinengenossen. Mehr noch der Umstand, daß ich meine Lederstiefeletten vom Badesteward putzen ließ. Was sie selbst mit den ihrigen machten, weiß ich nicht; habe mich nicht darum gekümmert. Shlippers habe ich bei den Herrschaften nicht gesehen. Vielleicht kannten sie derartigen Komfort auf Seereisen nicht oder sie verschmähten ihn.

Kurz, eines guten Morgens — wir hatten die See von Biscaya noch nicht hinter uns gelegt — fand ich, als ich aus dem Bett hineinsteigen wollte, meine Schuhe pitschepatschenaß, also vollständig unbrauchbar vor meinem Bette stehen.

Das ging mir über die Hutschnur. Ich beschwerte mich beim Kapitän.

Der war sofort bereit, mir Genugtuung zu verschaffen, und begleitete mich nach dem Promenadendeck der zweiten Kajüte zurück, wo jene beiden Kerle, welche ich in Verdacht hatte, die Sudelei begangen zu haben, sich für das Luncheon trainierten.

Die Burschen stritten; nannten meine Angaben schlankweg Lügen.

Darauf bat ich den Kapitän, meine Schuhe durch den Badesteward, dem sie bekannt seien, heraufholen zu lassen.

Das wurde erlaubt. Aber die Dinger waren nicht mehr da. Waren über Bord gegangen. Die See ist ja groß und weit.

Indessen der Kapitän schien seine Leute besser zu kennen. Er befahl ihnen mit energischen Worten, Frieden zu halten, und drohte ihnen mit dem Polizeirichter am Kap, falls noch die leiseste Beschwerde über sie laut werden würde. Dann machte er mir kurz sein Honneur: „Well Sir!" Ich machte ihm meine Verbeugung: „Thank you, Captain! Thank you very much!" Und dann wandte er sich ab und ging nach dem Promenadendeck der ersten Kajüte zurück.

Jetzt aber, noch ehe er das Promenadendeck der zweiten Kajüte verlassen hatte, geschah das Ungeheuerliche, für jeden Deutschen Unfaßbare: In Gegenwart der sämtlichen Männer und Frauen der zweiten Kajüte, unter denen sich z. B. auch ein Reverend mit seiner Gemahlin befand, in Gegenwart von zwei uniformierten Offizieren des Schiffes, welche sich gleichfalls zufällig auf dem Promenadendeck der zweite Kajüte befanden, durften die beiden gemaßregelten Kerle hinter dem Kapitän her die Zunge herausstecken, „Bläh!", ohne daß auch nur ein einziges „Pfui!" laut geworden wäre. — Buchstäblich!

Echt englisch, gentlemanly and ladylike, beg your pardon! Is it not?

Man darf doch annehmen, daß in der zweiten Kajüte eines englischen Salondampfers der Castle Line, wenn auch nicht gerade „first classe people", so doch immer ein gewählteres, zu gefälligeren Umgangsformen erzogenes Publikum reist als im Zwischendeck.

Ein anderes Bild: Ich hatte das zweifelhafte Vergnügen, in Tucuman, einer ansehnlichen Stadt in Argentina, mit einem Engländer in einem deutschen Hotel zusammen zu treffen. Denselben Mann hatte ich tags voher schon in den einige Meilen von der jetzigen Stadt Tucuman entfernt gelegenen Ruinen der alten Stadt Tucuman beobachtet, wo er ganz nette Aquarelle malte. Wer Aquarelle nach der Natur zu malen versteht, meine ich, muß schon ein bißchen mehr denn Durchschnittsmensch sein, dann auch einige Lebensart besitzen.

Gut! In den Ruinen hatte ich den Mann ignoriert, wie ich dies grundsätzlich mit jedem Engländer mache, um seinen Flegeleien aus dem Wege zu gehen; denn der Engländer ist, das habe ich hundertfach persönlich erfahren, der geborene, staatlich konzessionierte und privilegierte Flegel. Beim zweiten Frühstück, in Argentina „desayuno" genannt, das um die Mittagszeit eingenommen wird, gleich dem englischen „Lunch" oder „luncheon", ignorierte ich ihn gleichfalls. Nach dem desayuno erbat ich mir ein Glas Barbadinen-Limonade und setzte mich damit unter die Veranda des Hotels. Setzte der englische Aquarellmaler sich zu mir an meinen Tisch und fragte mich ganz unvermittelt — auf englisch natürlich, denn eine andere Sprache, als die ihrige, sprechen diese Herren vom großen „I" selten: — „Sagen Sie, mein Herr, wie geht das zu, daß Ihr Volk seit Schiller und Goethe nicht einen einzigen großen Mann mehr hervorgebracht hat? Sind Sie in Ihrem Mili-

Digitized by Google

tarismus so versumpft, daß Sie für die höheren Kulturaufgaben der Menschheit kein Verständnis mehr haben?"

Buchstäblich!

Im ersten Augenblick wollte ich aufstehen und dem Mann erwidern: „You are a fool, man, a complet clown!" Aber dann siegten der göttliche Humor, der in der Sache lag und meine deutsche Gutmütigkeit über die beispiellose englische Dummheit und Flegelei. Ich nannte dem Mann Werner Siemens, Helmholz und andere derartige Koriphäen der Wissenschaft.

„I don't know!" erklärte der Englishman.

Ich nannte ihm Professor Röntgen, Professor Virchow, den weltberühmten Bazillenmann Professor Koch und andere berühmte Gelehrten.

„I don't know!" lautete Mister Englishmans Antwort.

Ich nannte ihm Reinhold Begas, Liebermann, Studt und wieder andere Männer der Kunst.

„I do not know!" krächzte mein Engländer.

Ich nannte ihm Strauß, Richard Wagner usw.

„I do not know!" war des Engländers stereotype Antwort.

„Was? Sie kennen Richard Wagner nicht?" rief ich erstaunt.

„I do not know him!"

„Ist das möglich?! Ist das möglich!! Sie kennen wirklich diesen weltberühmten Richard Wagner nicht?"

„I am sorry, Sir! I don't know him! What did the man do?" (Ich bedauere, Herr! Ich kenne ihn nicht! Was hat der Mann tun?)

Ich: „Der hat ein Käsepapier erfunden, da können Sie den ältesten Chester hineinwickeln, er stinkt nicht durch!" Damit stand ich auf und ging davon. Ich konnte nicht anders, bei Gott im Himmel! Meister Wagner wird mir ja auch wohl nicht gram drum sein. —

Ein drittes Bild: Ich besaß vor dem Burenkriege ein kleines Häuschen in Pretoria, Erdgeschoß, Wellblechdach, Veranda, hinten ein kleines Gärtchen mit Pferdestall, vorn an der Straße ein Tummelplatz, der von hohen, alten Pendelweiden angenehm beschattet wurde. Da ich mich damals viel auf Reisen befand und zumeist auch in Deutschland lebte, hatte ich das Häuschen vermieten lassen, den einen Flügel zuletzt an eine deutsche Kaufmannsfamilie mit einem Kinde und zwei Kaffern, den andern Flügel an einen holländischen Zimmermeister mit Frau und fünf Kindern, fünfzehn bis zwanzig weißen Zimmerleuten und acht bis zehn schwarzen Handlangern, welche vor dem Hause unter den Pendelweiden den denkbar schönsten Werkplatz hatten.

Pretoria hat Wasserleitung, Quellwasser von der „fountain growe", einem Waldquellgebiete also, und daher vielleicht das denkbar schönste und gesündeste Wasser der Erde. Ein Deutscher hat diese Wasserleitung angelegt. Dann ist sie leider in die Hände englischer Spekulanten übergegangen.

Wohlan: Auch mein Häuschen hatte Wasserleitung. Davon gebrauchten selbstverständlich beide Familien nicht allein, sondern auch sämtliche Zimmerleute und Kaffern des Holländers; also an die dreißig bis vierzig Menschen tagein, tagaus. Kostenpunkt sieben Schilling sechs Pence oder sieben Mark fünfzig Pfennig monatlich.

Das ist für Berliner Verhältnisse ein bissel viel Wassergeld, war aber für die damaligen Erwerbs- und Lebensverhältnisse in Pretoria durchaus nicht übermäßig hoch, und wurde demgemäß mit in Rechnung gestellt, beziehungsweise durch meinen Sachwalter mit verrechnet.

Im Frühjahr 1896 hatte ich wieder mal Veranlassung, für längere Zeit nach Südafrika zurückzugehen. Da wollte ich mein Häuschen für mich allein haben, teils um selbst ungenierter zu wohnen, teils um Freunde darin logieren zu können, deren ich damals in der Transvaalrepublik und im Oranjestaate nicht wenige hatte.

Ich ließ also den Mietern kündigen und zog im Juni 1896 selbst ein mit zwei Kaffern und einem Reitgaul.

Statt der dreißig bis vierzig Personen, welche bis da die Wasserleitung benutzt hatten, wurde also nur noch für drei Personen und einem Gaul der Wasserbedarf daraus entnommen. Nichtsdestoweniger verlangte die englische Wasserleitungskompanie von mir jetzt statt der bis da erhobenen sieben Schilling sechs Pence, sage und schreibe zweiundzwanzig Schilling und sechs Pence oder zweiundzwanzig Mark fünfzig Pfennig monatlich.

Das konnte nur ein Irrtum sein, sagte ich mir in meiner deutschen Einfalt, ging mit meiner Wasserrechnung nach dem Office der Wasserleitungskompanie, und stellte dort die Sache vor: „You makes an mistake, messors! Please, set it right! I am alone with my two caffers and the horse!"

Lachten mich die Herren Engländer quietschvergnügt an und erklärten: „O no, Mister R., das ist kein Irrtum! Es ist vollständig in Ordnung so. Wenn Sie sich den Luxus leisten können, ein ganzes Haus allein zu bewohnen, dann können Sie auch twenty two shillings and six pence Wassergeld bezahlen."

Und dabei blieb es. Englische Willkür geht über Leichen.

Natürlicherweise bezahlte ich nicht.

Schnitten mir die Engänder das Wasser ab, indem sie das Ventil, welches das Rohr nach meinem Grundstück mit dem Hauptleitungsrohr verband, zudrehten.

Blieb mir nichts weiter übrig, als meine beiden Kaffern — den einen hatte ich zur Abwartung des Pferdes und zur Instandhaltung des Gärtchens, den andern für Haus und Küche und zu meiner persönlichen Bedienung gemietet — auf den Trab zu bringen, unsern Wasserbedarf auf ei..em Handwagen bzw. in einer leeren Weintonne aus den öffentlichen Leitungsröhren vom Markt- und Kirchplatze herbeizuholen, welche zu freier Benutzung für jedermann angelegt waren.

Das paßte aber den Kaffern nicht. Und da beide bereits bei dem Zimmermeister jahrelang in Arbeit gestanden hatten, mit der Handhabe aller möglichen Werkzeuge vertraut geworden und auch sonst ganz geriebene Schlingel waren, machten sie sich eines Nachts daran, das Ventil des Hauptstranges wieder aufzuschlagen.

„Jungens, wenn euch das man gut bekommt!" drohte ich den Schlingeln, als ich die Geschichte einige Tage später bemerkte. „Ich sage nichts, wenn ihr gelascht werdet."

Lachten die schwarzen Burschen ebenso verschmitzt, wie die Engländer in Wasserleitungsoffice gelacht hatten: „Asher doch looper, Baas!"

Was sollte ich machen? Die armen Kerle zur Anzeige bringen, damit sie durchgelascht und mir das Wasser wieder abgesperrt wurde?

Dann hätte ich ja selber Lasche verdient.

Und den Engländern zweiundzwanzig Schilling sechs Pence monatlich für Wassergeld bezahlen?

So dumm!

Da habe ich's denn gelassen, wie es war, dritthalb Jahr Wasser gehabt ohne einen Schilling dafür zu bezahlen, und die Herren Engländer haben nichts davon gemerkt. War nicht recht, helf er sich, aber . . .

Warum wollten sie mir auch das Fell über die Ohren ziehen!

K. R.

Inhalt des Heftes 21: Der wilde Rosenbusch. Roman von Alfred Maderno. — Der Roman einer schönen Frau. Von Richard Freyen. — **Beiblatt:** In Feindesland. Gedicht von Bernhard Schäfer. — Das Erkennen. Von Heinrich Leis. — Mütter. Gedicht von Bruno Pompecki. — In der Nacht. Von Hedwig Forstreuter. — Erhörung. Gedicht von Ziska Luise Schember. — Allerlei.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für die Beiblätter Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke, Ausgegeben am 24. Februar 1917. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 22

Der wilde Rosenbusch / Roman von Alfred Maderno

4. Fortsetzung.

Herr Heidenreich wiegte erst eine Zeitlang bedächtig sein silberweißes Haupt, ehe er seine Meinung äußerte.

„Deinem Gefühl nach, liebe Traud, ganz richtig. Und jeder nach seinem Gefühl. Aber es muß auch das eigene bleiben, sonst tut man mehr Unrecht als Gutes, wenn man sich zum Richter über andere Menschen aufspielt. Ich kenne Walter Meißl nicht, weiß nicht mehr von ihm, als was ich von euch hörte. Ich kenne bloß Ella, habe sie um vier Jahre älter werden sehen, bin von der Herzensarmut ihres Zuhause unterrichtet und habe nur ein Verständnis für dieses arme Kind, daß es bitter entbehrt, daß es halb verschmachtet durch seine Tage läuft und dann natürlich fast von Sinnen ist, wenn es sich dorthin flüchten kann, wo es Befreiung zu finden wähnt. Wer kann ihr das verdenken? Wer, der Gemüt besitzt, sollte es ihr aber nicht auch nachfühlen können?"

„Ella sollte eben auch auf einen Beruf hinarbeiten."

„Damit magst du nicht unrecht haben. Aber wer will leugnen, daß es verschiedene Menschen auf der Welt gibt? Was dich heute freut, kann, obwohl es Brauch und Recht geworden ist, noch immer soundso viele Menschen den Kopf schütteln machen. Und dann darfst du nicht vergessen, Traud, daß Ella die führende Hand fehlt und fehlte, der du alles, ja sagen wir ruhig alles zu verdanken hast. Ich habe deine Mutter bei Frau Negra kennengelernt, ich habe sie oft bei ihr getroffen; du hast eine ausgezeichnete Frau zur Mutter, gerade so wie Hanna. Ihr alle habt vortreffliche Mütter. Lores und eurer neuen Freundin Hilda Mutter kenne ich zwar nicht; aber die Mädchen sind mir lieb, also kann ich zu den Müttern immerhin Vertrauen haben.

Daneben sieh dir Ella an. Ich brauche dir ihr Los nicht zu schildern. Du kennst es womöglich noch genauer als ich. Mit euch wird sie noch offener gesprochen haben. Wundert euch nicht über sie. Das führt nur zu leicht zur Entfremdung. Im Gegenteil, nehmt euch noch mehr ihrer an. Und eins noch! Ich sage zwar nicht, daß ihr euch in die Sache hineinmischen sollt, aber gänzlich braucht ihr darum Ellas Beziehungen zu Walter Meißl nicht aus den Augen zu lassen.

Wir nennen euch noch immer sechzehnjährig; aber sind es auch erst ein paar Wochen her, daß ihr nacheinander eure Geburtstage feiertet, so ist die Zeit nicht stehen geblieben, und sie bleibt auch nicht stehen. Du selbst hast mich darauf aufmerksam gemacht, dich mit anderen Augen ansehen zu sollen, als es sonst üblich ist, Mädchen gegenüber. Du brauchst nicht unruhig zu werden, Traud", fügte Onkel Fidibus ein, aber mehr um seiner selbst willen, da er sich immer deutlicher bewußt wurde, daß er auf ein Gebiet geraten war, das er bisher noch nie beschritten hatte. Er, der es auf einmal für seine Pflicht hielt, in ernster Weise an das Innere seiner jungen Freundinnen zu rühren, empfand die Notwendigkeit, sich das Recht und den Mut dazu selbst einzureden.

„Nein, sprich nur, Onkel Fidibus, aber laß mich vorher auch ein paar aufrichtige Worte sagen. Du kannst dir doch denken, Onkel, wenn wir auch nie davon in deiner Gegenwart gesprochen haben, daß wir nicht wie

Digitized by Google

Rücken so einfältig geblieben sind und uns an manchen Rätseln den Verstand tüchtig anstießen, ehe wir sie erfaßten. Wenn du also zu mir reden willst, wie du es bisher noch nicht tatst, so kannst du darauf rechnen, an mir eine aufmerksame, aber auch verständige Zuhörerin zu finden." Traud errötete leicht, über ihre Offenheit sowohl wie über das Eigenlob, das sie nicht abzuschwächen vermocht hatte.

Onkel Fidibus, in seine Gedanken vertieft, hatte aber gerade darauf nicht achtgegeben.

Der Sinn von Trauds Worten hatte sich ihm eingeprägt und seine eigene Absicht gerechtfertigt.

„Das ist mir lieb zu hören; doch brauchst du nicht zu befürchten, andere Worte von mir zu hören zu bekommen, als solche, die ich vor mir und jedermann zu verantworten vermöchte. Nun denn: dir selbst fiel es auf, Ella bei Walter Meißls Anwesenheit, wie du selbst sagst, wie ausgewechselt zu finden. Meine eigene Jugend war ja eine andere als die euere, aber so viel glaube ich doch immerhin zu wissen, daß es für euch Mädchen nicht ohne besondere Bedeutung und vor allem nicht ohne besondere Folgen sein müsse, wenn ihr hin und wieder aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht würdet. Ich denke mir dann in solchen Fällen eure Gemüter in einer Verfassung, über die ihr euch, da sie euch bisher unbekannt war, selbst keine Rechenschaft zu geben vermögt. Eindrücke verschiedener Art haben euch so weit gebracht, Neugierde und triebhafte Gefühle haben ihre Hand im Spiele, ihr steht, ohne daß ihr euch dessen bewußt geworden wäret, vor Erlebnissen, Handlungsweisen, deren tieferen Sinn, deren Folgen zu erkennen, geschweige denn abzuschätzen, ihr nicht imstande seid. Eure Gedanken, euer Wille, schließlich euer Tun und Lassen unterstehen der Gewalt einer fremden Macht. Sei das nun, was wir schlechthin Schicksal nennen, oder sei es ein anderer Mensch, ein Mann.

Auch ein Mann kann zum Schicksal eines Weibes werden. Das Umgekehrte wird dir gewiß auch einleuchten. Weißt du, wißt ihr, wie es in Ellas Seele aussieht? Wißt ihr, was sie alles durchgemacht hat und ob sie nicht so viel hat durchmachen müssen, daß sie nun, gehetzt und wirr, vor einer unberechenbaren, aber auch unzurechnungsfähigen Tat steht? So weit, nicht wahr, das mußt du zugeben, habt ihr nicht gedacht? Nun verkennst du aber die Gefahr, in der deine Freundin schwebt, sicherlich nicht mehr, gelt, Traud? Du bist Ellas Freundin, ihr seid ihr die einzigen lieben Menschen, die sie besitzt, auf die sie rechnen darf und rechnen können soll. Von Walter Meißl spreche ich hier nicht, denn du verstehst, in welchem Zusammenhang er mit meinen Worten steht. Und auch von mir kann ich nicht reden. Denn ich komme erst nach euch und besitze gar kein Recht auf Ellas Gedanken und Tun.

Ihr aber besitzt es; ihr habt das Recht der gleichaltrigen Freundschaft. Macht Gebrauch davon! In vorsichtiger Weise. Unauffällig, jedoch zielbewußt. Vielleicht gilt es, eure Freundin vor einem schlimmen Schritte zu bewahren? Opfert die Harmlosigkeit der einen oder anderen Stunde, wenn ihr dafür einem armen Menschenkinde, das vielleicht nicht aus noch ein weiß, auf den Weg der Klarheit verhelfen könnt. Vor wenigen Wochen noch wollte euch eurer Onkel wie Kinder um sich haben, wie vor vier Jahren, als er euch kennenlernte. Heute, nachdem du mich halb unbewußt aus den ruhigen Träumen des Alters aufgerüttelt hast, heute erkennen meine Sinne, daß viel Jugend auf dem Spiele steht und daß es eure Pflicht ist, wie reife Menschen zu denken und zu handeln. Ihr sollt, es ist euer Recht als Freundinnen, in Ellas Beziehungen zu Meißl klar sehen können. Ich sagte früher, sich über jemand wundern, ist oft gleichbedeutend mit ihn nicht mehr verstehen, an ihm nicht mehr Anteil nehmen. Bevor ihr Ella fallen laßt, denkt ernstlich nach, wie ihr sie euch und der Jugend erhalten könnt."

„Aber davon ist doch keine Rede, Onkel!" Trauds Herz hatte während des alten Mannes Rede lauter und schneller zu pochen begonnen. Der Ton ihrer Worte verriet nun deutlich ihre Erregung.

„Nicht die Rede; gewiß nicht, mein Kind. Heute noch nicht. Das Leben, Traud, ist ein Wirbelwind. Unversehens kommt er um die Ecke gefahren oder stürzt aus der Höhe herab und ist schon wieder fort, ehe man sein Kommen noch begriffen. Ging man auch selbst schadlos

Digitized by Google

aus ihm hervor, so sieht man doch rings um sich das Unheil, das er anderen zufügte."

„Du siehst zu schwarz, Onkel. Aber schön, ich will die Augen offenhalten und Ella zur gelegenen Zeit die gröbsten Zweifel ausreden."

„Tu das, Kind! Wir tun dem Nächsten noch immer zu wenig, wenn wir ihm bloß das Leben retten." —

Mit anderen Gedanken und in anderer Stimmung, als sie den Weg gekommen, schritt Traud in die Stadt hinunter.

Seltsam, wie Onkel Fidibus zu sprechen wußte, wenn man ihn mit dem richtigen Schlüssel aufzog! Seine Worte wollten ja noch gründlich überdacht sein, aber sonderbar blieb der alte Mann immerhin.

Nur eines reute Traud, während sie durch den ruhigen Sommerabend dahinschritt, Herrn Heidenreich nicht nach seiner Jugendgeschichte gefragt zu haben. Heute hätte er ihr nicht gut ausweichen können.

Aber die Jugend eines anderen Menschen war ihm und ihr wichtiger gewesen.

---

9. Kapitel.

Traud hatte sich weder getäuscht noch zu schroff ausgedrückt, als sie Ellas Wesen wie ausgewechselt bezeichnete.

Ella fühlte selbst, daß eine gewaltige Veränderung in und mit ihr vor sich gegangen war, jener Wandel, den sie sich herbeiwünschte und den sie ihrem Gefühle nach brauchte, um sich für den Unwert und Jammer der letzten Monate zu entschädigen und im Vergessen neuen Mut und neuen Trotz für die kommenden Schattentage in sich aufzuhäufen.

Hatte Ella bisher unter ihrer Tante sich immer mehr verhärtendem Unverstand für Jugend und Herzensfreiheit gelitten — des Vaters Teilnahmlosigkeit berührte sie kaum noch — so erschöpfte sie jetzt die stete Sorge, sich die paar Minuten Zeit zu erkämpfen, um mit Walter Meißl an den vereinbarten Plätzen zusammenzutreffen.

Da war es ja wieder ein Glück zu nennen, daß Katharina Gerhardt ihre Nichte streng zu wirtschaftlicher Tätigkeit anhielt und ausnützte, wodurch Ella doch wenigstens morgens auf dem Wege zum Markt den Studenten treffen konnte.

Das war für den, der soviele Wochen im Jahre in Bonn ein unbekümmertes Leben führte, schon längst kein voller Genuß mehr, neben Ella dann herzugehen und sie auf kleinen Umwegen wieder bis in die Nähe ihres Hauses zurückzubegleiten.

Wenn sich Walter Meißl aufmachte, um sich morgens an den vereinbarten Platz zu begeben, wo ihn Ella auch manchmal ein paar Minuten warten ließ, warten lassen mußte, wenn ihre Tante gerade besonders schief gewickelt war, dann kam es immer öfter und öfter vor, daß er den Gedanken ganz energisch von sich weisen mußte, um ihm nicht einmal länger als ungefährlich nachzuhängen.

Wer die Jugend kennt und gekannt hat, wird auch diesen Gedanken begreifen, wird ihn verstehen, trotz Liebe und Idealismus.

Der Student dachte nämlich: warum stehe ich eigentlich da, benehme mich möglichst unauffällig, damit die Leute meine Absicht nicht sofort durchschauen oder noch besser in die Versuchung kommen zu überlegen, ob ich hier warte, auf wen Bestimmten warte oder bloß Maulaffen feilhalte? Warum muß ich versteckenspielen, mich damit begnügen, ein Mädchen auf den Markt zu begleiten, mich nicht getrauen, es bis ans Haustor zurückzubegleiten? Habe ich es nötig, mir die eigene Unfreiheit einzugestehen um den armseligen Preis einer Begleitung durch menschenbelebte Straßen? Liebe? Ja! Doch zu einem raschen Händedruck mitten im Gewühle der Leute gehört unbedingt noch ziemlich viel Phantasie, um danach schon von Liebe reden zu dürfen. —

Es mußte wohl gerade elendes Wetter herrschen, der Wind um die Ecken fegen und der Regen fast wagrecht dahergepeitscht kommen, wenn sich Walter Meißl durch diesen Gedanken ernstlich die Laune verderben ließ und sich selbst schlechter machte, als er in Wirklichkeit war.

Daß er von seiner Liebe zu Ella Gerhardt herzlich wenig hatte, das gestand er sich zu anderen Zeiten wohl auch ein. Doch blieb sein Gemüt dann niemals frei von aufrichtigen mitleidigen Regungen für seine Liebste.

Was sie beide miteinander gemeinsam

Digitized by Google

hatten, das war die Jugend mit ihrem Recht und ihrer Möglichkeit zu hoffen und zu warten.

Die Zukunft also oder doch den Gedanken, den Traum von ihr, hatten sie gemeinsam.

Dann aber liefen ihre Wege gleich auseinander.

Walter quälte zu Hause niemand. Wenn er sich nur zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten pünktlich einfand; im übrigen forderte niemand Rechenschaft von ihm über sein Ferientreiben. Und wenn er es vorher sagte, konnte er tagelang fortbleiben und sein eigener Herr sein.

Das waren die Rechte, die seiner Jugend vorbehalten blieben, deren er sich aber erst dann hätte vollends erfreuen können, wenn es Ella nicht um so schlechter ergangen wäre.

Ihr wollte der Student doch seine freie Zeit widmen. Sie sollte Vorteil und Freude aus seiner Freiheit ziehen.

Und derweil war er in die Fesseln ihrer eigenen Unfreiheit geraten.

Ella fühlte dies wohl. Sie schrieb es Walter nach Bonn, sie bedauerte ihn deshalb, wenn sie beisammen waren, hielt ihm geradezu vor, daß ihn ihre Liebe unmöglich glücklich machen und die seine befriedigen könne, und daß es seine Pflicht gegen sich selbst sei, von ihr zu lassen. Ja, Ella besaß den Mut, Walter an den Weg der Freiheit zu erinnern, ihm diesen Weg zu zeigen.

Aber der Student hätte das Mädchen im Grunde seines Herzens nicht so innig lieb haben dürfen, um nicht zu fühlen, wie ihr die Angst bei solchen Worten die Stimme erbeben machte, die Angst, Walter könne selbst von der Wahrheit ihres bejammernswerten Scherzes überzeugt sein.

Doch der Student sah Ella dann nur an.

Jeder Mensch bekommt einen Blick ins Leben mit, in dem die anderen Menschen das geheimste Innere seines Wesens lesen zu können meinen.

Von diesen Blicken kommt viel Elend in die Welt. —

Da Ella und Walter aber noch eins gemeinsam hatten, die Sehnsucht nach schönen Stunden, das Verlangen, ihre Liebe so zu fühlen, wie sie sich den Menschen offenbaren will, so gelang es Walter bisweilen, das Mädchen zu überreden, nachmittags für ein, zwei Stunden von zu Hause zu entwischen und mit ihm ein bißchen vor die Stadt zu laufen, ein paar stille Wiesen- und Weingartenwege, wo man doch wenigstens eins von der Liebe hatte, das eine, das als ihr bestes Geheimnis gilt, das Küssen.

Ella hätte keine so sonnenarme Jugend zu haben brauchen, um Walters Verlangen zu verstehen und zeitweilig den Wunsch, ihrer eigenen Sehnsucht zu folgen, zum Willen und Entschluß werden zu lassen.

Sie gab nach, nein, sie wartete nur auf Walters Bitten und bezahlte ihre Erfüllung nicht zu teuer mit einer Flut von Schmähungen, mit der sie bei ihrem Nachhausekommen von der Tante überschüttet wurde.

Ella war sich keines Unrechts bewußt. Sie mußte sich zwar sagen, daß keine ihrer Freundinnen mit einem jungen Manne durch die Felder spazieren ging und sich mit einem solchen hinter Hecken küßte, aber die anderen Mädchen hatten dies auch nicht nötig, da sie immer noch Überfluß an Jugendfreuden besaßen, wenn sie die Liebe auch noch nicht kannten.

Wer bürgte übrigens dafür?

Grete neckten sie wegen ihrer mehr gutmütigen als leidenschaftlichen Schwärmerei für Peter Staffel; wenn er sie auf der Straße aus seinen treuherzigen blauen Augen abgöttisch demütig anblickte, so rührte dies das für Herzenswärme empfängliche Mädchen, und so war es Peter gut, ohne sich sagen zu können, was man darunter zu verstehen hatte.

Das würde aber nun auch einschlafen, da Peter Staffel sein Militärjahr abdienen sollte. Da bekam er Grete nicht mehr sooft zu sehen.

Doch das mochte sein, wie es wollte, es ließ sich mit ihrer Lage nicht vergleichen, für die keine der Freundinnen den richtigen Blick besitzen konnte, und sie, sie wußte niemand, ihn um Rat zu fragen und bei ihm Verständnis zu finden.

Da geschah es, schon gegen Ende der Ferien, daß Ella und Walter wieder einmal von so einem heimlichen Spaziergang heimkehrten und zufällig Herrn Heidenreich begegneten, der eben im Begriffe war, von einem Gange nach der Stadt nach Hause zurückzukehren.

Digitized by Google

Sie erkannten einander erst im letzten Augenblicke.

Ella errötete heftig, glaubte aber doch zu bemerken, daß auch Herr Heidenreich etwas verlegen seinen Hut zog.

„Wer war das?" fragte Walter, als sie außer Hörweite gekommen waren. „Der alte Herr hat mich ziemlich scharf ins Auge gefaßt."

„Das ist Onkel Fidibus, Herr Georg Heidenreich, von dem ich dir des öfteren schrieb und erzählte."

„So, so, der alte Junggeselle, das ist er? Nun, der ist wohl weiter nicht gefährlich?"

„In keiner Weise, Walter." Ella lächelte ohne Grund und ohne es zu wissen; sie dachte daran, wie verlegen Onkel Fidibus gegrüßt hatte.

Wäre er ihr lieber nicht begegnet? —

Weiß Gott, dieser Ansicht war Herr Heidenreich, während er seinen Weg, ohne umzublicken, fortsetzte.

Der alte Herr ärgerte sich jedoch über diesen Wunsch; nicht deshalb, weil er sich nicht mehr erfüllen ließ, sondern weil er ihm überhaupt gekommen war.

Es lag doch gar kein Grund für ihn vor, sich darüber zu wundern, Ella mit Walter Meißl — wer sollte der junge Mann denn sonst gewesen sein — zusammen gesehen zu haben.

Nach Trauds Erzählung hätte er sich mit einer solchen Möglichkeit längst vertraut machen können.

Wenn Ella errötete, so war das etwas anderes und Begreifliches.

„Ich bin doch wie eine alte prüde Jungfer," schalt sich Herr Heidenreich, während er seinen Garten betrat, „da wird mir ganz eigen, weil ich ein junges Mädchen einmal in einer anderen Gesellschaft erblicke, als ich es sonst gewohnt bin. Unverständlich und zu dumm das!"

Herr Heidenreich ging dann noch eine Weile in seinem Garten umher, guckte nach den Rosen, die zur zweiten Blüte ansetzten, und nach dem Wasserbehälter, ob er auch wohl gefüllt war, dann näherte er sich bei der Besichtigung seiner Sträucher, die wieder nach der Gartenschere zu rufen schienen, der niederen Mauer, die sein Grundstück vom Nachbargarten trennte.

Dort war noch alles still.

Der Spätsommer hatte den ganzen Garten für sich in Anspruch genommen, und das merkte man dem auch an.

Wie Monde, bleich und verträumt, blickten die hohen Sonnenblumen in Herrn Heidenreichs Garten herüber. Und regten sich nicht.

Der alte Mann stand still und blickte über die Mauer hinüber.

Da sah er die Laube, ganz dicht blattumsponnen, aber leer, verlassen.

Ein paar Tage noch, dann lebte sie wieder.

Und noch ein paar Tage, dann glühte und flackerte sie. Der wilde Wein färbte sich.

Und wieder ein paar Tage, und die Blätter fahlten und flatterten geräuschlos zur Erde.

Der Wind trug sie auch im Innern der Laube, nicht bloß draußen auf den Gartenwegen, zu kleinen Häufchen zusammen. Auf den Tisch und die Rundbank verteilte er sie.

Niemand kam dann mehr in den Garten, niemand in die Laube.

Alle Blätter waren fort, der Regen und der Nebel langweilten sich miteinander und machten sich gegenseitig das Leben schwer und grau.

Ja, nur ein paar Tage noch, und dann war es soweit.

Herr Heidenreich kehrte nachdenklich ins Haus zurück. Er ärgerte sich nicht mehr über seine Verlegenheit. Er dachte nur, während er nach der Abendzeitung griff und sie wieder beiseite legte: „Also, das ist der Student Walter Meißl. Jedenfalls war er's."

Kannte er Ella, wollte er auch ihn kennen.

Mit einem kurzen, aber aufmerksamen Blick hatte er den jungen Mann gestreift.

Bei Herrn Heidenreich stand eine Absicht fest: er mußte Meißl wiedererkennen, wenn er ihm begegnete; und er wollte versuchen, den Studenten bald zu treffen. Gar so schwer konnte das nicht sein. Wenn er öfter in die Stadt hinunter ging, durch ein paar belebtere Straßen schlenderte, vielleicht auch in das eine oder andere Kaffeehaus hineinsah, mußte es ihm schon gelingen, Walter Meißl zu finden; wie von ungefähr natürlich. Was die alten Knochen zu der erhöhten Tätigkeit sagen würden, das blieb allerdings abzuwarten.

Aber Herr Heidenreich erkannte wieder einmal ein Vorhaben als Notwendigkeit an,

Digitized by Google

und da traten seine Person und Bequemlichkeit in den Hintergrund.

Aus welchem Grunde Herr Heidenreich die Bekanntschaft des Studenten suchen wollte, darüber vermochte er sich noch nicht Rechenschaft zu geben. Vorerst trug er sich nur mit dieser Absicht. Fiel ihm der Grund oder Zweck auch dann nicht ein, so brauchte er den Studenten, wenn er ihn sah, ja nicht anzusprechen. Gewagt war bei der ganzen Sache nichts und nichts zu verlieren außer ein paar Stunden Ruhe.

Herr Heidenreich benutzte die schönen Tage zur Ausführung seines Planes. Schon nach wenigen Versuchen erreichte er sein Ziel.

Das Zusammentreffen in einer Buchhandlung war allerdings ein Zufall, den Herr Heidenreich nicht vorhergesehen hatte. Es war ihm aber sympathisch, den jungen Mann nicht in einer Gastwirtschaft zu treffen.

Während er auf die Bedienung wartete, redete er den Studenten an.

„Mein Name ist Georg Heidenreich."

Meißl gewahrte erst jetzt den alten Herrn, den er auf den ersten Blick erkannte.

„Aber vielleicht," setzte der alte Herr rasch hinzu, „bin ich Ihnen unter dem Spitznamen Onkel Fidibus besser bekannt?"

Der Student lüftete den Hut. „Allerdings; wenn ich auch Ihren Familiennamen kenne. Walter Meißl," stellte er sich dann vor, „Jurist."

„Darüber war ich keinen Augenblick im Zweifel, den Richtigen angesprochen zu haben. Die Bestätigung meiner Überzeugtheit freut mich nur."

Meißl verbeugte sich leicht.

„Dann scheinen Sie mich aus einem bestimmten Grunde angesprochen zu haben, Herr Heidenreich?"

„So verhält es sich. Grund dürfte allerdings etwas zu absichtlich klingen. Sagen wir daher, ich hatte den Wunsch, Sie kennenzulernen."

Der Student machte wiederum eine leichte Verbeugung.

„Sollten Sie mit diesem Wunsch einen anderen verbinden —"

„Sie raten nicht schlecht. Diese Absicht besitze ich allerdings."

Der Buchhändler, der sich eben an die beiden wenden wollte, trat, da er sie im Gespräch erblickte, wieder zurück. Andere Kunden nahmen seine Aufmerksamkeit sofort in Anspruch.

„Herr Meißl," fuhr der alte Herr fort, „würden Sie mir wohl die Freundlichkeit erweisen und mich gelegentlich besuchen?"

„Wenn Sie Wert darauf legen — ich weiß zwar nicht —" Der Student vermochte nicht klar zu sehen und blickte Herrn Heidenreich etwas ungewiß an.

„Sie erweisen mir einen großen Gefallen, Herr Studiosus, wenn Sie kommen."

„Dann verfügen Sie, bitte, über mich."

„Nein, nein," wehrte der alte Herr lebhaft ab, „ich taste Ihre freie Zeit nicht an. Sie ist mir zu kostbar."

Meißl vermutete eine Anspielung auf die erste Begegnung mit Herrn Heidenreich; sein Gesicht verriet augenblicks einen leisen Unwillen.

Herr Heidenreich merkte dies und entsann sich sofort der Doppelsinnigkeit seiner Worte.

„Verzeihen Sie, es lag ganz und gar nicht in meiner Absicht, Sie zu verletzen." Und da wurde er wieder rot. „Sie werden mich besser kennenlernen und mir Glauben schenken, wenn ich Ihnen versichere, daß ich nur die Freiheit Ihrer Jugend meinte, von der ich doch ein kleines Opfer verlange, wenn ich Sie um Ihren Besuch bitte. Also habe ich keine Ursache, Sie zu beleidigen."

Meißl fühlte etwas wie Beschämung in sich aufsteigen. Das war ein seltener alter Mann da vor ihm, einmal einer, der die Jugend anderer Leute nicht dazu benutzte, an ihr seine Nörgeleien zu versuchen.

„Sie haben mich durchaus nicht verletzt, Herr Heidenreich. Wann darf ich Sie also besuchen?"

„Das meinte ich ja, Sie sollen den Tag und die Stunde selbst bestimmen. Ich habe niemand gegenüber irgendwelche Verpflichtungen, nur gegen Sie, wenn Sie mir Ihren Besuch anzeigen."

„Gut, so sagen wir morgen nachmittag? Oder komme ich Ihnen da zu rasch?"

„Ich werde Sie mit Ungeduld erwarten."

„Darf ich mir noch Ihre Adresse erbitten?"

Digitized by Google

„Sie wissen die Villa des Justizrats Negra?"

„An der Promenade?"

„Jawohl; ich bewohne das Haus nebenan. Das —"

„Da haben Sie recht, Herr Heidenreich, das hätte ich von allein wissen müssen —"

„Weil Ihnen der Name Onkel Fidibus bekannt ist, gelt?"

Freundlich lächelnd verabschiedeten sich die beiden voneinander. — — — —

Ella war nicht wenig erstaunt, als sie am nächsten Morgen von Meißl erfuhr, daß Onkel Fidibus ihn gebeten habe, ihm eine Stunde am Nachmittag zu schenken.

„Was er nur von dir will?"

„Scheint mir ein rechter Kauz zu sein, euer Onkel Fidibus. Schön, kriechen wir in seinen Bau. Er wird mich wohl mit heiler Haut wieder daraus entlassen."

„Ich bin unglaublich gespannt, was er vorhat."

„Ich nicht minder; aber möglicherweise erleben wir beide eine Enttäuschung."

„Das weiß der liebe Himmel."

„Oder meinst du gar, er will sich in unsere Angelegenheit hineinmischen? Da würde ich ihm aber ganz deutlich kommen. Es genügt, wenn wir unter soundso viel zu leiden haben, was sich eben nicht ändern läßt. Aber daß jeder fremde Mensch glaubt, daherkommen zu können und den Allerweltsweisen zu spielen, das könnte ich nicht dulden."

„Nein, nein, das wird Onkel Fidibus sicher nicht tun. Ich habe nie so etwas an ihm bemerkt." Ella durfte dies mit ruhigem Gewissen behaupten; doch so ganz sicher schien sie selbst ihrer Sache nicht zu sein. Es war ja zu auffallend. Nie früher hatte Herr Heidenreich die Absicht geäußert, Meißl kennenzulernen. Nun hatten sie ihn auf der Straße getroffen, und schon sollte Walter zu ihm kommen. Was wollte Herr Heidenreich also von Walter? Was konnte er wollen, wenn nicht —"

„Du überlegst wohl, ob ich nicht doch recht haben könne?" störte Walter Ella in ihren Gedanken. „Nun, beruhige dich nur. Ich werde schon auch noch mit einem alten Herrn fertig."

„Nein, Walter, das darfst du nicht!" Ella griff heftig nach Meißls Arm. „Du darfst nicht unhöflich zu Herrn Heidenreich sein. Er ist ein guter Mensch. Ich kenne ihn doch schon seit vier Jahren oder noch länger. Was er auch vorhaben mag, sicherlich meint er es gut mit uns."

„Mit uns, sagst du? Du glaubst, daß es sich auch um dich handelt? Daß ich also doch recht behalten dürfte?"

„Ich weiß und glaube gar nichts. Ich bin nur ebenso erstaunt wie du, daß du auf einmal Herrn Heidenreich besuchen sollst. Aber, gelt, du bist brav und versprichst mir, nicht unhöflich zu werden, was Onkel Fidibus auch auf dem Herzen haben mag?"

„Fürcht' dich nur nicht! Ich habe noch niemand umgebracht."

„Wenn ich kann, triffst du mich noch heut um sechs Uhr am Dom; sonst morgen an unserer Ecke. Und du mußt mir dann alles genau erzählen, versprich mir auch das!"

„Daß ich um sechs Uhr am Dom oder morgen an der Ecke bin? Hand darauf!"

„Ach, ulke doch nicht. Haarklein sollst du mir alles erzählen."

„Ja, ja, aber wir wollen erst abwarten, in was mich euer Onkel Fidibus einzuwickeln gedenkt." — — — —

Walter Meißl fand sich pünktlich in der Villa Heidenreich ein und wurde von der Haushälterin in den Garten gewiesen, „wo der junge Herr den alten Herrn nicht verfehlen könne".

Der Student ging also ein paar Schritte in den Garten hinein. Da stand auch schon Herr Heidenreich und hieß ihn herzlich willkommen.

„Ich beneide Sie um Ihr schönes Heim."

„Nicht wahr? In der Stadt unten hielt ich es wohl gar nimmer aus. Aber den Garten da, den habe ich noch zu den wenigen Freuden, die einem alten Manne gegönnt sind. Kommen Sie!" Und Herr Heidenreich führte seinen Besuch an den Beerensträuchern dahin bis an die Mauer des Nachbargartens.

„Sehen Sie, dort drüben habe ich eine andere Freude."

„Dort drüben? Ich sehe aber nichts Besonderes."

„Jetzt sehen Sie nichts und jetzt hören Sie auch nichts. Aber wenn Sie ständig hier

Digitized by Google

wohnten, dann wüßten Sie, was ich meine. Und ich wohne immer hier. Die Laube dort drüben, sehen Sie, in der wurde der „Wilde Rosenbusch" gegründet, und dort tagt er, wenn die Sonne warm scheint und die Blumen lachen."

„Ja, davon weiß ich."

„Durch Ella?"

„Gewiß, durch Fräulein Gerhardt."

Sie schwiegen beide ein paar Minuten hindurch.

Der alte Herr streifte den Studenten mit einem nachdenklichen Blick. Dann nickte er leicht mit dem Kopfe. Sanft legte er dem jungen Manne die Hand auf die Achsel.

„Herr Studiosus, mich berührt es immer eigen, wenn ich auf jene Laube dort hinübersehe."

Walter Meißl nickte kaum merklich.

„Später, viel später, werden Sie mich besser verstehen."

Der Student erwiderte nichts.

„Aber ich will jetzt nicht länger von mir sprechen. Sie will ich fragen: es muß doch auch für Sie einen eigenen Reiz haben, jene Laube kennenzulernen, in der auch Ella fröhlich sein kann?"

Der Student erwiderte lange Zeit nichts. Dann wandte er sich an den alten Herrn und sprach leise:

„Sie sagten ‚auch' und ‚kann', Herr Heidenreich, Sie haben recht; aber — doch wozu meine Frage! Sie sind eben der Vertraute aller Mädchen hier, Ella mit inbegriffen. Daher wissen Sie für einen bitteren Ernst unschuldige Worte zu finden."

„Schön gesagt. Und was Sie vom Vertrauen sagen, ist so unrichtig nicht. Doch, und auch das werden Sie wissen, ich habe mich niemals in das Vertrauen der Mädchen eingeschlichen. Ich besitze ihr Vertrauen vom Anfang unserer Bekanntschaft an. Es ist nicht unbedingt, dazu läge auch keine Veranlassung vor, aber es ist groß genug, daß ich stolz darauf sein kann. Und in diesem Vertrauen bin ich auch glücklich, bin aber auch besorgt in ihm. Sie verstehen mich doch?"

„Ich denke, es ist nicht allzu schwer."

„Kommen Sie! Wir wollen uns dorthin setzen. Meine alte, treue Nothburga hat uns bereits, wie ich sehe, ein Gläschen Wein hingestellt. Kommen Sie also!"

An einem kleinen Gartentischchen, im Schatten eines Kastanienbaumes, ließen sich die beiden nieder.

„Erst ein Prosit der Jugend! So. Was sagte ich zuletzt? Daß ich besorgt bin? Das ist richtig, und das ist's, weshalb Sie jetzt für ein Weilchen die Gegenwart eines alten Mannes ertragen müssen. Er will aber zu Ihnen sprechen wie ein Mann zum Manne. Ohne Umschweife. Ich bin um Ella besorgt, Herr Studiosus. Wenn ich mich als Freund des guten Kindes bezeichne, so maße ich mir damit keine Rolle an, der ich nicht gerecht zu werden vermöchte. Und da auch Sie Ellas Freund sind, dürfen Sie mir das Recht zugestehen, mit Ihnen über Ella zu sprechen. Da Sie jedoch mehr als nur der Freund des Mädchens sind, darf ich von Ihnen allein erwarten, meiner Sorgen enthoben zu werden."

Da hatte man 's ja! Doch Walter brachte es nicht über sich, den alten Herrn schroff anzulassen. Widerstand wollte er dennoch leisten.

„Ich verstehe Sie vollkommen, Herr Heidenreich; aber sollten Sie sich da nicht auf ein Gebiet begeben haben, das Ihnen —"

„Das mir, dem alten Junggesellen, eigentlich fern liegen müßte, meinen Sie? Ist's nicht so? — Da Sie schweigen, nehme ich an, daß es sich so verhält. Sehen Sie, das ist nun ein alter Trick. Wir Alten spielen ihn gegen euch Junge aus, um uns vor eurer Neugierde zu schützen. Ihr Jungen gebraucht ihn uns gegenüber, um uns aus eurem Krautacker zu vertreiben. Doch wir belügen einander nur. Keines glaubt an die Finte des anderen. Doch wir sind nicht hier, um zu scherzen. Und da ich ernst mit Ihnen reden will, über etwas, was nicht auf die leichte Achsel genommen werden darf, so müssen Sie von mir auch einen Beweis dafür fordern, daß ich trotz meinem Junggesellentum nicht ganz unberufen bin, mich auch auf jenes Gebiet zu begeben, das Sie so ziemlich für sich allein beanspruchen zu wollen scheinen.

Sie wissen wohl nicht, Herr Studiosus, wie oft mich die Mädels bestürmt haben, ihnen aus meiner Jugend zu erzählen. Ich fand die Ge-

Digitized by Google

legenheit dazu nie passend, ihnen diesen an sich harmlosen Wunsch zu erfüllen. Ihnen aber, Herr Studiosus, obwohl ich Sie erst seit gestern kenne und von Ihnen nie nach meiner Jugend gefragt wurde, Sie meine Jugend vielleicht auch gar nicht interessiert, Ihnen muß ich doch ein bißchen von ihr erzählen. Nicht, um Ihnen den Weg weisen zu wollen. Nein, nur um Sie davor zu bewahren, die alten Junggesellen im allgemeinen für vertrocknete Weidenstrünke zu halten, die in ihrer Jugend auch nicht viel fröhlicher dreinsahen und mehr als ein Stück einsamen Wiesenlandes kannten, wohin sich niemals ein frischer Hauch des Lebens verirrte. Bei mir wenigstens war dem nicht so.

Ich war so gesund und frisch wie nur einer, und die Jugend hatte keinen Grund, mich zu meiden oder über die Achsel anzusehen, und ich keinen, sie nicht zu verstehen und nicht zu lieben. Sie kam mit all ihrem Jubel und Frühlingssturmwind über mich, und ich wehrte mich nicht, sondern ließ mich tüchtig davon durchbeuteln. So alt, wie Sie heute sind, war ich noch nicht geworden; aber ich wähnte mich auch mit meinen achtzehn Jahren schon König. Da kam's dann mit einemmale ganz anders.

Wir waren eine fröhliche Schar. Nachbarskinder. Zwei Geschwister, Bruder und Schwester, aus dem Nebenhause, mein Schwesterlein, damals fünfzehn Jahre alt, und ich. Das machte zwei Paare. Sie verstehen? Meines Vaters Haus besaß einen kleinen Garten. So groß, wie er eben in der Stadt sein konnte. Für ein paar Fliederbüsche war Platz darin und auch für eine Schaukel. Eine Bank unter den Fliederbüschen war mein und meines Freundes Schwester liebster Aufenthaltsort. Ich glaube, die Blüten freuten sich unser; wenigstens neigten sie sich uns ganz zu. Meine Schwester aber ließ sich von meinem Freunde auf die Schaukel heben und lustig durch die Luft schwingen. Ich hab's nie in Worte gekleidet seitdem, aber meine Erzählung soll besseren Zwecken dienen als mein Schmerz. Ein Seil der Schaukel riß, meine Schwester stürzte aus beträchtlicher Höhe mit ganzer Wucht zu Boden."

„Mein Gott!" entfuhr es dem Zuhörer.

„Ja, Gott war trotz dem Unglück dabei. Er ließ nicht zu, daß das junge Leben vernichtet war, aber verhüten konnte auch er es nicht, daß es seinen Wert für immer verloren hatte; meine Schwester lebte noch fünfzehn Jahre danach. Wie, fragen Sie mich nicht! Wie man leben kann, wenn man mit zerstörtem Rückgrat ans Bett gefesselt ist. Ans Bett durch das qualvollste Leiden gefesselt, die schönsten Jugendjahre hindurch! Sie glitten dahin, unbemerkt von mir und meiner armen Schwester. Hätten Sie es übers Herz gebracht, Ihre Jugend weiter zu genießen, mit Sonne und Liebe, während Ihre Schwester schuldlos von allen Freuden ausgeschlossen war? Ich vermochte es nicht. Nicht einmal der Gedanke dazu kam mir. Jede freie Stunde verbrachte ich am Lager meiner Schwester. Unser beider Träume hatte eine harte Hand zertrümmert.

Sechzig Jahre sind seither beinahe verstrichen. Wie die ersten fünfzehn davon waren, werden Sie mir nachfühlen können. Die anderen waren einsam. Ich führte meines Vaters Geschäft, die Apotheke am Markt unten, führte sie, bis ich müde wurde und mir dieses Häuschen hier baute. Da kam dann die Jugend wieder zu mir, nach so vielen Jahren. Sie wollte nur mehr Güte von mir, auch Liebe, aber eine andere Liebe als jene, die ich in mir ersticken mußte, als meine Schwester der ihren kaum verstandenen so jäh entsagen mußte.

So viel, Herr Studiosus, hat mir die Jugend gegeben und so viel hat sie mir genommen. Sie verlangte von mir, daß ich stark blieb, stark in den Pflichten des Bruders, stark in der Entsagung, wodurch vielleicht mein ganzes Leben eine andere Richtung erhalten hat. Das konnte ich, das mußte ich können. Ist die Jugend von heute, die so rasch durch das Leben geht und die Blicke früher in seine Tiefen senkt, ist sie schwächer, als unsere es sein durfte?

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Roman einer schönen Frau / Von Rich. Freyen

8. Fortsetzung.

Bald ging sie hinauf in ihr Zimmer, dessen graziöse Empire-Einrichtung sie wohlig umfing. Durch die offenen Fenster sah Ada aufs nächtliche Meer. Berauschender Duft quoll aus den Gärten und mischte sich mit der Musik, die irgendwoher herüberklang. Ada, im Rahmen der Balkontür stehend, genoß mit geschlossenen Augen die duftvolle, tondurchwobene Nacht. „War das nicht das Glück? Dieses Schweben über dem Leben? Vorübertanzen und hinweglachen über alle Trübsal und Wirrnis des Daseins! Hatte sie selbst, der die Tore des Glücks doch weiter aufgetan waren als den meisten auf Erden, hatte sie selbst nicht in kleine Armseligkeiten sich verstrickt und in lächerliche Konflikte für andere, die ihr fremd waren. Endlich wollte sie genießen! Alle Schönheit, alles Leben!" Sie richtete sich hoch empor, sog tief die balsamische Nachtluft ein, und es war ihr, als durchströme es sie bereits mit seligem Glück.

Sie entkleidete sich. Plötzlich hörte sie ein Klopfen, dann Yvonnes Stimme und silbernes Lachen. Im seidenen Negligee schlüpfte sie ins Zimmer und in Adas Arme: „Nun müssen wir plaudern wie damals in Brighton, wo wir am Fenster saßen des Nachts."

Ada legte sich wieder, während Yvonne vor ihr auf dem Bette saß. Keine Lichter brannten, nur die Nachthelle von draußen spiegelte matt ins Zimmer.

Ada ließ ihre Hände von den weichen Fingern der Freundin streicheln: „Ja, es ist, als wären wir beide wieder sechzehn Jahre. Und dein reizendes Kinderlachen hast du noch nicht verlernt!"

„Wie du das sagst!" schmollte Yvonne. „Hast du kein Verständnis für die raffinierte Sorgfalt, womit ich es bewahrt habe? Oder bist du auch der Ansicht jener dicken Berlinerin, die neulich die Ansicht vertrat, nur natürliche Schönheit habe Wert? Dabei wog sie hundertunddreißig Kilo. Übrigens wundert es mich, wie gut du dich selber konserviert hast, zumal du die Ehe, das beste Konservierungsmittel, verschmähst. Und wie ich dich kenne, hast du außerhalb der Ehe ihre Freuden kaum gesucht?"

Ada lachte: „Meine kleine Freundin scheint Beichte hören zu wollen."

„Warum nicht," erwiderte Yvonne. „Beichten ist amüsant. Ich binde meinen heiligen Vätern immer noch etwas mehr auf, damit sie eine Freude im Zölibat haben. Aber nun sage: Warum bist du der Liebe abhold?"

Ada sah, wie an der Decke die Schatten der Palmen sich leise bewegten: „Ich bin der Liebe nicht gram!" erwiderte sie. „Sie ist nur zu mir nicht gekommen, wenigstens das nicht, was ich so nenne!"

Yvonne beugte sich zärtlich herab und legte die Hand auf Adas Stirn. „Also immer noch wartet die kluge Ada auf ihren Märchenprinzen? Wie sagt ihr doch in Deutschland? Dein Ideal? Ist's nicht so?"

„So nannte ich es damals. Vielleicht warte ich immer noch, wenn ich auch viel bescheidener bin. Damals glaubte ich, eines Tages müsse einer kommen, von dem man wüßte beim ersten Blick, ganz von selbst: dieser, nur dieser ist dir bestimmt. Ich glaubte, es müsse eine Liebe geben, so groß, so heilig, so allgewaltig, das ganze Weltall zu durchglühen! Und vielleicht — im Grunde glaub' ich's noch heute!"

Yvonne strich zärtlich über Adas Haar. „Arme Ada! Mit solchen Ideen mußt du sehr unglücklich werden! Nimm was der Tag bringt! Du denkst zu viel! Das schadet. Auch die Kirche lehrt's!"

Ada sah ins Dunkel „Du ahnst kaum, wie stark ich in letzter Zeit dasselbe gedacht habe. Und doch fühle ich oft: lieber noch unglücklich m i t meinem Glauben, als glücklich o h n e ihn!"

Erschreckt über Adas bitteren Ton ließ Yvonne sie los. „Du sprichst wie die Sarah Bernhard. Aber, liebe Ada, das ist gut nur fürs Theater. Das Leben ist keine heroische Tragödie!"

Ada lachte herb: „Vielleicht läßt sich's auch als Puppenspiel fassen. Vielleicht bin ich zu schwach zu jenem. Vielleicht versuch' ich's wirklich mit der Komödie."

Digitized by Google

Yvonne klatschte in die Hände. „Nun wirst du vernünftig. Ich werde dich in die Schule nehmen. Du mußt aber alles tun, was ich befehle."

„Zum Beispiel?"

„Wie gefällt dir Hektor d'Allonne? Ist er nicht reizend? Welche Delikatesse des Anzugs, der Bewegungen, des Sprechens! Alle Frauen spüren es. Er hätte Tausende haben können. Er hat sie alle verschmäht. Vielleicht daß die kleine Ada ihm Eindruck macht? Vielleicht ist es dir vergönnt, diesem Löwen die Klauen zu beschneiden. Dann ist mein Rat: heirate ihn!"

Ehe Ada antworten konnte, fühlte sie weiche Arme sich niederbeugen, weiche Lippen sich voll auf die ihren legen zu üppigem Kuß. Dann ein Rauschen, und Yvonne war davon wie ein lichter Nachtelf.

Ada aber lag lange noch wach in der südlichen Nacht. Sie lächelte über sich selbst, wie deutlich das Bild dieses Mannes mit der verbindlichen, fast streichelnden und doch nicht aufdringlichen Art zu sprechen, mit den dunkeln Augen und der schlanken Gestalt ihr im Sinne stand. „Dumm!" sagte sie zu sich selber, „solche schönen Männer, solche Allerweltherzensbrecher sind widerlich!" Aber sie fühlte, daß sie nicht ehrlich war gegen sich; sie merkte es an ihren Träumen.

---

2. Kapitel.

Wie ein beständiger Rausch umfing das bunte Leben der weißen Sonnenstadt am südlichen Meer die Tochter des Nordens. Fest schien sich an Fest zu reihen, und einst, als Ada im Blumenkorso mit Yvonne in einem Wagen, der über und über mit erlesensten Blüten geschmückt war, geleitet von René und Hektor d'Allonnes, dahinrollte, kam ihr der Gedanke: „Ist so nicht mein ganzes Leben hier? Von Blumen umhüllt rolle ich dahin in südlicher Sonne, Jubel weckend und Schönheit gebend wie jene Aphrodite, die Heinrich einst malen wollte."

Sie war nie allein. Nicht nur, daß Yvonne sich gern und oft mit ihr zeigte, weil ihre lichte, duftige Schönheit neben dem herben Ernst der Freundin doppelt licht wirkte; elegante Herren aus allen Ländern der Erde bildeten ihr Gefolge. Sie lernte bald, wie Yvonne mit Blicken und Worten zu spielen, als wären es Tennisbälle. Es reizte sie, mit Pariser und Petersburger Mondänen zu wetteifern in raffinierten Toiletten. Man erwähnte sie in den fashionablen Blättern für die Salons, man brachte das Bild ihrer neuesten Frühjahrstoilette, ihr Ruhm flog die blaue Küste entlang von Cannes bis Bordighera. Sie erschien bei den Rennen und auf der Eisbahn an den Galaabenden in Monte Carlo, bei den Segelregatten von Hyères. Sie selbst ging durch alles hindurch wie im Traume.

Am nächsten aus alle dem bunten Leben stand ihr Hektor d'Allonnes' schlanke Gestalt. Er öffnete den Wagenschlag ihres Autos, hielt den Steigbügel ihres Pferdes und umgab sie mit einer verbindlichen und graziösen Höflichkeit, die Frauen bestrickt wie weiche Musik. Beim Überschreiten der niedrigsten Schwelle bot er ihr die Hand, wo nur ein Schein von Gedränge war, hielt er schützend den Arm vor und tausend kleine Gefälligkeiten streute er wie unsichtbare Blumen auf Adas Weg.

Ada wußte seit dem ersten Tage, daß er sie umwarb. Aber mit dem natürlichen Fraueninstinkt vermied sie, ihm irgend Avancen zu machen. Sie fühlte auch, daß ihre zurückhaltende Kühle den verwöhnten Salonhelden eher reizte als abstieß. Sie wunderte sich über sich selber, woher ihr die plötzlichen Künste kamen. Es konnte sie reizen, einen anderen Herrn in seiner Gegenwart auszuzeichnen. So traf sie jenen Herrn Breymeyer aus Zürich, der jetzt um das Kasino von Monte Carlo herum ein elegantes Leben führt. Sie erkundigte sich bei ihm mit wärmster Teilnahme nach Herrn Capteyn und schien höchst interessiert dadurch, daß er die väterliche Fabrik leite. Hektor stand schweigend dabei.

Dabei war Ada sich klar, daß Hektor d'Allonnes das Vermögen gut gebrauchen konnte. Yvonne hatte ihr erzählt, daß er auf höchst feudale Weise sein großes Vermögen durchgebracht habe und daß sein Schloß in der Normandie ihm nur dem Namen nach mehr gehörte. Ada wußte es, dachte aber ungerne daran. „Übrigens," erzählte Yvonne, „will

Digitized by Google

Hektor nur eine Ehe aus Liebe, nie würde er um Geld heiraten, was er billig haben könnte." Ada lächelte dazu. Sie erriet die Absicht.

Sie wußte, daß gleich im Anfang ein Zufall Hektor mit abergläubischer Macht an sie gefesselt hatte. Es war am ersten Tage gewesen, als Ada nach Monte Carlo gekommen. Da war ihnen im Park des Kasinos ein Paar begegnet, deutsche Hochzeitsreisende offenbar. Beim Anblick des eleganten Herrn in Kneifer, mit leichten Schmissen auf der Wange, war Ada erblaßt. So rasch hatte sie weggesehen, daß sie die sehr jugendliche blonde Frau an seinem Arm kaum erblickt hatte. Sie war dann in wilde Lustigkeit ausgebrochen, wünschte zum Roulette geführt zu werden und begann mit beträchtlichem Einsatz zu spielen. Sie gewann, während Hektor auf andere Nummern verlor. Dies wiederholte sich mehrere Male. Wohin Ada setzte, fiel das Glück. Hoch türmte es sich vor ihr von Gold und blauem Papier. Hektor d'Allonnes verlor ebenso hartnäckig. Seinen letzten Einsatz legte er auf Adas Nummer. Natürlich gewann sie. Nun tat er desgleichen. Beider Wangen glühten. Verlor Ada, gewann sie beim nächsten Mal doppelt. Neugierige umdrängten sie. Heiser zischte Hektor: „Wir sprengen die Bank! Sie sind wie Fortuna selber!"

Daraufhin trat Ada plötzlich erschauernd zurück. Das Geld sah sie nicht an. Hätte nicht René von Montlucon für sie alle Taschen gefüllt, wär's liegen geblieben. Hektor, nicht mehr zu bändigen, setzte noch weiter, verlor indessen so stark, daß er mit einem Fluche aufhörte.

Yvonne hatte die Freundin beobachtet. „Du warst seltsam, Ada. Wer war der Herr, der dich so erschreckt hat?"

Ada senkte die Brauen. „Du hast es bemerkt? Es war töricht von mir, mich erregen zu lassen. Er war mein einstiger Verlobter!"

„Du liebst ihn noch?" forschte Yvonne.

„Nein!" sagte Ada fast hart. Dann rief sie mit rascher Wendung Hektor an ihre Seite und ließ ihre Augen blitzen wie nie zuvor.

Hektor aber glaubte seit diesem Tage bestimmt, sein Glück sei an das Adas gebunden.

Natürlich beschäftigte man sich bald in der Welt des müßigen Lebens mit diesen beiden. Die einen verkündeten schlechthin, es bestünde eine Liaison zwischen ihnen, nur aus Lust am Pikanten täten sie geheim. Andere meinten, Adas Kühle erkläre sich aus einer interessanten Veranlagung, die sie mehr zu der reizenden Baronin Montlucon als zu den Männern zöge.

Ada ließ sich Hektor gern gefallen. Mehr als sie selbst sich gestand, unterlag sie dem bezaubernden, sicheren Charme des französischen Barons. Nur zuweilen erschrak sie vor einer fast zynischen Ironie seines Geistes, die er für gewöhnlich meisterhaft versteckte. Oft mußte sie mit unheimlichem Zwang daran denken, wieviel Frauen diese üppigen Lippen schon geküßt, wieviel andere seine süßen Worte schon berauscht hatten. Aber statt sie abzuschrecken, zog sie das eher an, obwohl sie in klaren Stunden sich fürchtete vor dieser Macht und in noch größerer Sprödigkeit eine Wehr suchte. Auch seine pointierte Betonung der adligen Überlegenheit gefiel ihr. Sie fühlte sich selbst als Nachkomme der Grafen von Merenburg. Sie war daher enttäuscht, als man ihr verriet, daß Hektor eigentlich Boulanger d'Allonnes hieß. Die Pompadour hatte seine Vorfahren adeln lassen, weil sie das beste Zuckerwerk von Paris machten. Yvonne, mit der Ada sprach, nahm es leicht. „Seine Ahnen sind wie die unsrigen auf der Guillotine gefallen. Für uns ist er nur Hektor d'Allonnes."

Indessen hatte Hektor, ermüdet von der erfolglosen Verehrung, eine andere Taktik eingeschlagen. Er zeigte sich mit anderen Damen, war, ohne Ada offen zu vernachlässigen, kühler gegen sie. Ada erschrak über die Unruhe, die ihr das bereitete. Noch dachte sie, wäre es Zeit, sich zu retten.

Sie beschloß mit Frau von Schäwen zu sprechen. Eines Abends, als sie allein waren, begann sie: „Was würden Sie sagen, wenn ich den Herrn d'Allonnes heiratete?"

„Daß ich es habe kommen sehen!" erwiderte die alte Dame.

Ada errötete. „Ernsthaft: meinen Sie, es wäre eine Dummheit?"

Frau von Schäwen schüttelte ihr schönes, weißes Haar. „Sie wären die erste, die in Liebesdingen einem guten Rate folgte."

Digitized by Google

Ada protestierte. „Sie sollten mich doch kennen!"

Frau von Schäwen lächelte. „Ich bin sechzig Jahre alt geworden. Das ist genug um zu wissen, daß man nie einen Menschen kennt. Am wenigsten, wenn die Liebe mitspricht. Da sind auch die klügsten Frauen mehr Frauen als klug! Da gibt's keinen Verstand, nur das Herz, das heißt das, was wir so nennen."

„Mit anderen Worten: Sie meinen, ich werde Herrn von d'Allonnes heiraten und sehr unglücklich werden?"

„Ich sage das nicht. Glücklich? Unglücklich? Jede Ehe ist beides! Das eine mehr, das andere weniger. Vielleicht passen Sie sich an."

„Also Sie raten ab?"

„Nein. Und darum nicht, weil mein Rat ganz überflüssig wäre. Man heiratet nie aus freiem Entschlusse, sondern stets getrieben von hundert Zufällen. Ich nehme an, daß Sie sich klar darüber sind, daß er Sie nie heiraten würde, wenn Ihr Bruder morgen Konkurs ansagt."

Ada verfinsterte sich. „Es ist unwürdig, an solche Dinge zu denken. Haben Sie sonst keine Gründe?"

„Doch! Ich glaube, daß vieles, was Ihnen jetzt reizvoll, pikant, verführerisch erscheint, nachher ganz anders vorkommen wird. Er kann Sie berauschen, aber der Katzenjammer wird nicht ausbleiben. Denn für das Große und Hohe, was Sie so nennen, hat er keinen Sinn. Er findet Ihre Ideale vielleicht originell, nachher lacht er darüber."

Ada erhob sich. Dem Meere zugewandt sagte sie: „Ich habe das alles schon selbst gedacht. Aber meinten Sie nicht selbst, man könne sich anpassen? Warum soll immer das Niedrige siegen? Vielleicht glückt es mir, ihn zu begeistern für alles Edle, was mir vorschwebt. Er ist eine vornehme Natur!"

Das waren Stunden des Zweifels. Äußerlich blieb alles gleich. Hektor vermochte aus Adas Kühle nicht klar zu werden. Da geschah es plötzlich, daß er, ohne Gründe zu nennen, nach Cannes übersiedelte. Ada fragte nicht, aber sie fand seitdem das Leben Nizzas glanzlos, den Flirt lächerlich, die ewige Sonne quälte sie.

Bis plötzlich alles über sie kam wie ein Frühlingssturm. Es war an Mi-Careme auf dem Karnevalsfest des Automobilklubs, das im Stil des fünfzehnten Ludwig gehalten wurde. Ada wollte erst wegbleiben, aber die Montlucons drängten; auch hatte Ada bereits ein Kostüm bestellt. So erschien sie, in geblümtem Weiß mit gelben Seidengarnierungen an Rock und Ärmeln. Die wundervolle Büste hob sich rein und edel aus dem niedern Leibchen und die dunklen Augen schauten doppelt tief aus dem gepuderten Antlitz. Mit diamantenglitzerndem Fächer wehte sie sich köstliche Kühlung über Schultern und Wangen. Yvonne umtänzelte sie als rosafarbene Schäferin mit bebändertem Stab, und sie bewegte sich auf den hohen Stöckelschuhen, als sei sie nie anders durchs Leben geschritten. Und als nun der flimmernde Glanz, die graziöse, von alten Instrumenten gespielte Musik sie umfing, da ergriff auch Ada der Taumel des Festes.

Plötzlich stand Hektor d'Allonnes vor ihr. Auch er war in Weiß und Gelb, und lüftete mit anmutiger Verbeugung den Dreispitz.

Ada erriet die Überraschung, sie wußte, daß Yvonnes Hand im Spiel war. Aber sie grollte nicht. Lachend legte sie ihren Arm auf Hektors seidenen Ärmel und ließ sich hineinführen von ihm in den tiefsten Trubel.

„Wie entzückend Ihnen diese Tracht steht! Madame de Pompadour kann nicht schöner gewesen sein!" flüsterte er ihr zu.

„Und doch bin ich höchstens eine deutsche Liselotte, zu schwerfällig für Rameausche Menuetts —"

Hektor preßte leicht ihren Arm. Er hob die ringglitzernde Hand und zeigte in den farbenprächtigen Wirrwarr. „War sie nicht schön, die Zeit, wo das Leben Kunst und die Kunst Leben war? Wo man den Mut hatte zum Glück und zum Lachen. Nach uns die Sintflut! Meinetwegen! Aber den Augenblick fassen in all seiner flimmernden Schönheit, das war von je die Devise der vornehmen Welt."

Und berauscht von Musik und Farben, ganz durchbebt von seiner unerwarteten, lang entbehrten Nähe ließ sich Ada von ihm führen und führen, und ehe noch Mitternacht war, hatte sie in zierlicher Rosenlaube die schöne Hand in die seine gelegt.

Digitized by Google

3. Kapitel.

Nur wenige Tage seligsten Rausches, am seligsten durch ihre Kürze, verlebte Ada als Braut in Nizza. Dann reiste sie mit Frau von Schäwen nach Hause. Kurz nach Ostern sollte die Hochzeit sein.

Bruder Alfons, der inzwischen den vom Vater hartnäckig verschmähten Titel Kommerzienrat bei Hofe erworben hatte, war peinlich erstaunt. „Unser gutes Geld hergeben, um einem verkrachten Baron das Wappenschild zu vergolden? Hättest du wenigstens einen deutschen Grafen gefangen! So was hat Einfluß nach oben! Aber was ist in Frankreich der Adel?"

Ada lächelte kühl. „Ich bedaure, daß ich deine Geschäftspläne nicht genügend kannte!"

Indessen fand sich Alfons, gutmütig wie er war, rasch in die Situation, und schon am Abend renommierte er im Klub mit dem neuen Schwager, wobei er die finanzielle Seite taktvoll verschwieg. Was die großen Summen betraf, die aus dem Geschäft gezogen werden mußten, so wollte er Abhilfe schaffen. Er hatte schon länger an eine Heirat gedacht, da die Beziehungen zu den hübschen Sängerinnen der Residenz für ihn mit seiner Würde am Hofe sich nicht mehr zu vertragen schienen. „Außerdem wird man solider," äußerte er und eröffnete Ada seinen Plan, Lily Kuhlen zu heiraten. Er verschwieg indessen nicht, daß Lily schon einige notorische Körbe verteilt habe und daß er auf Adas diskrete Hilfe rechne.

Ada fand diesen Eheplan furchtbar komisch und versprach ihr Bestes.

Wirklich war Lily die erste, die Ada zur neuen Verlobung gratulierte. „Du hattest immer den Sinn für das Exotische!" seufzte sie, Ada umarmend.

Ada betrachtete das rundliche, deutsche Mädchen, dessen Farben zu verblassen und dessen Formen aus den Fugen zu gehen begannen. „Und du selber bist noch immer unvermählt?"

Lily schlug die Augen auf: „Du weißt, ich habe einmal geliebt. Ich kann mich nicht wieder entschließen."

Ada erwog, ob diese Treue Mangel an Temperament oder wirkliche Treue sei. „Man muß nur Courage haben. Ich würde an deiner Stelle den Ersten nehmen, der nichts Ernstes gegen sich hat!"

Lily trat zurück: „Das sagst du?"

Ada warf den Kopf zurück. „Glück ist das Zugreifen, Glück ist Mut, vielleicht Leichtsinn. Ich habe Hektor auch nicht lang gekannt, ihn fast blinden Auges genommen und bin jetzt glücklich, daß ich vor mir selbst erschauere."

Bewundernd blickte Lily auf die Freundin, die, den edlen Kopf zurückgebeugt, die Arme einem ungeheuren Glücke gleichsam entgegenstreckend, vor ihr stand.

Ada kam zu sich. Sie fühlte: „War das nicht Theater? Vor mir selber so gut wie vor diesem Gänslein? Mit plötzlicher Aufwallung legte sie den Arm um Lilys Schultern: „Unser Schicksal erreicht uns alle. Wenn wir glücklich werden, meinen wir nachher, wir hätten unser Ideal gefunden."

Lily war nachdenklich. „Du meinst, ich sollte . . ."

Ada half nach: „Wie wär's zum Beispiel mit meinem Bruder Alfons?"

Lily blinzelte erschreckt: „Meinst du, daß der mich liebt?"

Ada lachte. „Darüber weiß ich natürlich nichts. Wenn du an seiner Glatze nicht Anstoß nimmst, sonst hat er alles zum trefflichen Ehemann." Innerlich dachte sie: „Eure Ehe wird doch diesseits von Glück und Unglück bleiben, wenigstens von dem, was ich darunter denke."

Zu Alfons sagte sie am Abend: „Versuch's bei Lily! Ich glaube, sie nimmt dich!"

Ada selbst ging wie in lichtem Traume. Sie erschauerte in allen Nerven, wenn sie an Hektor dachte. Die Entfernung veredelte sein Bild in ihrer Seele, die Einsamkeit, Bitterkeit und Schwere ihres Lebens würde ein Ende haben, empfand sie. Alles was hinter ihr lag, wollte sie ihm zeigen, jeden Pfad, den sie gegangen, jede Stelle um die eine Erinnerung sich wob. Und alles würde neu werden, größer und schöner! Sie schrieb ihm in ihren Briefen, was sie mündlich nie hätte sagen können. Wohl waren seine Antworten abkühlende Briefen, aber sie fand seine Schreibart geistreich und witzig. Man merkte den Briefen an, daß sie auf Wirkung berechnet waren. Er befand sich

Digitized by Google

jetzt in der Normandie, um Schloß Allonnes für ihren Empfang zu rüsten.

Kurz vor Ostern kam er. In kokett hellem Paletot und ebensolchem Borsalino entstieg er dem Wagen. Flüchtig die Zigarette aus dem Munde nehmend, küßte er Adas Hand. Sein erstes Wort war ein Witz über die deutsche Eisenbahn.

Mit Alfons verstand Hektor sich zu stellen. Der brave Kaufmann war entzückt von Hektors überlegener, salopper Art. Ada, feinfühlender, empfand sie als Ungezogenheit. „Monsieur le Kommerzienrat" dagegen hatte nichts Eiligeres zu tun, als den neuen Schwager im Klub zu präsentieren. Hektor benahm sich wie ein inkognito reisender Fürst, verblüffte alles durch Unverfrorenheit und lieferte am nächsten Tage zu Hause gelungene Karrikaturen sämtlicher Ysenburger Herren, die er getroffen hatte. Am besten mimte er Alfons in seiner dienstbeflissenen Gutmütigkeit. „Allzu vorzüglich!" dachte Ada. Im übrigen schlief Hektor bis in die hohe Sonne, gab sich nicht die geringste Mühe, deutsch zu sprechen, obwohl er es konnte, und schien alles in Ysenburg nur als Zielscheibe seines Witzes aufzufassen.

Ada schwieg zunächst. Sie empfand, daß sie viel an Reiz für ihn verloren hatte, seit er sie als sicheren Besitz ansah. Eines Tages jedoch, als er Alfons gar zu infam behandelte, machte sie ihn aufmerksam, daß es ihr unfein gegen sie schiene, wenn er den Bruder beständig hänsele.

Er blickte erstaunt: „Hältst du ihn nicht selbst für einen spießigen Krämer?"

„Möglich!" erwiderte Ada. „Aber er ist mein Bruder. Es ist etwas anderes, ob ich es denke oder ob du mir das ins Gesicht sagst."

Hektor hob die Achseln. „Du bist in der Tat mehr seine Schwester, als ich glaubte."

Übrigens hatte er Momente, wo er durch feine Zärtlichkeit, durch ausgesuchte Liebenswürdigkeit Ada mit allem versöhnte. Mit bebenden Lippen konnte sie dann ihn um Verzeihung bitten, daß sie hart und unfreundlich gewesen sei gegen ihn. In ihren schönen Augen lag dann ein Ausdruck, so hilflos flehend, so hingebend schmerzlich wie der eines gefangenen Rehes, das den Jäger erwartet. Dabei wußte sie, daß er das nicht verstand, vielleicht später lächerlich fand. Aber ihr war, als sei aller Widerstand gelähmt, sie konnte nicht mehr kühl, kokett, spielerisch sein wie vor der Verlobung, obwohl sie fühlte, daß es das Richtige gewesen wäre. Aber all ihre Herbheit war in weiche Hingebung gewandelt. Nur reine, reiche Liebe wollte sie spenden!

Dabei fühlte sie unter der eleganten Oberfläche Hektors, die alles entzückte, irgend ein Unheimliches in der Tiefe, das sie nicht klar zu fassen vermochte, doch davor ihr im Innern graute. Zum ersten Male hatte sie's erlebt in der Nacht der Verlobung. Sie hatte ihn gebeten, sie wegzuführen aus jenem Karnevalstrubel, um allein mit ihm und ihrem Glück zu sein. Er hatte darauf bestanden, daß die Verlobung durch eine Flut von Sekt getauft wurde, wie er sagte, wobei die Montlucons Zeugen waren. Dann, als er sie spät weggeleitet hatte, war er im Wagen mit solcher Hitze über sie hergefallen, daß Ada erschrak vor seiner Gier und mehr noch über die unheimliche Machtlosigkeit, mit der sie selbst seinen Küssen erlag. Nur mit höchster Anspannung hatte sie sich seiner erwehrt, aber noch am Morgen kamen ihr Tränen beim Gedanken an die Nacht.

Später hatte sie die Augen weggewandt von dieser Erinnerung. Sie schob alles dem Sekt zu; auch Hektor berührte nie jene Szene. Trotzdem fürchtete sie das Alleinsein mit ihm. Aus Furcht erwuchs jene scheinbare Zurückhaltung, die er rügte und die etwas anderes war als die spielerische Koketterie, die er brauchte. Es gab Stunden, wo sie erschauerte über die Fremdheit, die zwischen ihnen bestand. Wenn sie ihm sprach von harmlosen Kindererlebnissen, für die sie verstehendes Lächeln erhoffte, so fand sie ironischen Witz. Sie begriff nicht, was sie in ihren Briefen ihm hatte sagen können, ihm, der auf ihre Bitte, sie zum Grabe der Mutter zu begleiten lachend erwidert hatte: „Ich liebe Kirchhöfe nicht, ich komme noch früh genug hin!".

Als sie allein am Grabe der Mutter stand, fühlte sie ihre ganze Einsamkeit. Und die furchtbare Frage tauchte ihr auf: „Ist es nicht Zeit noch umzukehren? Werfe ich mich nicht weg, ich, die ich das Höchste wollte oder gar

Digitized by Google

nichts?" Aber sie biß die Lippen zusammen. Vielleicht haben wirklich die anderen recht, wenn sie mir vorwerfen, ich jagte törichten Idealen nach. Ich will stark sein und die Wirklichkeit ertragen!"

---

4. Kapitel.

Die Hochzeit wurde einfach gefeiert, da das Trauerjahr noch nicht um war. Von Hektors Seite, der keine nahen Verwandten hatte, waren nur die Montlucons gekommen. Es fiel Ada auf, wie ihn die Ankunft der Landsleute belebte, so daß er früher aufstand und sich darin gefiel, mit Yvonne alles zu bewitzeln. Yvonne tat, als reise sie im wilden Barbarenland, besah alles höchst neugierig durch die Lorgnette und lachte über alles. René kokettierte mit wirtschaftlichen und politischen Interessen, wobei er jedoch nur grenzenlose Unkenntnis enthüllte. Er wollte noch weiter nach Berlin, was er für eine gute Vorbereitung für seine Kandidatur zur Deputiertenwahl, die bevorstand, anzusehen schien.

Ada und Hektor fuhren zunächst nach Paris, da Schloß Allonnes noch nicht fertig war. Sie wohnten im Hause der Montlucons im Quartier St. Germain.

Ada war von grenzenloser Hingabe, die jetzt sogar Hektor zu rühren schien. Im Rausch ihrer süßen Wochen schwand jeder Zweifel, alle Herbheit zerschmolz zu lieblicher Zärtlichkeit. Auch Hektor wurde weicher, bemühte sich, auf ihre Interessen einzugehen, führte sie ins Theater, sogar in Museen, obwohl er diese haßte. Ada war dankbar dafür, wenn er auch dort, wo Ada schweigend bewundern wollte, durch ein spöttisches Bonmont oft alles zerriß.

Erst allmählich kamen wieder die alten Zweifel, das alte Grausen vor dem, was sie hinter Hektors Glätte ahnte. Es war, als lebte in diesen Straßen noch etwas von einer Vergangenheit, davor ihr schauderte. Als er im Vorüberfahren an der Place d'Alma die Fenster seiner Junggesellenwohnung zeigte, konnte sie nicht hinschauen. Sie spürte dasselbe Grauen zuweilen in der Gesellschaft, wohin er sie einführte. Man empfing sie mit großer Höflichkeit, die Herren neugierig schnuppernd, die Damen auf eine Blöße lauernd. Überall spürte Ada die Spannung, wie der gefeierte und gefürchtete Don Juan sich als Gatte führe. Hektor selber wirkte anders in diesem Kreis. Seine anmutige Leichtigkeit steigerte sich zur Frivolität, sein Witz zum Zynismus. Ada schalt sich selbst bürgerlich und unsicher, aber sie konnte sich nicht wehren gegen das Unfaßbare, das sie quälte.

Gewaltsam zwang sie sich, die Augen zu verschleiern. Täglich sagte sie sich, daß sie glücklich sei. Wenn sie mit Hektor in eleganter Equipage durch Pariser Maisonne die Avenue du Bois de Boulogne hinabrollte, in lichten Spitzen unter lichtem Seidenschirm, er im spiegelnden, ein klein wenig schief sitzenden Zylinderhut, wenn rechts und links sie das bunte Leben der Weltstadt umflutete, dann glaubte sie wirklich im Strom des Glücks zu schwimmen.

Im Juni siedelten sie über nach Schloß Allonsen in der Normandie. Oft sprach Ada mit leisem Jubel vom eigenen Heim, wozu Hektor spöttisch lächelte.

So zog die schöne junge Herrin ein in den massigen düstern Sandsteinbau, der aus der Zeit des dreizehnten Ludwig herüberragte. Türme und Dächer glänzten im Abendgold; das Landvolk, die zum Schlosse gehörigen Tagelöhner, drängten um das schmiedeeiserne Portal, die neue Herrin zu sehen. Stumm standen sie beiseite mit gezogenen Mützen. Ada ließ halten und rief eine alte Bäuerin heran. Leutselig sprach sie ein paar Worte, die die Alte nicht verstand, so wenig als Ada erriet, was jene in normannischer Mundart erwiderte. Hektor warf über die Schulter ein paar derbe Worte hinab, die scheues Grinsen weckten, Ada aber zog ihr Portemonnaie und gab es unbesehen mit vollem Inhalt hin.

Dann rollte der Wagen auf den gepflasterten Schloßhof. Dumpfe Luft strömte Ada entgegen aus den gewölbten Gängen des Schlosses. Es war, als huschten Gespenster auf, wo ihre helle Stimme das alte Treppenhaus hinaufklang. Fröstelnd trat sie zwischen die verblichene Einrichtung der weiten Hallen und grüßte scheu die nachgedunkelten Bilder alter Grandseigneurs in spanischen Krausen und Allongeperrücken.

Beim Abendessen kam Hektor auf die

Digitized by Google

Szene bei der Einfahrt zurück. Er fragte, wieviel Gold in der Börse gewesen sei. Ada wußte es nicht genau. Hektor bemerkte vorwurfsvoll: „Sie sind verschwenderisch, meine Liebe!"

Ada verzog spöttisch die Lippen. Sie wollte erwidern: „Und du bist geizig, mein Lieber. Hast nicht Geschmack genug, in meiner Gegenwart nicht mit Hotelportiers zu feilschen."

Er bemerkte ihre Miene: „Sie wollen sagen, auch ich hätte ein Vermögen durchgebracht? Allerdings! Aber nicht indem ich's an Bauern verschenkte, die dadurch nur zum Trunk kommen!"

Ada erwiderte nebenhin, es freue sie, wie besorgt er für die Moral seiner Leute sei.

Als sie nachher hinaustraten in den Park, wo zwischen geschnittenen Hecken Springbrunnen aufquollen, schimmernd weiß in die violette Dämmerung der Juninacht, da dachte sie zum erstenmal mit Genugtuung daran, daß all das ihm nicht gehörte. Sie freute sich jetzt Alfons' geschäftlicher Schlauheit, worin ihn alle Gewandtheit Hektors nicht hatte irre machen können, daß er auf strenge Scheidung ihres Vermögens gehalten hatte, so sehr Ada im ersten Rausch das als niedrig empfunden hatte. Und doch erschrak sie wiederum, als sie erkannte, wie getrennt sie sich von Hektor fühlte, dem sie sich ganz hatte zu eigen geben wollen. So kam eine tiefe Heimwehschwermut über sie am ersten Abend im eignen Hause. Stumm setzte sie sich auf den breiten Altan und lauschte hinaus in die tausendfältigen leisen Stimmen der Sommernacht. Hektor, der das nicht verstand, suchte durch dringliche Liebkosungen jene Stimmung zu bannen, ward indessen fast hart zurückgewiesen. Unmutig ging er zu Bett, schwer die Tür zuschlagend.

Ada fand eine bittere Wollust im Bewußtsein, daß sie ihm weh tat. Hinschauend in die Schatten, die über Rasen und Beeten dunkelten, atmete sie die süße, reine Luft ländlichen Friedens. Mit Schaudern dachte sie zurück an die sinnliche Schwüle der Pariser Tage und den üppigen Glückstaumel, in den Hektor sie hineingerissen hatte. Eine tiefe Scham kam ihr. Sie schien sich entweiht im heiligen Frieden des Abends. Sie warf es Hektor vor, daß er sie nicht geschützt hatte vor sich selbst. Eine Sehnsucht nach Tränen kam ihr, guten, weichen Kindertränen, die alles Leid hinwegspülen. Aber sie fand sie nicht. Als sie spät eintrat in das Schlafzimmer, lag Hektor auf dem Rücken und schnarchte.

Ein neues Leben sollte beginnen im alten Schloß, so wollte es Ada. Sie wollte die Gespenster der muffigen Gänge verscheuchen. Bald klangen in allen Sälen die Hämmer, Teppiche rollten die Stufen hinab, und verwundert schauten die nachgedunkelten Chevaliers herab auf das laute Treiben.

Wollte Ada nicht mehr noch wegscheuchen durch ihre Emsigkeit? Was drängte sie, die Säle zu füllen mit elektrischem Licht, das Unkraut zu verjagen aus Wegen und Rasen, Wasser in die versumpften Teiche zu leiten, den Boden zu nivellieren für neue Nutzgärten? Gern hätte sie Hektor gewonnen für ihre Pläne, der aber gähnte zu allem und las lieber Pariser Zeitungen. Ohne daß er es wußte, hatte sie Schwäne kommen lassen, die neugefüllten Teiche zu beleben und ihn zu überraschen. Als sie ihn abends hinüberführte durch die Alleen und lauerte, was er sagen würde, mußte sie erkennen, daß er gar keine Änderung merkte! Dafür spürte er ihre Enttäuschung. In plötzlicher, jetzt seltener Zärtlichkeit klopfte er neckisch ihre Wangen: „Wir langweilen uns wohl ein wenig? Ich schlage vor, wir lassen anspannen in den nächsten Tagen und fahren nach Feuquières, wo jetzt die Montluçons eingekehrt sind nach ihrer Berliner Reise. René hat zwar mit seiner Wahl zu tun, Yvonne dagegen ist umso freier!"

Ada ließ das Auge über den abenddunklen Teich gleiten, wo die Fische sprangen und die Schwäne sich lautlos im Schwarzen bewegten. „Ich bin glücklich, daß ich hier bin und langweile mich gar nicht!" erwiderte sie.

So reiste Hektor allein nach Feuquières.

---

5. Kapitel.

Als es Juli wurde, war René samt seinem königs- und kirchentreuen Programm durchgefallen. Zur Erholung kam er mit Yvonne nach Allonnes. Ada wunderte sich, daß sie keine Freude spürte. War's nur darum, weil

Digitized by Google

jene ihre Einsamkeit störten, diese sommerlich stille Einsamkeit, in die sie noch immer hoffte, Hektor einspinnen zu können.

Vierspännig kamen sie über die Felder. Ein Lastwagen voll Koffer polterte hinterher. Yvonnes Parfums durchdufteten die alten Hallen, ihr Lachen weckte lustig springendes Echo darin. Sie küßte Ada auf beide Wangen, fand sie aber zu ernst. Man machte einen Gang durch den Park. Pflichtgemäß bewunderte man Adas Neuerungen. Mit kleinen Steinen erschreckte Yvonne die Schwäne: „Sehr nett!" sagte sie. „Nur zuviel Pläne für die Honigwochen. Das mißfällt den Männern."

Ada warf den Kopf zurück: „Dann kann ich's nicht ändern!"

Yvonne legte ihr Gesicht in ernste Falten: „Einen vielumschwärmten Mann haben, ist keine Kleinigkeit, liebe Ada! Hektor ist verwöhnt, seine Eitelkeit will gepflegt sein wie ein krankes kleines Kind."

Ada wandte sich: „Es gibt Dinge, um derentwillen ich nicht geliebt sein möchte!"

Yvonne schüttelte ihr duftiges Blondhaar: „Törichter Stolz. So etwas haben wir Frauen immer zu büßen."

Ada erschauerte. Sie fühlte, daß Yvonne recht hatte.

Nach dem Essen saß man auf der Gartenterasse. In den Lindenwipfeln raunte es geheimnisvoll, silbern rieselte der Springbrunnen, Glühwürmchen blitzten im Dunkel — Yvonne erzählte von Deutschland, lustig und boshaft. Ada mochte nichts erwidern, aber es schmerzte. Plötzlich stand sie auf, trat in den Saal zu ihrem kostbaren Flügel, der aus der Heimat stammte. Sie setzte sich und begann die Sommernachtsmusik aus den Meistersingern. Seltsam klangen die süßen Weisen in den Räumen des französischen Schlosses. Alles versank. Süddeutsche Johannisnacht wurde, voll Fliederduft und keusch-süßer Liebesseligkeit. Gothische Giebel stiegen auf und durch altfränkische Scheiben leuchteten Abendlampen. Yvonnes Lachen, Hektors Witze wurden übertönt. Es war Ada, als sähe sie die Straße hinab, wie Eva, die Pognerin, nach dem ersehnten Ritter, den sie erharrte. Ada spielte und spielte, obwohl ihr weh war zum Weinen. Hatte sie nicht zu früh sich weggeworfen, daß sie kein Recht mehr hatte zu solchem Leben? Nein! Sie wollte nicht denken! Sie ging über in die drolligen Weisen Beckmessers. In der wilden Prügelszene war ihr, als hämmere sie ihr unaussprechliches Leid in Stücke, bis des Wächters Sang und Horn dazwischen klang, bis der Mond aufstieg hinter den spitzen Dächern und alles Licht und Friede wurde.

Auf der Terrasse klatschte man, als sie den Flügel schloß. Erst nach einer Weile trat sie hinaus, eine volle Obstschale in Händen.

„Ja, die Musik der Deutschen," sagte Renée de Montluçon im Gefühl, etwas sagen zu müssen. „Ihre Musik macht ihnen keiner nach: Beethoven, Mozart! Yvonne, wie war doch die reizende Melodie, die wir in Berlin überall hörten!" Er trällerte, fand sich nicht gleich zurecht, dann endlich fiel ihm ein Berliner Gassenhauer ein, wie ihn die Steine dort heulten. Ada lachte herzlich. Es war eine Befreiung. Dann saß sie stumm in ihrem Schaukelstuhl und vernahm zwischen dem Gerede der andern das tiefe Schweigen der Sommernacht.

Ein lautes Leben hub an in Allonnes. Die Montluçons etablierten sich in einem Seitenflügel, und bald flatterten Gäste aus allen Winden herbei, wie Tauben zum Futterplatz. Ada zürnte dem Lärm nicht. Sie sah, daß Hektor heiter war, ja auch aufmerksamer gegen die eigene Gattin.

Trotzdem stieg ein Verdacht in Ada auf, ein Verdacht, so grausig, so unmöglich, so entsetzlich, daß sie mit aller Kraft ankämpfte dagegen. Aber die Angst ist feinhörig, sie hört am genauesten da, wo sie zu hören fürchtet.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Deutsche Mütter

Stärker, als die Helden alter Sage,
Kämpft der deutsche Mann fürs Vaterland.
Doch das Schicksal deutscher Zukunftstage,
Deutsche Frau, es ruht in deiner Hand!

Gehst du heut im Dulden und Verzichten
Und im Helfen groß durch große Zeit —
Harren dein noch heiligere Pflichten,
Deutschen Volkes Zukunftsglück geweiht!

Tränkt heut rotes Herzensblut die Erde
Tapfrer Söhne, die du opfern mußt:
Sorg, daß ihrer wert die Tochter werde,
Die dir blühend wächst an deiner Brust!

Wird einst dieser Kriegsbrand sein verglommen,
Hoffe nicht, daß langer Frieden weilt!
Neue Schwertzeit wird den Deutschen kommen,
Bis die Welt vom Neide ward geheilt!

Deiner Tochter Söhne müssen ringen
Hart dann, wie es heut die Väter tun. —
Daß im Sieg der Welt sie Frieden bringen,
Wird in deutscher Mütter Händen ruhn! —

Florentine Gebhardt.

*

Die deutsche Frau und der deutsche Gedanke / Von Erna Kruse

Ein Wort zum Geleit.

Wenn nach Beendigung dieses Weltkrieges die Männer ihre Waffen niederlegen werden, so wird dennoch der Krieg nicht abgeschlossen sein, das wissen heute wir alle schon. Mit unblutigen Waffen heißt es dann ihn fortführen — auf wirtschaftlichem, geistigem Gebiet, auf dem der Arbeit —, damit der „deutsche Gedanke" (nach Rohrbach aufzufassen, als der Gedanke der Herrschaft des Deutschtums) draußen in der Welt sich behaupte und zum Siege gelange. Es wird dann ein Ringen um „den Platz an der Sonne" werden, fast noch heißer und kräfteerfordernder als das heutige, mit der blutigen Wehre. Es wird Tüchtigkeit, Geduld, Ausdauer heischen von jedem Volksgliede. Und auch der Frau werden besondere, wichtige Aufgaben in diesem Ringen zufallen, damit es zum Siege führe.

Ja, daß „an deutschem Wesen einst die Welt genese," dazu helfen muß vor allem die deutsche Frau! In der Vorschule dieses Krieges ward deutsche Frauenkraft gestählt und geübt. Was krank, fremd, undeutsch vorher an ihr geworden war, hat das Feuer dieses Krieges hinweggebrannt. Wohl gibt es Ausnahmen, aber im ganzen hat doch die deutsche Frau gezeigt, daß auf sie auch heute noch das Idealbild passe, das seit Alters her im Lied der deutschen Dichter von ihr lebt. Und so wird sie sich auch wohl den Aufgaben der Zukunft gewachsen zeigen, wenn diese an sie herantreten.

Die erste Forderung ist, daß die Frau wieder lerne als Mutter voll und ganz ihre Pflichten zu erfüllen. Daß sie nicht länger, wie vor dem Kriege noch, aus Bequemlichkeit, Willensschwäche und Genußsucht sich der Mutterschaft entziehe. Daß sie, die im Kriege lernte, Opfer zu bringen, dies auch ferner mit heiterer Stirne könne, wo es den heranwachsenden Kindern gilt. Daß sie den Glauben und das Gottvertrauen erweise, das der Krieg in ihr wecken wollte, auch wenn es heißt, bei bescheidenen Mitteln eine größere Kinderzahl aufzuziehen. Daß jene Sucht, die das Zweikindersystem hervorrief, die Sucht, die Kinder allzu weich im Leben zu betten, verschwinde und sie einsehe, daß nur der Kampf und die Gewohnheit des Entbehrens starke Menschen schafft, die den Unbilden des Daseins Trotz bieten, sich und ihre Eigenart durchsetzen können. Deshalb darf die Mutter sich fortan auch nicht mehr vor ein wenig Strenge scheuen, mehr aber muß sie durch Beispiel und Lehre wirken. Trägt die Mutter selber bereitwillig kleine Entbehrungen den Ihren zuliebe, rührt sie tüchtig selber die Hände, erfüllt sie getreulich auch die kleinste ihrer Pflichten, so werden auch ihre Kinder tüchtige, fleißige, schlichte Menschen werden,

Digitized by Google

die jeder Anforderung des Lebens gewachsen sind. — Dasselbe gilt von der Frau als Erzieherin fremder Kinder. Wenn sie hier ein wenig mehr der „altpreußischen" Strenge übt, als es bisher gebräuchlich war, so schadet das nichts. Vor allem aber sei ihr Hauptziel die Erziehung zu den als „besonders deutsch" gepriesenen Tugenden der Treue und Wahrhaftigkeit.

„Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr,
Laß nie die Lüge deinen Mund entweih'n!
Seit alter Zeit im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein!"

Daß sie diesem Dichterworte nachleben, pflanze sie einen edlen Stolz in die Seelen der Kinder: „Ein Deutscher ist zu stolz, zu heucheln, zu lügen, zu kriechen! — Du bist ein deutsches Kind — gedenke dran!" Das soll, ohne etwa Pharisäertum zu wecken, immer wieder in die Ohren der Kinder klingen, soll gipfeln in dem Worte: „Bedenke, was du als Deutscher deinem Volke schuldig bist!" — Immer sei die deutsche Frau sich bewußt, daß man seinem Volke auch in untergeordneter Stellung dienen kann, immer präge sie dies ihren Zöglingen, Kindern, Gefährtinnen ein! Es kommt nicht darauf an, wo man steht, — nur, was man an seiner Stelle leistet! Ob außer dem Hause, ob in demselben; ob als Gattin, Hausfrau und Mutter, ob als Beamtin oder Arbeiterin — sie sei vor allem „Deutsche Frau!"

Die deutsche Frau aber hält das Familienleben heilig. Sie verachtet leichtfertiges Genußleben, hält Ehrbarkeit und Sittlichkeit hoch. Schon äußerlich zeigt sie das in ihrer Kleidung. Es wird so viel über „deutsche Mode" geredet und geschrieben. Gewiß ist es nicht gleichgültig, ob die deutsche Frau sich noch fernerhin ihre Kleidung von Pariser Kokotten vorschreiben läßt, ob sie über den Kanal schielt, wie die englischen Ladies sich anziehen. Wir sind deutsch und wollen dies auch bewußt zeigen. Aber nicht nur vom fremdländischen Kleidermodejoch wollen wir uns befreien, sondern auch von dem Joch, das ausländische Mode uns auflegte hinsichtlich der geistigen „Genüsse", der Wahl unseres Lesestoffs, des Theaterbesuchs, der Musik, des Tanzes u. a. m. Deutsch, wie unsere Sprache und Schrift sei das Lied, das wir hören und singen, der Tanz, bei dem wir uns belustigen, das Spiel, das unsere Jugend übt, das Buch, das wir lesen, das Schauspiel, das wir besuchen. Laßt uns Richard Wagners Wort hören: „Ehret eure deutschen Meister!" Und zuletzt ruft die Zeit der Erholung die Reiselust wach, so sei es Ehrensache, vor allem im deutschen Vaterlande zu reisen, dies kennen und lieben zu lernen, ehe wir das Ausland besuchen! Auch das gehört mit zur rechten „deutschen Mode"!

Wie kann all das dazu helfen, dem „deutschen Gedanken" in der Welt Geltung zu schaffen?

Sehr viel, denn es hilft ein gesundes Volksbewußtsein stärken. Und das tut not, damit der deutsche Michel seiner leidigen Gewohnheit nach nicht wieder vor dem Ausland knixe!

„Michel, sei stolz! — Aber auch du, Micheline!"

Den in den Händen der Frau liegt nicht nur des Hauses, der Familie Zukunft, auch die ihres ganzen Volkes!

Vier Generationen / Von Florentine Gebhardt

Auch Grundsätze und Leitbilder wandeln sich mit der Zeit. Nirgends so sehr, wie die für Erziehung maßgebenden. Obwohl man meinen könnte, daß da die Richtlinien immer nur die gleichen bleiben könnten, bestimmt durch die höchsten Leitbilder des ewig Guten, Wahren und Schönen, die nach ihrer Art ja unwandelbar sind!

Und doch, in jedem neuen geschichtlichen Zeitraum erleiden selbst diese Richtlinien eine Veränderung. Das sehen wir schon, wenn wir nur um ein einziges Jahrhundert zurückblicken. Zurück bis zum Beginn des letzten Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Pädagogik und der Frauenbewegung. Dabei fällt uns auf, daß gerade hinsichtlich der Frauenerziehung die Ideale sich gar gewaltig und fortwährend gewandelt haben.

Genau betrachtet, ist das ganz natürlich. Jede Zeit stellt andere Aufgaben an ihre Menschen. Und immer war, immer ist es die Frau, in deren Händen letzten Endes das Hüter- und Erzieheramt für die jungen Geschlechter, die des kommenden Zeitalters liegt. Daher ist das Empfinden und Können, die Bildung der Mutter bestimmend für Bildung, Denkart, Leistungsfähigkeit der Menschen eines ganzen Zeitalters.

Infolgedessen ist unter allen Erziehungsfragen die wichtigste die der Mädchenerziehung. Und deshalb wandeln sich die Richtlinien in ihr so häufig, so auffallend.

Schauen wir rückwärts, wir brauchen's nur ein gutes halbes Jahrhundert zu tun.

Harte, entbehrungsreiche Jahre lagen hinter dem deutschen Volke, die der Franzosenzeit, die der Befreiungskriege. Da war die Empfindsamkeit und Schöngeisterei, welche um die Jahrhundertwende dem geistigen und gesellschaftlichen Leben den Stempel aufgedrückt, im Sturm der Nöte verstoben. Schlichte, nüchterne Menschen verlangte die herbe, karge Zeit. Menschen, die zu arbeiten, zu sparen und zu entbehren wußten. Sparen, Zusammenhal-

Digitized by Google

ten, selbst Zugreifen war die erste Aufgabe der Frau. Und so wurden die heranwachsenden Mädchen jener Tage wenigstens in den bürgerlichen Kreisen des Mittelstandes, nur zu Hausfrauen erzogen, die in ihrem Hause einzig und allein ihre Welt zu sehen, in der Ehe ihr einziges Ziel, in der Sorge für Gatten und Kinder ihre alleinige Freude zu suchen hatten. Tüchtig sein in Hauswirtschaft, Handarbeit und Kinderpflege, was darüber war, das schien vom Übel. Ein etwa vorhandenes Talent zu pflegen, hervorragende geistige Interessen zu zeigen, das galt als blaustrumpfmäßig, als unnormal, fast als unsittlich, wenigstens in jenen bürgerlichen Kreisen.

„Mädchen, die pfeifen, und Hennen, die kräh'n,
Soll man beizeiten die Hälse umdreh'n." —

Die Jahre des Sturms um die Jahrhundertmitte hatten indessen bald eine Wandlung vorbereitet, der plötzliche wirtschaftliche Aufschwung nach dem französischen Kriege vollendete sie, leider nicht nach der für unser Volk glücklichen Richtung. War das Frauenleben bis dahin zu eng begrenzt gewesen, hausfrauliche Tugend allzu hoch bewertet worden, so strebte man in der Frauenbildung jetzt nach Vielseitigkeit — und geriet auf den Weg der Verflachung. Wohl blieb das Ziel des Mädchenlebens jetzt auch noch einzig die Ehe. Aber nicht, um dem Streben weiblicher Kräfte die richtige Bahn, nein, um der Frau die Wege zu freierem Lebensgenuß zu geben. Nicht mehr das häuslich erzogene Mädchen galt als das begehrenswerteste. Nein, das, welches am besten zu glänzen verstand. Gesellschaftliche Fähigkeiten und Fertigkeiten verdrängten die praktischen, hauswirtschaftlichen. Die Frauenbildung ward verflacht und veräußerlicht. Das Mädchen lernte zwar alles und noch etwas mehr, aber nichts gründlich, alles nur spielerisch. Es trieb allerlei, natürlich brotlose Künste, oft ohne das geringste Talent, füllte mit oberflächlichem Vielerlei sein Hirn, mit Gesellschaftelei seinen Tag, mit nutzlosem Flitterkram seine Truhen. Aber gerade den oberflächlichsten der jungen, „auf den Mann dressierten" Schönen gelang es am leichtesten, in den Hafen der Ehe zu kommen, eben weil sie zu glänzen verstanden. Die das nicht konnten, wie tüchtig und innerlich wertvoll sie sein mochten, blieben „sitzen" als „alte Jungfern" und bestenfalls im Besitz des zweifelhaften Rechts, sich als „Tanten" für die Sippe aufzuopfern, ohne Dank zu ernten, und in jedem Fall der „Verheirateten" untergeordnet. Der Mann aber, der, vom Schein verblendet, seinen Mißgriff zu spät einsah, hatte die Folgen zu tragen. Mit ihm die ganze Familie, ja, die ganze Gesellschaft. Wie viele zerrissene Ehen gab es in jenen Tagen! Wirtschaftlicher Niedergang, Verfall des Familienlebens in weiten Kreisen machten sich bemerkbar; all das gehört mit zu den Folgen jener veräußerlichten Mädchenerziehung.

Man sah das sehr bald ein und begann neue Wege zu suchen. Vor allem sollte dem wirtschaftlichen Niedergang gesteuert werden. Man glaubte dies am besten zu können, indem man auch das Mädchen für einen Erwerbsberuf erzog. Dieser sollte der Ehelosen Inhalt ihres Lebens, Selbständigkeit und Unabhängigkeit gewähren, gleichzeitig aber der Ehe eine sichere Unterlage geben. Man meinte, wenn auch die Frau erwerbe, wäre eben die wirtschaftliche Frage der Ehe gelöst. — Daß dies indessen durchaus nicht in allen Fällen so sein kann, noch ist, wissen wir alle. Das Familienleben litt noch mehr. Was die Frau auf der einen Seite erwarb, verdarb auf der anderen. Man fühlte dunkel, einseitige Erwerbsausbildung sei auch nicht das rechte, und suchte bereits einen Mittelweg.

Da brach der Krieg aus. Und nun wissen wir es auf einmal ganz genau, welche Art von Bildung und Erziehung für das heranwachsende, die „vierte" Mädchengeneration des Jahrhunderts das richtige ist.

Das uns vorschwebende Erziehungsideal hat wiederum die Forderung der Zeit zwar nicht geschaffen, doch ins hellste Licht gesetzt. Die Frauen dieses vierten Geschlechts müssen in sich alles vereinen, was die der vorangegangenen drei Geschlechter an Vorzügen besessen. Als Stützen und Vertreterinnen der Männer müssen sie mit festen Füßen im Leben stehen und es mit klaren Blicken erfassen, müssen Erwerberinnen, Ernährerinnen der Ihren sein können. Dabei dürfen sie doch nicht ihre weibliche Anmut und Schmiegsamkeit verlieren, nicht die Kunst, Heiterkeit, Schönheit und Licht zu verbreiten im Kreise der Ihren; denn harte Zeiten wollen mit starken, heiteren Herzen ertragen sein. Harte und herbe Zeiten aber liegen noch vor uns, auch in den ersten Jahren, ja Jahrzehnten des Friedens. Drittens aber — und das fordert ja schon die Gegenwart —, muß die Frau der vierten Generation, wie die vor einem Jahrhundert, Hausfrau sein durch und durch; muß die schweren Künste des Einteilens, Sparens, Erhaltens beherrschen neben denen des Erwerbens und Erfreuens und der Unterhaltung. Es sind also große und vielseitige Aufgaben, welche die Frau der Zukunft erwarten, zum Teil schon von der der Gegenwart verlangt werden. Ein Glück ist es, daß man schon vor dem Kriege Wege suchte, den heranwachsenden Mädchen das zu geben, was es den Forderungen der Zeit gemäß heute schon gebraucht.

Man wird noch weiter, noch eifriger suchen müssen. Vielleicht ist die staatliche Dienstpflicht der Frau (nicht die rein militärische), die hoffentlich nach dem Kriege kommt, einer dieser Wege, das „vierte" Geschlecht deutscher Frauen zu solchen Persönlichkeiten bilden zu helfen, die allen Forderungen zu genügen wissen, welche auch immer ihre Zeit an sie stellen mag.

Anmerkung: Ich verweise auf meine Ausführungen über Mädchenerziehung in früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift. D. Verf.

Digitized by Google

In der Heimat / Von Hedwig Forstreuter

„Der Aprikosenbaum blüht. Onkel Hans, nun blüht er wirklich!"

Das kleine Mädchen sah mit glänzenden Augen zu dem hohen jungen Manne hinauf.

„Kommst du mit hinaus? Sie sind alle im Garten, und Besuch ist gekommen."

Aber Onkel Hans runzelte die Brauen. — Er war noch nicht lange genug aus dem Felde zurück, um „Besuch" zu schätzen. Er wurde da immer vielerlei gefragt, mit Teilnahme aber auch oft mit Taktlosigkeit und von der Verwundung wollte man jede Kleinigkeit erfahren.

So schob er die Kleine von sich: „Laß Lori. Ich bin müde. Wenn ihr wieder allein seid, komme ich und bewundre den Aprikosenbaum . . . ."

Ein enttäuschtes Gesichten, ein kleiner Mund, der sich zu neuen Bitten öffnen will, dann ein Erinnern an Vaters Worte „ihr dürft Onkel Hans nicht quälen, er hat für uns alle gekämpft im Kriege, davon ist er müde und krank." — Also nickt Lori mit ernsten Augen und schließt die Türe, gegen ihre Gewohnheit ganz leise. Aber schon nach wenigen Minuten steht sie wieder auf der Schwelle. Diesmal mit unverkennbarer Wichtigkeit: „Sei nicht böse, Onkel Hans. Aber Mutter läßt dir sagen, der Besuch wär eine alte Freundin und es täte dir gewiß leid, wenn du sie nicht sähest."

Der Leutnant legte das Buch aus der Hand, wendet sein schmales Gesicht dem Fenster zu: „Eine alte Freundin, Lori? Wie sieht sie denn aus?"

„Gar nicht so alt; sie hat mit uns Ball gespielt und dabei ihren Hut auf den Rasen geworfen."

„Und sie heißt?"

„Erika." — — — —

Ehe sich's Lori versah, stand sie mit Onkel Hans im Sonnenschein vor der Türe. Der helle Sandstein der Treppe blendete so stark, daß sie beide die Augen schlossen. Und dann ließ Lori ihren Führer los und schoß, ja sie schoß die Treppe hinab, flog mit ausgebreiteten Armen auf eine leichte Gestalt zu. Die tiefe Stimme der Mutter sagte etwas. Mahnend. Dann wurde es still. — So still, daß der Mann, der die Treppe hinunterschritt meinte, das Echo seiner Schritte erfülle den Garten. War er es denn, der diese Stufen herabstieg, mit dem blonden Haar. — Das seltsame Gefühl, das ihn so oft seit seiner Rückkehr in die Heimat ergriff, war wieder da: ein Schatten wandelte er hier umher, sein Leib, sein Geist, sein Sinnen und Hoffen war gestorben; es ruhte fern von hier bei den Tausenden gefallener Kameraden, in der fremden Erde, die sein Blut getrunken, auf der er Mühsal und Leiden, aber auch herrliche, hohe Freuden erfahren hatte. —

Seine Augen zeigten den Blick, den Bruder und Schwägerin an ihn kannten. Die junge Frau kam ihm entgegen: „Wir haben dich gestört, Lieber, aber ich glaubte, du würdest dich dennoch freuen. — Mit wem hast du doch als Student immer Tolstoi geschwärmt und Dostojewski. — Erinnerst du dich, es war in jenem Sommer, der so überreich blühte."

Ihre Hand liebkoste den verbundenen linken Arm des Schwagers, die Augen lächelten ihm zu. Und auf ihrem Grund stand eine Flamme, die flackerte wie Sorge. — Aber sie erlosch vor dem weichen Klang seiner Stimme: Tolstoi — ja und der andere Große. Ich erinnere mich jenes Sommers. Und mit wem ich schwärmte."

Seine Absätze klangen zusammen: „Fräulein von Bergers" sagte die Schwägerin —" also erkennst du sie wieder."

„Ich dachte damals nicht, daß ich jemals gegen die Brüder jener Dichter ziehen würde und vor allem nicht, daß sie in ihrer Allgemeinheit noch immer Barbarenhorden gleichen."

Klare bräunliche Augen sahen aus einem runden Gesicht, der Heiligenschein der Haare glänzte. Und die blaßroten Lippen zitterten. Aber sie schwiegen — das war noch immer die alte Erika Bergers — stumm, wenn sie hätte reden müssen nach gesellschaftlichen Gesetzen — beredt, wenn es etwas zu verteidigen, etwas zu loben gab.

Lori vermittelte — „Onkel Hans, siehst du, die Bienen kommen schon". Die ausgestreckten Händchen zeigten auf den blühenden Baum, aber die kleinen Brüder fuhren dazwischen, warfen den Gasball in gefährliche Nähe der Zweige und der Vater schickte das wilde Paar auf den Spielplatz.

Nur Lori blieb, hängte sich in Erikas Arm. Und als gebe die Nähe des Kindes ihr Sicherheit, fing das Mädchen an zu plaudern.

„Ich habe Ihnen einen Gruß zu überbringen, Herr Linkhorst, von meinem Vetter, der als Freiwilliger bei Ihrer Kompagnie stand."

Des Mannes Kopf hob sich. — „Der junge Bergers? Danke!" — „Ein braver Kerl. — Aber wo ist er? Schon in der Heimat? Er lag schwer krank." —

„Seine Mutter hat ihn zu sich geholt. Wir pflegen ihn abwechselnd."

„So?" — Ein schneller Blick flog zu ihr herüber. Prüfend. — „Ja, wahrhaftig. Tiefe Röte überflutete die zarte Haut bis unter die blonden Haarringel. — Da gab es wahrscheinlich bald eine Kriegsverlobung. Schade! — und sein Blick glitt noch einmal über sie hin. So ein unfertiger Jüngling und dies feine Mädchen. —

Ob sie wohl noch glühen und flammen konnte wie damals? Als ihnen kein Tag ihres Zusammenseins verging ohne heiße Gespräche über Fragen des Lebens, die gerade junge Menschen in ihrer Werdezeit so leidenschaftlich bewegen: Sinn und Zweck des Daseins, Gottesglaube und Schuld.

Digitized by Google

Er wollte sie fragen: „Und der Krieg? Hat er Ihnen Ihre Ideale erschüttert oder haben Sie ihm standgehalten? Leben Sie noch in Ihrer klaren, schönen Welt?"

Aber das Mädchen, verwirrt und betroffen durch sein langes Schweigen, wandte sich zu der jungen Frau, die mit dem Gatten hinter dem Paare schritt. Die Eheleute traten heran und die Zweisamkeit war gestört.

Im Gespräch hörte der Leutnant Erika noch einmal den Vetter erwähnen: „Wir sind so glücklich, daß wir ihn über den Berg haben, er zeigt wieder Teilnahme für alles und wollte mich gar nicht abreisen lassen!" — „Natürlich —" dachte Linkhorst ingrimmig — und gleich darauf — „warum erzählt sie das? Will sie die Wirkung prüfen? Denkt sie an früher? Da soll sich das gnädige Fräulein aber doch irren."

Er setzte sein hochmütigstes Gesicht auf und widmete seine Aufmerksamkeit den Schmetterlingen, die um ein Veilchenbeet taumelten. Wie sie spielten, sich bald erreichten, bald flohen, wieder vereinten und endlich zu getrennten Zielen fortflatterten. — Ein bittres Gefühl saß ihm im Herzen; er zupfte an seinem Rock woher kam nur diese Unruhe. — In ein paar Wochen stand er wieder vor dem Feinde. Dann war alles gut .....

Sie standen an der Gartentüre. Erika Bergers gab allen die Hand, die Kinder drängten sich an ihre Seite: „Wann kommst du wieder?"

„Bald, bald". Sie lachte, aber es klang nicht fröhlich. Die junge Frau sah den Leutnant an, er fühlte, man erwartete, daß er Fräulein von Bergers nach Hause brachte. Aber gerade das wollte er nicht. Und seine Verbeugung fiel noch knapper aus, als er beabsichtigte. Da ging das blonde Mädchen still aus der Gartentüre und die Dorfstraße hinab zum Hause ihres Vaters.

Hans Linkhorst aber wandte sich und sah über den Gartenzaun; die vorwurfsvollen Augen der Geschwister quälten ihn. Sie verlangten zuviel von einem, dem das Herz von Kriegsleid noch wund war, so daß jede neue Narbe eigner Leiden doppelt brennen mußte .....

Am andern Tage trommelte der Regen auf die Dächer. Die Jungen hatten Säcke über die Köpfe gezogen und spielten auf dem Hofe: Patrouille gehen. — Lori blätterte in ihren Märchenbüchern, schlich sich endlich in Onkel Hans' Nähe. — Sie plauderte — ganz leise, denn Mutter schlief. Der Leutnant lachte, daß seine weißen Zähne blitzten. Zuletzt sang er mit gedämpfter Stimme Soldatenlieder; auch das von den Vöglein im Walde. —

„O" Loris Augen wurden ganz groß —" das singt Tante Erika auch, und einmal hat sie dabei geweint." „Geweint, weshalb?" Er fragt es mit seltsam gepreßter Stimme und räuspert sich hinterher, als schmerze ihn der Hals.

„Es ist schon lange her. Du warst noch nicht da. Und gerade hatte Mutter gesagt, deine letzten Briefe wären schon „gar nicht mehr wahr", sie hätte Angst um dich. — Da ging Vater an's Klavier — wir sollten singen, weil Mutter so traurig war. Und Tante Erika spielte. Aber zuletzt, bei dem ‚Wiedersehn' konnte sie die Tasten gar nicht mehr finden. Und hörte auf ....."

„Weil sie weinte, Lori?"

„Ja — Vater schickte uns raus, aber wir haben es doch gesehn. —"

Hans Linkhorst sah vor sich hin — — es war immerhin möglich .. — aber der andre, der Vetter? Ob das Kind auch über den etwas wußte?

„Vielleicht hat Fräulein Erika über den kranken Vetter geweint."

„Ach, sie hatte gerade gesagt, der könne schon wieder seine richtigen Jungenwitze machen. —"

„Jungenwitze, Lori?" —

„Ja, — solche wie .."

Er hielt ihr das Mäulchen zu. „Schon gut — aber was meinst du, regnet es noch sehr?"

Er hatte entschieden Lust, heute noch einen Spaziergang zu wagen, so die Dorfstraße hinab, am Gutshause vorbei — obgleich bei diesem Wetter die Treffmöglichkeiten gering waren.

Aber da fuhr ein Wagen vorüber, Halbverdeck, vom Gute her, ein Damenkopf bog sich vor; war vorüber. Lori schrie auf: „Tante Erika fährt in die Stadt, gewiß bringt sie uns morgen etwas mit. —"

„Sie besucht den Kranken" murmelte Linkhorst vor sich hin, und alle seine Hoffnungen fielen in sich zusammen, jäh, wie sie aufgeflammt waren.

Aber am nächsten Morgen lachte die Sonne. „Ich gehe nicht ins Gutshaus" sagte sich Hans Linkhorst schon beim Ankleiden vor. Und sein Gesicht trug einen entschlossenen Zug. „Ich gehe ganz bestimmt in den Wald, biege gleich links ab" dachte er, als er unter der Türe stand und eine Schwalbe, wie um ihn zu necken, vor ihm niederstrich. — Und er bog doch rechts ab und schritt durch das schmiedeeiserne Tor am Herrenhause, hob die Augen zu den Fensterreihen, die er so gut kannte, daß ihm das Herz jagte vor Wiedersehensfreude. „Wie einem doch so ein alter Kasten teuer werden kann" betrog er sich selber und hatte die Hand am Türklopfer, da fand er, daß die schweren Flügel nur anlehnten. Und er trat ein. „Was ich zuerst sehe, soll mir ein Omen sein" und „Wie abergläubisch ich bin" schoß es ihm durch den Sinn, dann blickte er auf. Und stand wie erstarrt, denn vor ihm saß sie, die er suchte. Den Kopf auf eine schwarze Truhe gesenkt, deren Deckel über und über mit Veilchen besät war. Ihre Hände glitten kosend über die blaue Fülle, aber ihr Herz war nicht dabei. Sie sah traurig aus. Aber als sie emporblickte, erschrak sie nicht. Sie lächelte nur. Etwas ver-

Digitized by Google

legen und doch auch beglückt. Und als sie aufstand, war es ihm, als schwanke sie. — Aber er konnte die Frage nicht unterdrücken, die ihm auf den Lippen brannte: „Für wen sind diese Veilchen — für einen Kranken?"

Sie erschrak vor dem Ton, sie sah ihn an, und mit dem Instinkt der Liebe fühlte sie sein Mißtrauen. Zugleich die Gefahr, die ihr damit drohte. Und das gab ihr Mut, sie raffte zusammen, was sie mit den zitternden Händen greifen konnte und hielt ihm die Blumen entgegen. „Als ich sie pflückte, wußte ich noch nicht, wem ich sie geben würde, aber ich glaube — unser Haus ist Ihnen noch den Willkommensgruß schuldig — ich schenke sie Ihnen."

*

Allerlei

Starke Hände — linde Hände! Wer glaubt's noch, daß wir Frauen ein „schwaches Geschlecht„ sind?

Einige von uns mögen es noch sein. Aber diese wenigen werden mit fortgerissen von der Hand der eisernen Zeit. Auf uns alle paßt ein Dahnsches Wort: „Wir tragen's — weil wir müssen!" —

Ja, wir müssen stark sein, wir Frauen, und darum sind wir's! Viele hatten das schon vor dem Kriege gelernt, durch ihres eigenen Daseins Notkampf, durch ihres Herzens Nöte und Sehnsucht. Die übrigen wurden es im Kriege. Was deutsche Frauenkraft geleistet hat, noch leistet in der Arbeit, im Opfern und helfen, im Dulden und Tragen — wie sie ihre Herzen fest gemacht haben, und klaglos — nicht gefühllos —, ihre Liebsten haben müssen hinausziehen, zum Krüppel werden, fallen sehen —; wie sie ihre Hände stark werden ließen zum Dienst an den Kriegern und in den Daheimgebliebenen, nicht braucht das erst noch gesagt werden. Ungeheures ist geleistet worden in diesem Kriege von Männern und auch von Frauen. Großes und Schweres wird geleistet werden müssen, gerade von den Frauen, später, wenn der Krieg zu Ende sein wird!

Nicht minder fühlbar als jetzt wird in der kommenden Friedenszeit wirtschaftliche Not die Anspannung aller Frauenkräfte fordern. Aber das ist's nicht allein. Wie werden sie an ihrem Leibe der pflegenden Frauenhand bedürfen, die Heimgekehrten — erschöpft, krank, vielleicht siech durch Strapazen und Wunden, wie der Führung und Stütze, die Krüppel und Blinden! Wieviel wird es zu trösten, zu ermutigen, aufzurichten und aufzuheitern geben, wieviel Güte und Zartheit, Mitgefühl und Hilfsbereitschaft wird die Frau zu erweisen haben! Alle Schätze weiblichen Taktgefühls werden hervorgeholt werden müssen. Neugier und Leichtfertigkeit müssen aber flüchten, zurückgedrängt, überwunden werden. Das Weib soll in allem und jedem Mutter sein. Alle, alle Frauenliebe muß Mutterliebe werden, starke, duldende, tragende, leitende Mutterliebe! Denn nicht die Heilung körperlicher Leiden, nicht die Linderung körperlicher Gebrechen und Schmerzen allein wird Frauenaufgabe sein. Viel schwerer ist das, was der Frau zu tun bleibt an denen, die leiblich gesund wiederkehren, aber vielleicht verdüstert, verroht, mit allerlei Lasten behaftet, wie ein langer Krieg sie hervorrufen kann. Da wird es noch mehr Selbstüberwindung, Verständnis, Takt brauchen, all das zu bekämpfen und die verwilderten Sitten zum Maß der Ordnung zurückzuführen. Da wird die Frau ihr Erzieheramt am Manne üben müssen; unmerklich, aber stetig und fest, mit zuckendem Herzen vielleicht, mit widerstrebenden Nerven, aber mit starkem Geist und mit lächelndem Munde! Wieder aufbauen, was eine schlimme Zeit zerstörte, glätten, was rauh ward, heimleiten, was verirrt war, das wird der Dienst des Weibes am Manne sein — nach dem Kriege. Und dazu muß stark und lind zugleich: das Frauenherz und die Frauenhand!

Schwester Eusebia.

Das Backen auf dem Gasherd ist keine Kunst, wenn man einen Gasbratofen besitzt oder über eine sogenannte Backhaube verfügt. Wer die Ausgaben für diese sparen will, kann sich leicht auf einfache Weise helfen und einen Kriegskuchen mit Backpulver auf dem offenen Gasherd backen. Man zündet dazu die Flamme an, nachdem der Teig bis auf das Backpulver fertig gemacht wurde, legt eine Asbestplatte auf erstere und stülpt einen sauberen, trockenen Wassereimer verkehrt über dieselbe. Der Eimer stellt Backhaube bzw. Bratofen dar und wird erhitzt, während man das Backpulver in den Teig mischt und letzteren in die vorbereiteten Blechformen tut. Zu solchen eignen sich prächtig die runden Pumpernickelbüchsen, die auch noch mit ihrem Deckel bedeckt werden, bevor man sie auf die Asbestplatte stellt, den Eimer wieder überstülpt und dann die Flamme klein stellt. Wer zwei Gasflammen hat, kann zwei Kuchen auf einmal backen, natürlich braucht er für jeden einen besonderen Eimer. Letzterer hält die Hitze zusammen, so daß der Kuchen auch Oberhitze hat. Er bäckt sehr rasch, und man muß etwas aufpassen, daß der unten nicht anbrennt. Honigkuchen und Kakaobrot sowie Grießkuchen gerieten mir auf diese Weise immer gut, bei Kartoffelkuchen dagegen hatte ich kein Glück. Diese brauchen langsame Backofenwärme.

Inhalt des Heftes 22: Der wilde Rosenbusch. Roman von Alfred Maderno. — Der Roman einer schönen Frau. Von Richard Freyen. — **Frauen-Beiblatt:** Deutsche Mütter. Gedicht von Florentine Gebhardt. — Die deutsche Frau und der deutsche Gedanke. Von Erna Kruse. — Vier Generationen. Von Florentine Gebhardt. — In der Heimat. Von Hedwig Forstreuter. — Allerlei.

Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Nachdruck verboten * Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für die Beiblätter: Dr. Erich Janke, Verlag v. Otto Janke. * Ausgegeben am 3. März 1917. * Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 23

Der wilde Rosenbusch / Roman von Alfred Maderno

5. Fortsetzung.

Darüber denken Sie nach, Herr Studiosus, darüber sprechen Sie mit Ella, wenn Sie beide auf Gewalten stoßen, die Ihnen feind sind und von Ihnen und Ihrer Liebe Opfer verlangen. So schlimm wie mit mir wird das Schicksal es nicht mit allen, auch nicht mit Ihnen beiden meinen. Kämpft, wie ich kämpfen mußte, so verschieden unsere Kämpfe auch von einander sind. Ich habe mich durchgefunden und grolle heute nimmer. Ja, Sie dürfen mit etwas Mitleid sagen, heute. Aber wir kommen alle soweit; und die von uns früher abberufen werden, die gehen, ohne erfahren zu haben, daß jeder Mensch am Ende dem Leben zu danken hat."

Herr Heidenreich lehnte sich in seinem Sessel zurück und träumte hinauf in den tiefblauen Spätsommerhimmel.

Unermeßlich ist der Raum, der unserer Sehnsucht allein gehört.

„Mehr wollte ich nicht von Ihnen und Ihnen mehr nicht sagen", sprach der alte Herr nach einer längeren Stille leise. „Sie sind älter, als ich damals war. Blicken Sie voraus und suchen Sie den Weg, den Sie beide gehen müssen. Dem Starken bleibt der Sieg zur Seite."

---

10. Kapitel.

Nachdenklich und in gewissem Sinne unbefriedigt erreichte Walter Meißl etwas vor der mit Ella verabredeten Stunde den Dom.

Er schlenderte eine Weile in der Gegend, aus der Ella kommen mußte, umher, bis es von den verschiedenen Kirchtürmen 6 Uhr schlug.

Das Mädchen hatte es ermöglicht, sein Wort zu halten, und war wenige Minuten nach sechs zur Stelle.

„Viel Zeit habe ich nicht. Die Wäscherin ist glücklicherweise gekommen, und die Tante muß die Wäsche herausgeben. Eine halbe Stunde dauert das immerhin. Sie muß ja auch der Wäscherin das Versprechen abtrotzen, ganz gewiß kein Kali ins Waschwasser zu tun. Da bin ich entwischt. Aber ich muß gleich wieder zurück. Auf einem Umweg mußt du mich nach Hause begleiten."

Diese Worte schickte Ella ihrer nunmehr hastig folgenden Frage „also, was hat's gegeben?" voraus, um mit Walter bei diesem Thema bleiben zu können.

Die beiden machten sich durch die alten Gassen davon.

„Ja, was hat's gegeben!" Der Student warf den Kopf in die Höhe. „Aber ich machte dich ja darauf aufmerksam, daß wir beide möglicherweise eine Enttäuschung erleben werden. Und viel besser ist es auch nicht geworden. Im großen und ganzen ein famoser Mann, euer Onkel Fidibus; aber wenn er etwas bezweckte, so hat er die Sache sicherlich nicht gut angepackt und die Dinge nicht am Kopfe genommen. Noch sehe ich das Ganze nicht anders an."

„So sag doch schon, was er wollte! Du redest so daher —"

„Ich rede so daher! Du hast leicht greinen! Der alte Herr redete erst so daher, der ja. Und ich habe auch zuhören müssen."

„Du bist manierlich gewesen?"

„Kaum, daß ich einmal den Mund aufgemacht habe. Herr Heidenreich hat gesprochen, und als er fertig war oder doch meinte, es zu sein, dann hat er mich nach Hause geschickt.

Digitized by Google

Oder eben fort. Aber jedenfalls wie einen Schuljungen."

„Wie du das so nennst, was sicherlich von Onkel Fidibus gut gemeint war."

„Das will ich durchaus nicht in Abrede stellen. Aber sag mir nur, was es für einen Zweck hatte, mich am letzten Augusttage auf die Promenade hinaufzulocken, mir dort einen allerdings außergewöhnlich guten Wein vorzusetzen und mir dabei aus seiner Jugend zu erzählen. Erst ein paar Worte, die euren Rosenbusch und dich betrafen, zur Einleitung, und dann die Jugendgeschichte."

„Die hat dir Onkel Fidibus erzählt!"

„Ja; du kennst sie wohl nicht?"

„Nein, nicht ein Wort davon. Ach, wie beneide ich dich! Du mußt sie mir wiedererzählen! Oder hat dich Herr Heidenreich gebeten zu schweigen?"

Davon habe ich nichts gehört. Doch du mußt nicht denken, daß die Geschichte etwa hübsch ist. Mir hat sie die Lust am Weine verdorben, und schließlich hat mir der alte Herr in die Seele hinein leid getan."

„Daß sogar solche Empfindungen bei dir so wenig lange anhalten können, Walter!"

„Das ist wieder eine Sache für sich. Aber sieh nur, es war trotzdem eine Enttäuschung. Was geht mich schließlich die Jugendgeschichte Herrn Heidenreichs an? Nie im Leben hätte ich danach gefragt."

„Du erzählst sie mir bestimmt, Walter, gelt?"

„Heute wird die Zeit wohl nicht mehr ausreichen, wenn du wirklich schon so bald nach Hause mußt. Aber morgen früh sollst du sie zu hören bekommen. Vielleicht weißt du mehr mit ihr anzufangen als ich. Schließlich muß ich doch annehmen, daß mir Herr Heidenreich aus dem Grunde von seiner Jugend erzählt hat, damit wir beide eine Lehre daraus ziehen."

„Wir beide? Und eine Lehre? — Ja, hat denn Onkel Fidibus auf unsere Begegnung angespielt?"

„Mit keinem Wort. Und wie ich kam, hat er auch so merkwürdig herumgeredet, hat mir versichert, daß er sich absolut nicht in unsere Angelegenheit mischen und mir durchaus nicht den Weg weisen wolle, wenn er nun ernst mit mir über etwas sprechen müsse, wozu ihn seine Freundschaft mit dir berechtige. Dann erzählte er und zum Schluß, wie das bei alten Leuten immer ist, ich kenne das ja, trotz ihren Versicherungen, zum Schluß also machte er die Nutzanwendung auf dich und mich und überließ alles Weitere mir."

„Was?"

„Das muß ich erst herausbekommen. Aber weißt du, was ich jetzt finde?"

„Ja?"

„Daß ich immer deutlicher zu sehen beginne, je länger ich von der Sache rede. Mein Besuch bei dem sonderlichen Herrn liegt eben zu wenig lang hinter mir. Da hat er in mich allerlei Trauriges hineingetrichtert, was sich jetzt erst setzen und klären muß. Mir kommt die Sache nun schon so vor: Herr Heidenreich verfolgte eine bestimmte und gewiß gute Absicht damit, mir das Wesentlichste aus seiner Jugend zu erzählen; aber er hat dabei ein wenig vorgegriffen. Der alte Herr scheint einen seelischen Weitblick zu besitzen. Vielleicht ist er aber auch nur weitsichtig? Und das ist eine Krankheit."

„Das verstehe ich nicht, Walter."

„Ich werde mich auch hüten, es dir zu erklären. Dann hätte doch Onkel Fidibus seine Geschichte dir erzählen können."

„Was soll denn nun das wieder heißen? Ach, Gott, nun sind wir da! Mit so viel Unklarheit nun nach Hause!"

„Um so mehr Zeit ist dir zum Nachdenken gelassen; aber befaß dich lieber nicht damit. Ich selbst finde mich noch nicht ganz zurecht und ich kenne doch Herrn Heidenreichs Geschichte."

Dann gingen die beiden jungen Menschen nachdenklich ihrer Wege.

„Der alte Mann hat vorgegriffen", überlegte Walter Meißl im Gehen, „und ich habe eine Dummheit gemacht. Wie konnte ich Ella nur sagen, daß ich mich hüten werde, ihr die Sache zu erklären!" — — —

„Hüten will er sich, mir zu erklären, inwiefern Onkel Fidibus vorgegriffen hat?" —

Bis tief in die Nacht hinein verfolgte das Mädchen dieser Gedanke.

Er hatte sich aber mit anderen vereinigt, und die ließen es nun nicht zur Ruhe kommen.

„Warum hat Onkel Fidibus mit Walter

Digitized by Google

gesprochen? Warum hat er ihm seine Jugendgeschichte erzählt und uns nie, obwohl wir ihn so oft darum gebeten haben? Was weiß Onkel Fidibus von mir, was glaubt er zu wissen, daß er auf einmal auf diesen Gedanken verfiel? Weil er mich mit Walter traf? Er konnte Walter doch gar nicht kennen?"

Ella begriff noch nicht, was mit ihr vorging, aber ihre Gefühle Herrn Heidenreich gegenüber hatten plötzlich eine Änderung erfahren.

Sie witterte in dem alten Herrn, in dem sie jahrelang immer einen guten Freund, einen zweiten Vater, wie gerade sie ihn brauchte, gesehen, auf einmal eine fremde Gewalt, die sich zwischen sie und ihr Schicksal drängen wollte.

Wer heute noch mit dieser Absicht an Ella herantrat, der kam zu spät, der konnte nicht hoffen, auf etwas anderes zu stoßen als auf erbitterten Trotz. Auf einen Trotz, der, wie sich hier zeigte, ganz plötzlich an die Stelle von Liebe und Ehrfurcht treten konnte.

Ella fühlte, wie ihr die Wangen zu glühen begannen, aus Zorn über die Absicht eines fremden Menschen, sich hinter die Geheimnisse ihres Herzens zu stehlen, und in dem festen Willen, dem Eindringling entschieden in den Weg zu treten.

Daß es sich dabei um Herrn Heidenreich, um Onkel Fidibus handelte, kam nicht in Betracht.

Und daß seine Geschichte traurig war, wie selbst Walter zugegeben, das änderte auch nicht so viel daran.

Sie kämpfte seit Jahren um jedes Fünkchen Wärme und Sonnenschein, kämpfte allein, litt und entbehrte allein, und niemand half ihr, wenn sie einen Sieg büßen mußte.

Ja, jetzt begann sie auch zu erkennen, wo Herr Heidenreich hinaus wollte und was Walter meinte, als er den alten Mann voreilig, weitsichtig nannte. Das war eine Krankheit, ganz richtig, das war das Alter, das sich wieder einmal der Jugend in den Weg stellen wollte, das im Glauben herumlief, den Warner der Jugend zu spielen, und dabei keinen anderen Gedanken hatte, als zu verhindern, daß es die Jugend besser habe als es selbst. War nicht von Anfang an die Erziehungsweise ihrer Tante so gewesen? Auch die hatte nichts gutes und schönes in ihrer Jugend gekannt, nur Neid und Eifersucht. Aber daß auch Onkel Fidibus nicht anders war? Und doch war es nicht gut möglich, daß sie sich irrte. Er vermutete, daß sie gewillt war, noch weiter ihren eigenen Weg zu gehen, und da streckte er seine Hände nach ihr aus, um sie zurückzuhalten. Unbewußt nahm Ella ihre Gedanken bildlich und sie sah, wie Herr Heidenreich seine schmalen zitternden Hände nach ihr ausstreckte, wie um sie vor einem raschen, unbedachten Schritt zu bewahren.

„Wer will mir das einflüstern?" Ella wehrte sich gegen die versöhnliche Regung, die sich ihrer bemächtigen zu wollen schien.

Was nützte das Weinen, was nützte der ganze Trotz, den Ella in dieser Minute aufbot, um die Gewalt über den eigenen Willen nicht zu verlieren, sie nicht hinübergleiten zu lassen in eine zitternde Greisenhand?

Vergebens. Das Bild wich nicht von ihrer Seele. Der alte Mann stand noch immer vor ihr und streckte seine Hände nach ihr aus, und sie hätte sich selbst belügen müssen, wenn sie sich einreden wollte, Onkel Fidibus habe nicht mehr den gütigen, treubesorgten Ausdruck in seinem Gesicht.

Ellas Finger krallten sich in die Kissen. Da und dort fühlte sie die warmen Spuren ihrer Tränen.

„Ich gebe mich nicht in deine Hand! Ich lasse mir nicht noch mehr von meiner Jugend und meinem Leben rauben! Ich will nicht überlegen und will nicht so tun, wie andere Leute fühlen! Ich sehe keinen Wert, sehe kein Ziel in meinem Leben, also will ich nicht wissen, wie ich lebe; hätte ich nur eine Mutter! Warum habe ich keine Mutter!" — — —

Walter Meißl war es am folgenden Morgen, als träte nicht Ella, als träten nur ihre Gedanken auf ihn zu, Gedanken jedoch, die er an ihr nicht kannte.

Was er in ihren Augen las, die er immer und immer wieder suchen mußte, erfüllte ihn mit Unruhe, reizte ihn zu hundert Fragen, die er sich indes nur selbst stellen wollte.

Ella sprach kaum ein Wort, während er neben ihr herschritt, wie alle Tage und wie immer den gleichen Weg.

Digitized by Google

Da begann der Student dem Mädchen die Geschichte Herrn Heidenreichs zu erzählen.

Ella unterbrach Walter nicht. Daß sie zuhörte, verriet sie mit keiner Miene. Den jungen Mann hatte diese Geschichte gepackt, und das Mädchen sollte von ihrer Tragik unberührt bleiben?

„Nun, was sagst du zu dieser Geschichte?"

Da erst trat ein weicherer Zug in Ellas Gesicht.

„Ich dachte und wußte nicht, daß Herr Heidenreich so Trauriges erlebte und so hart zu tragen hatte."

„Und was denkst du davon?"

„Ich habe die ganze Nacht gedacht. Ich will nicht mehr denken."

Meißl schüttelte den Kopf. Er begriff das Mädchen immer weniger.

„Was hast du nur, Ella? Ich kenne dich nicht wieder."

„Ich will nicht, daß sich jemand in mein Leben drängt."

„Wen meinst du damit? Doch nicht mich?"

„Nein, Herrn Heidenreich. — Hast du mich lieb, Walter?"

„Das wirst du doch wissen!"

„Dann sorg auch du dafür", Ella nahm alle Kraft zusammen, „jeden Eindringling fernzuhalten."

„Bist du nun Herrn Heidenreich böse?"

„Ich war es vielleicht. Heute nacht. Nun bin ich es nicht mehr. Ich habe ihn wieder lieb wie früher. Er meint es gut. Er ist nicht so wie meine Tante. Und ich will ihn noch lieber haben, weil er so viel Bitteres hat durchmachen müssen, woran er immer zurückdenken muß. Aber in das Leben eines von uns einzugreifen, dazu ist er zu alt. Er erlebt es nicht mehr zu sehen, ob er nützte oder schadete."

Walter Meißl schüttelte noch immer den Kopf. Ella hatte vielleicht nicht unrecht; aber sonderbar, wie sie dachte und sprach. — — —

---

11. Kapitel.

Der Sommer war über die sieben Blüten des „Wilden Rosenbusches" hingegangen, hatte ihnen mancherlei neues gezeigt, neue Hoffnungsflammen in ihren Herzen angesteckt und auch vom Ernste des Lebens ein nachdrückliches Wort zu ihnen gesprochen.

Wie es eben gerade kam.

Nun waren sie von allen Seiten wieder zusammengekommen, vollgefüllt mit Erlebnissen, ungeheuer wichtigen, wie sich einsehen läßt, und warteten nur auf die Gelegenheit, sie alle auskramen zu können.

Und wer hätte eine bessere Gelegenheit dazu bieten können, wenn nicht „Der wilde Rosenbusch" selbst?

In den letzten Tagen der Ferien hielt er seine Eröffnungssitzung noch nicht ab; da gab es zu viel zu tun und zu beraten, für den Herbst und das neue Schuljahr, die Selecta.

Hilda blieb ja noch in der Höheren Mädchenschule, aber für die übrigen sechs Mädchen, für den Stamm des „Wilden Rosenbusches", stand der letzte, höhere Schliff bevor.

Doch am ersten Samstag nach Schulbeginn, einem wunderbar klaren Frühherbsttage, schien es, als sei in des Justizrats Garten eine Schar seltsamer Vögel eingefallen.

Also zwitscherte und trällerte es dort und kam aus der Laube, an der der wilde Wein sich schon ganz mutig zu färben begann.

Um eine Stunde früher als vor den Ferien, es wurde ja bald kühl, und die Dämmerung brach früher herein, hatten sich die sieben Mädchen zusammengefunden.

Die beiden Daheimgebliebenen wurden mit Gönnermiene begrüßt, die anderen strahlten im Glanze ihrer Erlebnisse.

„Wenn nur schon alles erzählt wäre!" rief das eine oder andere Mädchen schon zum dritten Male, aber sie kamen nicht ans Erzählen, weil sie sich darüber nicht einigen konnten, wer beginnen sollte.

Wer das Interessanteste erlebt hatte, war dazu eigentlich am berufensten. Doch wer wollte dies im voraus beurteilen?

Und dann mußte man ja auch Ella und Traud fragen, was sie erlebt hatten, wie es ihnen immer ergangen war.

Traud erschien doch gewissermaßen in einer neuen Beleuchtung, und Ella, der mußte man ja auch etwas anmerken können.

Aber gerade das fiel den Mädchen besonders auf, mit Ella mußte etwas vorgefallen sein. Sie war entschieden verändert. Seit der

Digitized by Google

ersten Begrüßung, in deren Schwall das einzelne Wort spurlos versunken war, hatte sie noch keinen „Ton" weiter geredet.

Auch Traud fragte sich, was da vorgefallen sein konnte. Ella schien ja noch umgewandelter zu sein, als sie es Onkel Fidibus geschildert hatte.

Daß sie auch weniger herzhaft in den Kuchenteller langte, fiel besonders Grete auf, doch richtete sie ihre fragenden Blicke nicht auf Ella, sondern auf Hanna.

Das hieß soviel wie: na frag doch einmal, was es gegeben hat!

Und Hanna verstand und zögerte nicht.

Ella hatte nicht damit gerechnet, schon am ersten Tage von den Freundinnen so aufmerksam beobachtet zu werden und schon so bald Rechenschaft ablegen zu sollen. Doch daß es beim sollen bleiben müsse, stand bei ihr von vornherein fest. Die Harmlosigkeit war von ihr genommen; das mußte sie selbst am besten wissen. Und die böse Nacht lag noch zu wenig lang hinter ihr, als daß sie schon zur natürlichen Heiterkeit, der sie sich sonst im „Wilden Rosenbusch" überlassen hatte, hätte zurückfinden können.

Also mußte Ella gewärtig sein, mit ihrem veränderten Benehmen den Freundinnen aufzufallen und nach der Veranlassung gefragt zu werden. So mußte sie eine Erklärung zur Hand haben.

Und nun kam diese Frage schon so flugs.

„Was ich habe? Traurig bin ich."

„Traurig? Ach, du lieber Gott, ja warum denn?" Für Hilda schien das etwas Entsetzliches zu sein.

„Ja, das hat seinen Grund."

„Laß dir nicht jedes Wort so herausziehen", drängte Luise ungeduldig. „Warum bist du traurig?"

„Ist vielleicht jemand nicht gekommen?" ließ sich Grete, die doch wahrhaftig keinen Grund dazu besaß, fürwitzig vernehmen.

Ella winkte lässig ab.

„Dieser jemand hat in der Hauptsache nichts mit meiner Traurigkeit zu tun."

„Aber in der Nebensache?" Lore liebte solche Stichfragen.

„Laßt Ella doch zur Sache kommen", gebot Hanna. „So sprich nun, es wird dich keine mehr unterbrechen."

„Ich kenne seit ein paar Tagen Onkel Fidibus' Jugendgeschichte", sagte Ella einfach und so sicher, als liege darin wirklich der einzige Grund ihrer Verstimmung.

Die sechs Mädchen fuhren in die Höhe.

„Du weißt sie? Woher? Hat sie dir Onkel Fidibus selbst erzählt? Nein, so etwas! Wir alle haben ihn darum gebeten, und da hat es immer geheißen nein, nein, nein. Und kaum sind wir fort, geht Onkel Fidibus her oder bist du hingegangen?"

„Seid doch einmal still und laßt mich ausreden! — Oder soll ich schweigen?"

„Wie gereizt du auf einmal bist!" Traud konnte sich diese Bemerkung nicht versagen.

Ella schien sie überhört zu haben.

„Nein, erzähle nur", bat Hanna, „du siehst doch, wie uns das interessiert. Und ihr gebt jetzt Ruhe, ja!"

„Onkel Fidibus hat seine Jugendgeschichte nicht mir erzählt."

„Nicht dir?"

„Nein, nicht mir, sondern Herrn Meißl, dem Studenten."

Maßloses Erstaunen. Das war noch unerhörter!

„Ihr wundert euch darüber? Du machst ja besonders große Augen, Traud. Ja, es ist aber doch so. Die beiden haben sich im Laufe des Sommers kennengelernt, und vor ein paar Tagen hat Onkel Fidibus Herrn Meißl jene Geschichte, die wir nie aus ihm herausbekommen konnten, erzählt."

„Und du weißt sie von Herrn Meißl?"

„Onkel Fidibus hat ihm nicht verboten, sie mir zu erzählen."

„Folglich darfst du sie auch uns erzählen", schloß Luise richtig.

„Selbstverständlich", versicherte der Chor, „fang nur gleich an!"

„Nein, das hätte ich mir nicht träumen lassen!" Grete erwachte aus ihrem Lebensgenuß, der zur Stunde nach Mandeln und Rosinen schmeckte. „Wie könnten wir die Sitzungen des „Wilden Rosenbusches" stimmungsvoller eröffnen als mit dieser Erzählung. Aber nun, Ella, bitte, schnell, bevor noch Onkel Fidibus kommt!"

Digitized by Google

„Soll Ella den Onkel nicht erst fragen, ob sie die Geschichte uns erzählen darf? Der Onkel wollte selbst doch nie davon sprechen." Hanna warf diese Worte zur geneigten Überlegung hin. Ernst war es ihr damit keineswegs. Es sollte aber wenigstens eine die Form gewahrt haben.

Niemand, wie zu erwarten stand, ging darauf ein.

„Nee, wer lange fragt, geht weit irr. Onkel sagt dann sicherlich, Ella soll nichts erzählen."

Das leuchtete Hanna ein, und sie gab das Zeichen zur Ruhe. Die Geschichte interessierte sie ja, wie sie meinte, am meisten.

Ella erzählte schlicht und langsam.

Lautlos lauschten die Mädchen und schwiegen, als die Erzählung zu Ende war.

Onkel Fidibus stand schon ein paar Minuten lang vor dem Eingang der Laube, halb verborgen von den Ranken des wilden Weines, der während der stillen Zeit zu wuchern begonnen hatte. Da er die letzten Worte mitangehört, wußte er, wieviel die Uhr geschlagen hatte. Er schwieg aber noch ein Weilchen und verhielt sich ruhig, bis er dann plötzlich mit beiden Armen die Ranken zerteilte und einen Fuß über die Schwelle setzte.

„Ist denn das ein Empfang nach so vielen Wochen?"

Der alte Herr betrat vollends die Laube, aber die Mädchen jubelten und stürmten ihm nicht entgegen. Doch voll ernster Zärtlichkeit hingen ihre Blicke an ihm.

„Ja, seht, das habt ihr nun davon. Ich weiß doch am besten, welche Kost sich für junges Volk eignet. Hab euch darum nie von der Sache sprechen wollen. Nun sitzt ihr da, wie vor den Kopf geschlagen."

„Bist du böse, Onkel Fidibus?"

„Böse? Aus welchem Grunde?"

„Weil Ella erzählte."

„Ich habe keine Geheimnisse. Es täte mir nur leid, wenn eure Heiterkeit gelitten hätte."

„Dieses Opfer könntest du schon einmal von uns annehmen." Traud hatte die richtige Antwort gefunden. Jede weitere Sentimentalität mußte vermieden werden.

„Man kann aus deiner Geschichte viel lernen", bemerkte Grete, sichtlich zum Nachdenken angeregt.

„So, meinst du. Nun, das freut mich." Herr Heidenreich streifte mit einem flüchtigen Blick, der niemand auffiel, Ella, die ihm gegenüber saß.

Jähes Rot hatte ihr Gesicht überzogen, als habe sie den Blick des alten Mannes geahnt. Tief hielt sie den Kopf gesenkt. Aber auch das fiel niemand auf.

Onkel Fidibus jedoch deutete in seinem Innern rasch diese Erscheinung. Fiel das Ergebnis zu seiner Zufriedenheit aus?

Die Mädchen ließen ihm nicht Zeit, sich darüber klar zu werden. Die Wirkung der Erzählung war von ihnen gewichen, sie wurden wieder schmiegsamer und zutraulicher. Sie fragten nach allerlei und wollten Näheres wissen.

„War deine Schwester schön, Onkel Fidibus?"

Der alte Herr lächelte wehmütig. „Das habe ich mich selbst nie gefragt. Was soll ich euch darauf auch antworten? Ein blühendes junges Mädchen war meine Schwester, so wie Hilda hier. Ella sagte euch doch, wie alt sie war, als das Unglück geschah?"

Die Mädchen nickten.

„Das ist das eine Bild, das ich von meiner Schwester im Gedächtnis trage. Wenn sie die gewellten Haare löste, dann rieselte es an ihren Schultern nieder wie Goldregen. Und in ihren Augen lag ein Stück Junihimmel, so fern, so gütig, so rein. Und dann habe ich noch das andere Bild, wie ich sie täglich daliegen sah, bleich und so unsagbar traurig lächelnd, immer noch so gütig, aber so still. Da weiß ich eigentlich nichts mehr von ihrem Gesicht. Ihre Augen, ja, die sehe ich noch vor mir. Sie blickten doch so oft in meine, während mich meiner Schwester zarte, kühle Hände leise streichelten, wie dankbar. Und auch die Haare sehe ich noch. Nur ist es mir, als hätten sie da nicht mehr so hell geschimmert, in all den traurigen fünfzehn Jahren.

Meine Mutter sprach wohl noch von einem dritten Bilde. Aber, und ich danke Gott, das hat sich mir nicht eingeprägt. Es war das Bild der letzten Tage, als meine Schwester am entsetzlichsten litt, ehe sie der

Digitized by Google

Tod gütig erlöste. Damals hatte ich nur mehr ihr Ende vor Augen und wie ich dann außer meiner Mutter niemand mehr haben würde. Wie es auch kam. So traurig meine Jugend auch gewesen — als meine Schwester nicht mehr lebte, war sie ganz von mir gegangen." Der alte Mann schwieg und blickte mit verträumten Augen hinaus in den frühherbstlichen Garten.

In leiser Schwermut erwiderte die ganze Natur seinen Blick.

Ja, sie war ihm die einzige Gefährtin gewesen, ein ganzes Leben hindurch, und sie hatten einander gut verstanden.

Hanna aber berührte leise des alten Mannes Arm. „Und die anderen, dein Freund, dessen Schwester — wer waren die? Willst du uns ihre Namen nicht sagen und was aus ihnen weiter geworden ist?"

„Warum fragst du?" Fast jäh wandte sich Herr Heidenreich dem Mäden zu. Doch schon hatte er seine Ruhe wiedergefunden.

„Ihre Namen? Was könnten euch diese Namen sagen? Was nützte es euch zu wissen, was aus diesen Menschen geworden ist? Es ist niemand mehr da. Alle sind sie tot. Alle. Es bleibt immer nur eines übrig, die ganze Last zu Ende zu tragen."

Da fragte keines der Mädchen mehr.

---

12. Kapitel.

Herr Theophil Graßl, Inhaber der Firma Graßl & Weiler, Hoflieferanten und Lieferanten des österreichischen Erzherzogs Soundso, hatte den „Wilden Rosenbusch" zu einem Weinlesefest eingeladen.

Hilda, die ihren Freundinnen die Einladung zu überbringen hatte, wurde umringt und geküßt. Der Gedanke war zu himmlisch!

Frau Graßl aber lud die Eltern der Mädchen persönlich ein.

Wer und was nur irgend Lust hatte, Brüder und Schwestern, sollte mit von der Partie sein, selbst versteckte Liebhaber sollten das Licht und das Fest nicht scheuen, jeder Fröhliche war willkommen.

Grete dachte sofort an Peter Staffel, den solch ein Fest sicherlich auch erfreuen mußte.

Darum erhielt auch Peter Staffel eine Einladung, und Ella wurde von Hilda aufgefordert, Herrn Meißl mitzubringen.

Es flog wohl ein heller Schimmer über Ellas schmales, seit Wochen nun so blasses Gesicht, als sie diese Aufforderung vernahm, aber wer in ihr Herz hineinzusehen vermocht hätte, würde darin nicht die Absicht, Meißl zum Besuche des Festes zu überreden, erblickt haben, sondern einen Plan, der Ella weit verlockender erschien und der auch sicherlich Walters Beifall finden mußte.

Allerdings hatte dieser Plan nur für den Fall einen Wert, als sie überhaupt die Erlaubnis erhielt, der Einladung Graßls Folge zu leisten. Da dies die Notwendigkeit in sich schloß, die Stadt zu verlassen und, wenn auch nur wenige Kilometer weit, die Bahn zu benutzen, so stand diese Erlaubnis noch sehr in Frage, durfte aber nicht gänzlich aus dem Bereiche der Möglichkeit verwiesen werden, da Frau Graßl auch Ellas Vater und Tante eine Einladung überbringen wollte.

Mit dem hilflosesten, süßsäuerlichsten Lächeln der Welt führte Katharina Gerhardt den anmutigen Besuch ins Wohnzimmer, dem wohl überall der Stempel einer rücksichtslosen Sauberkeit und verbissenen Ordnungsliebe, nirgends aber das Merkmal behaglichen Wohlstandes aufgedrückt war.

Doch lag es ja keineswegs in Frau Graßls Absicht, sich in diesem ausdruckslosen, unpersönlichen Raume umzublicken, sondern sich nur ihrer liebenswürdigen Pflicht zu entledigen.

Ein verlegenes, von geistiger wie seelischer Armut zeugendes Lächeln des Fräuleins, das sich dabei unablässig die Handflächen an den Knien rieb, war die Antwort und der Dank für die Einladung.

Da Frau Graßl aber doch wissen wollte, wie sie daran war, mußte sie der Pfarrersschwester jedes Wort sozusagen einzeln abknöpfen, wobei sich als Resultat die Zusage für Ella und die wieder in ein verlegenes Lächeln gewickelte Absage für sich und den Pfarrer ergab.

Mehr wollte Frau Graßl auch nicht. Im eigentlichsten Sinne des Wortes. Diese Person, ein anderer Ausdruck stand tatsächlich nicht zur Verfügung, wäre imstande gewesen, das ganze Fest zu verderben. Die mochte schon

Digitized by Google

bleiben, wo sich die Fledermäuse und Kätzen ein Stelldichein gaben. Und der Pfarrer? Ach, von dem erzählte man sich so seltsame Dinge. Schließlich, wenn er Lust empfand zu kommen, die erforderliche Einladung war auch an ihn ergangen. Ob er zu Hause war oder nicht, das vermochte Frau Graßl aus Katharina nicht herauszubekommen.

Die Zusage für Ella, die das Mädchen nur dem Besuche der Dame, der der Tante schmeichelte, zu danken hatte, wurde allerdings nur unter der Bedingung erteilt, daß Ella nicht zu spät nachts nach Hause käme.

Da sich die beiden Frauen jedoch über den Begriff spät nicht aussprachen, wähnte Frau Graßl schon den richtigen Zeitpunkt zu treffen, um mit der ganzen Schar aufzubrechen.

Auch Onkel Fidibus sollte in den Weinbergen des gastfreien Fabrikanten nicht fehlen; doch war es nicht möglich, seine Zusage zu erhalten.

Der alte Herr fürchtete das Übermaß der Freude, der Stimmung und das darum nicht genau abzumessende Quantum Weines. Solche Sprünge durfte er sich nicht mehr erlauben, wenn er sich noch einige Zeit seines Gartens und der beschaulichen Ruhe seines Alters erfreuen wollte.

Der vorletzte Septembertag, für den das Weinlesefest angesetzt war, kam rasch heran.

Wie zwischen Barren von Kupfer und Erz zog jetzt der Rhein dumpfbrausend seines heiligen Weges, und dem tiefblauen Herbsthimmel gelang es mit zäher Beharrlichkeit doch, sich ein wenig in den braunen Wogen zu spiegeln. Das gab dann eigentümliche Flecke auf dem strömenden Wasser, und doch wurde in diesen Tagen vom Strome mehr gesungen, als daß man ihm die damit bekundete Liebe und Verehrung auch wirklich geschenkt hätte.

In beides mußte sich der Rhein mit den Weingärten teilen, in denen mit der Lese in diesen Tagen begonnen wurde, und die in punkto Interesse weit besser davonkamen, denn sie spendeten erst, wobei man des Stromes Zauber rühmen konnte: das duftende, perlende Naß, das Herzblut dieser Landschaft, mit dem Blute der besten seiner Söhne geweiht und getauft.

Herrn Graßls Gäste fanden sich zur festgesetzten Stunde an der Landungsstelle der Dampfschiffe ein; die Absicht, die kurze Strecke mit der Bahn zurückzulegen, hatte man in Anbetracht des prachtvollen Wetters fallen lassen.

Auf dem schmalen, weißen Fahrzeug ging es nun die wenigen Kilometer stromabwärts.

Hüben und drüben hielten die schimmernden Weinreben in inniger Umklammerung das Hügelufer fest, vorn am Bug des Dampfers zischte und spritzte das Wasser auf, die Schaufelräder drehten sich in rauschender Freude und suchten die helle Lust, die an Bord herrschte, nicht an Wohllaut, aber an Geräusch zu übertreffen.

An Lautengeklimper und Liedern fehlte es nicht, weder auf dem Schiff noch an den Ufern drüben.

Und als der Dampfer anlegte, nur wenig vor Aßmannshausen, da stand Herr Graßl, der schon seit einigen Tagen auf seinen Besitzungen weilte, an der Brücke und hieß seine Gäste, die er zum Teil noch gar nicht kannte, mit biederer Herzlichkeit willkommen.

Viel Wesens vermochte Herr Graßl von sich nicht zu machen. Er wurde dann leicht unbeholfen. Die einfache Herkunft, die Hilda nicht mehr verriet, vermochte er selbst nicht ganz zu verleugnen.

Heute lief Herr Graßl jedoch nicht Gefahr, daraufhin sondiert zu werden.

Die Woge seiner Gäste überschwemmte ihn beinahe, und es war nicht verwunderlich, daß einige von ihnen ihren Gastgeber fürs erste überhaupt nicht zu Gesicht bekamen.

Daraus machte sich das junge Volk, das in der Mehrzahl an Land gesetzt wurde, aber nur wenig.

Von den gebetenen Eltern hatten fast nur die Frauen der Einladung Folge geleistet. Ihre Männer fesselte zum größten Teil die Berufspflicht an die Stadt.

Nur der Medizinalrat hatte es sich nicht nehmen lassen, die Gelegenheit, ein Weinlesefest mitzumachen, auch auszunützen. Er kannte Herrn Graßl schon seit Jahren, es sah also durchaus nicht schmutzig aus, wenn er sich Frau und Kindern anschloß. Letztere brachte er vollzählig mit, ließ sie gleichsam an der Brücke vor Herrn Graßl aufmarschieren, in Reih und Glied, und rühmte ihre Liebe zum Rhein und

Digitized by Google

zur Heimat. Mit dröhnendem Gelächter, daß es die ganze Gesellschaft sogleich in die richtige Stimmung versetzte, worüber der Gastgeber und seine Gattin am glücklichsten waren.

Auch Herr Angermann hatte für sich angenommen. Seit den Sommerferien verband die beiden Familien gute Freundschaft.

Endlich wurde Herr Graßl auch seiner Tochter ansichtig.

„Na, Gruß und Kuß, mein Kind, das ist ein Tag und wird ein Fest heute, gelt? Aber sorg mir nur auch brav für deine Freundinnen! Doch, was sehe ich, bist du nicht ein bißchen ärgerlich aufgelegt? Ist jemand dir Lieber nicht gekommen? Fritz Angermann habe ich doch soeben begrüßt —"

„Nein, nein, es ist nichts, Papa. Oder doch, du sollst es wissen, damit du mich trösten kannst, denn ich will trotzdem fröhlich sein. Siehst du, zu dumm, Papa, gerade heute vormittag mußte ich in Geographie eine schlechte Note bekommen. Ich wußte die Gebirge und Flüsse Italiens nicht in der richtigen Reihenfolge herzuzählen. Ein paar hatte ich auch vergessen."

Herr Graßl hieb mit beiden Händen durch die Luft. Wären sie auf etwas Lebendes niedergesaust, es hätte Mord und Totschlag gegeben. So aber sagte Herr Graßl nur:

„Deshalb läßt du dir den Tag nicht verderben. Schlechte Note! Geographie! Was tut das? Die Hauptsache ist ein gesunder Appetit. Italien! Du mein Gott! Sobald ich Zeit habe, reisen wir beide in das gesegnete Land hinunter, und dann kennst du es bald besser als dein Herr Lehrer. Aber vorwärts, Jugend! Voran! Hilda, du führst! Meine Damen und Herren, wenn ich bitten darf! Es sind nur wenige Schritte!"

Die Gesellschaft setzte sich munter plaudernd in Bewegung.

Hilda sah sich alsbald an Fritz Angermanns Seite.

Inmitten der übrigen Mädchen aber schritt und war höchst sonderlich anzusehen: Peter Staffel, der Ungefährliche.

Seine noch nicht geschwundene Verlegenheit, sich so urplötzlich unter einer Schar junger Mädchen zu befinden, stützte sich verzweifelt auf Grete, die sich auch treu und warm des hilflosen Menschen annahm.

Und hilflos erschien Peter Staffel auf den ersten Blick.

Obgleich er vor einigen Wochen sein Abiturientenexamen abgelegt hatte und in wenigen Tagen in des Kaisers Rock schlüpfen sollte, machte er dennoch einen zu wunderlichen Eindruck.

Peter Staffel war hilflos vom Scheitel bis zur Sohle.

Dies zu illustrieren und zu beweisen verlohnt der Mühe.

Oben angefangen, war Peter Staffel zunächst von semmelblonden, glatt nach rückwärts gekämmten, länglichen Haaren umrahmt. Im „Wilden Rosenbusch" war dieser Reichtum längst unter dem Namen Fransen bekannt. Nicht weit davon befaßte sich ein ebenso gefärbter flaumiger Bart mit den ersten Keimversuchen. Seit Monaten schon. Das Ergebnis blieb aber noch immer abzuwarten. Die Mädchen behaupteten jedoch schon jetzt, es müsse kitzeln. Näher gingen sie auf die Sache nicht ein, und Grete machte mit gutem Gewissen das unschuldigste Gesicht von der Welt. Sie schien also wirklich nicht zu wissen, was und wo es kitzeln sollte. Und wenn man Peter Staffel in seine wasserblauen Augen sah, dann durfte man überzeugt sein, daß auch er keine Ahnung davon besaß.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Roman einer schönen Frau / Von Rich. Freyen

9. Fortsetzung.

Schon in Nizza, ehe sie Hektors Braut war, war zuweilen ein kleines Gerücht ihrem Ohr nahegekommen, daß zwischen Yvonne und Hektor mehr bestünde als jene kühle, oberflächliche Freundschaft, die sie öffentlich zeigten. Adas vornehme Natur hatte das als Klatsch beiseite geschoben. Sie hatte später noch, wenn etwas in Wort oder Blick der beiden jenem Gerüchte recht zu geben schien, weggesehen, aus einem dunklen Anstandsgefühl heraus, das verbietet, im Privatleben unserer Nächsten nach Dingen zu stöbern, die sie selbst uns nicht zeigen. Jetzt aber meldete sich derselbe Verdacht. Sie konnte sich nicht wehren, Vermutungen über Yvonnes Gründe zu machen, daß sie Hektor ihr in die Arme geführt. Vielleicht hatten sie im Stillen zusammen gelacht über die gute Deutsche, die zu harmlos, zu treuherzig war, um ernst genommen zu werden. Alles in Ada krampfte sich zusammen.

Ein kleines, wie zufälliges Ereignis schürte die heimlich schwelende Unruhe zu heller Flamme. Es lag im Walde, eine halbe Stunde von Allonnes, ein Pavillon, den man nach den Fresken, die ihn schmückten: „Le Temple d'Amathonte" nannte. Es war ein kleines Jagdschloß, das aber zur Zeit der Pompadour noch anderen Zwecken gedient haben mochte. Wurmstichiges Mobilar füllte es an, Tische, Schränke mit Geschirr, Truhen, ein Diwan. Eines Mittags, als Ada sich wegen Kopfweh zunächst zurückgezogen hatte, sah sie Yvonne und Hektor zu Pferde von jener Seite kommen. Aufgeregt stieg Ada hinab und fragte, wo sie gewesen seien. Die beiden sahen sich lachend an: „Im Temple d'Amathonte". Ada erblaßte, griff sich ans Herz. Nur mit größter Energie widerstand sie der Versuchung, satteln zu lassen, hinzureiten, womöglich einen Beweis für ihren Verdacht zu finden. Später quälte es sie, daß sie es nicht getan hatte: sie hätte vielleicht den Beweis gehabt, daß nichts geschehen wäre. Vergeblich sagte sie sich hundertmal, es sei vielleicht nur ein harmloser Ritt der beiden gewesen, nur der Name des Tempels hätte ihr jenen Verdacht eingeflößt.

Alles jauchzte in ihr, als Montluçons von Abreise sprachen. Sie wollten nach Trouville zu Seebad, Flirt, Rennen. — —

Am ersten Abend des Alleinseins war Ada von lang nicht geübter hingebender Zärtlichkeit zu Hektor. Sie wollte ihn gewinnen und erstaunte über sich selbst, wie viel Gefühl für ihn in ihr war, den sie zu hassen geglaubt hatte. Träumerisch wandelte sie an seinem Arm die abendliche Allee hinab. „Endlich werde ich dich allein haben!" flüsterte sie. Wir werden Erntezeit haben, schöne, stille Spätsommertage! Laß die andern in ihrem Modebad!"

Hektor war gerührt. Lächelnd küßte er Adas reine Stirn und sagte „ja" zu all ihren Plänen.

Kaum zehn Tage danach schlug er selbst eine Reise nach Trouville vor. Ada war zu stolz, ihn an jenen Abend zu erinnern. Sie preßte die Lippen zusammen und schwieg.

Bald umgab sie das fashionable Bad mit seinem bunten Treiben. Ada zeigte Interesse für Sport, aber nur sie wußte, wie sehr sie sich zwang. René Montluçon hatte Pferde laufen lassen und mehr Ruhm geerntet als in der Politik. Das reizte Hektors Ehrgeiz, und er unterhandelte wegen teurer Ankäufe. Zum erstenmal unterzeichnete Ada mit Zögern die Schecks. Hektor machte zum Dank in auffälliger Weise einer rothaarigen Amerikanerin den Hof. Ada tat, als bemerke sie nichts. Mit bitterer Genugtuung stellte sie aber fest, daß auch Yvonne eifersüchtig war. Ada spielte sich allmählich in die Rolle der kühlen, gleichgiltigen Frau hinein, so daß sie selbst bald sich dafür hielt.

Gegen Ende der Saison siedelte der ganze Kreis nach Feuquière, dem Gut der Montluçons über. René, Anglomane wie er war, arrangierte berühmte Fuchshetzen. Ada hatte diese englische Sitte stets als roh empfunden. Nun wunderte sie sich über sich selbst, welch wilde Freude sie daran fand, im roten Kleide über die weiten normannischen Heiden zu jagen. Sie erhielt den Beinamen „die Amazone". Sie wußte selbst nicht, ob das Hetzen selbst

Digitized by Google

oder nur der Rausch, das Vergessen, das Alleinsein sie beglückte.

Als man dieses Sports müde war, beriet man eine Mittelmeerfahrt auf der Yacht, die den Montluçons und Hektor gemeinsam gehörte, die in Villefranche ankerte. Man machte Pläne, den Winter in Kairo zu verbringen. Ada hatte schweigend dabei gesessen. Plötzlich erklärte sie: „Ich nehme nicht teil".

Peinliche Stille trat ein. Mit graziösem Witz ging Hektor zu anderm über.

Am Abend machte er Ada eine heftige Szene. Er war blaß vor Wut, brutal kamen die Zähne unter dem gepflegten Bärtchen hervor: „Sie stellen mich bloß, meine Liebe. Sie blamieren sich und mich. Ich verbitte mir das — —!"

Ada sah ihn kalt an: „Schaue in den Spiegel! Du wirst dich schämen vor dir selbst!"

Hektor tobte: „Mir scheint, du tust mir die Ehre an, eifersüchtig zu sein? Ich erkläre dir, daß das lächerlich ist. Selbst wenn du Grund hättest, wäre es das! Du hast doch gewußt, daß für einen französischen Edelmann die Ehe anderes bedeutet als für deutsche Bürger! Für uns gilt noch heute der freie Geist, durch den unsere Ahnen Frankreich zur Heimat der Freude gemacht haben!"

Ada blieb kühl: „Du deklamierst, mein Freund!" sagte sie. Es lag ihr auf der Zunge zu sagen: „Übrigens merkt man, daß deine Ahnen Hoflieferanten waren, keine Edelleute". Aber sie verschluckte es.

Am nächsten Tage war noch Gewitterstimmung. Ada kämpfte mit sich. Unerwartet kam da ein Brief von Heinrich Pfeiffer aus Venedig, so ausführlich, wie er nie geschrieben. Es stand darin von Kunst, von seiner Scheidung und tausend anderen Dingen, Ada las den Brief wieder und wieder. Ein Gefühl der Reue überkam sie. War sie nicht hochmütig hart gewesen gegen Heinrich? Jetzt spürte sie selbst, was es heißt, in feindlicher Ehe leben. Eine Sehnsucht kam plötzlich über sie, ein Heimweh nach ihrer Jugend, und sie wünschte mit Heinrich zu plaudern wie einst auf den Juniwiesen zwischen den sonnigen Buchenhügeln.

Zu aller Erstaunen erklärte sie nach zwei Tagen sich bereit zur Mittelmeerfahrt. Nur eine Bedingung stellte sie: ihren Freund, den Maler Pfeiffer mitzunehmen. Man sah sie erstaunt an. Hektor aber hob gleichgültig die Achseln: „Wenn's dir Vergnügen macht. —"

---

6. Kapitel.

An duftigem Herbstmorgen tanzte die „Prinzesse de Bourbon" auf blauen Wellen aus dem Hafen von Villefranche, übermütig hüpfend wie ein Pferd, das lange im Stall gestanden. Ada stand am Heck und sah die weißen Städte der Riviera in tieferes Blau versinken, bis sie sich lösten wie Nebelschatten.

In weißem Anzug mit blauer Seglermütze gesellte sich René Montluçon an ihre Seite. „Heimweh?" fragte er mit einem krampfhaften Versuch, deutsch zu sprechen.

Ada lächelte: „Man kann nach vielen Dingen Heimweh haben. Ich dachte an die Zeit, als ich diese Küste zum erstenmal betrat."

Man hörte von ferne Yvonnes Lachen, die mit Hektor ein Deckspiel übte, bei dem es galt, große Gummiringe in einen Eimer zu werfen. Die Augen Renés glitten einen Augenblick dorthin, dann näherten sie sich Ada mit teilnahmsvollem Ausdruck: „Ich fühle mich ein wenig schuldig, denn schließlich haben Sie Hektor durch uns kennen gelernt."

Ada trat zurück: „Ich weiß nicht, wovon Sie reden. Ich gebe zu, daß es ein Fehler von mir ist, traurig auszusehen. Im übrigen wissen wir beide, daß es unter Menschen von Geschmack keine Rolle spielt, ob sie glücklich oder unglücklich sind. Nur daß sie mit Anstand sich benehmen dabei."

Und ihren Schleier raffend ging sie weg. Sie merkte seit einiger Zeit, daß Yvonnes Gatte sie vorsichtig umschlich. Offenbar hoffte er durch Eingehen auf ihre melancholischen Stimmungen sie zu gewinnen.

Ada sah dem Spiel der beiden zu. Yvonne war weiblich ungeschickt. Mit langsamer Anmut beugte sich Ada zu den Ringen. Hoch aufgerichtet, während um ihre Hüften der Schleier flatterte, warf sie scheinbar mühelos die Ringe ohne Fehler ins Ziel. Yvonne, ein wenig

Digitized by Google

schmollend, tat als spiele sie mit Absicht schlecht.

Auch René war dazu gekommen und hatte die wasserblauen Augen nicht von Ada gelassen. Als sie weg war, sagte er zu Hektor: „Ich könnte an Deiner Stelle begreifen, daß man seine eigene Frau zu lieben vermöchte. Sie ist fast vollkommen."

„Leider!" erwiderte Hektor. „Gerade das verdrießt mich. —"

Der erste Hafen, den man anlief, war Genua, wo Heinrich an Bord kommen wollte. Die Yacht lag am Quai und Ada stand mit Hektor und René unter dem Sonnensegel, das das Deck überschattete. Plötzlich deutete sie hinaus auf den weiten, sonnenbeglühten Hafenplatz: „Dort kommt er!"

Hektor klemmte das Monocle ein: „Der sich mit dem Koffer schleppt?"

Ada errötete. Sie empfand den Spott im Ton des Aristokraten. Nie würde ein Gentleman vor einer Dame sich so haben sehen lassen. Sie löste ihr Taschentuch vom Gürtel und winkte. Auch sie fand es komisch, wie er jetzt die Koffer absetzte, um zu grüßen.

Bald stand Heinrich an Deck, unruhig die Matrosen betrachtend, die sein Gepäck verstauten: „Ich gebe die Koffer mit meinen Entwürfen nicht aus der Hand!" sagte er. „Ich kenne die italienischen Halunken".

„Ich verstehe das, wenn Ihre Skizzen im Koffer sind!" sagte Hektor, mit seiner ganzen charmierenden Liebenswürdigkeit, Heinrich die Hand schüttelnd. „Kenne ich nicht Ihren Namen aus dem Salon? Wir freuen uns, einen solchen Meister unter uns zu haben!"

Ada merkte Heinrichs Miene an, daß er sich fangen ließ. „Auch er, der Kritische!" dachte sie. Sie wandte sich ab. Sie kannte jetzt Hektors Art zur Genüge, der jeden zuerst bezaubern und begeistern mußte von sich, während er das Interesse verlor, sobald das geschehen war.

Heinrich paßte sich besser ein, als Ada gehofft hatte. Nur ein bißchen zu geistreich bemühte er sich zu sein. Sie half ihm gern bei seinem etwas lückenhaften Französisch. Aber sie konnte sich nicht erwehren, daß seine Klugheit ihr fast blamabel vorkam. Als er über französische Malerei und französische Geschichtsschreibung besser Bescheid wußte, als die Franzosen zusammen, fing sie ein spöttisches Lächeln Yvonnes auf. Soviel Wissen wirkte fast protzig, belastend, schwerfällig.

Gegen Abend fuhr man auf offenem Meer und die „Prinzesse de Bourbon" breitete ihre weißen Flügel, soweit es ging. Rötlich angeglühte Felseninseln stiegen aus violetter Flut. Ada, neben Heinrich im Deckstuhl lehnend, schaute in die große, strahlenlos niedergehende Sonne.

Heinrich erzählte von seiner Scheidung.

Ada hüllte sich fester in ihren Shawl. „Warum muß alles so häßlich zu Ende gehen? Wäre es nicht möglich, wenigstens die Form zu wahren? Aber Sie selbst sagten mir einmal, daß es nicht genügt, richtig zu handeln, damit unser Leben würdig verlaufe."

Heinrich beobachtete sie unbemerkt: „Es hat mich gefreut und in gewissem Sinne auch betrübt, aus Ihren Briefen zu sehen, daß Sie milder urteilen über solche Trennungen".

Ada sah in die Ferne: „Ich urteile gar nicht. Vielleicht, daß ich heute besser verstehe. Aber Sie wissen, daß für mich „alles verstehen nicht alles verzeihen" heißt. Vor allem nicht mir selbst gegenüber. Wenigstens möchte ich das nicht!"

„Sie meinen, man müsse alle Konsequenzen seiner Taten tragen, auch wenn man zerbricht?"

Ada schloß die Augen. Heinrich wußte nicht, ob nur die Sonne sie blendete oder ob innerer Kampf sie zwang: „Wenigstens versuchen sollte man es!" sagte sie.

Gegend abend, auf der Höhe von Elba, wurde der Wind gefährlich. Ada wie Heinrich, beide ungewohnt so hohen Seegangs, zogen sich in ihre Kabinen zurück.

Eine Weile saß Hektor bei Ada, der qualvoll und todestraurig zumute war. Er lächelte über Adas Leiden. „Ich werde die Nacht bei René an Deck bleiben, der steuern will. Die Gegend ist nicht ungefährlich. Du bleibst am besten liegen wie du bist. Rückenlage ist die größte Erleichterung. Die Stewardeß ist in der Nähe. Es ist peinlich für eine Dame, in solcher Lage beobachtet zu werden."

Mit plötzlichem Impuls umklammerte Ada seine Hand. Er aber ging mit leichtem Gruß.

Digitized by Google

„Die Seekrankheit ist wie die unglückliche Liebe. Man glaubt zu sterben daran, bleibt aber immer leben!"

Qualvoll war die Nacht. Erst gegen Morgen ging das Schiff ruhiger. Ada erhob sich wankend und wollte hinaus in die frische Luft. Mühsam tastete sie sich am Maschinenraum entlang. Plötzlich stockte sie. Es war ihr, als krampfe sich ihr Herz zusammen. Deutlich, ganz deutlich vernahm sie Yvonnes Lachen aus einer Kabine, deren Schiebetür ein wenig geöffnet und nur durch einen Vorhang geschlossen war. Ebenso deutlich kam jetzt Hektors dunkle Stimme heraus.

Fast wäre Ada zusammengebrochen. Sie umklammerte mit beiden Händen das Messinggeländer der Treppe. Es war ihr bei jeder Stufe, die sie mühsam erklomm, als stürze sie in bodenlosen, schaurigsten Abgrund.

An Deck sank sie in denselben Sessel, worin sie am Abend vorher mit Heinrich über dasjenige gesprochen, was ihr des Lebens Pflicht erschien. Gewaltsam rang sie nach Fassung, obwohl sie am liebsten hineingesprungen wäre in die Wasser, die im fahlen Schein der Dämmerung aussahen wie schmutziges Spülicht. Hinten vom Steuerhaus klang Renés Stimme, der einem Matrosen etwas befahl. Nach einer Weile war Ada etwas gefaßt. „Eine gleichgültige physiologische Tatsache!" sagte sie fast laut zu sich selbst. „Wie töricht und kleinbürgerlich, darum sich zu quälen!" Aber der Trost blieb schwach.

Die Sonne ging auf. Lichtblau und golden glänzten die Wellen. Ada ließ sich Tee bringen. Auch Yvonne erschien, in einem duftigen Morgenkleid, das Haar turbanartig umhüllt von weißen Schleiern, die ihren Rücken hinabliefen. Mit unschuldsvollen, ein wenig müden Augen blinzelte sie Ada an: „Du bist blaß! Warte nur, wenn du so viel mitgemacht hast wie ich, wirst du seesicher! Alles lernt sich!"

Ada schüttelte sich. Mit höhnischem Ernst sagte sie: „Man merkt es. Übrigens bin ich dabei, Fortschritte zu machen!"

Auch Hektor und René erschienen. Der Steward servierte den Tee an Deck. Gegen Mittag war auch Heinrich wieder auf den Beinen, und am Abend lief man bei herrlichster, spiegelglatter See zwischen den Pinien von Ischia und Kap Miseno ein in den Golf von Neapel.

Dabei kam es zu einer kleinen Szene. René hatte vorgeschlagen, in Neapel zu bleiben und Stadt und Umgebung abzubummeln. Yvonne und Hektor widersprachen. Ada jedoch stellte sich mit Heftigkeit auf Renés Seite. Je mehr Hektor auf das unangenehme Nest schalt, um so fester beharrte Ada. Sie rief auch Heinrich an, verlangte bei ihrer alten Freundschaft, daß er ihr beiträte und erklärte triumphierend die anderen für überstimmt.

Mürrisch gab Hektor nach.

---

7. Kapitel.

Eine Woche blieb man in Neapel und durchstreifte nach allen Richtungen die Umgebung. Mit Erstaunen bemerkte Heinrich, daß Ada René Montluçon wärmer behandelte als den eigenen Gatten, ja, es schien ihm ein heimliches Einverständnis zwischen René und Ada zu bestehen. Sollte es möglich sein? Will sie den Gatten nur eifersüchtig machen? Oder — ach Gott, Weiber! Weiber! Man lernt nie aus!" dachte er.

Mit Eifer übernahm er die Führung. „Mit zu viel Eifer!" dachte Ada. Sie empfand es peinlich, daß die vornehmen Franzosen, die seine Sachkenntnis ihres Freundes hinnahmen, als wäre er ein bezahlter Fremdenführer. Eine leise Andeutung verstand Heinrich nicht. Sonst hielt sich Ada ängstlich zurück von ihm; sie fürchtete die scharfen Augen.

Am rauchenden Stromboli vorbei ging's auf Sizilien zu. Als die Jacht in die Enge von Messina einlief, stand Ada mit René an Deck. In einem Ton leiser Vertraulichkeit, dem sie früher weit ausgewichen wäre, plauderten sie harmlose Dinge. Sie benutzte dasselbe Fernglas, das René für Ada einstellte, ihre Augenstärke kennend. Als Hektor, schon zum Diner gekleidet, erschien, zog René sich zurück. Hektor über die Schulter warf ihm nach: „Ein netter Junge, dieser Montluçon. Nur zu wenig Temperament! Er brauchte die Engländerei nicht zu mimen. Sie ist ihm Natur!"

Digitized by Google

Ada lächelte spöttisch: „Er ist dein Freund, denke ich?"

„Und möchte der deine werden!"

„Der Herr sind eifersüchtig?"

Hektor lachte obenhin: „Nein! Aber es gefällt mir von dir, daß du mich eifersüchtig machen willst."

Er ging, ein Liedchen vor sich hinträllernd, die Hände in den Taschen. Ada sah ihm nach. Haß stieg in ihr auf gegen das dreiste Selbstgefühl dieses Mannes, der sich als Herr aller Frauen fühlte. Er amüsierte sich über sie, sicher daß sie ihn nie betrügen würde, empfand Ada. Sie atmete tiefer. Er konnte sich täuschen! Es war ihr in diesem Augenblick, als wäre sie zu allem fähig, zu allem!

Nur langsam ging die Fahrt weiter. Der Wind war sehr milde für die Jahreszeit. Er lullte Ada wie die anderen in jene gedankenlos behagliche Stimmung, wie Seefahrten sie erzeugen.

Man fuhr auf der Höhe von Kreta. Ada ging nach dem Abendbrot an Deck und genoß die südliche Nacht. Man ahnte mehr, als daß man sie sah, im Dunkel die gewaltigen Umrisse der Inselberge. Ein Leuchtturmlicht stach aus dem tiefen Schwarz. Ada lehnte am Bugspriet. Leise rauschten die Wasser am Bug, der flimmernde Leuchtquallen aufwühlte aus der samtschwarzen Flut. Wie matte elektrische Lampen glühten sie auf, langsam erlöschend blieben sie zurück, immer neuen, immer neuen Lichtern Raum gebend.

Hinter Ada tönten leise Schritte. Sie erkannte René Montluçon, ohne sich zu wenden. „Darf ich mit Ihnen schweigen?" fragte er und trat dicht zu ihr in den spitzen Winkel, den die Bordwandung am Bug bildete.

„Können Sie das?"

„Warum nicht? Wenn Mann und Frau ganz glücklich sind zusammen, so schweigen sie. Worte sollen stets nur über Klippen hinweghelfen."

„Sie meinten neulich, ich sei nicht glücklich?"

René suchte ihren Blick im Dunkeln. „Ich verstehe Sie, weil ich unter denselben Dingen leide wie Sie!"

Ada erbebte. Es war das erste Mal, daß sie dieses Thema berührten; es graute ihr, und doch konnte sie das Thema nicht fallen lassen. „Sie leiden darunter?" fragte sie kaum hörbar.

René warf seine Zigarette ins schwarze Wasser. „Vielleicht nicht so sehr wie Sie."

„Warum tun Sie nichts dagegen?"

René brummte phlegmatisch: „Was soll ich tun? Mich totschießen lassen von Hektor? Er holt Schwalben mit der Kugel aus der Luft! Sie wissen, mein Feld ist die Politik, nicht der Sport. Ich würde es mit der Priesterschaft verderben, wollte ich mich scheiden lassen. Übrigens warum? Im allgemeinen sind die beiden geschmackvoll. Meine Frau ist guter Laune. Und dann gehört Feuquières ebenso gut Yvonne wie das Gut der Allonnes Ihnen."

Ada fragte nach einer Pause: „Warum ist Yvonne nicht mit ihm durchgegangen, statt mich ihm zu verkuppeln?"

„Heiraten? Die beiden? Dann hätte die Sache für sie ja allen Reiz verloren! Verstehen Sie nicht, wie sehr es Yvonne schmeichelt, eine so schöne Frau wie Sie auszustechen?"

Ada strich über das Haar, das der Wind zerzauste. „Ich muß mich erst an diese Gefühlswelt gewöhnen," sagte sie.

René sprach mit einschmeichelndem Ton: „Sie wissen, ich habe einen tiefen Hang für alles Germanische. Meine Vorfahren sind mit Rollo in die Normandie gekommen. Aber so ist das Schicksal! Ich, der bestimmt war, ein guter Gatte zu werden, bin an Yvonne gekettet."

Ada schwieg. Sie ließ ihn reden, nur halb verstehend hörte sie hin. Mit einer Art grausamer Genugtuung gegen Hektor ließ sie geschehen, daß Renés Hand sich der ihren näherte, sein Körper sich sachte heranschob, daß sie seine Wärme spürte. Sie atmete tiefer. Mochte geschehen, was da wollte! Die Wollust der Rache ließ sie erzittern bis ins Innerste.

Renés Hand hatte sich der ihren bemächtigt. Sein Gesicht war ganz nahe. Sie spürte seinen Atem, der nach parfümierten Zigaretten roch. Er flüsterte: „Hektor ist bei Yvonne in der Kajüte. Sie spielen Ecarté. Sie spielen," kicherte er und hob Adas Hand an feucht weiche Lippen.

Plötzlich schrak Ada zusammen. Eine Stimme klang von fern, Gesang, ganz deutlich: „Westwärts schweift der Blick, ostwärts streift

Digitized by Google

das Schiff —" Mit harter Geste entriß sie dem Franzosen die Hand und bog sich weg von ihm.

„Der deutsche Maler!" sagte René mit unendlicher Verachtung.

Ada lauschte. „Er singt Tristan!"

René fühlte, daß sie ihm entglitt. Mit plötzlichem Entschluß warf er die Arme um sie, hoffend, sie zu überwältigen. Seine heißen Lippen suchten ihr Gesicht.

Adas schlanker Körper war hoch empor gefahren. Sie preßte die Ellbogen vor, drängte den anderen zurück. Der Schleier um ihre Schultern zerriß. Seine Mütze fiel zu Boden. „Warum das?" stammelte er ganz erstaunt.

Ada hatte ihre Fassung wieder. „Ich denke, das Schicksal hat Sie zum guten Ehemann bestimmt?" fragte sie spöttisch und warf den zerrissenen Schleier ins Meer hinab. Mit kühlem Gruß ging sie davon.

Sie war ruhig. Erst jetzt bemerkte sie, daß das Deck und auch ihre Kleider feucht waren vom starken Tau. Sie ging das Schiff entlang und sah nach Heinrich. Er saß hinten auf der Brüstung zwischen zwei Tauen sich haltend. Abgewandt sang er: „Dem Land, das Tristan meint, der Sonne Licht nicht scheint. Es ist das dunkelnächtige Land, daraus die Mutter mich entsandt."

Eine Weile lauschte Ada ungesehen dem Gesang. Aus der Kajüte drang Yvonnes Lachen. Plötzlich kam ihr der Gedanke, daß Heinrich vielleicht aus Absicht gesungen und gerade den Tristan gesungen hatte. Vielleicht hatte er sie gesehen?

Mit plötzlicher Scham wurde sie sich des Ekelhaften der Szene bewußt. Sie eilte in die Kabine, goß starke Essenzen ins Wasser und versuchte Gesicht und Hände zu reinigen, wo des anderen feuchte Lippen sie berührt hatten. Sie legte sich zu Bett, preßte das Gesicht in die Kissen, aber Tränen fand sie nicht.

Als Ada am Morgen sehr früh auf Deck erschien, war Heinrich bereits auf und zeichnete mit Pastellstiften. Das Meer lag spiegelglatt und silberblau und schimmerte in der Frühsonne. Noch immer lief das Schiff an den steilen, gelblich angestrahlten Kalkfelsen von Kreta hin. Ada in blaßlila, weitfaltigem Morgenkleid trat unhörbar von hinten an Heinrich heran, und mit plötzlichem Freundschaftsgefühl legte sie die Hand auf seine Schulter.

„Wenn alles schläft, arbeiten Sie schon?"

Heinrich sah zu ihr empor. „Weil alles schläft, wenn die Welt am schönsten ist! Mir tut jede Minute leid, die ich verschlafe. Das Leben ist verdammt kurz, und wenn man etwas machen will — —"

Ada hatte einen kleinen Stuhl an seine Seite gerückt und sah ihm zu, wie er die Stifte wählte.

Unvermittelt fragte sie: „Warum sangen Sie gestern Tristan?"

Heinrich schien zwischen den Farben zu wählen; in Wirklichkeit überlegte er, was er sagen sollte.

Ada drängte weiter: „Wußten Sie, daß ich es hörte?"

Heinrich tupfte gelbe Klippen in das blaue Meer seiner Zeichnung. „Eigentlich wollte ich ‚nein' sagen. Aber auf die Gefahr, daß Sie es mir übel nehmen, sage ich die Wahrheit."

„Dann sagen Sie mir auch den Grund!"

Heinrich malte weiter. „Nehmen Sie an, ich sei eifersüchtig gewesen."

„Und Sie meinten — —" Ada suchte lange nach Worten. „Sie meinten, ich könnte einen Ehebruch begehen?"

Heinrich sah das tiefe Rot, das ihre Wangen füllte. „Nein!" erwiderte er. „Aber wir können offen sein. Ich ahne etwas, wie es aussieht in Ihnen. Es gibt in jedem Leben Momente, wo man sich vergißt, und gewöhnlich ist jemand da, der das auswittert. Ich habe diesen Montluçon beobachtet. Seine Engländerei und sein Phlegma sind nur zum Teil echt. Er gefällt sich darin und dupiert damit."

Ada hielt ihm die Hand hin: „Ich danke Ihnen, Heinrich!" Es war das erste Mal, daß sie ihn mit dem Vornamen nannte. „Es wird nicht mehr nötig sein, mir den Tristan zu singen. Heute weiß ich, wie schmutzig der Ehebruch ist. Da braucht es keine enge Moral. Es genügt der Abscheu vor dem Schmutz. Darüber helfen keine Grazie und keine freiheitliche Philosophie hinweg." Ein Erschauern ging durch ihren schönen Körper.

„Und was werden Sie tun?"

Ada senkte die Stirn. „Ich werde versuchen, die Konsequenzen zu tragen. Und wenn

Digitized by Google

ich zerbreche. Mir ist, als hätte ich viel zu büßen. Denn eins kann ich mir nie verzeihen, daß ich mich weggeworfen habe. Das werde ich sühnen!"

---

8. Kapitel.

Ada atmete freier, als die gelbliche Färbung des Meerwassers die Nähe der Nilmündung anzeigte. Das Zusammenleben auf der Jacht war zur Qual geworden. Seitdem Ada René mit eisiger Kälte behandelte, nachdem auch zwischen Heinrich und den Franzosen um eine gleichgültige Sache ein Streit ausgebrochen war, wartete sie auf die Stunde, da die Küste von Afrika auftauchen würde. Endlich erschienen die weißen Häuser von Port Said. Der Lotse kam an Bord und steuerte die Jacht hinter die lange Mole in das orientalisch bunte und laute Getriebe des Hafens.

Mit dem Expreß fuhr man an spiegelnden Strandseen hin durch die fruchtgrünen Auen des Nildeltas nach Kairo. Mitten in der Stadt, im Hotel Shepherd, nahm man Wohnung und freute sich des mondänen Lebens, das nach der Enge der Jacht sie aufnahm. Englische Offiziere, die auf der Reise nach Indien hier Station machten, amerikanische, russische, deutsche Globetrotter umgaben sie. Alte Bekannte aus Nizza oder Biarritz tauchten auf, und am selben Abend schon hatten Yvonne wie Hektor neue Flirts angesponnen.

Solange Heinrich in Kairo weilte, hatte Ada willkommenen Vorwand, eigene Wege zu gehen. Sie mischte sich mit ihm in das farbige Leben der Araberstadt, flanierte von Bazar zu Bazar, von Moschee zu Moschee und schaute mit ihm von der Zitadelle hinab auf die blauüberwölbte, sonnenglitzernde Stadt, hinter der die palmenumstandenen Ufer des Nils und die hellen geometrischen Formen der Pyramiden aus der gelben Wüste sich abzeichneten. Am liebsten weilte Ada im Museum; in den kühlen Hallen, zwischen den starren, majestätischen Gestalten aus versunkenen Welten wandelte sie mit Heinrich und ließ sich von ihm den Zauber dieser strengen Kunst deuten, den auch sie mit tiefstem Staunen empfand. Oftmals, wenn sie in das Hotel zurückkam, dachte sie: „Wo ist meine Welt? Unter diesen schwatzenden Menschen oder unter den schweigenden Statuen?" Mit einer Art Furcht dachte sie des Tages, da Heinrich nilaufwärts gehen wollte nach Luxor und Assuan. Und doch wußte sie, daß sie auch ihn nicht liebte; sie brauchte ihn, sein Geist tat ihr wohl. Aber lieben? Das konnte sie nicht.

Hektor hatte Adas Umgang mit Heinrich finsteren Blickes beobachtet. Vielleicht hetzte Yvonne. Als Ada beim Lunch wieder angesichts der ganzen Tafel mit Heinrich erschien, während man schon bei Obst und Käse war, kam es nachher zu einer Aussprache.

Über die Zeitung hinweg bemerkte Hektor: „Deine Extratouren mit diesem Maler beginnen aufzufallen."

Ada schnitt ein Buch auf. „So sei dankbar! Ihr habt dadurch für euer inhaltsarmes Dasein Gesprächsstoff."

„Danke. Wir haben ihn nicht so nötig wie du annimmst. Auch liebe ich es nicht, daß meine Frau ihn liefert."

„Sehr schmeichelhaft für mich, daß du dir so bewußt bist, daß ich deine Frau bin."

Hektor faltete mit gerunzelten Brauen die Zeitung: „Wenn du eifersüchtig bist, ist das deine Sache. Aber ich verbitte mir, daß du dich zu Torheiten verleiten läßt."

Ada lächelte eisig: „Eifersucht? Du irrst. Ich bin darüber hinweg. Wer eifersüchtig von uns zu sein scheint, das bist du!"

Hektor sprang zornig auf. Mit verächtlicher Geste zischte er: „Ich, eifersüchtig? Auf diesen Deutschen? Falls sein gebildetes Reden dein Geschmack ist, gratuliere ich. Du hast alle Freiheit als meine Frau! Vorausgesetzt, daß das Dekorum gewahrt bleibt. Wir leben unter Engländern!" Er stampfte auf. „Sonst wäre es an mir, das Dekorum zu wahren."

Ada sah ihn an. „Du drohst? Sehr geschmackvoll! Übrigens kann ich dir mitteilen, daß ich heute abend zu den Pyramiden fahren werde."

„Mit Pfeiffer?"

Ada antwortete nicht. Sie sah ihn an, wie er, blaß vor Zorn, mit böse blickenden Augen vor ihr stand. Ein Gedanke durchfuhr sie, sie könne den Freund in Gefahr bringen.

Digitized by Google

Ruhig setzte sie hinzu: „Er reist morgen nilaufwärts."

Hektor setzte sich wieder, murmelte etwas von deutscher Schwärmerei und vertiefte sich in die Rennberichte.

Ein blauhemdiger, weiß beturbanter Araber fuhr Ada und Heinrich nach den Pyramiden. Fahl lag der südlichhelle Mondschein auf den seltsamen Bauwerken der Pharaonen, gespenstiger noch schaute der Sphinx, und in blassem Mondschein versank in der Ferne die Stadt und das Mokattamgebirge.

Sie setzten sich auf einen Hügel. Langsam ließ Ada den feinen Sand der Wüste durch ihre Finger rieseln. Endlich sagte sie leise, fast flehend: „Ich habe eine Bitte, die Sie mir nicht nachtragen werden. Reisen Sie morgen!"

Heinrich schwieg lange Zeit. Immer neuen Sand hob Ada und ließ ihn niederrieseln aus den feinen Händen. Endlich sagte der Maler mit erzwungenem Lachen: „Eine feine Ironie, daß Sie diese Stelle zum Abschiednehmen ausgesucht haben! Sechstausend Jahre, die längste menschliche Zeitrechnung! Das Leben des einzelnen ist noch beträchtlich kürzer. Es sollte zu schade sein, die wenigen, wirklich schönen Tage noch gewaltsam zu vermindern!"

„Nicht bitter werden, Heinrich! Sie wissen, daß ich's sehr schweren Herzens tue. Aber es gehört zur Freundschaft, daß man dort errät, wo der andere nicht sprechen kann. Ich habe mir vorgenommen, daß in dieser Ehe von meiner Seite nichts geschehen soll, was sie zerstören könnte. Darin soll mein Trost und meine Kraft liegen, daß ich das Rechte tue, gerade wo es nicht erkannt wird."

„Und doch möchte ich eine Frage tun zum Abschied. Sie brauchen ja nicht zu antworten."

„Fragen Sie."

„Haben Sie diesen Mann wirklich geliebt?"

Adas Brust hob sich schwer. Tiefer griff ihre Hand in das gelbe Geriesel. „Ich glaubte es. Er hatte ja alles, was Frauen berücken kann. Ich glaube, man nennt so etwas auch Liebe! Heute weiß ich, daß das, was ich darunter verstehe etwas anderes ist. Kein blindes Sichhinwerfen, sondern ein tiefes, mühsames Aufbauen. Sie haben mir einmal im schweren Tadel vorgeworfen, ich jagte einem Ideal nach. Sie hatten recht mit dem Tadel. Nicht weil ich es tat, sondern weil ich's auf falsche Weise tat. Nicht das, was den Sinn berauscht, ist es, sondern das, was wir in ernstem Kampf uns erringen. Aber Sie lächeln über meine Grübeleien."

Heinrich hob den Kopf: „Es war kein Spott dabei," sagte er. „Mir kam ein Gedanke, den Sie mir nicht übel nehmen werden in dieser Stunde. Wie einfach wäre alles, wenn Sie mit mir jetzt flöhen, diesem ganzen leeren Leben entwichen, um irgendwo einsam glücklich zu sein!"

Ada schüttelte den Kopf: „Nicht das Glück ist es, was ich brauche! Vielleicht das Gegenteil! Denn ich muß mir eins zurückgewinnen, was ich weggeworfen habe in törichtem Leichtsinn: die Achtung vor mir selbst!"

Heinrich brach ab: „Ich reise morgen früh um neun Uhr."

Dann fuhren sie zurück auf dem langen Straßendamm und die Brücke über den nächtlichen Nil.

---

9. Kapitel.

Als Heinrich weg war, befleißigte sich Ada im Umgang mit Hektor einer feinen, immer gleichen, leisen Güte, die jede Zudringlichkeit fernhielt. Wie eine Nachtwandlerin ging sie unberührt von allem Trubel um sie durch die befrackte und dekolletierte Geselligkeit, die sie umgab. Bis es zu einem plötzlichen Ausbruch kam.

Hektor war mit René bei einem englischen Herrendiner in einem Klub gewesen, wo man ihm, dem mäßigen Trinker, mit schweren Schnäpsen heftig beigekommen war. Ada war noch auf, als er ins Zimmer stolperte. Yvonne, die nicht wohl war, hatte sich früh zurückgezogen. So hatte Ada die Stille benutzt, um ungestört ein deutsches Buch zu lesen. Ihr volles braunes Haar, das sie hatte waschen lassen, rieselte in natürlichen Locken über den gelblichen Kimono, den sie in ihren Räumen gern trug.

Als Hektor eintrat, merkte Ada an seinen seltsam glitzernden Augen, daß er unnatürlich erregt war. Mit plötzlichem Schamgefühl zog

Digitized by Google

sie das offene Seidengewand über der Brust mit raschem Griff zu.

Hektors erhitzter Blick verschlang ihre scheue Schönheit, die durch das gelöste Haar, die ängstlich fragenden Augen und den verlegenen Blick, mit dem sie das Kleid über der Brust schloß, etwas kindlich Mädchenhaftes hatte, das ihn reizte.

Mit brutaler Hand faßte er sie am Gelenk, daß das Kleid zerriß, und wollte sie in die Arme reißen mit brutalem Herrenrecht.

Sie entzog sich ihm. Ihre Augen blitzten. „Pfui, du riechst nach Fusel!" sagte sie kalt. „Du solltest mehr Achtung vor deiner Gattin haben!"

Aus Hektors Pupillen kam böses Funkeln. Ada dachte an eine geschlagene Katze. „Mir scheint, du fühlst dich schon lange nicht mehr als meine Gattin! Du hättest Nonne werden sollen! Wie lange soll dieses Spiel noch dauern?"

„Wenn unsere Ehe keine Ehe mehr ist, so warst du der erste Anlaß dazu!"

Hektor warf sich in einen Sessel: „Willst du gestehen, daß du spioniert hast?"

„Das hatte ich nicht nötig! Du hast mir's bequemer gemacht!"

Hektor suchte nach einer Zigarette. „Ich habe keine Lust, vor meiner Frau den keuschen Joseph zu spielen. Du hast keine Ahnung von dem, was ein Mann in der Ehe von seiner Frau verlangen kann!"

Ada blieb kühl. „Es kommt darauf an, wie der Mann ist! Einer, der es nur mit Dirnen zu tun gehabt hat, mag manches verlangen. Meiner Ansicht nach gibt es auch innerhalb der Ehe eine Keuschheit, und die ist die schwerere!"

Hektor bekam fast einen Erstickungsanfall, so mußte er lachen. Verächtlich beobachtete ihn Ada. Als er sich erholt hatte, stand er auf. „Gut, du willst es also, treibst mich aus dem Hause. Ich hole mir Montluçon, der noch unten in der Bar ist, dann gehen wir auf Abenteuer, während du deine Keuschheit zu Bett bringst."

Er stülpte wieder den Zylinder auf, legte den Paletot um und stolperte geräuschvoll ab.

Ada schloß die Riegel, dann atmete sie tief auf. Niemand sah sie, niemand hörte sie. Die Wollust der tiefsten Einsamkeit kam über sie, sie breitete die Arme aus und verharrte eine Weile starr wie eine Statue in dieser Stellung. „Warum sich nicht ganz allein angehören können! Wie herrlich rein müßte das Leben sein!" empfand sie. Den anderen hatte sie vergessen.

Am nächsten Morgen saß Ada im Lesesaal über den eben gekommenen deutschen Zeitungen. Yvonne erschien spät. Sie sah noch angegriffen und übernächtigt aus und war mehr erstaunt als beunruhigt über das Fernsein ihres Gatten. Ada meinte gleichgültig, die beiden Männer würden bald von einem tüchtigen Katzenjammer geleitet wieder auftauchen. Dann fuhr sie ins Museum, nahm den Lunch auswärts und kehrte erst abends ins Shepherdhotel zurück.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Unterhaltungs-Beiblatt

Kamerad

Die Uhr hielt heute den Herzschlag an, —
Die Uhr blieb stehn . . .
Ich hört' es ums Haus in beklemmendem Bann
Wie scheue Schritte gehn . . .

Ich netzte die Lippen mit rotem Wein,
Da, — wie ein Schrei
Klang's weither, fern ins Gemach herein,
Und das Glas brach klirrend entzwei . . .

In weißer Vase entblättert der Strauß, —
Mein Herz bleibt stehn,
Denn wieder hör' ich's ums einsame Haus
Wie scheue Schritte gehn . . .

Was kommt? Was zögert mit zauderndem Fuß?
Was naht — was naht?
Denkst du an mich mit dem letzten Gruß,
Kam'rad du, mein Kamerad?

Eugen Stangen.

Märzenzeit—Kampfeszeit / Von A. M. Witte

Nicht ohne Grund hat die Volksweisheit vergangener Tage den damals „ersten" Monat des Jahres dem heidnischen Kriegsgotte Mars geweiht —dessen Namen er heute noch trägt — denn: Märzenzeit ist Kampfeszeit!

Aus tiefen, dumpfen Träumen erwacht die Erde, die der Frost so lange in Bande geschlagen hatte, und ringt mit allen Kräften nach Befreiung. Alljährlich aufs neue wiederholt sich im März der alte, urewige Kampf zwischen Dunkelheit und Licht; zwischen Winter und Sommer, den einst das deutsche Volk in seinen „Frühlingsspielen" darzustellen pflegte. Ein letzter Niederschlag davon findet sich noch in einzelnen Gegenden, in der Volkssitte, in den ersten Lenzestagen eine Strohpuppe in helllohderndes Feuer zu werfen, den „Winter zu verbrennen". Überall beginnt es im März, sich zu regen und zu rühren. Die Knospen schwellen und drängen zum Lichte, obwohl der Winter seine Herrschaft noch nicht abtreten will, und mit Sturm und Regen die Anstrengungen der Natur zu vernichten strebt. Da tobt und braust es zuweilen in den Lüften. Es ringen die Naturgewalten miteinander, in hartem Kampfe um den Sieg des Lichtes, als solle alles vergehen. —

Nur unter Stürmen entsendet sein Werde
Mahnend der Lenz aus dem dunklen Schacht.
Nur unter Stürmen erhebt sich die Erde,
Wenn sie vom Schlafe des Winters erwacht.

Vielleicht veranlaßte dieser Kampf in der Natur die merowingischen Frankenkönige, die Versammlung ihrer Heere, die aus der altgermanischen Landesversammlung hervorging, stets im März zu berufen, um mit ihnen über Krieg und Frieden zu beraten. Als dieser Brauch nicht mehr üblich war, trat in Austrasien am 1. März das Volk zusammen, zur Huldigung und Gesetzgebung, bis unter Pipin, dem Kleinen, diese Feierlichkeit auf den Mai verlegt wurde, um schließlich, wie einzelne dieser alten Bräuche, doch allmählich in Vergessenheit zu geraten.

Eine Märzenzeit voller Frühlingsstürme gibt es auch in jedes Menschen Leben. Es sind die Jahre des Überganges von der sorglosen Kindheit, in denen zuweilen ganz eigenartige Wünsche dem Boden des Herzens entkeimen, wie die zarten Blüten des März die hartgefrornen Erdschollen durchbrechen; da man sich voller Wagemut in zuweilen recht zwecklose Kämpfe stürzen möchte, bis sich diese Frühlingskämpfe legen, und man einlenkt in den sichern Hafen, nicht ohne das Gefühl einer gewissen Dankbarkeit, daß man durch diese Feuertaufe gestählt wird, für die ungleich härteren Kämpfe, die uns allen mehr oder weniger das Leben später bringt.

Märzenzeit — Kampfeszeit! Auch die Weltgeschichte hat ihre Märztage. Frühlingsstürme waren die Freiheitskriege 1813—1815. Die fegten fort, was morsch und hinfällig geworden im deutschen Vaterlande, und schufen freie Bahn für neues Knospen und Sprießen. Insbesondere war der März selbst reich an schicksalsschweren Tagen. In

Digitized by Google

diesem Monat gelang es, nach schweren, bangen Zeiten, die Franzosen aus Hamburg zu vertreiben, und die Stadt in Wahrheit zu einer „freien" Stadt zu machen. An einem Märztage erschien auch die weltgeschichtliche Verkündigung von Kalisch, daß „Völker und Fürsten von nun ab frei und unabhängig sein sollten", — eine Botschaft, vor der ein Napoleon erzitterte, und die so bald schon in Taten umgesetzt wurde. Für jene Tage der Auferstehung unseres deutschen Vaterlandes gelten auch die Worte:

„Der Strom beginnt in Freiheitsdrang zu schäumen,
Fort treibt's ihn, fort! Er kann nicht länger säumen;
Hinaus zum Meer, zum weiten Ozean!
Der Mutige, er findet stets die Bahn.
Und stürzt ein morsches Pfahlwerk drüber ein,
Es ist im März! Es kann nicht anders sein."

Dem Kampf folgte der Sieg. Frühlingsstürme verfrieben die Dunkelheit, brachten dem Vaterlande neues Glück, neues Licht! —

Und jetzt, hundert Jahre nach diesen gewaltigen Tagen, heißt es wieder: Märzenzeit — Kampfeszeit. Nach mehr denn 2½ Jahren blutigen Ringens stehen wir im März 1917 noch immer den Feinden gegenüber, müssen wir wieder die Wahrheit des Wortes erfahren:

. . . . . nicht ohne Streit,
Nicht ohne Stürme kommt die Frühlingszeit.
Wo Großes langsam werdend sich gestaltet,
Da muß in Trümmer fallen, was veraltet.

Auch im Leben der Völker ist ein ewiges Werden und Vergehen. Es müssen Opfer fallen, auf daß Deutschland lebe. Diese schwere Zeit ist die Stichprobe für die Kräfte unseres Volkes. Die Stürme, die unser Vaterland jetzt durchtosen, auch sie werden einen neuen Völkerfrühling bringen.

Lehrt nicht die Weltgeschichte, daß einzelne Völker in Friedenszeiten verweichlichten und zugrunde gingen, weil sie verlernt, zu kämpfen! — Wie in der Natur der März kommen muß, ehe es Frühling wird, so auch in der Weltgeschichte.

„Willst du den Lenz, nun, so mußt du auch sprechen:
Stürme des Frühlings, brechet herein!"

Wir stehen an der Schwelle neuer Pflichten, neuer Aufgaben, neuer Möglichkeiten. Der Sturm, der die Lande durchbraust, er will die dürren Zweige und Äste vernichten, die an der sonst so gesunden deutschen Eiche sich zeigten. Er will uns frei machen von manchem Irrtum. Wir sollen uns nicht mehr bücken vor dem Ausland; nicht länger die Erzeugnisse des deutschen Vaterlandes mißachten. Wir dürfen und sollen voller Stolz und Selbstbewußtsein zeigen, was wir leisten können und einsehen lernen, daß uns anderes not tut, als den Fremden. Was uns Erhebung und Vertiefung zu geben vermag, liegt in unserm Volke, in unsrer Vergangenheit, in den Tagen der Gegenwart. Wir Deutsche bedürfen des Fremden nicht. Nur auf sich selbst gestellt, werden wir uns höher bewerten lernen, und uns wehren gegen die Einmischung fremder Kultur. „Ich bin ich!" Das sei der Stolz jedes Deutschen! In restlosem Streben zur Ehre des Vaterlandes schaffen, und sich selbst dabei treu bleiben. An der eignen Quelle trinken und so lange getreulich suchen, bis wir das Große im Eigenen erkannt.

Deutsche Arbeit und deutsches Geistesleben am höchsten stellen, wie sie es verdienen, das sollen die großen Aufgaben sein, die diese Märzenzeit, diese Kampfeszeit von uns fordert. Noch toben auf blutigem Schlachtgefild, wie in der Natur die Frühlingsstürme, noch stehen wir im März, auch sinnbildlich. Aber heißt es nicht:

„Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden!"

Folgt doch jedem März der Lenz, jedem Dunkel das Licht. Darauf wollen auch wir für unsere deutsche, teure Heimat hoffen und beim Brausen des Frühlingssturmes denken:

„Feg' nur die dürren Blätter von den Fluren,
Die grünen Saaten folgen deinen Spuren."

✱

Mit dem Strom

Sah den Strom hinunter fahren
Schiff um Schiff in stolzer Reih'; —
Bunte Wimpel lustig flogen, —
Helle Melodien zogen
Wie ein schöner Traum vorbei. —
Immer neue, — immer andre, —
Blauen Rätselweiten zu! — —
Welle sang: O Schifflein, wandre!
Welle sang: Hier ist nicht Ruh!

's ist vielleicht in Nebelferne,
Wo ein Hafen groß und still, —
Der die Schifflein, all' die müden,
Noch vor Nacht in seinem Frieden
Vor dem Wetter bergen will.
Welle singt: Hier ist kein Bleiben! —
Welle singt: Hier ist nicht Ruh! —
Du, mein Herz, wohlan, — wir treiben
Mit dem Strom der Ferne zu! —

Isa Madeleine Schulze.

Digitized by Google

Die Opferdornenkrone / Von Margareta Diersch

„Vierblattklee bringt Glück", hatte Friedrich von Hofen an seinem Hochzeitstage zu seinem jungen Weibe gesagt, als er ihr das schlichte Kleeblättlein zwischen die schimmernden Blüten der Myrte wand, die sie am Brautkleid trug.

Und es hatte ihnen Glück gebracht — das Glücksvierblatt.

Vier frische, blühende Knaben hatte Frau Regina ihrem Gatten geschenkt. Vier blondlockige, lustige Kerlchen mit braunen Bubenfäusten, roten Wangen und hellen Augen zeigten lachend der Welt, daß Jungdeutschland noch nicht ausstirbt. Und Frau Regina hatte sie ihrem Gatten herangezogen zu lebenstüchtigen Jünglingen; denn in dem seelischen und sittlichen Einfluß der Frau liegt die Erziehung der Jugend.

Zum Manne geworden der Älteste, der schon mit beiden Füßen fest im Leben stand und hoch sein Ziel sich steckte. Im frisch-fröhlich brausenden Leben der akademischen Jahre die beiden Studenten. Und nur der Jüngste, das „Nesthäkchen", dem noch liebe Kinderaugen im hübschen Bubenantlitz standen, ein Knabe noch fast, der im lustigen Kreise der achtzehnjährigen Schulkameraden mit frohem Mute ins Leben schaute, an dessen Schwelle er stand, und das die lichtumfluteten Pforten jubelnd vor ihm erschloß.

So waren Frau Reginas Söhne, als Deutschlands Kaiser sein Volk unter die Fahnen rief. Und so gab Frau Regina ihre Söhne schweigend an ihr Vaterland, als die große Stunde schlug, die mit wuchtender Kraft einen Weltfrieden spielend stürzte und die Wage der Völkergeschicke aus den Angeln hob.

Auch nicht den Jüngsten vermochte Frau Regina zu halten. Und in den trotzigen Knabenaugen leuchtete wohl die reinste und heiligste Begeisterung, als von den Türmen die Glocken sangen und im wogenden Meer der schwarz-weiß-roten Fahnen die Jubeltöne rauschten, die Kunde erweckt von allerersten, herrlichen Siegen der Deutschen.

Im Spiel der Trompeten zogen sie aus. . . . Und ach, wie bald blies die Trompete zum letzten Streik. . . .

Die Rosen blühten . . . die Gärten standen im Duft. . . . Da draußen blühten andre Rosen auf — blutrot. . . . Und wieder und wieder kam Kunde nach Haus, daß draußen blühend Leben jäh dahinsank . . . wie junge Birken im wilden Sturm geknickt. . . .

Auch Frau Reginas Söhne . . . der erste . . . der zweite. . . . Aber aufrecht blieb ihr Haupt und ihre Seele haderte nicht mit Gott.

Und als sie dem Dritten da draußen in Flandern sein junges Heldengrab mit Reisern und Buchengrün schmückten, als sie ein schlichtes Kreuz ihm setzten, um das in leis verlorenen, wehmutsvollen Melodien der Sang der Vögel spielte, da dachte Frau Regina still: „Nun hab' ich noch den einen — Gott erhalt' ihn mir!"

Und sie brachten ihn ihr ins Haus. Schmerzentstellt, gereift das junge Gesicht, mit Linien, die des Krieges Härte gezeichnet. . . . Ehrenzeichen auf der Brust . . . aber der eine Ärmel des Waffenrockes schlaff herunterhängend.

Und als sie ihn schluchzend an ihr Herz zog, da sagte er:

„Hab' doch noch zwei gesunde Füße, auf denen will ich durchs Leben laufen. . . . Und mein Arm, meine rechte Hand, Mutterl — die bist doch du!"

An diesem Abend sank Frau Regina vor ihrem Schöpfer auf die Knie, und ein heiliges Leuchten verklärte ihr Antlitz, über dem die wuchtende Last des Schicksals das Haar gebleicht. „Lieber Gott, ich danke dir, daß du mir diesen einen erhalten hast. Wir schicken unsere Söhne in den Krieg. Dann gehören sie dem Vaterlande, nicht mehr uns. Heute hast du mir diesen Sohn neu geschenkt."

Und ihren Gatten, den der Schmerz zu überwältigen drohte, als er die blühenden Söhne fallen sah, die seines Lebens Hoffnung gewesen, die er als seine Erben, die einst sein Lebenswerk fortführen sollten, heranwachsen gesehen, den ergriff auf einmal eine tiefe Ehrfurcht vor diesem stillen Heldentum, vor dieser Stärke, mit der die zermalmende Wucht des Schmerzes von schwachen Frauenschultern getragen wurde.

„Helden draußen und Heldinnen daheim", sagte er ernst. „Der Mann opfert ein Leben — ihr Frauen, wenn euch der Krieg drei Söhne entreißt, habt dreifaches Leben geopfert. Sie starben den Heldentod, einen schönen Tod . . . sie sind jung dahin. Ihr aber tragt ein Leben lang die Opferdornenkrone."

Ich grüsse Dich!

Ich komme aus der Schar der Todgeweihten,
Landeinwärts wehte mich der blut'ge Wind.
Ich grüße dich und will dir Rosen breiten
Und immer bei dir sein — dein großes Kind.

Und Feste wird die Liebe dir bereiten,
Solang zu wandern wir berufen sind;
Sieh, eines neuen Lebens Lenz beginnt,
Ich grüße dich und will dir Rosen breiten.

Landstm. Franz Mahlke.

Digitized by Google

Etwas von persönlicher Lebenskultur / Von A. W. I. Kahle

Neben den Fortschritten des öffentlichen Gesundheitswesens hat sich eine persönliche Gesundheitspflege entwickelt, die sich immer auf das einzelne Individuum bezieht. Der einzelne Mensch muß sich über die Art und die Ziele seiner Lebensweise klar bewußt werden und mit Bewußtsein gesundheitliche Schädigungen vermeiden. Die persönliche Gesundheitspflege ist erst im Werden begriffen. Nicht Mangel an Mitteln ist die hauptsächlichste Quelle für Armut und Not, sondern vielmehr ist es das Fehlen an Kenntnissen und speziell an Wissen über gesundheitlich richtiges Leben. Wenn es auch in unserer eisernen Zeit, wo der Weltkrieg tobt, schwierig sein mag, die Ernährung so zu gestalten, daß sie für den Verbrauch des Körpers durch das Tagesleben und die Tagesarbeit vollen Ersatz gewährt, so werden nach diesen aufregenden Perioden auch wieder ruhigere Friedensjahre kommen, wo wir die Vorteile der Kultur neben ihren Nachteilen streng und scharf erkennen. Aus innerer Überzeugung müssen jeder und jede die vielfachen Lehren über Abhärtung, Kleidung, Kochkunst, Berufswahl, Kinderpflege, Ansteckung usw. erfassen und vollständig in die Praxis übertragen. Die leidige Bequemlichkeit darf kein Hindernis hierbei bilden, und diese darf nicht wie bei anderen Verlusten im Leben, die Gesundheit erst dann erstrebenswert machen, wenn sie verloren ist, während vorher ihr Besitz und ihre Erhaltung hinter den übrigen Tagesfragen und Lebenswünschen kaum gewürdigt wurde. Die Hebung der Volksgesundheit wird nach diesem gewaltigen Völkerringen wieder zeitgemäß sein und werden müssen, um die vielen Schattenseiten dieser großen Zeit einigermaßen zu mildern

Bücherbesprechungen

Paul Schulze-Berghof: **Der Königssohn.** Der lange erwartete Band 2 der friederizianischen Trilogie. Hugo Schmidt Verlag, München. Preis geh. 5,90 M., geb. 7,25 M.

Der Humor, die Seelenheiterkeit des Dichters des in kurzer Zeit so beliebten Romans „Die schöne Sabine", der als echtes deutsches Volksbuch angesprochen, mit einer Wanderung durch den deutschen Märchenwald verglichen wurde, durchsonnt auch dies tragisch düstere und herbe Lebensbild. — Unter dem grauen Himmel Küstrins, der alten historischen Feste in dem Sumpflande zwischen Warthe und Oder, führt uns der Dichter in dem Mittelstücke seiner friederizianischen Trilogie, indem er uns das leidvolle Jugendschicksal Friedrichs menschlich enthüllt und darstellt, wie es in der Katte-Tragödie den Königssohn in die bitterste Schule des Lebens nahm. Neben der historisch getreuen, realistisch herben, unerbittlich wahren und überzeugend echten Charakterzeichnung Friedrichs und Darstellung der Menschen und des Menschlichen überhaupt geht ein tiefer und nicht weniger deutlicher symbolischer Zug durch diese hohe Dichtung; denn — wie der dem Schwert verfallene Katte am Rande der offenen Gruft bekennt — in jedem Menschen lebt ein Königssohn, der sich in Freiheit entfalten, der im Schönen leben und im Guten und Hohen zur Herrschaft gelangen will. — Und diese inneren Dinge des werdenden Geistesmenschen schildert uns der Dichter mit der rhythmischen Wucht heroischer Lebensempfindung, und der Sang vom Königssohne wird ein lebendiges Sinnbild für uns und unsern Kampf mit der Meduse Zeit. Es ist der Weg des Geistes und des Willens zur Mannestat, zur heldischen Größe im Dienste des Volkes und des Vaterlandes, der steil und zielgestreckt vorübergeht an den Sirenenstimmen des verführerischen Zeitgeistes — wie er Friedrich in den Stunden des Tamseler Liebesidylls in Leonore von Wreech umschmeichelte. — Doch der Humor, die Seelenheiterkeit des Dichters der „schönen Sabine" durchsonnt auch dies tragisch düstere und herbe Lebensbild. Und wie er z. B. den Streit der Kalauer Schuster mit den französischen Holzpantoffelmachern ergötzlich schildert und dabei den preußischen Bureaukratismus historisch beleuchtet, das wird nicht nur zum Lachen reizen und köstlich unterhalten, sondern viele zu dem Geiste unserer Tage führen und nachdenklich stimmen. — Schulze-Berghofs Kunst der Naturschilderung und Naturstimmung findet hier ihre Ergänzung nach der Seite des balladenhaft Düsteren und Dämonischen, und diese Urlandschaftspoesie des Oderbruchs ist nach Stoff und Form etwas durchaus Neues und Eigenartiges. Ein großer nationaler Kultur- und Erziehungsroman wurde die friederizianische Trilogie schon bei der Herausgabe der „schönen Sabine" genannt. Nun, wo das Werk vollständig vorliegt, wird dies von dem „Königssohne" bald allgemeine kritische Überzeugung und literarisches Urteil sein. Es ist dem Verfasser meisterlich gelungen mit dem ganzen vorliegenden Werke: „Die Königskerze, der Königssohn, die schöne Sabine" die Persönlichkeit Friedrichs des Großen unserer nationalen Dichtung in monumentaler Form einzuverleiben.

Carmen Sylva. **Briefe einer einsamen Königin.** Herausgegeben von Lina Sommer, Weinheim i. B. Verlag Braun & Schneider, München. Preis 3 M.

Die zeitlich letzte Geistesfreundin der im Frühling des vorigen Jahres dahingegangenen deutschen Fürstin auf fernem Balkanthron hat in liebevoller und von tiefstem Verstehen zeugender Weise die an sie gerichteten und ihrem Inhalt nach die Allgemeinheit interessierenden Briefe der Dichterkönigin aus ihren letzten Lebensjahren in einem wundervollen, äußerlich wie innerlich würdigen Bändchen zusammengefaßt und dem deutschen Volke, vor allem den deutschen Frauen und Jungfrauen, ein herzlich willkommenes Geschenk damit bereitet. Wenn der greisen Fürstin nach dem der allzu frühen und jähen Tode ihres weisen und einsichtigen Gemahls, des König Karl I., das letzte und furchtbarste, der Verrat ihres Volkes an ihrer über alles geliebten Heimat, erspart geblieben ist, und ein gütiges Schicksal sie in lichte Höhen entführte, nach denen sie

Digitized by Google

sich immer gesehnt hatte, — so fühlen wir doch aus jedem der Briefe, aus jeder Zeile und jedem ihrer klugen und innigen Worte nicht nur den Stolz über die Größe ihres Vaterlandes, die Freude, das ungeheure siegreiche Ringen ihrer Heimat noch miterleben zu können, sondern auch schon eine bange Ahnung und das Grauen vor ihrer Einsamkeit, die sie als treue Deutsche mitten unter ihrem Volke, das ihr und ihrem Gemahl so viel, wenn nicht alles, verdankte, immer mehr und mehr überkam. — Und doch bis zum Ende strahlend und lächelnd, unter Tränen froh und mutig, — fürwahr ein treffliches Vorbild deutscher Art und Treue, und daher für uns eine echte Herzensstärkung in dieser schweren Zeit. M. R.

Willy Doenges. **An der Front.** Verlag von Carl Dunker, Berlin.

Ein gutes und vor allem ein starkes Buch hat der in Sachsens Hauptstadt und darüber hinaus hochangesehene und beliebte Verfasser in dem knapp 105 Seiten umfassenden Bändchen uns gegeben. Als Doenges, wie er im Untertitel des trefflichen Werkchens sagt, „zu Gast bei Deutschlands Heldensöhnen war", da fühlte er so recht, was er auf Seite 34 ausdrückt: „Wer den Krieg nur von der Heimat aus erlebt, wer ihn nur kennen lernt aus Meldungen der Kampferlebnisse, welche die Oberste Heeresleitung täglich veröffentlicht, aus den Schilderungen der Kriegsberichterstatter, aus den Ehrentafeln, die von Heldentaten unserer Krieger erzählen, der gewinnt nur die Kontur von dem Bilde, das sich in dem Wort Krieg verkörpert." Und nun versucht der Verfasser, bewehrt mit allem Rüstzeug eines ausgezeichneten Stilisten und vor allem mit offenem Blick und mitfühlendem Herzen uns den „Krieg in der tieferen Bedeutung dieses Begriffes" zu erklären und zu malen. Soweit dies überhaupt heute schon möglich ist, darf man sagen, daß Willy Doenges der Wurf gelungen ist, und daher kann sein Buch allen denjenigen empfohlen werden, die aus der Flut der Kriegsliteratur sich einmal ein Bändchen retten wollen, das frei von nervenaufpeitschenden Geschehnissen in vornehmer Sachlichkeit und doch mit leidenschaftlichem Einfühlen in die große Zeit uns seelisch und töperlich fest dem Kriege näherbringt. M. R.

Horst Bodemer: **Das deutsche Blut.** Roman. Berlin, Otto Janke.

Der Major von Gutzmin genießt auf seinem Gute im Kreise seiner Familie fröhliche Tage, und wir begrüßen gleich im Anfang die Ankunft des Storches, der dem Hause Zwillingszuwachs bringt, die vom Major so lang ersehnten Mädchen. Mit großer Innigkeit und unter komischen Umständen geht das vor sich. Im schnellen Fortschreiten finden wir schon im zweiten Kapitel die Mädchen heranwachsen, sie flechten um die Häupter ihrer Eltern die Krone des Glückes. Gern begleiten wir von Seite zu Seite den Verfasser und empfinden mit ihm der Familie Freud' und Leid. Das letztere bleibt nicht aus, denn nicht das Glück, sondern das Unglück weckt die Energie. Elisabeth und Mechthild, die Nachgeborenen, treten uns besonders näher. Mit dem Grafen Loepa, dem Verehrer Elisabeths, gewinnt die Fabel eine scharfe Spannung. Elisabeth ist einem Fabrikherrn als Braut bestimmt, und wie sie und ihre Schwester Mechthild sich zu ihm stellen mit ihrem deutschen Blute, das wird sehr wahrhaftig geschildert. Schicksalsschläge beugen den Gutsherrn, und wir müssen die Grundsätze des Pflichtgefühls Elisabeths ehren, das sie als Ziel und Endzweck des Lebens erkennt. Großes Interesse erweckt des Grafen Beharrlichkeit; er weiß, der Kampf um Elisabeth ist die Bedingung des Sieges und er muß sie für sich gewinnen. Die geistige Überlegenheit über den Nebenbuhler führt ihn auch zum Siege. Freilich kommt ihm der Autor zu Hilfe und räumt den Fabrikherrn etwas gewaltsam aus dem Wege, doch man muß es ihm der trefflichen Wirkung des Gegebenen wegen verzeihen. Da das Buch jedem jungen Mädchen in die Hand gegeben werden kann, dürfte es viel Verbreitung finden. K. T.

Lisbet Dill: **Franziska.** Roman. Stuttgart und Berlin 1916. Deutsche Verlagsanstalt.

Professor Hasse liebt die Sängerin Franziska und seine Aufmerksamkeit umgibt sie mit manchen Annehmlichkeiten des Lebens. Aber die Theatersphäre, in der er sie erblickt, ihr Umgang mit Schauspielern und Sängern, gibt Anlaß zur Eifersucht. Die Mißachtung der Gefühle anderer Menschen hat gewöhnlich ihren Grund in der Selbstsucht und zeigt sich in Härte und abstoßendem Benehmen. Der Herr Professor verlangt Unmögliches, das Aufgeben des eigenen Willens der Geliebten. Wie ein Dieb bewacht er ihren Verkehr mit andern Männern und läßt seinen Launen in jeder Weise freien Lauf. Daneben hat er Umgang mit Elisabeth, der Tochter eines ärztlichen Kollegen, und seine Wünsche schwanken zwischen Franziska und Elisabeth hin und her, doch immer drängt es ihn dämonisch zu Franziska hin. Seine Leidenschaft tötet vollständig die Vernunft. Seine Rohheitsangriffe gegen die Geliebte können für feinfühlige Nerven leicht zur Marter werden. In der folgenden Trennung von ihr meldet sich bei ihm die Reue, das Gewissen. Aber so laut auch das Gewissen spricht, seine Stimme verhallt, wo ein energischer Wille fehlt. Etwas beruhigend wirkt der Schluß. Nach Jahren der Trennung wird der Held an das Krankenlager der Künstlerin gerufen und nach einer gefährlichen Operation, die Hasse an ihr vornimmt, versöhnt sie dann ihr Tod mit ihm. Die Verfasserin ist eine gute Stilistin, sie hat ein nicht gewöhnliches Plaudertalent, auch gewinnen wir gute Einblicke in das musikalische Treiben auf Bühne und Orchester, und der reiche Szenenwechsel der Vorgänge hält das beständige Interesse wach. Hauptsächlich werden sensationslüsterne Leser ihre Rechnung finden. K. T.

Alfred Maderno: **Die Kellerwohnung.** Ein Wiener Roman. Leipzig, Verlag von Theodor Gerstenberg.

Der Eisendreher Gert heiratet ein Dienstmädchen Hedwig. Mit der engen Kellerwohnung werden sie durch den Reichtum ihrer Liebe ausgesöhnt. Infolge der Roheit eines Aftermieters wird Hedwigs Kind, das sie unter dem Herzen trägt, beeinflußt; taubstumm kommt es zur Welt. Der Autor findet den glücklichsten Ausdruck für all die zarten Empfindungen der Seele, und überzeugend wird der Kampf geschildert, den die Gatten mit dem ihnen beschiedenen Kreuz des Taubstummen auf sich nehmen. Zwischen dem Hererzählen all ihrer Sorgen und Freuden bekommen wir Einblicke in das Wesen und Treiben der Kleinbürger der österreichischen Hauptstadt, wobei die naive Wiener Mundart zu manchen komischen Szenen Anlaß gibt. Über die Geschichte herein ziehen die drohenden Kriegswolken. Die bosnischen Annexionsgelüste machen Einberufungen zum Heere nötig, und auch der Eisendreher wird fortgeholt zum Vaterlandsdienst. Die alleingelassene Gattin überläßt sich dem Trübsinn, und wir sind Zeuge manch trauriger Szenen ihrer bedrohten Häuslichkeit. Aber sie folgt dem Gebot der Pflicht, der ihrem kurzen Leben die Richtung weist. Überall erfreut uns des Verfassers fesselnde Erzählerkunst, sein liebevolles Versenken in die Schönheit der Natur, das all das Trübe, was er bringt, wie ein glänzender Kristall umschließt. K. T.

Wolffs Telegraphisches Bureau gibt unter dem Titel „Allgemeine Frontenkarte des W. T. B." eine Frontenkarte heraus, die in großen Maßstäben sämtliche Kriegsschauplätze zeigt. Die Karten sind außerordentlich reich beschriftet, das Gebirge klar durch Druck hervorgehoben und vor allen Dingen die augenblickliche Stellung rot markiert. Der Name W. T. B. bürgt für genaue sachgemäße Bearbeitung. Die Karte ist zu dem billigen Preise von 50 Pfennig durch jede Buchhandlung, sowie vom Gea Verlag, Berlin W. 35, zu beziehen.

Digitized by Google

Allerlei

Die Frau im vaterländischen Hilfsdienst. Wenn es nach den Frauen ginge, wenigstens nach vielen von ihnen, so hätte der Hilfszwang nicht vor dem weiblichen Geschlechte halt machen sollen. Im Feuereifer vaterländischer Gesinnung haben sie sich in Scharen gemeldet, und aus dem Munde gerade der gebildeten Frau, die mit ihrer freiwilligen Meldung noch wartete, bis man die richtigen Meldestellen bekannt gäbe, konnte man Aussprüche hören, wie: „Ich ginge gleich in die Munitionsfabriken! Solche körperliche Arbeit würde ich gleich übernehmen!" —

Das ist gewiß aufrichtig gemeint. Allein die gesetzgebenden, die maßgebenden Persönlichkeiten wußten sehr wohl, was sie taten, als sie den Zwang noch nicht auf die Frauen auszudehnen beschlossen, als sie jenem ersten Feuereifer vorläufig noch einen Damm setzten. Die Erfahrungen, die man in der ersten Kriegszeit mit einer großen Zahl der eifrigen, freiwilligen Helferinnen gemacht, geben ihnen recht. Wohl wird man auch heute Frauenhilfe weder entbehren können noch wollen. Jedoch noch klüger als bei der Verwendung der männlichen muß bei der Einstellung der weiblichen Helfer verfahren werden. Jede Kraft, die nicht an rechter Stelle ihrem ganzen Umfang gemäß wirken kann, wird nutzlos vergeudet. In unseren Tagen aber darf nichts, auch nichts vergeudet werden! —

Munitionsarbeit mag an sich ja nicht immer schwer sein — wenigstens nicht die, welche den Frauen und Jugendlichen übergeben wird. Eintönig und infolgedessen nervenermüdend ist sie sicher, und die nicht mehr ganz junge Frau, die an berufliche Tätigkeit nicht schon gewöhnt ist, dürfte ihr auf die Dauer kaum gewachsen sein. Die Berufsfrau aber leistet ja schon an anderer Stelle Hilfsdienst. Höchstens kämen hier die jungen Kräfte, die durch das Brachliegen vieler Geschäfte und kaufmännischer Betriebe frei werden, in Frage. Sie — und noch eine andere Gruppe arbeitender Frauen: die bisherigen Gehilfinnen der Hausfrau, die Dienstmädchen! —

Es ist gewiß nicht gut, richtiger gesagt, es ist sogar schlimm, daß die Not der Stunde die Frauen und Mädchen noch mehr als in Friedenstagen in die Fabriken ruft; es wäre ein idealer Zustand, wenn keine einzige Frau jemals Fabrikarbeit leisten müßte noch dürfte. Aber danach fragt der Krieg nicht, der so manche humane oder löbliche Einrichtung wieder über den Haufen geworfen hat. Das Allgemeine steht über dem Einzelnen, der Staat über dem Einzelglied. Und darum: Ihr Hausfrauen, die ihr meintet, ihr könntet einige Stunden des Tages vaterländischen Hilfsdienst leisten und den Haushalt euren Dienstboten überlassen, ihr tut für den Augenblick sicherlich dem Vaterlande einen besseren Dienst, wenn ihr die jungen Hilfskräfte in die Fabriken schickt und euren Haushalt ganz allein, ohne fremde Hilfe führt! Habt ihr junge, oder heranwachsende Töchter, nun, es schadet denen nichts, wenn ihre zarten Finger auch ein wenig durch kräftiges Zugreifen bei grober Hausarbeit verdorben werden, wenn sie einmal ihre Klavierstunde etwas hintansetzen müssen, oder auf einen Spaziergang verzichten! Daß es nicht schändet, selbst mit der Einkaufstasche in die Läden zu gehen, hat der Krieg euch ja schon gelehrt; es schändet aber auch nicht, selbst Geschirr aufzuwaschen und Fenster zu putzen, oder gar am Waschfaß zu stehen. Es schändet nicht — und schadet nicht! Wie viele Kräfte würden für den Hilfsdienst frei, wenn ihr das erkenntet! — War es im Beginn des Krieges Hausfrauenpflicht, die Dienstboten möglichst zu behalten, um sie aus falscher Sparsamkeit nicht brotlos zu machen, so hat sich das Blatt jetzt gewendet. Laßt sie frei, sobald sie eine Stelle in der Hilfsarbeit gefunden — eher natürlich nicht! Und, läßt euch eure Arbeit daheim dann noch übrige Zeit, so mögt ihr euch noch sozial betätigen, so gut es geht. Haus und Familie darf darüber aber nicht verfallen, denn sie aufrecht zu halten, ist auch eine vaterländische Hilfsarbeit für die deutsche Frau!

Stefanie.

Wie ist der Kaffee in Gebrauch gekommen? Es dürfte diejenigen unter unseren Leserinnen, die es noch nicht wissen, interessieren, etwas über die Einführung ihres braunen Lieblingstrankes zu erfahren.

Der Prior eines Klosters in der arabischen Wüste klagte gelegentlich einem frommen Ziegenhirten der Gegend, daß seine Mönche ihm stets den Kummer bereiteten, während der Vigilien, der nächtlichen Andachtsübungen, einzuschlafen.

Der Hirt lachte und meinte, es sei schade, daß es sich dabei um Menschen handle und nicht um Ziegen. Für Ziegen wüßte er schon etwas, was sie munter machte.

Auf des Priors Nachfrage zeigte ihm der Hirt den dort in Menge wild wachsenden Kaffeestrauch und sagte ihm, daß die Beeren desselben eifrig von den Ziegen gefressen würden und stets die Wirkung hätten, sie recht aufgeräumt und zu tollen Sprüngen aufgelegt zu machen.

Der Prior dachte über die Sache nach. Er sagte sich: Warum sollten diese Beeren nicht einen ähnlichen Einfluß auf Menschen ausüben, wie sie ihn hier auf die unvernünftige Kreatur ausübten? Jedenfalls lohnte es sich, einen Versuch zu machen.

Er pflückte also eine Portion der Kaffeebeeren und gab sie zerstampft den Mönchen bei der Abendmahlzeit zu essen ein. Sie bewährten sich erst nur schwach. Da der Prior aber dadurch nicht abgeschreckt wurde, sondern die Verwendung der aufmunternden Beeren auf mancherlei Weise ausprobte, so gelang es ihm endlich, die jetzt übliche Bereitungsweise aufzufinden, die den Mönchen das Wachbleiben während der Nachtgottesdienste möglich machte. Es dauerte nicht lange, und das neuentdeckte, wundertätige Getränk trat seinen Siegeslauf durch die Welt an.

Inhalt des Heftes 23: Der wilde Rosenbusch. Roman von Alfred Maderno. — Der Roman einer schönen Frau. Von Richard Freyen. — **Beiblatt:** Kamerad. Gedicht von Eugen Stangen. — Märzenzeit — Kampfeszeit. Von A. M. Witte. — Mit dem Strom. Gedicht von Madeleine Schulze. Die Opferdornenkrone. Von Margareta Diersch. — Ich grüße dich. Gedicht von Landsturm. Franz Mahlke. — Etwas von persönlicher Lebenskultur. Von A. W. J. Kable. — Bücherbesprechungen. — Allerlei.

Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Nachdruck verboten * Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für die Beiblätter: Dr. Erich Janke, Verlag v. Otto Janke. * Ausgegeben am 10. März 1917. * Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 24

Der wilde Rosenbusch / Roman von Alfred Maderno

6. Fortsetzung.

Nun folgte der Mensch und Mann Peter Staffel. Der dünne Hemdkragen erreichte nur die halbe Höhe des Halses, dem er zur Zierde zu gereichen hatte, und so kam es, daß der Adamsapfel ein schäkerhaftes Spiel trieb, indem er einmal über den oberen Kragenrand hinaushüpfte, dann aber sogleich wieder hinter dem gesteiften Leinen verschwand. Da der Kragen weit genug vom Halse abstand, war eine Beschädigung besagten männlichen Erbgutes infolge Reibung nicht zu befürchten.

Eine ziemlich schräge Abdachung der Achseln leitete zu ausgewachsenen Armen über, deren Enden, die Hände, so tief hingen, daß Peter Staffel beim Ankauf von Spazierstöcken, wie sie Herren tragen, stets unverrichteter Dinge abziehen mußte. Den stangenartigen Armen strebten steckenähnliche Beine entgegen, die wie bei Menschen gemeiniglich in Füße ausliefen. Doch gestattete es das Schuhwerk nicht, verläßliche Schlüsse auf das Ausmaß dieser Füße zu ziehen. Soviel stand indes fest, daß Peter Staffel der Schuh nirgends drückte. Auch verachtete er es, auf besonders hohen Absätzen einherzuschreiten; dagegen waren seine Stiefelsohlen für das Manövergelände vorgerichtet. Die Nägel staken noch nicht darin.

Von den Hosen wäre noch zu sagen, daß sie den Stubenhocker verrieten. Der Rockkragen stieg hinten etwas stark in die Höhe, so daß man besorgen durfte, Peter Staffel habe bereits irgendwo an einem Aste gehangen.

Und trotzdem, Grete errötete, wenn von Peter Staffel die Rede war; folglich schien er Eindruck auf sie gemacht zu haben.

Bei jungen Mädchen ist eben alles möglich, und ein guter Mensch war Staffel trotz seiner Hilflosigkeit, die auch in seinen Bewegungen und Worten unerbittlich nach außen verlangte.

Peter Staffel war eben daran, sich mit Hilfe von Logik, Botanik und Moralphilosophie ein richtiges Bild vom „Wilden Rosenbusch" zu bilden.

Das war gar nicht so leicht, wie einer wohl denken möchte.

Peter besaß weder Bruder noch Schwester. Er hatte seine Mutter nie und den Vater kaum gekannt. Peter war in der Hut seiner Großeltern aufgewachsen, hatte als Kind das Leben also schon bei seiner Mitte kennengelernt. Peter hatte niemals eine Tanzschule besucht, war nie zu einem Hausball eingeladen worden. Er hatte immer nur gelernt und geochst und die abgetragenen Kleider seines Großvaters zurechtgeschneidert bekommen. Und in der Zwischenzeit hatte er Grete Hoffers Bekanntschaft gemacht. Bei einem Schauturnen seines Gymnasiums.

Der Medizinalrat liebte das Turnen als wesentlichen Faktor bei der Stählung des Körpers, besuchte daher alle öffentlichen Darbietungen dieses Sports und nahm auch seine gesamte Familie dahin mit.

Da war es nun einmal vorgekommen, daß Grete dem Barren entweder zu nahe stand oder Peter Staffel, den nie ein Lehrer des Altertums zum Turnen angehalten haben würde, zu weit vom Gerät absprang; kurz und gut, es gab auf einmal einen gellen Aufschrei.

Peter war Grete auf den rechten Fuß gesprungen.

Mit schlotternden Knien ergriff er sofort

Digitized by Google

die Flucht, ohne sich um sein Opfer zu kümmern. Die Großeltern aber, denen er sein Unglück erzählte, sowie sein Klassenvorstand, der ihm deswegen Vorstellungen machte, vertraten eine andere Auffassung über das Verhalten nach einem solchen Vorfalle. Die entsetzlichste Auffassung der Welt, nach Peters Ansicht.

Dem begannen darob die Knie aufs neue zu wanken.

Er, Peter Staffel, sollte, man höre und male es sich aus, sollte sich bei Medizinalrats melden lassen, das Fräulein um Entschuldigung bitten und sich nach den Folgen seiner Ungeschicklichkeit erkundigen.

Sich womöglich einen plattgetretenen Fuß vorweisen und vom Vater des getretenen Mädchens, mit Ohrfeigen und Püffen gepflastert, die Treppe hinunterwerfen lassen!

Lieber sterben!

Doch die Autoritäten, denen er blind zu gehorchen gewohnt war, wollten von seinem vorzeitigen Tode nichts wissen und zeigten sich jeder anderen Auffassung durchaus unzugänglich.

So sah sich Peter Staffel eines Tages auf dem ersten schweren Wege seines Lebens.

Gott sei Dank, es ging besser, als er zu hoffen wagte.

Man wies ihm keinen plattgetretenen Fuß vor, der Medizinalrat massakrierte ihn nicht, vielmehr war er gar nicht einmal anwesend, und das Fräulein und seine Mutter waren eigentlich recht gut zu ihm, versicherten, daß der Schrecken größer gewesen sei als der Schaden, und lachten über die drollige Geschichte, so daß es schließlich auch Peter für das beste hielt, ebenfalls zu lachen.

Darüber lachten das Fräulein und die Mutter noch mehr, und Peter Staffel fand es passend, auch darüber zu lachen.

Hätte er also besser davonkommen können?

Seitdem sahen sich Grete und Peter täglich auf dem Schulwege. Sie sprachen oft ein paar Worte miteinander, und als es sich fügte, daß ein Bruder Gretes einer Nachhilfe in der Mathematik bedurfte, fielen Blick und Wahl der verantwortungsvollen Sachverständigen auf Peter Staffel.

Der einst unglückliche Gymnastiker war also gar nicht an den Haaren herbeigezogen worden, wenn er sich jetzt in den Weingärten Herrn Graßls von jungen Mädchen umgeben sah. Von jenen Mädchen, die einen Kreis bildeten, der den Namen „Der wilde Rosenbusch" trug, also berechtigten Anspruch auf Poesie erhob und es verdiente, daß man sich von ihm ein richtiges Bild machte.

Peter Staffel war nun bei dieser Aufgabe.

Gestützt auf seine festsitzenden sittlichen Anschauungen schien er nunmehr zu einem Ergebnis gekommen zu sein.

„Da bilden die Damen also gewissermaßen einen Tugendbund."

Erbarmungsloses Gelächter zerstörte in Peter den Glauben, den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben. Er schien vielmehr recht arg daneben geschlagen zu haben, denn die Mädchen wollten sich noch immer nicht beruhigen.

„Ja, wäre denn das etwas Schlechtes, ein Tugendbund?" stammelte der Jüngling endlich in heller Verzweiflung.

Traud war so weit, antworten zu können.

„Etwas Schlechtes, Gott bewahre! Aber sehen wir denn wirklich so harmlos aus?"

Peter Staffel schwor in seinem Zwerchfell, zu keinem weiteren Gespräche die Offensive zu ergreifen, wohl aber seine Gedanken beisammenzuhalten, um sich nicht nochmals eine Blöße zu geben.

Der Gute, er kannte ein lebensvolles Mädchenvolk viel zu wenig, um zu wissen, daß sie es alle miteinander darauf abgesehen hatten, ihm eine Verlegenheit um die andere zu bereiten.

Peter verstand ja nicht einmal, in den Augen von Mädchen zu lesen. Wie sollte er da erst wissen, was in ihren Herzen vorging?

So verließ er sich auf Grete Hoffer, von deren Aufrichtigkeit und Edelmut er überzeugt war, obwohl auch sie in die allgemeine Heiterkeit eingestimmt hatte.

Und das Mädchen hatte wirklich aus eigenem Antrieb den Vorsatz gefaßt, Peter jede weitere Verlegenheit zu ersparen.

Dieser Vorsatz kostete sie Anstrengung genug, als Peter erst ein paar Gläser Wein getrunken hatte und trotz seinem Gelübde drauflos zu reden anhub, Fragen stellte und Be-

Digitized by Google

hauptungen zutage förderte, die weder Kopf noch Fuß besaßen und nur das eine Gute hatten, daß sie in der lauten Freude des Festes entweder gar nicht verstanden oder nur halb gehört wurden.

Man hatte das Brechen und Einbringen der Trauben eine Zeitlang beobachtet, auch die Preßräume besichtigt und einen Blick in die Keller getan, wo Faß neben Faß seinen braunen Rücken wölbte. Und jetzt saß man in einer ländlich eingerichteten Halle um einen langen Tisch herum, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, seinen Gästen die Wahl recht schwer werden zu lassen.

Aber die Jugend hielt nicht lange still.

Man konnte sich ein Brötchen oder ein paar Süßigkeiten ganz gut auf der flachen Hand mitnehmen und lieber noch draußen in der duftigen Dämmerung ein bißchen herumlaufen, sich absichtlich etwas von den übrigen entfernen, um das Fest auch auf seine eigene Weise zu genießen.

Hilda und Fritz wären auf diese Art bald unauffindbar gewesen, wenn jemand nach ihnen gefragt hätte.

Aber sogar Peter Staffel schien von einer fremden Gewalt besessen zu sein, die ihn führte und, wie er zuweilen das Gefühl hatte, stieß, der er bedingungslos unterworfen war, wiewohl er sich weder über diesen Zwang noch über sonst etwas im klaren befand.

Soviel stand fest, daß sich Grete mit ihm zwischen ein paar Weinstöcken allein sah und sich nicht verhehlen konnte, daß ihr Begleiter an alles eher, nur nicht an ein Weinlesefest gewohnt zu sein schien.

Hatte Peter Staffel im Verlaufe des Nachmittages erst geschwiegen, dann tolles Zeug durcheinander geschwatzt und keine Spur von Logik mehr verraten, so öffnete sich jetzt ein neuer Behälter seines Gefühles und Wissens.

Er gedachte urplötzlich des Ernstes der Pflichten, die ihn in Kürze erwarteten. Laut pries er das Vaterland und den Heldenmut seiner Söhne und rief den Rhein zum Zeugen für die Wahrheit seiner Gesinnung und die Kraft des Vaterlandes an, wobei er mit dem ausgestreckten Arm in eine ganz andere Richtung wies, als in jene, aus der das Rauschen des Stromes gedämpft vernehmbar war.

In jener anderen Richtung lagen die Preßräume, wo sich die Arbeiter und Arbeiterinnen nach der Last des Tages auf die übliche Art und Weise erholten.

Morgen begann die Arbeit ja von neuem, nur ohne Fest. Es ging bloß noch tiefer in die Weingärten hinein, man hatte ja erst angefangen, den Reichtum des Jahres zu bergen.

Was Grete in letzter Minute befürchtet hatte, Peter Staffel werde sogar das Geheimnis seines Herzens lüften, vor ihr allein natürlich, denn das ging doch sonst keinen Menschen etwas an, dies trat nun nicht ein.

Aber etwas viel Schlimmeres.

Auf dem Rückwege zum Hause trafen mehrere Paare aufeinander, und hatte Peter früher die Richtungen verwechselt, in denen der Rhein floß und die Preßkammern lagen, so verwechselte er jetzt, ob nur in der Dunkelheit? die Mädchen, und Grete hörte, wie Peter in ihrer unmittelbaren Nähe Hilda zum Opfer seiner Unzurechnungsfähigkeit erkor.

Etwas schwerfällig, aber klarverständlich klangen Staffels Worte durch die Nacht: „Nun habe ich Sie so treu geliebt und muß jetzt von Ihnen scheiden."

„Sie sind wohl betrunken?" schrie eine Stimme auf Peter los. Sie gehörte Fritz Angermann, der an Hildas anderer Seite ging und seinen Platz auch nicht verließ, als er Staffel zu Hildas Rechten einherstapfen sah. Er meinte, Peter habe sich ihnen aus Zufall oder Höflichkeit angeschlossen. So nahe am Hause konnte man ihm die Freude schon gönnen. Aber die Reden, die der Kerl jetzt führte!

Peter Staffel, also unvermutet angeschrien, blieb verdutzt stehen.

„Fräulein Grete," stammelte er, „schützen Sie mich doch!"

„Der Teufel hole Sie!" schrie die frühere Stimme wieder. Fritz hatte ja auch Wein getrunken und verdankte diesem Umstande seine Berserkerwut. „Hier gibt's keine Grete! Fahren Sie ab!"

Damit führte Fritz Hilda rasch von dannen.

Hier gab es keine Grete? — Peter Staffel sah in die Dunkelheit, in der seine Begleiterin verschwunden war.

Langsam drehte er sich um.

Da hörte er unterdrücktes Schluchzen.

Digitized by Google

Und hier gab es eine schwergekränkte Grete.

Da wußte Peter Staffel nicht, was er tun sollte, und machte ein höchst unglückliches Gesicht.

Grete aber schritt, ohne sich um ihn zu kümmern, ins Haus.

Da folgte ihr Peter in seiner ganzen Hilflosigkeit und Bekümmernis.

Er konnte doch nicht allein draußen in der kühlen Nacht stehen bleiben.

---

13. Kapitel.

Als sich die Jugend wieder in der Halle einfand, fehlte Ella.

Man saß wieder um die lange Tafel herum, aber Ellas Platz war frei und blieb leer.

Traud war die einzige, die Ella am Nachmittag wiederholt unauffällig beobachtet hatte. Dabei war sie das Gefühl nicht los geworden, als weile Ella eigentlich nur scheinbar unter ihnen, während ihre Gedanken anderen Menschen, anderen Zeiten und anderen Verhältnissen angehörten.

Aber dann war es immer lustiger und lustiger geworden, bei Tisch hatte sich ein entfernter Verwandter der Hausfrau, ein trotz seiner Jugend schon viel beachteter Gelehrter der Chemie, an sie herangemacht und war, einmal von der ursprünglichen Frische ihres Wesens und dem Ernst ihrer raschen Auffassungsgabe bestrickt, nicht mehr von ihrer Seite gewichen.

Sie verlor die Freundinnen gänzlich aus dem Auge und sah sie alle erst jetzt wieder, als man sich nochmals in der Halle niederließ, um die Stunde des allgemeinen Aufbruchs in fröhlicher Ruhe abzuwarten.

Der Zug, der wenig vor Mitternacht die unferne Station passierte, war zur Heimfahrt ausersehen worden.

Und gerade jetzt fehlte Ella.

Auch die anderen Freundinnen merkten ihre Abwesenheit, und eine suchte von der anderen Aufklärung zu erhalten. Zu ihnen hatte Ella doch kein Wort vom Frühernachhausegehen gesprochen.

Aber, so dachte Traud, vielleicht wußte Frau Graßl davon; eigentlich mußte sie es bestimmt wissen, da nicht anzunehmen war, daß sich Ella sang- und klanglos auf die Strümpfe gemacht habe. Warum auch?

Schon stand Traud hinter Frau Graßls Stuhl und beugte sich leicht über die Dame vor.

„Ella ist nicht mehr unter uns. Wissen Sie, bitte, wo sie steckt, oder ist —"

„Ella ist schon vor drei Stunden nach Hause gefahren. Sie entschuldigte sich bei mir, aber ich wisse ja, unter welcher Bedingung sie die Erlaubnis mitzukommen erhalten habe, nicht zu spät nachts heimzukehren. Dann bat sie mich, ihr einen Knecht mit an die Bahn zu geben; die ganze Gesellschaft zu stören, hielt ich selbst für unnotwendig."

Dann war ja alles in Ordnung.

Traud kehrte an ihren Platz zurück und ließ sich von ihrem Professor weiter unterhalten. Vorher hatte sie den Freundinnen noch mitgeteilt, was sie von Frau Graßl über Ella erfahren.

Auch die übrigen Mädchen fanden die Sache ganz in der Ordnung und machten sich weiter keine Gedanken.

Morgen in der Schule konnte man Ella ja einen Hasenfuß schelten, der lieber davonlief, als daß er das Geschrei der Tante über sich ergehen ließ, das so oder so nicht ausblieb. Ein Grund fand sich immer.

Hanna, Luise und Lore waren alle drei dieser Meinung und steckten die Köpfe, die sie auch den ganzen Nachmittag über dicht beieinander gehalten hatten, wieder zusammen.

Sie befanden sich und verlebten das Fest ohne männlichen Schutz.

Weshalb auch nicht?

Sie machten es sich zur dankbaren Aufgabe, Geheimpolizei zu spielen, um auf diese Weise Stoff zu Neckereien und Anzüglichkeiten für den „Wilden Rosenbusch" zu sammeln. Davon konnte man nie genug vorrätig haben.

Hilda und Fritz benahmen sich wie ein richtiges Liebespaar.

Luise war überzeugt, daß sie sich jetzt unterm Tisch an den Händen hielten, denn der etwas in die Länge geratene Primaner saß ziemlich auffällig gebückt auf seinem Platze.

Luise konstatierte dies nur, ohne im geringsten etwas dagegen zu haben.

Digitized by Google

Grete hatte verweinte Augen. Was war denn da geschehen? Grete weinte doch sonst nie. Und ihr Ritter von der traurigen Gestalt? O du mein Gott, der sah aus wie nach jenem unglückseligen Sprung vom Barren!

Da war etwas passiert, was man sogleich herausbekommen mußte.

Hanna winkte Grete zu sich her und flüsterte ihr eine Frage ins Ohr.

Grete wollte nicht. Sie schüttelte heftig den Kopf und ärgerte oder schämte sich.

Doch die Freundin ließ nicht locker.

Da flüsterte Grete die Antwort zurück.

Hanna erfuhr die Dummheit, die Peter Staffel begangen. Im Schwips begangen! So ein Mensch!

Das genügte den Freundinnen, und Grete kehrte an ihren Platz an der Seite Peters zurück. Lieber hätte sie ja woanders gesessen, unter den Freundinnen; aber was wäre dann aus dem Unglücklichen geworden? Es war nicht abzusehen, was der in seiner weinseligen Stimmung noch anstellen konnte.

So bezwang sich Grete und ließ sich neben dem unzurechnungsfähigen Liebhaber nieder. Nun, damit war es von Stund an vorbei. Sie so zu blamieren! Eine andere für sie zu halten, einer anderen das zu sagen, was niemand zu wissen brauchte. Und dabei schrie der Mensch nur so in die stille Nacht hinein! Was mußten nun die Leute von ihr denken? Der Unselige hatte gesprochen, nein, geschrien, als bestünden wie innige Beziehungen zwischen ihr und ihm!

Wenn man ihn dagegen jetzt betrachtete, so war man versucht, ihn nach seinem Befinden zu fragen.

Gekrümmt saß er auf seinem Stuhl, die Arme unterm Tisch, scheinbar an den Leib gepreßt.

Vielleicht verschaffte er sich und seinem Gemüt auf diese Weise Erleichterung. Vielleicht wußte er nur nicht, wohin mit diesen Armen, damit er nicht auch noch mit ihnen ein Unglück anrichte. Wenn er sie dicht bei sich behielt, beugte er dieser Gefahr wohl am sichersten vor?

Sein Verstand und seine Zunge hatten nicht viel getaugt an diesem Nachmittag.

Wenn nur das Fest schon vorüber gewesen wäre und die dürftige Keuschheit seines Stübchens ihn wieder umfangen hätte! Nur ein böser Traum sollte all das gewesen sein!

Aber jetzt richtete gerade die Hausfrau das Wort an ihn.

„Greifen Sie nur noch zu, Herr Staffel! Die Weinflasche steht auch gerade vor Ihnen." Ein aufmunterndes Lächeln begleitete diese Worte.

Peter Staffel fielen beinahe die Arme zu Boden.

Er vermochte nur seine Lippen zu bewegen. Seine Zunge versagte aus allen möglichen Gründen. Aber wie es schien, hatte Frau Graßl ihre Aufmerksamkeit wieder einem anderen von ihren Gästen zugewandt.

Man sollte ihn nur in Ruhe lassen, mehr verlangte er heute nicht vom Leben und der Güte seiner Mitmenschen.

Die freundliche Dame hatte leicht reden.

Zugreifen! Ja, zugreifen! Essen hätte er noch können, wenn ihm der Appetit nicht vergangen wäre. Das war eine Gemeinheit. Aber die Weinflasche! Diese entsetzliche Weinflasche, die all den Jammer über sein schuldloses Haupt gebracht!

Wo stand sie, sagte die Dame? Vor ihm? Mit einem ängstlichen, schnellen Blick prüfte Peter Staffel die Wahrheit dieser Worte. Ja, und schaudernd duckte er sich wieder, ja, da stand sie vor ihm, frisch gefüllt, leuchtete, lockte und, so war es doch, entsandte ein feines Aroma.

„Führe mich nicht in Versuchung," stammelte Peter Staffel in seinem Innern, „nie mehr im Leben, nein, nein, nie wieder!"

Um seine gutherzige Nachbarin, dem Mädchen, dem er solchen Schmerz und Schande zugefügt, kümmerte sich Peter nicht. Er wagte es nicht. Wohl aber empfand er die Güte, die sie ihm dadurch bezeugte, daß sie ihren Platz an seiner Seite beibehalten hatte. Das sollte ihr der ewige Himmel danken. Ihm selbst stockte die Zunge. Das beste war schweigen und bald heimkommen.

Während Peter Staffel also an seinem Tischende litt, sich anklagte, sich kasteite und Vorsätze faßte, bildete er den Gegenstand einer tollen Unterhaltung, die die Mädchen schon beinahe um den Verstand gebracht hatte.

Digitized by Google

Luise ging sogar so weit, Staffel in seiner Haltung nachzuahmen, während sich Lore über den Streich, den er Grete gespielt, noch immer nicht beruhigen konnte. Hanna hatte ihn aber auch, von köstlichem Beiwerk umrankt, in meisterhafter Weise erzählt.

Jetzt stieß sie die Freundinnen an und bedeutete ihnen, zu Traud hinüberzusehen. Dort war etwas im Anzuge; so viel ließ sich für scharfsichtige Augen auf den ersten Blick feststellen.

Traud und ihr Nachbar, der Professor der Chemie, Dr. Helmut Finster, schienen ihrer Umgebung auch mit keiner Miene zu achten. Leider war kein Wort der Unterhaltung zu verstehen, die die beiden führten. Dies war Grund genug, sich in den gewagtesten Vermutungen zu ergehen.

„Nach Tisch sind sie ja auch zusammengesteckt." Abwartende Überlegenheit drückte sich in Lores Zügen aus. „Und hat sie jemand gesehen? Ich nicht. Und da waren sie ganz unter sich. Wovon sie erst da gesprochen haben mögen?"

„Das werden wir ja bald herausbekommen," versicherte Luise lebhaft. „Traud gehört nicht zu jenen, die sich verstellen können oder wollen. Wenn sich da etwas anbandeln soll, wird uns Traud nicht im Finstern herumtappen lassen. Es wird ihr selbst viel daran liegen, daß wir uns keine unnützen Gedanken machen."

Hanna schienen Luises Worte einzuleuchten. Sie ließ ihren Blick wieder auf den beiden dort drüben ruhen. Von ernsten Dingen schienen sie ja zu reden; aber nach anbandeln, wie sich Luise ausgedrückt hatte, sah es doch nicht aus.

Darüber hätte nun niemand Aufschluß zu geben vermocht, auch der nicht, dem kein Wort der Unterhaltung der beiden entgangen wäre.

Denn die drehte sich um ein Thema, über das Traud seit einiger Zeit mit jedermann sprach, weil sie gerne die Meinung der Leute darüber hörte.

Der Professor gehörte wieder einem anderen Kreise an, seine Ansicht mußte ihr doppelt wertvoll sein, da er sich in jenen Berufen auskannte, selbst einen von diesen vertrat, die sie einst selbst näher kennenlernen wollte, um ihnen als Mitarbeiterin zu dienen.

Traud hatte dem Professor bereits von ihren Plänen und Hoffnungen gesprochen.

Die ganze Angelegenheit war schon zu wenig neu und hatte sich schon zu oft bewährt, als daß der Professor irgendwelche Bedenken hätte geltend machen können. Nichts lag ihm ferner. Er verstand nur nicht immer, warum auch die hübschesten Mädchen, denen der einzig richtige Beruf zu den Augen herausſah, der Tradition, auf den Mann zu warten, nicht mehr treu bleiben wollten. Und da hatte er wieder eine solche vor sich.

„Sie lassen sich also durch nichts irre machen?" fragte er.

„Wodurch? Ich erblicke in der Berufsarbeit der Frau eine Notwendigkeit unserer Zeit. Ob wir nun als reiche Erbinnen gelten oder auf den Verdienst angewiesen sind. Das Geld kann uns das Glück, auf das wir nach alter Sitte warten sollen, nicht verbürgen. Bleibt es trotz dem Gelde aus, kann uns der Reichtum dafür nicht entschädigen. Dann haben wir nichts mehr, unsere Zeit auszufüllen, als das, was wir seinerzeit in der Schule gelernt haben, und das, so sagt meine Mutter, sei für das Leben, und um es auszufüllen, wenig genug."

„So spricht überhaupt die Mutter aus Ihnen?"

„In der Hauptsache sicherlich, Herr Professor, aber ich darf wohl behaupten, daß diese Ansichten heute auch die meinen sind, daß ich sie vollkommen verstehe und genau weiß, welche Richtung in meinem Leben gebe, wenn ich sie vertrete und an ihnen festhalte. Übrigens schade, daß meine Mutter nicht hierhergekommen ist; Sie hätten sich gut mit ihr unterhalten."

Der Professor blickte dem jungen Mädchen, das so entschlossen daherredete, lange nachdenklich ins Gesicht.

„Und Sie glauben Ihren Weg zu machen und Befriedigung zu finden?"

„Ja, davon bin ich überzeugt. Warum auch nicht?"

Der Professor blickte Traud noch immer an.

„Warum auch nicht?" wiederholte er nach einer Pause leise.

Digitized by Google

Auch diesen Blick hatte Hanna beobachtet, und nun war sie selbst nahe daran, sich Gedanken zu machen.

14. Kapitel.

Hanna, Luise und Lore hatten sich auf Kosten anderer ausgezeichnet unterhalten, Traud fand Gefallen daran, mit einem gelehrten Manne über den Frauenberuf zu sprechen, von Hilda wollen wir das Beste für die Heiterkeit ihrer jungen Tage hoffen, und Peter Staffel hatte sich ganz und gar nicht bewährt, worüber tief unglücklich zu sein Grete alle Ursache besaß.

Kurz zusammengefaßt, manches hatte sich ereignet, doch nichts, woran die Jugend nicht ihren Anteil oder ihre harmlose Schuld gehabt hätte.

Nur Ella war unterdessen einen ernsten Schritt tiefer ins Leben hinein getreten.

Auch dabei soll der Jugend ihr Anteil gelassen werden. Ob er berechtigt war, konnte erst die Zukunft lehren.

Und auch von Schuld kann die Jugend in diesem Falle nicht freigesprochen werden. Zur Entschuldigung und Erklärung mag sie dereinst auf der Zeugenbank erscheinen.

Harmlos war diese Schuld auf keinen Fall.

In dieser Stunde aber wußte niemand darum. Auch von den zwei Menschen darf dies behauptet werden, die im keuchenden Kampf um das Recht der Jugend ihr ewiges Geschenk, die Hoffnung, vergessen hatten und mit ihr Gott und die Welt, an der sie zu schwer zu tragen meinten.

Dieser Stunde gingen Jahre voraus, die den Keim zur unbedachten Gefühlsherrschaft über die Verantwortlichkeit der eigenen Handlung legten.

Monate gingen ihr voran, in denen aus Kindern Menschen wurden, die, als sie sich selbst begriffen, vor sich selbst erschauderten, in einer unheimlich süßen Ahnung, die an die Winterabende erinnerte, an denen man den altklugen Märchen lauschte.

„Es war einmal ein Prinz, der ritt zur Jagd hinein in den grünen Wald. Da erblickte er ein wunderschönes Mägdlein, das auf einem Steine saß und ein Kränzlein aus blauen Glockenblumen flocht. ‚Willst du mit mir kommen?‘ Mit zärtlichen Blicken umfing der vornehme Jägersmann das liebliche Mädchen. Das nickte und sah dem Prinzen mit großen Augen offen ins Gesicht. Da hob es der Jüngling zu sich aufs Roß. Und fort trug er das Mädchen auf sein Schloß. Und das Waldmägdlein wurde des Prinzen liebes Weib. Aber — —“

Wochen krochen jener Stunde voran und häuften Trotz auf Trotz, Unzufriedenheit auf Unzufriedenheit, unbestimmte Sehnsucht auf unbestimmte Sehnsucht, griffen nach Herz und Verstand, erhitzten das Blut, umflorten den Blick und wichen endlich dem Tag, der mit schwülen Nebeln den Weg einhüllte, der in die Zukunft führt.

Nicht aus noch ein wußte da das verirrte, betörte Gemüt und brach mitten auf dem Wege zusammen und fürchtete sich vor sich selber.

So war Ella Gerhardt bis vor diese Stunde gekommen.

„Sie wollen mir nichts mehr lassen, alles soll ich ihnen zum Opfer bringen, die mich für nichts entschädigen, die mir nicht weiterhelfen, wenn ich keine Stütze mehr habe.“

Seit dem Tage, an dem Walter Meißl Herrn Heidenreich besucht hatte, witterte Ella an allen Ecken und Enden Gefahr für ihr einziges Eigentum, das sie, da sich auch nach ihm schonungslose Hände auszustrecken schienen, nun mit allen Mitteln verteidigen wollte.

Auch fragen sollte sie niemand nach diesem Gute, das sie sich hart genug erhielt; nun aber schien es vollends seinen Besitz zu gelten, und den mußte sie sich sichern um jeden Preis.

Walter war nicht mehr so herzlich lieb zu ihr, seine Gedanken weilten oft woanders, das begriff sie ja, das konnte auch nicht anders sein. Sie gab ihm zu wenig. Auch er hatte zu wenig für die Zeit, in der sie getrennt waren. Er brauchte mehr, sie brauchten alle beide mehr.

Und die Zeit wollte benützt sein. Unheimlich schnell rollte sich ja das Band der Ferien ab.

Schon hatte das neue Schuljahr begonnen, schon rüsteten sich die Weingartenbesitzer am Rhein zur Lese. Sie selbst war eingeladen, sich mit anderen der goldigen Ernte zu freuen.

Ja, sie freute sich auch; aber der Stunde, in der sie die Sicherheit empfangen sollte, ihr Glück nicht zu verlieren.

Digitized by Google

Nach kurzer Überlegung stand ihr Entschluß fest.

Sie wollte Meißl nicht auffordern, sie auf das Fest zu begleiten. Aber erwarten sollte er sie, wenn sie vom Feste kam.

Sie wollte früher als die übrigen Gäste aufbrechen, niemand außer Frau Graßl davon Mitteilung machen, sich zur Bahn begleiten lassen, aber dann nur eine Station nach der Stadt zurückfahren.

Auf jener Station sollte sie Meißl erwarten; was von dem Abend übrig blieb, sollte ihnen beiden gehören.

Niemand konnte so Verdacht schöpfen, niemand vermuten, daß sie woanders hingehe als nach Hause. Man kannte die Strenge ihrer Tante, wußte, daß Ella den Auftrag hatte, nicht zu spät heimzukommen.

Natürlich würde sie dennoch spät nach Hause kommen, aber dann hatte das Fest eben solange gedauert. Die Tante, die mit niemand verkehrte, der Beziehungen zum „Wilden Rosenbusch" besaß, konnte den wahren Sachverhalt nicht leicht erfahren. Und wenn — das Glück der erbeuteten Stunden konnte ihr nicht mehr geraubt werden.

So war der Plan und so die Stimmung, in der Ella ihre Vorkehrungen traf und die Stunde erwartete.

„Du warteſt auf mich auf der Station, und wir sind vier Stunden allein. Wir gehen zu Fuß heim. Wir können langsam gehen, der Weg ist nicht weit, und du sollst mich lieb haben. Ich fühle deine Liebe kaum noch. Hast du mich überhaupt noch lieb?"

„Schon wieder fragst du!"

„Ja, ich frage dich, frage dich nicht ohne Grund. Denn wenn du mich nicht mehr liebst, nicht mehr so liebst wie früher, dann sag' es nur auf der Stelle, sag' es mir gleich, schone mich nicht, und dann brauchst du morgen mich nicht zu erwarten. Ich freue mich auf die Stunden, die ganz uns gehören sollen, aber ich kann mich nur freuen, wenn ich weiß, daß du mich dann auch lieb haben willst, wie früher so lieb. Warum, da ich dich so liebe, soll ich dir nicht sagen, daß ich nur dich allein habe auf der ganzen Welt, um dessentwillen ich leben kann und leben will? Und nur weiterleben kann, wenn ich weiß, daß du mich lieb behältst, immer, und daß ich nicht eines Tages verlassen dastehe und nichts habe, nichts — aber nun muß ich eilen, es ist schon spät. Also morgen abend um acht Uhr. Du warteſt am Ausgang, dann finde ich dich gleich." —

Und Walter Meißl wartete am Ausgang, und sie fanden sich gleich.

Niemand hatte auf der kleinen Station den kurz anhaltenden Zug verlassen, nur Ella.

Und sie nahmen sich an den Händen und gingen in die Nacht hinein.

Überall war am Tag der Wein geerntet worden, und ein süßer, schwerer Duft wogte noch über den Wegen, die an Weingärten hinführten.

So seltsam lau war die Septembernacht, und drüben hinter den Rebenwänden zog der Rhein und rauschte immerzu.

Die beiden jungen Menschen fühlten nur sich, fühlten immer mehr, daß sie sich allein angehörten.

Dunkle Gestalten kamen an ihnen vorüber. Das Licht der Sterne war zu bleich, man konnte niemand erkennen.

So blieben es dunkle Gestalten; auch sie waren für jene nichts anderes.

Dunkle Gestalten traten auch aus den Weingärten heraus und kehrten wieder in sie zurück. Die Wächter des Bacchus waren es, bereit und berechtigt, jeden niederzuschießen, der in diebischer Absicht in die Weingärten einzudringen suchte.

Nun unterbrach eine kleine Wiese die Reihe der Reben, und ein paar Büsche standen hier, zwischen Wiese und Weg.

Die Nacht war noch immer lau, und der Weg war nicht weit.

Eine Stunde lang waren sie rasch gegangen, um Zeit zu gewinnen. Sie hatten kaum ein paar Worte gesprochen, sich immer nur an den Händen gehalten, ihr Zittern und Fragen gefühlt.

Auch die Küsse hatten gefragt, und die Küsse hatten gedrängt. Drum eilten sie, jede Minute war kostbar.

Nun durften sie rasten. Hinter den Büschen, auf einem weiten Lodenkragen, unter den Sternen, die auf so viel Glück unmöglich schon heruntergesehen haben konnten, wie es in dieser Stunde zwei Menschen sich bereiteten.

Digitized by Google

Walter hielt Ella in den Armen.

Er fühlte, wie viel Liebe dieses Mädchen zu geben vermochte, wenn es wieder Liebe war, was ihrem zitternden Anschmiegen entgegenflutete.

„Glaubst du", flüsterte Ella unter zahllosen Küssen, „daß Menschen noch glücklicher sein können?"

„Das glaube ich, und wir wollen es doch auch einmal sein."

Einmal!

Das war wieder das Wort, das den rauhen Klang von Wahrheit und Ungewißheit in sich trug.

Einmal!

„Erst einmal, Walter? — Wenn es nun nie dahin käme? —"

„Dann wäre viel Glück verloren."

„Das soll's aber nicht! Nicht ein Stäubchen soll verloren gehen. Es war ja immer so grau und kalt bisher."

Grau und kalt. Aber diese Stunde nun, die von Liebe so heiß und beim Glitzern der Sterne so träumerisch war, die war wohl gütiger? — — —

---

15. Kapitel.

Joachim Angermann sichtete die Post.

Er tat dies sonst mit der Neugierde des wohlhabenden Beschäftigungslosen, dem schon frühmorgens die Grausbirnen davor aufsteigen, wie er wohl den ganzen Tag herumbringen werde. Und zwar so, daß es nicht zu dumm aussah, wenn er alle fünf Minuten stöhnend bedeuerte, unter der Last der Arbeit zusammenzubrechen.

Die Post allein konnte ihm da behilflich sein, eine derartige Überbürdung glaubwürdig vorzutäuschen.

Daß ihm dies nur bei Uneingeweihten gelang, liegt auf der Hand.

Und trotzdem spielte Joachim Angermann diese Komödie auch seiner Familie vor. Früher; denn in diesen Herbstwochen lagen die Dinge wesentlich anders. Seit mehreren Tagen schon sozusagen im Gänsemarsch kamen die nach allen Weltgegenden verschickten Exemplare der Operette seines Sohnes, des Tondichters Friedrich Ermann, zurück.

Angermann packte das erste Exemplar mit einer gewissen Befriedigung aus. Er ließ sich durch das ablehnende Begleitschreiben nicht verstimmen.

Ein Erfolg war deutlich sichtbar: die Leute begannen sich zu rühren. Das Warten war nachgerade zur Unerträglichkeit geworden, weit mehr für den Vater als für Fritz, aus dem die junge Liebe tatsächlich einen frischeren Menschen gemacht hatte.

Fritz nahm auch von dem zurückgesandten Exemplar sehr wenig Notiz. So wenig, daß sich sein Vater tüchtig darüber ärgerte.

Wofür hatte er denn das Werk vervielfältigen lassen, wozu es an zweimal zwölf Bühnen verschickt und ebenso viele Briefe dazu geschrieben, lange Briefe? Wenn der Bengel, den die Sache doch am meisten anzugehen hatte, nun gar kein Gefühl an den Tag legte!

Nach einiger Überlegung wußte sich Joachim Angermann das Benehmen seines Sohnes zu erklären.

Das Talent war wohl vorhanden, aber das Genie hatte sich noch nicht bis an die Oberfläche durchgerungen, das kam erst mit dem ersten Erfolg. Nun, da brauchte er nicht mehr lange zu warten. Der Erfolg stand ja bereits vor der Türe. Er hielt doch den sprechendsten Beweis dafür in Händen: die Leute rührten sich, da, ein Exemplar war bereits aus den Räumen einer Theaterdirektion wieder zurückgekehrt! Hätte es nur auch sprechen können! Doch an seiner statt sprach ja das Begleitschreiben, in dem das junge Talent durchaus als erkannt hingestellt wurde. Doch gab die Direktion selbst den Rat, das Werk erst auf einer größeren Bühne zur Aufführung bringen zu lassen. Dann eroberte es sich die Welt von selbst. Sie, die kleine Direktion, müsse, der Zukunft des Werkes zuliebe, das Verdienst schon einer größeren Bühne überlassen.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Roman einer schönen Frau / Von Rich. Freyen

10. Fortsetzung.

Verstört berichtete Yvonne, daß noch keine Spur von den beiden Männern zu entdecken sei. Ada zuckte nur kühl die Achseln, doch schmeckte auch ihr das Essen nicht. Yvonne, die wieder fieberte, kam noch spät auf Adas Zimmer. Sie fürchtete sich in ihren leeren Räumen. Ada ließ sie auf dem Diwan sich einnisten und hörte eine Weile das angstvolle Geplapper an. Zuletzt ertrug sie es nicht mehr, und mit dürren Worten sagte sie, was geschehen war.

Yvonne erstarrte. Mit weit offenen Augen blickte sie Ada an, um plötzlich mit einer Flut von Schmähungen sie anzuschreien: „Du bist an allem Schuld mit deinen verrückten Ideen, deiner Frostigkeit und deinem Trotz! Du hast Hektor fortgetrieben und auch René! Ich weiß sehr wohl, daß du auch ihm gegenüber dich lächerlich benommen hast! Und woher kommt das Ganze? Weil du dein lächerliches Ideal noch immer herumschleppst mit dir und dir und anderen die Wirklichkeit verdirbst. Du hättest keinen Mann heiraten sollen, wenn du diese albernen Forderungen an ihn stellst! Zumal einen Mann wie Hektor!"

„Ganz recht!" sagte Ada. „Das ist's, was ich mir vorwerfe: daß ich mich weggeworfen habe an einen Allerweltsgalan!"

Yvonne wickelte sich empor auf ihrem Diwan wie eine schillernde Cobra. „Ich kenne Hektor, er ist eine vornehme Natur!"

„Nur verdorben durch euch Weiber, die ihr euch an seinen Hals werft!" Sie verstummte plötzlich. Der Gedanke kam ihr, daß sie selbst nichts anderes getan hatte.

Yvonne aber keifte weiter, ihre Angst in Bitterkeit gegen Ada entladend. Ada erwiderte nichts mehr. Sie dachte: „Wie billig wäre es, ihr ins Gesicht zu schleudern, daß sie mich in schändlicher Weise betrogen hat. Aber wozu? Sie würde es nicht verstehen und sicher sich nicht schämen!"

Sie schlug vor, den Geschäftsleiter des Hotels kommen zu lassen.

Dieser erschien, machte ein bedenkliches Gesicht, riet jedoch, bis morgen zu warten und vor allem die Sache geheim zu halten. So etwas käme vor; die Herren hätten sich bei einem Ausflug verirrt.

Ada fing das ironische Lächeln auf dem devoten Gesicht des Mannes auf. Dann ging er, nachdem er geraten hatte, morgen früh das Konsulat oder ein Detektivbureau zu benachrichtigen.

Das wurde in der Tat nötig. Ein undurchsichtig aussehender Detektiv erschien und machte die nötigen Notizen. Am Abend bereits kam er wieder und bat die Damen, die beim Diner saßen, in ein besonderes Zimmer. Dort eröffnete er schonend, daß die schlimmsten Möglichkeiten vorlägen, daß nilabwärts zwei nackte Leichen von Europäern gelandet seien, die man am nächsten Morgen identifizieren müsse. Yvonne brach mit hysterischem Schrei zusammen.

Ada aber befragte kühl und sachlich den riesenhaften Mann, der etwas verlegen Antwort stand, wobei seine verhängten Augen und starren Züge sich kaum bewegten. Es war nicht seine Sache, die Launen der fremden Herren zu verstehen, er hatte nur die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten. Aber es war ihm eine bekannte Erscheinung, daß gerade die vornehmsten Herren oft eine unheimliche Vorliebe für den tiefsten, grausigsten Abgrund hatten. So ließ sich auch die Spur dieser beiden verfolgen in jenes düstere, unsaubere, labyrinthische Araberviertel, das die Europäer den Fischmarkt nennen und in dessen schiefwinkligen Gassen und düsteren Häusern das Laster in seiner giftigsten, gefährlichsten Form nistet. Was dort geschehen war, würde niemand enthüllen.

Am nächsten Morgen begleitete Ada den Beamten zur Leichenschau. Bei aller Gefaßtheit wäre sie beinahe zusammengebrochen. Die Leichen waren grausig verstümmelt, Ohren und Nasen abgeschnitten. Aber Ada erkannte sie sofort. Nur die Gesichter waren zu sehen, den übrigen Körper verhüllte barmherziges Linnen.

Im Hotel lag Yvonne in hysterischen Krisen. Bald beschuldigte sie Ada, bald die Männer in sinnlosester Weise. Ada telegraphierte

Digitized by Google

an Yvonnes Bruder, der der französischen Botschaft in Athen attachiert war, und zog sich, nachdem Yvonne durch starke ärztliche Mittel zur Ruhe gebracht war, auf ihr Zimmer zurück.

Nachmittags erschien der französische Konsul. Yvonne empfing ihn im Bette liegend und erzählte ihr Unglück mit solcher Ausführlichkeit, daß der Konsul immer mehr Gefallen an der pikanten Unterhaltung fand. Er versprach am nächsten Tage wiederzukommen. Ada bat ihn, die Beerdigung der Leichen zu veranlassen. Sie selber lehnte es ab, dabei zu erscheinen. Sie ging in noch stolzerer Haltung als gewöhnlich durch das Hotel und schien die Sensation nicht wahrzunehmen, die sie erweckte.

Sobald die erste Nachricht Heinrichs mit seiner Adresse aus Luxor ankam, telegraphierte sie ihm, und mit dem Nachtzug darauf erschien der Freund. Im ersten Augenblick glaubte er überflüssig zu sein, so gefaßt schien Ada. Erst bei genauerem Beobachten merkte er die Pausen, die sie im Gespräch machte und wie ihre Hand zuweilen an die Schläfen fuhr.

Es war inzwischen auch von Yvonnes Bruder Antwort gekommen, die seine baldige Ankunft in Alexandrien verkündete, wohin er bereits auf einem griechischen Handelsschiff in See war. Da Yvonne bis dahin sich ganz dem französischen Konsul, der täglich mehrmals erschien, anvertrauen wollte, so bat Ada Heinrich, er möge die Abfahrt einleiten.

Heinrich besorgte Billette beim Lloyd und brachte Ada, deren Energie wie erschlafft war, nach Alexandrien. Als sie das Schiff betrat, war sie so schwach, daß sie auf Heinrichs Arm sich stützen mußte. An der Treppe brach sie ohnmächtig zusammen. Der Arzt äußerte Bedenken, ob er sie mitnehmen dürfe. Als er jedoch Adas Namen hörte, trat er zurück. Er war durch die Presse unterrichtet.

Am nächsten Tage war Ada wieder auf. Blaß zwar, aber völlig ruhig saß sie an Deck, und ihre Augen hingen müde am endlosen Horizont. Heinrich saß neben ihr.

Plötzlich ergriff sie seine Hand: „Das also hat mir meine vielgepriesene Schönheit eingebracht! Aber vielleicht war es gut so. Ich bin Ihnen eine Beichte schuldig. Ich glaube, ich hätte diese Ehe nicht ertragen, wie ich Ihnen gesagt hatte."

Heinrich lächelte melancholisch: „Wir sind alle schwächer als wir denken!"

Adas Blick hing noch immer am Horizont: „Ich weiß nicht, ist es ein Beweis für unsere Schwäche, daß wir einmal gestrauchelt haben? Wenn wir nur wieder aufstehen!"

Ihr schöner, stolzer Mund war herber denn je. Heinrich erwiderte nichts. Rastlos stampfte das Boot durch immer neue sich aufwälzende Hügel von Perlmuttergrau, dem nordischen Winter entgegen.

Fünfter Teil.

1. Kapitel.

In einem Vorort von München kaufte Ada d'Allonnes eine Villa. Tief unten rauschte die Isar vorbei, große Wälder dunkelten weithin, und an klaren Tagen entschleierten sich die Gipfel der Alpen. Dort lebte Ada mit Frau von Schäwen. Täglich sah man sie ausreiten auf ihrem edlen Halbblut, dessen Schweif und Mähne flatterten, wenn sie in raschem Trabe den hohen Talkamm der Isar entlang oder blind hinein über weite Felder sprengte, wie sie noch immer es liebte. Erschien sie in Gesellschaft, was selten geschah, trug sie Schwarz. „Nicht aus Trauer, nur weil es ein wenig vor Zudringlichkeit schützt!" sagte sie selbst. Denn immer noch war die schöne, stolze Frau, deren große Augen und herben, starken Mund ein schweres Schicksal noch edler und schöner gemacht hatte, der Mittelpunkt lebhaften Aufmerkens, wohin sie kam. Sie aber ging fremd vorüber und schien nichts zu sehen. Zu Frau von Schäwen äußerte sie gelegentlich: „Dasjenige hat ein schmerzliches Schicksal für sich: man verliert den Geschmack für die kleinen Eitelkeiten des Lebens." Sonst sprach sie niemals von der Vergangenheit. Sie kam sich vor wie jener Reiter, der bei Nacht über den zugefrorenen Bodensee geritten ist und erst am Lande schaudernd erkennt, über welchen Abgrund er entkommen.

Ihr einziger Umgang war Professor Heinrich Pfeiffer, der unweit dem ihren ein

Digitized by Google

eigenes Haus gebaut hatte. Er hatte sie gefragt, ob sie Gründe dagegen sähe, worauf Ada mit Betonung erwidert hatte: sie freue sich, einen Freund in der Nähe zu haben. Er hatte darauf begonnen, seine Villa zu bauen, groß und prächtig, in eigentümlich strengem, antikisierendem Stil. Er hatte alle Kunst und allen Glanz daran gesetzt, in der Hoffnung, vielleicht den Vogel in dieses Nest zu locken, der immer noch seine Sehnsucht war. Aber als alles vollendet stand und Ada hindurchschritt durch seine Räume, deren erlesene Farbenpracht sie berauschend umfing, hatte sie wohl bewundert und bestaunt, aber am Schluß waren die Worte gefallen, die schwer in ihm nachklangen: „Sehr schön! Und doch zu gewollt, zu laut! Es fehlt jenes Selbstverständliche, das ich liebe im Leben. Das Verzichten auf jeden Effekt, das sich selber genug ist!" Sensibel wie er war, hatte er verstanden. Hier lag das Problem ihrer Fremdheit, die er einsah und doch nicht zu überbrücken vermochte. Seine eigenen prunkvollen Räume mißfielen ihm seit jenem Tage, und selten nur benutzte er sie.

Auch er lebte fremd der Stadt, und täglich geriet er weiter ab von der Mode des Tages, die drinnen lärmte. Sein Ruhm, um den er einst so heiß erglüht war, schien ihm ein lästiges Schleppgewand, das ihn beim Gehen hinderte. Berühmt geworden als Maler pikanter, dämonischer Frauenschönheit, sollte er immer wieder nur solche malen. Man hielt sein Ringen um eine Kunst der strengen Linien und reinen Farben, um die er sich einsam quälte, für eine sonderbare Verirrung. Da er alle Cafés und Gesellschaften, in denen der Zeitungsruhm gemacht wird, sorglich mied, schalt man ihn einen Sonderling und begann ihn zu übersehen.

Allgemein nahm man an, daß zwischen ihm und der schönen Baronin d'Allonnes mehr bestand als bloße Freundschaft. Üppig schoß der Klatsch ins Kraut um die beiden einsamen Häuser auf den Isarhöhen.

Und doch fiel kein Wort der Liebe zwischen den beiden. Er kam zu ihr als ein lieber Gast, brachte ihr Skizzen und Pläne, hörte zu, wenn sie am Flügel spielte, und ging wieder.

Einmal, es war bald nach der Heimkehr aus Ägypten, hatte er versucht, nach einem Konzert ihre Hand zu küssen am Gitter ihres Gartens; sie jedoch hatte ihm strenge die Hand entzogen. Damals war er bitter geworden: „Nicht einmal das gestatten Sie mir, was Sie jedem gleichgültigen Französlein erlaubten? Und doch bin ich Ihr Freund?"

„Eben darum!" hatte Ada geantwortet. „Wären Sie mir gleichgültig und ich Ihnen, möchte es hingehen. So nicht! Und dann weiß ich genau, daß Sie viel zu stolz und viel zu geschmackvoll sind, um jemals Gefühle der Dankbarkeit in Liebe ausmünzen zu wollen!" Mit gesenktem Kopf war er gegangen. „Sie hat recht," dachte er. Liebe aus Dankbarkeit? Nein! Und doch —"

Ada fand ihn rührend in vieler Hinsicht. Er hatte Tennis erlernt, um mit ihr zu spielen, hatte Reitstunden genommen, um sie begleiten zu können. Aber er machte seltsame Figur auf dem Pferde, und Ada mußte vorsichtig reiten, wenn er sie abholte.

Ganz freilich lassen konnte er nie die Anspielungen. Ada aber überhörte es. So hatte er geglaubt, einen Druck auf sie ausüben zu können durch Hinweis auf das Gerede, das hinter ihnen her war. Ada hatte lächelnd abgewinkt.. „Als Tochter meines Vaters und als Baronin d'Allonnes kann ich mir den Luxus leisten, alle Welt über mich klatschen zu lassen. Man würde klatschen, wenn ich keine Veranlassung gäbe! Mag man sie haben!"

So gingen Tage, Wochen, Jahre hin. Heinrich machte mehrmals den Versuch wegzusiedeln. Er kam bald zurück. Nie wieder hatte er es unternommen, Ada zu malen. Es war wie abergläubige Furcht, was ihn abhielt. Er glaubte, daß dies eines Tages doch geschehen werde, wie er erhoffte, daß sie in sein Haus kommen würde als sein Weib. Dabei war er offen genug gegen sich selbst, um sich zu sagen, daß er nicht tief innerlich litt unter diesem Zustand der Dinge, daß es mehr fast die Eitelkeit war, die ihn schmerzte, als die enttäuschte Liebe. Auch Ada begriff das. Mit Frau von Schäwen sprach sie einmal darüber: „Es sieht aus wie eine tiefe Liebe, ist aber doch nur ein Künstlertraum, der verblassen würde, wenn er Wirklichkeit wäre. Heinrich weiß das selber. Wie oft hat er mir theoretisch auseinandergesetzt, daß ein großer Künstler alle Gefühle nur

Digitized by Google

gebrochen durch das Medium seiner Kunst erlebe. Ich fühle das. Und wenn es eine große Liebe wäre! Als ob das Geliebtwerden das Glück wäre und nicht das Lieben! Auch die unglücklichste Liebe, wenn sie diesen Namen wirklich verdient, ist größer, reiner, glücklicher als gar nichts!"

Frau von Schäwen, deren feiner Kopf schneeweiß geworden war, lächelte: „Irgendein Franzose hat behauptet, es sei mit den starken Leidenschaften wie mit den Gespenstern. Jedermann rede davon, keiner habe sie gesehen!"

Ada hob, wie sie zu tun pflegte, die Brauen über den ernsten Augen: „Doch! Ich glaube daran, weil ich sie selber spüre!"

---

2. Kapitel.

Um diese Zeit verlegte auch Fia Pfeiffer ihren Aufenthalt nach München. Heinrich erläuterte diesen Entschluß Ada gegenüber in seiner spöttischen Weise: „Sonst in der Welt hat der Traum vom neuen Weib Fiasko gemacht. Nur hier in München wird von ein paar Malweibchen und Dichterinnen die Komödie weitergespielt, als hätten sie mit ihren Reden von der sogenannten Freiheit das wahre Glück gefunden. All ihr Geschrei ist nur dazu da, um die Stimme in ihrem Innern tot zu kriegen, die ihnen sagt, daß alles eine Torheit ist."

Daß Fia bei Ada keinen Besuch machte, erklärte Heinrich ebenfalls: „Sie dürfen es dem armen Hascherl nicht übelnehmen. Sie hat sich aus Selbsterhaltungstrieb einen Roman zurecht phantasiert, worin Ihnen die Rolle der bösen Verführerin zugewiesen ist."

Ada meinte: „Es tut mir leid gerade bei Ihrer Schwester, der ich viel Dank schulde."

Heinrich sann nach. „Ich glaube, es gäbe ein Mittel, sie zu versöhnen. Wenn Sie hingingen, als Patientin etwa. Unter den altjüngferlichen Schrullen ist Fia die gute alte Seele."

So kam die Baronin d'Allonnes in das Wartezimmer der Ärztin, die eine ausgedehnte, aber schlecht lohnende Praxis unter hysterischen Konservatoristinnen, bleichsüchtigen Malerinnen und Arbeiterfrauen betrieb.

Als Fia Adas elegante Gestalt unter diesem Publikum gewahrte, wurde sie rot bis unter das stark ergraute Haar hinauf. Verwirrt wollte sie Ada zuerst bitten. Diese jedoch winkte ab, bis die anderen abgetan waren.

Dann kam sie in Fias Sprechzimmer. Fia, noch immer sichtlich verlegen, nahm an ihrem großen Schreibtisch Platz und schrieb mit wichtiger Miene Adas Namen und Personalien in ein dickbauchiges Buch. Ada betrachtete ein wenig belustigt die einstige Freundin. Nase, Kinn und Wangenknochen schienen noch spitzer als ehemals. Der feine, nervöse Mund, den Fia mit dem Bruder gemein hatte, war scharf und bitter geworden.

Dann hörte Fia, mit gekreuzten Armen zurückgelehnt, Ada von harmlosen Schmerzen erzählen. Ada wunderte sich, daß Fia den Vorwand nicht durchschaute, sondern allen Ernstes ein langes Rezept schrieb.

Allmählich kam man ins Plaudern, und sorgfältig alle Klippen vermeidend, gedachte man alter Zeiten. „Vielleicht waren das die schönsten Stunden, als wir bei unseren Buchenwäldern in hohen Juniwiesen lagen und von der Zukunft törichte Dinge sprachen!" sagte Ada.

Fias große Brille musterte die schöne Frau. Fia empfand leise Genugtuung beim Klang dieser schmerzlich bitteren Stimme: „Auch Sie sagen das?" fragte sie erstaunt. „Sie, der das Leben soviel mitgegeben hat?"

Ada lächelte wehmütig. „Es sind nicht Dinge, um die wir beneidet werden, die einen glücklich machen! Es sind auch nicht die ganz schönen Frauen, die am tiefsten geliebt werden!"

Fias Züge strafften sich leis. Sie richtete sich empor. „In meiner Stellung hat man keine Zeit, über solche Dinge nachzudenken! Als Ärztin weiß ich am besten, wie's mit der sogenannten Liebe bestellt ist, wenn man ihr die bunten Flitter vom Leibe reißt. Pfui Teufel! Was wir zu tun haben, ist einzig und allein, das wieder gutzumachen, was die sogenannte Liebe verpfuscht."

„Und Sie finden Befriedigung in diesem Beruf?"

Fia sah beleidigt aus. „Natürlich! Ich kämpfe noch immer für die Befreiung der Frau

Digitized by Google

oder, was dasselbe ist, die Befreiung von der Liebe!"

Adas Augen ruhten groß auf Fia. „Und Sie meinen, es ginge?"

Fia verwirrte sich leicht: „Es muß gehen!" rief sie gewaltsam. „Wer arbeitet, hat keine Zeit, über diese Dummheiten nachzudenken."

Als Ada am Abend Heinrich erzählte, was sie bei Fia erlebt hatte, lächelte dieser jenes spöttische Lächeln, das er immer für die Schwester übrig gehabt hatte. „Armes Mädel," sagte er. „Sie spielt vor sich selber diese Rolle, damit sie ihre verfehlte Existenz sich sich nicht zu gestehen braucht. Sie ist wie die Hunde, die auch nur aus Angst des Nachts die Leute anbellen!"

Nicht lange darauf erschien Fia in Adas Villa zu Besuch. Sie hatte eines jener herausfordernden Kleider angetan, wie sie weibliche Eitelkeit, die auf gewöhnlichem Weg versagt, der Gesellschaft zum Trotz erfunden hat.

Während Ada unhörbar einherging und mit leisen, sicheren Griffen den Tee bereitete, saß Fia am Tisch und redete ununterbrochen, wobei ihre Finger nervös mit dem Löffel klapperten. Sie sprach von sich selber, nur von sich selber. Mitten im Leben stehend, sah sie, wie es vorwärts ging mit der neuen Ethik der Freiheit, unter deren Schutze das neue Weib heranwuchs.

Ada widersprach nicht, hörte nur fein und ruhig zu und entwaffnete so die Bitterkeit der anderen, die noch immer herausklang aus ihren Worten. Ada gab Fia sogar im einzelnen recht; es wäre gewiß traurig, daß die Frau abhinge vom Manne. Und doch meinte sie, hülfe es nichts, sich dagegen zu stemmen.

Fia protestierte, und zum Beweis wies sie auf Ada selber: „Gerade Sie sollten doch nicht so sprechen. Verschmähen nicht Sie selber die Liebe?"

Ada neigte den Kopf. „Nein," sagte sie leise. „Es mag banal sein, was ich sage, aber es ist ehrlich. Ich fühle, daß es ein Glück, etwas, das wirklich den Namen verdient, für mich nur in der Liebe geben könnte."

Fia betrachtete lange die Frau, die im dunkeln Hauskleid in ernster, edler Schönheit vor ihr saß. Ein plötzlicher Impuls durchdrang sie: „Und doch heiraten Sie nicht, obgleich mein Bruder Sie liebt, nur Sie allein?"

„Er ist mein Freund! Aber Liebe, wirkliche Liebe empfinde ich nicht für ihn!"

Fia war gekränkt für den Bruder. „Er ist ein großer Künstler," sagte sie. „Tausend andere wären glücklich, seine Frau zu sein!"

Ada lächelte kühl. „Möglich! Vielleicht ist es das, daß er ein großer Künstler ist, was mich hindert. Er selber hat einmal behauptet, niemals würde ein Künstler seines Genius willen geliebt. Vielleicht wußte er selbst nicht, wie recht er hatte. Ich bin nicht jung und nicht töricht genug, um ihn der Berühmtheit halber zu lieben. Und weil ich Weib, ganz Weib bin, könnte ich nicht den Genius, nur den Menschen lieben. Für Heinrich war ich stets nur ein Mittel für seine Kunst."

Fia suchte einen leisen Unmut, der sie erfüllte, hinwegzuscherzen. „Sie sind unverantwortlich unmodern!"

Ada schüttelte den Kopf. „Ich bin vor allem ehrlich gegen mich. Mit modern und unmodern haben meine tiefsten Gefühle gar nichts zu tun. Was mich hindert, Heinrich zu lieben, sind zum Teil lächerliche Kleinigkeiten, seine Unbeherrschtheit, die genial sein mag, die ich aber auf die Dauer nie ertrüge. Aus solchen Äußerlichkeiten spürt unser Gefühl doch das Tiefere heraus."

Am Abend kam Heinrich atemlos angestürzt. „Ich muß um Entschuldigung bitten für die Taktlosigkeiten, die sich Fia geleistet hat! Ist das Kuppelweib doch herausgekommen unter dem modernen Verputz. Diese emanzipierten Weiber büßen jedes Taktgefühl ein."

Ada beruhigte ihn lächelnd: „Ich habe es nicht als Taktlosigkeit aufgefaßt. Durch Offenheit wird uns die Freundschaft leichter werden, die wir beide wollten!"

---

3. Kapitel.

Wie man am Ufer stehend die Wellen des Meeres heranrauschen und wieder zerfließen sieht, angenehm eingelullt vom ruhigen Gleichmaß, so sah Ada die Tage kommen und gehen. Selten nur schaute sie in die Ferne, ob nicht am Horizont ein Segel auftauche, ein Schiff

Digitized by Google

betrachtet mit einem Glück, grenzenlos, alles umfassend, wie sie's noch immer im tiefsten erhoffte.

Und dann kam's eines Tages, kam, wie das Glück zu kommen pflegt, unerwartet und ganz von selber.

Ein Tag war wie alle. Graue Wolken zogen im Spätherbstwind. Um die Mittagszeit, als Ada eben den Flügel öffnen wollte, klang das Telephon. Heinrichs Stimme meldete sich und fragte, ob jener Baron Rosen, den Ada in Berlin einst im Atelier getroffen, ihr seinen Besuch machen dürfe.

Ada erinnerte sich sofort. Sie erstaunte, wie merkwürdig deutlich ihr jener Balte in Erinnerung war. Ganz klar sah sie ihn, grandseigneurhaft zurückgelehnt in Heinrichs Rohrsessel sitzen. Sie sagte zu. Einem plötzlichen Antrieb folgend, eilte sie treppauf, legte ein einfaches, aber untadelig gearbeitetes schwarzes Kleid an, das ihr besonders stand, und freute sich vor dem Spiegel, wie rein der faltenlose Stoff ihre wundervolle Hüftenlinie wiedergab. „Kindisch! Wie oft hat dieses Vorgefühl auf neue Menschen mich enttäuscht!" schalt sie sich selbst. „Aber wenn auch —"

Unten schlugen die Hunde an. Ada hörte, wie Johann die Herren in den Empfangsraum führte. Dann glitt sie die Treppe hinab. Heinrich war wie gewöhnlich in Kniehosen, der Baron in dunklem Cheviot. Ada erstaunte, wie bekannt ihr seine Stimme klang. Nur seine Augen sah sie nicht, da eine blaue Brille sie verdeckte. Und darüber, dicht über den Brauen, war eine tiefe, weiß verklebte Wunde.

Ada reichte ihm mit dem ihr eigenen Lächeln, das nur von den Augen auszugehen schien, die schlanke Hand, die er verbindlich an die Lippen führte. „Meine Entschuldigungsrede für diesen Überfall darf ich wohl verschieben, bis die gnädige Frau Platz genommen hat," sagte er lächelnd.

Heinrich, der mürrisch die Begrüßung mit angesehen hatte, sagte nur kurz und knurrig: „Grüß Gott!"

Als man sich niedergelassen hatte, berichtete Rosen, daß er bereits einige Wochen in München zur ärztlichen Behandlung wäre. Jetzt erst habe er Heinrich entdeckt und dabei von seiner Nachbarschaft erfahren.

Der Maler lachte spöttisch: „Er trägt die Strafe für seine Kriegslust an der Stirn geschrieben. Ein japanisches Bajonett schreibt eine klare Schrift! Er ist gerade noch mit zwei blauen Augen davongekommen!"

Rosen ging auf Heinrichs Ton ein. „Man versucht, mir die Augen wieder zu kurieren, damit die Revolution in Rußland noch welche findet, um sie mir auszuschlagen!"

Ada sah ihn verwundert an. Sie hörte etwas tieferes, grausam Gefaßtes, einen verhaltenen Schmerz hinter der Selbstironie. „Sie wollen nach Rußland? Jetzt, wo man täglich von Greueltaten liest?"

Rosens Gesicht blieb unbeweglich. Er fuhr in demselben Ton harter Selbstironie fort: „Eigentlich müßte ich der Revolution dankbar sein. Sie hat mich zum Majoratsherrn gemacht. Mein Bruder war eins der ersten Opfer der Revolution. Er weilte zufällig in Petersburg und hat auf dem Newski eine Kugel aufgefangen. Jetzt ist's mein Vorrecht, das Familiengut zu verteidigen."

„Ist auch bei Ihnen der Aufruhr?"

„Noch nicht! Aber man schreibt mir, daß es jeden Tag losgehen kann. Der Zar hat alles Militär nach Petersburg gezogen. Unsere Esten sind zwar gutmütiger als die Letten, die schon Hunderte von deutschen Gutshöfen in Asche gelegt haben. Aber immerhin, rechnen muß man mit dem Aufstand!"

„Dafür läßt man sich auskurieren, um sich von betrunkenem Pöbel mit Dachflegeln totschlagen zu lassen?" spottete Heinrich, der, die Hände in den Hosen vergrabend, auf und ab ging. „Sie sollten sich freuen, aus jenem verfluchten Land draußen zu sein! Ihr Deutschtum dort ist nur ein verlorener Posten, eine Don-Quichotterie."

Rosen lächelte. „Möglich! Aber im Grunde sind vielleicht die Dinge, die die Welt am tiefsten bewegt haben, alle Religionen, alle Ideen Don-Quichotterien gewesen. Es ist unser alter Streit! Es mag eine Dummheit sein, wenn ein Soldat seinen Posten hält, bis er tot ist. Aber es ist selbstverständlich!"

Heinrich lachte höhnisch: „Bei einem Soldaten, irgendeiner Nummer, die nichts zu bedeuten hat, mag das ganz schön sein! Wir aber

Digitized by Google

sollten darin unsere Würde suchen, daß wir selbst denkend unser Schicksal entscheiden."

Ada sah von einem zum anderen: „Ich glaube, ich würde handeln wie Herr von Rosen. Und ich glaube sogar, auch Herr Pfeiffer würde es tun!"

Heinrich protestierte: „Beim Geier, nein! Es wäre eine komplette Narrheit! Natürlich, ihr Frauen fallt immer auf dies alte Ritterlichkeitsideal hinein. Daß es moderne Menschen gibt, die über diesen Dingen stehen, das begreift ihr nie!"

Ein peinliches Schweigen herrschte einen Augenblick. Dann brach es Ada mit einem Scherz und ging dazu über, Rosen nach seinem Münchener Aufenthalt auszufragen. Er erzählte, daß er bei einem entfernten Vetter, einem Grafen Rotting, wohne, der eine Charge am Hofe bekleidete.

Als die Herren sich erhoben, bat Ada, sie möchten einmal den Tee bei ihr nehmen. Rosen verbeugte sich dankbar zustimmend. Heinrich lehnte knurrend ab. Ada wisse, daß er gerade nachmittags seine beste Arbeitszeit habe.

Ada, leicht verstimmt durch seinen Ton, sagte darauf, lächelnd zu dem Baron gewandt, er müsse also mit ihr allein vorlieb nehmen. Man verabredete einen der nächsten Tage.

Hinter den Gardinen versteckt, sah Ada die beiden davongehen. Des Barons Riesengestalt bewegte sich im grauen Ulster langsam, ein wenig sich wiegend, mit dem charakteristischen Gang des Reiteroffiziers. Heinrich schlenderte daneben, die Hände in den Taschen.

Am Abend kam er nochmals zu Ada. Er war aufgeregt, redete von allem möglichen und warf schließlich fast höhnisch herausfordernd Ada die Frage hin, wie ihr der Baron gefallen habe.

Ada sah ihn verwundert an. „Ich glaube, zu dieser Frage gibt selbst alte Freundschaft kaum ein Recht!"

Heinrichs Blick verfinsterte sich noch mehr. „So eine Antwort genügt! Na, ich will bei Ihrem Tee nicht stören!"

Mißmutig empfahl er sich.

---

4. Kapitel.

Mit militärischer Pünktlichkeit fuhr Baron Rosen im Automobil des Grafen Rotting bei Ada vor. In demselben schönen, einfachen Kleid, das sie neulich getragen, empfing ihn Ada. Irgendetwas in ihr wehrte ihr, vor ihm mit Toiletten zu glänzen. Ein Samowar war aufgestellt, was er mit leisem Lächeln als feine Aufmerksamkeit bemerkte.

Dann saßen sie einander gegenüber. Der dunkelrote Glasschirm der elektrischen Lampe goß weiches Licht in den grauen Spätherbsttag und breitete seinen warmen Schein über den Tisch und Adas schöne Hände, die mit ruhiger Anmut den Tee eingossen.

Der Baron betrachtete das chinesische Porzellan der Schalen. Er erkannte den Wert, ohne nach Heinrichs Art gleich ein paar geistreiche Worte darüber zu äußern. Ada erzählte, sie habe es von ihrer Mutter ererbt, deren Familie sich auch in Zeiten größter Bedrängnis davon nicht getrennt habe. „Mehr als ein paar alte, seltene Tassen und ähnliche Dinge hat meine Mutter nicht in die Ehe gebracht," sagte sie scherzend.

Rosen nickte lächelnd: „Heinrich Pfeiffer nennt derartiges Don-Quichotterien! Vielleicht werde ich wegen ein paar alter Tassen mich in Estland totschießen lassen."

Das Gespräch wurde leichter, sprang auf Reisen über, Städte und Länder, die sie beide gesehen hatten. Ihre Neigungen waren verwandt. Sie liebten beide das deutsche Mittelgebirge mit seiner Romantik, die Heinrich lächerlich nannte. Beide liebten Ruinen und süddeutsche Städte an stillen Flüssen, an denen Buchenwälder rauschten. Beide liebten das Mittelmeer und seine kahlen Küsten, an denen eine große Vergangenheit vergraben liegt. Überhaupt das Meer. „Wenn ich auf dem Giebel meines Heimathofes stand, konnte ich es hinter den Kieferwäldern blinken sehen!" sagte er.

Sie verstand. „Ich glaube, ich wäre jeden Tag hinaufgestiegen, um danach Ausschau zu halten," sagte sie. „An meinem Heimathaus war das schönste der Blick auf ferne, blaue Berge, hinter denen irgendwo das große Leben sein mußte."

Digitized by Google

Auch von Büchern sprachen sie. Der Baron las nicht viel; aber es gab Bücher, die er immer bei sich führte, und solche, die er auswendig wußte. „Wie man immer wieder auf ein paar Menschen zurückkommt, immer wieder," sagte er. „Oder wie man dieselbe Musik immer wieder hören kann — Wagner zum Beispiel."

Ada sah ihn an. „Sie lieben Wagner? Heinrich Pfeiffer redet mir von Zeit zu Zeit vor, er sei brutal, äußerlich, unmodern!"

Rosen lachte. „Ich bin ein schlechter Leser für jede Art von Modezeitungen. Ich weiß nur, daß diese Musik mich losreißt, alles um mich umwandelt, Monate, Jahre, gleichsam zusammenballt in wenigen Minuten. Verzeihen Sie, es ist vielleicht dumm, so etwas zu sagen."

Ada verstand. „Ich fühle das auch, dies Emporgerissenwerden, dies Zusammenballen. Vielleicht ist das Leben nur darum schön, weil es hier und da ein paar Stunden hat, wo sich alles zusammenfaßt, wo es ist, als ob alles andere nur Vorbereitung wäre für diese Stunden, die selten, unendlich selten sind."

Rosen nickte: „Das müssen sie sein. Sie würden banal, wenn sie alle Tage kämen!"

„Und das einzige ist, daß wir bereit sind, wenn sie kommen." Ada schwieg plötzlich, als hätte sie sich verirrt in ihren Worten. Stumm blickten beide in den roten Glanz des Lichts.

Endlich machte sich Ada mit gewaltsamem Ruck los. In leichterem Tone sagte sie: „Auch der Reiz des Krieges muß in solchen Dingen liegen, in diesem ungeheuer konzentrierten Leben."

Rosen beugte sich vor. Ein schmerzlicher ist! Ich glaubte es auch, zog damals so in den Krieg. Heute, wo ich den Krieg kenne, denke ich anders!"

„Und doch wollen Sie wieder in den Kampf?"

„Diesmal m u ß es sein!"

Ada nickte: „Ich verstehe Sie. Es muß etwas Großes sein, kämpfen zu können, sterben zu können für etwas, das einem heilig ist. Vielleicht ist nur darum unser Leben so öde, weil wir so wenig haben, was wirklich uns heilig ist, wofür wir zu sterben bereit wären aus freiem Willen."

Rosen beugte sich vor. Ein schmerzlicher Zug umfurchte seinen Mund. Mit t-stender Hand griff er an die Stirn, wo seine Wunde war. Endlich sagte er dumpf: „Sie denken zu hoch von mir! Vielleicht ist mein Einsatz nicht so hoch, wie Sie meinen! Vielleicht ist das, was Ihnen als Größe erscheint, nur der Mut eines Mannes, der nichts zu verlieren hat!"

Adas Auge ruhte groß auf ihm. Sie fühlte, hier rang sich etwas los, das aus dunkelsten Tiefen kam.

Rosen fuhr fort, wobei sich die Stirn in die Hand stützte, so daß sein Gesicht sich Adas Blicken entzog: „Vielleicht werde ich meine Zunge verfluchen, aber ich muß sprechen. Sie sollen nicht falsch von mir denken, S i e nicht! Ich will Ihnen etwas sagen, was keiner ahnt, kein Mensch außer meinem Arzt. Es kann auch noch dauern, aber kommen wird es — ich werde blind werden!"

Ada saß unbeweglich. Ihr Auge wich nicht von dem starken Manne, dem das furchtbare Bekenntnis sich entrungen hatte.

Rosen hatte sich inzwischen gefaßt. Er lehnte sich zurück, seine Schultern strafften sich, und in sachlichem Tone fuhr er fort: „Es liegt so, daß der Sehnerv durch jenen japanischen Bajonettstich getroffen ist. Und zwar ist auch das zweite Auge in Mitleidenschaft gezogen. Wie gesagt, es kann noch Jahre währen, bis alles zu Ende, aber zu Ende geht's!"

Adas Stirn senkte sich leise.

Rosen stand plötzlich auf. Seine Hand fuhr in den Kragen, er tat ein paar Schritte. Dann sagte er hart: „Ich hoffe, daß Sie nicht meinen, ich hätte Ihnen etwas vorjammern wollen. Aber Sie verstehen jetzt, daß nicht viel Heroismus nötig ist, um demnächst in die Luft zu fliegen mit meinem väterlichen Gutshof. Besser vielleicht so, als daß der Letzte des Stammes als blinder Krüppel darin verkommt."

Auch Ada war aufgestanden. Sie trat vor ihn hin mit ausgestreckter Hand und sagte mit jenem Tone, in dem der heiligste Ernst zitterte: „Ich bin Ihnen dankbar, sehr dankbar für Ihr Vertrauen! Es ist das größte, was Sie mir geben konnten!"

Rosen beugte sich nieder zu ihrer Hand. „Sie zürnen mir nicht wegen meiner Trübsalsmelodie?"

Digitized by Google

Ada lächelte: „Es gibt einen Ernst, der froher macht als alle Lustigkeit!"

Rosen sah nach der Uhr: „Ich bemerke, daß ich so wie so Sie zu lange aufgehalten habe. Ich wollte noch ins Hoftheater, zum Siegfried. Wenn wir Hinterwäldler in die Großstadt kommen, sind wir unersättlich."

Ada legte die Hand an die Stirn. „Siegfried!" sagte sie mit einem Ton, wie man einen lang verstorbenen Toten nennt. „Wie lange ist es her, daß ich das nicht gesehen habe! Können Sie begreifen, daß ich, der ich Wagner über alles liebe, doch seit vielen Jahren nichts gesehen habe von ihm, weil sich schwere Erinnerungen daran knüpfen und die Musik mich wehrlos macht dagegen!"

Rosen erwiderte: „Ich verstehe es, und ich verstehe es nicht! Als Soldat weiß ich, daß die beste Waffe gegen einen versteckten Feind der offene Angriff ist!"

Ada lächelte: „Beinahe verlocken Sie mich — —"

Eine tiefe Bewegung bemächtigte sich seiner: „Wenn ich Sie einladen dürfte. Ich bin allein in der Rottingschen Loge. Mein Vetter ist mit dem Prinzregenten in Nürnberg. Wir kommen noch recht zum zweiten Akt."

Ada zögerte noch.

Rosen lockte weiter: „Eben spielen Sie vielleicht die Szene, wo der Wanderer erscheint in der dunklen Schmiede."

Mit plötzlichem Ruck erklärte Ada: „Ich komme!"

Als sie eintraten in ihre Loge, rauschte der Vorhang auf zum zweiten Akt. Altdeutscher Wald dämmerte drunten, darinnen die Drachenhöhle gähnte, vor die der weltdurchwandernde Gott trat. Dann kam Siegfried, sonniges Waldweben umrauschte ihn flimmernd, und der Märchenvogel sang aus den Zweigen.

Ada vergaß alles um sich her. Wie sie das anrührte nach so vielen Jahren, daß sie es gemieden hatte! Sie atmete tiefer. Es war ihr, als verhießen auch ihr des Waldvogels Weisen ein neues Glück. Rosen saß unbeweglich, das Knie in die Rechte gestemmt. Es fiel Ada ein, wie sie schon einmal so gesessen mit einem Manne an ihrer Seite, während drunten die Zaubertöne fluteten. „Wie alles wiederkehrt," dachte sie. Und doch wie anders. Damals war sie jung gewesen, üppigster, springender Hoffnungen voll, und jetzt? Der heute an ihrer Seite saß, war ein geschlagener Mann, und sie selber sah ernst, stumm und ein wenig traurig ins Leben.

Dann wurde Pause. Sie sprachen wenig, nur solche Dinge, die nicht stören und die mehr verdecken als enthüllen, was von Ernsterem in der Tiefe bebt.

Dann kam der dritte Akt. Wotan, der Wanderer, beschwört die allwissende Gottheit heraus aus der dunklen Tiefe und hört ihren dunklen Rat. Über seligen Höhen ging ein Morgen auf, und im ersten Licht fand Siegfried die schlafende Brunhild, die er erweckte durch seinen Kuß. Und dann kam es: „Heil dir, Sonne, heil dir, Licht!", jener Übergang von C-dur nach D-moll, der alles Glück und alle Schauer der Welt zusammenbindet. „Heil dir, prangende Erde!" Wieder wie ehedem war es Ada, als schmölze ihr eigenes Schicksal zusammen mit dem, das unten sich jauchzend entrollte. Ihr war, als hätte auch sie im langen Schlafe gelegen, von einem träumend, der sie erwecken würde. Und sie fühlte in dieser Stunde, er war da, saß an ihrer Seite im Dunkel der Loge, versunken wie sie in der Flut der schwellenden Töne, die über sie kam wie ein Märzföhn und lichte Fernen aufriß voll unendlicher Sonne. Was war ihr sein furchtbares Schicksal in dieser Stunde? Das hatte sein Grauen verloren! Sie fühlte, sie selber würde ihm Auge und Sonne in einem sein. Sie konnte es und würde ihn durchs Leben führen, den blinden Mann. Sie zitterte leise. Alles das Schreckliche war ihr bewußt, so daß sie die Tränen spürte, die ihr heraufstiegen. Dann aber kamen dort unten die Stimmen herauf, die sich gefunden hatten, sich jauchzend umschlangen, die lachten und weinten zu gleicher Zeit: „Leuchtende Liebe, lachender Tod!" —

Schluß folgt.

Digitized by Google

Unterhaltungs-Beiblatt

Um den Frieden

Und wenn die Völker uneins werden,
Dann bläst der Kriegsgott die Fanfare,
Und Not und Elend herrscht auf Erden;
In Nacht versinkt das Sonnenklare,

Um graue Türme fliegen Eulen,
Der Kriegsruf dringt von Land zu Lande,
Zum Himmel steigen Feuersäulen,
Es lösen sich die hehrsten Bande. —

Macht kämpft mit Macht, Reich gegen Reiche,
Der Bruder lernt den Bruder hassen
Und schreitet über dessen Leiche
Mit siegesfrohen Heeresmassen.

Die blüh'nde Halde wird zur Wüste,
Zum Trümmerhaufen Dorf und Städte,
Der Tod befriedigt sein Gelüste,
Wo friedlich sonst der Schnitter mähte. —

Hier herrscht Begeistrung, dort Gestöhne —
„Das ist der Krieg" — doch aus den Zähren
Der Mutter und dem Blut der Söhne
Sproßt uns, nach göttlichem Gewähren,
Des Friedens wunderbare Saat!

F. Wagenknecht.

*

In der Heimat / Von Magda Trott

Die „Pommern" ist gesunken!

Das war eine Nachricht, die die Einwohner des kleinen Dorfes, das direkt an der Küste der Ostsee lag, stark erschütterte. Wie viele Söhne dieser Familien waren auf dem stolzen Schiff und wie wenige würden nun wiederkehren.

Am härtesten traf es den alten Fischer, der drei Söhne zur See fahren hatte, von denen sich zwei auf der „Pommern" befanden. Noch hatte man keine weitere Nachrichten, noch wußte man nicht wer und wieviele gerettet worden seien und so hoffte man in banger Furcht. Ganz besonders Schindler hielt an dem Glauben fest, daß ihm seine Söhne, oder wenigstens doch einer davon, wiederkehren würde.

Ganz deutlich stand der Tag des Abschieds vor seinen Augen. Mit leuchtenden Blicken stand der Albert vor ihm. Wie kleidete den hochgewachsenen jungen Mann die schmucke Matrosenuniform so gut, und mit welchem Stolz war der Vater an seiner Seite durch den kleinen Ort geschritten. Am Bahnhof lagen sie sich noch einmal in den Armen.

„Komm mir wieder, Jung, Gott behüte dich."

„Natürlich komme ich wieder," lachte der Sohn, „aber erst wollen wir mal den Engländer zeigen, was wir können. Dann komm ich zurück. Du weißt es ja, wie es mich immer nach der Heimat zieht. In meinem lieben Pommernlande will ich begraben werden, das ist's, worum ich den Herrgott täglich bitte."

„Komm wieder," die Worte wiederholte der Alte auch dann noch, als der Zug längst davon gedampft war. Er stand noch immer auf dem Bahnsteig, stand und schaute nach jener Richtung hin, aus der das kleine weiße Dampfwölkchen aufstieg.

Der Albert aber war einer der wackersten Burschen von all den Wackeren. Nur einen einzigen Wunsch hatte er, daß doch die Engländer kämen. Wenn die stolze „Pommern" das Meer durchstreifte, dann schauten hunderte von hellen Augen nach Norden, sehnsüchtig warteten sie auf den Tag, daß auch sie sich den ersten Kriegslorbeer erringen dürften.

Immer leidenschaftlicher wurde das Verlangen, den Feind zu stellen und so begann die Jagd. Man suchte den Engländer, man fand ihn und deutsche Kanonen fragten bei ihm an, ob er sich noch immer als Herr der Meere fühle. Ein unvergleichlich schöner Tag! Schiff gegen Schiff, die

Digitized by Google

stolze deutsche Flotte hatte Englands Schiffe aufgespürt, und nun zeigte sich, was deutscher Heldengeist vermochte. Mit welchem Jubel sahen die Blaujacken die stolzen englischen Fahrzeuge versinken. Aber dann kam auch der Augenblick, daß die „Pommern" getroffen wurde. In keinem Auge stand Todesangst, wie hätte das auch sein können. Man wußte ja, daß der letzte Schuß, den die „Pommern" abgegeben hatte, ein Volltreffer gewesen, man hatte seine Pflicht getan und wenn es Gott gefiel, ging man willig in den Tod.

Die Matrosen waren versammelt, schon legte sich das Schiff zur Seite, da tönte nochmals ein begeistertes, vielstimmiges Hurra über die weite Wasserfläche, ein Ruf der auch den Kanonendonner durchdrang und der alle, die ihn hörten, in stolzer Bewunderung erzittern ließen, denn dort sank eine Heldenschar furchtlos ins Grab.

„Vater im Himmel, Du hast es so gewollt, in Deine Hände lege ich mein Geschick. Im Pommernlande wollte ich begraben sein, Du hast es anders beschlossen, Dein Wille geschehe."

Die aufgepeitschten Wellen nahmen Schindler und seine Kameraden in ihren Schoß. — —

Am Strande der Ostsee wanderte der alte Schindler auf und ab. Heute wußte er, daß von den zwei Söhnen, die zur Besatzung der „Pommern" gehörten, keiner wiederkehrte. Die amtlichen Berichte hatten gemeldet, daß die gesamte Besatzung den Tod fürs Vaterland erlitten hatte. Er hatte die Nachricht gelesen, aber keine Träne war ihm über die runzligen Wangen gerollt. Er stand am Strande der rauschenden See, den Blick nach Norden gewendet und dachte der Kinder, die tief auf dem Meeresgrunde ruhten. Wie friedlich rauschte hier das Meer, hier sah man nichts von feindlichen Schiffen, merkte nichts vom Kriege, aber dort drüben, in der Nordsee, der Schwesternsee, da mochte wohl manchesmal der Kanonendonner ertönen. Dort drüben schliefen auch seine Söhne. Die Wellen plätscherten leise gegen den weißen Strand. Auf einen Stein ließ sich der alte Fischer nieder, das Wasser umspülte leicht seine hohen getranten Stiefel, aber so wollte er es gerade.

„Weit draußen, seid ihr zusammen gekommen mit den Wassern der Nordsee", murmelte er vor sich hin. „Ihr bringt mir ja Grüße von meinen Kindern." Und plötzlich packte es ihn wie ein Sturm. Da warf er sich nieder in den feuchten Sand und kühlte das heiße Haupt. „Wenn ich ihn wenigstens in der Heimat hätte, barmherziger Gott, warum hast Du ihn mir nicht gegeben, damit ich sein Grab schmücken kann!"

Die Tage vergingen. Schindler hatte seinen beiden Heldensöhnen im Herzen ein Denkmal errichtet, ein Denkmal, wie es eben nur Elternliebe erbauen kann.

Auf sonnige Sommertage folgten Tage des Sturms. Selbst die sonst so ruhige Ostsee war aufgewühlt bis in die Tiefen und die Wellen schlugen in wildem Brausen gegen das Land und rissen das fort, was Menschenhand ihnen entgegengestellt hatte. Das ging zwei Tage so, dann legte sich das Unwetter. Die Fischer standen am Meeresstrande und schauten hinaus auf das noch immer im dunklen Grau leise grollende Element, schüttelten die Köpfe und gedachten der Netze, die der Sturm wohl weit fortgeführt haben mochte. In derselben Nacht heulte es draußen noch einmal wild und schaurig aber am kommenden Morgen strahlte die Sonne über die weite Wasserfläche, die spiegelglatt sich vor den Blicken der Beschauer ausbreitete.

Heute konnten die Fischer wieder ihrer altgewohnten Beschäftigung nachgehen. Längs der Küste eilten sie einher, brachten die Kähne und das Gerät in Ordnung, fuhren hinaus, um bald hier, bald dort an Land zu gehen. — —

Was lag dort zwischen den Steinen, die halb aus dem Meere herausragten? Ein großer Haufen Seepflanzen, aber dazwischen — — War's ein riesiger Fisch, ein Seehund, der bei dem Sturm den Tod gefunden hatte und hier an Land geschwemmt worden war?

Als man näher hinzusah da war es ein Mensch. Schrecklich war er anzusehen — kein Wunder, denn dieser Matrose mochte eine weite Reise hinter sich haben. Man säuberte die Leiche so gut es ging und brachte sie ins Dorf.

„'S ist einer von der ‚Pommern', tuschelten die Leute, einer der Unseren!"

Wie ein Lauffeuer ging diese Nachricht von Mund zu Mund und alle die, die einen teuren Toten zu beklagen hatten, strömten herbei zu der Stelle, an der man den Matrosen niedergelegt hatte. Als der alte Schindler davon hörte, warf er die Arme in die Luft.

„Es ist mein Sohn, ich fühle es, ich weiß es, laßt mich zu ihm!"

Sie führten ihn hin; mit zitternden Fingern untersuchte er den Leichnam des Toten. Auf der Brust zeigte sich das altbekannte Zeichen, daß sich beide Söhne des Alten eintätowiert hatten.

„Mein Kind!" Ganz langsam ließ er sich an der Leiche des Sohnes nieder und strich ihm über die Hände. „Hab ich dich wieder, hat der Herrgott uns nicht ganz vergessen. Wie oft hast du ihn gebeten in der Heimat begraben zu werden. Nun bist du mir wiedergekehrt! Ich hab dich bei mir!"

Er hob den Kopf und schaute mit frohem Lächeln die Umstehenden an. „Seht ihn euch nur an, den Helden. Gegen die Engländer hat er gekämpft und mit dem stolzen Bewußtsein, ein Sieger zu sein, ist er in den Tod gegangen. Der Herrgott im Himmel hat's gesehen, der hat ihn in seine Arme genommen und der hat ihn mir hierher in die Heimat getragen."

Dann wandte er sich wieder dem Toten zu.

Digitized by Google

„Ich will nicht klagen um dich, mein Kind, tausend andere Väter haben ihre Kinder hergeben müssen, wie ich, das ist unsere Pflicht. Aber daß ich dich hier habe, in der Heimat, das ist so süß, ach so süß!"

Sie weinten alle, die um den alten Schindler standen, aber keiner drängte sich vor, eine tiefe Ergriffenheit und eine heilige Ehrfurcht lag über allen. Ein deutscher Vater trug Leid um seinen deutschen Heldensohn und doch strahlte dieses Antlitz stillen Stolz aus, als er hinter dem Sarge des Kindes einherschritt, den man in Pommerns Erde zum ewigen Schlafe betkete.

Sturmangriff

Es wird keine Trommel gerühret,
Es steigt kein Hauptmann zu Pferd.
Und doch, auch schleichend spüret
Ein jeder des Kampfes Wert.
Keine Fahne hier vor uns flattert,
Ein leiser Pfiff nur: Jetzt!!!
Maschinengewehr umknattert,
Granaten- und minenumhetzt. —

— Da wird es Frühling in Taten,
Viel schöner als Lenz im Traum,
Es füllte der deutschen Soldaten
Siegzwingendes Hurra den Raum!
Wie feurige Ozeane
Ergießen sich unsre Reih'n.
Unsre heilige Siegesfahne
Muß blutiger Himmel sein!

Kriegsfreiwilliger Alfred Hein.

Auf der Wohnungssuche / Von Gutti Alsen

Eine Sehnsucht ist es, die durch die ganze überbürdete, abgehastete, hypernervöse Menschheit geht: Die Ferne! Reisen! Reisen unter allen Umständen, unter den größten Opfern! Dieser Schrei nach der Fremde ist nicht immer nur Snobtum, Prahlsucht oder nachahmende Spießigkeit, sondern liegt — tief begründet durch das gehetzte Dasein des modernen Taten-, Erwerbs- oder Gesellschaftsmenschen — in dem Bedürfnis, dem Alltag zu entrinnen, neue Gesichte, neue Gebilde zu schauen, ungekannte Wege zu wandern, alles, was uns bedrückt, vorwärts peitscht: das ganze Einerlei des Tages, wenn auch nur vorübergehend, abzuschütteln . . .

Ein solches Jagen durch den Werktag, wie durch die Erholungszeit in der Fremde ist es wohl, die den heutigen Menschen um behagliche Seßhaftigkeit und die Würdigung seiner nächsten Umgebung bringt. Und so sind es ihrer in unserer Zeit recht viele, welche in exotischen Ansiedlungen besser Bescheid wissen, als in ihrer engsten Heimat.

Der Abbruch eines Hauses, in dem das Wohnen durch lange Jahre mir lieb und vertraut geworden, und das dadurch bedingte Suchen nach einer neuen Wohnstätte, brachte mich auf ganz unerwartete Weise zu der Erkenntnis, wieviel Sehenswertes an unserm Wohnort von uns übersehen wird, wieviel Eindrückliches ohne Eindruck bleibt . . .

*

Dort, wo der allerletzte Winkel der Stadt sich neugierig über verwildertes Strauchwerk und ineinandergewirrtes Gestrüpp hinausreckt, duckt ein kleines, einstöckiges Häuschen sich altersmüde unter den Giebelschutz seiner höheren Genossen. Sein weißer Anstrich hebt sich wirkungsvoll von den dunkleren Fronten ab. Wenn das mit blanken Beschlägen verzierte Tor sich auftut, schweift der Blick über einen gepflasterten Hofraum in ein kleines, altmodisches Gärtchen hin. Weitausladende Äste eines Kastanienbaumes schirmen eine weißgestrichene Rundbank. Der Garten blüht, blüht und duftet. Träumerische Ruhe! Zwei Stufen geleiten zu den Leuten, welche das Einfamilienhäuschen zur Vermietung angezeigt haben. Eine grauhaarige Dame mit glatten Scheiteln öffnet und führt mich in den Wohnräumen umher, die mit reichem Urväterhausrat ausgestattet sind. Eine alte Standuhr tickt mit singendem Ton. Im Eßzimmer sitzen zwei Altersgenossinnen der Hausherrin vor dickbauchigen, weißen Kaffeetassen, Rosinenkuchen daneben. Be . . . ha . . . gen", tickt die Uhr im Gehäuse, „Ru . . . he . . .", und „Heim", tick, tack, tick . . . Vom Fenster glühen rote Blumen aus buntgemalten Töpfen. Die Zeit steht stille hier . . .

Da, beim nochmaligen Durchschreiten der Räume, fallen mir die ungeheuer vielen Bilder an den Wänden auf. Nicht der Anzahl wegen, sondern, weil alle dasselbe in unzähligen Abweichungen wiederholen. Es sind Darstellungen von grelleuchtenden, menschenwimmelnden Rennplätzen, Einzelpferden und einem Reiter, dann zwei, drei nebeneinander, und wieder andere Variationen desselben Themas auf Ölgemälden, Aquarellen,

Digitized by Google

hauptsächlich aber kolorierten oder eintönigen Photographien. Der Blick der Bewohnerin ist dem meinen gefolgt. Ein Schatten zieht über ihre Züge . . . seufzend wendet sie sich ab . . .

Und ich sehe die Tragödie dieses so unsäglich friedvoll anmutenden Heimes unter Hausrat einer langen, entschwundenen Zeit. Die Mutter, wohl eine einstige Großgrundbesitzerin, die nach dem Tode ihres Mannes in die Stadt übergesiedelt ist. Den einzigen Sohn, dem das reiche Gut zufällt, von den Lockungen des Großstadtlebens angezogen und doch nach Taten, nach Abenteuern dürstend, als Herrenreiter . . . Und die alte Frau, welche die heimatliche, angestammte Scholle um seinetwillen verlassen, in verzweifeltem Weh auf jeden Rennbericht wartend. Jeden Tag, jede Stunde gewärtig, das grausige Ende desjenigen durch die Blätter zu erfahren, den sie dem Leben gegeben, und der die sich neigenden Tage des ihren jetzt zu einem gequälten Zukunftsbangen ohnegleichen macht . . .

*

Im Herzen der Stadt, bei einer nüchternen Gasse voll niederer, alter Baulichkeiten, zweigen sich zwei moderne Großstadtzeilen ab, die mit hohen, neuzeitlichen, darum aber nicht viel stimmungsreicheren Häusern bebaut sind. Einer dieser Straßenläufe zeigte mir Namen und Hausnummer der angekündigten Wohnung. Ein gelbblasser Dämmerschein lag auf den Fenstern, die aus farblosen Steinpfeilern traurig in den Abend hinauslugten. Das öffnende Hausmädchen bat, da die Besichtigungszeit vorüber, um meine Karte, und trug sie auf vergoldetem Teller ins Zimmer. Hohe Möbel und eine Unmenge Teppiche ließen drei Besuchsräume fast prunkhaft erscheinen. Aber vergebens suchte ich nach einem Hinweis auf die Persönlichkeit der jetzigen Inhaber dieser Behausung. Trotz Luxus waren sie in Allerweltsgeschmack ausgestattet und wiesen nichts von der Beseeltheit einer Heimstätte durch ihre Bewohner auf. Ebensogut hätten sie als Reklame für moderne Dekorationskunst oder Tischlerwerkstatt dienen können. Durch ein enges Schlafgemach für das Ehepaar gelangte man in ein kleines, winkliges Zimmerchen, das nach dem Hofe hinaus lag. Die zunehmende Dunkelheit des Abends versank darin wie in einem muffigen Brunnenschacht. In diesem tristen Hinterstübchen standen vier kleine Bettchen, ein fünftes hatte ich im Zimmer der Eltern erspäht. In diesem sonnenabgewandten, knappen Raume wuchsen fünf Kinder heran, fünf Seelen, die in der Jugendzeit ein wenig Strahlen für den sich oft so arg verdüsternden Lebensweg einfangen sollten... Fünf junge, nach Licht und Freude dürstende Seelchen . . . Welch ein beruhigendes Erinnertsein an die Kinderzeit werden sie sich hinausretten auf den weiten, ermüdenden Pfad, der ihrer wartet? . . .

Nachdenklichen Sinnes schritt ich durch die drei Vorderräume zurück. Und nun wußte ich's plötzlich, wer ihre Inhaber waren: sicherlich Leute, die „repräsentierten" . . .

*

An einem windrauschenden Regentage ging es zum Stadtrande hinaus, bis zu einem villenartigen Hause, von dessen Hinterfront breite Landwege nach allen Richtungen in die Weite zogen. Eine lässig gekleidete Frau machte in unfreundlichster Weise die Honneurs der Wohnung, welche „besonderer Umstände halber weiter zu vermieten" ausgeboten worden war. Die Häuslichkeit glich trotz anheimelnder Räumlichkeiten ihrer Herrin. Keines der Zimmer in einem besichtigungswürdigen Zustande: von keinem ging auch nur ein wenig der Ruhe aus, die uns eine Behausung zur wahren Heimstätte zu machen vermag. Einzelne Tapetenstücke hingen abgegriffen von den Wänden. Die Polstermöbel wiesen Risse, und alle glatten Flächen eine Menge Staubansammlung auf. Und nirgends die geringste Zierlichkeit, durch welche das Walten einer Frau sich kundgibt! . . .

Unten an der Haustür stand wartend ein Herr. Er stellte sich als Verwalter des Besitzes vor und bat dringend, von der Verwahrlosung des Haushalts absehen zu wollen, damit endlich des Grundstücks würdigere Einwohner einzögen. Und dann folgte eine Jeremiade über diesen Hereinfall: der Mann, der schon als junger Ingenieur große industrielle Unternehmungen leitete, war in seinen letzten Studentenjahren auf ein „holdes Wirtstöchterlein" hereingefallen, und hatte sie geheiratet. Sie habe sich nie in die veränderten Verhältnisse schicken können, habe dem Mann das Haus zur Hölle, und jeden standesgemäßen Umgang zur Unmöglichkeit gemacht. Je mehr sein Ansehen und seine Arbeitsleistung wuchsen, um so tiefer empfand er seinen Mißgriff, um so schmerzhafter die völlige Beraubtheit gewohnter, kultivierter Lebensweise. Von ihm vernachlässigt, haltlos und verloren, hatte die hübsche, junge Person sich gern von einem neuen Freunde finden lassen. Und der Mann, ob dieses Zufalls überglücklich, habe soeben die Scheidung angestrengt . . .

Noch nach vielen Wochen fand ich, wie einen Notschrei, diese Wohnung „besonderer Umstände halber" im Tagesblatte ausgerufen . . .

*

Spätes Sommernachmittagslicht begoldete das altmodisch gebaute Giebelhaus inmitten des üppig blühenden weiten Gartens. Staunend sah ich an der Front empor. Eine Wohnung in der zweiten Etage war angezeigt gewesen. Und nur ein einziges breites Fenster und ein Balkon sahen über dem ersten Stockwerk auf die lange Flucht voll Gärten, mit ihren dahinter versteckten Landhäuschen, hinaus. Ich umschritt den Bau und entdeckte zu meiner Überraschung, halb unter dem Dachfirst, eine Anzahl ovaler kleiner Fensterchen, über denen sich duftige Mullvorhänge in leisem Luftzug bausch-

Digitized by Google

ten. Neugierig ging ich hinauf. „Die Herrschaft wäre ausgegangen" bedeutete mich das Mädchen. Aber sie könne die Wohnung zeigen. Ich nahm dankend an. Und vor mir tat sich ein Traum auf. Ein Traum voll sehnsüchtiger Stille und trauter Beschaulichkeit, in diesem zauberhaft verschollenem Heim. Mir war, als hätte ich das alles schon einmal erlebt, in ferner, nun nicht mehr bewußter Vergangenheit: dies Wohnzimmer mit den Wänden voll japanischer Stickereien, duftiger Spitzen über Tischen und Truhen, Bildern, Blumen, — das Musikzimmerchen mit den Dachluken als Fenster und der alten Laute an der Wand. Und das winzige Räumchen, welches der Hausherr inne hatte, mit seinen angefangenen Skizzen, Zeichnungen und dem phantastisch angeordneten Hausrat. Und Bücher in seltsamen Hüllen ringsumher, die Farben wunderbar gegeneinander abgestimmt. Und doch das allermeiste aus billigstem Material. Küche und ein kleines Schrankkämmerchen dicht unter dem Dache. Nur das Schlafzimmer von größerem Umfang, und darin in einer dämmrigen Ecke das gelbe Flackern einer Kerze vor einem Heiligenbild. Von überall aber, aus all den Luken, Giebelecken und Dachkämmerchen Ausgucke über Blätterwildnis, Blumen, Himmelsbläue ....

Noch ganz ergriffen durch den intimen Reiz dieser Dachvornehmheit, bemerke ich beim Fortgehen das Schild der Bewohner. Es trägt den Doppelnamen eines bekannten Künstlerehepaares, eines Malers und einer Pianistin, — die beide mit unsagbarer Anstrengung für den Tag arbeiten ...

Wie verkrochene Blumen im Grasgewirr, so hatte ich, — neben neuen Straßenzügen und Winkelgängen von alten Vorstadtgassen, — diese kurzen Episoden, — einen kleinen Spiegel des Lebens, — unter all der Lästigkeit des Wohnungssuchens entdeckt. Und wieder einmal vertiefte sich der Gedanke in mir, daß man, um innere Erlebnisse, nicht in die Ferne zu schweifen braucht. Daß sich dem Nachdenklichen auch im kleinsten Kreise Menschentum und Menschengeschicke aufdrängen, und daß wahrer Adel, der des Geistes und der Seele, sich selbst aus Dachkammern, über alle Fährde des Lebens hinaus, ein herrliches Reich zu schaffen vermag.

✤

Abend

Der blasse Tag geht nun zur Ruh,
Die Nacht deckt Licht und Leben zu.
Nur eines Sternleins Flimmerschein,
Blickt still und trüb zu mir herein.

Wie eine Kerze an dem Schrein,
In den ich leg' mein Glück hinein.
Das schlummert nun . . ., kein Tageslauf,
Weckt es zu neuem Leben auf.

Gg. Ph. Pfeiffer.

✤

Allerlei

Aus dem türkischen Volksleben. Von meinen deutschen Landsleuten dürften wohl nur wenige auf den Gedanken kommen, daß es auch im Leben unserer türkischen Bundesfreunde das gibt, was wir unter dem Sammelnamen „Volksleben" zu verstehen pflegen. Und daß es mit Liebe gepflegt wird, dürfte im Hinblick auf die dem öffentlichen Leben mehr oder weniger abholde Frauenwelt noch verwunderlicher erscheinen.

Mit Ausnahme der mitunter geräuschvollen und ausdauernden Hochzeitsfestlichkeiten, die ein Stück echten türkischen Volkslebens umschließen, äußert es sich nie in lauter Weise. Es ist voll stiller, tiefer Poesie wie die türkische Volksseele, und von hoher, weil unbewußter Philosophie durchdrungen.

Den türkischen Sitten-Gesetzen entsprechend, vereinigt auch das Volksleben nicht wie bei uns Männer und Frauen an denselben Orten oder in denselben Räumen. Beide Geschlechter hüten es getrennt von einander, und doch weben tausend geheimnisvolle Fäden herüber und hinüber. Ganz besonders aber im Sommer an den Freitagen, den Sonntagen der Türken. Dann ziehen bereits beim beginnenden Morgen hoch und niedrig in Scharen mit Kind und Kegel, mit Essen und Trinken aus, um den Tag bis zum Sonnenuntergang im Freien zu verleben

Das einfachere Volk säumt, die Männer hüben, die Frauen drüben, die Böschungen der zu den ländlichen Ausflugsorten oder zum Meere führenden Straßen, um das vorbeiflutende Leben und Treiben zu betrachten und, wenn sich die Gelegenheit bietet, zarte Verbindungen anzuknüpfen. Die wohlhabenden Türken und ihre Familien begeben sich in Droschken, bunt geschmückten Ochsenwagen, zu Pferd oder Maultier nach den süßen Wässern von Asien und Europa, mit Dampfern und Kähnen an die entzückenden Ufer des Bosporus und des Goldenen Hornes, oder auch auf die im Golf von Ismid herrlich gelegenen, bewaldeten Prinzen-Inseln. An allen diesen Orten geht es, so lange die Europäer nicht ihr lautes Wesen hintragen, mit stiller, beschaulicher Heiterkeit her, denn den Türken ist eine zum Humor neigende Natur zu eigen.

Digitized by Google

Als die reizvollsten Ausschnitte des türkischen Volkslebens kann man wohl das Kaffeehaus- und Badeleben bezeichnen. Während der Genuß des ersteren nur den Männern zugebilligt wird, nehmen an letzterem auch die Frauen in der ausgedehntesten Weise teil.

Um sich nun vom Volksleben der türkischen Kaffeehäuser zu überzeugen, darf man nicht die von den Levantinern besuchten Cafés in den von ihnen und den Europäern bewohnten Vierteln Konstantinopels oder anderer großer türkischer Hafen- und Küstenstädte besuchen. Dazu muß man sich in die lediglich von Moslims bevölkerten engen, stillen Gassen und Winkel, in malerische, steinüberwölbte Tornischen und in den Schatten uralter, zipressenüberschatteter Friedhofsmauern begeben. Da kann man das türkische Kaffeehaus noch in seiner ursprünglichen, die Poesie des Volkslebens hütenden Gestalt kennen lernen. Mit derselben, fast feierlich anmutenden Würde und still-heiteren Gelassenheit wie in alten Zeiten sein Vorgänger, bedient der Kaffeetisch seine in durch Nichts in ihrer Ruhe zu erschütternden, ihrem Kawe trinkenden und dazu ihren Nargileh oder Tschibuk rauchenden Gäste. Es kann vorkommen, namentlich um die Stunde des Kefs, daß nicht einer von ihnen redet, so daß man das leise Klirren der Gebetsketten vernimmt, die rhythmisch durch die Finger der schweigenden und träumenden Gaste gleiten. Und wie aus tiefen Träumen heraus erhebt da endlich einer die Stimme und erzählt die uralten Wundermärchen, die Scheherezade, unter den Palmen der Kalifenstadt Bagdad wandelnd, in sagengrauer Zeit mit geheimnisvollen Raunen unter die Zuhörer streute. Oder die herrlichen Heldensagen der Osmanen, umrankt von kriegerischen Janitscharen-Weisen, klingen von den Lippen eines silberbartigen Nodschas und machen die Augen der Lauscher leuchten. Nicht selten gehen auch die Schnaken und Schnurren des türkischen Eulenspiegels Nasreddin von Lippe zu Lippe, ein heiteres Schmunzeln darauf lockend. Aber auch ernste Zeit- und Tagesfragen werden im türkischen Kaffeehaus erörtert. Zwar nicht mit der den Europäern eigenen Beredsamkeit, aber aus den wenigen Sätzen spricht oft mehr Lebensklugheit und Menschenliebe, als aus dicken Bänden, die Europäer reden und schreiben. So manches stille Kaffeehaus des ältesten Stambul und des uralten Ikoniums auf der kleinasiatischen Hochebene taucht jetzt im Weltkrieg in meiner Erinnerung auf. Im Geiste sehe ich die Gäste in möglichst engem Kreise um den schriftgelehrten Nodscha sitzen, der ihnen die neuesten Mitteilungen von den Kriegsschauplätzen vorliest, sehe die dunklen Augen und die ganzen bärtigen Gesichter in leidenschaftlicher Liebe und Begeisterung über die Siege der verbündeten Mittelmächte aufleuchten und höre es von Lippe zu Lippe gehen: „Schükür, Allah!" („Gott sei Dank!").

So wie im Kaffehaus entfaltet sich das Volksleben im Hamam (Bad). Männer und Frauen baden in denselben öffentlichen Bädern, aber an getrennten Tagen. Das Bad spielt eine ganz bedeutende Rolle bei den Türken. Die den Mohammedanern vorgeschriebenen, von ihnen streng eingehaltenen, religiösen Waschungen, erklären schon von vorherein ihre große Vorliebe für das zu jeder Zeit, besonders aber im Sommer sehr ausgedehnte Badeleben. Ist ihnen schon durch ihr ganzes Leben hindurch das Wort „Zeit" lange nicht der die Nerven des Europäers aufpeitschende, sie zerrüttende Begriff, so geht er ihnen während des Badelebens und des unzertrennlich damit verbundenen Kefs fast gänzlich verloren. Sowohl den Männern, als auch den Frauen. Ich muß sagen, daß mich angesichts der im türkischen Frauenbad beobachteten, nahezu unerschütterlichen, heiteren Ruhe manchmal ein Gefühl bitteren Neides überkam. Die auch bei uns vielfach in Anwendung kommenden türkischen Bäder erfordern ja auch, wenn sie recht wirken sollen, das, was der Türke immer hat, dem Europäer aber meist, ob wirklich oder eingebildet, mangelt: Zeit, Zeit und nochmal Zeit! Einen halben Tag, wenn nicht länger, im Bad zu verbringen, macht den Türken, namentlich den Frauen, das größte Vergnügen.

Ich hatte zwei Jahre hindurch Gelegenheit, von meiner Konstantinopeler Wohnung aus die Frauen des tiefer gelegenen Türkenviertels zu beobachten. An zwei bestimmten Tagen der Woche fanden sich ihrer immer eine große Anzahl zusammen, um nach dem Bad zu gehen. Schon in aller Herrgottsfrühe ging es dann in den kleinen Türkenhäuschen ungemein geschäftig zu, ehe die Mutter und Kinder so weit waren, daß sie in ihren, extra für die Badebesuche gehaltenen sauberen Kleidern davonschritten. Die Badetücher waren in die dazu bestimmten, schön verzierten, oder aus bunten Flecken zusammengesetzten Bogdschahs (Viereckige Tücher) eingepackt und wurden von den Müttern getragen, während die Kinder mit dem Mundvorrat nebenhertrotteten. Einige Male habe ich mich angeschlossen, und mich an dem Badeleben der Türkinnen und ihrer Kinder herzlich gefreut. Jede türkische Frau versteht es, im Hamam zur echten, rechten Ruheschlemmerin zu werden. Und dann diese nach dem Bade, während des Kefs im dämmernden Raume mit halblauter, fast raunender Stimme geführten naiven Gespräche und Erzählungen! Daraus habe ich mit wahrer Wonne des türkischen Volkes Seele, die der des deutschen Volkes so sehr ähnelt, belauschen können.

Andere Zeiten werden kommen. Auch die Türkei wird sich ihren Anforderungen nicht verschließen können, aber die Poesie ihres Volkslebens wird nicht aussterben, so lange es noch Osmanen gibt. Und so lange werden Scheherezades alte, süße Märchen und die Schnaken und Schnurren des seligen Nasreddin von Mund zu Munde gehen.

Marmelade. Jeder braucht das Wort in unserer butterarmen Zeit, aber niemanden scheint es zu befremden, daß wir damit eine Anleihe bei der französischen Sprache machen. Die Franzosen bildeten das Wort aus dem portugiesischen marmelada, das aus marmelo, d. h. Quitte, entstanden ist. Marmelade bedeutet demnach eigentlich Quittenmus. Der Ursprung dieses Wortes ist in dem griechischen melimelon zu suchen. Damit benannten die Griechen eine Einkochung aus Quitte und Honig. Da man heute aus Äpfeln oder Pflaumen oder Kirschen verschiedene Einkochungen herstellt, so empfiehlt es sich, Apfel-, Pflaumen-, Kirschmus für die einzelnen Arten zu sagen und mit Obstmus alle Arten zusammenzufassen. So macht man's in Süddeutschland. Jedes dieser Wörter bezeichnet die Frucht kürzer und genauer als das Fremdwort. Es wäre ein spöttischer Witz der Geschichte, wenn sich das Fremdwort unserm heutigen Kampf gegen die Ausländerei zum Trotz in unserer Sprache festsetzte.

Inhalt des Heftes 24. Der wilde Rosenbusch Roman von Alfred Maderno. — Der Roman einer schönen Frau. Von Richard Freyen. — **Beiblatt:** Um den Frieden. Gedicht von F Wagenknecht. — In der Heimat. Von Magda Trott. — Sturmangriff. Gedicht von Alfred Hein. — Auf der Wohnungssuche. Von Gutti Alsen. — Abend. Gedicht von Gg. Ph Pfeiffer. — Allerlei.

Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Nachdruck verboten * Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für die Beiblätter: Dr. Erich Janke, Verlag v. Otto Janke. * Ausgegeben am 17. März 1917. * Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 25

Der wilde Rosenbusch / Roman von Alfred Maderno

7. Fortsetzung.

Joachim Angermann hatte das Schreiben bereits zum dritten Male durchgelesen. Hatte er es auf den ersten Blick für eine höfliche Ablehnung gehalten, so stand sein Inhalt nunmehr in ganz anderer Beleuchtung vor seiner Seele.

Dies eine Ablehnung?

Nie im Leben!

Klar ausgedrücktes Lob enthielten diese Zeilen, einen deutlichen Hinweis auf die große Zukunft des Werkes.

Dieser Theaterdirektor mußte ein edler Mann sein, eine tiefempfindende Künstlernatur! Und der Mann kannte sich doch aus! Der war doch vom Fach, kannte den Geschmack des Publikums, kannte die Forderungen und Ansprüche der Bühnen überhaupt.

Stündlich konnte er nun das Telegramm einer großen Bühne erhalten, deren er ja auch einige — und zum Glück — mit seinen Sendungen beehrt — ach was, ausgezeichnet — hatte, die auf diesem raschesten Wege sich das Recht der Erstaufführung sicherte.

Nunwohl, freilich würde er zurücktelegraphieren, aber erst nach den Bedingungen fragen.

Sooft die Klingel an der Wohnungstüre ertönte, schrak Herr Angermann auf. Dann lauschte er, wenn er beim Mittagessen saß, hielt er den Löffel oder die Gabel auf ihrem profanen Wege auf — nein, es war nichts, n o c h nichts.

„Ich bin nervös", gestand sich Joachim Angermann ein, und damit traf er einmal den Nagel auf den Kopf.

Es klingelte wiederholt an diesen Tagen, doch das erwartete Telegramm kam nicht. Wohl aber brachte der Briefträger sieben weitere Exemplare zurück.

Sieben Exemplare mit sieben Briefen!

Da sollte der Mensch nicht von Überbürdung reden dürfen! Und bei all dem taten Frau und Tochter noch so, als ob sie von gar nichts wüßten!

Endlich waren die Exemplare ausgepackt, endlich die Briefe geöffnet.

Ja, ja, da hatte man's, das waren eben die Herren Direktoren. Gehörten alle ein und demselben Stande an und besaßen die verschiedensten, oft die hirnverbranntesten Ansichten. Von Urteil gar nicht zu reden. Samt und sonders waren sie urteilsunfähig und verstanden keinen Ton von gangbarer Musik.

Trottel, waren sie, jawohl, Erztrottel!

Joachim Angermann vergaß sich so weit, daß er das Wort hinausbrüllte und mit der Faust auf den Schreibtisch schlug, daß die Tinte aus ihrem Behälter spritzte.

Auch zwei gedruckte Ablehnungen fanden sich unter den Briefen. Das war eine Unverschämtheit, die allem die Krone aufsetzte.

Diese Herren Direktoren schienen sich überhaupt nur mit Ablehnungen zu befassen, schienen sie im großen zu betreiben. Gedruckte Formulare!

Vor Gericht geschleift gehörten diese Buben, das Handwerk gehörte ihnen gelegt! Sich so an der Kunst zu vergehen! Künstlern zuzumuten, sich eine solche Art der Behandlung gefallen zu lassen! Gar nichts, nicht eine Note sollte man diesen Leuten schicken! Das durfte er Fritz gar nicht mitteilen. Damit brachte er das Talent und das sich an die Oberfläche em-

Digitized by Google

porringende Genie in ernste Gefahr. Nein, diese beiden gedruckten Wische, man begreife nur diese Barbarei, mußten sofort verschwinden. Ritsch, ratsch, und dann nochmals in acht Teile zerfetzt, so, weg damit!

Die gröbste Wut war verraucht.

Aber da kam die zweite Post, und ein flinker Blick belehrte Joachim Angermann, daß mit den vier weiteren zurückgeschickten Exemplaren das erste Dutzend voll war.

Angermann packte die Pakete nicht mehr aus. Nur die Begleitschreiben öffnete er und stöhnte dabei jedesmal.

Doch öffnen und lesen mußte er sie. Das eine oder andere konnte, nein, mußte doch eine Zusage enthalten, und die Direktion verlangte vielleicht nur ein paar geringfügige Änderungen. Sicher, darauf kam es bestimmt hinaus. Joachim Angermann wußte doch, wie es in der Kunstwelt zuging.

Aber in den Begleitbriefen stand nichts davon.

Diesmal befand sich auch bloß ein gedruckter darunter, Herrn Angermann schüttelte der Zorn jedoch von neuem.

Und im übrigen? Faule Ausreden, salz- und schmalzloses Gequatsche. Und gleich elf solcher Wische an einem Tage!

Die Kerle schienen sich ja geradezu auf einen Tag verabredet zu haben, nur um ihn ganz außer Fassung zu bringen!

Weit gefehlt, meine Herren Direktoren! Joachim Angermann wußte, was er sich und der Kunst schuldig war.

Gewiß, das Genie verlangte danach, seine Wucht zu bezeugen. Es wußte sich aber auch zu beherrschen, wenn es darauf ankam, und Herr Angermann war jetzt soweit.

Er zeigte sich einer vernünftigen Erkenntnis zugänglich, er fühlte ihre Macht und Wohltat, indem er sich zusehends beruhigte.

Es war aber auch eine Erkenntnis, würdig Herrn Angermanns Genie: es konnten doch nicht alle vierundzwanzig Bühnen die Operette erwerben. Damit hatte er doch nie gerechnet und die zwei Dutzend gewählt, nur um bessere Aussichten zu haben.

Noch standen ja zwölf Antworten aus. Die Antworten der besten Direktionen. Daß die am längsten mit ihrer Entscheidung zurückhielten, das waren sie ihrem Ruhme schuldig. Diese Entscheidungen fielen dann aber auch danach aus! Denn nur diese Bühnen besaßen jene fähigen Leute, die auf den ersten Blick erkennen konnten und, wie in diesem Falle, erkennen mußten, wenn es galt zuzugreifen.

Ein paar Wochen verstrichen, dann kamen auch die Antworten der großen Bühnen. Elegant aufgemachte Schreiben lagen in den sorgfältig hergerichteten, mit Wertangabe der Post anvertrauten Paketen.

Kein gedruckter Begleitbrief, höfliche, aber sachliche Ablehnung, keine Aufforderung zur Umarbeitung. Aber die Wertangabe, das war die größte Gemeinheit!

Doch Herr Angermann tobte nicht mehr.

Stumm saß er vor den Trümmerfeld seiner stolzen Hoffnungen. Bisweilen nickte er nur ganz sachte mit dem ergrauten Kopfe. Sogar Wien hatte abgelehnt! Was da nur dahintersteckte? Besaß sein Sohn schon heute mächtige Neider? O die Kunst!

Aber war denn darum alles verspielt und verloren?

Darin zeigte sich ja erst das Genie, daß es neue Wege, sich durchzusetzen, ausfindig machte.

Joachim Angermann wollte indes in der Angelegenheit nichts mehr allein unternehmen, sondern sich über alles mit seinem Sohne beraten. Schließlich handelte es sich doch um dessen Kompositionen, und der junge Mann war alt und verständig genug, um das Seine zum Erfolg beizutragen.

Herr Angermann erhob sich und rief Fritz von seinen Schulaufgaben ab.

Vater und Sohn setzten sich einander gegenüber.

„Die vierundzwanzig Operettenexemplare sind nun alle wieder zurückgekehrt." Hätte Angermannn ein Ei legen müssen, er hätte es müheloser hervorgebracht als diese Worte.

Fritz hielt sich musterhaft.

Wie ihn sein Vater aber aufmerksamer betrachtete, kam es dem so vor, als spiele ein Lächeln um seines Sohnes Lippen.

Schon wollte Angermann erzürnt auffahren. Dann überlegte er, ob dieses Lächeln nicht eher eine, wenn auch unüberlegte Äußerung des Genies sein könne als ein Zeichen von Ignoranz?

Digitized by Google

Darum nur vorsichtig! Man mußte sich nur in die Stimmung des jungen Menschen hineinversetzen. Diese harte Enttäuschung konnte viel Freude gemordet haben, und Herr Angermann wollte sich nicht auch noch einer Genieverletzung schuldig machen.

So sanft er konnte, sprach er zu seinem Sohne: „Du brauchst es dir aber nicht zu Herzen zu nehmen. Fast allen, die heute berühmt sind, Künstlern jeder Art, ist es im Anfang so ergangen. Zunächst ist die ganze Welt wie mit Blindheit geschlagen; hat sich das Genie aber dann selbst zur Anerkennung durchgekämpft, dann reißen sie Augen und Mäuler auf. Sich jedoch durchzuringen, darin beruht die Stärke und Ewigkeitsberechtigung des Genies. Der erste Mißerfolg soll auch dich nur ermutigen. Was ist denn nun deine Meinung, Fritz?"

Fritz hatte sich immer bequemer in seinem Stuhle eingerichtet. Seine Gedanken wanderten in allerlei Gebieten herum. Nun hatte der Vater eine Frage an ihn gestellt. Was war's doch gleich? Aber da hörte er schon wieder seines Vaters Stimme: „Bist du nicht auch meiner Ansicht, Fritz?"

Ach so, wenn es weiter nichts war! Warum sollte er denn nicht Vaters Ansicht sein, wenn der Gewicht darauf legte?

„Gewiß, Papa", antwortete er darum schnell, „ich bin vollkommen deiner Meinung."

„Siehst du, das ist vernünftig. Wir wollen deshalb auch keine Zeit verlieren und unsere Fühler von neuem ausstrecken."

Fritz suchte seine Gedanken jetzt doch zusammenzuhalten.

„In der nämlichen Angelegenheit?" fragte er.

„In welcher denn sonst?" Wovon rede ich denn die ganze Zeit?"

„Gibt's denn noch ein Theater, an das du die Operette schicken kannst?"

„Ich! Ich schicke, so etwas! Ich schicke sie doch nirgends hin. Das machst doch du. Und weil du auch an die Schule zu denken hast, besorge ich es bloß für dich. Das weißt du doch. Dafür könntest du mir auch entsprechend Dank wissen und deine vorlauten Fragen sein lassen." Angermanns Stimme klang plötzlich sehr gereizt. Er dachte gar nicht mehr daran, das aufkeimende Genie schädigen zu können.

„Ich wüßte nicht, Papa", tat Fritz ganz unschuldig.

„Ja, ja, es ist schon gut. Du sollst wissen und bedenken, daß ich dir noch einmal behilflich sein will, und da mußt du dich schon bequemen, mit dem erforderlichen Ernst mit mir über die Sache zu reden."

Fritz gelang es dank seinem Phlegma, seine innere Heiterkeit zu verbergen. Aber sein Vater erschien ihm doch zu kostbar. Auf einmal drehte er den Spieß um und redete nur von ihm, und daß er seinem Vater bloß Mühe mache, sich aber nicht im entferntesten bemühe, sie einigermaßen zu vergelten, wenigstens anzuerkennen. Der Teufel hole die ganze Operette! Ohne Vaters Drängen hätte er sie nie geschrieben und am liebsten schmiß er sie auf der Stelle ins Feuer. Genug, daß er dieses dumme Zeug komponiert hatte; nun sollte er sich gar die Laune mit seiner Unterbringung verderben lassen! Ein Schafskopf war er gewesen, immer die Musik zu machen, die der Vater von ihm verlangte. Da hatte Hilda ganz recht, wenn sie ihn bat: „Mach' kleine Lieder, ernste, schöne Lieder. Sie brauchen ja nicht gedruckt zu werden. Mir sollst du sie vorspielen, und ich will versuchen, sie zu singen." — Ja, das hätte er immer tun sollen und in Zukunft wollte er es auch so machen. Dann hatte er wenigstens seine Ruhe. Es gab genug Leute, die Operetten schrieben. Aber was weiß man denn, wenn man noch keinerlei Erfahrung besitzt?

Fritz hatte die Gegenwart seines Vaters ganz vergessen. Nur seinen Gedanken ging er immer tiefer nach. Bis ihn seines Vaters Stimme aufschreckte.

„Nun, was hast du dir denn so lange überlegt?"

Fritz war in der richtigen Stimmung, unumwunden die Wahrheit zu bekennen.

„Ich habe mir gedacht, daß es wohl das beste sein würde, wenn ich das Operettenschreiben ganz bleiben ließe."

„Ja", Herr Angermann fand nicht gleich die richtigen Worte. Die Antwort seines Sohnes hatte ihn etwas aus dem Konzept gebracht. „Ja, aber das steht doch im Widerspruch zu dem, was du mir vorhin sagtest. Du warst doch meiner Ansicht?"

Digitized by Google

„Das ist doch deine Meinung auch, Papa?" Fritz suchte seinen Vorteil auszunützen.

„Ich? Dieser Meinung? Da hast du mich gänzlich mißverstanden. Wie willst du denn auf eine andere Art bekannt werden? Und das streben wir doch zunächst an."

„Ich pfeife aber aufs Bekanntwerden, wenn das nur Ärger einbringt!"

Joachim Angermann wollte barsch werden, doch schien ihm der Weg der Güte wiederum der richtigere zu sein.

„Du bist also doch mutlos geworden. Meine Sorge hat sich erfüllt. Auf diese Weise wirst du es nie zu was bringen. Wie ich schon sagte, wir haben durchaus keinen Grund, die Flinte ins Korn zu werfen. Ich habe eine neue Idee und erwarte, verlange vielmehr von dir, daß du sie teilst. Ich tue doch alles für dich und will ja dein Bestes; daß du das noch immer nicht einsehen willst! Aber ich will es deiner Enttäuschung zugute halten, denn sonst müßte ich ernstlich böse werden. Die Ignoranz der Direktoren hat auch mich geärgert, aber das soll nun vergessen sein, und wir wollen auf eine neue Karte setzen."

„Und verlieren", ergänzte Fritz in Gedanken. Er schwieg; seinem Vater war doch nicht zu helfen. Also ließ er ihm seine Freude. Die Arbeit nahm er ihm ja ab. Selbst wollte er sich den Teufel nicht mehr um die Sache kümmern. Also, dann sollte der Vater seine neue Idee nur auspacken. Fritz ging sogar so weit, seine Teilhaberschaft wenigstens äußerlich zu kennzeichnen.

„Was wollen wir also tun, Papa? Welchen Entschluß hast du gefaßt?"

Joachim Angermann nickte befriedigt. Nun ließ sich ja wieder mit dem Jungen reden.

„Ich denke daran, deine Operette doch dem hiesigen Stadttheater vorzulegen."

Obwohl ich noch das Gymnasium besuche?"

„Das war der Grund, warum ich es im Sommer unterließ. Jetzt sieht die Sache schon wesentlich anders aus. Weihnachten steht vor der Türe. Bis die Operette geprüft und angenommen ist, und bis alle Vorbereitungen zur Aufführung getroffen werden können, wird es wieder Herbst. Und dann bist du ja nicht mehr auf dem Gymnasium, sondern bereits Schüler des Konservatoriums in Frankfurt."

„Frankfurt, Papa?" fragte Fritz sehr enttäuscht.

„Nur ein Jahr, Fritz, bis du dich daran gewöhnt hast, weiter von zu Hause fern zu sein. Das will auch gelernt sein. Dann kommst du natürlich nach Berlin. Doch darüber reden wir noch zur rechten Zeit. Also, wie du siehst, wäre das Gymnasium kein Hindernis. Aber —"

„Liegt ein anderes vor?"

„Nicht gerade ein Hindernis; ich bin mir nur darüber noch nicht im klaren, wem wir die Operette anvertrauen sollen. Mit Direktionen will ich nichts mehr zu tun haben." Joachim Angermann streckte beide Arme weit von sich und spreizte die Finger. „Also muß ein anderer Weg gefunden werden. Willst du mir suchen helfen?"

„Wie wär's mit dem ersten Kapellmeister? Der dürfte doch am meisten nach dem Direktor zu reden haben?"

„Daran habe ich schon gedacht. Doch ich blicke da weiter, als ich von dir verlangen könnte. Wäre es nicht möglich, daß der Kapellmeister gerade selbst an einer Operette arbeitet? Meinst du, daß er sich dann eines neuen Talentes, das noch dazu in der gleichen Stadt heranwächst, annehmen würde? Er wird es sicherlich nicht tun. Der Neid des Fachkollegen, des Konkurrenten kann unsere Hoffnung von vornherein zunichte machen. Aber weiter! Ich dachte auch an den Oberregisseur. Weiß man jedoch, ob er mit dem Direktor oder mit dem Kapellmeister, oder, was meistens der Fall zu sein pflegt, mit allen beiden nicht in Feindschaft lebt? Siehst du, auch das weiß man nicht. Ja, so ein Ding will von allen Seiten besehen sein. Du kannst Gott danken, daß du einen so vorsichtigen und erfahrenen Vater zur Seite hast."

Fritz mußte wieder seine ganze Beherrschung aufwenden. Dennoch blieb er beim Thema und wagte sich sogar auf ein ziemlich heikles Gebiet.

„Meinst du nicht, Papa", kam es zögernd von des Jungen Lippen, „daß die Leute Geld brauchen könnten?"

Das bezweifle ich keinen Augenblick. Auch darin besitze ich langjährige Erfahrung. Und auch daran habe ich bereits gedacht. Nur hat es auch damit seinen Haken. Geld, meinetwegen. Ich ließe mich darum nicht ansehen.

Digitized by Google

Aber da muß man wieder an die Leute denken, an die guten Freunde besonders. Was willst du machen, wenn es nach ein paar Wochen in der ganzen Stadt heißt: Herr Angermann hat den und den vom Theater geschmiert, um eine Operette seines Sohnes anzubringen? Es kommt nämlich alles unter die Leute, mußt du wissen. Jedes Geheimnis." Herr Angermann schien nicht daran zu denken, daß er der erste sein würde, der ein solches Geheimnis nicht für sich behalten konnte. Vom Geld würde er zwar nichts verlauten lassen; aber daß das Stadttheater eine Operette seines Sohnes angenommen habe, das mußte doch unter die Leute, wozu strengte man sich denn sonst an? Daraus entnahm man dann alles übrige. Doch wie gesagt, Herr Angermann dachte nicht daran und blieb streng beim Thema. „Und was könntest du in einem solchen Falle tun? Schweigen, einfach schweigen müßtest du und damit alles zugeben. So sind die Leute nun einmal, gar nicht wert sind sie, daß man für ihre Unterhaltung sorgt. Aber was will man machen? Also, auf diese Weise geht es auch nicht. So bleibt nur ein Weg, der beste vielleicht, sicher der aussichtsreichste."

„Du weißt ihn? Ja, warum hast du ihn denn nicht zuerst genannt?" Fritz konnte sich eines gelinden Interesses doch nicht länger erwehren, und zudem war seine Frage vollkommen am Platze.

Das sah auch sein Vater ein, ohne den Grund seiner Zurückhaltung zu kennen.

Doch, doch, ein Grund lag schon vor. Er war ihm nur nicht so zum Bewußtsein gekommen und mehr im Gefühl stecken geblieben. Jetzt, wo Herr Angermann seinem jungen Sohne diesen Weg nennen sollte, wußte er recht gut, warum er damit etwas gezögert hatte. Aber auch jetzt noch hieß es, sich so vorsichtig wie möglich auszudrücken.

„Ich will", begann der Vater, jedes Wort auf die Wage seines Taktgefühls legend, „ich will die Operette einer Dame des Theaters anvertrauen. Das hätte ich dir sogleich sagen können, da hast du recht, doch wollte ich die Gelegenheit nicht unbenützt lassen, dich mit intimen Zügen des Künstlerlebens vertraut zu machen. Man kann niemals früh genug auf seiner Hut sein. Aber zur Sache!" Herr Angermann fühlte, daß er sich glänzend gerechtfertigt habe, und fuhr darum viel selbstbewußter fort: „Fräulein Wanda Hühn, die Soubrette, wird sicherlich als Dame im besten Einvernehmen zu den leitenden Faktoren der Bühne stehen und imstande sein, ein gutes Wort einzulegen."

Einen Nachsatz hatte Herr Angermann für sich behalten. Er lautete bekannt: ein junges schönes Weib bringt zuweilen mit einem Blick mehr fertig als ein Mann mit Hand und Zunge. — Doch dies brauchte sein Sohn nicht zu wissen. Es fehlte noch, daß er seinen Vater fragte, woher der das so genau wisse?

Fritz war auch nicht anzumerken, daß er hinter der Fährte seines Vaters her war. Seine Ansicht klang völlig harmlos.

„Wenn du meinst, Papa, können wir es ja auf diese Weise versuchen."

„Nicht wahr, der Gedanke ist gar nicht so übel? Natürlich würden wir auch bei Fräulein Hühn durchblicken lassen, daß wir nur eine Ehre oder dergleichen darin erblicken müßten, uns für ihre Bemühung erkenntlich zeigen zu dürfen. Aber Damen gegenüber braucht man lange nicht so deutliche Worte zu machen; sie besitzen ein viel feineres Gefühl und verstehen die zarteste Andeutung."

„Nun, das muß ich schon dir überlassen, Papa. Ich besitze in dieser Sache keinerlei Erfahrung."

„Gewiß, gewiß soll dies meine Sorge sein, wie ich ja auch alles andere in die Hand nehmen will. Du hast doch nicht Zeit zu allem."

Damit war die Unterredung zu Ende.

Joachim Angermann schrieb unverzüglich an die Soubrette, teilte ihr in geschmeidigen Worten mit, um was es sich handle, und versicherte sie seines vollsten Vertrauens.

Die Sängerin antwortete ziemlich umgehend und sprach den Wunsch und ihre Freude darüber aus, die fragliche Operette aus den Händen des jungen Künstlers selbst in Empfang zu nehmen.

Das paßte ja nicht ganz in Herrn Angermanns Pläne. Der Junge besuchte doch noch die Schule, die von einem derartigen Unternehmen kaum eine besonders günstige Auffassung besitzen durfte.

Aber andererseits war die Liebenswürdigkeit der Dame in keiner Form zu umgehen,

Digitized by Google

ohne dem Zweck zu schaden, und schließlich, was war denn an der Sache weiter daran. Fritz ging eben mit seiner Operette zu dem Fräulein hin, gab sie ihr und ging wieder nach Hause. Davon brauchte niemand etwas zu wissen.

Fritz mußte seinem Vater unbedingtes Stillschweigen versprechen, wozu sich der Junge ohne weiteres bereit erklärte.

Der hatte nämlich eines im ersten Augenblick durchschaut: Hilda machte es sicherlich keine Freude, ihn auf dem Wege zu einer Soubrette zu wissen.

Lag der Zweck und seine Harmlosigkeit auch auf der Hand, so war mit Mädchen doch nicht zu spaßen. Die witterten überall und sofort Untreue.

So hatten Vater und Sohn ein Geheimnis miteinander.

Fritz machte sich auf den Weg.

Mit Ungeduld sah der Vater seiner Heimkehr entgegen. Endlich kam der Junge, ziemlich aufgeräumt und in bester Laune.

„Nun, wie war's?"

„Es hat Likör gegeben, denk nur, Papa!"

Joachim Angermann unterdrückte eine Äußerung des Unwillens. „Nun, und weiter?"

„Es war recht nett, Papa. Das Fräulein war sehr liebenswürdig, nahm die Noten, blätterte darin, versuchte auch einige Takte auf dem Klavier und sang oder vielmehr summte dazu. Dann forderte sie mich auf, sie bald wieder zu besuchen und zu hören, wie weit die Sache gediehen sei."

„So, aber das könnte sie uns schließlich auch schreiben. Immerhin ist ihre Aufforderung sehr liebenswürdig." Angermann durfte sich seine leichte Verstimmung nicht anmerken lassen, um Fritz nicht argwöhnisch zu machen. Er hielt es für das beste, kein Wort mehr über die Sache zu verlieren.

Auch Fritz machte sich keinerlei Gedanken. Er wußte nur, daß es bei Fräulein Wanda Hühn recht hübsch gewesen war.

„Siehst du", sprach Joachim Angermann nach etlichen Wochen zu seinem Sohne, „das Fräulein scheint es nicht übel genommen zu haben, daß du es nicht wieder besucht hast. Sie ist ja auch keine dumme Person."

Fritz nickte nur.

---

16. Kapitel.

Weihnachten war schon lange vorüber, als Herr Heidenreich, wie dies mehrmals in der Woche zu geschehen pflegte, eines Nachmittags wieder in die Villa Negra hinüberging, um mit der Justizrätin und Hanna ein Dämmerstündlein zu verplaudern.

Hanna erkannte den alten Herrn an dem kurzen, sanften Druck der Klingel und öffnete, wenn ihr das Mädchen nicht zuvorkam, dann gewöhnlich selbst die Türe.

So auch diesmal wieder.

„Guten Abend, Onkel Fidibus, Mama ist zwar noch nicht aus der Stadt zurück, aber es wird nicht mehr lange dauern, bis sie kommt. Wir werden uns unterdessen schon nicht langweilen oder totschlagen, gelt?"

Herr Heidenreich hatte im Wohnzimmer seinen bestimmten Platz, den er immer einnahm, Winter oder Sommer, jedes Mal, wenn er in diesem Raume weilte.

Das war ein geschützter Fensterplatz, von dem aus man beide Gärten der Nachbarvillen zum größten Teile überblicken konnte.

Und auf was hätte der alte Mann im Winter oder an grauen Regentagen lieber hinausgeschaut, wenn nicht hinüber in seinen Garten, den er Stück für Stück mit Liebe angelegt, ausgenommen den mächtigen Kastanienbaum, der schon früher, und niemand wußte, seit welcher Zeit, auf diesem Grundstücke gestanden, wenn nicht in den Garten seines Nachbars, wo er so oft seines Alters vergessen durfte?

Onkel Fidibus setzte sich auch heute wieder sogleich an seinen Platz.

Von draußen war nicht mehr viel zu sehen. Der lange Winterabend war hereingebrochen. Aber noch rang die Helle des frischgefallenen Schnees mit der ungestüm vordringenden Dunkelheit. Ein paar Minuten nur währte der ungleiche Kampf; dann lag das Licht bezwungen, und man vermochte die Dinge draußen nicht mehr zu unterscheiden.

Herrn Heidenreich aber schien es in diesen Tagen mehrmals, als könne er auch im Leben seit einiger Zeit nicht mehr alles deutlich unterscheiden.

Digitized by Google

Seltsamerweise gerade dort, wo das Licht niemals ausging, bei der Jugend, bei seinen Freundinnen.

Er bedauerte es darum nur aus angeborner Höflichkeit, Frau Negra nicht daheim anzutreffen. Die Gelegenheit, mit Hanna eine Weile unter vier Augen reden zu können, ergab sich auf diese Art von selbst.

In einem anderen Falle hätte er zwar Hannas Mutter gebeten, ihm das Mädchen für ein paar Worte allein zu überlassen, und Frau Negra wäre bedenkenlos aus dem Zimmer gegangen. Kannte sie Herrn Heidenreich auch nicht so lange wie ihren Mann, so kannte sie ihn doch gut genug, um ihm blindes Vertrauen schenken zu dürfen und nicht selten seinen Rat einzuholen.

Immerhin war es Herrn Heidenreich lieber, Hanna zufällig allein anzutreffen, als sie mit der Bitte um ein Gespräch zu zweien stutzig zu machen.

Hanna ließ sich darum sehr natürlich dem Onkel gegenüber auf einem niedern Polsterschemel nieder und fragte in aller Seelenruhe: „Nun, was gibt's denn Neues, Onkel Fidibus?"

„Ich weiß nicht viel; aber du kannst mir dafür um so mehr erzählen."

„Da hättest du deine Erwartungen besser in deinem Bau gelassen. Ich vermag sie nicht zu befriedigen. Ich weiß nämlich gar nichts. —"

„Das wäre mir aber unlieb, Hanna."

„Wieso denn?" fragte Hanna erstaunt. Weniger über die Worte als über den ernsten Ton, in dem Herr Heidenreich sie gesprochen hatte. Er hatte das Mädchen eigentümlich berührt.

„Wieso? Weil ich mich gerne auskennen möchte. Entweder habt ihr Geheimnisse vor mir —"

„Wer?"

„Ihr, deine Freundinnen und du. Entweder habt ihr also Geheimnisse, die mich nichts angehen —"

„Oder?"

„Oder ihr lauft wie die jungen Katzen herum."

„Blind, meinst du? Nun, die können zu der Zeit noch gar nicht laufen."

„Danke für den Unterricht in der Naturgeschichte; aber wir wollen lieber nicht scherzen, Hanna."

„Es sollte auch kein Scherz sein, Onkel. Aber jetzt sag' einmal und zeig', was du in deinen Karten hast. Ich verstehe keinen Ton davon, was du meinst, und kenne mich nicht aus."

„Ich habe nichts anderes als Sorgen, mein Kind. Was indes mit Ella vor allem los ist, möchte ich gerne wissen."

„So, das meinst du? Aber was soll denn mit Ella auf einmal los sein? Verliebt ist sie, das wissen wir doch alle schon lange genug, und zu Hause hat sie wohl auch noch immer den alten Jammer. Ich gebe zu, sie ist seit einigen Wochen reizbar und geht manchmal, weiß Gott wo, mit ihren Gedanken spazieren, auch in der Schule fiel uns das auf, aber sonst wüßte ich wirklich nicht, was mit ihr los sein könne. Sie wird mit jedem Tag älter, ihre Tante mit jedem Tag unleidlicher, daß sie da vielleicht Gedanken beschäftigen, wie sie wohl von all dem unerträglichen Zwang loskommen könne, das ist auch gut möglich. Darüber spricht sie ja mit uns nicht. Damit will sie uns verschonen, wie sie sagt. Helfen können wir ihr ja doch nicht. Und damit mag sie wohl recht haben. Uns fehlt sicherlich nichts, wenn uns Ella mit ihrer häuslichen Misere ungeschoren läßt. Aber was meinst du denn, Onkel, was mit Ella vorgehen soll?"

„Nachdem du mir all das gesagt hast, muß ich wohl gestehen, Gespenster gesehen zu haben. Du glaubst, daß Ellas durchaus unjugendliches Benehmen, das mir eben auch aufgefallen ist und das ich anders nicht bezeichnen kann, keine anderen Gründe hat, als die uns bekannt sind?"

„Welche Gründe sonst? Ich verstehe dich gar nicht."

„Nun, dann will ich mich ja wieder beruhigen; aber das eine mußt du mir für dich und deine Freundinnen versprechen!"

„Ja?"

„Gebt euch viel, recht viel mit Ella ab. —"

„Ach, weißt du, Onkel, sie zu besuchen, ist kein Volksfest. Dieses Haus wird immer muffiger. Da ist nicht nur Ellas Mutter darin gestorben. Ich könnte es nicht einen Tag lang dort aushalten."

Digitized by Google

„Weil du nicht darin aufgewachsen bist. Aber glaubt mir nur, ihr tut Ella wohl und helft ihr gewiß von schweren Gedanken fort, wenn ihr sie für möglichst viel zu interessieren sucht, was sie auch noch in den Stunden des Alleinseins zu beschäftigen vermag."

Das ist leichter beabsichtigt als getan. Dazu müßte Ella vor allem Bewegungsfreiheit und nicht über jeden ihrer Schritte Rechenschaft abzulegen haben. In den Ferien, erzählte sie einmal, hatte sie es besser als jetzt. Da mußte sie morgens auf den Markt gehen. Das war schon viel für sie. Ich glaub's, weil sie da Meißl getroffen haben wird."

„Ja, den Studenten, wenn ich den nur wieder einmal für ein paar Worte zu Gesicht bekäme!"

„Schwer möglich, der sitzt jetzt in Bonn und kommt vor Ostern nicht hierher."

„Ich weiß es wohl. Aber wie gesagt, laßt euch die Mühe nicht verdrießen. Da du gerade von den Ferien sprachst, ich hatte damals mit Traud eine ähnliche Unterredung, wie heute mit dir. Aber viel gefruchtet scheint die Sache nicht zu haben."

„Darüber kannst du dich heute doch nicht mehr wundern, Onkel. Damals, ja, das war eben damals. Da hat es für Traud noch nichts anderes gegeben als Mutter, Lernen und Rosenbusch. Aber jetzt ist auch das Herz-As hinzugekommen. Nun kann sie die vier Familien aufbauen; es gibt eine Lebenspatience."

„Kobold! Aber meinst du im Ernst —"

„Im Ernst, Onkel. Anfangs habe ich auch nichts davon wissen wollen; doch jetzt — na, du kannst dich auf meinen Scharfblick in diesen Dingen verlassen. Selbst, wie du weißt, befasse ich mich nicht damit, aber und gerade bei Traud, da bin ich meiner Sache schon sicher."

„Gerade bei Traud, sagst du?"

„Ja. Anfangs zierte sie sich wohl, wie das eben im Anfang so ist, Doch immer dieselbe Sache. Aber schon seit Weihnachten wird sie gar nicht mehr so rot, wenn wir sie nach dem Professor fragen. Du kennst ihn nicht, Onkel?"

„Nein, ich habe ihn nie gesehen. Ich weiß nicht mehr von ihm, als ich bei euch hörte. Wie alt ist er denn eigentlich?"

„Zweiunddreißig schon. Ganze fünfzehn Jahre älter als Traud. Denk nur!"

„Das hätte nichts zu sagen; wenn sein Aussehen und sein Gemüt seinen Jahren entsprechen, dann ist er noch recht jung, durchaus nicht zu alt für Traud."

„So genau kenne ich ihn nicht. Wie oft sah ich ihn denn auch? Und gesprochen habe ich nur ein einziges Mal mit ihm, damals bei der Weinlese, und da nur ein paar nichtssagende Worte. Aber das habe ich wohl bemerkt, er sieht weder alt noch übel aus. Ein bissel pedantisch und philiströs wird er ja schon sein, das macht, weil er gescheit ist. Sonst wäre er mit zweiunddreißig Jahren auch noch nicht Professor."

„Chemiker ist er, wenn ich es behalten habe?"

„Ganz richtig."

„Und ein Verwandter von Frau Graßl?"

„Ja, so eine Art Vetter, dreimal um die Rennbahn herum. Frau Graßl hat die Sache natürlich bald bemerkt. Vielleicht hat auch der Professor mit ihr gesprochen? Jedenfalls gibt sie seit Herbst Gesellschaften, zu denen beide, Traud und der Professor, eingeladen werden. Er machte übrigens auch bei Frau Förster Besuch. Und da soll sich einer nichts zusammenreimen können? Wir müssen nun jeden Tag erwarten, daß sie den Schnabel aufmachen wird."

„Und Traud, meinst du, wird ja sagen?"

„Na, Onkel, ich will den Leuten ja nicht das Futter aus den Kleidern trennen, aber wenn Traud nicht schon ja gesagt haben sollte, dann liegt die Schuld nur an ihm."

„Aber ihren Kurs besucht Traud wie bisher?"

„Wie bisher; doch braucht dies noch lange keine Schlüsse zuzulassen."

Herr Heidenreich sah in die Dunkelheit hinaus; es schien aber, als blicke er in freie, lichte Gegenden. Weite sommerverbrannte Wiesen waren es, die den Herbst erwarteten. Und ein einsamer Baum stand dunkel vor dem abendlichen Horizont.

Der alte Mann nickte und nickte.

„So langsam soll ich euch wohl alle verlieren?" sprach er wie zu sich selbst.

Digitized by Google

„Mich verlierst du nicht, Onkel." Hanna griff nach seiner Hand. „Und Grete und Luise werden uns zunächst auch treu bleiben. Hilda ist überhaupt noch ein Kind."

„Und Lore?"

„Ach Lore, die wird doch sicherlich einmal heiraten. Viel Geld haben sie zwar nicht, doch ist sie hübsch, und ihr Papa scheint es noch zu etwas bringen zu können. Und Protektion ist schließlich auch eine Art Mitgift."

„Woher du doch all deine Weisheit beziehst?" verwunderte sich Herr Heidenreich.

„Ich könnte schon noch mehr vertragen; aber das, was fehlt, kommt wohl noch. Damit du jedoch über alle Vorgänge im „Wilden Rosenbusch", die bei unseren Versammlungen nicht in der Weise zur Sprache kommen können, unterrichtet bist, so mußt du dir noch notieren, daß es sich bei Grete ausgestaffelt hat."

„Du meinst?" Herr Heidenreich verstand nicht gleich. Jetzt hatte er's aber. „Ach so; nun, das war von Anfang an meine Meinung."

Seit sich Staffel bei der Weinlese so dämlich aufgeführt hat, du weißt ja, ich hab's dir doch erzählt, seitdem ist ein Riß in die Freundschaft gekommen. Zu Weihnachten war Staffel wieder da. Er hat sich aber nicht blicken lassen. Unfein eigentlich. Und geschrieben hat er auch kein einziges Mal. Grete hat sich aber schon wieder getröstet. Das sind eben Episoden in unserem Leben. Sie kommen und gehen wie Hüte oder Kleider, die von den Jahreszeiten abhängig sind."

„Wenn keine Spuren zurückbleiben, hat das, was du Episode nennst, auch nichts geschadet. Es ist nur nicht immer so. Hast du mir sonst noch etwas zu erzählen? Von Luise oder Hilda?"

„Nicht viel, nur um das Bild abzurunden. Bei Angermanns scheint nicht alles zu stimmen. Aus Luise ist nichts herauszubringen, Hilda aber merkt man an, daß ihr die Sache nicht ganz gleichgiltig ist. Also muß etwas mit Fritz los sein. Natürlich ist auch aus ihr kein Wort herauszubringen."

„Mit Fritz, meinst du?"

„Da laß ich mich köpfen! Das heißt, sein Vater wird wieder irgendeine Dummheit in Szene gesetzt haben. Diese unsinnige Komponiererei! Der Bengel soll seine Schulaufgaben machen, damit hätte er genug zu tun."

„Du kannst dir auch nicht denken, was es gegeben haben könne?"

„Nein, doch handelt es sich sicherlich um die heilige Musika. Das Wunderkind will wohl wieder einmal nicht, oder was weiß ich. Jedenfalls scheint man die Sache nicht laut werden lassen zu wollen."

„Und die beiden Mädchen? Ist eine Spannung zwischen ihnen bemerkbar?"

„Mir ist noch nichts Derartiges aufgefallen; die ganze Sache ist mir noch nicht recht klar."

Da betrat Frau Negra das Zimmer und nach ihr das Mädchen, das die Lampe anfteckte.

„Vertrauliche Ausschußsitzung des ‚Wilden Rosenbusches', gelt?" Frau Negra reichte Herrn Heidenreich freundschaftlich die Hand.

„Es gibt auch bei jungen Mädchen nichts, was nicht seine Wichtigkeit besäße, gnädige Frau." Onkel Fidibus zog lächelnd die Achseln hoch.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Roman einer schönen Frau / Von Rich. Freyen

Schluß.

Bis der Menschenstrom sich verlor, blieben sie schweigend in der Loge. Als sie hinaustraten in die offene Säulenhalle und der nächtige, lichtglitzernde Theaterplatz vor ihnen sich öffnete, ging feiner Regen nieder. Wieder kam Ada die Erinnerung an eine Stunde, wo sie schon einmal so gestanden hatte, eine Stunde, wo die erste bitterste Enttäuschung hineingeklungen war in den Jubelhymnus des Glückes. Die Gedanken abschüttelnd, sagte sie: „Vielleicht bringen Sie mich zur Bahn, ich telephoniere meinem Diener, daß er mich abholt draußen."

Rosen sah sie an. „Jetzt in einen menschenvollen Zug? Vielleicht mit angetrunkenen Leuten zusammen?"

Ada sah ihn an: „Was sollte ich tun?"

Rosen öffnete die Tür des Automobils, das vorgefahren war. „Gestatten Sie mir, der Sie entführt hat, daß ich Sie wieder zurückbringe."

Ada lächelte. „Jetzt in der Nacht? Eigentlich —" Wieder war ihr die Szene mit Mörner gegenwärtig.

Rosen lachte. „Frau Baronin spielen mit bürgerlichen Ideen. So sehr ich Sitte und Form hochhalte, erträglich sind sie nur, wenn wir darüberstehen und jeden Augenblick sie beiseite schieben können. Übrigens werde ich nicht durch Sprechen stören."

Dann gab er klar und scharf dem Lenker seine Befehle. Ada, gleichsam dem Tone gehorchend, stieg in den Wagen.

Schweigend fuhren sie in die Nacht. Regen klopfte an die Scheiben und, von den Lichtern des Wagens gescheucht, sprangen die Schatten wie erschreckte Gespenster beiseite.

Erst als Baron Rosen das Gittertor von Adas Haus aufschloß und ihre Hand in der seinen fühlte, sagte er: „Wir haben heute von Stunden gesprochen, die Erfüllung sein könnten für ein ganzes dunkles Leben. Ich danke Ihnen. Sie haben mir solche Stunden geschenkt!"

Ehe sie antworten konnte, war er davon. Sein Wagen entschwand im Dunkel der Regennacht.

---

5. Kapitel.

Obwohl über Rosens Heimat die drohenden Wolken sich dunkler und dunkler ballten, blieb er. Fast täglich war er zu Gast in der Villa im Isartal. Es schien selbstverständlich, daß er die wenigen Tagen nutzte, die ihm zu bleiben beschieden waren.

Ein unausgesprochenes Einverständnis herrschte seit jenem Abend zwischen Ada und ihm. Fast täglich ritten sie nebeneinander auf winterlichen Wegen. Heinrich, den man auch geladen hatte, sagte trotzig ab, ein für allemal.

Rosen war ein ausgezeichneter Reiter. Er hatte von Kosacken und Tscherkessen gelernt und saß im Sattel mit jener lässigen Sicherheit, die sich des Pferdes durch den geringsten Schenkeldruck sicher weiß.

Gerade in diesen Tagen fiel der erste Schnee und breitete sich dick und weit über das Hochland. Weiß und blau leuchteten die Gipfel der Alpen, seltsam nahegerückt durch die kristallene Frostluft. Auch jetzt stellten Ada und Rosen ihre Ritte nicht ein. Quer hinaus ritten sie ins weiße, gefrorene Land, an den Spuren der eigenen Pferde den Weg zurücksuchend. Und oft freuten sie sich im stillen, wie klar ihre Spuren zusammengingen.

Dabei sprachen sie von hundert kleinen Dingen, von Erlebnissen, die scheinbar fern lagen und doch durch eine kaum merkliche Wendung urplötzlich eine geheime Beziehung gewannen zu ihnen selber. Wie alle Bewegungen der Dinge, so sonderbar und verworren sie scheinen, dennoch dem einen Gesetz der Schwere folgen, so war's mit ihren Gedanken, die auch von den weitesten Wegen zurückschauten nur nach dem einen, das ihnen beiden im Sinne lag. Sie erzählten etwas von andern, nannten fremde Namen und fremde Städte und wußten doch, daß sie selber es waren, von denen sie sprachen. Sie bildeten die Kunst

Digitized by Google

aus, zwischen den Worten das eigentliche zu sagen, und sie verstanden es besser, als es aus deutlichen Sätzen zu lesen gewesen wäre. Das Wort Freundschaft stellte sich ein. Unachtsam gleichsam hatte er es hingeworfen. Sie wehrte nicht ab, nahm es sogar auf, wenn sie auch nur von Freundschaft im allgemeinen sprach. Seitdem gehörte ihnen das Wort als ihr eigen.

Zuweilen in stillerer Stunde rührten sie an Vergangenes. Auch Rosen war verheiratet gewesen. Kaum vierundzwanzig Jahre alt, hatte er eine polnische Gräfin gefreit, die unter odaliskenhafter Lässigkeit ein verzehrendes Temperament verborgen hatte. Sie hatten sich nicht verstanden, er nicht ihre weibliche Furcht vor dem Alleinsein, ihr kätzchenhaftes Schnurren, Verwöhntseinwollen, spielerisches Liebeslocken; sie wiederum hatte sein Bedürfnis, zuweilen für sich zu sein, seine zurückhaltende Höflichkeit, seine zeitweilige Schwermut nicht begriffen. So hatte Feindschaft sich in ihren Räumen eingenistet, bis die Frau mit einem Bariton der kaiserlichen Oper davongegangen war. Rosen schalt sie nicht. Mit verhängter Stirn gab er sich selbst die Schuld, obwohl er alles als Fatum empfand.

Ada verteidigte ihn vor ihm selber. Sie tat es, indem sie von ihren eigenen Schicksalen sprach. Auch sie gab sich die Schuld in allen Fällen. Sie sagte, sie hätte niemals geliebt, hätte nur sich selbst und die anderen getäuscht, woraus dann alles Unglück erwachsen sei.

Sie kamen überein, daß die echte Liebe nicht von selber da sei, wie törichte Jugend meint, sondern nur mit großen Mühen erworben werde wie alles Große auf Erden. Man stürmte ins Leben hinaus mit weitgestreckten Armen, wollte erobern, besitzen, genießen. Was man fände, sei stille Resignation, mildes Entsagen eine schweigende Güte. Aber vielleicht ruhte gerade in dieser schweigenden Güte, die auch das Dunkle und Trübe begreift als zu recht bestehend, das tiefste Glück. Sie glaubten es beide, während sie so sprachen; kaum je gestanden sie sich selbst, daß sie in Wahrheit wiederum blind, mit ausgebreiteten Armen dem Glück entgegengingen.

Zuweilen kamen sie auf ihre erste Begegnung zurück. Rosen entsann sich des Eindrucks, den Adas Bild in Heinrichs Atelier auf ihn gemacht hatte. Gerade das Herbe, Ernste, der stolze, fast trotzig geschlossene Mund hatte ihn bezaubert, so daß er Heinrich gebeten hatte, ihn vorzustellen. „Ich dachte, es müßte ein Glück ohnegleichen sein, von diesen herben Lippen ein Lächeln zu gewinnen."

Ada lachte: „Glauben Sie, daß es mir früher vorschwebte, so zu wirken, bloß durch ein Lächeln, durch das, was andere meine Schönheit nannten, Glück zu verbreiten! Ich habe nur Unheil angerichtet! Immerhin, Ihr Ziel haben Sie erreicht!" Sie lächelte ihn lustig an.

Rosen sah vor sich nieder: „Es sind in den Märchen immer die Träumer vom Lande, die das größte Glück finden!"

Ada bog ab. „Mein erster Gedanke bei Ihrem Anblick war prosaischer. Als Sie sich in Ihrer Überlebensgröße aus dem Sessel aufrichteten, schoß mir durch den Kopf, mit Ihnen müsse gut Walzer tanzen sein. Wenn man selbst sehr groß ist, findet man als Dame selten jemand, der einen von oben herab ein wenig anhebt, was notwendig ist fürs freie Tanzen."

Rosen nahm den Scherzton auf: „So muß ich Sie bitter enttäuschen. Ich kann gar nicht tanzen. Es ist eigentlich sonderbar, daß ich, der früher einen besonderen Ehrgeiz in wilden Reiterstückchen suchte und darum den Beinamen ‚der tolle Rosen' bekam, auf dem Parkett sich unsicher fühlte."

So spielten sie mit ihren Gefühlen, vielleicht, weil sie beide die Entscheidung fürchteten. Denn Ada war kühl genug, um das Schwere und Entsagungsvolle vorauszusehen, was die Ehe mit dem blinden Manne mit sich bringen würde. Er wiederum wagte nicht, ein anderes Schicksal an das seine zu binden.

So kam plötzlich ein Tag, wo Rosen umdüsterter als sonst des Morgens erschien. Schweigend ritten sie wie gewöhnlich über die weiße, gefrorene Heide. Um sie zerging glitzernder Rauhfrost in blasser Sonne. Sie ließen die Pferde gehen, wie sie wollten, bis diese plötzlich Halt machten an steilem Abgrund, in dessen Tiefen die Isar bleigrau sich wälzte. Sie saßen ab. An den Hals der Pferde gelehnt, schauten sie hinunter ins winterweiße Tal.

Er sagte: „Heute abend werde ich reisen."

Ada nickte stumm.

Digitized by Google

Er fuhr fort: „Mein Inspektor hat telegraphiert. Das Gut eines Vetters ist bereits verbrannt."

Adas Hand spielte in der Mähne des Pferdes: „Sie werden Ihr Haus schützen. Davor ist mir nicht bange!"

Rosen sah zu ihr hinüber. Seine Stimme dämpfte sich: „Und wenn es mir gelänge — — würden Sie einmal als Gast kommen in mein Haus?"

Ada nickte wiederum.

„Und vielleicht bleiben, wenn es Ihnen gefällt in unseren einsamen Wäldern?" fuhr er fort.

Durch Adas schlanken Leib ging ein Zittern: „Darüber wollen wir jetzt nicht sprechen. — Dann, wenn Sie wiederkommen!"

Sie sah den schmerzlichen Zug um seinen Mund. „Nicht böse sein," sagte sie bittend. „Die Entfernung wird uns Klarheit bringen. Wir sind beide nicht jung genug, um blindlings zuzugreifen. Aber schreiben Sie mir — so oft Sie wollen —!"

„Und wenn ich hierbliebe? Das alte Gut fahren ließe?"

Ada wandte sich. „Das würden Sie später bereuen! Sie würden sich vor sich selbst feige nennen. Gehen Sie. Meine Gedanken werden Sie begleiten!"

Ohne ein Wort ritten sie zurück. Rosen sprach kurz bei Heinrich vor. Am Abend verließ er München.

---

6. Kapitel.

Schon in der ersten Nacht, da Rosen seinem bedrohten Land entgegenfuhr, sah Ada qualvolle Träume. Sie fuhr durch schwarze, unheimliche einsame Wälder, aus denen plötzlich die Flammen brachen, und sie wußte, daß dort ihr Glück verlohte. Diese Angst überfiel sie auch im Wachen. Solange Rosen täglich gekommen war, hatte Ada fest geglaubt an seine Überlegenheit in allen Gefahren. Jetzt war es anders. Sie sah ihn, den halbblinden Mann, umlauert von tausend Gefahren. Hätte sie eine Adresse gewußt, sie hätte ihn telegraphisch zurückgerufen. Er aber meldete nur in kurzen Karten seine Ankunft in Berlin, Wirballen, Riga — — dann wurde alles still.

Jetzt erst empfand Ada, wie einsam ihr Haus war, wie glücklarm ihr Leben. Ihre täglichen Ritte freuten sie nicht. Ihr Pferd selber schien den Kameraden zu missen. Vor Heinrichs Besuchen fürchtete sie sich. Sie fühlte, daß er sie erriet, auch wenn sie schwieg. Sie spürte in diesem Schweigen nicht freundschaftliches Verstehen, sondern den Groll und den Gram. Von Rosen sprachen sie nie. Und doch wäre Ada dankbar gewesen wie für ganz großes Glück, hätte sie sprechen können von ihm.

Von Tag zu Tag wuchs ihre Angst. Es kamen keine Nachrichten mehr von ihm. Die Zeitungen wußten wenig. Vereinzelt nur brachten sie Kunde, aber diese lautete: Brand, Raub, Mord! Immer grausiger erschien Ada das große, dunkle, winterstarre Land jenseits der östlichen Grenze, in das er gegangen war. Der Horizont nach jener Seite schien ihr gerötet von Feuersbrunst und Blut. Und die Stille war die des Kirchhofs. Wohl sagte sie sich täglich, daß Telegraph und Post wohl stockten, daß keine Nachrichten nichts Schlimmes bedeuten müßten. Auch die Zeitungen schrieben das. Aber die Angst blieb. Sie sah ihn tödlich verwundet aus den Schlitten gerissen, sah ihn mit zerschossener Stirn im Schnee auf der Heide, und die Wölfe kamen und fraßen ihn. Sie machte sich gräßliche Vorwürfe, daß sie ihn hineingetrieben in furchtbarste Gefahr, sie, die ihn hätte zurückhalten müssen. Schluchzend gestand sie eines Abends Frau von Schäwen ihre Qual.

Diese strich leise Adas schönes Haar, deren Stirn sich in die Kissen des Diwans vergrub. „Nicht sich grämen über Dinge, die geschehen mußten! So oder so! Alles geschieht richtig. Was wir dazu tun, ist wenig. Vielleicht braucht es dies, um Ihnen das eigene Gefühl klarzumachen!"

Ada richtete sich auf, mit großen Augen ins Leere starrend. „Ich habe ihn immer geliebt, nur ihn," sagte sie mit harter Stimme. „Ich habe ihn geliebt, vor Jahren schon, als ich ihn das erste Mal sah. Ich erinnere mich deutlich, auch in meiner Ehe oft an ihn gedacht zu haben."

„Solchen Täuschungen unterliegen wir immer nachträglich!" suchte Frau von Schäwen zu trösten.

Digitized by Google

Ada beharrte: „Es sind keine Täuschungen. Ich fühle es. Aber ich war zu feige, mir das zu gestehen; ich war zu schwach, um zu handeln; ich stand zu sehr unter der banalen Allerweltsanschauung vom Glück!"

Eine Woche verging und noch eine. Ada war krank vor Aufregung, Qual und Reue. Bleich wie ein Gespenst trat sie eines Abends in Heinrichs Atelier. Sie sank auf einen Stuhl, gestand alles und bat um seinen Rat. Er hörte mit schmerzlich verzogenen Lippen zu, aber er wußte auch nichts zu sagen als vom stockenden Verkehr und zerstörten Bahnen.

Ada erhob sich mit gewaltsamem Entschluß. „Ich telegraphiere an den deutschen Konsul in Reval."

Heinrich zuckte die Achseln: „Sie werden nichts erfahren."

Ada warf den Kopf zurück, ihre Züge strafften sich. „Dann fahre ich selbst."

Heinrich sah sie kopfschüttelnd an. „Das hieße in den Tod rennen. Dort herrscht völlige Anarchie. Man wird Sie auf offener Straße totschlagen und ausrauben. Das ganze Volk ist aufgehetzt, hat den Verstand verloren!"

Ada beharrte: „Lieber sterben mit ihm oder für ihn, als so leben!"

„Das sagt sich so, aber man tut es nicht!"

„Doch, ich werde es tun!" sagte Ada und ging langsamen Schrittes den Weg zum Postamt durch die bleigraue Winterdämmerung.

Heinrich, am Fenster stehend, sah ihr nach. „Krank, schwer krank," dachte er und schrieb an seine Schwester.

Drei Tage Wartens hatte Ada sich gegeben. Wie ein Gottesurteil sollte es sein. Kam nichts in dieser Frist, so war es das Zeichen für sie zur Fahrt. Schon am zweiten Abend begann sie zu packen.

Da erschien Fia Pfeiffer. Sie war zunächst bei Heinrich gewesen, der ihr alles erzählt und sie angefleht hatte, Ada zurückzuhalten, koste es, was es wolle.

Ada empfing die Freundin blaß, hochaufgerichtet, mit großem Ernst. Die Ärztin wagte nicht zu sagen, warum sie kam. Stumm hörte sie, was sie durch Heinrich wußte, noch einmal von Ada selbst. Sie fühlte, wie furchtbar der Schmerz dieser stolzen Frau sein mußte, daß sie so offen sprach.

„Und Sie sind sicher, daß es Liebe, nicht etwa bloß Mitleid ist?" fragte sie endlich.

„Für mich gibt es eine derartige Frage nicht!" sagte Ada mit hartem Kehlkopfton. „Ich weiß nur das eine, was ich vorher nicht gewußt habe: wo meine Pflicht ist. Mein ganzes Leben lang hat ein Spruch mir vorgeschwebt, den meine Mutter mir mitgegeben vor vielen Jahren: ‚Nur der ist des Höchsten würdig, der selber sich nur des Höchsten für würdig hält'. Ich habe ihn jetzt begriffen. Früher glaubte ich, im Besitz, dem von allen beneideten Besitz müßte der höchste Gewinn des Lebens liegen. Heute weiß ich, wie falsch das war. Nicht der Besitz ist's, worauf es ankommt, nein, die Mühe, die wir uns machen darum, die Aufgabe, die wir uns stellen. Er mag krank sein, blind. Eben darum, sage ich, werde ich zu ihm stehen!"

Sie trat ans Fenster, preßte die Stirn an die Scheiben und sah in die neblige Nacht. Fia kam leise an ihre Seite. Sie faßte die Hand der Freundin, die kraftlos herniederhing. Endlich sagte sie: „Ich war gekommen, Sie zurückzuhalten. Ich versuche es nicht mehr. Ich glaube, Sie haben recht!"

Ada umfaßte dankbar die Hand der Ärztin. Sie sah ihr tief in die Augen, durch die großen Brillengläser hindurch. „Ich weiß, auch Sie würden so handeln! Jede Frau, die wirklich des Namens wert ist, würde so tun. Als ob wir etwas anderes vom Leben wollten als uns hingeben und hinschenken aus tiefster Liebe!"

Fia ließ die Hand Adas los. Sie trat ins Zimmer zurück, strich sich übers Haar und schien mit etwas zu ringen, das schwer heraufstieg aus ihrer Brust. Dann setzte sie sich an den Tisch, vergrub das Gesicht in beide Hände und begann zu sprechen, leise, wie zu sich selbst, und Ada, regungslos lauschend, ehrte ihre Worte. „Ich will Vertrauen mit Vertrauen erwidern," sagte sie. „Ich will Ihnen etwas erzählen in dieser Stunde, wovon ich niemals ein Wort verraten habe. Das, was Sie tun wollen, habe ich versäumt! Ich weiß, daß ich häßlich bin, aber einmal hat doch mich einer geliebt, wirklich geliebt. Ich war Assistentin in einem Thüringer Krankenhause damals. Unter meinen Patienten war ein Lehrer vom Dorf, der einen

Digitized by Google

Selbstmordversuch gemacht hatte in einem Schwermutsanfall. Ein armer Mensch war's, mit feinen, lieben Zügen, der niemand hatte auf der Welt. Der hat mich geliebt, wirklich geliebt, weil ich gut zu ihm war und zu ihm sprach, wie niemals ein Mensch zu ihm gesprochen hatte. Er sagte mir's auch. Ich aber wollte nicht hören. Ich redete mir vor, ich sei zu anderem berufen, könnte nicht versauern mit ihm in seinem Gebirgsdorf, ich hätte größere Pflichten! Sie wissen das! Ich rede mir's noch jetzt vor, mir und anderen. Aber in meinen stillsten und ehrlichsten Stunden, da weiß ich, wo mein Glück gelegen hätte, jetzt, wo's zu spät ist! Es hat nur wenig Wochen gedauert. Als er aus dem Krankenhaus fort war, da hat er sich erschossen."

Ada trat unhörbar näher. Sie sah, wie Flas unschöner Körper leicht zuckte. Und jetzt, als sie milde die Hand auf die Schulter der Weinenden legte, da hob sie den Kopf. In den spitzen, häßlichen Zügen lag ein Ausdruck unendlicher Weichheit, den Ada nie gesehen. Große Tränen quollen hervor unter der Brille. Langsam beugte sich Ada nieder und küßte die Freundin auf die zermürbte Stirn. — So schieden sie.

Am nächsten Tage kam Ada zu Heinrich, um ihm Lebewohl zu sagen. Er fragte, ob er noch helfen könne in etwas.

Ada berichtete, sie habe telegraphisch ihren Schwager in Berlin um Besorgung von Paß, Empfehlungsbriefen an die Konsuln usw. ersucht. Noch am selben Abend würde sie fahren, mit jenem Zuge, den Rosen benutzt habe, als er davonfuhr.

Halb scherzend versuchte Heinrich noch einmal sie zurückzuhalten. „Sehen Sie nicht ein, daß das Ganze eine heroische Dummheit ist?" fragte er.

Ada lächelte schmerzlich: „Vielleicht haben Sie recht. Aber liegt nicht allem Heroismus Dummheit zugrunde? Ist der Verstand jemals heroisch? Wir wollen nicht streiten, Heinrich, in dieser Stunde, die vielleicht die letzte ist, in der wir uns sehen."

Mit großen Schritten ging Heinrich auf und nieder. „Vielleicht die letzte!" sagte er bitter. „Eben darum muß ich sprechen, was ich nie gedurft habe all die Jahre hindurch. Ich habe Sie geliebt, Frau Ada, so sehr geliebt, wie ich es je gekonnt habe. Sie sind mir der Inbegriff des menschlichen Adels gewesen, wie ich ihn erträumt habe und nie habe gestatten können: einfach, edel, groß. Ich habe Ihre Schönheit gesehen, wie nie einer sie sehen wird. Ich kann die Augen schließen und sehe Ihre Augenbrauen, den feinen Rücken, Ihre Nase, das Lächeln Ihres starken Mundes mit überirdischer Klarheit. Wer wird das je verstehen? Und nun gehen Sie hin und verschenken all diese Schönheit, all diese Gnade der Natur einem Manne, der niemals das sehen wird!"

Ada sah ihn an: „Nicht bitter werden, Heinrich, in dieser Stunde! Ich weiß, was ich Ihnen danke, und vielleicht sind Sie der Mensch gewesen, der mir am nächsten stand von allen. Was war mir mein Bruder oder meine Schwester? Sie sind mir mehr und Tieferes gewesen als Freund. Aber das, was Liebe ist, ist etwas anderes. Das hat nichts zu tun mit Dankbarkeit und Freundschaft. Auch nicht mit der Schönheit, die vielleicht nur ein Hemmnis war für mich, zu dem zu kommen, was ich als Liebe ersehnte. Vielleicht ist es das gewesen, was uns beide getrennt hat, daß ich fühlte, Sie liebten mich um dieser gepriesenen Schönheit halber, die so wenig mit mir selbst zu tun hat als der Reichtum oder meine Toiletten. Und das ist es, was mich zu diesem anderen treibt, daß ich fühle, er wird mich lieben auch dann, wenn er nie etwas sieht von dieser Schönheit, nie etwas von dem genießt, was mich anderen begehrenswert erscheinen ließ und worum ich beneidet wurde. Er wird mich um meiner selbst willen lieben, um jenes etwas willen, das vielleicht zu tief liegt, um mit Worten ergriffen zu werden, das aber dennoch da ist und wirklicher als alle Wirklichkeit."

Heinrich begleitete Ada am Abend zum Münchener Hauptbahnhof. Schweigend gingen sie auf und nieder vor der langen Reihe der Schlafwagen. Plötzlich sagte Ada: „Mir ist ein Gedanke gekommen, Heinrich. Wissen Sie noch, damals, als ich nach Hause reiste beim Tode meines Vaters, damals gelang Ihnen mein Bild, dieses Bild, das zerstört wurde und nie wieder gelingen wollte seitdem. Vielleicht gelingt es Ihnen jetzt. Vielleicht standen wir uns zu nah bisher, es fehlte die Distanz, die

Digitized by Google

wohl nötig ist für alle große Kunst. Aber ich meine, wenn Sie wollten, wenn Sie das gestalteten, was in Ihrer Seele lebt, nicht das, was ich wirklich bin, aber das, was Sie in mir in Ihren reinsten und besten Stunden sahen, das müßte dann werden, was Sie erhofft haben."

Heinrich lächelte bitter: „Also Sie meinen, die Kunst wäre nur in der Entsagung möglich? Und dabei glaubte ich, sie wäre ein Erobern!"

Ada gab ihm die Hand. „Vielleicht ist sie beides!"

Er stand noch lange und sah den Zug entschwinden, rotleuchtend in der dunklen, nebligen Winternacht. — —

---

7. Kapitel.

Ada schlief nicht in dieser Nacht. Nur ein fiebriger Halbschlummer überfiel sie zuweilen. Darinnen wandelten sich die einzelnen Lichter der schwarzen Landschaft zu lohenden Feuersbrünsten und die vorübersprühenden Funken der Lokomotive zu Fackeln und Bränden, die immer neue Gluten entzündeten. Und in allen rang Berend von Rosen mit dem Tode.

Keine Stunde länger als nötig blieb Ada in Berlin. Schwager Max tat kopfschüttelnd, was Ada heischte. Er fühlte, hier half kein Widerspruch. Luise war außer sich, als Ada ihr kalt und stolz erklärte, daß sie mit dem Manne, dem sie sich verlobt fühle, kämpfen und, wenn es sein müsse, sterben werde. Aufgeregt beschwor sie Ada abzustehen und malte mit nervöser Angst an die Wand, was sie von den Schrecknissen der Revolution gehört und gelesen hatte. Verächtlich dachte Ada: „Dabei ist's nicht Schwesternliebe, bloß Feigheit, gewohnheitsmäßige Feigheit, was aus ihr redet!" Nur Edith, die siebzehnjährige Edith trat auf Adas Seite. „Ich würde handeln wie Tante Ada!" sagte sie und ihre Augen leuchteten bewundernd. Ada küßte sie auf die Stirn und strich ihr das blonde Haar. „So seid Ihr! In deinem glücklichen Alter versteht Ihr den Mut zum Ungewöhnlichen! Später?"

Wieder folgte eine Nacht in der Bahn, und am nächsten Tage kam bei Wirballen die Grenze. Die Strecke nach Riga war in Betrieb, starkes Militär bewachte die Züge. Ada saß, die Stirn an die Scheiben pressend. Das war sein Land! Schwerer Nebel drückte auf endlose Flächen und verschneite Wälder. Selten nur, verborgen im Schnee, kamen Dörfer und Blockhütten. Man sprach im Zuge von der Revolution. Auch aus den Lauten ihr fremder Sprachen glaubte Ada Schreckgeschichten zu hören. Endlich überwältigte sie die Müdigkeit, und sie fiel in tiefen Schlaf.

Ein beruhigendes Gefühl überkam Ada, als die deutschen Straßen Rigas sie aufnahmen. Alles schien ruhig, nichts erinnerte an Krieg und Revolution. Die Geschäftsfreunde des Bruders, an die Ada sich wandte, nahmen sie freundlich auf. Der deutsche Konsul versprach Unterstützung. Freilich, dunkel genug klang, was sie sagten. Der Verkehr nach Estland stockte ganz. Nachdem die Letten im Süden blutig niedergerungen waren, hatten im Norden die Esten sich erhoben und, gehetzt von fremden Führern, Gut um Gut in Flammen gesteckt. Genaueres wußte man nicht. Das Militär war zum Schutze des Zaren nach Petersburg geholt, Reval, die Hauptstadt, war ohne Licht, und in den dunklen Straßen wütete der Pöbel, während vom Lande her die Gluf der brennenden Höfe hereinschien. Was man nicht wußte, ergänzte man durch Schilderungen aus größerer Nähe. Man erzählte Ada, sie wußte nicht ob zur Unterhaltung oder um sie abzuschrecken, wie in Tukkum die Letten Drähte über die Gassen gespannt, da hinein sie die Soldaten des Nachts gehetzt und wie mit Netzen sie gefangen hätten, um sie dann mit Steinen totzuwerfen. Lauter Greuel, die Ada erschauern ließen und doch nur sie rascher trieben.

Inzwischen bahnten Adas reiche Kreditbriefe die Wege. Ein zuverlässiger Lette, der estnisch verstand, war gefunden, der gegen hohen Lohn versprach, Ada nach Arrofer zu bringen, dem Gute, wo Rosen wohnte. Zunächst fuhr die Bahn eine Strecke, langsam zwar, gleichsam jeden Meter untersuchend, ob nicht die Schienen aufgerissen oder Bomben gelegt seien. Endlich stockte sie ganz. Der Dolmetsch ging ins Dorf, kaufte einen Schlitten und einige der kleinen, aber zähen russischen Pferde. Das Gespann war höchst primitiv und von mehr als zweifelhafter Sauberkeit. Durch Annageln eines Brettergerüstes brachte

Digitized by Google

man wenigstens eine Art von Rückenlehne zustande. Dann ging's los nach Norden. Karten und Kompaß führten.

Allmählich kam man ins Land der Esten. Armselige Katen, die gleichsam sich in den Schnee duckten und ängstlich die schornsteinlosen Dächer über die Ohren zu ziehen schienen beim Nahen von Menschen, tauchten auf. Rohe Zäune aus schräggelegten, mit Geflecht verbundenen Latten, gitterten die Felder. Zuweilen erblickten sie Menschen. Der Führer sprach mit ihnen, und böswillig und geduckt gaben sie Antwort. Dann kamen wieder die Wälder, weite, ungepflegte Urwälder, dahinein die Axt nur selten drang, schwarze Wälder, tief verschneit, so daß die Äste sich müde niederbeugten zur Erde. Ada glaubte, irgendwoher aus der grausigen Stille müßte ein Rudel von Wölfen brechen, obwohl der Führer sie beruhigte. Furchtbar erschrak Ada, als der erste ausgebrannte Gutshof erschien. Nackte Balken streckten sich, schwarz verkohlt, in die bleierne Schneeluft wie hilfesuchend. Ada dachte daran, wenn sie so Arrofer finden würde! Aber nein! Sie trieb vorwärts, und ununterbrochen bewegten sich vor ihr die starken russischen Krummhölzer der Pferde. Wieder Wälder, Wälder. Dann Estenkaten, dann und wann ein Ritterhof, deren weiße Säulenbauten im Winde froren, deren Türen verrammelt waren, und auch solche, durch deren ausgebrannte Fenster der Schneewind wehte.

Tief in ihre Pelze gehüllt, weder Kälte noch Müdigkeit spürend, saß Ada im Schlitten. Sie war in fiebernder Erregung, die nur eins fühlte, daß jeder Peitschenhieb des Führers sie näher brachte zu dem, den sie liebte. Wohl wußte sie, daß in diesen Wäldern der Tod auf sie lauern könnte, doch war ihr, als hätte sie nie ein solches Glück gekannt, wie hier in der grenzenlosen Öde, durch die sie fuhr, dem Manne, den sie liebte, entgegen. Es war ihr, als sei alles, das hinter ihr lag, nur Vorspiel gewesen für diese Fahrt ins Ungewisse. Zuweilen tauchte in abgerissenen Bildern wie Fieberphantasien ihr früheres Leben auf. Was war es gewesen, da es am schönsten war? War sie nicht da, wo man am meisten sie beneidet hatte, einsam und elend gewesen? Was war der Glanz, der Reichtum, die südliche Sonne? Was hatte sie erreicht mit ihren Gaben, die man so laut gepriesen? War es ihr gelungen, die Menschen froher und besser zu machen? Sie dachte an Capteyn, Siwinna, Heydorn, Hektor und alle die anderen. Was war geblieben? Nichts als ein fades Erinnern, eine ekle Ernüchterung! War nicht alles, was groß in ihrem Leben und rein und heilig gewesen war, eine Sehnsucht gewesen, die nichts gemein hatte mit all dem, was hinter ihr lag? Eine Sehnsucht, die sie auch jetzt wieder trieb? Und doch fühlte sie, es war ein anderes, nicht mehr das kühle Spiel von einst, nicht mehr eitle Genußsucht und Gier nach dem Glück, die sie sich vorwarf, wenn sie zurückdachte an ihr vergangenes Leben. Jetzt war es anders. Nur geben wollte sie, nicht empfangen; geben, geben all ihr Sein und Leben, und dankbar noch sein, wenn der es nahm, dem sie es entgegentrug!

Weiter ging es. Früh wurde es Nacht. Die nordische Sternennacht leuchtete über den holprigen Wegen, über die der Schlitten huschte wie ein Gespensterwagen.

Am zweiten Tage erklärte der Führer, daß er den Weg verloren habe. Schon lange sah man weder Haus noch Menschen. Man fuhr über vereiste Moore, die im Sommer gemieden wurden. Der Führer war völlig erschöpft. Ada stieg aus, wechselte die Pferde, gab ihnen den Futtersack, nahm dann selber die Zügel und trieb nach Norden. Es ging über Felder und jene steinigen Wiesen, die der Lette „Heuschläge" nannte. Ada mußte den Schlitten langsam gehen lassen, damit er nicht zerbreche an den zahllosen Steinen, die wie Klippen aus dem Schnee ragten. Lautlos ging es voran, unter der tief stehenden, strahlenlosen Sonne des Nordens. Ada spürte nicht Hunger und Durst. Was an Mundvorrat da war, ließ sie willig dem Führer. All ihre Sinne waren gespannt, kein Zurückblicken gab es mehr, nur noch der Augenblick nahm sie in Anspruch. Vorwärts, vorwärts!

Soweit sie sich orientieren konnte nach der Karte wußte sie: man war jetzt dort, wo die Gefahr am größten war. Sie hatten die Schellen entfernt vom Geschirr der Pferde; alles, was verraten konnte, war beseitigt. Wieder wurde es dunkel. In weiter Ferne färbte der Himmel sich rot. Ohne zu fragen, wußte Ada,

Digitized by Google

was es bedeutete. Ihr schmerzender Rücken straffte sich. Vorwärts, vorwärts! Hinter ihr schnarchte der lettische Führer.

Plötzlich hielt sie an. Sie sah in der Dämmerung einen Mann am Zaune lehnen. Sie rief ihn an auf Deutsch. Keine Antwort folgte. Sie weckte den Führer. Schlaftrunken wickelte er sich aus seiner Decke. Auch Ada stieg aus und vorsichtig stapften sie durch den Schnee dahin. Noch immer rührte der Mann sich nicht. Der Lette brüllte ihn an, dann packte er ihn. Schwer wie ein Holzklotz fiel der Fremde zur Erde. Er war tot. Unter einer Mütze aus Schaffell starrten glasige Augen auf. Ada fuhr zurück. Sie eilte davon über den Schnee, ohne zu forschen, wie jener gestorben war. Sie trieb nur vorwärts. Aber der glasige Blick des Toten verließ sie nicht. Überall sah sie starre Menschen jetzt im Dunkel an den Bäumen stehen. Sie wußte, es war Trug, es verging, wenn sie schärfer hinsah. Aber was half's? Am nächsten Baume stand wieder einer, und wieder starrten die glasigen Augen sie an, wohin sie blickte in der Dämmerung. Sie mußte die Zügel abgeben. Nur eine schwache Laterne hatten sie noch, da das Öl ihnen fehlte. Damit mußten sie irgendwohin zu Menschen kommen, obwohl vielleicht dort gerade Gefahr drohte. Vorwärts, vorwärts! Eintönig hallte der Ruf des Führers über den Schnee, scheues Echo weckend zwischen den Stämmen. Zu ihrem Trost hatten sie einen Weg gefunden, darauf verschneite Spuren liefen. Da er im großen die Richtung nach Norden hielt, folgten sie ihm, hoffend, daß er zu Menschen führe.

Plötzlich lichtete sich der Wald, und Hundegebell wurde laut im Dunkeln; hart rief eine Stimme an. Es war zu spät zum Wenden. Mochte kommen, was wollte! Ada faßte den Browning fester. Sie sah dunkle Gestalten sich nähern über den Schnee. Laternen blitzten auf. Schon aber wandte sich der lettische Führer, und wie ein erlösendes Zauberwort klang es Ada in die Ohren: Deutsche!

Ada hatte sich aufgerichtet, warf die Decken beiseite und nannte ihren Namen. Höflich grüßten die Herren, und als man sich kurz verständigt hatte, warfen sie die Gewehre über und baten Ada, ihnen zu folgen.

Kaum hundert Schritt um die Ecke des Waldes lag ein deutscher Herrenhof, in der braunroten estländischen Holzarchitektur erbaut, deren Ada schon mehrere gesehen hatte. Man half ihr beim Aussteigen. Kaum vermochte sie die wenigen Stufen der Treppe zu erklimmen, so starr waren die Glieder.

Ada trat in einen großen Kreis von Herren, die sich erstaunt erhoben beim Anblick der fremden, schönen Dame. Es waren fast ausnahmslos sehr große Erscheinungen. Ada hörte den Sprachklang, der ihr so vertraut war von Rosen her. Einen Augenblick hatte ein unbeschreibliches Hoffnungsgefühl sie durchzuckt. Als sie sah, daß er nicht darunter war, sank sie tödlich ermattet auf einen Sessel.

Mit Mühe faßte sie sich soweit, den sie umdrängenden Herren mit gewaltsamem Lächeln zu sagen: „Eine verirrte Reisende bittet um Ihren Schutz." Zitternd nannte sie dann ihr Ziel. Sie fürchtete, das Schlimmste zu hören. Indessen man wußte nichts Genaues. Nur einer, ein behaglich aussehender dicker Herr rief plötzlich von hinten: „Der wilde Rosen? Der hat's gut gemacht! Der war daheim, als es losging dort oben, während wir alle in Reval saßen. Er hat einen Zaun um sein Haus gezogen und den Esten sagen lassen, wer den überschritte, bekäme eine Kugel in den Kopf. Und er hat ihnen sein Ehrenwort gegeben, daß er sie alle in die Luft sprengen würde mit seinem ganzen Hause, wenn sie es beträten. Da sind sie abgezogen. Sie kannten den wilden Rosen." Das indessen war lange her, es konnte viel geschehen sei, und man verhehlte Ada nicht, daß gerade in jener Gegend die Revolution besonders grausig getobt habe.

Trotzdem wurde Ada fast heiter, als sie im Kreise der Herren das Abendbrot einnahm. Sie erzählten ihr, daß sie einen organisierten Selbstschutz von lauter Gutsherren darstellten, der schon eine ganze Reihe bedrohter Güter gerettet hätte. Im übrigen seien die Aufrührer versprengt, es hieße sogar, daß Militär in Reval angekommen sei. Nach dem Essen jedoch vermochte sich Ada nicht mehr zu halten; man geleitete sie in ein Zimmer, und sofort versank sie in schweren Schlaf.

Als sie erwachte, war es sogar hier im Norden schon heller Tag. Einige Herren führ-

Digitized by Google

ten sie ins Frühstückszimmer und berieten mit ihr, was zu tun sei. Von dem Vorschlage einiger Herren, zu warten, bis Ruhe im Lande wäre, wollte Ada nichts wissen. Man verhehlte ihr nicht, daß Gefahr bestehe. Gerade jetzt, wo der Aufruhr sich zersplittere, wimmele es in den Wäldern von allerlei Gesindel. Indessen erbot sich einer der jungen Herren, Ada zu geleiten. Er war landeskundig und hoffte, noch am Abend nach Arrofer kommen zu können.

Die Sonne glitzerte über dem Schnee, als man aufbrach. Lange noch winkte Ada zurück nach dem gastlichen Hofe, wo die Herren, die Flinten über den Schultern, ihr nachsahen. Einige hatten ihr Grüße für Berend Rosen, den sie kannten, mitgegeben. Adas jugendlicher Begleiter, ein Herr von Mohrenschild, ritt an ihrer Seite. Ada, sehr erquickt durch die lange Nachtruhe, war wieder ganz die heitere Weltdame, die trotz ihrer inneren Erregung lächelnd Konversation zu machen wußte. Auch Mohrenschild hatte Rosen zuweilen auf den Revaler Terminen gesehen. Obwohl er ihn nicht näher kannte, wußte er eine Reihe von Geschichten, die umgingen von dem wilden Reiter. Ada war glücklich, von ihm, immer wieder von ihm sprechen zu können.

Erst allmählich kam die Mattigkeit zurück. Das Gespräch wurde stiller. Mohrenschilds Auge hing oft gespannt am Horizont. Einmal verließ er die Straße, denn er glaubte Rauch zu erblicken. Dann wurde es dunkler. „Nur noch ein paar Stunden!" tröstete er. Aber gerade diese letzten schienen Ada die schlimmsten. Jetzt erst trat ihr der Gedanke nah, daß sie ankommen könnte und ihn nicht mehr finden. Sie schauerte innerlich zusammen. Vielleicht streckten sich ihr die verkohlten Balken seines Gutes entgegen, vielleicht fand sie seine Leiche mit verglasten Augen. Wieder waren die Halluzinationen da. Wieder sah sie starre Männer lehnen an den Bäumen und konnte sich nicht wehren. Selbst wenn sie die Augen zuhielt, sah sie die schrecklichsten Bilder. Schweigend trieb Mohrenschild voran, zuweilen nur haltend, um zu lauschen oder auf estnisch mit dem Wagenführer kurze Zwiesprache tauschend.

Schon war es dunkel. Höher wurden die Hügel. Langsam und vorsichtig tasteten die Pferde voran. Auf einer Hochfläche haltend, wies Mohrenschild mit dem Karabiner ins Schwarze. „Dort hinten muß das Meer sein! Wir sind nicht mehr fern!" sagte er. Ada bohrte den Blick ins Dunkel, aber sie sah nur Nacht. Dann sank sie zurück in völlige Lethargie, und nur zuweilen mußte sie die Bäume anschauen oder die Felder, und sie fragte sich, ob die schon ihm gehörten, ob er vielleicht hier geritten war in seiner Jugend.

Was dann geschah, war Ada wie im Traume. Breit und schattenhaft tauchte ein mächtiges Haus aus dem Schnee. Lichter glühten ins Dunkel, Hunde schlugen an. Eine Tür öffnete sich. Estnische Worte ertönten, denen Mohrenschilds Stimme lustig auf deutsch erwiderte: „Freunde!"

Und dann sah Ada ihn stehen zwischen den Säulen des Vorbaues, die Flinte in der Linken. Er trug eine Mütze und kam, ohne zu erkennen, langsam die Stufen herab. Sie hob sich empor, schwang sich mit schweren Gliedern hinaus, nannte seinen Namen, dann brach sie ohnmächtig zusammen. Starke Arme trugen sie hinauf.

— — — — — — — — — — — — —

Dann aber, als sie erwacht war in seinem Hause, wo er an ihrem Lager gesessen, dann, als sie hochaufgerichtet vor ihm stand, die Hände auf seinen Schultern, während seine Arme sie leicht umschlangen, da erzählte sie unter Jauchzen und Weinen, was geschehen.

Er schaute sie an. Sein Gesicht strahlte. Ada sah es trotz der verdeckten Augen: „Morgen brechen wir auf nach Reval!" sagte er. „Mag jetzt das alte Haus verbrennen. Ich habe Köstlicheres zu schützen!" Ada aber wehrte mit stolzem Lächeln: „Nein, wir bleiben! Was kann uns geschehen? Was kann uns der Tod noch anhaben? Siehst du, dies eine hab' ich gelernt in diesen Tagen: Das Schicksal kann uns umwerfen, aber besiegen? Nein! Denn wenn wir wollen, sind wir doch stärker als das Schicksal."

Langsam zog Rosen sie an sich. Auch er fühlte in dieser Stunde, ihnen konnte nichts geschehen, ihnen nicht!

Digitized by Google

Unterhaltungs-Beiblatt

Die Stimme

Ich kenn' eine seltsame Stimme
Von wundertiefem Klang, —
Bald lodert sie erzen im Grimme,
Bald klingt sie voll Wehmut — bang.

Sie klingt wie eine Glocke
Verloren vom Paradies,
Bald jauchzend, als ob sie frohlocke,
Und süß, ach, betörend süß.

Wie Wellen, die wild sich warfen
In tosendem Gischt zum Strand,
So klingt sie, — und dann wie Harfen
Aus uraltem Wunderland. . . .

Ich seh nicht die weißen Brüste,
Das herrliche Frauenbild,
Ich fühle nur: — Rausch und Lüste
Durchtoben mich brandungswild. . . .

Und sterben doch hin — und vergehen,
Wenn deine Stimme mich bannt, — —
Geschlossenen Auges gehen
Möcht ich an deiner Hand. . . .

Ach, all das Wehe, das Schlimme,
Was in mir so qualvoll bang,
Lullt ein deiner seltsamen Stimme
Tief-wundertiefer Klang. . . .

Eugen Stangen.

Mit solchen Führern lasst uns siegen / Von A. Ziege

„Na, Rüsterling, was bringen Sie so spät am Abend?"

Der Adjutant klopft sich den dicken Schnee vom Mantel und tritt dann an den rohen Arbeitstisch seines Majors.

„Den Befehl, den Roten Turm zu sprengen, Herr Major."

„Ah, endlich! Ja, der ist ein gar zu gutes Ziel, der Rote Turm hinter dem Feinde. Kann ihn denn unsere Artillerie nicht kriegen?"

Der Leutnant zuckt die Achseln.

„Wann soll's denn geschehn?"

„Noch diese Nacht, ein Offizier, zwei Mann."

„Ja, das genügt. Wer nun? Laß ich sie melden, meldet sich der ganze Troß. Ich kenne meine Jungs."

„Vielleicht der jüngste Leutnant, Herr Major?"

„Der, den wir schicken, kommt nicht wieder, Rüsterling."

„Nein, Herr Major."

Voll Kummer sieht der Ältere in das düstere Lampenlicht.

„Der Jüngste? Einer Mutter letzter Sohn. Zwei fielen schon. Nein, das geht nicht. Dann ist der Leutnant Harkau; will bald auf Urlaub fahren, um sich das Söhnchen anzusehen, das ihm sein junges Weib geschenkt. Dann ist der Oberleutnant Klinger, sein Weib schwer krank. Dann Winkelhus und Tringental. Und dann — — —"

„Der Oberleutnant Tringental ist unvermählt und wohl auch elternlos, soviel ich weiß."

„Ja, Rüsterling. Doch Gott hat ihn sich auserwählt, als Künstler seine Macht zu preisen. Kennen Sie seine Bilder? Nein? Noch ist die höchste Höhe nicht erreicht, doch Wunderbares hat er schon geschaffen, davor man beten möchte. Der kann noch tief die Menschenseelen fassen — den nicht, den nicht."

„Dann Winkelhus."

„Der hat fünf Kinder. Nein, der auch nicht. Es ist ja noch ein Leutnant da — — —"

Der Adjutant sieht seines Vorgesetzten Hand erzittern, die krampfhaft den Befehl umklammert hält.

„Der ist des Vaters einz'ger Sohn, sein ganzes Glück —" bricht's bebend von des Jungen Lippen.

Da trifft ihn fest ein Blick aus klaren Augen. Der Kampf ist ausgekämpft.

„Sein ganzes Glück und auch sein ganzer

Digitized by Google

Stolz. Der Vater wird's ertragen, und der Sohn wird jubelnd für den Kaiser sterben. — Schicken Sie mir meinen Sohn."

Dem Leutnant ist's, als müßt' er niedersinken vor soviel Größe, soviel Überwinden. Doch fest nur klappen seine Sporen und heiser tönt's: „Wie Herr Major befehlen."

Dann geht er in die kalte, dunkle Nacht.

Doch in ihm brennt ein helles, tiefes Leuchten: Herrgott, mit solchen Führern laß uns siegen!

Winterliedchen

Winter bietet schlimme Kost:
Reif und Schnee und Eis und Frost.
Ach, von allen seinen Gaben,
Möcht ich auch nicht eine haben.
Käm's auf mich an, sagte ich:
Lieber Winter, trolle dich!

Doch der Winter mich nicht fragt,
Ob er mir auch wohlbehagt,
Fällt ganz plötzlich durch die Türen
In die Welt und läßt mich frieren,
Reicht mir seine schlimme Kost:
Reif und Schnee und Eis und Frost.

Leo Heller.

Vater Thien / Skizze von Hellmuth Unger

Unsere Erinnerungen an Vater Thien gehen weit in die Kindheit zurück. Wir müssen damals unsere Nasen noch in die Schulfibel gesteckt haben und den Ergebnissen des kleinen „Einmaleins" feindlich gegenübergestanden haben, als Vater Thien es für richtig befand, seine angeborene Reiselust und seinen Wandertrieb einzuschränken und sich in unserer Heimatstadt niederzulassen.

Und er war damals wohl bereits in einem Alter, in dem wohlhabende Leute sich zur Ruhe setzen, um noch einige Jahrzehnte etwas „vom Leben" zu haben.

Vater Thien kam ohne Anhang und Gepäck. Eines Morgens war er da, suchte sich eine bescheidene Wohnung, kauft sich eine noch bescheidenere Einrichtung auf Abzahlung und nahm sein Handwerk auf, das ihm bald viele Freunde und wohl auch einen erträglichen Gewinn brachte.

Er war Blechschneider von Beruf.

Blechschneider? So nannte er sich jedenfalls. Seine Tätigkeit bestand darin, daß er alles, was aus Blech und aus Draht bestand und nicht mehr halten wollte, zusammenflickte, zusammenlötete und dichtete. Maufefallen, Kuchenbleche und Formen.

Eine ruhige, besinnliche Tätigkeit, die dazu konkurrenzlos war. Und sie paßte für Vater Thien, der bescheiden, zurückhaltend und wohl auch ein heimlicher Träumer war. Und Meister Thien erwarb sich mit ihr das Bürgerrecht in der kleinen Harzstadt.

Einige Jahre später tauchte plötzlich eine Frau auf, wohnte bei ihm, war gleich alt und gleich besonnen, und man erzählte sich, daß es seine Frau sei.

Was erzählt man sich nicht alles in einer kleinen Stadt, die dem großen Leben mit seinen Schicksalen abgelegen ist!

Und in diesem Falle mochte es wirklich stimmen.

Daß Vater Thien bald eine geachtete, kleinbürgerliche Stellung einnahm, daß er im Spenglerverein aufgenommen wurde, weil er eigentlich auch ein Spengler war, ist für sein Ansehen nicht ohne Wichtigkeit.

Und eines Tages nahm man ihn auch im Veteranenverein auf. Vater Spengler hatte nämlich den siebziger Krieg mitgemacht und besaß die Kriegsmedaille der Mitkämpfer. Wer die Verhältnisse in einer kleinen Stadt kennt, wird wissen, daß ein Bürger stets nach seiner Vereinszugehörigkeit eingeschätzt wird. Sie bildet den Rahmen seiner bürgerlichen Erscheinung.

Also Vater Thien bekam eine Einladung zu einer Veteranensitzung und .... kam. Der Zurückhaltende gesellte sich zu alten Kameraden. Mochte an diesem Abend das ungewohnte Bier dem Alten die Zunge gelöst haben, jedenfalls kat er, was man an ihm nicht kannte, er erzählte aus seinem Leben, von seinen Wanderschaften und dann auch vom Kriege. Da staunten die andern. Solch ein stiller Gesell wie Vater Thien und solch ein Held.

Ja, der siebziger Krieg! Der schaffte Schicksale. Und Vater Thiens Geschick war der seltsamsten eins. Was der nicht alles berichten konnte!

Am nächsten Morgen redete wieder einmal die ganze Stadt von ihm. Und das war das drittemal. Zum ersten hatte man geredet, als der Fremde kam, zum zweiten, als seine Frau plötzlich

Digitized by Google

auftauchte und jetzt . . . Und dieser dritte Anlaß war sicher der schönste und ehrenreichste.

Seit der Veteranensitzung trug Vater Thien das Veteranenband ständig im Knopfloch.

Und nun wußte es jedes Kind, daß Vater Thien den französischen Krieg hatte gewinnen helfen.

Vater Thien war eine Persönlichkeit geworden.

Ein so stilles Leben wie das seine verläuft ohne große Erregungen, es kennt keine Affekte, wenn sie einer nicht selbst sucht. Und Vater Thien war auf einmal lebenshungrig geworden. Es gefiel ihm, daß man ihn feierte, daß man ihn ehrte, so ließ er keine Gelegenheit vorüber, wo er sich zeigen konnte. Wenn einer zwanzig Jahre auf der Walze gewesen ist, dann weiß er solches wohl zu schätzen, und nicht jeder vermag sich leicht eine neue Heimat zu gründen und zu bewahren.

Im Veteranenverein war er bald einer der ersten. Man dachte schon daran, ihm einen Ehrenposten anzubieten, und das wäre sicher auch geschehen, wenn nicht noch würdigere vorhanden gewesen wären und Vater Thien nicht rundweg jedes derartige Angebot abgelehnt hätte.

Nein, dazu sei er zu alt.

Vater Thien, aber erzählen müssen Sie!

Vater Thien, wie war das doch bei Weißenburg gewesen?

Vater Thien, wissen Sie noch, als wir vor Paris lagen?

Da lächelte er, wie seliger Erinnerung hingegeben.

Ja, Weißenburg . . . ., ja, damals bei Beaumont . . . und dann bei Paris, wo sie ihm die Lunge zerschossen hatten!

Und die andern horchten auf.

Die Lunge zerschossen?

Vater Thien erzählte. Und wie konnte er berichten!

Der Spengler Habestroh sagte einmal zu seiner Frau, daß es in keinem Buche so schön zu lesen stände, wie es Thien berichten könnte. Das war gewiß richtig. Unterhaltsame Leute sind stets beliebt und gesucht. Und wenn sie erst solche Erlebnisse haben! Du lieber Himmel, es gab ja nichts, was der Alte nicht durchgemacht hatte.

Man lud ihn in die Schenke ein, am Stammtische bezahlte man gern für ihn einen Topf städtisches Brauhausbier, aber erzählen sollte er. Das war bald ein stilles Übereinkommen geworden. Und Vater Thien tat es gern.

„. . . Als ich damals verwundet wurde . . . bei Spichern . . ."

„Vater Thien, war es denn nicht vor Paris?"

„Das zweitemal. Das erstemal war es bei Spichern. Wenn Sie aber vom zweiten Male hören wollen! Damals lagen wir dicht bei den Vorwerken . . ., ich ganz vorn. Und da raschelt's vor mir . . . Ich horche gespannt hin und denke, das können doch nur Franzosen sein. Richtig, bald sehe ich auch die roten Hosen ganz deutlich durch die dunkle Nacht . . ."

„In der Nacht?"

„Ich hatte ja Augen wie ein Luchs. Damals . . Und plötzlich fühle ich einen stechenden Schmerz dicht unter dem Herzen. ‚Ich bin verwundet', schreie ich und falle um. Meine Kameraden heben mich auf und bringen mich zum Verbandplatz. ‚Lungenschuß', sagte der Doktor. ‚Der muß in die Heimat.' Ich komme also zurück, und als ich wieder gesund bin, ist der Krieg vorbei. Damals hätte ich beinahe das ‚Eiserne' bekommen. Aber es kann ja auch nicht jeder bekommen, nicht wahr?" Und er tat einen tiefen Trunk. Und dann hustete er plötzlich erschreckend schmerzlich auf und preßte die Hände an den Brustkorb.

„Das ist noch von damals."

Es gab ja nun auch Leute, die dem Alten nicht immer glauben wollten und sagten, daß er aufschnitte. Die wurden aber mit einem mitleidigen Lächeln abgetan. Als wenn Vater Thien lügen würde! Hatte er nicht einen Lungenschuß und hustete heute noch daran?

Einige sagten, die Kugel steckte noch drin, andere, Vater Thien sei ja durch ein Artilleriegeschoß verwundet worden, wiederum andere, es sei ein Bajonettstich gewesen.

Und da fragte man ihn.

Vater Thien wurde unsicher. Einmal hatte er doch erzählt, daß es eine Flintenkugel gewesen sei, ein anderes Mal das Gegenteil behauptet.

„Ja, ganz genau kann ich's nicht mehr sagen, es ist zu lange her. Aber es wird wohl doch ein Infanteriegeschoß gewesen sein. Und damals bei Spichern . . ."

Vater Thien beachtete es nicht, daß einige der Zuhörer lächelten.

Schließlich war Vater Thien alt, und im Alter läßt das Gedächtnis nach.

Mochte Vater Thien noch so schön erzählen, schließlich gewann doch eine leichte Gleichgültigkeit die Oberhand. Wenn man jahrelang immer die gleichen Geschichten hört! . . . Erst als der Weltkrieg entbrannte, trieb der Alte wieder im liebgewordenen Fahrwasser. Jetzt brauchte man ihn. Jetzt redete man nur vom Kriege, vom vergangenen und vom kommenden. Die Alten wollten Erinnerungen auffrischen und die Jungen wollten sich an vergangenen Heldentaten begeistern. Und Vater Thien berichtete nicht nur in der Schenke, sondern auch auf der Straße angehalten, von seinem alten, lieben Krieg, und ermahnte die Jungen, sie sollten es ebenso wacker machen.

Und ob sie das wollten!

Aber der vergangene Krieg war schnell überlebt. Solche Taten, wie sie die jungen Soldaten verrichteten, überstrahlten alles, was bisher von

Digitized by Google

Heldentum gehört und erfahren. Und kein Buch hätte das alles fassen können, was durch die Zeitungen in die Heimat drang.

Und die Namen dieser Helden trugen Familien der Stadt, die den größten Krieg aller Zeiten aus der Ferne miterleben durften.

Vater Thien mochte sich überflüssig vorgekommen sein, oder auch der erste Kriegswinter war zu harsch und zu frostig in den Bergen. Er warf den schon lange kränkelnden alten Mann aufs Krankenlager, und als der Frühling mit den ersten Anemonen und Schlüsselblumen die Wiesen bunt tupfte, da überkam den Alten noch einmal der längst vergessene Wandertrieb. Und diesen Weg ging Vater Thien wieder ganz allein, er endete erst vor der Himmelpforte, dem ewigen Ziele aller Weltenwanderer, der träumenden und der suchenden.

Vater Thien war gestorben. Er sollte ein würdiges Begräbnis bekommen!

Der Veteranenverein mit wallender Fahne und die Schützenkompagnie, die ihm auch drei Ehrensalven über das Grab schoß, begleiteten seinen Sarg.

Eine geschichtliche Persönlichkeit der Stadt war heimgegangen. Einer, der sein Leben mit Ehren gelebt und mit Ehren beendet hat, wie es sich nur ein alter Veteran wünschen konnte.

Was ich nach seinem Tode noch durch Zufall erfahren habe, wird es sein Bild noch trüben können?

Unter seinen nachgelassenen Papieren fand sich auch ein alter Militärpaß, und in dem stand verzeichnet, daß der Reservist Albert Thien bei der Mobilmachung eingezogen worden sei, nach vierzehn Tagen aber, nach den ersten Gefechten, wegen Lungenkrankheit entlassen worden war. Und an der Lungenschwindsucht ist er auch gestorben.

Er war ein Held, der an sein geträumtes Heldentum schließlich glaubte. Es gibt eben seltsame Käuze auf der Welt.

Wiedersehen

So möchte ich immer weitergehen
In den blühenden Morgen hinein,
So wollt' ich die Liebste wiedersehen
Im ersten Frührotschein.

Wir werden uns stumm die Hände reichen,
Uns tief in die Augen seh'n,
Und eine Sonne, von Glanz ohnegleichen,
Wird leuchtend am Himmel ersteh'n.

Magda Heyden.

Geräuschvolle Musik / Von H. W. L. Kahle

In unserer kriegsbewegten Zeit, wo die Kanonen ihre ehernen Stimmen oft vernehmen lassen, darf man wohl daran erinnern, daß dieses gewaltige Kriegsinstrument bereits öfter im Dienst der Musik gestanden und in Konzerten mehrfach Verwendung gefunden hat.

Der Italiener Giuseppe Sarti, Domkapellmeister in Mailand und seit 1784 Kapellmeister in Petersburg, bemühte sich, die ihm mangelnde musikalische Innerlichkeit durch gewaltsame äußere Effekte zu verdecken. Er organisierte ein Riesenorchester, mit dem er die ungeheuerlichsten Werke vorführte, die nur einer krankhaften Phantasie entspringen konnten. Die höchste seiner Leistungen dieser Art aber war ein zur Feier der Erstürmung der Festung Oczakow (durch Potemkin im Jahre 1788) komponiertes Te Deum. Mit enormen Gesangs- und Instrumentalmassen — unter diesen ein besonderes Orchester russischer Hörner, von denen jedes nur einen einzigen Ton zu erzeugen vermochte — brachte er sein Te Deum im kaiserlichen Schloß zur Aufführung. Im Schloßhof hatte er eine Anzahl Kanonen von abgestimmtem Kaliber postiert, deren Donner zur Verstärkung der Bässe diente. Als Anerkennung seiner Verdienste erhielt er ein Jahresgehalt von 35 000 Rubeln und freie Wohnung. Sarti siedelte später nach Berlin über; doch gelang es ihm nicht, hier seine Lärmmethode durchzudrücken.

Ein Nachfolger in der Kunst nach außergewöhnlichen musikalischen Reizmitteln fand sich in dem Bratschen- und Viola d'amour-Virtuosen Karl Stamitz, der in Nürnberg eine große Vokal- und Instrumentalkomposition eigener Art aufführte, deren Hauptwirkung besonders auf der Begleitung durch Kanonenschläge beruhte.

Ein weiterer Bericht über die Verwendung der Kanone als Musikinstrument datiert vom Jahre 1836, wo bei einer mit 120 Kanonenschüssen eingeleiteten großen Feierlichkeit die Kanonen auch an dem musikalischen Teil des Festprogramms durch rhythmische Schläge teilnahmen. In der Mitte der vierziger Jahre im vergangenen Jahrhundert brachte endlich der Präsident der Bürger-

Digitized by Google

schützeninnung zu Frankfurt a. d. O. im dortigen Schützengarten einen Kanonengalopp in seiner Vertonung zur Aufführung, bei dem zwei vom Orchester weit aufgestellte und durch Signalstangen geleitete Kanonen ein wichtiges Wort mitzureden hatten.

Vor dem Kriege trat die Kanone vielfach bei Schlachtenmusikaufführungen, die so rasch große Beliebtheit und Verbreitung fanden, zur Darstellung des Schlachtgetöses auf. Jetzt hat sie sich wieder bei den vielfach abgehaltenen patriotischen musikalischen Abendunterhaltungen eingebürgert. Hier hat die Gelegenheit den musikalischen Gebrauch der Kanonen sanktioniert.

Überaus laute Musik liebte Landgraf Ludwig IX. von Hessen, wie G. S. Thomas berichtet. Diese Musikliebhaberei bestand in Hoboisten, Trompeten- und Paukerkorps, in Pfeifern und Tambouren. Die Hoboistenabteilung setzte sich zusammen aus acht Hoboebläsern, vier Trompetern und vier Fagottisten, sowie Trompeter, Pauker, Pfeifer und Tambouren, diese machten alle Musik aus. Die Hoboen und Fagotte wurden mit messingenen Bechern und Stürzen versehen, damit sie recht grell und schreiend wirkten. Alles, was nicht diese Eigenschaft besaß, wurde verbannt. Es war eine wahrhafte Ohrenmarter, die Musik zu hören, wobei die Trompeter immer die Melodie, und zwar auf einer F-Trompete mitblasen mußten.

Schrecklich waren die 40 bis 50 Pfeifer und Tamboure, von denen letzteren derjenige das größte Lob einernte, der die meisten Felle zerschlug, weil es dem Landgrafen den Beweis gab, daß er recht heraufschlage.

Saiteninstrumente waren ganz verbannt, die sich nach des Landgrafen Ausdruck nur für „Kirmesfiedler" schickten.

Der Landgraf vertonte die Märsche, welche sehr melodienreich waren, für die Hoboisten, Pfeifer und Tamboure selbst, und zwar am Klavier. Die Kapellmeister Brunner, Schüler und Metzger mußten sie in eben der Geschwindigkeit aufschreiben und dann in Stimmen setzen. Auf diese Art soll er die unglaubliche Zahl von mehr als 40 000 Märschen vertont haben. Ja, man spricht sogar von 100 000, wenigstens fanden sich in dem Archiv Märsche vor, deren Nummern bis in die 90 000 laufen. Wenn man bedenkt, daß der Landgraf stets einen Kapellmeister neben sich hatte, wenn er am Klavier vertonte, der die Melodien aufschreiben und nachher in Partitur setzen mußte, was die meiste Zeit in Anspruch nahm, und daß ferner die Märsche nur zwei Teile ohne Trio und jeder Teil nur zwölf Takte hatte, so läßt sich allenfalls die Möglichkeit denken, daß der Landgraf bei seiner Vorliebe für Militärmärsche so viel vertont haben kann. Außerdem waren die Märsche recht melodienreich und in einem recht langsamen Tempo gehalten.

Im Pauken- und Trommelschlagen kam dem Landgrafen selten einer bei. Er ließ sich's oft viel kosten, um einen Marsch zu bekommen. So besaß er einen Marsch für Pfeifer und Tamboure, der allgemein der 6000-Fl.-Marsch genannt wurde. Man erzählte sich hier folgendes:

Als sich einst der Landgraf auf einer Reise nach Aachen befand, hörte er daselbst von den Pfeifern und Tambouren einen Marsch, der ihm so wohl gefiel, daß er ihn zu besitzen wünschte, doch wollte er ihn nicht fordern. Er blieb daher so lange in Aachen, bis er die Melodie pfeifen und die Trommelschläge schlagen konnte. Nun erst wollte er abreisen, und erhielt von dem Wirt eine Rechnung, die 6000 Fl. betrug. Der Marsch bekam daher den Namen der 6000-Fl.-Marsch.

Wer nur einigermaßen Kenntnis von Musik hatte, mußte dem Landgrafen Märsche vertonen. Sein Minister, der Geheimrat von Hesse in Darmstadt, der Klavier spielte und überhaupt musikalische Kenntnisse besaß, ward ebenfalls einmal von ihm aufgefordert, einen Marsch für die Hoboisten zu vertonen. Der Geheimrat, ein sehr gefühlvoller Mann, erfüllte seine Befehle, brachte aber zur Abwechslung mehrere Pianos, Krescendos usw. an. Bei der Probe, die jeden Morgen im Vorzimmer des Landgrafen, so oft er in deren Stadt war, gehalten wurde und wobei Geheimrat von Hesse zugegen war, erinnerte dieser die Hoboisten wiederholt an das Piano.

„Der Teufel, der Teufel, Herr Geheimrat," kommt der Landgraf aus seinem Zimmer heraus, „der Marsch ist recht hübsch, aber der Teufel hat das Piano erfunden, und Sie werden nur meine Hoboisten damit verderben."

*

Spruch

Vergiß dein eigen Leid
In dieser Zeit,
Und werde nach Vermögen
Andern zum Segen!

Elisabeth Kolbe.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers. Das junge Deutschland der Kriegsfreiwilligen schenkte der Heimat viel Unvergeßliches an Tapferkeit und Heldentum; Glanz liegt auf ihren Taten. — Und Feldpostbriefe flogen in die Heimat, mit aller Frische der Jugend geschrieben, die so unmittelbar sieht und empfindet, daß sie die Erfahrung zuzeiten ersetzen kann. Je länger der Krieg anhielt, um so stiller wurde es von den Briefschreibern. Denn selbst das Große spiegelt sich nur im Beginn so gewaltig in den Seelen und bringt sie zum Klingen. Dann haben sie den Ton gefunden, der in dem Chaos fortschwingen kann, die gleichbleibende Treue der Selbsthingabe. Und ihr stehen nicht viel Worte zu Gebote. Die Tat ist hier alles.

Begegnet man dann einem Büchlein wie den „Feldpostbriefen eines Fahnenjunkers" (verlegt bei Paul Kassirer, Berlin), so muß das Empfinden und Denken sich zuerst etwas zurückschrauben. Aber wie leicht findet es sich danach in die Welt des Leutnants im Garde-Füsilier-Regiment, Uli Klimsch! Das heißt zuerst geht er — im Dezember 1914 — als simpler Freiwilliger mit hinaus, kommt nach Polen, wird dann nach Galizien verladen. Er erlebt den schweren Karpathenwinter und wird nach dem Sturm auf den Zwinin auf dem Vormarsche von den Russen gefangen genommen.

Er wollte Schriftsteller werden, und die Briefe beweisen, daß dieser 19jährige Soldat die klare Beobachtungsgabe und die Form des Ausdrucks besitzt, die man mit Talent bezeichnet. Dieser Grund bewegte wohl die Seinen zur Veröffentlichung, gegen die sich sonst allerlei Bedenken erheben könnten. Denn es handelt sich hier um Persönlichstes: Briefe eines Sohnes an die Eltern. Doch, da die Gabe wirklich des Freuens wert ist, sei sie willkommen als ein Beitrag liebenswürdigster Art zu der großen Geschichte dieses Krieges.

Das Beste der Briefe liegt in ihrer freien, knabenhaften Weise, Menschen und Verhältnisse zu sehen und zu beurteilen. Das Grauen des Krieges springt oft aus den rasch hingeworfenen Zeilen und wird wieder abgeschüttelt, weil das starke Vorwärts dieses Kampfes die persönlichen Gefühle immer von neuem mitreißt und betäubt. In allem Hin- und Hergeworfenwerden der Angriffe behält doch eine stark lebensbejahende, frohe Art die Oberhand. Und wenn die Schwere des Geschehens nicht gar zu lastend auf der jungen Seele liegt, dann bricht die Freude an der Natur durch und schafft ein Stück Poesie mitten in einem trauervollen Briefe über den Tod eines Kameraden: „Heut ist die Sonne prächtig aufgegangen, und ich steh zum ersten Male beim Morgenrot an der riesigen Brustwehr wie ein stolzer Mann, ein Ritter, und feuere. Weit sieht der Blick durch die Scharte über weiße Täler und Berge und Wälder. Und gewaltig ist der Moment, in dem die Sonne vorkommt, und wir feuern stolz durch die Scharte. Das ist wie Beethovens Eroica. Die kann hier ertönen im Gebirge, da würden sich Natur und Kunst vereint zum Himmel heben. Es ist zu schön, und pfui über die Rachegedanken, die ich gestern hatte. Ich kämpfe wie ein Ritter und voll stolzer Freude, aber nicht, daß ich meine Feinde haßte. Das ist kleinlich und nur aus gedrückter Stimmung erklärlich. . . ."

Und ein andermal schließt ein Brief: „An derselben Stelle bin ich Karfreitag dem Tode entgangen. Hast du da an mich gedacht? Ich bleibe noch hier, ich muß noch kämpfen. Ich denke, daß es immer trauriger wird und ich immer stolzer werden muß."

Im Juni 1915, als der junge Leutnant eben nach Hause gemeldet hatte: „Freudig haben wir den Dnjestr überschritten — Deutschland über alles!", geriet Uli Klimsch in die Gefangenschaft.

Seine Kriegserlebnisse werden so um ein Kapitel bereichert, an das er am wenigsten dachte. So oft er sich auch mit dem Gedanken an einen Soldatentod auseinandersetzte. Er selbst ist zur Untätigkeit verurteilt, aber die Briefe wirken statt seiner, zeigen einen scharfumrissenen Abschnitt aus dem Kriege und erzählen von dem wohltuenden, klärenden Einfluß, den ein wahrhaftes Elternhaus auch bis in die Not der Schützengräben hinein behält. Ihm hat es der Briefschreiber zu verdanken, daß seine Gesinnung und sein Stil so gut zu dem stolzen Worte „Ritter" passen, das er ein paarmal scherzend auf sich anwendet. Hedwig Forstreuter.

Allerlei

Bellas neuer Regenschirm. Adelina Patti fuhr eines Tages in Wien zur Probe. Unversehens trat ein heftiger Regenguß ein, vor dem die meisten Fußgänger sich in die Häuser flüchteten und wartend in den Fluren standen. Ein kleines Mädchen von vier Jahren war zu erschrocken, um gleich den andern Schutz zu suchen. Schreiend und jammernd rannte es die Straße entlang und hielt nur krampfhaft mit beiden Händen einen Gegenstand fest, den es unter seinem Kleidchen verborgen hatte. „Gewiß ist die Kleine um ihre Puppe besorgt und hat sie dort vor dem Regen in Sicherheit gebracht", sagte sich die kinderfreundliche Sängerin, befahl ihrem Kutscher, mit seinem Fiaker anzuhalten, und rief der weinenden Kleinen zu, sie möge zu ihr in den Wagen steigen — eine Einladung, die das Kind ohne Besinnung annahm. Indem sie schnell beruhigt die Tränen aus den Augen schlenkerte, erklärte sie: „Ich war boß ein bißen mit meinem neuen Redenßirm pazieren bedannen, un wie's nu so lospadderte, wurde mir doch himmelanst um den ßönen neuen SSirm." Dabei holte sie unterm Kleidchen ein rotes Kinderschirmchen hervor und strich zärtlich prüfend mit der Hand über den billigen Baumwollenbezug.

Adelina Patti war so entzückt von der naiven, fürsorglichen Bella, so nannte die Kleine sich, daß sie sie bis vor ihre Haustür fahren ließ, wiewohl es ihr einen weiten Umweg kostete.

Clara Düsterhoff.

Inhalt des Heftes 25: Der wilde Rosenbusch. Roman von Alfred Maderno. — Der Roman einer schönen Frau (Schluß.) Von Richard Freyen. — Beiblatt: Die Stimme. Gedicht von Eugen Stangen. — Mit solchen Führern laßt uns siegen. Von A. Ziegs. — Winterliedchen. Gedicht von Leo Heller. — Vater Thien. Skizze von Hellmuth Unger. — Wiedersehen. Gedicht von Magda Heyden. — Geräuschvolle Musik Von A. W. J. Kahle. — Spruch. Von Elisabeth Kolbe. — Bücherbesprechungen. — Allerlei.

Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Nachdruck verboten * Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für die Beiblätter: Dr. Erich Janke, Verlag v. Otto Janke. * Ausgegeben am 24. März 1917. * Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1917 Heft 26

Die letzte Grünwettersbach / Roman v. Oswald Bergener

1. Kapitel.

Das Frühlingskind unter dem Regenbogen.

Im Wutachtal reiste vor einem Menschenalter eine kleine Gesellschaft von Schauspielerinnen und Schauspielern an einem drückend schwülen Maitage die Talstraße entlang. Sie gedachten oben im Gebirge in etlichen größeren Schwarzwaldorten wie seit Jahren für Einheimische und Gebirgsgäste Theatervorstellungen zu geben. Sie betrachteten sich als berufene und auserwählte Kulturträger, weitab von den großen Straßen der Kunst und waren — gerade darum — sehr arm, gleichwohl sehr vergnügt, da es von der Hand bis in den Mund zulangte.

Zwischen den romantischen Waldhängen durchfuhren sie auf ihrem von zwei Gäulen gezogenen offenen Thespiskarren von Bad Boll herauf, wo sie soeben ein Gastspiel erledigt hatten, an der rauschenden Wutach eine Waldschlucht, als ein Gewitter rasch heraufzog. Es stieg mit seinen blauschwarzen Wolkenriesen hinter den Waldgipfeln so unvermutet herüber, daß Blitz und Donner über ihren Häuptern rollten und aus dem zerrissenen Himmel der Regen in den Wagen stürzte, noch ehe sie mit ihren Mänteln und Schirmen unter Possen und Gelächter in Ordnung waren.

Der Kutscher hieb wie besessen auf die Pferde; doch wurde es ihnen sauer, mit dem Regensturm um die Wette zu laufen, da es bergauf ging. In der Enge der Schlucht war der Fahrweg an der einen Talwand auf die Höhe hinaufgedrängt, da er unten in der Sohle neben der felsigen Wasserwildnis keinen Raum mehr fand. Da oben steil über dem Fluß, unter einer gewaltigen Tanne mit einem himmelblauen und goldenen Marienbilde und unter den Vogelbeerbäumen am Straßenrand jagte sie die Furcht, im offenen Wägelein so dicht beieinander vom Blitz erschlagen zu werden, aus dem Karren.

Tief unten in der Schlucht klammerte sich zwischen dem Wutachtosen und der jenseitigen Waldwand eine einsame Mühle trotzig an den Kraft und Leben spendenden Strom. Der Wagenknecht erzählte unter dem triefenden Hut hervor mit der Seelenruhe eines Menschen, den schon längst kein Wetter mehr erschrickt, sie heiße die Schattenmühle, weil von September bis März kein Sonnenstrahl zu ihr den Weg hinunterfinde.

Der Heldenvater und die jugendliche Liebhaberin, die Salondame und der Komiker, die Naive, die Sentimentale, die komische Alte, der erste Held und Liebhaber und die Anstandsdame, die Vorbläserin und der Schüchterne, der Direktor und die stille Seele des Wandervölkchens, die Direktorin, flüchteten mit Schirmen und Mänteln auf der wieder abwärtssteigenden Straße im trommelnden Regen durch strömende Bäche zwischen den Vogelbeerbäumen zur Wutachbrücke hinunter. Koffer und Körbe ihrer Kostüm- und Requisitenherrlichkeiten belegte der Knecht im Wagen derweil mit Decken und Säcken und kroch selber darunter.

Eilenden Fußes und spritzend vor Nässe erstürmte man von der Brücke her den offenen Mühlenhof und die erste beste Deckung gegen

Digitized by Google

den fürchterlichen Wolkenstrom — eine offenstehende Scheuneneinfahrt, in der eine hochbeladene Heufuhre behaglich im Trockenen stand.

Hier in der Scheune der Schattenmühle suchte sich jedes einen friedlichen Winkel zum Trocknen.

Und in den wetterumtobten, doch friedvoll sicheren Schattengeheimnissen, im rasch bereiteten heimlichen, traulichen Familienwinkel, weitab von den großen Heerstraßen des Lebens, schenkte der Klapperstorch dem Direktorpaar ein sogleich aufs lieblichste maunzendes Töchterchen.

Der gewaltige Heuwagen streckte in der Scheunendurchfahrt drohend seine Deichsel gegen jeden Feind des jungen Glücks.

Die Regenbäche flossen auf der einen Seite herein und auf der anderen wieder hinaus und wisperten im Vorüberhüpfen viele sonderbare Märchen über des Kindes künftige Lebensbahnen.

Die Eule saß im Stockfinstern im höchsten Dachgebälk und räderte die Glotzaugen geisterhaft prophetisch über dem nachdenklich gesenkten Schnabel.

Die Ratte schlüpfte aus dem Loch, setzte sich aufrecht ans Kindeslager, floh, vom zornigen Schlage des Vaters erschreckt, ins Geklüft hinunter und trug mit den grauschwänzigen Schwestern Ähren zusammen, um des Säuglings Schicksale knabbernd und pfeifend daraus abzulesen.

Der Wildstrom rang in brausenden Liedern mit dem Urgrund der Felsen, der Donner erhob sich mit seinem Riesengesang darüber, es war ein unerhörtes gewaltiges Wiegenlied für das kecke oder sanfte Stimmchen im Scheunendunkel. Und der Blitz schleuderte seine herrlichsten blauen Flammen hervor, damit die junge Mutter mit ihren großen, schönen, sehnsüchtig glücklichen Augen nun auch die kleine süße Wonne an ihrer Brust in seliger Herzenslust betrachten könne.

Wiltrud — der Name klang einträchtig, Seltsames kündend, zwischen Vater und Mutter. Wiltrud — denn als ein Geschenk des wilden Aufruhrs der Natur lag es zwischen ihnen und summte und schnurrte behaglich sein erstes Daseinsliedchen. Wiltrud — denn es war auf einem von wilden Rosen- und Dornengestrüpp eingeengten Lebenswege geboren, und die junge Mutter griff danach mit der wilden Sehnsucht eines am Zwiespalt des Lebens heimlich krankenden, an unglücklicher Leidenschaft und seltenem Adel reichen Herzens.

Als ob der Aufruhr der Natur, nachdem er das Lebenstor für das stimmbegabte Engelchen aufgesprengt hatte, sich genug getan habe, und als ob das junge Menschenglück selbst den Himmel entwaffne, zog das Gewitter so rasch hinter die jenseitigen Berge, wie es diesseits heraufgestürmt war.

Es war nun möglich, die nächste menschliche Fürsorge zu erreichen. Und eine gütigere Helferin als die gut schwäbische Müllerin hätte nicht wohl gefunden werden können. Es rieselte nur noch sanft vom Himmel, als die junge Mutter und ihr Frühlingskind in der Mühle gastlich untergebracht und der ersten mitleidsvollen Besorgung und Behütung anvertraut wurden.

Den Vater aber rief die eiserne Pflicht seiner nach Brot für sich und die Seinen gehenden Kunst wieder auf den Thespiskarren.

Wiewohl sein von Stolz und Sorge hochgespanntes Herz in der Mühle zurückblieb, war er nunmehr auf dem mühsam trocknenden Kulturwägelchen bei der Weiterfahrt zwischen seinem Kulissenvölkchen der aufgeräumteste Direktor, der je über den Brettern, die die Welt bedeuten, das Zepter führte.

Doch als er rückwärtsschauend noch einmal in das wilde grüne Tal der Schattenmühle hinunterblickte und zwischen den goldenen Sonnenflammen im Westen und der düsteren Wetterwand im Osten einen Regenbogen wie ein herrliches Himmelstor über seinem jungen Glück in der Tiefe ausgespannt sah, — wurde er plötzlich nachdenklich und still und versank in dunkles Grübeln.

---

2. Kapitel.

Der Wildvogel auf dem ersten Flug.

Wie die Sterne am Himmel ihre festen Bahnen kreisen, so bewegten sich die Wege des Theaterdirektors Tankred Hohenkrähen jahr-

Digitized by Google

ein jahraus durch die nämliche Reihenfolge von Gebirgsstädten oben im Schwarzwald.

Sein Planetensystem drehte sich zwar in beengten Schranken. Aber innerhalb dieser Mauer glänzte es in den Strahlen des Ruhmes. Sein Name war volkstümlich, seine Bühne, wo er sie aufschlug, das Ziel begierigen Zulaufs der Städter und der Bauern.

Auch in den sechzehn Jahren, die seit der Geburt seiner Wiltrud verstrichen, kam er über den ewigen Gleichklang nicht hinaus. Seinen Hunger nach Größerem fraß er unbefriedigt in sich hinein und vergrub sich um so störrischer in seinem schmalen Familienglück und seinem hölzernen Kunsttempel.

Und immer gleich blickten die schönen, großen, schwärmerisch träumenden oder leidenschaftlich suchenden Augen seiner stillen Gefährtin in die Schatten seiner bescheidenen mühseligen Lebenskreise.

Aber wo sie auch ihre heimatlosen Wege wanderten und ihren Thespiskarren schoben, — wenn sie aufhorchten auf den Lerchenschlag, der mit dem Kinde überall über ihren Straßen vor ihnen herjauchzte, so blickten sie sich schweigend an und sahen in ihren Augen die Sonne glänzen, die ihr Herz durchwärmte.

Das Kind war ihnen wie ein ewiger Frühling, der immer köstlicher erblüht, der niemals verwelken, nie im Herbststurm untergehen kann.

Jetzt eben mit ihren sechzehn Jahren stand Wiltrud im Zauber eines Maienliebreizes von eigener Art, von dem niemand hätte sagen können, worin er eigentlich seinen geheimen Wohnsitz aufgeschlagen hätte, in der knospenden Jugendfrische ihres schlanken Körpers, in dem Lachen der braunen Augen, deren sprechende Schönheit sie von der Mutter ererbt hatte, nur das an Stelle melancholischer Schwärmerei eine hexenhafte Lebenszuversicht darin umging; in dem Lächeln um das zierliche, ganz fein gebogene Näschen, das eine aristokratische Veredelung der Römernase des Vaters darstellte; in dem Plaudern des blühenden Kußmundes — oder in allem zusammen und dazu in verborgenen Wesenseigentümlichkeiten, die eine sinnvoll anziehende Wärme nach außen strömten.

Um diese Zeit ging das brennende Verlangen ihrer hochfliegenden Jugendträume in Erfüllung. Nach ihren ersten schüchternen Unternehmungen aus den Kulissen als Märchenprinzessin, als Dornröschen und Sneewittchen öffnete sich ihr der Zaubergarten ihrer Sehnsucht, das ernste Lebensspiel im Phantasiereich der Bühne. Schon durch ihren ersten Versuch, ihre Jane Eyre, die Waise von Lowood, eroberte sie in dem kleinen Theater Staunen und Begeisterung.

Unter der Mutter Hand, die ihre überschäumende Begabung mit heißer Liebe hütete und veredelte, regte ihr junges Talent seine Flügel mit erstaunlicher Kraft.

Doch füllte sich die Luft, aus engen Kreisen immer weiter hinauszufliegen, nicht mit den größeren Aufgaben auf den Brettern der Kleinstadtbühne aus. Sie begehrte ganz bescheiden die Füße auch einmal aus den alltäglichen und alljährlichen Kreisen hinauszusetzen.

Dazu erzählte ihr das heiße Sonnenfunkeln auf dem dunklen Titisee zu rätselhafte Geheimnisse; dazu klang ihr das Sehnsuchtslied der Ferne zu lockend ins Herz, wenn sie von der hochgekuppelten Kirche des Städtchens, wo Tankred Hohenkrähen just seine Bühne aufgeschlagen hatte, zu den schwarzblauen Gipfelhöhen des Feldberges hinüberträumte, oder von einem hohen freien Waldrand aus mit klopfendem Herzen den traumhaft stillen Glanz der weißen Alpenspitzen in blauer Himmelsferne schwimmen sah.

Eines Tages eroberte sie sich von ihrem Mutterle und vom Vater die Erlaubnis, von dem hochgetürmten Bergstädtchen aus eine große Fußwanderung zum Feldberg zu unternehmen. Als treuer Wegwart wurde ihr der schüchterne Liebhaber der Gesellschaft mitgegeben.

Es lag ein herrlicher Augusttag über dem Gebirge.

Wenn die Schwalbe in die blaue grenzenlose Freiheit hinaussegelt, vollführt sie ein großes Zwitschern.

Grenzenlos weitete sich die Freiheit, und ungestüm flatterte die junge Seele da hinein, da sie den schüchternen Geleitsmann mehr am Schnürchen führte als er sie.

Digitized by Google

Leicht wie die Schwalbe zwischen Himmel und Erde nach Gutdünken dahinzustreifen, das riß das sechzehnjährige Gemüt in eine ausgelassene Lust, als wäre es auf eine silberne Wolke gesetzt und führe herrlich und frei durchs ungeheure Blau.

Der Übermut steckte auch den schüchternen Liebhaber an, er wurde unbändig vergnügt. Sie überboten sich im Sprühen und Funkeln harmlosen Witzes und waren in jedem Augenblick bereit, sich über die beiderseitige treffliche Schlagfertigkeit schief zu lachen.

Doch blieben die braunen Augen Wiltruds offen für die heimlich zaubernde Natur in Nähe und Ferne. Die Pracht der Bergfreiheit, die schrankenlose Weite, die träumende Schönheit in tiefen Tälern und auf steilen Gipfeln, — wie tausendfach überragte die wahre, ehrliche, große Natur den trügerischen Schein und den Flitter der Kulissenwelt, die sie erst mit ihrer glühenden Phantasie ausfüllen mußte, sollte sie etwas bedeuten.

Wäre sie allein gewesen, so hätte sie vielleicht zu begeistertem Gebet die Hände gefaltet. So aber ließ sich das hüpfende Herz von dem entfesselten Schüchternen auf viel irdischere Freudenwege locken.

Er machte Wiltrud den Hof wie in der Komödie. Seine von Natur und Amtswegen berechtigte und verpflichtete Schüchternheit geriet mit der Zeit in die Fammen des Aufruhrs. Er schob seinen Arm unter den ihrigen; sie bemerkte es kaum. Schlug sie ihm doch einmal auf die Finger, so nahm er das für eine Einladung, nach einer Weile um so dreister zu sein. Und ihr springendes Herz war auch gar nicht gestimmt, ihm länger als einen Herzschlag Artigkeit anzusinnen oder gar grob zu ihm zu sein, wenn er sich in verliebten Unarten übte.

Schließlich befand sie sich — in späteren Jahren erinnerte sie sich noch höchst lebendig an diesen Ort, wo der Liebe Lust und Pein sie zum erstenmal umstrickte, die Bergstraße stieg hier, zwischen hohem Tannenforst auf der linken und dem schroffen Abgrund des Bärentals auf der rechten Seite, auf die ersten Rückenvorsprünge des Feldbergs hinauf —, befand sie sich in seinem gemütlich um ihre Hüften gelegten Arm. Er erkletterte neue Stufen der Keckheit, behauptete, er habe noch nie so süße, rote und noch dazu vollkommen ungemalte Lippen gesehen, und als sie ihm übermütig ins Gesicht lachte, packte er sie plötzlich beim Kopf und küßte sie wie ein Verrückter. Sie schrie, sie stieß ihn. Aber je mehr sie schrie, desto lieber küßte er sie. Je mehr sie ihn stieß, desto mehr forderte sie seine Kraft heraus.

Schließlich hielt er es für klug, plötzlich über ihre Entrüstung — entrüstet zu sein — und ging ein Stückchen höchst gemessen neben ihr her. Aber als er sich darauf auf diplomatischem Wege wieder heranschmeichelte, kapitulierte sie versöhnlich und ließ ihm neue Freiheit, weil er so bescheiden und vielsagend zu betteln wußte, als wenn er sterben müßte, wenn sie ihm den Willen nicht täte. Und wenn er ihr auch keine besonders eindrucksvolle Persönlichkeit war — denn sie hatte schon damals einen hohen Maßstab für Menschen und Dinge —, so dachte sie doch, daß es am Ende recht edelmütig wäre, ihm den Gefallen zu tun.

Auf allen Bergen, an allen Waldsäumen, über allen Matten und Abgründen saß die Schönheit, winkte ihr strahlend zu und hob sie in nie geahnte Lebenswonne. Warum sollte sie ihm von ihrem Glück nicht abgeben, was sie nicht beeinträchtigte und ihn, wie er behauptete, in den Himmel versetzte?

Er kam immer hitziger in Geschmack, er küßte sie auf Schritt und Tritt.

Er umtaumelte sie wie einer, der sich zum erstenmal in seinem Leben im Schönheitswahn bis zur Sinnlosigkeit berauscht und betrinkt.

Als sie sich auf diese angenehme Art in der Verschwiegenheit des Hochwaldes, der die Straße nun auf beiden Seiten feierlich einschloß, dem Feldberg näherten, kam ihnen nach und nach zum Bewußtsein, daß ihnen ein Zweispänner mit einem einzelnen Gebirgsreisenden im gemächlichen Berganschritt folgte. Er hielt sich hartnäckig hinter ihnen, ohne sie zu überholen.

Von diesem Augenblick an verwies Wiltrud ihrem Ritter jede verliebte Vertraulichkeit als unschicklich.

Als sie bald nachher, aus dem Hochwald tretend, die freien Mattenwände des Seebucks und des Feldbergs vor sich sahen, hielten sie zu fröhlicher Mittagsrast in dem großen Hochgebirgsgasthaus, dem Feldberger Hof, Einkehr,

Digitized by Google

ließen sich ungemein zufrieden und behaglich nieder, tafelten gemeinsam und tauften die unbändige Wanderwonne mit Rotwein und Bergwasser.

Alsbald erschien auch der Insasse des Zweispänners im Speisesaal.

Er fiel Wiltrud unter den aus- und einkehrenden Fremden durch die prüfende Aufmerksamkeit auf, mit der er sie von dem Augenblick seines Eintretens an von Zeit zu Zeit betrachtete. Das hager geschnittene, braune Gesicht mit den scharfen Späheraugen, dem breiten, am Grunde leicht ergrauten, braunen Vollbart und dem beiderseits in die Luft stechenden Schnurrbart, die aristokratische Unbekümmertheit in seinem Gebaren, die vornehme Nachlässigkeit in der verschossenen Lodenjoppe nebst Kniehosen, und der ebenso sturmerprobte grüne Hut mit der Spielhahnfeder, das alles zusammen gab ihm den Anstrich eines Jagd und Bergwald liebenden Edelmannes. Auch schlug, als er im Vorbeigehen mit dem Kellner verhandelte, der behagliche Laut seines Schwarzwaldschwäbisch anheimelnd an ihr Ohr.

Wie merkwürdig, daß ihr dieses Gesicht und dieses Auftreten so wohl bekannt erschienen.

Es flog wie ein Traum durch ihre Vorstellungen, daß sie die Gestalt erst vor kurzer Zeit, oder auch vor vielen Jahren einmal, mit flüchtiger Verwunderung gesehen — und wieder vergessen habe. Doch ärgerte sie sich zu sehr über sein Fixieren, als daß sie dieser dunklen Erinnerung hätte Raum geben mögen. Sie befand sich mit ihrem „Schüchternen" in einer unbeschreiblichen Sonntagsstimmung und dachte nicht daran, sich darin stören zu lassen.

Seitwärts von ihnen ließ er sich an einem Tische nieder. Als sie noch einmal flüchtig und neugierig zugleich zu ihm hinübersah, fand sie sich unter dem spitzen Seziermesser seiner Jägeraugen.

Dann bekümmerte sie sich nicht mehr um ihn. Das behagte dem „Schüchternen" sichtlich; er segelte so begeistert im Sonnenschiff dieser jungen Aventiure, daß ihn jeder nahende Schatten so verdroß, wie ihn der abziehende in erhöhte Luft versetzte.

Sein Vergnügen noch zu vermehren und mit seiner ungestümen Zärtlichkeit wieder allein zu sein, trieb sie nach vollendetem Mahl zum Aufbruch.

Es war ihr selbst in der Nähe des Fremden unbehaglich und nicht geheuer. Und der Augenblick, in dem sie aus der Gasthoftür wieder in die goldene Freiheit des Bergsommers hinaustrat, hob ihr eine dunkle Last vom Herzen.

Als der unbegrenzte Sonnenschein auf den höchsten Schwarzwaldgipfeln sie beide von neuem in seine Arme nahm, ergriff sie der unbekümmerte Taumel des jungen Freiheitsgefühls mit doppelter Glut; die sonderbaren Schatten der Furcht vor etwas, was doch gar nicht greifbar da war, stürzten kopfüber von dem träumenden grünen Bergrand tief hinunter in den düsteren Feldsee.

Sie wanderten und lachten, neckten sich, liefen vor einander weg, haschten sich, küßten sich und wanderten frei, frei den Schlangenweg hinauf im Sonnengleißen, auf leichten Flügeln des Bergwindes getragen, mit Rucksack und Stock zum Wolkenglanz auf dem Seebuck.

Vor dem ragenden Bismarckstein auf des Berges höchstem Scheitel besiegelten sie die Begeisterung an der weitgespannten Bergwelt zu ihren Füßen wiederum mit einem Blütenschauer von Küssen, er wie ein rechter Gelegenheitsstrolch, sie wie ein ahnungslos naschendes Kind, das in Seligkeiten segelt vor der stillen Schönheit tief unten in grünen Schattenabgründen und Sonnentälern und vor der leuchtenden Pracht auf fliehenden Bergfernen und träumenden Wolken.

Und dort — war das nicht, im Fernglas, weit drüben zwischen Wäldern und Matten der Kuppelturm der Kirche ihres Theaterstädtchens? Des Schüchternen Begeisterung stieg erneut, und während ihr Herz zu jenem Kirchturm flog und die schönen, liebeleuchtenden Augen der Mutter grüßte, war es ihr ein Wohlgefühl, umhalst, geliebt und geküßt zu sein.

Mit der Begründung, daß er sich auf dem Gipfel der Naturbegeisterung befinde und seine übermenschliche Herzensfreude in Taten umsetzen müsse, wenn er daran nicht erwürgen solle, drückte er sie in seine Arme und krönte

Digitized by Google

sein Hochgefühl durch eine tiefe, feierliche Andacht auf ihren blühenden, jungen Lippen, als urplötzlich wie Mephisto hinter dem Ofen hervor der Fremde vom Feldberger Hof aus dem Schatten des Bismarcksteins trat, nicht aus einem Pudel hervorgezaubert, sondern auf natürliche Art hinter dem Denkmal herangepirscht.

Der Schüchterne ließ betreten seine Dame frei.

Wiltrud schaute dem Fremden mit heimlicher Bestürzung entgegen und wehrte sich vergeblich gegen das seltsam Vertraute, das ihr aus seinen Augen, seinem Gesicht, seinem ganzen Wesen entgegenwehte.

Aus dem Strom der gleichgültigen oder feindseligen Stimmen der Welt fängt sich plötzlich ein feiner Klang tief in den empfindsamsten Saiten des Herzens und bringt sie zum rätselhaften Erzittern.

Indessen trat der Fremde, indem er Wiltrud unverwandt prüfend betrachtete, bis auf wenige Schritte heran, faßte sie mit durchbohrender Schärfe noch einmal ins Auge, mit einer sichtlichen Spannung, die vom nächsten Augenblick irgendeine überraschende Wendung erwartet, und schien im Begriff, mit einer Bewegung und einem Wort des Grußes sie anzureden.

Doch wendete er sich dann ab und stand ein Weilchen nahe neben ihnen, hoch aufgerichtet, und seine ins Gebirge hinausgerichteten Augen schienen an irgend etwas Fernem, Unsichtbarem mit tiefem Nachdenken zu haften.

Darauf streifte er sie noch einmal mit einem flüchtigen, scharf forschenden Blick, kehrte sich rasch ab und schritt den Weg wieder zurück, den er gekommen war.

Alsbald war er hinter dem Denkmal wieder verschwunden.

Wiltrud blickte ihm wie einer Geistererscheinung nach.

Der Schüchterne gewann zuerst seine Fassung wieder.

„Wer ist das?" fragte er mit sichtlich unruhiger Neugierde; „was will er von dir?"

„Weiß ich's?" antwortete sie, doch mehr mit dem Nachgrübeln über die sonderbare Begegnung als mit der eifersüchtigen Wißbegierde ihres Begleiters beschäftigt.

„Laß uns weitergehen," sagte sie dann, tief aufatmend; „er ist fort, die Luft ist rein. Und wir haben noch viel zu sehen."

Hoch befriedigt über diese Wendung setzte er sich mit ihr auf dem Höhenwege in der Richtung gegen den Feldberggipfel in Bewegung. Doch als er den Versuch machte, in zärtlicher Vertraulichkeit erneut seinen Arm unter den ihrigen zu schieben, entzog sie sich ihm.

„Laß mich jetzt," sagte sie ungeduldig; „ich will mich einmal frei bewegen."

Und als er verletzt und verdrossen ein Wort des Spottes versuchte, setzte sie mit gezwungener Begütigung hinzu:

„Nachher — nachher! Man muß doch nicht immer aneinanderhängen. Man hat doch auch einmal an anderes zu denken!"

„Ich möchte wissen, was du jetzt zu denken hast."

„Wart' es ab! Wenn du artig bist, sag' ich dir nachher vielleicht etwas. Vielleicht — hat deine Weisheit einen guten Rat für mich. Vielleicht auch nicht. Ich weiß noch nicht. Laß mich nur jetzt in Ruh. Ich muß jetzt nachdenken."

„Also! Denken wir nach!" sprach er mit Galgenhumor.

Schweigend wandelten sie nebeneinander dem hohen Feldberg zu.

Doch blieb sie dann wieder ein Weilchen am Rande des steilen Abhangs stehen. Ihr Auge folgte den Kreisen einer weißen Taube, die weit drüben noch unter ihrer Gesichtslinie, doch in schwindelnder Höhe über dem schattigen Talabgrund dahinflog; ihre winzigen Fittiche leuchteten weiß wie Schnee durch den goldenen Nachmittagsduft herauf. Plötzlich schoß ein Habicht aus der blauen Himmelsstille auf den weißen Glanz, ein kurzes, wildes Flattern, dann verschwand der Raubvogel mit seiner Beute in schnellen Kreisen hinter den Wäldern.

---

3. Kapitel.

Wiltruds Geheimnis.

Unter der Vorhalle des Feldberghauses saßen sie hinter den Kaffeetassen, der Schüch-

Digitized by Google

terne ungemein behaglich, nur nicht ganz zufrieden und längst nicht mehr auf dem Gipfel des Erobererglücks.

Denn Wiltrud dachte noch immer an andere große Dinge als an ihn, schlüpfte sogar ungnädig mit der Hand beiseite, wenn ihn der Mut stach, danach zu greifen, und schwamm mit den hinausfliegenden Blicken der braunen Träumeraugen auf den Sonnenfluten des Nachmittags bis an den gewaltigen Gebirgshorizont hinaus.

„Gelt, wir sind doch heut gute Freunde!" unterbrach sie plötzlich das Schweigen.

„Wohl! Wohl sind wir das!" rief er vor Überraschung ganz begeistert; „was verlangst du? Soll ich's beschwören? Einen Eid leisten? Soll ich in den Feldsee springen und dir eine güldene Krone heraufholen?"

Dabei hatte er mit neu hervorbrechender Unternehmungslust doch wieder ihre Hand erwischt und stürzte sich zum Kuß darüber, küßte aber nur die Luft, da sie schon wieder entsprungen war.

„Wart' nur, es kommt noch. Ich denke jetzt eine Gedankenkette durch, die du nicht sehen darfst. Denn es ist ein Geheimnis. Aber am Schluß tauche ich mit der Kette auf, und dann sollst du mir helfen, ein neues Stück daran schmieden."

„Machen wir, machen wir!" antwortete er, die Enttäuschung verschluckend, mit Feuereifer; „ich steck' mir derweil einen Tobak an, bis du mit dem Kettenende auftauchst."

Sprach's, griff zu seiner Zigarettentasche, reichte auch ihr davon, und während er ihr das brennende Streichholz an die Zigarette hielt, versank sie bereits in ihr Geheimnis und verschwand damit hinter blauen Rauchwölkchen, blieb aber noch immer im Schleier des Schweigens, als sie den Papyros, weil er ihr nicht mundete, längst weggeworfen hatte.

Die bunte Welt ihrer Kindheit flog in glänzenden oder melancholischen Bildern an ihrer Seele vorüber. Immer guckten aus der Flucht dieser Bilder dieselben weichen, braunen, fast schwärmerisch großen Mutteraugen — dieselben Augen, mit denen jener sonderbare Fremde ihr mit so durchdringender Wißbegier begegnet und gefolgt war, nur daß sie kleiner und schärfer erschienen, nur daß, was bei der Mutter wie ein Traum der Sehnsucht schlief, sich bei ihm in durchbohrendes Suchen verwandelte.

Die Augen der Mutter, sie übten selbst auf das Kleinstadtvölkchen ihren Zauber, wenn sie auf der Bühne erschien, wenn sie in ihrem feinen Liebreiz die glückliche, junge Schloßherrin spielte, als Prinzessin Eboli träumte, durch ihre ergreifende Lebenswärme als Gretchen bestrickte oder durch die vornehme Schönheit und erschütternde Wahrheit ihrer Maria Stuart das Volk der Theaterstädtchen zu Tränen hinriß und selbst in den Tiefen der Leidenschaft immer die stille Größe wahrte, die auf den Höhen des Lebens wandelt und sich über den großen Haufen erhebt.

Und der Vater? Wenn er als reicher Lebemann fürstlich auf die Bühne trat, sich straff als General reckte, als Wallenstein mit den Sternen spielte, als Richard III. ins Riesenmaß der Schurkerei wuchs oder die kleine Welt seines Kunsttempels durch sein mimisches Meisterstück, seinen täuschend ähnlichen Napoleonskopf verblüffte, — war er nicht auch groß in seinem Talent und seiner Art? Und doch — er stand wie ein dunkler Schatten neben der Lichtgestalt der Mutter.

Aus Gesprächen der Eltern, die sie mit ihrem jungen, hellen Verstande ungesehen und ungewollt belauschte, war ihr wie aus grauer Morgendämmerung allmählich die immer bestimmtere Vorstellung in die Seele getreten, daß die Mutter aus einem Hause von gutem, altem Adel stamme, daß sie wider den Willen ihrer Angehörigen zur Bühne gegangen und seither mit den Ihrigen völlig zerfallen sei.

In einer Stunde guter Laune erzählte ihr der Vater einmal mit vergnüglichem Stolz über seinen Aufstieg auf der Bahn des Lebens und der Kunst, daß er als junger Bursch Ausrufer eines kleinen Wanderzirkus gewesen sei, manchmal auch herumziehende Menagerien, Riesendamen, Seiltänzer oder Hundetheater auf den Jahrmärkten ausgeschrien habe; die blaue Tätowierung auf seinem Unterarm trage er als Wahrzeichen seiner Zunft, als unverlöschliches Zeugnis der Götterdämmerung seines Künstlerberufs mit sich bis einst ins Grab.

Nur halb ahnend sah Wiltrud hinter der blauen Tätowierung das Geheimnis der Tra-

Digitized by Google

gödie ihrer Eltern, — den aus der dunkelsten Tiefe nach oben Drängenden, der sich als junger, vorwärtsstürmender Schauspieler an das allzu theaterbegeisterte schöne adelige Fräulein klammerte, um sich an ihr ins Licht hinaufzuringen, der sie aber mit sich hinunterzog in die staubige Landstraße fahrenden Komödiantentums.

Doch ihr frisches, begeisterungsfrohes, hochfliegendes Herz wirbelte über solche grüblerische Erkenntnis immer wieder hinauf in die Lerchenluft seiner blauen Phantasiewelt. Konnte sie nicht jeden Augenblick sich in eine Gestalt verwandeln, welche sie wünschte? Die Kindessehnsucht der ganzen Menschheit war ihr damit erfüllt; was wollte sie mehr? Gleich dem Vater und der Mutter schickte sie sich an, die Bretter zu erobern, die die Welt bedeuten, die im Meer der rauhen Wirklichkeit freilich oft nur ein bescheidenes Inselchen sind, auf dem die hochfliegende Phantasie einen erbitterten Kampf mit Not und Dummheit kämpft.

So schwermütige Weisheit mischte sich mehr als einmal in die Seufzer der Mutter, wenn der Vater nicht zugegen war und die Einsame mit der Versuchung rang, sich dem einzigen Kinde ihres Herzens und ihrer verhängnisvollen Liebe ganz zu öffnen.

In so stiller vertrauter Stunde entschlüpfte ihr auch einmal der so lange in Schweigen verschollene Name ihres Elternhauses.

Wiltrud tauchte mit dem Ende ihrer beträchtlich langen Gedankenkette, die für die Geduld des Schüchternen schon über alles Maß hinausgewachsen war, zu seiner freudigen Überraschung plötzlich aus den Abgründen des Schweigens und des Grübelns auf.

Von ihren sprunghaft sich jagenden Erinnerungen kehrte sie wieder zum gegenwärtigen Ausgangspunkt zurück und sprach:

„Warst du nicht schon einmal am Kurtheater in Wildreuth?"

„Wohl, wohl! Einen ganzen Sommer sogar."

„Gelt, da gibt's auch einen Freiherrn von Grünwettersbach, der in einem schönen großen Hause wohnt?"

„Wart — Grünwettersbach? Gewiß, besinne mich, den gibt's. Bekannter Name da."

„Hast ihn aber wohl nie gesehen oder gekannt?"

„Daß ich nicht wüßt'. Was willst denn damit?"

„Wart's ab. Kannst du schweigen?"

„In jeder Sprache."

„Mach keine Witze. Schwöre mir, daß du schweigen willst."

„Das kannst du nicht von mir verlangen."

„Oho! Warum nicht?"

„Ich werd' doch wohl hin und wieder mal reden dürfen, vor allen Dingen, wenn du mit deiner Wichtigkeit so zum Rasendwerden niedlich vor mir sitzst."

„Du! Artig! Ich meine doch natürlich nicht, daß du überhaupt schweigen sollst —"

„Ach so! Also —"

„Schweig — und schwöre mir, daß du mein Geheimnis, das ich dir anzuvertrauen beschlossen habe, niemanden verraten wirst, auch nicht meinem Vater und meiner Mutter."

„Das klingt ja schauerlich. Also — ich schwöre!"

Und er hob zwei Finger der rechten Hand.

Sie überzeugte sich ernsthaft, daß es die richtigen Finger waren. Darauf nickte sie befriedigt.

„Gut! Jetzt gib acht. Du hast gesehen, wie mich der fremde Herr verfolgt und gemustert hat, als ob er mich kännte. Mach kein so böses Gesicht — und unterbrich mich nicht. Ich glaube an Schickungen. Die Begegnung hat einen geheimnisvollen Sinn. Ich ahne, wer es ist — wie er zu ahnen scheint, wer ich bin. Ich will dich nicht tiefer sehen lassen, denn das geht dich nichts an. Aber ich fühle, daß hier eine Erscheinung meinen Weg gekreuzt hat, der ich auf den Grund gehen soll und muß, weil sich darum das ganze Lebensgeschick meiner Mutter bewegt."

Das letzte sprach sie mit einer so warm aufwallenden Bewegung, daß er erstaunt und verschüchtert zu ihr aufblickte.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der wilde Rosenbusch / Roman von Alfred Maderno

8. Fortsetzung.

17. Kapitel.

In der Familie Angermann stimmte es tatsächlich nicht. Und zwar seit etwa vierzehn Tagen nicht. Da war Frau Angermann, noch im Straßenkleid, bei ihrem Gatten eingetreten, hatte in dem für Besucher bestimmten Polstersessel neben Angermanns Schreibtisch Platz genommen, und dann in ernstem Tone das Wort an ihren Mann gerichtet.

Um den herum sah es zwar aus, als wisse er wieder einmal nicht, wo aus mit der vielen Arbeit, doch kannte Frau Angermann diesen künstlichen Aufbau in seiner ganzen Nichtigkeit und vergeudete keinen Blick daran.

„Mein lieber Joachim", begann sie vielmehr, „ich habe mit dir in einer sehr ernsten Angelegenheit zu reden."

Herr Angermann legte beide Hände auf die Armstützen seines „Arbeitsstuhles" und sah seiner Frau nicht gerade geistreich ins Gesicht.

Frau Angermann liebte es nicht, lange Einleitungen zu machen. Bei ihrem Manne wäre dies auch sehr unklug gewesen. Den mußte man, wenn man ihm beikommen wollte, mit dem ersten Worte festnageln.

Angermanns Gesichtsausdruck bewies seiner Gattin, daß ihr dies bereits gelungen war.

Sie fuhr also fort: „Vor einer Viertelstunde wurde mir erzählt, daß unser Sohn Fritz seit einigen Wochen ziemlich regelmäßig ein weibliches Mitglied unseres Stadttheaters besucht."

Diese Tatsache konnte Herrn Angermann nicht überraschend kommen, wohl aber, daß seine Frau und, wie es schien, noch andere Leute darum wußten. Was sagte seine Frau übrigens? Ziemlich regelmäßig? Davon besaß allerdings auch er keine Ahnung. Der verdammte Bub! Jedoch klein beizugeben, dazu konnte sich Herr Angermann nicht verstehen. Der Fall griff auf sein Gebiet über, das ihm für unantastbar galt.

„Wer behauptet das?" fragte er kurz.

„Das tut nichts zur Sache."

„Und woher will die oder der Betreffende das wissen?"

„Ich frage dich, lieber Joachim, ob du davon weißt?"

„Bitte, der Reihe nach. Ich fragte zuerst. Woher also will deine Quelle das wissen?"

„Fritz wurde wiederholt gesehen, wie er das Haus betrat, in dem die Sängerin wohnt."

Verflucht! Schon wieder so ein Wort! Wiederholt! Auch Sängerin klang nachdrücklich. Aber sich nur in nichts hineinhetzen lassen!

„Was beweist das? In jenem Hause wohnen sicherlich noch viele andere Leute. Jedenfalls auch einer von Fritz' Freunden."

„Weißt du das bestimmt?"

„Das nicht; aber ich nehme es an. Es ist sicher so." Herr Angermann behauptete also etwas, was er selbst nicht glaubte, und fühlte daher, daß der Zweikampf mit ungleichen Waffen ausgetragen wurde.

Immerhin, wieder zurück in die Parade!

„Ich bin jedoch besser unterrichtet."

O weh, schon war die Parade durchschlagen. Und gleich saß ein zweiter Hieb.

„Fritz wurde an einem Fenster gesehen, das zu den Zimmern gehört, die von der Sängerin bewohnt werden. Es ist kaum anzunehmen, daß eine Soubrette Gymnasiasten zu Zimmerherren hat. Du hörst also, Fritz wurde in der Wohnung der Sängerin gesehen."

Für so ungeschickt hatte Herr Angermann seinen Sohn nicht gehalten. Was sollte er darauf noch antworten? Da war es am besten, sich abführen zu lassen.

„Ich bitte dich, Joachim, dich endlich einmal zu äußern! Was ist an der Sache daran? Wie kommt unser Sohn zu dieser Bekanntschaft? Weißt du davon?"

Das zu bestreiten ging nicht gut an. Da hätte er sich von Anfang an anders halten müssen. Jetzt hieß es Farbe bekennen.

„Ja, ich weiß davon, liebe Julia. Und da du es nun auch weißt, so wollen wir ruhig über die Sache reden."

Digitized by Google

„Dazu bin ich auch gekommen. Bitte, beginne, aber verschweige mir nichts. Ich nehme die Sache sehr ernst."

„Zu ernst, sicherlich viel zu ernst. Aber höre!"

Und Herr Angermann erzählte von seiner Absicht, mit Hilfe der Sängerin die Operette beim Stadttheater anzubringen.

„Das habe ich mir gedacht, daß die Bekanntschaft nur auf eine solche Weise zustande gekommen sein konnte. Wie käme denn Fritz sonst mit diesen Kreisen in Berührung?"

„Nun, ich denke, meine Absicht war durchaus nicht strafwürdig. Daß Fritz die Sängerin regelmäßig besucht, davon hatte ich, bei meiner Ehre, bis heute keine Ahnung. Er erzählte mir, als er von seinem ersten Besuche zurückkehrte daß ihn das Fräulein aufgefordert habe, wieder zu kommen, doch hütete ich mich, ihn an diese Aufforderung zu erinnern oder ihn zu fragen, ob er ihr Folge geleistet habe. Fritz selbst sprach nie mehr darüber, und da glaubte ich, er habe die Sache längst vergessen. Da ist doch Hilda —"

„Ganz richtig, Hilda. Du nennst den Namen des Mädchens zur rechten Zeit. Ich bemerkte mit Freuden, daß das gute Kind einen wohltuenden Einfluß auf Fritz auszuüben verstand. Fritz war lange nicht mehr so flegelhaft und blasiert, seit er mit Hilda verkehrte. Es entwickelte sich ein schönes Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden, das nun durch deine Unvorsichtigkeit ernstlich bedroht ist. Meinst du, Hilda fühlt nicht, daß Fritz etwas vor ihr geheim zu halten sucht? Das Kind hat doch keine Ahnung von seinen Besuchen bei der Soubrette."

„Vielleicht doch?"

„Nein, Luise müßte davon wissen."

„Luise?"

„Ja, ehe ich zu dir kam, weihte ich Luise in die Sache ein und fragte sie, die selbst ahnungslos war, ob vielleicht Hilda irgendwelche Andeutungen gemacht habe. Luise wußte nichts anderes, als daß Hilda auf Fritz nicht gut zu sprechen sei und das Gefühl habe, als mache er sich nicht mehr viel aus ihr. Luise würde sich nicht wundern, wenn Hilda auch zu ihr nicht mehr käme. Aber ‚Der wilde Rosenbusch' scheint die Mädchen noch zusammenzuhalten. Nun, das sage ich dir gleich, Joachim, es ist zwar nur eine Kinderfreundschaft zwischen Luise und Hilda und zwischen Hilda und Fritz; aber einer Soubrette und einer dummen Operette wegen soll auch die nicht in die Brüche gehen."

Die Operette ist absolut nicht dumm", wies Herr Angermann das Urteil seiner Frau verletzt zurück.

„Nun, an vierundzwanzig Stellen war sie nicht unterzubringen."

Da erwachte in Herrn Angermann das Genie. Es fühlte sich bedroht.

„Das ist eine Sache, die dich nichts angeht, du verzeihst und erlaubst. Wer nichts von Musik versteht, soll das Wort auch nicht in den Mund nehmen. Ich sage, die Operette ist gut. Wenn vierundzwanzig Direktoren Trottel sind, so ist ein so hoher Prozentsatz immerhin bedauerlich, aber die Operette kann nichts dafür. Übrigens habe ich dich schon vor Jahren ersucht, dich um Luise zu kümmern, Fritz jedoch mir zu überlassen. Was in ihm ist, hat er alles von mir."

„Das soll unbestritten bleiben; und daß du mir Luise überläßt, ist außerordentlich gütig von dir. Nun suche ich aber von dem Mädchen alles fernzuhalten, was seine Harmlosigkeit und Jugend gefährden könnte. Du wirst es daher begreiflich finden, daß es mir aus Rücksicht auf meine Tochter nicht gleichgültig sein kann, wo und mit wem ihr Bruder verkehrt. Wenn du indes der Meinung bist, daß ich kein Recht besitze, auf Fritz in irgendeiner Weise einzuwirken, so irrst du dich, bester Joachim. Die Musik soll dir allein gehören, davon verstehe ich leider Gottes nicht viel, nicht mehr, als daß du mit dem Jungen einen falschen Weg eingeschlagen hast; aber der Sohn gehört uns beiden, gehört auch mir, und ich verbiete meinem Sohne Besuche bei einer Theaterdame. Bitte", fügte sie rasch hinzu, da Herr Angermann einen Einwand auf der Zunge hatte, „bitte, nichts liegt mir ferner, als der Ehre des Fräuleins nahe zu treten. Es mag sich in seiner freien Zeit einsam fühlen, nicht gerne mit seinen Kolleginnen und Kollegen verkehren. Es mag an Fritz Gefallen gefunden haben. Dies alles ist

Digitized by Google

aber nicht imstande, das Vorurteil zu ersticken, das in uns allen gegen diesen Stand wurzelt. Wäre Fritz bereits erwachsen, so würde ich zwar auch nicht beide Augen zudrücken, aber dann stellte er es wohl auch schlauer an."

In Gedanken gab Herr Angermann seiner Frau in diesem Punkte recht.

Frau Julia war indes noch nicht fertig.

„Heute jedoch untersteht Fritz noch vollends seinen Eltern und der Schulordnung. Was gibt dir die Soubrette und das ganze Theater dafür, wenn sie dir Fritz ein paar Wochen vor dem Examen auf die Straße setzen? Du kannst mir nicht vorwerfen, daß ich übertreibe oder den Fall zu ernst nehme."

Das konnte Herr Angermann wirklich nicht.

„Du hast die Sache eingefädelt, Joachim, und du mußt sie auch zu einem raschen und endgültigen Abschluß bringen. Ich lasse Fritz im Glauben, daß ich von gar nichts weiß, und ich habe auch Luise beauftragt, sich nichts anmerken zu lassen. Ebenso bin ich der Diskretion meiner Quelle sicher."

Hier fiel Herrn Angermann ein Stein von der Seele. Wenn seine Frau so etwas behauptete, dann hatte es damit seine Richtigkeit. Überhaupt, auf seine Frau konnte er sich verlassen. Aber er sollte die Sache allein austragen?

„Was überlegst du, Joachim?"

„Ja, ja, liebe Julia, es ist alles gut, und ich danke dir. Ich will schon alles in Ordnung bringen." Was wollte er sonst auch tun?

„Bitte, schicke mir Fritz", bat er seine Frau, die sich anschickte, das Zimmer zu verlassen.

Frau Julia nickte. —

Nein, daß die Sache so kommen mußte!

Joachim Angermann pendelte in seiner Stube auf und nieder.

Seine Frau hatte ja leider Gottes recht, mit jedem Wort recht. Um so fataler für ihn. Der Junge durfte die Sache allerdings nicht durchschauen. Im eigenen Vater den Verführer sehen! Beichten sollte er und Besserung geloben. Wie ein Kind mußte er ihn behandeln, und er hätte ihm doch so gerne gesagt, was für ein Ochse er war, im Angesicht der Welt eine Theaterdame zu besuchen. Nur ein Wunder, daß die Schule noch nicht Wind davon bekommen hatte. —

„So, Fritz, da bist du ja! Setz dich nur! Ich habe gerade ein bißchen Zeit, da möchte ich mit dir wieder einmal über die Operette reden. Wir haben noch keinerlei Nachricht von Fräulein Hühn erhalten. Oder hast du das Fräulein seither gesprochen?"

Fritz versicherte zwar lebhaft das Gegenteil, doch errötete er auffallend dabei.

Gut, dachte sein Vater, er kommt mir so weit entgegen, wie ich es brauche, um ihn allein für den Streich verantwortlich zu machen. Er konnte jetzt geradeaus auf sein Ziel lossteuern.

„Warum errötest du denn, wenn du Fräulein Hühn nicht wieder gesprochen hast? Also hast du nicht die Wahrheit gesagt? Schäme dich, Fritz! Nun sei aber aufrichtig! Wann warst du das letztemal bei dem Fräulein? — Heraus mit der Sprache! — Je länger du zögerst, desto mehr Schuld lädst du auf dich. Also, wann warst du das letztemal bei Fräulein Hühn?"

„Vorgestern."

„Und das vorletzte Mal?"

„Daß weiß ich nicht mehr", wich Fritz schnell aus.

„Also warst du öfter dort?"

Fritz sah, daß er doch in die Falle gegangen war, und schwieg gesenkten Hauptes.

„Wenn nun die Schule davon erfahren hätte, Fritz!"

Der Junge sah rasch auf, denn er meinte, nichts anderes sei geschehen und der Vater habe ihn gerufen, ihm davon Mitteilung zu machen.

Angermann las diese Befürchtung in den Blicken seines Sohnes. Er zerstreute sie rasch.

„Sie hat es noch nicht erfahren, wenigstens ist mir darüber nichts bekannt."

Fritz atmete sichtlich erleichtert auf.

„Aber ein gefährliches Spiel hast du in deiner Unüberlegtheit getrieben. Das siehst du ein? Doch von heute an hat es damit ein Ende, verstehst du mich? Ein Ende sage ich. Ich will nicht wissen, wozu du das Fräulein so oft besucht hast; aber des will ich sicher sein, daß du deine Besuche sofort einstellst."

Angermann sah, daß Fritz sich über etwas nicht im klaren war.

Digitized by Google

„Was du für einen Grund angeben sollst? Ganz einfach, du schreibst ihr, dir seien in der Schule Andeutungen gemacht worden. Sie wird schon verstehen, was für Andeutungen. Fräulein Hühn wird gewiß nicht wollen, daß du knapp vor dem Examen mit der Schule in einen ernstlichen Konflikt gerätst. Also wird sie ohne Schaden für die Operette auf deine Besuche verzichten. Schickt uns das Fräulein die Operette daraufhin aber zurück, so erwächst uns wenigstens kein anderer Nachteil aus der Geschichte. Übrigens mußt du doch wissen, ob sich die Partitur noch in den Händen des Fräuleins oder schon in der Direktionskanzlei befindet."

„Nein, es hatte sich noch keine Gelegenheit ergeben, an der maßgebenden Stelle von der Operette zu sprechen. Doch hofft Fräulein Hühn, diese Gelegenheit in den nächsten Tagen zu haben."

„Die Arme scheint sie sich nicht verstauchen zu wollen; aber gut; das soll dann werden, wie es will. Die Schule hat leider auch ein Wort zu sagen, und wir müssen ihr schon dieses Opfer bringen. Ich bin übrigens davon überzeugt, daß das Fräulein von seiner Bereitwilligkeit nicht zurücktreten wird. Du schreibst noch heute an sie. Mama und Luise sollen nichts davon erfahren. Die Sache bleibt unter uns. Hilda Graßl weiß wohl auch nichts? Hast du überhaupt jemand von deinen Besuchen erzählt? Einem Kameraden?"

Fritz schüttelte zu diesen Fragen nur mit dem Kopf.

„Also gut, geh jetzt wieder und tu, was ich dir befohlen habe."

Fritz ging, und sein Vater hatte die Überzeugung, seine Sache ausgezeichnet gemacht zu haben.

Nun konnte ihm seine Frau sicherlich nicht vorwerfen, daß er der Musik alles opfere. Das Umgekehrte war der Fall. Gegen seine Natur war er Sieger geblieben.

Doch auch darin zeigte sich das Genie, das sich beugte, wo es sich ohne Gefahr für seine Ehre beugen durfte.

Fritz hingegen bewegten andere, weniger erhabene Gedanken.

Daß er seit Wochen ein anderer Mensch war, fühlte er doch selbst am besten. Wenn das jemand aufgefallen war, so war dies kein Wunder.

Gewiß, daran waren seine Besuche bei der Soubrette schuld. Aber nun war er so weit, daß er ohne diese Besuche nicht mehr leben zu können meinte.

Der Kuckuck wußte, was ihn zu ihr hinzog, zu der um einige Jahre Älteren!

Liebe?

Liebe hatte er ja bei Hilda auch gefunden.

Und doch, sollte es so verschiedene Arten von Liebe geben?

Wenn er Hilda küßte, seit mehreren Wochen ging ihm das Mädchen ja aus dem Wege, war das ganz süß und wonnig gewesen. Als ihm aber Fräulein Hühn zum ersten Male nur über den Scheitel gestrichen hatte, war ein Zittern über seinen ganzen Körper gelaufen.

Sie hatte es wohl bemerkt und ihn so eigen dann angesehen.

Das nächste Mal, nun, da hatten sie sich auch geküßt.

Nicht daran denken durfte er!

Schlaflos wälzte er sich seitdem oft noch spät nachts im Bette.

Und war er dann wieder bei ihr, fast jeden Tag seit den letzten vier Wochen, dann, ja, dann war es eben so, daß er kaum fort konnte und immer wieder hin mußte zu ihr, die das Leben so seltsam zu entblättern verstand.

Damit sollte es jetzt vorüber sein?

Wer verlangte dies von ihm? Der Vater, der ihn einst zur Sängerin geschickt hatte?

Fritz schüttelte diese Zumutung von sich ab.

Er wußte ja auch, daß die Sängerin ihn nicht ließ, nicht mehr ließ.

Ja, er wollte es ihr nicht verheimlichen, daß man in ihr Glück einzugreifen beabsichtige, daß sie also vorsichtiger sein müßten.

Aber alles aufgeben und wem opfern? Der Schule? Was gab ihm die Schule dafür? Und an Hilda dachte Fritz überhaupt nicht mehr.

So blieb alles beim alten, nur daß die Familie nichts mehr davon erfuhr.

Freilich eine reuige Rückkehr zu Hilda war noch nicht erfolgt. Aber da konnte ein

Digitized by Google

gewisser Trotz daran schuld sein. Man hatte dem Jungen doch ein Spiel verdorben. Und schließlich war Fritz ja noch immer ein Kind.

---

18. Kapitel.

Also hatte Hanna ganz recht gesehen, wenn ihr die Stimmung im Hause Angermann nicht rein vorkam.

Doch mußte ihr auch hinsichtlich Traud ein vielversprechender Scharfblick zugestanden werden.

Selbstsicherheit, die Gabe, flink zu überlegen und sicher zu handeln, hatten dieses älteste Mitglied des „Wilden Rosenbusches" schon vor dem Feste in Herrn Graßls Weingärten ausgezeichnet.

Seither aber schien Traud den Freundinnen, selbst der frühernsten Hanna um Jahre vorausgeeilt zu sein.

Nicht, daß sie das Tun und Treiben des „Wilden Rosenbusches" für kindisch angesehen und nur mehr aus Gewohnheit daran teilgenommen hätte.

Nein, das Wesen des Freundschaftsbundes berührte der veränderte Grundton in Trauds Denken und Gebaren keineswegs.

Im Gegenteil, die dort herrschende ungebundene Freude wußte sie nun ganz besonders zu schätzen, da ihr das Leben jetzt einerseits mit Arbeiten begegnete, die einen bestimmten Zweck verfolgten, andererseits mit Erwartungen, die an einen möglicherweise nahe bevorstehenden Abschied von den Freundinnen zu denken gaben.

Traud Förster hätte kein wohlbegabtes, natürlich empfindendes Mädchen sein müssen, um seit jenem Herbstfeste nicht zu wissen, daß mit dem Professor Helmut Finster etwas Neues, Bedeutungsvolles in ihr Leben getreten war.

War dieses Wissen anfangs noch mehr ein unabsichtliches Gefühl, eine angenehme Vermutung gewesen, so wies es nach einigen Wochen bereits jeden Zweifel von sich.

Aus welchem Grunde und mit welchem Recht?

Weil Traud sich damit keiner Täuschung hingab, wenn sie die Überzeugung besaß, auf den Professor einen starken Eindruck gemacht zu haben.

Damit war noch nicht gesagt, daß das Mädchen nun keinen anderen Gedanken mehr im Kopfe gehabt hätte als die Zuversicht, der Doktor könne jetzt jeden Tag kommen und um ihre Hand anhalten.

So weit war Traud noch lange nicht. Weder mit sich selbst noch mit dem Professor.

Das Bewußtsein von dem Werte dieser Bekanntschaft war keineswegs gleichbedeutend mit dem Wunsche, mit der Aussicht, die Gattin jenes Mannes zu werden. Traud hegte vor allem die Hoffnung, dem Doktor nicht zum ersten und letzten Male begegnet zu sein. Sie empfand dabei gleichzeitig das neue Bedürfnis, noch mit anderen Menschen als nur mit ihren Freundinnen zu verkehren. Und von einem öfteren Beisammensein mit Helmut Finster versprach sich Traud viel bleibende Anregung und auch eine gewisse geistige Führung.

Allerdings durfte das Mädchen nicht vergessen, daß es gegenwärtig noch ganz anders vor dem Professor stand als einmal später, wenn es eine Stellung angenommen hatte.

Heute war sie noch und nur die Tochter des verstorbenen Rechtsanwalts Förster, eines hochgeachteten Mannes; in ein paar Monaten aber war sie vielleicht in erster Linie die Buchhalterin bei Soundso oder die Sekretärin des Herrn Ixypsilon. Und das war ein gewaltiger Unterschied, gerade in den Augen jüngerer, selbständiger Männer.

Es war dies eine Schwäche der Zeit, mit der aufzuräumen weder dem Frauenstudium noch der Frauenarbeit vollends gelungen war.

Es brauchte daher nicht mehr als ein angenehmer Zufall zu sein, wenn Helmut Finster nicht an dieser Schwäche litt und auch später keinerlei Bedenken trug, die Gesellschaft einer „Klapperschlange", eines „Bureaugänschens" und wie sonst die „scherzhaften" Namen für Mädchen solcher Berufe lauten mochten, aufzusuchen.

Traud wußte allerdings ein sicheres Mittel, sich auch darüber sofort Gewißheit zu verschaffen.

Man fragte bei der nächsten Gelegenheit den Professor ganz einfach danach.

Digitized by Google

Die Gelegenheit kam, und Traud stellte ihre Frage.

Hanna hatte zu Herrn Heidenreich davon gesprochen; wir wissen daher, daß es der Wunsch Helmut Finsters war, Traud wieder zu begegnen, und daß sich Frau Graßl in der Lage befand, ihrem Verwandten diesen Wunsch in unauffälliger Weise zu erfüllen.

Und an ihr Gespräch am Festabend anknüpfend, konnte Traud ebenso unauffällig ihre Frage tun.

„Sie verstehen die Absicht der Frau, sich ein Wirkungsfeld zu schaffen, das sie vom Manne und anderen Zufällen unabhängig macht, und achten diese Absicht?"

„Wie ich Ihnen wohl schon versichern konnte, ist dies durchaus die Stellung, die ich diesem Punkte der Frauenbewegung gegenüber einnehme. Andere gibt es für mich allerdings nicht."

„Sie würden also ein Mädchen von guter Herkunft auch dann noch als standesgemäß betrachten, wenn es sich, sagen wir zum Beispiel in einem kaufmännischen Beruf, das Brot selbst verdient?"

„Sie spielen auf die Vorurteile an, die Ihnen vom Hörensagen bekannt sind, und die selbst kennen zu lernen Sie befürchten?"

Traud errötete flüchtig. Sollte der Professor sie doch durchschaut oder wenigstens richtig verstanden haben? Mochte es so sein! Sie hatte sich mit dieser Frage nichts vergeben. Ihre Berechtigung mußte der Professor anerkennen, wenn er sie voll verstand.

„Ich meine diese Vorurteile", antwortete Traud darum auch frei, „und ich wüßte gerne, wie weit sie um sich greifen. Ob sie allen Kreisen ausnahmslos anhaften oder ob es in allen Kreisen bloß Ausnahmen gibt, die jenes Vorurteil nicht teilen?"

„Wenig wollen Sie auf einmal nicht wissen, gnädiges Fräulein", lächelte Helmut Finster. „Da ich Ihnen aber die gewünschte Auskunft geben kann, soll Ihr Wissensdurst befriedigt werden. Da ich bei der Wahrheit bleiben und Ihnen nichts vormachen will, auch nicht darf, gerade weil Sie zugeben, daß der Fall auch Sie berührt —"

„Gewiß. Ich behaupte sogar, meine Freundin Lore von Wetterstein wird mit mir nicht mehr verkehren können oder wollen, sobald ich irgendwo in Stellung sein werde."

„Sehen Sie, da wird Sie auch meine Auskunft kaum erfreuen. Jenes Vorurteil beherrscht derzeit noch alle Kreise unserer Gesellschaft und läßt in jedem einzelnen nur einige Lücken frei. Das sind die spärlichen Ausnahmen. Ich gebe zu, daß jedes Jahr mit diesem Vorurteile mehr und mehr aufgeräumt wird; aber daß Sie nie in die Lage kommen sollten, auch selbst einmal darunter zu leiden, das könnte ich Ihnen nur unter einer Bedingung zusichern." Der Professor hielt listig inne.

„Und die wäre?"

„Daß Sie noch in der ersten Stunde Ihres ersten Berufstages heiraten." Helmut Finster lachte gerade heraus und verhütete so, allerdings unbewußt, daß Traud in Verlegenheit geriet.

So aber konnte sie dem Professor anders kommen, ihm mit entsprechender Münze heimzahlen.

„Ich hielt Sie ein wenig für einen Philister, Herr Doktor, aber nun sehe ich, daß Sie darauf aus sind, sich über junge Mädchen lustig zu machen. Doch ich nehme den Kampf auf."

„Hätten Sie auch den Kampf mit einem Philister aufgenommen?"

Beinahe wäre Traud eine Frage herausgerutscht, die dem Professor einen zu tiefen Einblick in ihr Gemüt gewährt hätte.

Die Frage: sind Sie doch ein Philister?

Im rechten Augenblick hatte sie diese Worte aber noch zurückgehalten. Daß ein leichtes Rot dennoch ihr Gesicht überflog, vermochte sie nicht zu verhindern.

„Ich weiß Ihre Frage nicht zu deuten", sprach Traud etwas unsicher und ärgerte sich, keine passenderen Worte zu finden.

„Ich meine, ob Sie einen Philister heiraten würden?"

„Aber Sie wissen doch, daß ich mich für einen Beruf vorbereite."

„Warum weichen Sie meiner Frage aus? Oder gut. Glauben Sie, es in Ihrem Berufe mit keinem Philister zu tun kriegen zu können?"

„Abscheulich, Herr Doktor, Sie glauben wohl, wir streben aus dem Grunde einen Be-

Digitized by Google

ruf an, um dann unsere Chefs für die Ehe einzufangen? Ich habe Sie wirklich für besser gehalten. Sie gaben vor, an dem allgemeinen Vorurteil nicht zu kranken; dafür tragen Sie weit schlimmere Ansichten mit sich herum."

„Ganz und gar nicht, mein liebes Fräulein." Helmut Finster war sich darüber nicht im klaren, ob Traud ernstlich ungehalten war oder nur so tat. Er nahm letzteres an und stimmte seine Worte auf diesen Ton: „Ich bin weder abscheulich, noch gebe ich etwas vor, was nicht wahr wäre, noch schleppe ich mich mit solchen Gedanken ab, wie Sie behaupten. Ich habe Sie bloß dort, wo ich Sie haben wollte, in der Falle."

„In der Falle? Mich? Wieso?"

„Erst reißen Sie vor dem Wort heiraten aus und dann präsentieren Sie es mir auf der Schüssel der Entrüstung. Ich meinte etwas ganz anderes."

„So, was meinten Sie denn?" fragte Traud nach einer kurzen Gedankenpause ziemlich kleinlaut.

„Ich meinte, daß man auch mit seinem Chef zu kämpfen bekommen könne, wenn er auch immer bloß der Chef bleibt und daneben nur noch Philister ist. Sie sehen also, ich bin viel harmloser als Sie. Freilich, die jungen Damen —" — —

In dieser Weise verlief zwischen den beiden ein Gespräch, das sie gegenseitig als muntere Menschen von scharfen Verstandesgaben sich erkennen ließ.

Sie schieden als gute Freunde, selbst davon überzeugt, bis zum nächsten Wiedersehen recht oft in Gedanken zusammenzukommen.

Und was merkwürdig war und Traud auf den ersten Blick lächerlich vorkam, das war die Vermutung, daß der Professor ihr manchmal absichtlich auf dem Schulwege zu begegnen suchte.

Nun, ob diese Absicht in der Tat bestand, darüber konnte sie den Professor das nächstemal leider nicht befragen.

Aber diesmal geschah es doch, daß sie bei seinen Begrüßungsworten „Wir haben uns ja einige Male gesehen, und das hat mich immer sehr gefreut" über und über errötete.

Scheußliche Schulmädchengewohnheit das!

Von diesem Zeitpunkt an begann auch „Der Wilde Rosenbusch" über den Fall zu flüstern und Traud aufmerksam zu betrachten.

Da aber Traud jede Anspielung auf die ungewohnte Weise, beizustimmen und den Doktor für einen sehr netten und interessanten Menschen zu erklären, erwiderte, begann sie den Freundinnen gleich mächtig zu imponieren.

Es war daher begreiflich, daß die ihre Neckereien einstellten und beschlossen, sich lieber abwartend zu verhalten. Das war doch wirklich ein Ereignis in ihrer Mitte, dem man verschiedene Seiten abgewinnen konnte.

Ella fühlte diesen Reiz am wenigsten. Das eigene Schicksal schien ihre gesamte Aufmerksamkeit für sich allein in Anspruch zu nehmen.

Traud dagegen war die einzige, die, obwohl sie einst die erste gewesen, die sich über Ella Gedanken gemacht hatte, heute das veränderte Benehmen der Freundin völlig übersah.

Auch sie beschäftigten die neuerwachenden Empfindungen ihres Gemüts so stark, daß das Leben der anderen immer mehr ohne Eindruck auf sie zu bleiben begann.

Der Professor hatte sich die Sache überlegt und von allen Seiten genau betrachtet.

Traud gefiel ihm. Hatte ihm in erster Stunde gefallen. Er konnte sich ihre guten Eigenschaften, mitunter seltene bei jungen Mädchen, in schönster Ordnung an den Fingern herzählen. Erstens, zweitens drittens und so fort.

Der Magnetismus der Zuneigung ist eine unleugbare Erscheinung, die jede Täuschung ausschließt, und so wußte Helmut Finster auch, wie er bei Traud daran war.

Er besaß sogar ein Gefühl darüber hinaus.

Vieles, nein, alles an dem Mädchen verbot, sein Gemüt für leichtentflammbar zu halten.

Der Professor wußte, daß er keinen vor Glück unsinnig gewordenen Backfisch an seinem Halse zappeln haben werde, wenn er sich Traud erklärt hätte.

Helmut Finster also war in Gedanken schon bei diesem Augenblicke angekommen.

Nun hieß es für den günstigen Zeitpunkt sondieren.

Digitized by Google

Auch darin war ihm Frau Graßl behilflich, die erst gelegentlich, dann aufrichtiger mit Traud über ihren Verwandten zu sprechen begann.

Eine bedeutsame Folge davon war zunächst des Professors Bitte, Trauds Mutter seine Aufwartung machen zu dürfen.

Frau Förster sowohl wie Helmut Finster nahmen von dieser Stunde einen sehr guten Eindruck mit.

Nun waren Garn und Kunkel am Spinnrade des Glückes richtig eingesetzt, und die gütige Fee brauchte nur munter drauflos zu treten und den Faden schön glatt gleiten zu lassen. Sie ließ sich nicht erst bitten.

Am Silvesterabend machte sie die erste Pause, um sich das bisherige Ergebnis zu besehen.

Schmunzelnd kehrte sie zu ihrem Rade zurück.

Traud und Helmut Finster hatten sich heimlich verlobt.

Am Dreikönigstag erfuhr es Frau Förster, acht Wochen später die ganze Verwandtschaft sowie der „Wilde Rosenbusch" nebst Anhang.

Die Erwachsenen nahmen mit dem Rechte selbständiger Meinungsäußerung davon Kenntnis.

Das Übergewicht neigte sich zwar nach d e r Seite, daß Traud die Partie machte. Denn sie hatte ja nichts, während er noch Großes versprach.

Es gab auch unter den Urteilenden solche, die ebenfalls nichts hatten und darum einen um so größeren Wert auf gute Eigenschaften legten. In den Augen derer machte e r die Partie. Ein jeder Mann konnte eine solche Frau brauchen, ein jeder Mann konnte sich eine solche Frau wünschen.

Also die Erwachsenen.

Anders der „Wilde Rosenbusch", der als Ganzes den bevorstehenden Verlust der Freundin bedauerte.

Wieder anders jedes der Mädchen.

Hanna erfüllte tiefe Befriedigung. Alles war gekommen, wie sie es vorausgesagt hatte. Alles war aber auch so gewesen. Denn Traud hatte ja jetzt keinen Grund mehr, die heimliche Verlobung zu leugnen.

Ein weiteres Gefühl mußte sie mit Luise teilen. Wie würde sich Traud in der Ehe machen? Da sie am Orte blieb, konnte man sie nicht aus den Augen verlieren.

Ella verriet weder Freude noch wie Lore, der diese Frage am meisten zu denken gab, Neid. Sie drückte Traud fest die Hand und kehrte dann wieder zu sich zurück.

Hilda freute sich namenlos darüber, daß sie nun mit Traud verwandt sein sollte.

„Und wenn ich Fritz heirate," jubelte sie in echter Kinderweise los, „dann bin ich auch mit Luise verwandt. Dann habe ich sozusagen in den ‚Wilden Rosenbusch' hineingeheiratet."

„Hast du dich denn vielleicht auch schon verlobt?" fragte Hanna lachend.

„Ach nein", gab die Kleine weniger fröhlich zurück. „Ich werde Fritz wohl gar nicht heiraten. Er ist seit einiger Zeit gar nicht nett zu mir; einen solchen Menschen kann ich nicht heiraten."

„Nun, wart' es nur ab", tröstete Hanna gutmütig. Hildas Geschwätz machte ihr kein Kopfzerbrechen.

Grete freute sich bereits auf Trauds Kinder. Die würden zu ihr Tante sagen müssen. Sie übersah aber nicht, daß dieses altruistische Glück noch der Zukunft angehörte, während eine andere Gemütsbewegung viel näher lag.

Grete machte daher alles weitere von der offiziellen Verlobungsfeier im „Wilden Rosenbusch" abhängig, die in acht Tagen, am vorletzten Sonntag des März stattfinden sollte, und auf die sie alle ihre Erwartungen konzentrierte. Denn, wenn Herr Theophil Graßl, Inhaber der Firma Graßl & Weiler, Hoflieferanten und Lieferanten eines österreichischen Erzherzogs, es nicht für seine Schuldigkeit und Pflicht halten sollte, dem „Wilden Rosenbusch" für diesen Nachmittag eine Batterie Champagner zur Verfügung zu stellen, dann, ja, wozu hatte sich Traud dann überhaupt verlobt! Grete fühlte sich im Echo ihrer Gedanken als Vertreterin und Beschützerin der praktischen Seite jedes Dings.

Traud und Helmut Finster machten unterdessen bei den Verwandten und besten Freunden Besuch.

Der Bitte des Professors, an der Feier des „Wilden Rosenbusches" teilnehmen zu

Digitized by Google

dürfen, wurde durch den Beschluß einer eilig einberufenen Vollversammlung, zu der Onkel Fidibus keinen Zutritt hatte, willfahrt, obwohl man Finsters wegen den Sonntag wählen mußte. Erst war die Stimmung dagegen gewesen. Aber da man Onkel Fidibus einlud, brauchte man den Professor, der bei der Sache doch immerhin eine Rolle spielte, nicht auszuschließen.

Ja, wenn es bereits das letztemal gewesen wäre, daß Traud als Mädchen im „Wilden Rosenbusch" weilte, dann hätten sie unter sich bleiben müssen und das wollten sie dann auch. Dieser Tag kam aber erst im Herbst, vierzehn Tage vor Trauds Hochzeit.

Trauds Hochzeit, an der der ganze „Wilde Rosenbusch" teilnehmen sollte! — —

---

19. Kapitel.

„Nach allem, was jetzt vorgebracht wurde, erhellt, daß Sie meine Damen und Herren, ausnahmslos berechtigt sind, über den mangelnden Fleiß und das unachtsame Benehmen der Schülerin Ella Gerhardt Klage zu führen. Leider muß ich selbst sagen, daß auch ich in meiner Stunde die gleichen Wahrnehmungen gemacht habe, so daß es hoch an der Zeit sein dürfte, die Schülerin auf die Unhaltbarkeit ihres derzeitigen Betragens ernstlich aufmerksam zu machen. Im Interesse der Selekta, aus Rücksicht auf unsere Schule überhaupt sind wir genötig, ihren Gesetzen Nachdruck zu verleihen." verleihen."

Dieser zum Beschluß erhobene Antrag wurde einstimmig angenommen.

„Wer stimmt dafür, nicht nur die Schülerin, sondern auch ihren Vater von diesem Konferenzbeschluß in Kenntnis zu setzen?" Emanuel Gildemann, der Direktor der Höheren Mädchenschule und der dieser angeschlossenen Selekta, hob den Kopf, den er, während er sprach, über das mächtige Klassenbuch gesenkt hielt, und sah sich fragend im Kreise seiner Mitarbeiter um.

Außer dem Mathematiklehrer, einem kaum noch mit den Schultern über den grünen Tisch hinausragenden Männchen mit eisgrauen Borsten und Bartstiften, erhob niemand die Hand.

Nicht einmal der Klassenvorstand der Selekta. An ihn schien sich die etwas verwunderte Frage des Direktors vor allem zu richten.

„Also nichts?"

„Ich vertrete die Ansicht", rechtfertigte der Klassenvorstand sein unpädagogisches Verhalten, „mit Mädchen anders umgehen zu müssen als mit gleichaltrigen Knaben."

„Das ist Ihre Meinung", fiel der Mathematiker mit hoher Stimme ein, „da Sie erst kürzlich von einer Knabenschule zu uns gekommen sind. Wenn Sie erst länger bei den Mädchen unterrichten werden, dürften Sie von einem Unterschied zwischen Schülern verschiedenen Geschlechts bald nichts mehr fühlen. Folglich ist die gleiche Unterrichtsmethode am Platze."

„Trotz meiner Unerfahrenheit, Herr Kollege, kann ich mich nicht entschließen, die Richtigkeit Ihrer Ansicht ohne weiteres anzuerkennen. Um so mehr als wir in der Selekta keine kleinen Mädchen mehr vor uns haben."

„Wer über das vorgeschriebene Alter hinaus die Schule freiwillig besucht, muß sich dennoch ihren Gesetzen fügen, Herr Kollege. Dagegen werden Sie kaum einen Einwand geltend machen können." Der Direktor hatte ins Gespräch eingegriffen, dabei die Achseln bis zu den Ohren hochgezogen und sehr nachdrücklich gesprochen.

„Diese Notwendigkeit besteht sicherlich, Herr Direktor. Ob sie unbedingt pädagogisch ist, dürfte immerhin eine Streitfrage bleiben. Übrigens würden wir auf diesem Wege zu weit von unserem Falle abkommen. Ich möchte nur ganz besonders meinem Herrn Kollegen von der Mathematik gegenüber betonen, daß ich mir auch in der Schule meine Beobachtungen als Vater zunutze mache."

„Solche Beobachtungen haben mit der Schule nichts zu tun, gar nichts", schrie das alte Männlein und warf beide Arme gegen Himmel, wodurch es noch mehr unter den Tisch zu sinken schien. „Ich bin Junggeselle und habe keine Kinder. Folglich bin ich unparteiisch und besitze den richtigen Blick in Erziehungsfragen."

Digitized by Google

Der Klassenvorstand zuckte nur mit den Achseln und wiederholte dann, zum Direktor gewandt, daß er nicht dafür stimme, den Vater der Schülerin zu benachrichtigen.

Die übrigen Lehrkräfte, die sich schon zu Beginn der Debatte zuwartend verhalten hatten, nickten nun beifällig.

Bald nachher erklärte der Direktor die Konferenz für beendet und begab sich in seine Kanzlei.

An der Türe holte ihn der Turnlehrer ein.

„Kann ich mit Ihnen ein paar Worte unter vier Augen sprechen, Herr Direktor?"

„Ist es wichtig?"

„Je nachdem."

„Sonderbare Rede. Aber, bitte, treten Sie ein."

Der Direktor nahm an seinem Arbeitstisch Platz, während der Turnlehrer in lässiger Haltung stehen blieb.

„Wollen Sie sich nicht auch setzen?"

„Nein, danke. Viel habe ich ja nicht zu sagen."

Viel zu sprechen war überhaupt nicht die Gewohnheit des Turnlehrers. Das hing aber keineswegs damit zusammen, daß er im Kreise der Lehrer am wenigsten zu sagen hatte. Nein, seine Art war so.

„Nun?" fragte der Direktor und griff gewohnheitsgemäß nach einem Bleistift.

„Ich glaube die Ursache des sonderbaren Benehmens der Schülerin Ella Gerhardt zu kennen."

„Hätten Sie das nicht eben in der Konferenz vorbringen können?" Der Direktor dachte logisch, während der Turnlehrer praktisch handelte.

Dementsprechend lautete auch seine Antwort.

„Dann stünde ich doch nicht hier."

„Gut, gut", der Direktor tippte mit der Bleistiftspitze ärgerlich auf die Schreibunterlage, „Sie glauben also die Ursache zu kennen. Wenn ich also bitten darf —"

„Ich bin der Turnlehrer."

„Damit sagen Sie mir doch nichts Neues. Das weiß ich ja seit zehn Jahren."

„Nun, ich wollte damit sagen, daß für mich der Kopf nicht zu den wichtigsten Teilen des Körpers gehört."

„Das scheint so zu sein", murmelte der Direktor.

Der Turnlehrer schmunzelte aber nur flüchtig. Er kannte seinen Direktor auch schon seit zehn Jahren. Bei dem war jedes zweite Wort eine Ehrenbeleidigung. Aber er kannte ihn eben.

„Was hat dies mit der Sache zu tun, von der Sie sprachen?"

„Daß ich wenigstens weiß, wozu ich meine Augen habe."

„Mann!" der Direktor stieß seinen Bleistift derart heftig auf, daß die feine Spitze brach. Es gab einen kleinen Knacks.

„War wohl zu dünn gespitzt", bemerkte der Turnlehrer mit unverwüstlicher Ruhe.

„Reden Sie endlich, sprechen Sie endlich deutlicher! Was wissen Sie? Was haben Sie gesehen?" Der Direktor hatte über den kleinen Zwischenfall seine Fassung nahezu gänzlich lich verloren.

Der Turnlehrer aber stand wie eine Säule. Er rührte sich nicht, freute sich innerlich seines Direktors, nur seine Augen schienen ernst zu blicken.

„Erbsünde, Herr Direktor."

„Was?" Der Herrscher schoß von seinem Stuhle in die Höhe. „Sie haben wohl den Ververloren.

Der Turnlehrer blieb auch bei dieser wenig schmeichelhaften Zumutung völlig gelassen.

„Ich glaube nicht", meinte er seelenruhig.

„Aber, Mann, bedenken Sie, was Sie eben sagten! In meiner Schule so ein unerhörter, nie dagewesener Fall!"

„Ach, man liest dergleichen öfters in der Zeitung."

„Ja, ja, aber hier, hier bei mir! Ich müßte doch auch etwas bemerkt haben!" Der Direktor hielt seine goldene Brille in den vor Erregung zitternden Händen und putzte an den Gläsern herum, wie um ein optisches Versäumnis nachzuholen.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Frauen-Beiblatt

Schwester, reich mir deine Rechte!

Schwester, reich' mir deine Rechte,
Laß mich schreiten dir zur Seite
Fürder in des Lebens Streite,
Wie die Männer im Gefechte!

Wankt dein Fuß — ich will dich stützen,
Vor dem Falle dich zu wahren.
Aber nah'n sich mir Gefahren,
Schwester, mußt auch du mich schützen!

Kargen Brotes arme Rinde,
Kaum gegönnt von Feindes Haß uns,
Laß das Sein uns fristen, laß uns
Teilen sie mit deinem Kinde!

Weint es, daß ich Trost im spende,
Eil' ich, liebreich es zu pflegen.
Brauch' ich Hilfe, will ich legen
Hoffend sie in deine Hände!

Schwester, durch die harten Zeiten,
Uns vom Schicksal aufgezwungen,
Bis wir sieghaft durchgedrungen,
Laß uns so mitsammen schreiten!

Weise nicht mit scheelem Blicke,
Weil noch ganz und unbefleckt ist
Mein Gewand, die ausgestreckt ist
Hilfreich — diese Hand zurücke!

Schwestern, gleichem Blut entsprossen,
Eng vereint durch gleiche Nöte,
Laß im Schaffen, im Gebete
Zeigen uns als Volksgenossen!

Wie die Männer, Seit' an Seite
Fechtend, künftgem Sieg vertrauen —
Laß uns stehen, deutsche Frauen,
Bis der Sieg zum Frieden leite!

Florentine Gebhardt.

*

Auf dem Wege zum weiblichen Dienstjahr / Von Eva Wachner

Gedankensaat braucht lange Zeit, um aufzugehen. Mehr als ein Vierteljahrhundert ist ins Land gegangen, seit der das Wort vom „staatlichen Dienstjahr der Frau" zuerst gesprochen wurde. Es gab in Büchern und Zeitungen einen lebhaften Austausch der Meinungen zugunsten der Für und Wider, dann ward es allmählich wieder still. Man schien den Gedanken als halbe Utopie begraben zu haben. Bis er kurz vor dem Kriege wieder auftauchte. Jetzt dachten einzelne seiner Verfechter sich dies Dienstjahr als rein militärischen Zwecken gewidmet, also ausschließlich der Kranken- und Verwundetenpflege, während andere es schon damals als eine Art Vorbereitung zum vaterländischen Hilfsdienst zur Fähigmachung in männliche Berufe vertretungsweise einzuspringen betrachtet wissen wollten. Die Dritten hielten an der ursprünglichen Fassung fest, das Dienstjahr sei nur der Abschluß der Mädchenerziehung — wie dies in gewissem Sinne in Friedenstagen ja auch bei der männlichen Jugend der Fall war —, es verfolge nur den Zweck, das Mädchen für den Hausfrauen- und Mutterberuf, sowie für die soziale Liebestätigkeit fähig zu machen, und dürfe Fragen des Erwerbsberufs kaum berühren. Daß es auch hier wie so häufig im Leben heißen müßte, das Eine tun und das Andere nicht lassen, haben die Erfahrungen der Kriegszeit gelehrt. Diese haben aber zugleich in den weitesten Kreisen für die Überzeugung Raum geschaffen, daß die Einführung eines weiblichen Dienstjahres auf gesetzlichem Wege mit zu den notwendigen aufbauenden Arbeiten im kommenden Frieden gehöre.

Man ist inzwischen, den Worten gemäß: „Es gebühret uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen", und: „Was getan sein muß, das tue bald!" nicht bei leeren Worten und müßigem Warten geblieben. Rührige Persönlichkeiten und Vereinigungen haben begonnen, für die praktische Verwirklichung der Idee schon die Wege zu bahnen. Teils in bewußter

Digitized by Google

Absicht. Denn daß von privater Seite die ersten Schritte getan werden müssen, bevor der Staat, der vorsichtig erst Erfolge sehen will, selber mit zufaßt, weiß man aus vielen Beispielen. Wie denn erst der Lette-Verein und der Verein Berliner Künstlerinnen Zeichenlehrerinnen-Seminare gründeten und Jahre hindurch unterhielten, ehe man von oben herab die Sache in die Hand nahm; wie der Haushaltungsunterricht an den Volksschulen erst rein private Angelegenheit war (in Berlin durch Stadtschulrat Dr. Zwick angeregt), ehe Behörden selber sich damit befaßten, ehe von oben herab die Notwendigkeit der Frauenschule durch Erlasse anerkannt wurde. Das „Haushaltungsexamen" ist gleich der Kindergärtnerinnenprüfung vor kaum einem Jahrzehnt erst „staatlich" geworden. Die Anerkennung des Haushaltungsunterrichts als eines für die Mädchenbildung aller Kreise notwendigen Faches darf schon als ein Schritt auf das Dienstjahr zu angesehen werden. Die Zulassung von „sozialen Kursen" sind ein weiterer. Jetzt hat auch der „Vaterländische Frauenverein" durch Bildung von „Jugendgruppen" eine Einrichtung getroffen, die für die heranwachsende weibliche Jugend wenigstens der begüterten Kreise von hervorragend erziehlicher Bedeutung werden kann. Schon die letzten Weihnachtsbescherungen in den Orten, wo solche neugegründeten Jugendabteilungen zur Arbeit für die Ärmeren mit herangezogen wurden, haben das gezeigt, wie u. a. in Neukölln bei Berlin. Die jungen Mädchen haben hier ihre regelmäßigen Zusammenkünfte, während welcher sie fleißig bei nützlichen Handarbeiten zugunsten Armer oder Feldgrauer ihre Hände rühren, und durch gleichzeitige gute Lektüre sich auch geistig weiterbilden. Also findet innerhalb des Vereins eine Art Jugendpflege statt, verbunden mit der Erziehung der jungen Mädchen zum vaterländischen und sozialen Hilfsdienst, etwas, was sich in beschränktem Maße und in gewisser Hinsicht deckt mit den Zielen, die die Idee des staatlichen Frauendienstjahrs erstrebt.

Mit vollem Bewußtsein der Verwirklichung des Dienstjahrs zu strebt der „Reifensteiner Verein", an dessen Spitze die Begründerin der „Wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande" die im Oktober 1915 verstorbene bedeutende Volkserzieherin Ida Kortzfleisch stand. In einigen Leitsätzen über die von ihr ins Leben gerufenen Anstalten drückt sie dies aus: „Die wirtschaftlichen Frauenschulen sollen in der weiblichen Jugend praktisches Können, durchdachtes Handeln entwickeln, und zwar auf Grund des Gegenständlichen und Wirklichen.... Sie sind im ersten Bildungsjahr, dem sog. Maidenjahr, nicht als Fachschulen anzusehen, sondern als Bildungsstätten für Erwachsene. . . . Sie erteilen Anweisung zu körperlicher und geistiger Arbeit durch Übungen, die Geschicklichkeit, Entschlußfähigkeit, Sorgfalt und Pflichttreue verlangen. Sie sind also eine körperliche und geistige Tüchtigkeitsprobe. Somit ist das Maidenjahr vergleichsweise der militärischen Dienstpflicht als das einjährige freiwillige Dienstjahr des weiblichen Geschlechts zu betrachten. . . ." Der allgemeine Lehrplan der genannten Schulen umfaßt praktische Unterweisung im Kochen, Backen, Einmachen, häuslichen Reinigungsarbeiten usw., Handarbeit, Gartenarbeit, Molkerei und Geflügelzucht. Dazu kommt theoretischer Unterricht in Gesundheitspflege, Nahrungsmittelpflege, Chemie und Physik, Buchführung, Bürgerkunde, Rechnen und Aufsatz. Die Zöglinge haben selber alle Arbeit zu tun, ländliche Wohlfahrtspflege zu treiben neben den vielen Anstaltspflichten, und werden angehalten, jeden Augenblick ihrer Zeit sowie ihre Kraft in rechter Weise nutzbringend zu verwerten. — Es ist hier nicht der Raum, näher auf alle Einrichtungen der Anstalten einzugehen. Daß sie bereits sich ein Ansehen errungen haben, beweist der Umstand, daß neben der Uranstalt Reifenstein und ihren Tochtergründungen Obernkirchen, Maidburg, Scherpingen, Weilbach sowie dem ostpreußischen Metgethen, dem westpreußischen Mallinckrodtshof, dem brandenburgischen Luisenhof u. a. m. zu Ostern 1917 eine neue in Oberzwehren bei Cassel, und im Oktober desselben Jahres eine in Wöltingerode im Harz gegründet werden soll. Diese beiden letzteren sollen anfänglich mehr Vorbereitungsanstalten sein, und erst später die Fachausbildung und die zur Landwirtschaftslehrerin, welche sich in den anderen Anstalten auf Wunsch an das Maidenjahr anschließt, in ihren Plan aufnehmen. Als besonderen Zweig der Fachausbildung ist auch Gartenbau zu betrachten. Doch ist, wie gesagt, Fachbildung nur ein Nebenzweck, der Hauptzweck ist erziehlicher Art. Jedenfalls sind diese Frauenschulen auf dem Lande mehr als die meisten „Haushaltungsschulen" privater oder öffentlicher Natur Vorarbeiter für das Frauendienstjahr, suchen es schon heute für einen beschränkten Kreis Freiwilliger zu verwirklichen. Die strenge Disziplin, die Gewöhnung zur Arbeit, nicht zum geringsten die Liebe zur Scholle, welche sie in den Zöglingen zu wecken verstehen, alles kann schon dem jetzt heranwachsenden Mädchengeschlecht gute Früchte für die Zukunft, aber auch für das Leben der sie umgebenden Menschen tragen. Und vielleicht, hoffentlich bald, kommt die Stunde, da die Körnlein der Gedankensaat, die einst gestreut wurden, nicht mehr bloß so vereinzelt aufgehen, wie es heute noch der Fall ist. Da zur Wahrheit wird, was Dr. Zimmer in seinen Anstalten in Zehlendorf schon ehedem anstrebte, was auch u. a. der bald ein Jahrzehnt im Grabe ruhende Otto von Leixner in seinem Erziehungsbuch: „Laienpredigten fürs deutsche Haus" über die Mädchenerziehung und das Problem des staatlichen Dienstjahres aussprach. Gedankensaaten keimen langsam. Wenn aber die Zeit da ist, dann wachsen sie schnell und gedeihen zu herrlichem Flor und bringen segensreiche Ernte dem Volke, das sie pflegte.

Digitized by Google

Kinderland . . .

Kindheit, du Wiese bunt
In Lenzduft und Licht,
Man war einst im Paradies
Und wußte es nicht.

Streicheln und Zärtlichsein,
Ach wie lange das schied, —
O du schmeichelnder Mutterlaut,
So töne dein Lied:

„Kindchen mein, Püppchen fein,
O du Liebling, du Glück,
Zur Jugend, zum Kinderland
Führt kein Steg je zurück.

Läufst, ach, wie bald, wie bald
Fort mit Welle und Wind . . .
Heute noch bist du im
Paradiese mein Kind!" —

Mutterlieb, Mutterlaut,
O du Glück, o du Glück . . .
Zur Jugend, zum Kinderland
Führt kein Steg je zurück . . .

Eugen Stangen.

*

Die belagerten Hamster / Von Fritz Müller

Es geschah im dritten Kriegsjahr, daß der Postvorstand a. D., der Gymnasialprofessor a. D. und der Doktor a. D. wieder einmal im Dienste waren, beim Tarock. Und es geschah weiter während dieses Dienstes, daß sie alle drei seufzten, trotzdem jeder von ihnen heute schon ein wundervolles Solo gehabt hatte. Und es geschah schließlich, daß der Postvorstand a. D. plötzlich die Karten hinwarf: „Seit drei Wochen keine Gans mehr!" — „Und keinen Schinken mehr!" pflichtete ihm der Doktor bei. — „Und von Eiern viel zu wenig!" schloß sich der Professor an. — „Was nützen einem da die schönsten Soli!" kamen alle überein. Und sie sahen sich eine Weile wehmütig an.

„Wenn man halt Beziehungen hätte", versuchte es der Doktor fragend.

„Ja, Beziehungen der Stadt zum Land", stimmte der Professor zu. Blieb noch der Postvorstand. Er rang sichtbarlich mit sich, bis es sich ihm endlich entrang:

„Ich — ich hätt' — ich hätt' eine Beziehung", sagte er halblaut. Die andern starrten ihn an. Der Professor wie einen Heiligen. Der Doktor vorwurfsvoll:

„Und das sagst du erst heute!"

„Als ich jung war —", begann der Postvorstand zögernd.

„Oh, wenn es so lang her ist —", fiel der Professor enttäuscht ein.

„— werden die Beziehungen schon arg dünn geworden sein", ergänzte ihn der Doktor mutlos.

„— war einmal ein Madel in mich verschossen", fuhr der Vorstand bekenntnisfreudiger fort.

„Das nützt uns heute nichts mehr", sagte der Doktor kritisch.

„— die nachher einen Ökonomen geheiratet hat —", erzählte der Vorstand weiter.

„Ah!" schnellte es den Doktor in die Höhe.

„Aha, aha", ergänzte der Professor.

„— der jetzt tot ist, während sie die Wirtschaft weiterführte", sagte der Postvorstand.

„Hurra, auf zur Ökonomenswitwe!" rief der Doktor.

„— und die ich jetzt —"

„— heiraten könnte, nicht wahr?" sagte begeistert der Professor.

„Dummes Zeug," sagte der Doktor, „bei einer Heirat könnten wir als Unbeteiligte uns den Schnabel wischen, während bei einem gemeinsamen unverbindlichen Besuche —"

„— aufsuchen könnte", schloß bedächtig der Postvorstand. „Ich habe nichts dagegen, wenn ihr mitkommt, Kinder."

— — — — — — — — — — — —

Die drei Freunde waren auf dem kleinen Landbahnhof ausgestiegen, hatten sich durch den hohen Schnee quer hinüber zum Wirtshaus durchgearbeitet, und beratschlagten jetzt den Feldzugsplan bei einem Glase Bier im Nebenstübchen.

„Ich meine, daß in Anbetracht der ehemaligen zarten Beziehungen unser Freund allein zur Witwe hinausgeht und nur den Rucksack mitnimmt, während wir hier auf ihn warten", sagte der Professor.

„Wer weiß, ob es nicht besser ist, wenn wir zu drift —", wendete der Doktor ein. Man einigte sich auf der Mitte. Der Doktor ging mit. Der Professor blieb.

„Du kannst einstweilen aufpassen, ob die Luft sauber bleibt", sagten sie zu ihm und stapften mit ihren Rußsäcken durch den Schnee zum Weiher-

Digitized by Google

bauern. Unternehmend turnten sie über den Hof und klopften ans Fenster.

„Bei uns wird nix g'hamstert!" schrillte eine bissige Weiberstimme, „macht's, daß 's weiterkommt's."

„Jesses, hat die Weiherbäuerin eine grobe Magd", erwiderte der Postvorstand, „wenn ich ihr das sage, wie Ihr mich empfangen habt —"

„Dann kunnt' leicht sein, daß sie noch viel gröber wird, die Weiherbäuerin!"

„O weh, sie ist es selbst, die Rosel," flüsterte der Vorstand dem Doktor zu, „wer hätte das gedacht, daß die einmal ein solches G'naack — komm, wir gehen." Aber den Doktor drückte der leere Rucksack.

„Weiherbäuerin," vermittelte er, „schauen Sie sich meinen Freund doch näher an und schlagen Sie einmal so zwanzig Jahre rückwärts."

„Jesmarndjoosef," besänftigte sich die Keifende, „dös is' ja der Franz — ja, Franz, wo kommst denn du her — ja Franzl, sag nur, wie geht's dir denn alleweil — aber Franzl, komm doch 'rein..."

Immer zutunlicher und süßer wurde die resolute Weiherbäuerin. „Was ist denn, Franzl?" neckte ihn flüsternd der Doktor, „mir scheint, dir wird ein wenig schwül — da hilft nun nichts — halt' dich tapfer und vergiß das Endziel nicht." Dabei lüpfte er den leeren Rucksack ächzend, als ob er ihn kaum tragen könnte.

Ein und eine halbe Stunde lang hielt sich der Postvorstand tapfer. Unentwegt lächelte er und nickte die Weiherbäuerin an, die ihn mit zwinkernden Erinnerungen zudeckte: „Weißt d' noch, Franzl, wie wir damals . . . kannst d' dich noch erinnern, Franzl, wie wir selbigsmal . . . das wirst doch nicht vergess'n ham, Franzl, wie wir zwei miteinander . . . jesmarndjoosef, mir is' alles no' wie heut, Franzl . . ." Den Herrn Postvorstand hingegen mutete es je länger, je entfernter an. Leise rückte er auf der Wandbank rückwärts, wenn ihm die Weiherbäuerin bei den Erinnerungen näher kam.

Der Doktor wurde ungeduldig. „Hem ja, hem ja," entfuhr es ihm, „so kommt nix 'raus bei dera G'schicht."

Die Weiherbäuerin spitzte die Ohren. „Nix 'raus?" dachte sie und blickte auf die unberingte Hand des Postvorstands, „aha, er ist ohne Frau, ich ohne Mann . . ." Und sie wurde noch erheblich vertraulicher.

„Jaja," seufzte sie, „wenn man so allein ist —" Der Doktor hustete und wendete die abgelegten Rucksäcke, gleichfalls seufzend, von innen nach außen.

„Aha, Franzl, willst d' was heimtrag'n?" sagte die Weiherbäuerin, „wie wär's denn mit einem Ganserl, dem ich heute Früh den Krag'n umdreht hab'?" Erschrocken griff der Postvorstand nach dem eignen Hals, aber der Doktor trat für ihn ein:

„Mit einem Ganserl?" sagte er, „ah, da tät sich der Franzl aber freu'n. Und er half der herbeigebrachten Gans in den Rucksack.

„Von einem Schinken", sagte er dabei ermunternd, „hat der Franzl auch schon lange nichts mehr gesehn."

„O mei'," sagte die Weiherbäuerin und hätte den Franzl vor lauter Bedauern beinahe getätschelt, „o mei', Franzl, kein' Schinken hast mehr? — jaja, ich sag's ja, wenn man so allein is' . . ." Und sie schleppte einen gewaltigen Schinken herbei.

„Ja, und was die Eier betrifft," sagte der Doktor, „so weiß der arme Franzl kaum mehr, wie ein Ei ausschaut."

„O mei', Franzl, o mei'," sagte die Weiherbäuerin so süß, daß es ihr das eckige Gesicht gewaltsam verriß, „jetzt tu ich dir halt derweil die zwei Dutzend frische Eier in den Rucksack, und wenn'st fertig bist damit, dann kommst halt wieder, aber allein, und nacha — nacha werd'n mir die G'schicht scho' krieg'n, gelt, Franzl."

Dabei zwinkerte sie dem Postvorstand so scharf zu, daß dem bei der G'schicht, die sie das nächstemal kriegen würden, ganz anders wurde, ganz anders . . .

Mit schwerem Rucksack und noch schwererem Herzen trabte der Postvorstand durch den Schnee. Der Doktor jodelte.

„Du tust dir leicht", seufzte der Vorstand.

„Leicht? Bitte, ich trage sogar die Schinkenkeule, die ist das schwerste."

„Das schwerste?" murmelte der andre, „ich fürchte, das schwerste kommt erst später."

„Du glaubst also, daß du das nächstemal noch eine dickere Keule kriegen wirst?" tat der Doktor unschuldig und fing wieder zu jodeln an.

„Ach nein, ich meine das Schwere, was in der Zukunft —"

„Das Schwere in der Zukunft? sei nicht kleinmütig, alter Freund, Hindenburg wird das schon machen . . ."

Vor dem Wirtshaus winkte schon der Professor. Er sah aber gar nicht fröhlich aus. „Bscht," sagte er, „bscht, nicht durch den Haupteingang — hinten 'rum — auf unser Zimmer —"

„Zimmer?" sagte der Doktor, „ich denke, wir wollen mit dem nächsten Zuge fort?"

„Bscht, bscht, nicht so laut!"

„Ach was, Mensch, freu dich lieber über unsere dicken Rucksäcke. Schau nur —"

„Um Gottes willen, bscht, bscht, er könnt' es drinnen hören."

„Wer denn zum Donnerwet—"

„Der Schutzmann, leise, leise, bitte." Sie schlichen auf ihr Zimmer im ersten Stock. Dort erzählte der Professor, daß in der Schenkstube der Schutzmann des Bezirkes sitze. Dem seien die Rucksäcke aufgefallen. Zur Kellnerin habe er ge-

Digitized by Google

sagt, das seien Hamster aus der Stadt, die wolle er schon kriegen. Aber so dumm sei er nicht, ihnen leer auf den Leib zu rücken. Die sollten nur erst tüchtig Geld ausgeben für die Hamstersachen, und dann fange er sie einfach auf dem Bahnhofe ab. Dann hätte das Dorf außer dem Geld auch die Hamstersachen wieder, und darauf trinke er jetzt schon ein Extramaß Bier.

„Aber woher weißt du das?" fragten die andern und setzten entgeistert ihre vollen Rucksäcke ab.

„Von der Kellnerin gegen gutes Trinkgeld. Sie sagt, der Schutzmann käme heute nachmittag gewiß zu jedem Zug auf den Bahnhof drüben, und da wäre es das beste, wir nähmen diese Nacht ein Zimmer."

Auf diesem Zimmer saßen sie nun und schauten zwischen Rucksack und Bahnhof hin und her. Der Doktor schlug vor, man solle doch zu Fuß gehen. Aber bei dem hohen Schnee nach der nächsten drei Stunden weit entfernten Bahnstation? Man gab es auf.

Jetzt sah der Professor im Fahrplan nach: „In drei Minuten", sagte er betrübt, „ginge ein wunderschöner Zug."

„Stimmt," sagte der Doktor, „da geht er schon — der Schutzmann." Sie sahen von ihrem niederen Fenster aus den aufrechten Mann der Ordnung grimmig nach dem Bahnhof stapfen. Der Zug lief ein, der Zug lief aus, der Schutzmann stapfte wieder aus dem Bahnhof. Noch grimmiger als vorher.

„In einer Stunde geht der nächste", sagte der Professor. Trübselig ging die Stunde vorbei. Wieder lagen alle drei verstohlen hinterm Fenster: Der Zug lief ein, der Schutzmann stapfte durch den Schnee, der Zug lief aus, der Schutzmann stapfte fort.

Sie versuchten es mit einem Tarock. Aber in dem schlecht geheizten niederen Zimmer klebten die Karten mißmutig aneinander. Und als der Doktor eben mit ein paar Trümpfen den andern einheizen wollte, pfiff der nächste einfahrende Zug, schnellte es die drei von Tarock ans Fenster, stapfte der Schutzmann durch den Schnee, lief der Zug aus, stapfte der Schutzmann wieder fort, wurde der mißmutige Tarock wieder aufgenommen.

Endlich fiel ihnen das Gehamsterte ein. Sie wickelten die Schinkenkeule aus. Sie sahen sie wehmütig an: Wer würde es länger aushalten, der Schutzmann, die Gefangenen, die Schinkenkeule? Eben wollten sie zum schwachen Trost ein Stückchen herunterſäbeln, als wieder ein Zugpfiff sie ans Fenster trieb, als wieder der Schutzmann durch den Schnee stapfte, als wieder der Zug auslief, als wieder der Schutzmann fortstapfte. Sie schoben die Keule auf die Seite, sie schmeckte ihnen nicht mehr. Früh gingen sie schlafen. Schweißgebadet wälzten sie sich durch ihre Träume, in denen immerzu ein Schutzmann, der sie verhaften wollte, unermüdlich hin- und herstapfte.

Als der Doktor und der Professor am andern Morgen erwachten, sahen sie eine dunkle Masse am Fenster sitzen. Es war der Postvorstand. „Gerade ist der Schutzmann wieder an den Bahnhof gestapft," sagte er tonlos, „der erste Zug ist fort."

Da drehten sich die andern wortlos in den Betten um. Nur der Doktor murmelte: „Beim dritten Zug könntest du uns wecken."

Als sie endlich alle aufgestanden waren und stumm ihr Frühstück erledigt hatten, sagte der Professor, es habe ihm geträumt, der Postvorstand hätte einen gewaltsamen Ausbruch unternommen und den unangenehmen Schutzmann totgeschlagen.

„Ihr tut euch leicht", brummte der Vorstand und dachte an die Weiherbäuerin.

„Weißt du," hielt ihm der Doktor vor, „wann wir uns wirklich leichter täten — wann du vergnügt und unbehelligt mit der Gans, dem Schinken und den Eiern an den Bahnhof gehen könntest?"

„Wie, du weißt ein Mittel?" flammte des Professors Hoffnung auf.

„Ja, eines, bei dem unser Freund all die schönen Sachen nicht mehr als Hamster zu verschleppen brauchte."

„Und das wäre?"

„Wenn er die Weiherbäuerin zum Weibe nähme." Der Professor lachte. Der Vorstand zischte: „Oh, hätte ich doch nie . . ."

„Bscht", machte es von der Zimmertüre her. Es war Kathi, die Kellnerin. Sie hielt die flache Hand auf und berichtete: „Bscht, meine Herr'n, grad hat seine Frau 'n Glühwein g'holt."

„Wem seine Frau?"

„Die Frau vom Schutzmann, der sich bei der ewigen Schneestampferei erkältet hat."

„Hurra, der Schutzmann liegt im Bett, hurra!"

„Ja, den nächsten Zug wird er überspringen müss'n, hat sei' Frau g'sagt, aber dann verhaftet er die Hamster, wo er sie erwischt, und beschlagnahmt alles — g'schwind, meine Herr'n, in fünf Minuten geht der nächste Zug."

Noch immer war die Hand der Kathi flach, ein reichliches Trinkgeld ward hineingedrückt, zu ging die Hand, die Kellnerin verschwand. Die drei Freunde machten sich in wilder Eile fertig, sie rannten im Galopp hinüber an die Bahn, rasten an den Schalter — eben winkte der Zugführer ab — gerade noch sprangen sie in ein leeres Abteil.

Eine ganze Weile dauerte es, bis sie sich verschnauft hatten. Aber dann wurden sie wieder gute Dinge. Sogar der Vorstand sah die künftige Anschmieglichkeit der Weiherbäuerin etwas weniger bedrohlich an. . . .

„Da hätten wir also doch noch Glück gehabt", sagte der Professor händereibend.

„Aber das beste haben wir nun doch versäumt", sagte gutgelaunt der Doktor.

Digitized by Google

„Was wäre denn das beste?"

„Das lange Gesicht des Schutzmanns, wenn ihn sein Glühwein wieder aufgerichtet hat, und er in unser Zimmer stapft, wo —"

„Das Gesicht des Schutzmanns?" unterbricht ihn da plötzlich der Vorstand, „dies Gesicht wird kaum so lang sein, wenn er unsere Rucksäcke —" Erblassend schauten die andern ins Gepäcknetz: „Teufel, die Rucksäck' — die Rucksäck' haben wir vergessen!"

✱

Bücherbesprechungen

Dr **Hartmanns Jungmädchenbücher.** Von diesen, durch den Lyzealdirektor Dr. Ernst Hartmann im Verlage von Hermann Gesenius-Halle herausgegebenen, für Mädchen von 8 bis 10 Jahren berechneten Bändchen, liegen bisher fünf vor. Sie heißen: „Rotschwanz und Büschelohr", von Magda Schelling; „Kriemhilds Rosengarten", bearbeitet von Ilse Treu; „Wallhall", von derselben bearbeitet; „Vogelgesellschaft bei Buchfinks, von Magda Schelling und „Das Stuttgarter Hutzelmännchen" von E. Mörike, nacherzählt von Elfriede Kittelmann. Die Ausstattung ist gut und gediegen, und dasselbe läßt sich vom Inhalt sagen. Mit Verständnis für das Alter und die Auffassungskraft sowie den Geschmack der kleinen Leserinnen sind die altdeutschen Sagen in Band 2 und 3 wiedergegeben, und Band 5 wird die kindlichen Märchenfreundinnen besonders entzücken. Ganz reizend aber sind die kleinen naturkundlichen Erzählungen des ersten und vierten Bändchens. Sie sind frisch und anschaulich dargestellt und geben mustergültigen, niemals langweilig oder aufdringlich wirkenden Unterrichtsstoff im unterhaltenden Gewande. In keiner Bücherei der Mädchenschule, gleichviel welcher Art, sollten die hübschen Bücher fehlen, und auch den Eltern seien sie als Gabe für die Hand ihrer Mägdlein wärmstens empfohlen.

Im Verlage von E. Nister, Nürnberg, sind zwei Büchlein von Nelly Wolffheim erschienen, die ebenfalls für die Hand junger Mädchen bestimmt sind, freilich solchen, die schon halb erwachsen sind.

Im Februar 1917 jährte sich zum hundertsten Male der Geburtstag **Ottilie Wildermuths.** Den Älteren von uns bedeutet dieser Name einen vertrauten Klang aus süßer Kinderzeit. Denn in der Reihe der Jugendschriftstellerinnen nahm Ottilie Wildermuth, die Tübinger Professorengattin, die frohsinnige und warmherzige Tochter des Schwabenlandes (geb. zu Rotteberg a. Neckar), zu ihrer Zeit einen ersten Platz ein, und noch heute gehört sie zu den vielgelesenen. Nicht weniger als 16 Bände Jugendschriften ließ sie in den Jahren 1871 bis 1876 erscheinen. Wie sie ja überhaupt außerordentlich fleißig war.

Außer diesen Jugendschriften erschienen aus ihrer Feder zahlreiche, besonders von der Frauenwelt gern gelesene Bücher, z. B. „Bilder und Geschichten aus Schwaben"; „Geschichten aus dem Frauenleben" (Novellen; „Die Heimat der Frau"; „Lebensrätsel"; „Perlen aus dem Sande" u. a. m. Ihre Gedichte veröffentlichte sie in der Sammlung: „Mein Liederbuch" (1877). Ihr liebenswürdiges dichterisches Talent vererbte sich auf ihre Töchter: Frau Agnes Wilms und Adelheid Wildermuth, die Mitherausgeberin des „Jugendgartens", die als solche getreulich auf den Bahnen der Mutter wandelt. Die Töchter haben ihrer Mutter 1888 ein würdiges Denkmal gesetzt durch Herausgabe ihrer Biographie und später ihrer gesammelten Werke. — Gehört ihr Schaffen und die Art desselben heute auch einer schon zurückliegenden Vergangenheit an, so hat Ottilie Wildermuth doch den Dank der jungen Mädchengeschlechter von einst — und auch der heutigen verient. Denn sie gehört zu den Vorkämpferinnen auf dem Gebiet der Jugendschrift, und ihr Name wird noch auf lange hinaus unvergessen sein.

„Für große Schwestern und junge Tanten" nennt sich das eine, das unseren jungen Mädchen zeigen will, wie sie sich nutzbringend mit jüngeren Kindern (Geschwistern oder fremden in Haus oder Hort) beschäftigen können. Es dürfte als Handbüchlein gerade in unseren Tagen denjenigen Mädchen willkommen sein, die sich bei genannter sozialer Liebesarbeit mitbetätigen wollen oder die zu Hause an Stelle der Mutter die kleinen Geschwister betreuen müssen. Auch etwas über Säuglings- und Körperpflege ist darin enthalten. (Preis 60 Pfennig.)

Das zweite: **„Fragen der weiblichen Berufswahl"** ist heutzutage von noch größerer Bedeutung. Die Verfasserin legt erst in klarer, verständlicher Weise dar, daß und warum eine berufliche Ausbildung für jedes Mädchen nötig und nützlich wäre, gibt Winke zur Berufswahl sowie praktische Ratschläge, weist aber auch auf die hauswirtschaftliche Ausbildung, auf die für den Mutterberuf hin und gibt in einem Anhang noch die Adressen der Auskunftsstellen für Frauenberufe. Im ganzen ein von gesunden Grundsätzen geleitetes, dem heranwachsenden Mädchen in jeder Hinsicht zu empfehlendes Buch. Bei guter Ausstattung Preis nur 1,50 Mark.

Nicht viel bedeutender, aber immerhin als Gabe fürs Feld ganz brauchbar, ist das Büchlein, das der literarische Verein „Zodiakus" als Sammlung von Beiträgen seiner Mitglieder in Pegau i. S. im Selbstverlag herausgegeben hat unter dem Titel **„Fürs Vaterland".** Als Herausgeberin zeichnet Jenny Ritzhaupt, und den Prosaskizzen dieser Verfasserin merkt man die schriftstellerische Feder an. Nennenswert sind allenfalls noch die Beiträge von Ilse Kellner und Loni Kinzelmann. Das Übrige ist Dilettantenwerk. (F. G.) —

Inhalt des Heftes 26: Die letzte Grünwettersbach. Roman von Oswald Bergener. — Der wilde Rosenbusch. Roman von Alfred Maderno. — Frauen-Beiblatt: Schwester, reich mir deine Rechte. Gedicht von Florentine Gebhardt. — Auf dem Wege zum weiblichen Dienstjahr. Von Eva Wachner. — Kinderland. Gedicht von Eugen Stangen. — Die belagerten Hamster. Von Fritz Müller. — Bücherbesprechungen.

Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Nachdruck verboten * Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für die Beiblätter: Dr. Erich Janke, Verlag v. Otto Janke. * Ausgegeben am 31. März 1917. * Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 128 962 607

AP 30
.D 378
v.51
pt.1

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google